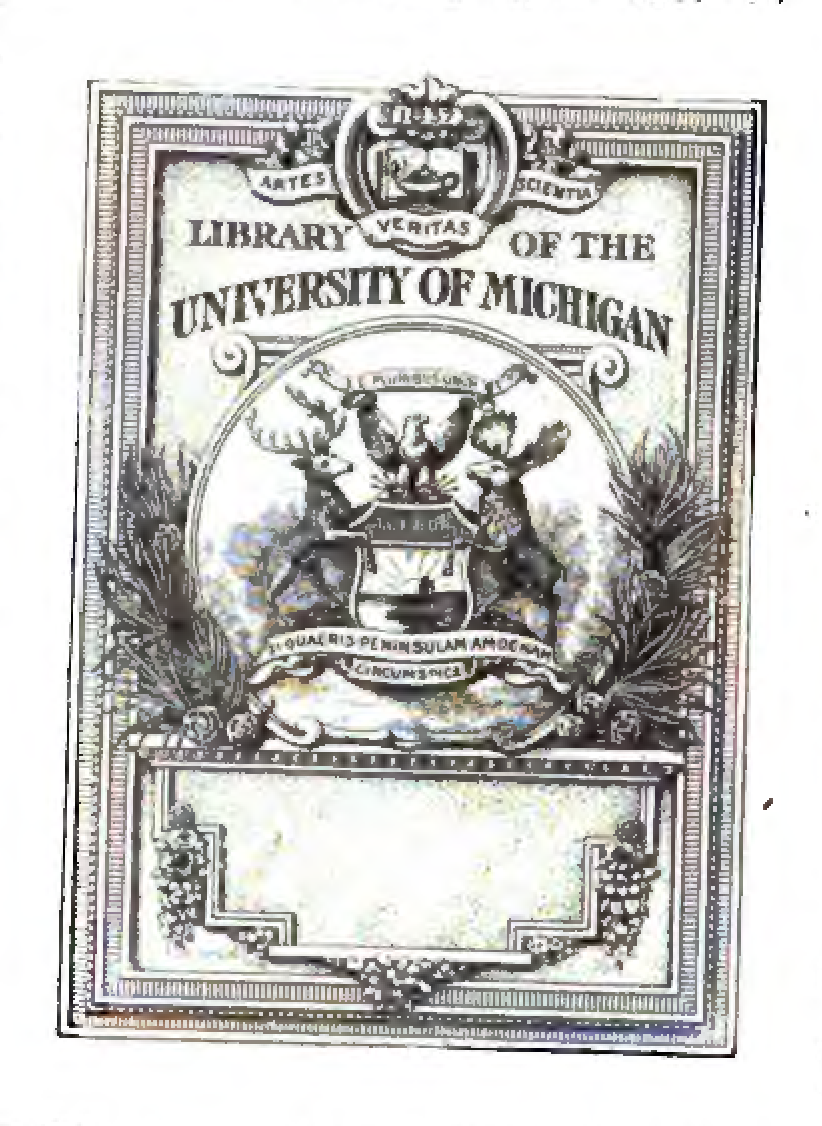
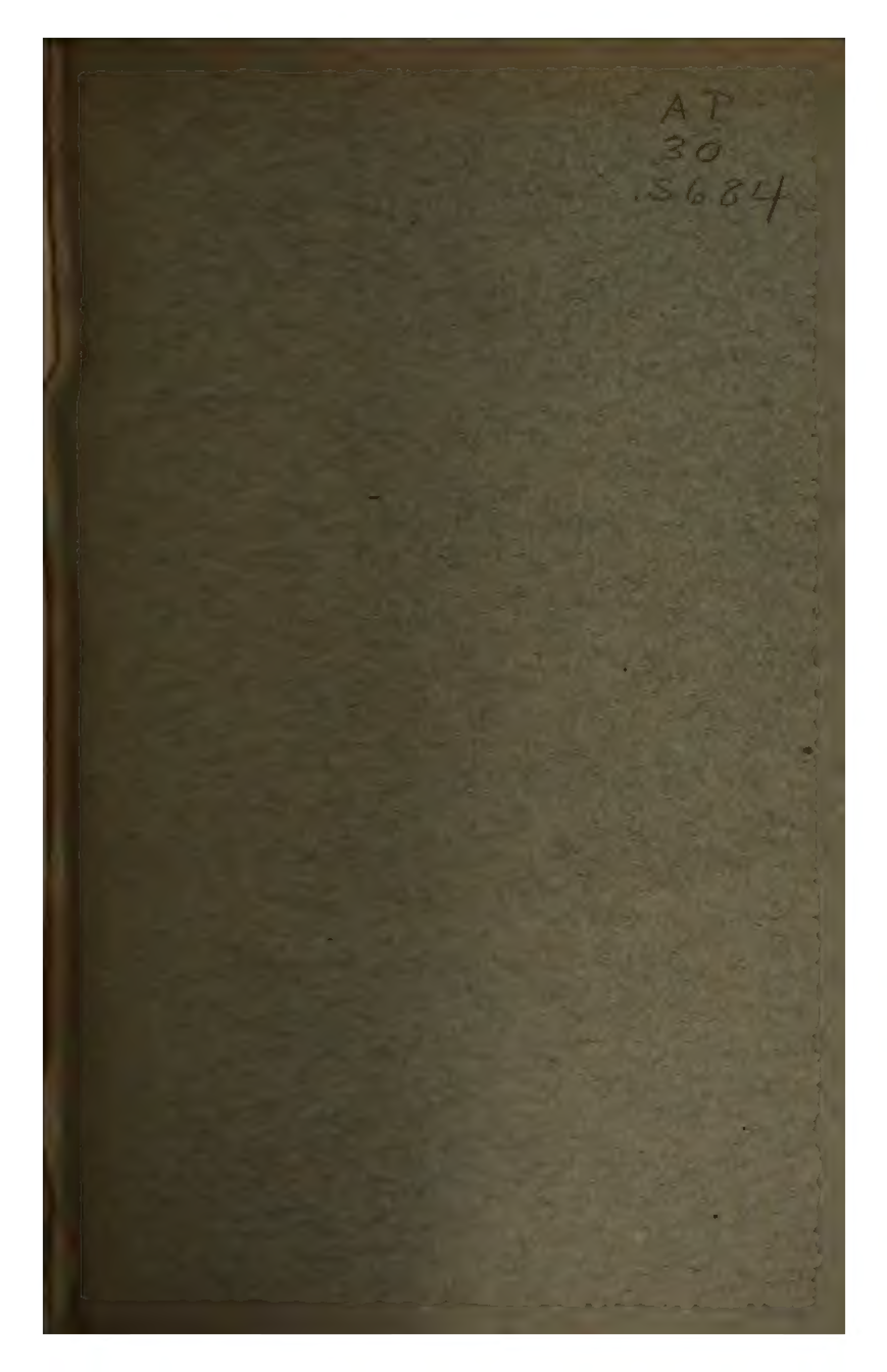
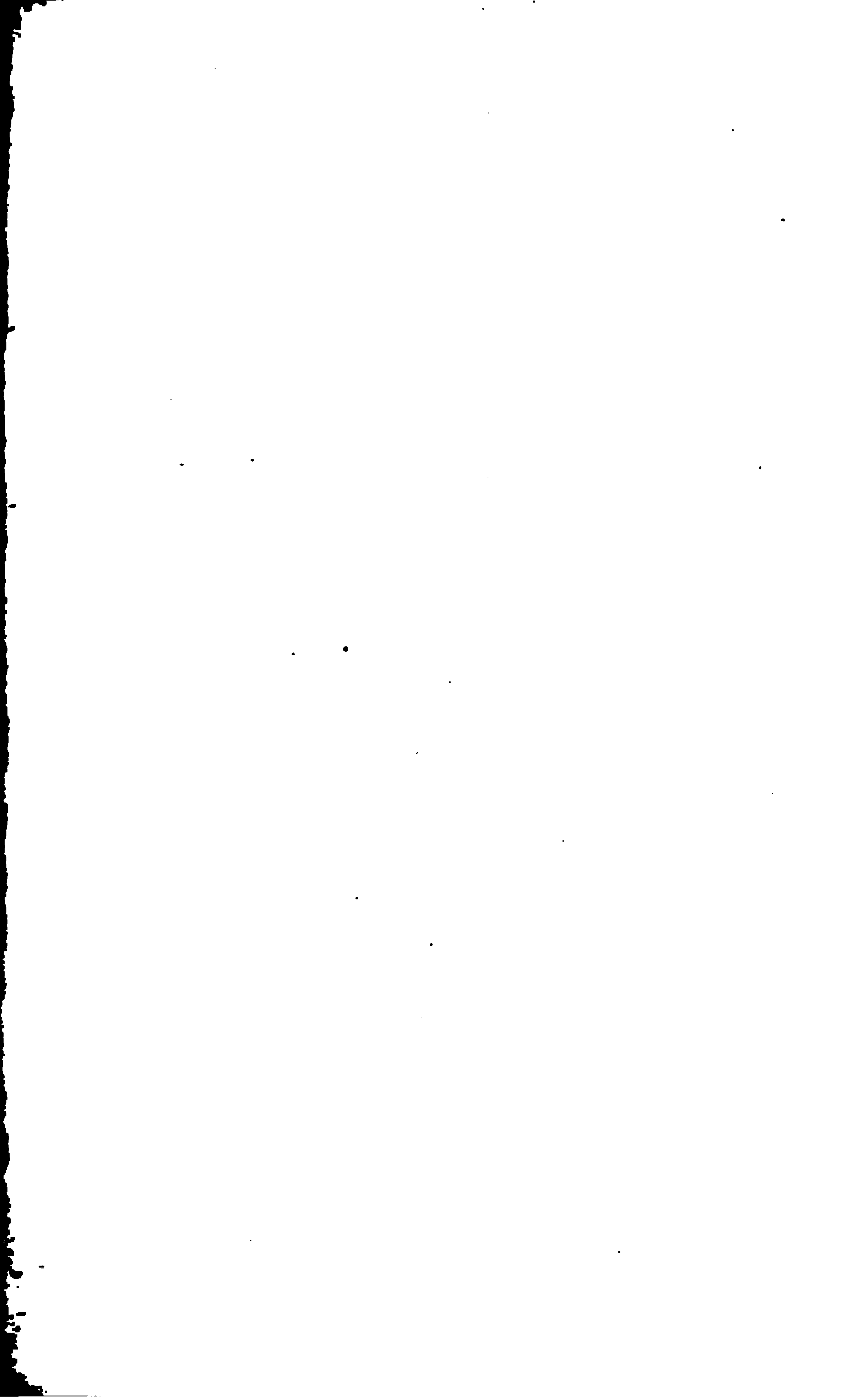


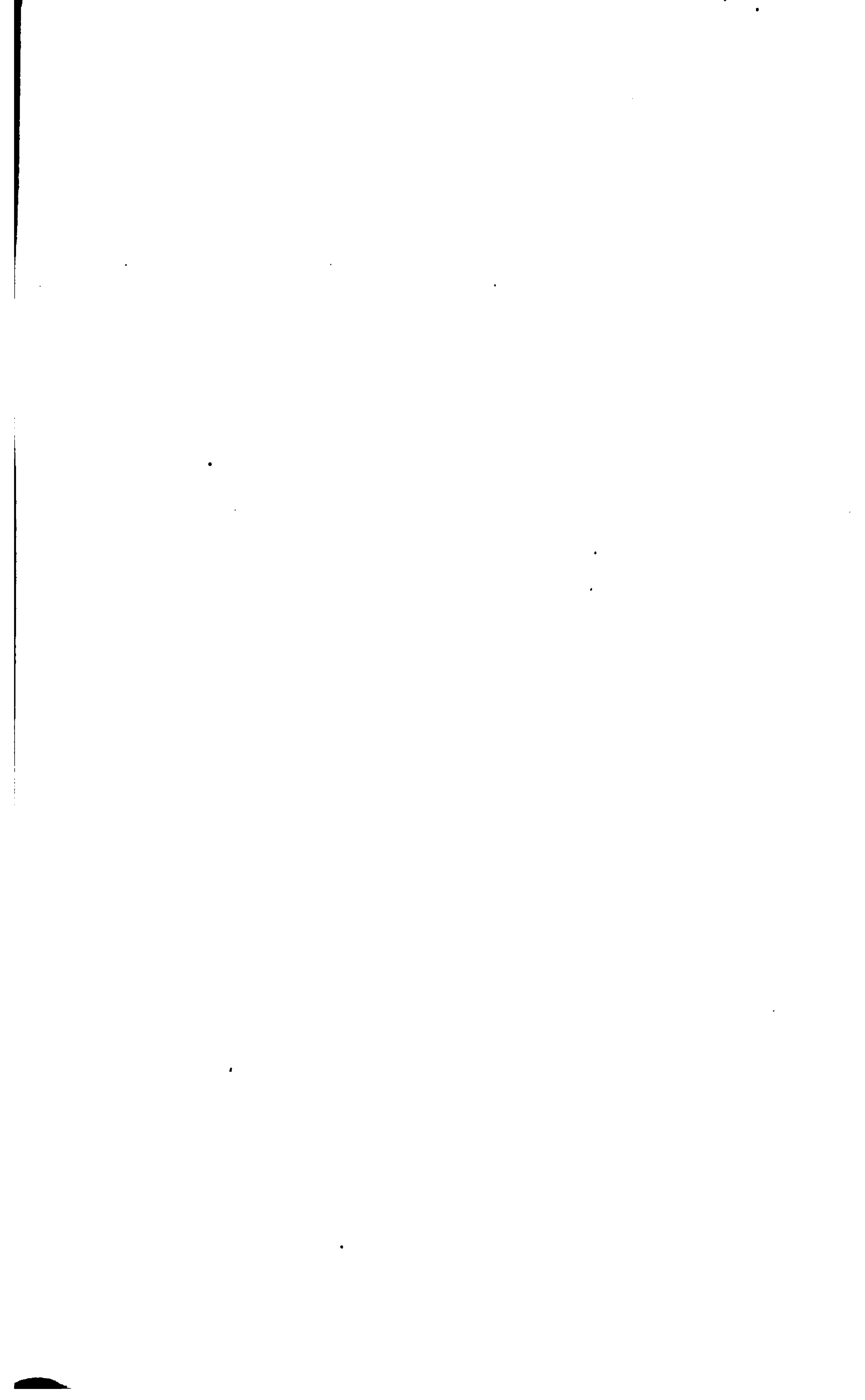


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE









ZEITSCHRIFT

FÜR DAS

GYMNASIALWESEN

HERAUSGEGEBEN

VON

H. J. MÜLLER.

LIII. JAHRGANG,

DER NEUEN FOLGE DREIUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.

BERLIN 1899.

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. ZIMMERSTRASSE 94.



INHALT DES LIII. JAHRGANGES,

DES DREIUNDDREISSIGSTEN BANDES DER NEUEN FOLGE.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

*

Seite

Seite

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Die Philosophie auf dem Gymnasium.

I.

Nichts kennzeichnet unsere letzten Lehrpläne so auffällig im Gegensatz zu den ausländischen Lehrplänen als die gänzliche Abwesenheit der Philosophie. Als die Bewunderung für die ungeheuerliche Philosophie Hegels in ihrer Blüte stand, wurde auch an den preufsischen Gymnasien ein propädeutischer philosophischer Unterricht eingeführt, der in zwei wöchentlichen Stunden zwei Jahre hindurch das Wichtigste aus der Logik und aus der Psychologie behandeln sollte (1825). Neun Jahre später sah man die Propädeutik sogar unter die beim mündlichen Abiturientenexamen zu behandelnden Gegenstände aufgenommen. Seit 1856 wurde dieser Unterricht mit dem deutschen auf der obersten Stufe verschmolzen. Welche Ausdehnung der Philosophie an den bayerischen Gymnasien und schon im achtzehnten Jahrhundert vor allem in Baden gegeben wurde, darüber findet man bei Wendt und Ziegler sehr interessante Einzelheiten[1]). In Baden soll dieser Unterrichtszweig förmlich geblüht haben, während er bei uns hier nie recht hat gedeihen wollen. Merkwürdig ist, dafs in amtlichen Kundgebungen bald über einen Mangel an geeigneten Lehrkräften für dieses Fach geklagt wurde, was noch viel beschämender für unseren Stand ist, als wenn unter den Gründen, welche man seiner Zeit für die Abschaffung der lateinischen Aufsätze und der Übungen im Übersetzen deutscher Originalstücke anführte, auch dieser prangte, die Lehrer selbst verständen ja nicht mehr lateinisch zu

[1]) Ich verweise für die ganze Frage in erster Linie auf G. Wendt, Der deutsche Unterricht und die philosophische Propädeutik (Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, herausgegeben von A. Baumeister, III 3). Auch R. Lehmann hat in der zweiten Auflage seines Deutschen Unterrichts diesem Gegenstande eine eingehende Betrachtung gewidmet (S. 389—437). Ferner finden sich in der Geschichte der Pädagogik von Th. Ziegler dankenswerte Mitteilungen aus der Geschichte dieses Lehrgegenstandes. Die Litteraturnachweise sind in wünschenswerter Vollständigkeit beisammen bei R. Jonas, in den von C. Rethwisch herausgegebenen Jahresberichten über das höhere Schulwesen. Ganz besonders sei auch auf die Schlufsbetrachtung in Fr. Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts verwiesen.

schreiben und zu sprechen, auch ihnen sei die freudige und sichere Handhabung der alten Sprache abhanden gekommen. Im Jahre 1882 wurde die Aufnahme der philosophischen Propädeutik in den Lehrplan eines Gymnasiums „der Erwägung des einzelnen Direktors mit den dazu geeigneten Lehrern anheimgegeben", und, pro pudor, die meisten Gymnasien liefsen, weil sie keinen geeigneten Lehrer dafür hatten, den ihnen längst beschwerlichen Gegenstand fallen. Die letzten Lehrpläne endlich, die vom Jahre 1891, thun der Philosophie keine Erwähnung. Man kann nicht sagen, dafs die Philosophie damit aus unseren Gymnasien verjagt sei: wir geniefsen ja eine ziemlich grofse Freiheit beim Unterrichten, und ein philosophisch gesinnter und gebildeter Lehrer kann auch im Rahmen dieser letzten, mehr von Historikern, wie es scheint, als von Philosophen inspirierten Lehrpläne seinen Unterricht sehr wohl in philosophischem Geiste erteilen. Ja, es ist ja eigentlich unmöglich, gut zu unterrichten, wenn man nicht philosophisch unterrichtet. Die natürliche Tendenz aller Lehrfächer, ausgenommen die den Fachschulen eigentümlichen, geht ja auf die Philosophie, die dem Meere vergleichbar ist, in welchem alle Ströme ihre finale Beruhigung finden. Ein frommer Dichter sagt, ein liebeleeres Menschenleben sei wie der Quell, versiegt im Sande, der hin den Weg zum Meer nicht fand. In ähnlicher Weise versandet und versumpft ein Unterricht, der hin den Weg zur Philosophie nicht findet. Was an Thatsächlichkeiten, an Realien, an historischen Daten mitgeteilt wird, hat ja eigentlich alles nur den Wert von kuriosem Quark, wenn es nicht gelingt, ihm eine philosophische Seele einzuhauchen. Nur die fremdsprachliche Grammatik und die Mathematik haben ihre unverlierbare, wenn auch einseitige, Philosophie in sich.

Zwischen philosophischer Gestaltung des Unterrichts und der philosophischen Propädeutik als Unterrichtsgegenstand ist zwar ein Unterschied zu machen, obgleich man zweifeln kann, ob, wenn wirklich in philosophischem Geiste unterrichtet wird, noch ein besonderer Unterricht in der philosophischen Propädeutik auf dem Gymnasium daneben nötig sei. Wie konnte es aber nur kommen, dafs ein Gegenstand, der berufen schien allem Behandelten die letzte Weihe zu geben, völlig aus dem Unterrichtsplane verschwunden ist? Hier die Antwort. Die Schule hatte sich damals dem Zeitgeiste anbequemt, was sie auch in der letzten Zeit wieder gethan hat und vielleicht noch öfter thun wird. Saeculum erat, um Taciteisch zu reden, philosophiam despicere atque contemnere. „Es war eine Zeit, in welcher sie", nämlich die Philosophie, speziell an dieser Stelle die Metaphysik, schreibt Kant in der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft, „die Königin aller Wissenschaften genannt wurde, und, wenn man den Willen für die That nimmt, so verdiente sie, wegen der vorzüglichen Wichtigkeit ihres Gegenstandes, allerdings diesen Ehrennamen. Jetzt bringt es der

Modeton des Zeitalters so mit sich, ihr alle Verachtung zu beweisen, und die Matrone klagt, verstofsen und verlassen wie Hekuba: Modo maxima rerum, tot generis natisque potens, nunc trahor exsul, inops". Diese Worte passen viel besser auf unsere Zeit, zumal auf die Zeit vor 40 Jahren, als auf die damalige, welche weder durch die Politik noch überhaupt durch das oberflächliche Vielerlei der täglich erscheinenden und zur einzigen geistigen Nahrung der grofsen Masse auch der Gebildeten gewordenen Zeitungen von den natürlichen Gegenständen des menschlichen Interesses abgelenkt wurde. Man glaubte sogar, die Philosophie, oder wenigstens die spekulative, sei für immer tot. Ja, die Phisosophen selbst schienen dieser Meinung zuzuneigen und fingen an von den geistlosesten Spezialisten mit Achtung zu reden, jedenfalls in ganz anderem Tone als Schelling früher in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums von ihnen geredet hatte. Die Philosophie selbst glich einem müde gewordenen Herrscher, der sich mit Abdankungsgedanken trägt. Der berühmt gewordene Begründer der positiven Philosophie in Frankreich, A. Comte, der in seiner Denkart und Schreibweise mehr deutsch als französisch ist, stellte sogar diese Lehre auf, alle Wissensgebiete hätten drei Perioden durchzumachen: die theologische, die metaphysische, die wissenschaftliche, und diesem Entwicklungsgesetze der Menschheit entspreche auch die Entwicklung des Individuums. Chacun de nous, sagt er, a été successivement, quant à ses notions les plus importantes, théologien dans son enfance, métaphysicien dans sa jeunesse, et physicien dans sa virilité. Er meint also, dafs die Philosophie ihre Schuldigkeit gethan habe und jetzt gehen könne. Die spezifisch philosophischen Erklärungen scheinen ihm einen Bastardcharakter zu tragen. Am meisten möchte er recht haben hinsichtlich der Naturphilosophie. Aber ist A. Comte nicht selbst ein Beweis, dafs alles höhere geistige Streben mit unentrinnbarer Notwendigkeit in die Kreise der Philosophie zurückgezogen wird? Gleicht er doch einem Hunde, der seine Kette zerrissen hat und mit ungestümer Hast weitweg rennt, nach einiger Zeit aber von selbst an seinen alten Ort zurückkehrt? Der physique terrestre und céleste will er, wie er in seiner sonderbaren Sprache sagt, une physique sociale hinzufügen, d. h. er dringt auf eine streng naturwissenschaftliche Behandlung aller Vorgänge des inneren Lebens. Dann bekennt er aber, dafs mit einer wissenschaftlichen Durchforschung des Einzelnen der Sache wie dem menschlichen Geiste doch nicht genügt ist. Es solle deshalb eine neue Spezialität geschaffen werden, nämlich l'étude des généralités scientifiques. Dies ist nun aber eben die Philosophie, welche auch Bacon als einen Auszug aus der Gesamtheit der Wissenschaften definiert. Aber auch die eigentliche Spekulation und die Mystik treiben ihre Rechte von diesem Verächter der Metaphysik ein: er krönt sein System mit

einem bis ins Kleinste geregelten Kultus der Menschheit, der auch reichlich mit Festen und Erinnerungsfeiern bedacht ist.

Von einer Abdankung der Philosophie zu Gunsten etwa der Naturwissenschaften oder der Geschichte ist auch bei uns in Deutschland nicht die Rede. Berühmte naturwissenschaftliche und geschichtliche Werke verdanken ihre Geist und Gemüt erregende Wirkung stets der Philosophie, die sich der nüchternen Arbeit des Verfassers hinzugesellt hatte. Selbst Du Bois-Reymond, in dessen Augen doch die Philosophie weiter nichts ist als dummes Zeug, was sich einer einbildet, verdankt die grofse Anerkennung, die seine Vorträge gefunden haben, nur zur Hälfte seiner geschickten Behandlung der Sprache, zur anderen aber einer gewissen latenten Philosophie, die den Leser zu überschauenden Höhen hinaufzieht. Wenn es eine Zeit lang schien, auch bei uns, als wolle man von Philosophie überhaupt nicht mehr reden hören, so erklärt sich das aus einer doppelten Ursache. Einmal hatte man wirklich unmäfsig philosophiert mit Vernachlässigung von vielem anderen, wirklich auch sehr Wichtigen, und insani sapiens nomen ferat ultra quam satis est virtutem si petat ipsam. Sodann war es nicht die echte Philosophie gewesen, mit der man sich so gierig genährt hatte. Statt edlen Weins hatte man ein fragwürdiges, schlechtbekömmliches Surrogat genossen. Man war trotz aller Anstrengungen nicht heller im Kopfe geworden. So schlug denn der Enthusiasmus in Verachtung der Philosophie um. So oft aber eine philosophische Schrift geboren wurde, die einigermafsen frei war von den Fehlern jener scholastischen Wortkrämerei und Fafsbares in menschlicher Sprache bot, erwachte doch wieder das dem Menschen natürliche Interesse für alles Philosophische. Die Menschheit müfste eben ihre Adelstitel verloren haben, wenn nicht auch in unserem Jahrhundert der äufserlich herrschenden industriellen und politischen Interessen die Philosophie und die Poesie die Herzen zu gewinnen und zur Andacht zu zwingen vermöchten.

Der Lehrplan der Schule darf keinen wesentlichen Teil der menschlichen Anlage unberücksichtigt lassen. Aristoteles definiert den Menschen bekanntlich als *ζῷον πολιτικόν*, die Stoiker als *ζῷον κοινωνικόν*: berühmte Muster falscher Definitionen. Oder wohnt der staatenbildende Trieb, der Trieb Gemeinschaften mit andern zu bilden etwa allein dem Menschen inne? Viel richtiger könnte man ihn ein *ζῷον ποιητικόν τε καὶ φιλόσοφον* nennen. *Ποίησις* würde dabei im weiteren, den Alten geläufigen Sinne zur Bezeichnung des künstlerisch gestaltenden Reproduktionstriebes zu nehmen sein. Der Poesie im engeren Sinne würde freilich unter den Künsten die erste Stelle zukommen, wenn ihr auch an Tiefe die Musik überlegen ist. Denn ihr Reich ist das weiteste, und sie wendet sich nicht blofs, wie die anderen Künste, an eine spezielle Begabung. Wer ihre Stimme also nicht ver-

nimmt, mufs als eine psychologische Mifsgeburt gelten, er sei auch wer er sei. Doch es handelt sich hier nur um den Menschen als ζῷον φιλόσοφον. Darf man finden, dafs unsere Schulen, im besonderen unsere Gymnasien, diesem Haupttriebe der menschlichen Anlage in ihrer jetzigen Gestaltung ausreichende Nahrung gewähren?

Alle die Zahlreichen, welche in Sachen der sogenannten philosophischen Propädeutik bis in die jüngste Zeit hinein das Wort ergriffen haben, sind einig in der Wertschätzung der Philosophie. Vielleicht darf man aber finden, dafs, was zur Empfehlung eines Unterrichts in den Elementen der Philosophie vorgebracht zu werden pflegt, nicht in einer hinlänglich nachdrucksvollen Weise aus der tiefen Sehnsucht, aus dem in jedem echten Menschen immer wieder entstehenden Verlangen nach solcher Erkenntnis abgeleitet wird. Dem entsprechend gehen die aufgestellten Forderungen bald zu sehr in die Breite, bald lassen sie unberücksichtigt, was in erster Linie berücksichtigt zu werden verdiente.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist vor allem zu betonen, dafs man das Wort Philosophie bei der Behandlung dieser Frage nicht in dem modernen schulmäfsigen Sinne nehmen darf. Die Menschen einer bestimmten Epoche können das eigentümliche Philosophieren ihrer Zeit überdrüssig bekommen, aber nicht die Philosophie. „Es ist umsonst“, sagt Kant, „Gleichgültigkeit in Ansehung solcher Nachforschungen erkünsteln zu wollen, deren Gegenstand der menschlichen Natur nicht gleichgültig sein kann“. In diesem Sinne redet Schopenhauer mit einem sehr glücklich gewählten und jetzt oft citierten Ausdruck von dem metaphysischen Bedürfnis des Menschen. „Den Menschen ausgenommen“, sagt er, „wundert sich kein Wesen über sein eigenes Dasein; sondern ihnen allen versteht dasselbe sich so sehr von selbst, dafs sie es nicht bemerken. Im Anfang seines Bewufstseins freilich nimmt auch er sich als etwas, das sich von selbst versteht. Aber dies währt nicht lange; sondern sehr früh, zugleich mit der ersten Reflexion, tritt schon diejenige Verwunderung ein, welche dereinst Mutter der Metaphysik werden soll. Tempel und Kirchen, Pagoden und Moscheen, in allen Landen, aus allen Zeiten, in Pracht und Gröfse, zeugen vom metaphysischen Bedürfnis des Menschen, welches, stark und unvertilgbar, dem physischen auf dem Fufse folgt“[1]). Freilich, meint er, wer satirisch gelaunt sei,

[1]) In geradem Gegensatz zu der Ansicht, dafs das Philosophieren einem unausrottbaren Bedürfnisse des menschlichen Geistes entspreche, steht, was E. v. Hartmann in einem Aufsatze „Über das Philosophiestudium an den Universitäten“ sagt (Moderne Probleme, S. 140—156). Für ihn ist das Philosophieren überhaupt nur Sache einer kleinen Minderheit. Am liebsten möchte er die Philosophie sogar von den Universitäten verbannen, um sie zu retten und dadurch die moderne Wissenschaft überhaupt vor völliger „Verknöcherung und Versumpfung“ zu bewahren. An den Gymnasien scheint sie ihm vollends gar nichts zu thun zu haben. „Die erste Stufe der Ent-

könnte hinzufügen, dafs dieses metaphysische Bedürfnis ein bescheidener Bursche sei, der mit geringer Kost vorlieb nehme. An plumpen Fabeln und abgeschmackten Märchen liefse es sich bisweilen genügen: wenn nur früh genug eingeprägt, seien sie ihm hinlängliche Auslegungen seines Daseins und Stützen seiner Moralität. Nach Schopenhauer bleibt deshalb dem Menschen, wie er sich lateinisch ausdrückt, nur die Wahl zwischen philosophari und pecudum ritu vivere. Ein schönes Wort Senecas, wie er dergleichen unzählige hat, lautet: Vita sine litteris mors est et hominis vivi sepultura. Man setze statt sine litteris lieber sine philosophia, und man wird etwas Richtigeres und dem Gedanken Senecas auch besser Entsprechendes gesagt haben. Auch Horaz ist der Meinung, dafs die Philosophie etwas ist, was keinem Alter, keinem Stande fremd bleiben kann:

Aeque pauperibus prodest, locupletibus aeque,
Aeque neglectum pueris senibusque nocebit.

Wie schwungvoll ferner verherrlicht Cicero die Philosophie als das *ἀνθρώπινον ἀγαθὸν κατ' ἐξοχήν*: „O vitae philosophia dux, o virtutis indagatrix expultrixque vitiorum! Quid non modo nos, sed omnino vita hominum sine te esse potuisset? Tu urbes peperisti, tu dissipatos homines in societatem vitae convocasti, tu eos inter se primo domiciliis, deinde coniugiis, tum litterarum et vocum communione iunxisti, tu inventrix legum, tu magistra morum et disciplinae fuisti. Ad te confugimus, a te opem petimus, tibi nos, ut antea magna ex parte, sic nunc penitus totosque tradimus. Est autem unus dies bene et ex praeceptis tuis actus peccanti immortalitati anteponendus. Cuius igitur potius opibus utamur quam tuis, quae et vitae tranquillitatem largita nobis es et terrorem mortis sustulisti?“ So ungefähr dachten die Gebildeten des Altertums, in deren Schätzung die Philosophie sehr hoch stand. Aus ihrer äufseren und inneren Kultur die Summe ziehend, gestanden sie, dafs sie diesen ganzen reichen Segen der Philosophie verdankten. Aus der philosophischen Anlage des Menschen heraus schien ihnen das im vornehmsten Sinne Menschliche geboren zu sein. Nachdem aus der anfänglichen feritas sich aber der humanus cultus gebildet hatte, galt es, dieses teuerste der Güter zu wahren, und das konnte wiederum nur durch die Philosophie geschehen.

Man könnte dagegen vielleicht einwenden, dafs die menschlichen Interessen wechseln und dafs sie sich im Kreislauf einander ablösen, zum Vorteil für die Gesamtentwicklung. So habe es ab-

---

würdigung“, sagt er wörtlich (S. 147), „hat die Philosophie damit überwunden, dafs sie aufgehört hat, obligatorischer Unterrichtsgegenstand der Knaben in den Gymnasien zu sein; die zweite wird sie erst dann überwinden, wenn sie aufhört, obligatorischer Unterrichtsgegenstand für Jünglinge zu sein, die gar kein philosophisches Bedürfnis haben, sondern blofs Geistliche oder Lehrer oder Ärzte zu werden wünschen“.

wechselnd religiöse, philosophische, litterarische, industrielle, politische Jahrhunderte gegeben. Heute zumal habe die Philosophie nur eine kleine Gemeinde; und es sei wirklich nicht zu verlangen, dafs auf solche Zurückgebliebene bei der Gestaltung des Unterrichtswesens Rücksicht genommen werde. Für die Bedürfnisse des gegenwärtigen Lebens zu erziehen sei Aufgabe der Schule. Ein handelsfreudiges Geschlecht, das geschickt und gewillt sei, die Aufgaben der Gegenwart zu erfassen, gelte es zu bilden. Das unserer Zeit Widerstrebende müsse endlich abgeschüttelt werden, damit sich die Kraft unseres Volkes im Wettstreit der Völker ungehindert entfalten könne. Das sind berechtigte Wünsche, aber sie direkt verwirklichen zu wollen ist gefährlich. In der Pädagogik jedenfalls ist der gerade Weg nicht stets der beste.

Andere sagen wieder, man solle sich hüten, der Jugend zuzumuten, was über ihre Kräfte gehe. Es sei nicht minder verhängnisvoll für die geistige als für die körperliche Entwicklung, schlummernde Triebe vor der Zeit zu wecken. Die Philosophie müsse für das reifere Alter aufgespart werden. Auch das giebt man zu erwägen, dafs der Mensch Dinge, an denen er sich zu früh mit unzureichender Kraft abgemüht hat, als abgethan betrachte, ja oft durch eine Art von Ekel verhindert werde, später, im richtigen Momente, sie wieder aufzunehmen. Andere gehen noch weiter und leugnen überhaupt die, so zu sagen, psychologische Notwendigkeit des Philosophierens. Von Natur, meinen sie, liege es gar nicht in dem Charakter des Menschen, über das praktisch nicht Verwertbare zu grübeln, der Trieb zum Philosophieren sei ein nachträglich inokulierter. Was einige *ἄτοποι*, einige müfsige spekulative Köpfe ersonnen hätten, damit dürfe man nicht alle anderen, vor allem nicht die heranwachsende Jugend, die nach ganz anderem ausschaue, belästigen wollen. Dafs die Philosophie für den Jugendunterricht nicht tauge, scheint vor allem mit Hülfe des Argumentum *ἀπὸ τοῦ κρείσσονος* unwiderleglich bewiesen werden zu können. Man betrachte doch die heute im Mannesalter Stehenden! Merkt man ihnen etwas von Philosopbie und philosophischem Interesse an? Und so ist es im Grunde immer gewesen, selbst in Zeiten, wo die Philosophie zu den täglichen Gegenständen der gebildeten Unterhaltung gehörte. Jeder ist mit seinen materiellen Interessen beschäftigt, und sich und den Seinigen in schwerem Kampfe, mit Anstrengung seiner ganzen Kraft ausreichende, womöglich mehr als ausreichende Lebensbedingungen zu schaffen betrachtet er als die Hauptaufgabe seines Lebens. Er darf mit sich zufrieden sein, wenn er, seine Interessen wahrend, sich aller ungesetzlichen oder auch nur an das Ungesetzliche streifenden Mittel enthält. In dem Mafse, wie es ihm damit gelingt, wächst er in der Achtung seiner Mitbürger. Wie kann neben so einem überhaupt ein Philosoph in Betracht kommen, so ein unpraktischer Träumer, der nie die Flut wahr-

zunehmen weiſs und dessen ganze Lebensreise sich vielleicht durch Not und Klippen windet? Man betrachte ferner den Staat, vor allem den modernen, christlichen Staat. Denn der Staat ist nach Aristoteles ein Mensch im groſsen, und Plato meint, was wegen der zu kleinen Schrift im Wesen des einzelnen Menschen nicht deutlich zu lesen sei, das stände klar und leserlich in Majuskeln geschrieben im Leben des Staates da. Es hat Zeiten gegeben, in denen man das private und öffentliche Leben der Philosophie gemäſs zu gestalten suchte. Aber mit solchen Völkern hat es nicht recht vorwärts gewollt, wenigstens nicht in den Augen des praktischen Politikers. Was Carneades auf seiner berühmten Gesandtschaftsreise in Rom zum Entsetzen Catos lehrte, daſs die Gerechtigkeit im staatlichen Leben eine Zier sei, daſs man aber ohne sie weiter komme, wird durch recht zahlreiche Beispiele der Geschichte bestätigt. Und wenn auch nicht immer Akte der Ungerechtigkeit es gewesen sind, welche die Völker in die Höhe gebracht haben, wenn man auch mit Leichtigkeit zwischen einer ränkevollen und alle Vorteile um Gerechtigkeit unbekümmert ausnutzenden Politik und einer ehrlich strebenden unterscheiden kann, so muſs man doch gestehen, daſs die praktische Staatskunst sich je länger je mehr von den philosophischen Zielen losgesagt hat. Der Staatsmann von heute jedenfalls meint, daſs man mit den Wölfen heulen, d. h. es wie die andern Völker machen müsse, um sich ihnen gegenüber in seinem Besitzstande auch nur behaupten zu können. Es ist vielleicht aber doch kein bloſser Traum der Pedanten, daſs ein Staat auf Vernunft und Gerechtigkeit gegründet sein und denen, die ihm angehören, vorteilhafte Bedingungen schaffen müsse, das Menschliche in sich reich und vielseitig zu entwickeln. Der heutige Staatsmann ist vor allem darauf aus, seinen Staat in militärischer und in finanzieller Hinsicht möglichst leistungsfähig zu machen. Er regelt die Ein- und Ausfuhr, baut Eisenbahnen, Kanäle und Schiffe, wandelt wüst liegende Gegenden in fruchtbare Gefilde um, sorgt, daſs der emsig schaffenden Thätigkeit immer weitere Absatzgebiete erschlossen werden. Allerdings hat er auch vor der Wissenschaft Achtung; aber ihr Hauptwert besteht nach ihm doch darin, daſs sie den Wohlstand des Landes durch sinnreiche und fruchtbare Erfindungen vermehrt. Das Wort Kultur pflegt heute als zusammenfassender Ausdruck für die zum Besseren strebende Gestaltung des äuſseren Lebens genommen zu werden, im Vergleich zu welcher die Kultur des Innern als etwas Minderwertiges gilt, als etwas, was den Anforderungen des praktischen Lebens gegenüber nicht ernstlich in Betracht kommt.

Aber jenes argumentum *ἀπὸ τοῦ κρείσσονος* beweist nichts. Man darf nicht so schlieſsen: wenn selbst die im reifen Mannesalter Stehenden heute für das Philosophische kein Verständnis mehr haben, wie soll dann noch die Jugend der Philosophie zu-

gänglich sein? In der rastlosen und einseitigen Thätigkeit des Lebens sterben eben Triebe ab, die in der ursprünglichen Anlage vorhanden waren. Es ist natürlich, dafs in der Jugend der philosophische Erkenntnistrieb reger ist als in dem praktischen Mannesalter. Für sein äufseres Leben läfst der werdende Mensch andere sorgen. Er ist utilium tardus provisor, wie Horaz sagt, und ist sublimis. Ehrgeiz und Gewinnsucht sind im Gegensatz dazu die inspirierenden Genien des Mannesalters. Conversis studiis, sagt derselbe Horaz, aetas animusque virilis Quaerit opes et amicitias (Konnexionen), inservit honori. Zumal unter einem rauhen Himmel, wo die Bedürfnisse des physischen Lebens zahlreicher und gebieterischer sind, in einem stark bevölkerten Lande, wo alles spähend die Augen offen halten mufs, um auch nur das zum Leben Notwendige zu gewinnen, in einem politischen Friedenszustande, der jeden Augenblick in Krieg überzugehen droht und nur durch eine aufs höchste gesteigerte Kriegsbereitschaft erhalten werden kann, fehlen alle Vorbedingungen zum Gedeihen einer philosophischen, ja überhaupt einer menschlichen Lebensauffassung. So viel dabei auch durch die hohe Anspannung der praktischen und erfindenden Kräfte des menschlichen Geistes gewonnen wird, so beklagenswert ist auf der anderen Seite die Verödung des inneren Lebens. Und die Verflachung wird, trotz aller hoch gesteigerten äufseren Kultur, um so trauriger sein, wenn gleich die Schule sich als höchstes Ziel setzt, vor allem für die Aufgaben der Gegenwart brauchbare Menschen zu erziehen, anstatt die ihrer Natur nach ideal gesinnte Jugend in erster Linie mit dem für ein wahrhaft menschliches Leben und Sterben Notwendigen auszurüsten und nur zusatzweise das für die praktischen und politischen Aufgaben der Gegenwart direkt Verwendbare zu lehren. Praktisch zu sein ist dem Manne ebenso natürlich, als es dem Kinde und Jünglinge unnatürlich ist. In zwei Perioden seines Lebens ist der Mensch philosophisch gestimmt: in der Jugend und im Alter. In der Jugend zieht es ihn gleich zu den Höhen, in die Tiefen der Erkenntnis, und auch in dem praktischsten Zeitalter wird vorläufig noch immer der Mensch geboren mit diesem sehnsüchtigen Verlangen, sich ein Gesamtbild des Lebens zu schaffen. Er ist auf das Primäre und Substanzielle gerichtet. In dem staunenden Blicke des Kindes und des unverdorbenen Jünglings ist etwas Heiliges und Verehrungswürdiges. Wenn man nur das Abgeleitete, für die besonderen praktischen Aufgaben der Zeit gleich direkt Verwertbare dem werdenden Geschlechte bietet, so schafft man damit allerdings die Vorbedingungen zu einem materiellen und politischen Gedeihen eines Volkes, aber man läfst doch das Edelste im Menschen ersterben und betrügt ihn damit um das ideale Glück, dessen die Menschheit fähig ist. Dabei ist zu fürchten, dafs diese einzig mit dem Brauchbaren ausgerüsteten Menschen später vor Ekel über sich selbst auch die Fähigkeit des praktischen

und besonnenen Handelns einbüfsen. Dafs dem modernen Manne, selbst dem gebildeten und gelehrten, die schönsten Sterne, die an jedem neu entstehenden Lebenshimmel aufgehen, so ganz erblassen, abgesehen von den wenig Zahlreichen, deren über das Durchschnittsmafs starke philosophische Anlage sich auf dem steinigen, undankbaren Boden einer rein geschäftlichen Lebensthätigkeit zu erhalten weifs, deutet auf einen wesentlichen Mangel unserer Erziehungs- und Unterrichtsmethode. Die rastlose Arbeit des Lebens, zumal wenn sie äufserlich erfolgreich ist, täuscht einigermafsen über den Verlust an dem Wesentlichsten hinweg. Dann aber kommt das Alter, das seiner Natur nach wieder philosophisch ist und in höherem Grade die Stütze der Religion oder der Philosophie nötig hat. Ein glückliches Alter ist heute eine seltene Ausnahme. Wäre die Medizin nicht geschickt geworden in der Kunst das Leben zu verlängern, so würden bei dieser aufregenden, auch nicht durch den kleinsten Zusatz von Philosophie geadelten Geschäftigkeit, die als Erholung nichts anderes kennt als grob sinnliche und das Feinere im Menschen abstumpfende Genüsse, überhaupt nur wenige bis zum Greisenalter gelangen. Wo ist sie geblieben, die Beschaulichkeit des Alters, die sich am Morgenduft der Ewigkeit erquickt? Sie haben es fast alle versäumt, unsere Greise, bei Zeiten verae numerosque modosque ediscere vitae. Wie viel könnten sie doch, auch sie, die Verächter Ciceros, von Cato lernen, der, je näher dem Tode, um so deutlicher das Land zu sehen glaubt und dem zu Mute ist, als dürfe er nach langer Schiffahrt bald wie in einen Hafen einlaufen. Wem als Jüngling der philosophische Trieb aus Mangel an Pflege eingegangen ist, wird er auch nur als Greis sich über das Leben erheben können? Welche Schande, wenn einer emeritis stipendiis libidinis, ambitionis, contentionis, inimicitiarum, cupiditatum omnium nicht imstande ist secum esse, secum vivere! Seine Jugendbildung war unvollkommen gewesen, wenn ihn die äufsere Thätigkeit des Mannesalters so aushöhlen konnte, dafs seinem Alter kein, auch gar kein tröstender Stern mehr leuchtet.

Betrachtet man die vorliegende Frage aus dem eben angeführten Gesichtspunkte, so scheinen freilich die Lösungen, welche für die Gestaltung des Unterrichtes in der philosophischen Propädeutik geboten worden sind, nicht recht ausreichend, man könnte sagen, zu harmlos. Es herrscht Einstimmigkeit darüber, dafs man auf dem Gymnasium sich in diesen Stunden von dem eigentlich Spekulativen und Metaphysischen fern halten müsse. Hinsichtlich der Geschichte der Philosophie gehen die Meinungen auseinander. Wendt, der letzte Bearbeiter dieses Themas, der aus einer reichen Kenntnis und Erfahrung heraus spricht, verlangt in dieser Hinsicht ziemlich viel. Im ganzen aber beschränken sich die Erörterungen über die philosophische Propädeutik darauf, die Probleme der Logik und der empirischen Psychologie zu durch-

sprechen und die Grenzen abzustecken, innerhalb welcher diese beiden Teile der Philosophie auf der obersten Stufe zu behandeln sein möchten. Aufserdem pflegt man sich in Betrachtungen über die Behandlungsart der philosophischen Propädeutik auf dem Gymnasium zu ergehen. Man warnt vor einer akademischen Behandlung des Gegenstandes, verlangt, dafs man den Schüler die Sätze der Logik sich selbst erobern und Beispiele dazu finden lasse. Ferner wird es widerraten, die diesem Gegenstand zu widmenden Stunden über die ganzen beiden letzten Schuljahre zu zerstreuen; mehr Erfolg glaubt man sich versprechen zu können, wenn dieser Unterricht während einer kleineren Anzahl von Wochen ohne Unterbrechung fortgeführt wird. In Österreich werden auf die philosophische Propädeutik zwei Jahre hindurch zwei wöchentliche Stunden verwendet. So viel Zeit etwa möchten die Freunde dieses Unterrichtsgegenstandes auch bei uns zur Verfügung haben. Dafs die philosophische Propädeutik dem Lehrer des Deutschen zugewiesen werden müsse, dafür, meint man, lasse sich kein stichhaltiger Grund anführen. Lehmann findet, der Unterricht in den Elementen der Logik passe gut auch zur Mathematik und den Naturwissenschaften. Von einem Teile der Psychologie, von demjenigen nämlich, welcher sich auf die Wechselwirkung von Leib und Seele bezieht, kann man sogar sagen, wie auch Wendt bemerkt, dafs er geradezu in den Kreis des naturwissenschaftlichen Lehrers gehöre, während die logischen Operationen vor allem in den mathematischen Stunden geübt würden. Doch macht der letztere darauf aufmerksam, dafs die Beziehungen der philosophischen Vorbildung zu den in der Litteratur gebotenen Anregungen auf dem Gymnasium jedenfalls erheblich näher liegen. Auch lehre die Erfahrung, „dafs unsere mathematischen Kollegen nur selten den Drang verspüren, sich auch der philosophischen Bildung der Jugend anzunehmen, und noch seltener, wenn sie es thun, den wünschenswerten Erfolg haben“.

Prüfen wir zunächst die Ansprüche der Logik. Sie wird ja von vielen immer noch als die eigentliche Vorbereitung auf das philosophische, ja auf das wissenschaftliche Studium überhaupt betrachtet. Bei uns in Preufsen ist der Unterricht in der philosophischen Propädeutik auch wohl nur selten über den durch die von Trendelenburg herausgegebenen Elementa logices Aristoteleae gezogenen Kreis hinausgegangen, und die „Erläuterungen“ desselben Verfassers, das in deutscher Sprache verfafste Parallelbuch dazu, mögen für die meisten die Hauptquelle gewesen sein, aus welcher sie für ihren Unterricht geschöpft haben. Beide Bücher zeichnen sich auch durch Klarheit aus und sind von einem Manne verfafst, der diesen Gegenstand durchaus beherrschte. Sollte das aber wirklich der heilige Bronnen sein, woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt? Sollten diese Probleme vor allen übrigen dem philosophischen Sehnen des werdenden Menschen am besten

entsprechen? Ich bezweifle es. Die philosophische Propädeutik würde an unseren Gymnasien nicht so völlig von der Bildfläche verschwunden sein, wenn ihre Gegenstände und Ziele von Anfang an mit der Einsicht des psychologischen Pädagogen gewählt worden wären. Auch soll man nicht einwenden, dieser Unterricht sei eingeschlafen, weil er zu hohe Anforderungen an den Lehrer stelle und sich ein solchen Schwierigkeiten gewachsener Lehrer einfach nicht an jedem Gymnasium gefunden habe. Aus Aristoteles' Organon selbst sich das für einen Unterricht in den Elementen der Logik vor allem Notwendige herauszusuchen, möchte allerdings nicht jedermanns Sache sein, aber an der Hand eines kundigen Führers, wie Trendelenburg einer war, sich für diesen Unterricht tauglich zu machen, wäre jedenfalls jedem nicht ganz ungeschickten Lehrer möglich gewesen. Die Wahrheit ist vielmehr diese: man fand diesen Unterricht nach dem Plane Trendelenburgs langweilig und unfruchtbar. Und weshalb? Weil er der Idee dieses Unterrichts in so mangelhafter Weise entsprach. Es wurde da von den Aristotelischen Kategorieen geredet, von den Arten des Urteils, von dem Umfang des Prädikats zu dem des Subjekts, von dem Prinzip der Identität, von der Opposition und der Konversion, von dem Syllogismus, von der Induktion, vom Enthymem, von der Widerlegung und den Fehlern der Schlüsse, von der Einteilung, vom Verfahren der Begriffsbestimmung und Ähnlichem. Ich schweige davon, dafs das in den Händen des Schülers befindliche Lehrbuch lateinisch abgefafst war, in einem Latein zwar, das an dem Mafsstab des in Universitätsschriften üblichen Lateins gemessen als geschickt gelten konnte, das aber doch ein farbloses, unechtes und langweiliges Latein war. Nach absolviertem propädeutischen Kursus mochten wohl Lehrer und Schüler die Empfindung haben, dafs, wenn Philosophie weiter nichts oder vor allem dieses ist, sie nicht als ein notwendiges Glied der menschlichen Bildung gelten könne und jedenfalls keinem natürlichen Bedürfnisse unseres Geistes und Herzens eine beseligende Befriedigung gewähre. Auch Wendt will nicht, dafs man gar so viel Zeit auf die Logik gerade verwende: „Es handelt sich hier doch überwiegend um Abstraktionen, bei denen die jungen Leute meist die deutliche Empfindung haben, sie erführen, wenn auch in schulmäfsig gelehrter Fassung, lauter Dinge, die sich eigentlich von selbst verstünden und die sie längst auch anzuwenden gelernt hätten. Deshalb wird es nur einem besonders begabten Lehrer gelingen, sobald er seinen Gegenstand etwas gründlicher anfafst und auf die Einzelheiten ausführlich eingeht, die lebendige Teilnahme seiner Schüler zu fesseln und ihnen zum Bewufstsein zu bringen, dafs sie gerade durch diesen Unterricht an innerer Reife und geistiger Beweglichkeit gefördert werden".

Die Logik, in dem ursprünglichen, bis auf Hegel allgemein üblichen Sinne gefafst, beschäftigt sich in ihrem Hauptteile mit

den Gesetzen unseres Denkens, mit der Lehre von der Begriffsbildung, vom Schliefsen und Widerlegen, d. h. mit der Erklärung von geistigen Operationen, welche wir zwar nicht mit auf die Welt gebracht haben, in denen aber unser Geist, offenbar seiner Anlage folgend, vom ersten Dämmerschein des Bewufstseins an, sich unaufhörlich geübt und selbst in wenig Befähigten es zu einer unglaublichen, instinktiven Geschicklichkeit gebracht hat. Ja, mit Bewufstsein nach diesen Gesetzen denken zu wollen würde zu einer unerträglichen Langsamkeit des Denkens führen. Man mufs von dem Nutzen der Logik in vorsichtig abgemessenen Ausdrücken reden, um nicht den Spott zu verdienen, den Mephistopheles darüber ausgiefst. Auch das kann man bezweifeln, dafs die Logik, wenn sie auch nur wenig direkt Verwertbares bietet, ein für die Gesamtentwicklung unseres Geistes hervorragend fruchtbares Studium sei. Lange bevor von Aristoteles durch scharfsinnige Beobachtung jene unbewufst befolgten Gesetze des Denkens gefunden worden waren, hatte der griechische Geist die herrlichsten Blüten getrieben. Wer möchte andererseits behaupten, dafs nach der geglückten Entdeckung jener Denkgesetze die Kraft des menschlichen Geistes sich in einer merklichen Weise gesteigert habe? Im Gegenteil, es trat gleich darauf ein Sinken des geistigen Niveaus ein, noch dazu ungeachtet der bevorzugenden Pflege, welche man in der Folge gerade diesem Gebiete der Philosophie zu teil werden liefs. Vor allem aber bedenke man, dafs während des Mittelalters, ungefähr sechs Jahrhunderte hindurch, mit Vernachlässigung von allem übrigen die Logik gerade als das Wichtigste mit einem unglaublichen Aufgebot von Kraft und Scharfsinn gepflegt wurde. Und was war die Folge? Der tiefste Verfall der eigentlichen, auf das Denken im engeren Sinne angewiesenen Wissenschaft. Als aber die Herrschaft der Logik gestürzt, sie selbst verachtet und völlig bei Seite gelassen war, welch' ein Aufschwung während der nächsten drei Jahrhunderte! Daraus soll man nicht vorschnell folgern, sie sei an sich schädlich und hemmend für die Kräfte des Geistes. Wie die Mathematik, der sie ja am meisten verwandt ist, bietet sie dem menschlichen Geiste Probleme, welche geeignet sind, seine natürliche Leistungsfähigkeit zu steigern und ihn zu einem Präzisionsinstrumente zu machen; was sie aber über die Arbeitsart unseres Geistes lehrt, würde, wenn mit Bewufstsein an die Stelle unseres unbewufsten Thuns stets gesetzt, eine grofse Verlangsamung und Ungeschicklichkeit zur Folge haben. Praktisch verwertet, könnte die Logik höchstens als eine Art von theoretischer Kur für oberflächliche und unklare Köpfe gute Dienste leisten. Für die andern genügt es, dafs sie da ist, damit man in streitigen und verwickelten Fällen an ihre Entscheidung, die endgiltig ist, appellieren kann. Wie der fahrigen Jugend gegenüber etwas Pedanterei berechtigt ist, so kann auch für eine ganze Generation ein logischer Kursus recht heilsam sein, wenn das

methodenlose Irrlichterieren zur Regel geworden ist. An das Gesetzmäfsige der Denkarbeit nachdrücklich erinnert, werden manche zur nüchternen Besonnenheit vielleicht zurückkehren. So war, was uns in Platos Dialogen wie müfsiges Gerede, wie unerträglich breite Spitzfindigkeiten erscheint, als Gegengewicht gegen die Sophistik damals nützlich, ja notwendig. Vielleicht kann man sogar noch einen Schritt weiter gehen im Lobe ihrer praktischen Brauchbarkeit. Trotz aller eingeborenen Methode nämlich ist der menschliche Geist von Natur ungeduldig und übereilt. Von Zeit zu Zeit, wenn das Denken in zuchtloses Phantasieren ausgeartet ist, sieht man dann wohl einen überlegenen, ruhig besonnenen Geist, dem Neptun im ersten Buche der Äneide vergleichbar (placidum caput extulit unda), zwischen die Lärmer treten und ihnen, mit den Tafeln der Logik in der Hand, ein Quos ego zudonnern. Ordnung und langsames und besonnenes Fortschreiten sind in der That mehr als ein blofser Traum der Pedanten. Aber die Reaktion ist meistens zu stark. In dem Bestreben, unsere Sprache von unreinen und fremden Bestandteilen zu säubern, machte Gottsched sie im Anfange des vorigen Jahrhunderts kraftlos und arm. Ähnlich verfuhr Baco von Verulam. Nicht Flügel, nein Bleisohlen, sagte er, solle man dem menschlichen Geiste anhängen. Langsamkeit vor allem zieme sich beim Verallgemeinern. Nur das kunstgerechte Generalisieren führe zu wirklichen Gesetzen. Die alte Logik, findet er, fliege gleich dem Gipfel zu. Erst solle man die Natur buchstabieren, dann Silben, dann Worte sprechen, zum Schlufs erst sie geläufig lesen wollen. Aber er verspricht sich offenbar zu viel von dieser methodischen Vorsicht. Wenn der Weg, den er der Wissenschaft weist, eine Strafse für Frachtfuhrleute wäre, wie Raumer in seiner Geschichte der Pädagogik sagt, so würde es sich immerhin nach so viel verunglückten Versuchen, schneller zum Ziele zu gelangen, doch empfehlen ihn zu wählen. Aber jener Weg führt überhaupt nicht in die Höhe. Im Gegensatz zu dem breit angelegten Plane, den Baco für die Eroberung der Natur entwirft, betont Goethe die Wichtigkeit jener blitzartigen Erleuchtung, die man Aperçu nennt. Finden durch methodisches Denken heifst nicht erfinden. Die Menschheit würde im Elementaren stecken geblieben sein, wenn sie auf jene von Baco gezeichnete Methode allein angewiesen werde. Trotz aller unendlich langsam angezogenen Schrauben würde die Natur von ihren Geheimnissen das Wichtigste sich nicht haben entreifsen lassen: in gnädigen Stunden hat sie vielmehr ihren Lieblingen den Schleier auf einen Augenblick gelüftet. Und stimmt es nicht ironisch, dafs Baco, dieser Mann der strengen Methode, nicht fähig war, das System des Copernicus zu verstehen, dafs er über die Bewegung der Erde wie über eine ungeheuerliche Absurdität spottet?

Ein elementarer Kursus in der Logik könnte allerdings für

die Jugend geeignet erscheinen, weil er ihrer alles überstürzenden Unbesonnenheit entgegenarbeitet. Diese an das Pedantische grenzenden Vorkehrungen eines Plato, eines Aristoteles, eines Baco, eines Descartes, den Irrtum auszuschliefsen und sich gegen Phantasterei und Vorurteil zu schützen, geben dem jugendlichen Leichtsinn zu denken und führen ihm vor allem zum Bewufstsein, dafs es sehr schwer ist, zu sicheren, unanfechtbaren Resultaten zu gelangen. Die Logik wirkt also wie ein niederschlagendes Getränk. Es wäre aber traurig, wenn die Menschheit ihr Bestes nur in einem Zustande der herabgedämpften Nüchternheit leisten könnte. Jene streng logische Untersuchung bedarf durchaus der Ergänzung. Weder ist ein Kursus der elementaren Logik als philosophische Propädeutik ausreichend, noch können Trendelenburgs Elemente der Aristotelischen Logik mit allen ihren Erläuterungen auch nur als propädeutischer Kursus der Logik für das Gymnasium genügen. Sie geben eben weder vollständige, noch hinlänglich hohe Vorstellungen von der Methode und von der Bewältigungskraft des menschlichen Geistes. Dabei haben sie doch etwas von dem Knifflichen der Mathematik. Offenbar sehnt sich die Schülerseele nach einer anderen philosophischen Belehrung. Wer sich dem Studium des Aristoteles widmen will, wird mit Vorteil jenes solide Buch nebst Trendelenburgs Kommentar zu Aristoteles' Schrift von der Seele durcharbeiten, aber für den Unterricht in der philosophischen Propädeutik auf dem Gymnasium ist es keine gute Grundlage. Wäre ein besseres Unterrichtsmittel vorhanden gewesen, so würde dieser Unterricht auch mit mehr Lust erteilt und nicht mit so schnöder Hast wieder fallen gelassen sein. Auch mufs man sich wundern, dafs Trendelenburg, seiner Zeit doch der Hauptvertreter der Philosophie und Pädagogik an der Berliner Universität, in den Vorreden zu seinen beiden Büchern, zu dem in lateinischer Sprache und zu dem andern, in deutscher Sprache verfafsten, selbst nichts Besseres und Tieferes zur Empfehlung dieses Unterrichtes vorzubringen weifs. „Philosophia", sagt er, „difficilior est quam quae soli institutioni relinquatur academicae. Si gymnasia id agunt, ut ad disciplinas academicas iuvenum mentes praeparent, hoc philosophiae, utpote studio communi, maximo iure debetur". Kann man etwas Falscheres sagen? Das Gymnasium ist *αὐτάρκης* und soll eine wenn auch nicht vollständige, aber abgeschlossene Bildung gewähren. Wir streben mit dem Unterrichte in den alten Sprachen hoffentlich nach etwas Höherem, als unsere Schüler in den Stand zu setzen, auf der Universität einem philologischen Kolleg mit Verständnis zu folgen. So genügt es auch nicht, den Zugang zu einem Teile der Philosophie, der selbst nur eine Propädeutik der Philosophie ist, gesäubert und einige grundlegende Begriffe, noch dazu solche, welche erst bei genauerer Kenntnis der Philosophie bedeutender zu scheinen anfangen, hinweggeräumt zu haben, damit die Philo-

sophie auf der Universität nicht ganz von vorne anzufangen braucht. Ist die Philosophie, was sie ohne Zweifel ist, die Krönung der menschlichen Geistesarbeit, ihr natürlicher, allein erst Beruhigung gewährender Abschlufs, kurz ist sie etwas echt Menschliches, um nicht zu sagen die menschlichste, d. h. die dem menschlichen Sehnen am meisten entsprechende Wissenschaft, so mufs sie mit ihrem ganzen Gebiete, wenn auch in unausgefülltem Umrisse, im Unterrichtsplane vertreten sein. Jedenfalls verdienen die Teile der Philosophie in erster Linie berücksichtigt zu werden, die zu ergründen den natürlichen Menschen die gröfste Sehnsucht treibt. Zu diesen aber gehört die Logik gerade nicht. Man wird sie aber deshalb nicht ganz aus der Schule verweisen wollen. Die Idee Trendelenburgs, eine kleine Anzahl gut formulierter Hauptsätze, die er aber erst nach vorangegangener freier Erörterung der betreffenden Frage gelesen haben will, zusammenzustellen als unverlierbaren Ertrag des Nachdenkens, ist im übrigen glücklich und kann mit Erfolg auch auf die anderen Gebiete der Philosophie ausgedehnt werden. Nichts ist heilsamer für die Entwicklung des Geistes und für die Aufhellung des Bewufstseins, als sich mit der vollen Kraft des Nachdenkens auf einen bezeichnenden Kardinalsatz zu werfen, ihn in seiner ganzen Wahrheit und Tiefe zu erfassen und dann auch die Punkte zu suchen, an welchen er einer Ergänzung bedürftig ist. Durch derartige Sätze aus Bacos Novum organum, aus dem Discours de la méthode von Descartes, aus D. Humes und Lockes Essays concerning human understanding, aus Spinozas Ethik, aus Kants Kritiken lassen sich die Elemente der Aristotelischen Logik ohne einen grofsen Aufwand von Zeit und in einer berechtigten Ansprüchen der modernen Seele entsprechenden Weise vervollständigen. Man wird sich auf der Schule nicht an die Schwierigkeiten der modernen Erkenntnistheorie wagen können; aber es gilt doch, den naiven Glauben an die völlig objektive Gültigkeit einer mit Vorsicht gewonnenen Erkenntnis zu erschüttern. Wie schön klingt da z. B., was im Novum organum zu lesen steht: „Scientia nihil aliud est quam veritatis imago. — Ea demum est vera philosophia, quae mundi ipsius voces quam fidelissime reddit et velut dictante mundo conscripta est, nec quidquam de proprio addit, sed tantum iterat et resonat"! Hier findet man Gelegenheit, die Begriffe des Subjektiven und Objektiven zu behandeln und zugleich fruchtbare Ausblicke auf die Erkenntnistheorie zu eröffnen, die in der modernen Philosophie eine so wichtige Rolle gespielt hat.

Es ist allerdings methodisch, von dem Einfachsten anzufangen und zum Schwierigeren und Schwierigsten fortzuschreiten. Aber dieses Prinzip ist kein absolutes. Der menschliche Geist ist schon im Kinde darauf aus, sich des Ganzen zu bemächtigen. Der Aristotelische Satz, dafs das Ganze vor den Teilen sei, gilt vor allem auch von dem philosophischen Weltbilde, das unser Geist, be-

fruchtet durch die von allen Seiten auf ihn einströmenden Erfahrungen, aus sich entstehen läfst. Hierin ist er ganz in Übereinstimmung mit der Schöpfungsmethode der Natur selbst, die auch nicht die einzelnen Teile der betreffenden Organismen, so wie die Spezialisten der betreffenden Wissenschaft sie sich zurechtlegen, nach einander schafft, auf gerader Linie vorwärtsgehend, sondern die Fülle des einzelnen durch Entfaltung von keimartigen Ansätzen entstehen läfst. Auch der Unterricht in der philosophischen Propädeutik mufs sich diesem Gesetze der menschlichen Natur, welches zugleich ein allgemeines Naturgesetz ist, fügen. Es ist unpsychologisch, diesen Unterricht auf der obersten Stufe des Gymnasiums zu beginnen und ihn dann, wie Trendelenburg will, auf die Elemente der Aristotelischen Logik zu beschränken, nur damit die Universitätsvorlesungen über Logik einen etwas weiter hinausgeschobenen Punkt zum Ausgangspunkt nehmen können. Auch bei den Griechen hatte erst die alternde Philosophie Zeit und Verlangen über die von unserem Geiste unbewufst befolgte Methode des Denkens nachzudenken. Der Gang der Menschheit im allgemeinen ist aber zugleich der Entwicklungsgang des Individuums, und selbst in einer tyrannischen Zeit von ausgesprochen besonderem Charakter bedarf es langer Jahre, um die natürliche Entwicklung merklich zu beeinflussen. Jene Elemente der Aristotelischen Logik sind an sich, mit Schärfe und Klarheit behandelt, eine ebenso heilsame Nahrung für den jugendlichen Geist wie die Mathematik. Aber sie entsprechen nicht dem philosophischen Verlangen, das sich in ihm regt und welches sich dergleichen als Beigabe wohl gefallen liefse, unmöglich aber darin so etwas wie einen Hauptgang an der reich besetzten Tafel des Gymnasialunterrichts und noch weniger eine Krönung des gesamten Unterrichts erblicken kann. Die Universität, wie sie heute ist, soll das auf dem Gymnasium Behandelte, auf diesem Gebiete wie auf den übrigen, die ihr mit der Schule gemeinsam sind, nicht sowohl weiterführen, als spezialisieren. Mehr übrigens als jene ersten Elemente der Logik, die beim grammatischen Unterrichte ausreichend behandelt zu werden pflegen und für deren gründliche Durchforschung erst die alternde Vernunft Zeit und Interesse hat, möchte die eigentliche Methodenlehre sich für die Behandlung auf der Schule eignen. Ich denke dabei vor allem an die Induktion. Hinsichtlich dieser wird man mit Kant nicht sagen dürfen, die Logik habe seit Aristoteles bis jetzt keinen Schritt vorwärts thun können. Die wahre Bedeutung und Kraft der Induktion ist erst von modernen Philosophen und von den Führern der modernen Wissenschaft gewürdigt worden. Allerdings liebt man es, Aristoteles gerade mit Rücksicht auf seine Erkenntnistheorie als den Ausgangspunkt der modernen Wissenschaft zu bezeichnen, trotzdem die moderne Philosophie mit einer Auflehnung gegen das Organum des Aristoteles begonnen hat. Aber der spekulative

Plato und der mit dem Wirklichen rechnende Aristoteles sind weniger scharfe Gegensätze als gewöhnlich angenommen wird. Nicht ohne innere Widersprüche, sagt A. Lange in seiner Geschichte des Materialismus, verbinde Aristoteles den Schein der Empirie mit allen jenen Fehlern, durch welche die Sokratisch-Platonische Weltanschauung die empirische Forschung in der Wurzel verdarb. Des Aristoteles Logik bedarf für den modernen Geist, auch wenn er nur der eines Schülers ist, durchaus der Ergänzung, und diese möchte am passendsten bei den englischen Phisosophen zu finden sein, bei Hume, Locke, Baco, St. Mill. So unterscheidet Baco schon klar und sicher zwischen den verschiedenen Wegen, die man mit mehr oder weniger Bewufstsein zu allen Zeiten eingeschlagen hat, um zur Wahrheit zu gelangen und sich die Natur zu erobern. Weder aufgeraffte Thatsachen, lehrt er, noch nichtige Theorieen eines einsamen Denkers machen die Wissenschaft. Den Ameisen vergleicht er den Empiriker, den Spinnen den Dogmatiker. Aber weder die Ameise noch die Spinne biete das Bild des wahren Weisen, sondern die sammelnde und verarbeitende Biene. Geist und Natur gelte es zu vermählen. Die Wissenschaft gebe dem Menschen Macht über die Natur. Trotz seiner Hochschätzung der Naturwissenschaften, trotz seiner unphilosophischen Überschätzung der materiellen Kultur erklärt er doch, dafs die Weltgeschichte ohne die Geschichte des menschlichen Geistes, wie Polyphem, nur ein Auge haben würde. Er überschätzt auch nicht die Leistungsfähigkeit der Naturerklärung. Er weifs, dafs mit der Erkenntnis der sogenannten zweiten Ursachen nicht alles gethan ist. So klingt manches bei ihm wie ein Protest gegen die Anmafsungen der materialistischen Naturforschueg, die zu schnell sich einbildet, mit ihrer Zurückführung auf etwas entferntere Ursachen das letzte Wort gesprochen zu haben. Alles bei ihm ladet zum Denken ein oder antwortet auf die Fragen des zum Nachdenken Erwachten. Charakteristisch ist es auch, dafs er, der nüchterne, der reinen Spekulation abgeneigte Denker doch den Leser mit einem mystischen Stachel in der Seele entläfst, der seinen Erkenntnistrieb nicht vorschnell zur Ruhe kommen läfst: der letzte Ring der Naturkette, lehrt er, sei am Fufse von Jupiters Throne befestigt und leves gustus in philosophia movere fortasse ad atheismum, sed pleniores haustus ad religionem reducere.

Auch mit Erörterungen über den methodischen Zweifel des Cartesius und über die angeborenen Ideen im Anschlufs an Locke, oder über den Skeptizismus Humes würde man ganz anders dem natürlichen Erkenntnisdrange des modernen Jünglings entsprechen als mit jenen von Trendelenburg zusammengestellten Elementen der Aristotelischen Logik, durch welche sich der Schüler, vielleicht allerdings mit Unrecht, in die Anfänge seines grammatischen und mathematischen Unterrichts zurückversetzt glaubt.

Den Bedürfnissen des Schülers, dem der Lehrer helfend, er-

läuternd, weiterführend zur Seite steht, möchte also mit der Lektüre philosophischer Schriften oder auch nur von philosophischen Aufsätzen geringeren Umfanges nicht so gut gedient sein, als mit der freien Erörterung dieser und ähnlicher Fragen, wenn solche, wie Trendelenburg es gewollt hat, einem glücklich formulierten Fundamentalsatze eines grofsen Philosophen zustreben oder einen solchen, um ein Platonisches Bild zu gebrauchen, zum Schwungbrett der Betrachtung nehmen. Es kommt, ganz im Gegensatze zu der Art, wie die Philosophie auf der Universität behandelt wird, nicht sowohl darauf an, die bisher gewonnenen Resultate auch nur in grofsen Zügen der Hauptsache nach mitzuteilen, als auf eine angemessene Beschäftigung des in der Jugend regen philosophischen Erkenntnisdranges, auf die Erzeugung einer philosophischen Gesinnung und Denkweise, welche in dem Gewirre der heute gar nicht auszuschliefsenden Meinungen über alles Menschliche und Göttliche festzustehen und Sophismen von berechtigten Einwendungen und Weiterführungen zu unterscheiden lehrt. Das wäre die wahre philosophische Propädeutik, de in einem viel höheren Sinne, als diese oft aufgestellte Forderung gewöhnlich gemeint ist, den Schüler fähig machte, an den Aufgaben des kommenden Lebens mitzuarbeiten. Denn welche Erfolge auch die exakten Wissenschaften und in ihrem Gefolge die Industrie davontragen mögen, der Mensch würde das gerade, was sein höchster Vorzug ist, einbüfsen, wenn er aus Mangel an Nahrung in sich die philosophische Anlage ersterben liefse und im Genusse des Erworbenen sich die Rätsel des Daseins aus dem Sinn schlüge.

Gr. Lichterfelde bei Berlin. O. Weifsenfels.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Rudolf Peters, Der Philipperbrief für den Unterricht auf der Oberstufe höherer Lehranstalten. Berlin 1898, Reuther & Reichard. 56 S. 8. 0,80 M.

Oben genannte Schrift bildet das 16. Heft der von M. Evers und F. Fauth herausgegebenen Hülfsmittel zum evangelischen Unterricht. Wie der Herr Verf. in dem kurzen Vorwort hervorhebt, soll damit nicht ein neuer Kommentar geboten werden, sondern was vorhandene Kommentare und praktische Bearbeitungen an die Hand geben, ist zur Abkürzung der Vorbereitungsarbeit für den Religionslehrer zusammengestellt. So soll dem Benutzer dieser Schrift die Möglichkeit geboten werden, sowohl hinsichtlich der Übersetzung, wie auch der grammatischen Bemerkungen und der Auslegung die verschiedenen Ansichten, die zu den einzelnen Stellen geäufsert sind, zu vergleichen und sich einer derselben anzuschliefsen oder seine eigene Meinung danach zu bilden. — Bei einer langen Einleitung zu der Lektüre des behandelten Briefes hält sich der Verf. nicht auf, und man kann die dafür angeführten Gründe wohl gelten lassen. Was nun die Bearbeitung des Philipperbriefes anlangt, so wird man dem Herrn Verf. zugestehen können, dafs der im Vorwort ausgesprochene Zweck so ziemlich vollständig erreicht wird. Nur einzelne Stellen, die an sich schwierig sind, scheinen dem Ref. nicht völlig so behandelt, dafs dem sich mit Hilfe dieser Schrift vorbereitenden Lehrer die Schwierigkeiten beseitigt würden. Ich führe zunächst Kap. I V. 21 ff. an, die bekannte schwer auszulegende Stelle: *ἐμοὶ γὰρ τὸ ζῆν Χριστός* u. s. w. (S. 19). Der Herr Verf. hat sich ja bemüht, die Auslegung zu geben, hat auch die verschiedensten Übersetzungsversuche beigebracht, aber wenn der Religionslehrer nicht schon seine eigene Anschauung darüber hat, so läfst ihn der Verf. hier zwischen den auseinandergehenden Auffassungen in völliger Ratlosigkeit stehen. Charakteristisch ist die grammatische Bemerkung zu V. 22: „a) Vordersatz bis *ἔργου*, dann *τοῦτο* das *εἰ δὲ τὸ ζῆν ἐν σ.* zusammenfassend: wenn das Leben im Fleisch, wenn dieses mir — Dann würde *καὶ* den Nachsatz einführen. b) Vordersatz bis *σαρκί* sc. *ἔσται* (wenn das Leben im Fleisch eintreten wird),

Nachsatz: *τοῦτο — ἔργου*: so wird mir dies Fr. m. W. sein, und dann weifs ich nicht u. s. w." Abgesehen davon, dafs die erste Auffassung grammatisch unmöglich ist, da ein Nachsatz zu einem Bedingungssatze nicht mit *καὶ* eingeleitet werden kann, vermag keiner mit dem citierten Stück der grammatischen Erklärung etwas anzufangen; nur die Ratlosigkeit des Verf.s ist daraus mit Gewifsheit zu konstatieren. Mir scheint die Stelle in folgender Weise erklärbar. Der Apostel unterscheidet zwischen dem geistigen wahren Leben und dem Leben im Fleisch. Jenes ist ihm gleichbedeutend mit Christus und wird durch das irdische Sterben erreicht; deshalb nennt er sterben Gewinn. Dieser Gewinn kommt ihm aber bei seinem Sterben allein zu gute; deshalb erscheint ihm der Wunsch, abzuscheiden, egoistisch. Er lebt nun zunächst noch im Fleisch, und dies Leben ist ihm gleichbedeutend mit dem Erfolg seiner apostolischen Arbeit (*καρπὸς ἔργου*), welcher andern zu gute kommt. So schwankt er denn zwischen dem Wunsche, aus dem körperlichen Leben zu scheiden und zu Christo zu kommen einerseits und dem Wunsche, sich noch länger auf Erden nützlich machen zu können, andererseits. Daher bezeichnet V. 22 die zweite Eventualität der Wahl: wenn aber das Leben im Fleisch in Betracht kommt (was das Leben im Fleisch betrifft), so bedeutet es mir den Erfolg meiner Arbeit; und ich weifs nicht, was ich wählen soll u. s. w.

Eine andere Stelle, Kap. I V. 27 (S. 21) ist zwar sachlich zutreffend, aber sprachlich nicht ganz richtig aufgefafst. In V. 27 heifst es: *ἵνα, εἴτε ἐλθὼν καὶ ἰδὼν ὑμᾶς, εἴτε ἀπὼν ἀκούσω τὰ περὶ ὑμῶν*, was Peters übersetzt: „damit ich, mag ich nun kommen und euch sehen, mag ich fern bleiben und von euch hören, [von euch erfahre]" u. s. w. Unrichtig ist hier die Gegenüberstellung von *ἰδὼν* und *ἀκούσω*, da grammatisch *ἀκούσω* das übergeordnete Verbum ist, während *ἰδὼν ὑμᾶς* und *ἀπὼν* einander gegenüberstehen; durch das Hören erfährt der Apostel die Nachrichten in jedem Falle, sei es, dafs er anwesend ist und sie von seinen Gemeindegliedern persönlich hört, oder dafs er sie abwesend durch andere erfährt. Es mufs also übersetzt werden: — damit ich, mag ich nun kommen und euch sehen, mag ich fern bleiben, von euch höre u. s. w. — Über die Auffassung von Kap. II V. 3 (S. 23) läfst sich streiten. Der Text heifst dort: *Μηδὲν κατὰ ἐριθείαν ἢ κενοδοξίαν, ἀλλὰ τῇ ταπεινοφροσύνῃ ἀλλήλους ἡγούμενοι ὑπερέχοντας ἑαυτῶν*. Peters giebt hier: — sondern in Demut an einander hinaufsehend. Ich möchte den Sinn lieber so fassen: sondern in der Absicht, dafs ihr durch Demut einander übertrefft, d. h. dafs es auf den Wetteifer in der Demut ankommt. Einige andere Stellen, wo man von der Auffassung des Herrn Verf.s abweichen möchte, übergehe ich, da eine bis ins einzelne eindringende Besprechung der Schrift nicht Zweck dieser Zeilen sein kann.

Hinsichtlich der erläuternden Auslegung ist anzuerkennen, dafs der Verf. sich bemüht, Zusammenhang und Sinn klar zu legen und auch mehrfach zur Vergleichung und Erklärung andere Schriftsteller (z. B. Luther) heranzuziehen. Nur ist die Erörterung nach Ansicht des Ref. oft etwas zu wortreich; doch mag vielleicht in dieser Beziehung mancher einen andern Geschmack haben. Vielen wird gewifs mit der in einem Anhange gegebenen Zusammenstellung von Gesichtspunkten gedient sein, nach denen Wiederholungen und dogmatische und kirchengeschichtliche Besprechungen angelegt werden können.

Alles in allem glaubt Ref. die vorstehend besprochene Schrift von Peters als Hilfsmittel für den Unterricht empfehlen zu können.

Cöthen. H. Kluge.

W. Heinzelmann, Zur Behandlung der Kirchengeschichte im evangelischen Religionsunterrichte der Gymnasien. Erfurt 1898, Carl Villaret (A. Frahm). 68 S. gr. 8. 1,20 M.

Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, zu der Frage nach der Behandlung der Kirchengeschichte auf der Oberstufe der humanistischen Gymnasien einen bescheidenen Beitrag zu liefern. Ein Blick auf die reichhaltige Litteratur, welche die letzten Jahrzehnte auf diesem Gebiete gezeitigt haben, lasse nicht verkennen, dafs namentlich die an den höheren Schulen thätigen Religionslehrer eifrig bemüht gewesen sind, den hohen Anforderungen, welche die Gegenwart an den kirchengeschichtlichen Unterricht stellt, gerecht zu werden; dies aber schliefse selbstverständlich nicht aus, dafs noch viel zu thun übrig bleibe. — In der gelehrten, nach ihrer Darstellung zum Teil schweren Abhandlung entwickelt Verf. zunächst die einleitenden Gesichtspunkte. Die Aufgabe des kirchengeschichtlichen Unterrichtes ist, die weltüberwindende Macht des Christentums durch ausführliche Darstellung der wichtigsten Epochen und Persönlichkeiten zur Anschauung zu bringen und zugleich die innere Entwickelung des christlichen Geistes, den Kampf und Sieg der christlichen Liebe und Freiheit in der Geschichte der Völker wie der einzelnen Menschen darzulegen. Für die neuere Zeit geht das nicht ohne scharfe Behandlung des Gegensatzes des katholischen und evangelischen Christentums; aber vor drei Gefahren hat sich der Unterricht zu hüten, wenn er seinen evangelischen Charakter nicht einbüfsen will, vor dem Orthodoxismus, Pietismus, Rationalismus. — Warum Verf. gerade vor diesen dreien allein warnt, während er doch noch eine gröfsere Zahl von -ismen weiter hätte aufzählen können, ist nicht recht ersichtlich, seine Begründung genügt nicht; was er im besonderen gegen den Rationalismus vorbringt, erregt nicht blofs wissenschaftliche, sondern auch sittliche Bedenken. Nachdem er nämlich diesen theologischer Überlieferung zufolge in vulgären und philosophischen

geschieden, dabei auch die bekannte Floskel vom dürren Moralismus verwandt und dem philosophischen Rationalismus ein Zurücksinken auf den Standpunkt des antiken Intellektualismus nachgesagt hat, fährt er also fort: „Gleichwohl wird der evangelische Unterricht frei von jeder polemischen Stimmung mit vornehmer Überlegenheit auch an solchen der Kirche feindlichen Richtungen, die nun einmal von der evangelischen Kirche geduldet werden müssen, aber auch von ihr geduldet werden können, das Gute zu würdigen verstehen"! — Mit vornehmer Überlegenheit wird also der Lehrer von Lessing und seinem Nathan, von Kant und Hegel, von den Lehrern der Tübinger Schule zu den Schülern sprechen! Verf. hätte sich die Worte doch reiflicher überlegen sollen, nicht minder was er von dem Erwachen des neuen Glaubenslebens mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts sagt, das durch den religiös-sittlichen Bankerott (!) des vulgären und philosophischen Rationalismus negativ, durch Orthodoxismus und Pietismus positiv vorbereitet ist. Über das Glaubensleben ganzer Zeiträume zu urteilen ist nicht weniger bedenklich als über das Glaubensleben eines einzelnen Menschen; das soll man füglich dem Herzenskündiger überlassen, der Glaube ist zu sehr innerliche Thatsache, als dafs er nach äufseren Merkmalen geprüft werden kann; das neue Glaubensleben des Verf.s hat den Jesuitenorden wieder zum Leben gebracht, hat mit seiner Orthodoxie die evangelische Freiheit gedrückt, den protestantischen Geist gedämpft, hat im weiteren der römischen Kirche im deutschen Reiche eine Macht gegeben, die sie zu den Zeiten des Rationalismus nicht hatte, u. s. w.

Die Kirche ist, wie Verf. mit Recht lehrt, nicht blofs Heils- und Glaubensgemeinschaft, sondern auch Kultus- und Kulturgemeinschaft, es liegt in ihrem Wesen, ihre Innerlichkeit sichtbar im Kultus darzustellen und sie nach aufsen auf dem gesamten Gebiete der menschlichen Kultur, Kunst und Wissenschaft, im ganzen sittlichen Leben zum wirksamen Ausdruck zu bringen. Mit aufgeschlossenem Sinn für die christliche Kunst aller Zeiten wird der evangelische Religionslehrer sich in diese herrlichen Schätze vertiefen und in mafsvoller Beschränkung den Schülern mitteilen, was sie zu fassen vermögen. Die Darstellung der Kirche als Kulturgemeinschaft wird besonders die Entwickelung der Kirche der Reformation ins Auge fassen. Die mittelalterliche katholische fand nicht den Weg zum Herzen und Gewissen des Volkes, erst in dem Protestantismus hat eine gegenseitige innere Durchdringung des Volkslebens und des Christentums stattgefunden, die Früchte derselben in unserem Lande sind die Blüteperiode der deutschen Dichtung, die neue Epoche der Wissenschaft, das evangelische Kaisertum der Hohenzollern, das Gebiet der freien gemeinsamen Liebesthätigkeit, das evangelische Pfarrhaus, das humanistische Gymnasium. Verf. schliefst mit den durchaus richtigen Worten,

dafs der jugendliche Geist neben der stillen religiösen Sammlung und Vertiefung des Gemütes vor allem der Klärung und Festigung des Urteils als der einzigen sicheren Grundlage einer selbständigen persönlichen Überzeugung bedürfe.

Dann wendet er sich zur Besprechung der von ihm entworfenen Gliederung des kirchengeschichtlichen Lehrstoffes, die den zweiten Teil der Abhandlung umfafst. Diesem kann ich nur meine vollste Zustimmung aussprechen. Verf. hat bei der Zerlegung des Stoffes das von ihm gesteckte Ziel streng im Auge behalten; der Fortschritt ist fest und sicher, nichts Wesentliches fehlt; zwar stellt er hohe Anforderungen, aber der nach diesem Entwurfe gegebene Unterricht läfst den Schüler einen tiefen Einblick in die Entwickelung der Menschheit seit dem Auftreten des Christentums thun; da wird ihm nichts als zufällig oder gleichgiltig erscheinen, Glied fügt sich an Glied; die Irrtümer und Thorheiten, die Kämpfe und Siege der Christenheit treten ihm in ihrer objektiven Notwendigkeit entgegen, die Gegenwart wird ihm als die Wirkung eines nun bald zweitausendjährigen Ringens der Menschheit enthüllt und verständlich.

Im dritten Teile hat Verf. zur Belebung des Unterrichtes einige Quellenstücke mitgeteilt, die zur freien Privatbeschäftigung der sich dafür interessierenden Schüler dienen sollen, sie sind im Urtext ohne erläuternde Bemerkungen abgedruckt. Verf. erwartet, dafs sich der Lehrer gern bereit finden werde, dem Schüler nicht blofs die Texte zur Verfügung zu stellen, sondern sich auch darüber eingehend auszusprechen. Die wichtigsten dieser Stücke sind: der leidende Gerechte Plato de rep. II; das Verderben der Welt Seneca de ira; der Briefwechsel zwischen Plinius und Trajanus; der Brief an Diognet; die Wunder der Zeiten aus dem Apologeticus des Tertullian; der Heiland der Welt nach Athanasius de incarnatione; die wahre Kirche nach Raymundus Lullus lib. contempl. in Deum.

Jeder Religionslehrer wird aus der Abhandlung des gelehrten Verf.s reiche Anregung und Belehrung schöpfen.

Stettin. Anton Jonas.

A. Huther, Grundzüge der psychologischen Erziehungslehre Nebst einem Anhang über Charakterologie. Berlin 1898, Rosenbaum & Hart. 169 S. 8. 2 M.

Der erste Teil der interessanten Schrift giebt eine psychologische Analyse der sittlichen Charakterbildung und unterscheidet eine Stufe der naiven Sittlichkeit, deren Faktoren der Wille und die sittlichen Motive sind, und eine solche der reflektierten Sittlichkeit; dabei wird die Entwicklung des Handelns nach selbstbewufsten ethischen Prinzipien dargestellt und der Versuch gemacht, die hierfür mafsgebenden Bestimmungen darzustellen.

Der zweite Teil giebt die Grundzüge der psychologischen Erziehungslehre. Hierbei werden zwei Funktionen der Erziehung

unterschieden: die Regierung, die die persönliche Führung und sachliche Veranstaltungen (Behütung und auf Zwang beruhende Mafsregeln) umfafst, und die Zucht. Diese begreift in sich Mittel zur Heranbildung (die haltende Zucht und die bestimmende Zucht) und Mafsregeln zur Anleitung zum reflektierten sittlichen Handeln. Hierbei handelt es sich um Ausbildung der sittlichen Reflexion in analytischer und synthetischer Form und um Anleitung zum reflektierten sittlichen Handeln durch Unterstützung dabei und durch Ergänzung und Berichtigung der sittlichen Reflexion.

Ein Anhang giebt die Grundzüge der psychologischen Charakterologie in zwei Kapiteln „Formale und materiale Charakterunterschiede".

Wir haben uns, wie das die unvermeidliche Folge des Massenunterrichtes sein mufste, völlig daran gewöhnt, die Aufgabe der Schulen lediglich in der Überlieferung von Kenntnissen und Fertigkeiten aus der Sphäre zu erblicken, für die sie bestimmt sind. Auch die Unterrichtsverwaltungen stellen sich in der Regel auf diesen Standpunkt, wenn sie auch stets der Erziehungsaufgabe einige Verbeugungen machen, weil das so herkömmlich ist. Müfste es so sein, könnte es anders werden? Wer könnte darauf klipp und klar eine Antwort geben? Es giebt zweifellos zu denken, dafs die heutige Entwicklung so geworden ist, wie sie ist, trotzdem von den philosophischen Pädagogen stets die erziehliche Seite in den Vordergrund gestellt worden ist. Selbst Philosophen gehen heute so weit, zu sagen, die Schule könne gar nicht erziehen; das sei lediglich die Aufgabe der Familie im weitesten Sinne. Und wenn man der Frage näher tritt, so begegnen so grofse Schwierigkeiten, dafs man an ihrer Lösung verzweifelt.

Der Verf. vorliegender Schrift thut das nicht, sondern er sucht nach einer Abhilfe und findet sie vor allem in einer Steigerung der ethischen Bildungsaufgabe der höheren Lehranstalten. Natürlich müfsten die Lehrer selbst erst ganz anders mit den Forderungen der Ethik vertraut sein, als dies meist der Fall ist. Unter Ethik stellt sich heute auch ein grofser Teil der Gebildeten eine Disziplin vor, der man sich besser fern hält, weil sie abstrakte Forderungen, gleich Luftschlössern, auf Grundlagen aufbaut, die der Realität entbehren. Und doch ist keine Annahme irriger, wie ein flüchtiger Blick in die Ethiken von Wundt und Paulsen lehrt; was einst sich an und in den Wolken bewegte, hält sich heute durchaus auf der Erde.

Liefse sich so vielleicht eine Verständigung darüber herbeiführen, dafs die Ethik durchaus nichts Verschrobenes und Unpraktisches ist, so wird doch viele fromme und gläubige Leser ein Gruseln überlaufen, wenn sie bei dem Verf. lesen, dafs er eine ethische Unterweisung in den Schulen eingeführt wissen will und sogar die Grundzüge eines dabei zu verwendenden Systemes aufgestellt hat. Denn, so heifst es, dies ist ein Angriff auf den

Religionsunterricht, der auf diesem Wege aus der Schule verdrängt werden soll. Man zieht Frankreich, in gewissem Sinne auch die Schweiz bei, ohne freilich in der Regel davon etwas zu wissen, wie es in Wirklichkeit dort ist. Allerdings wird in den französischen Schulen nur ein ethischer Unterricht erteilt — nebenbei gesagt, nach vortrefflich gearbeiteten Lehrbüchern —; aber dabei wird der ganze, vom Schulunterrichte freigehaltene Donnerstag dem Religionsunterrichte zur Verfügung gestellt. Die Eltern haben sich mit ihren Kirchen darüber abzufinden, wie und wo sie ihn erteilt haben wollen. Dafs bei dieser Einrichtung der Einflufs der Kirche abgenommen habe, konnte doch nur jemand behaupten, der die letzten 15 Jahre im Schlafe verbracht hätte. Man denkt aber noch mit mehr Entsetzen an die radikalen Bestrebungen, die in der „Ethischen Kultur“ zu Tage treten und sagt: principiis obsta! Aber man bedenkt nicht, dafs sich ein ethischer Unterricht, wie ihn der Verf. sich denkt, und der Religionsunterricht sehr gut neben einander denken lassen, und ein Religionslehrer in oberen Klassen wird sich sicherlich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, beide zu verbinden und dadurch auch ein Stück Konzentrationsarbeit zu leisten.

Man könnte bei diesem Unterrichte viele falsche Urteile und viele Vorurteile zerstreuen, und ich weifs, dafs der Verf. gerade daran gedacht hat, wenn man nämlich die historische Bedingtheit der ethischen Vorschriften aufwiese. In diesem Falle würden radikale und umstürzlerische Bestrebungen nicht, wie mancher fürchten mag, gefördert, sondern durch das wirksamste Mittel, die richtige Einsicht, bekämpft werden. Und noch mehr! Vielleicht würde durch einen richtig erteilten ethischen Unterricht einer der gröfsten Schäden unserer Zeit nicht etwa beseitigt — dazu wurzelt er zu tief — aber gemildert werden, ich meine die unbestrittene Thatsache, dafs selbst unsere Gebildeten sich in ihrer Handlungsweise nur wenig mit bewufster Einsicht von ethischen Grundsätzen und Erwägungen bestimmen lassen. Vor allem hat die Politik hier ganz besonders schwere Sünden auf ihrem Register; aber sehen wir uns nur im alltäglichen Treiben um, und wir werden zugeben müssen, dafs eine Laxheit und Weitherzigkeit der Moral besteht, die bezüglich unserer Zukunft zu denken giebt. Brauche ich an den täglich erstarkenden Byzantinismus in Streberei und Liebedienerei und Wettkriechen zu erinnern, an die krankhafte Sucht, alles in den Himmel zu heben, mit Ehrenbürgerrecht, Statuen, Gedenktafeln oder auch nur mit Fackelzügen etc. zu belohnen, was nur ein einfacher Ausflufs des Pflichtgefühls in einer, oft auch nur wenig verantwortlichen Stellung ist. Und leider sind alle diese Mängel auch schon in unsere höheren Schulen gedrungen. Rom ist nicht in einem Tage gebaut worden, und wir dürfen nicht erwarten, dafs ein solcher ethischer Unterricht in wenigen Jahren eine sittlich-soziale Reform herbeiführen

wird. Aber wenn erst zwei Generationen an klare ethische Begriffe und Handlungen gewöhnt werden, so wird der Erfolg nicht ausbleiben; die einen werden sich genieren, die andern wenigstens — schämen. Und in diesem Sinne kann ich nur die gedankenreiche Schrift Huthers jedermann empfehlen.

In einem Anhang versucht der Verf., wie schon oben bemerkt wurde, Grundzüge der Charakterologie aufzustellen. Die Komponenten des Charakters sind ihm Perzeption, Apperzeption, Motivation und Willensaktion. Aus den sich hieraus ergebenden formalen Unterschieden will er die Temperamente erklären. Das cholerische ist bedingt durch leichte Perzeption, aktive Apperzeption, starke Motivation und rasche Aktion bei der Grundstimmung Lust, während bei dem melancholischen die betreffenden Komponenten schwer oder leicht, aktiv, schwach und langsam sind bei der Grundstimmung Unlust u. s. w. Wer auch mit dieser Aufstellung nicht einverstanden ist, wird doch dem Verf. nicht bestreiten, dafs sie wohl durchdacht, aus Beobachtung und Nachdenken entsprungen und klar und einfach ist. Und da bei diesen Fragen die Subjektivität stets eine bedeutende Rolle spielen wird, so sind dies daneben Vorzüge, die nicht leicht wiegen. Wir dürfen deshalb mit begründeter Erwartung der Ergänzung vorliegender Schrift entgegen sehen, die sich mit der psychologischen Grundlage des Unterrichts befassen wird.

Giefsen. Herman Schiller.

G. Fraccaroli, A chi e a che servono le scuole secondarie. Firenze 1897, Ufficio della „Rassegna nazionale“. 61 S. 8.

Die vorliegende Abhandlung befafst sich mit Gegenständen von gröfster Wichtigkeit, sie ist mit philosophischem Sinne, klarer und bestimmter Erfassung des Gegenstandes, warmem Interesse und inniger Vaterlandsliebe geschrieben und eröffnet zugleich einen unmittelbaren Einblick in italienische Verhältnisse, so dafs sie auch für den deutschen Leser von grofsem Interesse ist. Wir lenken daher gern die Aufmerksamkeit auf diese wertvolle Abhandlung.

Wir ersehen aus ihr bald, mit welchen Schwierigkeiten auch in Italien die Gymnasien zu kämpfen haben. Fr. geifselt scharf die Anschauung derer, die in der Schule nur eine Stätte sehen, wo die Knaben sich versammeln, um während der Stunden bewacht zu werden, in denen ihre Väter und Mütter mit ihren Arbeiten und mit ihren Vergnügungen beschäftigt sind. Es ist für die armen Jungen schon eine Strafe, dort eingeschlossen zu sein; da sollen die Lehrer sie in Ruhe lassen und sie nicht zu sehr plagen, sollen auch die Eltern nicht mit Anschuldigungen und Klagen *belästigen*, dafs ihre Söhne nicht arbeiten oder nicht vorwärts *kommen*. „Unser Sohn hat Anlagen mehr als genug, und

wenn er keine Fortschritte macht, so heifst das nichts anderes, als dafs die Schule zu schwere Dinge lehrt, Dinge, die nicht zu begreifen sind und zu nichts dienen". Solche Gedanken richten sich, wie das Folgende zeigt, namentlich gegen das Griechische. Fr. ist entrüstet darüber, dafs, während die Deutschen Griechisch lernen, obwohl sie schon mit dem Latein mehr Mühe haben als die Italiener, seine Landsleute sich nicht scheuen, sich für unfähig zur Erlernung des Griechischen zu erklären. Er giebt zu, dafs das Griechische für einen guten Teil der Schüler der italienischen Gymnasien und Lyceen zu schwer ist, zieht aber aus dieser Thatsache lediglich den Schlufs, dafs diese Schüler nicht für die wissenschaftliche Laufbahn geeignet sind. Mit aller Entschiedenheit ist er dagegen, dafs die Schwierigkeit eines Gegenstandes ein Grund sein kann, ihn aus dem Unterrichtsplane zu streichen. Mit diesem Prinzipe komme man dahin, alles weg zu lassen, was Studium und Nachdenken erfordert. Die Leichtigkeit der Unterrichtsgegenstände macht die Indolenten nicht besser und verdirbt auch die Guten.

Jede Art der Schule mufs ein bestimmtes Ziel verfolgen und mufs einen bestimmten Charakter haben, den sie ihren Zöglingen aufprägt. Dieses Ziel und diesen Charakter hat der Staat zu bestimmen nach den Regeln der Wissenschaft und Vernunft. „Lächerlich ist es und skandalös, dafs diejenigen, die nichts von der Sache verstehen, sich einmischen, um uns Ratschläge zu geben, wie wir unterrichten sollen".

Aller Unterricht kann nur eines von den folgenden Zielen haben: entweder den praktischen Nutzen, oder Gelehrsamkeit (dottrina scientifica), oder moralische und intellektuelle Bildung. Dem praktischen Nutzen im allgemeinen dient die Elementarschule mit ihren drei Unterrichtsgegenständen: Lesen, Schreiben und Rechnen, dem praktischen Nutzen im besonderen haben die technischen Schulen zu dienen, aber nicht solche, wie sie jetzt sind, die nach des Verfassers Ansicht eine hybride und ungeheuerliche Institution sind, die von dem Technischen nur den Namen hat. Er verlangt für die technischen Anstalten Freiheit der Wahl in den Lehrgegenständen. Hier weifs jeder selbst, was ihm nützt, der Tischler und Schlosser, dafs er das Zeichnen braucht, der Kaufmann die Regeln der Buchführung, der Mechaniker etwas Physik, der Maler, Kolorist und Pyrotechniker etwas Chemie. Ebenso müssen die Zeugnisse wegfallen. Über die erlangte Fertigkeit entscheidet die Praxis mit voller Sicherheit.

Für die eigentliche wissenschaftliche Bildung sind die Universitäten da. Hier ist uneingeschränkte Lernfreiheit nicht am Platze. Der Student, der von dem Gymnasium kommt, ist zu wenig bekannt mit seiner Wissenschaft und bedarf daher bestimmter und zwingender Vorschriften, wie er sein Studium einzurichten hat.

So bleibt für die Mittelschulen als Ziel die Aneignung intellektueller und sittlicher Bildung. Sie haben für das Leben vorzubereiten und zwar die Männer heranzubilden, welche die leitenden Kreise der Gesellschaft ausmachen sollen. Sie haben die geistigen Kräfte ihrer Zöglinge zu entfalten, dafs sie geeignet werden für das eigentliche wissenschaftliche Studium und für die Lösung der Aufgaben, die ihnen ihre einstige Stellung in Gesellschaft und Staat auferlegt, und sie haben ihre Zöglinge zu guten Bürgern zu erziehen, das heifst zu Männern, welche die Interessen des Ganzen über die Einzelinteressen und demnach vor allem über die eigenen Interessen stellen und die Interessen der einzelnen und der einzelnen Klassen mit Gerechtigkeit und Einsicht gegen einander abzuwägen wissen. Fr. untersucht nun in eingehender Weise mit philosophischem Sinne unter Kritisierung der Ansichten von Spencer und Blain, welches denn die Mittel zur Erreichung dieses Zieles, der intellektuellen und moralischen Ausbildung sind, und kommt durch feinsinnige Betrachtungen zu dem Resultate, dafs Kern und Mittelpunkt des Unterrichtes in den Mittelschulen Geschichte, Latein und Griechisch sein und bleiben müssen, namentlich tritt er warm für das Griechische ein. Die Naturwissenschaften haben für das Ziel, das diese Art von Schulen erstreben, keinen besonders hohen Wert, aber da diese Schulen für das Leben vorbereiten, so mufs auch diesen Disziplinen etwas Raum gegönnt werden; mehr Raum gebührt der Mathematik; von den neueren Sprachen ist nur eine aufzunehmen, und zwar nicht die französische, sondern die deutsche. Die Zahl der italienischen Stunden soll merklich beschränkt werden.

In der Jugend der italienischen Mittelschulen zeigt sich Erschöpfung und Ermüdung. Fr. verlangt daher Vereinfachung des Unterrichts und Rückkehr zur Natur. Vor allem bekämpft er die einseitige Ausbildung des Verstandes, und er thut dies namentlich auch im nationalen Interesse. Das italienische Volk sieht sich enttäuscht. Bei seiner Erhebung hatte es zuversichtlich auf die Gewinnung von Einheit und Freiheit gehofft, aber an die Stelle der Einheit ist die innere Zerrissenheit getreten, an die Stelle der Freiheit die Unselbständigkeit. Hier kann nur dadurch geholfen werden, dafs aufser dem Verstande auch die anderen Kräfte im Geiste des Menschen wach gerufen und ausgebildet werden. Es giebt eben Dinge, deren Wert sich nicht durch Zahl, Mafs und Gewicht bestimmen läfst, und die gerade von der gröfsten Bedeutung für das Wohl und Wehe der Menschen, der einzelnen sowohl als der Völker sind. Das Verstandesmäfsige trennt die Menschen, das Gefühl der Einheit und Brüderlichkeit ruht auf der gemeinsamen Liebe zu Gott.

Gera. Gustav Schneider.

Kurt Bruchmann, Poetik, Naturlehre der Dichtung. Berlin 1898, Wilhelm Hertz. 406 S. 8. 6 M.

Wir haben an Poetiken aller Art keinen Mangel. Die einen wollen — mit oder ohne Proben — dem Unterrichte in der Schule dienen, wie z. B. die älteren von Otto Lange (Berlin, Gärtner), Werner Hahn (Berlin, Hertz) und Franz Linnig (Paderborn, Schöningh), oder die ganz knappe Darstellung von Alb. Schuster (Klausthal, Grosse), ferner das recht empfehlenswerte Buch von J. Methner („Poesie und Prosa, ihre Arten und Formen", Halle a. S. 1889, Waisenhaus) und der jüngst erschienene „Grundrifs der Stilistik, Poetik und Ästhetik, für Schulen und zum Selbstunterricht" von Gerh. Gietmann S. J. (Freiburg 1897, Herder). Andere Poetiken wollen, wie die von Ernst Kleinpaul („Die Lehre von der Dichtkunst, ausgeführt für Dichter und alle Freunde der Poesie", Leipzig, Langewiesche), allerlei Winke und Gesetze für die Ausübung der Technik geben; wieder andere suchen wissenschaftlich das Wesen der Poesie zu ergründen, wie die an feinsinnigen Gedanken reiche von Rud. Gottschall („Die Dichtkunst und ihre Technik vom Standpunkte der Neuzeit", Breslau, Trewendt). Von elementarer Empirie und Darwinschen Grundgedanken geleitet, suchte nach neuen Wegen die gewifs an fruchtbaren Keimen reiche, aber ihrer Entstehung gemäfs doch unfertige Poetik von Wilh. Scherer (Berlin, Weidmann). Von philosophischen Ideen und von weitem Umblick über die Weltlitteratur, über die Volks- und Kunstdichtung des Orients und Occidents zeugt das Werk Carrieres („Die Poesie, ihr Wesen und ihre Formen, mit Grundzügen der vergleichenden Litteraturgeschichte", Leipzig, Brockhaus).

Die jüngst erschienene Poetik von Bruchmann ist durchaus ein Kind der modernsten Zeit. War Carriere als Hegelianer von dem Entwicklungsgedanken, d. h. von der Idee einer geistigen „Evolution" und von der psychogenetischen Methode durchdrungen, so soll jetzt alles möglichst auf mechanische Entwickelung zurückgeführt werden. Die naturwissenschaftlichen Begriffe gelten als Wegweiser in den Geisteswissenschaften; eine moderne Poetik mufs also gleichsam Biologie der Poesie sein, mufs die psychophysiologische Entfaltung ihrer Formen vom rein empirisch-historischen Standpunkte aus entwerfen und — was nur zu loben ist — diesen mit dem der vergleichenden Litteraturgeschichte verbinden; es ist daher nicht Zufall, dafs kein Ausdruck so häufig in dem Buche begegnet wie „analog", „nach Analogie". Es nennt sich „Naturlehre der Dichtung". Der Kundige erinnert sich vielleicht an Örsteds „Naturlehre des Schönen" (übersetzt von H. Zeise, 2. Aufl. Hamburg 1852), die von monistischem Standpunkte aus das Schöne — d. i. „die in den Dingen ausgedrückte Idee" — in seinen Elementen, in Linien, Figuren, in den Krystallen, in den Schwingungen der Luft, in Licht und Ton und Farbe, aber

auch schon — vor Fechner — in den Ideenassociationen, in der Symbolik u. s. w. aufweist. Ob aber jemand, der das Wesen der Poesie und das Werden der Dichtungen nicht schon kennt, aus dieser Poetik es erkennen dürfte, ist mir zweifelhaft. Bruchmann führt die Poesie, d. i. die Sprache des Gefühls, der „Steigerung", der „inneren Befreiung" auf ihre Elemente, auf die Zusammenhänge mit Gesang, Spiel, Tanz und Arbeit zurück; er nähert sie auch dem Nützlichkeitstriebe, dem Verlangen nach Abwechslung, nach stärkeren Reizen, wie es auch in Schmuck und Haartracht und Kleidung hervortritt; und am wohlsten fühlt er sich, wenn er in Citaten von Naturvölkern, wie Jakuten, Bodo-Kachari, Koralit, Mengwe u. s. w. u. s. w. wühlen kann. Seine „Naturlehre der Dichtung" ist daher vor allem ethnographischer Art; sie berücksichtigt nicht nur die fertigen Kunstwerke der verschiedenen Zeiten und Völker, sondern vor allem die Naturlaute der Naturvölker. Und das ist recht anregend und nützlich; überhaupt zeugt das Buch von riesiger Belesenheit; es ist eine Fülle von Einzelheiten zusammengetragen, eine Fülle von Urteilen anderer über diese; man stolpert fortwährend im Flusse der Rede über Wendungen „wie X meint", „wie Y sagt", „nach Z" u. s. w.; aber man vermifst in dem ganzen Buche den beherrschenden Gedanken, den vollen Herzschlag eigenen Fühlens und selbständigen Denkens einer hochgestimmten Seele; es ist alles unglaublich kühl, im Stil konventionell, trocken; wer über Poesie schreibt, mufs vor allem poetischen Sinn haben, aber Bruchmann ist — wie ich auch schon in meiner „Philos. des Metaph." gezeigt habe — im Grunde eine ganz nüchterne, prosaische, schwunglose Natur. Das Wesen der Metapher oder allgemeiner des Metaphorischen ist ihm auch heute noch nicht aufgegangen. Freilich schränkt er seine früher ausgesprochene abenteuerliche Ansicht, die Hebräer böten eine „völlig einzig dastehende Ethisierung der Natur" dar, und „an diesem Feuer hätten sich die Nachdichter Jahrhunderte lang genährt", jetzt endlich erheblich ein, aber was das Goethesche Wort besagt: „Es giebt eine Poesie, die ohne Tropen ein einziger Tropus ist", nämlich als Aus- und Abdruck des Seelischen, ist ihm noch nicht klar geworden; er sagt S. 75, mit erheblichem Rückschritt, über die Metapher: „Ich schliefse mich Aristoteles an, dessen Theorie nichts hinzuzufügen scheint". Ihm bleibt die Metapher entweder als Nachahmung, als „Versteinerung" ein entlehntes Schmuckmittel oder eine „hyperbolische", nur durch Ergänzung von „gleichsam" zu erklärende Steigerung des Ausdrucks. Gewifs braucht ein Gedicht nicht von Metaphern zu wimmeln, ja keine einzige aufzuweisen, trotzdem bleibt sie eine innerlich notwendige Erscheinungsform der Poesie, die unter bestimmten Voraussetzungen immer ans Licht treten wird[1]).

---

[1]) So sagt schon Gottschall in der „Poetik": „Das Bild (die Metapher) ist nur Abbreviatur dessen, was die Dichtung im ganzen und grofsen ist",

Charakteristisch für die Grundanschauung des Buches ist der Satz (S. 94): „So gehen die Dichter in Ernst und Scherz über die reale Erfahrung hinaus; die Menschen wollen eben mitunter etwas anderes als bloſse Erfahrung"! Als ob nicht Poesie die Ursprache aller Völker, die Phantasie nicht viel früher und mächtiger wirksam wäre als der Verstand, als ob es nur eine von auſsen durch die Sinne aufgenommene Wirklichkeit gäbe, nicht auch eine, die auf Grund jener der Menschengeist sich selbst schafft, und als ob diese von dem Mythen bildenden Menschen, von dem Dichter, nicht als ebenso wirklich empfunden und geglaubt, weil innerlich erlebt würde, als jene, die man photographieren kann! Als ob nicht manches phantastische Märchen mehr Wahrheit oft besäſse, als der getreueste Abklatsch der Wirklichkeit! Was Bruchmann so rätselvoll, so phantastisch, so hyperbolisch vorkommt, daſs er von der „seltsamen" Mischung von „Realismus" (!) und „Phantastik" oder „Transcendenz" spricht, ist im wesentlichen das Natürlichste von der Welt, nämlich der naturnotwendige Ausdruck lebhaften Gefühls und reger Phantasie.

Die Behandlung der poetischen Gattungen (S. 95 bis Schluſs) ist sehr ungleichmäſsig; auch trotz der voraufgehenden Betrachtung von „Rhytmus" (sic!) und Reim ist der Abschnitt über Lyrik (auf knappen 19 Seiten!) ganz lässig, skelettartig; „analog" dem ganzen umfassenden Plane einer Poetik und einzelnen Ausführungen hätten u. a. auch die verschiedenen Strophenbildungen in ihrer geschichtlichen Entwickelung berücksichtigt werden müssen; die Wahl ist ganz willkürlich; Engländer, Franzosen u. a. vermiſst man neben Hottentotten, Chinesen, Japanern. — Beim Epos geht Bruchmann Inder, Perser, Griechen, Römer, Spanier, Franzosen, Kelten, Engländer, Skandinavier, Deutsche, Russen, Ungarn, Esten (sic!), Tataren, Kirgisen, Serben, Semiten teils in Inhaltsangabe, teils in knapper Beurteilung durch. Im einzelnen lieſse sich da manches erinnern; aber auch hinsichtlich der Gesamtauffassung vermiſst man wieder die Verinnerlichung und Vertiefung all des Einzelnen, wie sie so köstlich in Victor Hehns meisterhafter Darstellung („Goethes Hermann und Dorothea") hervortritt. Wie dürr ist,

ähnlich Dilthey: „die Einbildungskraft des Dichters"; auf denselben Gedanken führte mich meine Entwickelungsgeschichte des Naturgefühls, wo die Naturbeseelung eingehend in den verschiedenen Epochen berücksichtigt ist; vergl. ferner „D. Philos. des Metaph." S. 78—103, das Kapitel über die Poesie. Interessant ist es mir, wie jetzt die Wundtianer den Begriff des Metaphorischen, wie ich ihn dargestellt habe, in ihr System einzugliedern suchen; so Ernst Elster („Prinzipien der Litteraturwissenschaft" S. 359 f.) als „ästhetische Apperzeptionsform", freilich durch den Ausdruck wie durch die Begründung zum Widerspruch herausfordernd; ferner Paul Stern („Einfühlung und Association in der neueren Ästhetik") und Emil Stern (Euphorion V S. 217—226 „Metapher und Subjektivität"); beide übersehen dabei, daſs auch ich das Metaphorische auf die Macht der Analogie (wie Aristoteles) und der Association zurückführe; S. 19 sage ich: „diesen inneren Prozeſs (der Einfühlung, Beseelung) bewirkt die Association und die Analogie".

was Bruchmann vom Märchen, von der Tierfabel zu sagen weifs, wie ungenügend die paar Seiten über Roman und Novelle. Man höre nur Sätze wie S. 202: „Da Phantastik nicht zur Poesie gehört, obgleich (!) sie eine Seite ihrer Doppelnatur bildet, so wird eine Erzählung nicht unpoetisch, wenn sie auch völlig realistisch (!) ist, wie z. B. Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe". Mit Schlagwörtern schlägt man wirklich alle Poesie tot! S. 203 heifst es: „Der Roman befriedigt durch seine sprachliche Form unser photographisches Interesse, wie es oben genannt wurde, ohne dafs doch ein guter Novellist zur Mechanik des wirklichen Photographen herabsinkt"!! — Wie lässig manche Dichtungsart abgefertigt wird, zeige der kurze Abschnitt über das Idyll (S. 205): „Die sogen. Idylle (Eidyllion = Bildchen) bedarf, um nicht fade zu werden, eines zu grofsen geistigen Reichtums, als dafs sie oft gelingen und ansprechen könnte. Führt sie uns in einfache, beschränkte Kreise, welche sich wohlthätig von Kultur und Unnatur abheben, so hat sie wieder Beschränktheit zu meiden oder ein Kolorit, welches süfslich statt natürlich ist. Erscheint doch sogar bei dem antiken Meister Theokrit z. B. Polyphem, der die weifse Galatea (XI) ansingt, etwas idealisiert. Über Idyll und Dorfgeschichte im Altertum und Mittelalter hat Goethe in seinem Archiv I 169 f. gehandelt." Das ist alles!

In dem Abschnitt über Dramatik, besonders über das Trauerspiel, der am erfreulichsten und trotz Anregungen von Volkelt am selbständigsten wirkt, geht der Verf. eine Menge Völker der Weltlitteratur durch; hinsichtlich der Griechen hätte er manches von v. Wilamowitz-Moellendorff lernen können, der an Tiefe der Auffassung des Griechentums seinesgleichen heute nicht hat. Heiter wird die komische Phantasie behandelt. Mit einer kurzen Betrachtung der „Epochen des Dramas" schliefst das Buch, indem es noch auf den engen Zusammenhang von Poesie, Philosophie, Religion hinweist. Hätte der Verfasser diesen sein ganzes Werk hindurch festgehalten, würde es weit erfreulicher geworden sein.

Es ist also — in summa summarum — kein eigentliches, einheitliches Lehrgebäude, kein gleichmäfsig den Riesenstoff — die Weltlitteratur in nuce und die Gesetze der Poesie — in sich schliefsendes System, sondern es verfährt bei reicher Belesenheit eklektisch; es bietet auch manche Abschweifungen, die offenbar durch frühere Aufsätze veranlafst sind, wie „die Frauen in der Dichtung" (übrigens nichts als Nomenclatur!), über „Realismus" u. dgl. m.; es ist durch seine Sammlungen lehrreich und somit ein immerhin schätzenswerter Beitrag zur vergleichenden Poetik und vergleichenden Litteraturgeschichte; aber es fehlt bei aller erstaunlichen Gelehrsamkeit an Vertiefung, Verinnerlichung, an der fruchtbaren, alle Teile durchdringenden, bindenden Grundidee. Wie die modernen Poeten, so stellt sich auch diese

modernste Poetik dar: mit der scharfen Beobachtung des Einzelnen, dem ausgeprägten Wirklichkeitssinn verbindet sich nicht die Durchgeistigung des Stoffes.

Koblenz. Alfred Biese.

Hermann Steuding, Die Behandlung der deutschen Nationallitteratur in der Oberprima des Gymnasiums an den Hauptwerken Goethes erläutert. Leipzig 1898, E. A. Seemann. 150 S. 8. 0,80 M.

Verf. will in dem sauber ausgestatteten und fein geschriebenen Büchlein nicht ein allgemein gültiges Muster, sondern nur ein Bild dessen geben, was an dem Gymnasium in Wurzen von ihm geschehen, und hofft, dafs die anspruchslose Darstellung dennoch der Vervollkommnung der Lehrmethode in einem der wichtigsten Fächer des Gymnasialunterrichtes zu dienen imstande ist. Die Hauptaufgabe des deutschen Unterrichtes in der Prima ist ihm, die fortschreitende Entwickelung unserer beiden gröfsten Dichter, Goethes und Schillers, aus ihren eigenen Werken den Schülern darzulegen und sie in die geistige Werkstatt derselben einzuführen. Wie dies bei der Besprechung und gemeinsamen Durcharbeitung der Hauptdichtungen Goethes geschehen kann, soll die vorliegende Schrift lehren, die Behandlung Schillers will er auf eine andere Gelegenheit verschoben wissen. — Verf. beschreibt zunächst sein Verfahren beim Unterricht mit besonderer Angabe der Gesichtspunkte, die bei Behandlung der Dramen von ihm berücksichtigt werden, fordert dann weiter das Eingehen auf die Goethesche Lyrik und tritt kräftig für die Lektüre der Faustdichtung ein. In beiden Forderungen stimme ich ihm aus vollem Herzen bei, ich kann es nur aus unmittelbar eigener Erfahrung wie aus den Mitteilungen von Schülern, die schon längere Zeit unsere Schule verlassen hatten, bestätigen, dafs sie gerade für diese Lektüre besonders empfänglich und dankbar gewesen sind. Verf. hat recht, wenn er sagt, dafs, wenn auch für die Faustdichtung kein abschliefsendes Verständnis zu erzielen, — wer glaubt das beim Faust überhaupt erreichen zu können? — so doch der Eingang zu einer späteren, vollkommeneren Erkenntnis zu eröffnen und damit zu weiterer fruchtbringender Beschäftigung in der Zukunft anzuregen ist. Jn der „einleitenden Übersicht“ bietet Verf. einen knappen Abrifs der mittelalterlichen religiösen und der modernen weltlichen Dichtung und wendet sich dann seiner Aufgabe zu: Goethes Leben im Spiegel seiner Hauptwerke. Er behandelt zunächst den Götz in grofsen Zügen nach seinem Inhalt wie seinen Beziehungen zu Goethes Persönlichkeit, weiter Werther, Clavigo, des Wanderers Sturmlied, Egmont. Iphigenie, Tasso, Elegien, Epigramme, Balladen, alle in der angegebenen Weise, in munterer Darstellung, anregend und belehrend, sich auf das notwendigste Mafs beschränkend. Freilich für eingehende Interpretationen kann

das Gegebene nicht genügen, aber Verf. hat sich dies Ziel auch gar nicht gesteckt, er will dem Lehrer methodische Fingerzeige geben, der den Stoff der Dichtungen schon verarbeitet und sich innerlich angeeignet hat. Die umfangreichste Besprechung ist dem Faust gewidmet und das mit Recht. Mancher Lehrer empfindet Scheu, sich an die Interpretation des Faust zu wagen, aber wenn man nur erst einige der hervorragendsten Kommentare und Abhandlungen über die Dichtung mit Eifer und Lust durchgearbeitet hat, wird die Scheu weichen und der Freude Raum schaffen, mit den Schülern die Dichtung gemeinsam geniefsen zu können, in der das Sehnen und Hoffen, das Suchen und Finden des menschlichen Herzens mit seinen Irrungen und Thorheiten, mit seinen Kämpfen und Siegen am grofsartigsten zur Anschauung gebracht ist. Weil wir in dieser Dichtung mit dem bunten Wechsel des Stoffes von dem Dichter angehalten werden, in der Phantasie die ganze Welt zu umspannen, Erde, Hölle und Himmel, weil das Ganze, so verschieden in seinen einzelnen Teilen, doch harmonisch fest gebunden ist, kann der Lehrer von vorn herein auf die Teilnahme der Schüler rechnen und ihrer wachsenden Aufmerksamkeit sicher sein, wenn er bei der Besprechung stets das Allgemeine im Auge behaltend nicht zerstreuend an dem Einzelnen haften bleibt. Der Verf. geht in seiner Interpretation diesen Weg; nach einer einleitenden Besprechung der Faustsage und der äufseren Geschichte der Goetheschen Dichtung folgt die Darlegung des Inhalts derselben, im besonderen der Teile, welche für die Klassenlektüre auszuwählen sind; denn zur Vornahme einer Auswahl drängt einerseits das sittlich Anstöfsige mancher Stellen, andererseits die Gefahr, durch die Erklärung besonderer Schwierigkeiten von der Hauptaufgabe abgeleitet zu werden.

Verf. wird nicht den Anspruch machen, in allen Betrachtungen das Richtige getroffen zu haben; er reizt zu Widerspruch auch manchmal da, wo er es wohl am wenigsten glaubt, aber der Widerspruch zerstört nicht die Freude an seiner Darstellung, fordert vielmehr zu neuer Untersuchung auf.

Wo die Schüler so, wie es Steuding thut, in unsere Litteratur eingeführt werden, wird es dem Lehrer an dem Lohne für seine Arbeit in der inneren Befriedigung wie an dem Danke seiner Schüler gewifs nicht fehlen.

Damit sei das Büchlein den Lehrern des Deutschen warm empfohlen.

Stettin. Anton Jonas.

H. Heidelberg, Elementargrammatik der deutschen Sprache für höhere Unterrichtsanstalten. Neunte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. 1 u. 97 S. 8. geb. 1,20 M.

Der Verfasser des vorliegenden Lehrbuches ist bemüht gewesen, durch viele Zusätze und Änderungen, die er in ihm vor-

genommen, es den früheren Auflagen gegenüber zu verbessern, und hat vor allem gewisse Partieen der Satzlehre gänzlich umgearbeitet. Dafs er sich dabei namhaften Grammatikern der neueren Zeit angeschlossen hat, gesteht er selber ebenso unumwunden zu, wie es den Benutzern des Buches lieb sein wird. Wenn er dieses als eine „Elementargrammatik" bezeichnet, so bemerkt er mit Recht, dafs es in seiner jetzigen Gestalt, zumal in der Satzlehre, für alle höheren Unterrichtsanstalten ausreichen wird, an denen deutsche Grammatik gelehrt zu werden pflege. Denn in der That ist der Stoff reichlich bemessen und im einzelnen so gruppiert und dargestellt, dafs auch reifere Schüler beim Gebrauche des Buches sich vielfach zum Nachdenken angeregt und in ihren grammatischen Kenntnissen gefördert sehen werden. Der Referent kann nicht umhin zu erklären, dafs ihm manch ein Buch zu Gesicht gekommen ist, das einen Vergleich mit dem vorliegenden nicht aushält. Bei aller Kürze wird des Guten viel geboten.

Die Wortlehre umfafst zunächst die Laute und Buchstaben, die Silben und die wichtigsten Regeln der Rechtschreibung. Die sich anschliefsende Formenlehre giebt nach einer allgemeinen Übersicht über die Wörter das Wesentliche aus Deklination, Konjugation und dem Kapitel der sogenannten Partikeln. In der Satzlehre werden uns zuerst Begriff und Bestandteile des Satzes, der „nackte" und der „bekleidete" Satz, dann neben dem einfachen Satze der zusammengesetzte vorgeführt, so dafs also die Einteilung im ganzen die auch sonst übliche ist. Ein die Zeichensetzung betreffender Anhang nebst einem orthographischen Wörterverzeichnisse machen den Beschlufs.

Bei aller Anerkennung des von Heidelberg Geleisteten mögen einige Ausstellungen hier ihren Platz finden. Dafs § 4 in dem Ausdrucke: das mosaische Gesetz das von dem Personennamen abgeleitete Adjektiv eine allgemeinere, generelle Bedeutung habe, wie z. B. in den Ausdrücken: ein homerisches Gelächter, eine junonische Gestalt, kann denn doch nicht behauptet werden. Ein kurz gesprochener Vokal § 5 ist nur dann ein geschärfter, wenn er als Stammvokal den Ton trägt. Hierbei gleich eine auf § 23, 4 bezügliche Frage unserseits, nämlich: Wie soll es der Schüler neben „Las-ten" mit der Silbenbrechung bei „lebhafteste" halten? § 10, 2 A. 2 wird derselbe wunderbarerweise angehalten, das a in „Stab" kurz zu sprechen. Das als „wirklich existierend gedachte" Ding § 29 A. ist zum mindesten kein schöner Ausdruck; dasselbe gilt ebenda in der Anmerkung von den Stoffen, die „nur als eine Menge mit dem Ganzen gleichartiger Teile" aufgefafst werden sollen. — Bei den Eigennamen legt auch Heidelberg zu grofsen Wert auf die ihnen untergeschobene Absicht, bestimmte einzelne Dinge einer Gattung von allen anderen Dingen derselben Gattung zu „unterscheiden". Mit Rücksicht auf ihre indivi-

dualisierende Bedeutung ist die Erklärung vielmehr, wie es bei Madvig, Lat. Sprachlehre für Schulen § 24 geschieht, negativ zu fassen und zwar dahin, dafs beispielsweise die Heinrich heifsenden Personen (abgesehen von diesem übereinstimmenden Namen) bestimmte Merkmale nicht mit einander teilen sollen, während dies bei den Gattungsnamen der Fall ist. — Wenn Heidelberg weiterhin bei der Deklination der Eigennamen § 32 A. 1 mit Heintze, Gut Deutsch S. 24 „dem grofsen Papiernen" Fehde schwört und uns daher, wie jener, „Voss Luise" und „Musäus Volksmärchen" zu schreiben aufgiebt, so heifst dies das Kind mit dem Bade ausschütten; wir nehmen ja doch auch sonst beim Schreiben und Drucken auf das Auge Rücksicht, um das Verständnis des Gelesenen zu erleichtern. Und wenn er sich z. B. § 46, 2 A. hinsichtlich der Ausdrücke: zu was, aus was, mit was, die er nicht ganz verwirft, und (hier unberechtigterweise) bei dem Verbum willfahren S. 31 A. 1, wo indes wohl ein Druckfehler vorliegt, Abweichungen von Heintze a. a. O. S. 104 und S. 37 A. 2 gestattet, so sollte er sich auch bei der Flexion von „verderben" § 62 nicht von ihm ins Schlepptau nehmen lassen. Wir wollen Erbe, Randbemerkungen S. 8 (vgl. Heintze S. 45 A.) gern glauben, dafs der Bedeutungsunterschied des transitiven und des intransitiven Verbs „verderben" in Schwaben jedem Kinde — und voraussichtlich auch anderswo — begreiflich gemacht werden kann; aber darum rügen wir nicht Sätze wie: er verdirbt seine Dissertation damit, dafs er zu unsorgfältig zu Werke geht. Denn es heifst doch wirklich, zumal wenn man den Eintritt des i für e in der 2. und 3. Person Singularis des Präsens Indikativi des schwachen Verbs (gegen die sonstige Regel) lehrt, sich steifen, wollte man Sätze wie: die Herren verdarben dem neu erwählten Könige den ganzen Vogelfang (haben ihm denselben verdorben) nicht gelten lassen. Ein schier nutzloser Kampf gegen den *usus, quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi*! S. auch Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit S. 46. Keinesfalls rechtfertigen läfst es sich, wenn Heidelberg ebenda dem schwach konjugierten Verbum schaffen die Bedeutung von „zu Stande (sic) bringen" giebt. — § 54, 1 A. tritt doch wohl nicht die Zukunft, sondern ein zukünftiges Ereignis unzweifelhaft ein, und wenn ebenda 2 A. Columbus Amerika entdeckt hat und von Gott Himmel und Erde erschaffen (zu stande gebracht) sind, so findet in diesen Sätzen allerdings eine Beziehung auf die Gegenwart statt. Auch enthält der Ruf: Es lebe der Kaiser! § 57, 1 b) a) keine Aufforderung oder gar einen Befehl, sondern einen Wunsch; andernfalls müfste es heifsen: Lafst (lassen wir) den Kaiser leben! — Dafs beim a verbo ebenda 2, a) 2 die dritte Stammzeit stets Participium Perfecti Passivi ist, trifft nicht zu. Auch setzt man ein Futurum Activi u. s. w. § 66 (s. auch § 70) nicht mit dem Präsens von werden und dem Infinitiv Präsentis Activi u. s. w.,

sondern aus diesen beiden Formen zusammen (oder bildet es mit ihnen, s. § 69). Ebenda A. 2 sind nicht alle Infinitive der dort genannten Modalverba „ursprünglich alte“ starke Partizipien ohne vorgesetztes: ge, s. Heintze a. a. O. S. 66, der nun freilich wieder empfiehlt: „Ich habe sein Herz schlagen gefühlt“, „ich habe ihn kommen gehört“, „ich habe ihm schreiben geholfen“. Vgl. auch Merkes, Zur Lehre vom Gebrauch des Infinitivs im Nhd. auf historischer Grundlage. I. Leipzig 1896.

In der sehr reiflich erwogenen Satzlehre, „dem wichtigsten Teile der Grammatik“, habe ich sehr wenig anzumerken. „Er weinet (sic) und fleht, die Hände zum Zeus erhoben“ § 95 A a) Anm. giebt kein Beispiel für ein attributives Adjektiv; hier steht dasselbe vielmehr prädikativ im absoluten Partizipialsatze, vgl. Lyon, Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäfsen Unterrichtes in der deutschen Sprache u. s. w., Leipzig 1890, S. 370 ff. zu Uhlands Schlacht bei Reutlingen 2, 4. — Wenn ich jemand einen Verweis erteile, so liegt die Sache nicht so, dafs ich deren eine gröfsere Zahl zur Verfügung habe, die ich nun um jeden Preis an den Mann zu bringen suche, sondern ich greife zu einem Verweise, weil ich mit jemand zu thun bekomme, der ihn verdient hat. Wozu also immer noch (auch bei Heidelberg § 96 und § 98, 3) die sonderbare Unterscheidung zwischen näherem und entfernterem Objekte? Lassen wir ferner einmal § 98, 4 A. 2 Walther Tells Äufserung über die Kunstfertigkeit des Vaters die Form indirekter Rede annehmen, so ergiebt sich z. B. der Satz: W. erklärte dem Tyrannen, 'nen Apfel schiefse der Vater ihm vom Baum auf hundert Schritte, d. h. der ethische Dativ ist im Deutschen auch bei der dritten Person, so gut wie in anderen Sprachen, möglich. Und was die auch bei Heidelberg § 101 auftretenden „Ergänzungsfragen“ (z. B.: Womit hat er es gethan?) betrifft, so sei gestattet, Delbrücks Bemerkung (Konjunktiv und Optativ im Sanskrit und Griechischen S. 75) hierherzusetzen. Sie lautet: „Wenn ich frage: ‘Wie heifst du’, so ist mir klar, dafs der Angeredete irgendwie heifst (Namenlosigkeit setze ich bei ihm nicht einmal als Möglichkeit voraus, sonst würde ich fragen: ‘Heifst du irgendwie?’), mir ist aber unklar, welchen bestimmten Namen er hat. Solche Fragen könnte man Verdeutlichungsfragen nennen“. Sollten nicht auch wir uns lieber für diesen Ausdruck entscheiden? — Bei den Bedingungssätzen § 123 ist eine „Vermischung der Fälle“ auch da möglich, wo es sich um Irrealität handelt (a. a. O. c) aa) und bb)); A. 1 nimmt darauf keine Rücksicht. Und will Heidelberg den Satz: „Ich spreche, ohne zu überlegen“ § 129 e wirklich ohne Komma schreiben?

Auch einige Druckfehler sind richtig zu stellen. § 6 und S. 86 im orthographischen Verzeichnisse ist „Kameel“ zu streichen, das mit den amtlichen Regelbüchern nicht im Einklang steht. § 8 mufs es statt: sich gebähren natürlich: sich gebärden heifsen.

Ist § 20 b A. das e in der Flexionssilbe est ausgefallen, so hat man bei „hassest“ nicht statt sst, sondern statt ssst nur fst zu schreiben. Oder es mufs so heifsen: Ist das e fortgefallen, so schreibe man nach dem scharfen s-Laute statt st nur t und dann wieder noch statt sst: fst. S. 27 Z. 2 v. u. zeigt das erste Wort ein Druckversehen; auf der folgenden Seite haben wir ein solches Z. 5 v. u. in dem Worte „Zukunft“; S. 35 bei § 68 findet man in der Überschrift fälschlicherweise „Ueber“ (ebenso S. 57 Z. 18 v. u. Aesopus statt Äsopus — Regelbuch § 1, A. 2), dafür wiederum § 18 in der Überschrift „Uber“ gedruckt. In § 80 verändere der Verfasser nach der amtlichen Vorschrift „auf's“ in „aufs“.

Im übrigen sprechen Druck und Ausstattung in erfreulicher Weise für das Buch.

Berlin. Paul Wetzel.

Fr. Fafsbaender, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für die mittleren Klassen der Gymnasien und Realgymnasien. Münster i. W. 1897, Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung. IV u. 172 S. 8. geb. 1,80 M.

Die Grundsätze, nach denen dieses Übungsbuch bearbeitet ist, sind nach dem „Vorworte“ des Verfassers dieselben wie diejenigen, welche er in dem für Quarta bestimmten Übungsbuche verwendet hat, d. h. das Buch zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil enthält, „um dem jetzt wohl allgemein anerkannten Bedürfnisse zu entsprechen und der noch wenig entwickelten Auffassungskraft des jugendlichen Geistes entgegenzukommen“, zahlreiche Einzelsätze zur Einübung des betreffenden sprachlichen Gesetzes. Diese Einzelsätze sind durch Nachahmung oder unter Anlehnung an die Lektüre gebildet, „um auch auf diese Weise den Schüler mit der Sprache derjenigen Schriftsteller vertraut zu machen, die er entweder schon gelesen hat oder später lesen soll“ (Vorwort des Teiles für Quarta). — Ist ein bestimmter Teil der Satzlehre in dieser Weise behandelt, so folgt zur Zusammenfassung und Wiederholung jedesmal ein zusammenhängendes Stück. Diese letzteren haben „wichtige Ereignisse der alten Geschichte, hauptsächlich das Zusammentreffen unserer Vorfahren, der alten Deutschen, mit den eroberungssüchtigen Römern“, zum Inhalt.

Der zweite Teil des Buches behandelt im Anschlusse an den Text des Bellum Gallicum in 93 zusammenhängenden Stücken die wichtigsten Abschnitte dieses Krieges. In diesen Übungsstücken sind jedesmal nur solche sprachliche Gesetze verarbeitet, die sich in den betreffenden Kapiteln Cäsars finden.

Endlich enthält das Buch noch drei Wörterverzeichnisse, eins zu den Übungsstücken über bestimmte Regeln der Satzlehre, ein zweites zu den Übungsstücken im Anschlusse an Cäsars gallischen Krieg und ein drittes alphabetisch geordnetes.

Die Anlage des Buches bietet an sich nichts Neues; nach denselben oder verwandten Grundsätzen ist zum Beispiel auch das Ostermann-Müllersche Übungsbuch bearbeitet.

Was zunächst den ersten Teil des Buches betrifft, so vermisse ich besonders für diesen ein Inhaltsverzeichnis, welches die Benutzung des Buches erleichtert und das Ganze übersichtlicher gemacht hätte. Es ist im ersten Kapitel der Gebrauch der Tempora (I. die Tempora der indikativischen Sätze, II. die Tempora der konjunktivischen Nebensätze) behandelt; im zweiten Kapitel der Gebrauch der Modi (I. Indikativ, II. der Konjunktiv in Hauptsätzen, III. der Konjunktiv bei Konjunktionen, IV. der Konjunktiv in Relativsätzen, V. Fragesätze); im dritten Kapitel der Gebrauch der nominalen Verbalformen (I. Accusativus cum infinitivo, II. Nominativus cum infinitivo, III. Oratio obliqua, IV. Participium, V. Gerundium und Supinum).

Es erscheint bei dieser Anlage des ersten Teiles auffällig, dafs der Verfasser für den Gebrauch der Kondizional-Konjunktionen keinen besonderen Abschnitt in das dritte Kapitel eingefügt hat. Derselbe ist für die Obertertia doch wohl erforderlich, für die Untersekunda unentbehrlich. Wenn der Verfasser also das erfüllen will, was das Titelblatt („für die mittleren Klassen") verspricht, so wird er die Einfügung eines solchen Abschnittes für eine zweite Auflage in Erwägung ziehen müssen.

Die gröfste Schwäche des ersten Teiles besteht aber meines Erachtens darin, dafs der Verfasser die besondere Behandlung der Kasussyntax unterlassen hat. Nach den preufsischen Lehrplänen fällt der Quarta das Wesentliche der Kasuslehre, der Untertertia die Wiederholung derselben zu. Nach Ausweis der Schulberichte aber wird an den meisten Anstalten nicht nur eine Wiederholung, sondern auch eine Ergänzung der Kasussyntax bis zur Obertertia hinauf vorgenommen, die für Realgymnasien ausdrücklich von den Lehrplänen gefordert wird. Das hätte der Verfasser berücksichtigen müssen. Manches hätte aus dem Quartanerteile herübergenommen werden können, z. B. *piget* u. s. w. und *interest*, Konstruktionen, die dem Quartaner grofse Schwierigkeiten bereiten und im Npostexte sich gar nicht oder äufserst selten finden.

Der deutsche Ausdruck leidet im ersten Teile an manchen Mängeln, wenngleich im allgemeinen die Einzelsätze mit Geschick und dem Standpunkte des Schülers entsprechend gewählt und gebildet sind. — So sind beispielsweise folgende Ausdrücke verfehlt; er hatte Freigebigkeit (St. 2 S. 7); eine Angelegenheit ausführen (St. 2 S. 6), eine Angelegenheit unternehmen (St. 24 S. 8); Tugend erlangen (St. 5 S. 1); vom Unglück heftig (st. schwer) getroffen werden (St. 4 S. 7); Schmerzen werden durch den Tod gelindert (st. aufgehoben St. 5 S. 4); keine Gefahren, nicht einmal der Tod, schreckt (st. schrecken) den braven Bürger (St. 22 S. 5); Cäsar kam eher bei dem Lager der Feinde

an, als diese seine Ankunft (st. es) merken konnten (St. 24 S. 12); sich einer Gefahr anvertrauen (St. 19 S. 4); eine Flotte erobern (St. 54 S. 6); die Zeit möglichst weit in die Länge ziehen (St. 20 S. 17).

Ferner St. 33 S. 1: Da Solon sich weigerte, ... fragte dieser den Solon. — St. 37 S. 8 ist unrichtig; Themistokles überzeugte die Griechen nicht. — St. 40 S. 4 ist in dieser Fassung unrichtig. — St. 14 S. 2: mit Vaterlandsliebe das Vaterland verteidigen. — St. 54 S. 4: Niobe wurde, nachdem sie ... — In Stück 7 folgender Satz: Sulla, der an der Spitze der Vornehmen stand, führte einen blutigen Krieg gegen die Volkspartei, an deren Spitze Marius stand. — St. 1 S. 2 ist historisch unrichtig; die Helvetier verwüsteten die Ländereien der Häduer, nicht der Sequaner.

Für unzweckmäfsig halte ich die auch in spätern Stücken häufig wiederkehrenden, in Klammern gefafsten Zusätze, wie (acc. c. inf.), (*ut*), (*ne*). Sie fördern bei dem Schüler der Tertia die Unselbständigkeit und verleiten ihn zur Gedankenlosigkeit. Der Tertianer mufs einen abhängigen Urteilssatz von einem abhängigen Begehrungssatze auch ohne solche Nachhilfe unterscheiden können, selbst wenn er soeben erst in die Klasse eingetreten ist.

Die zusammenhängenden Stücke des ersten Teiles sind inhaltlich für den Standpunkt des Tertianers wohl geeignet, zumal da auch das geschichtliche Pensum der Klasse denselben Stoff behandelt.

Die Übungsstücke des zweiten Teiles sind mit grofser Sorgfalt angefertigt. Ein reicher Phrasenschatz ist dabei zur Verwendung gekommen. Auch die sprachliche Ausdrucksweise ist meist sehr geschickt und verdient volle Anerkennung. Nur Einzelheiten sind mir aufgefallen, z. B. St. 32: „Die Trevirer verzweifelten an ihrer Rettung“. Das sollte doch wohl heifsen: „an der Rettung Cäsars“ oder „des römischen Heeres“. — St. 40: Sie ergaben sich und (st. mit) ihre Habe dem Cäsar. Fremdwörter, wie „revolutionär“ (St. 42) und „concentriert“ (St. 54), hätten vermieden werden sollen.

Das dritte Buch des gallischen Krieges ist in diesem Teile sehr wenig berücksichtigt; es sind nur die ersten sechzehn Kapitel verwendet. Auch vom sechsten Buche sind nur die Kapitel 1—6 und 29—43 behandelt. Eine neue Auflage müfste wohl einige Ergänzungsstücke bringen.

Es ist schon oben erwähnt, dafs in dem zweiten Teile des Buches sprachliche Gesetze nicht nach einem bestimmten Plane verarbeitet sind. Der Verfasser sucht das als einen Vorzug hinzustellen. „So kann“, sagt er in seinem Vorworte, „der Lehrer nach Belieben auswählen und in verschiedenen Jahren beliebig mit der Lektüre und der Rückübersetzung wechseln“. Von einem beliebigen Wechseln kann indes keine Rede sein, da wohl auf

sämtlichen Gymnasien während des zweijährigen Kursus der Tertia die ersten sieben Bücher des Bellum Gallicum ganz oder mit geringen Auslassungen gelesen werden. Ferner brauche der Lehrer, so fährt der Verfasser fort, nicht gleichzeitig mit einem bestimmten Abschnitte der Lektüre auch bestimmte Gruppen grammatischer Regeln zu erklären. Inwiefern darin ein Vorteil liegt, vermag ich nicht zu erkennen. Jedenfalls giebt es auch heute noch beliebte Übungsbücher, z. B. Busch-Fries, Paetzolt u. a., welche die systematische Hineinverwebung des grammatischen Pensums in den Text der Übungsstücke als einen Vorzug ihrerseits in Anspruch nehmen, meines Erachtens mit Recht. Endlich kann nach der Meinung des Verfassers nur so, d. h. ohne systematische Hineinarbeitung des grammatischen Pensums, die Verunstaltung des deutschen Ausdrucks vermieden und dem Schüler die Schwierigkeit der Rückübersetzung erleichtert werden. Letzteres ist ohne Zweifel richtig; die erstere Behauptung geht indes zu weit. Wenigstens glaube ich durch mein Übungsbuch für Quarta bewiesen zu haben, dafs die planmäfsige Hineinverwebung des grammatischen Pensums in den Text der Übungsstücke mit einer guten sprachlichen Ausdrucksweise sich sehr wohl vereinigen läfst.

Die Wörterverzeichnisse endlich scheinen mir etwas zu viel zu bieten. Diejenigen des ersten und zweiten Teiles enthalten einen so reichen Vokabelschatz, dafs das alphabetisch geordnete in Wegfall kommen konnte. In dem Wörterverzeichnisse zu Teil I sind mir folgende Einzelheiten aufgefallen: St. 50 S. 110 heifst *adhortari aliquem* „eine Rede an jem. halten". St. 51: *comprehensio* ist nicht „Gefangenschaft", sondern „Gefangennahme". — In St. 68 ist *erumpere* fett gedruckt, in St. 55 nicht. — St. 68 steht ferner: *mirari* verwundern st. „sich verwundern". Das Reflexivum durfte nicht fortgelassen werden, selbst wenn es im Text (S. 48) heifst: „es ist nicht zu verwundern". — In dem Wörterverzeichnis zu Teil II wird bei *graviter statuere in* (St. 10) wohl besser *aliquem* hinzugefügt; ebenso sollte bei *supplicium sumere* (St. 14) die Präposition *de* nicht fehlen. St. 28 kann *fortunam belli experiri* ohne Hinzufügung von *eandem* nicht heifsen: „das Kriegsglück mit jem. teilen". — In dem alphabetisch geordneten Wörterverzeichnisse finden sich einige Inkonsequenzen. Unter dem Worte „Haus" ist *domi* und *domum* aufgeführt, *domo* fortgelasseu. Ferner lesen wir: *acer, acris, acre* und *creber, bra, brum*, aber *saluber, is, e,* statt *bris, bre.* — Unter „mitbringen" steht *secum ducere,* unter „mitnehmen" hingegen *mecum duco.* — Für den Tertianer ist es unverständlich, wenn er liest: „notwendig, es mufs" = *fieri non potest, quin.* — Unter „übertreffen" stehen nur *supero* und *antesto*; warum nicht auch die andern Verba, besonders *praesto*?

Folgende Druckfehler sind mir aufgefallen: St. 85 S. 98 „Aduer" st. „Äduer" (es sollte aber immer „Häduer" heifsen),

St. 58 S. 128 *opiniae* st. *inopiae*. S. 165 *frusta* st. *frustra*. S. 167 *turbio* st. *tribuo*.

Im übrigen ist Druck, Papier und äufsere Ausstattung tadellos.

So fasse ich denn mein Urteil über das Buch dahin zusammen, dafs der erste Teil brauchbar, aber besserungsbedürftig, der zweite gut und empfehlenswert für denjenigen ist, der auf die planmäfsige Hineinverwebung des grammatischen Pensums in den Text der Übungsstücke keinen Wert legt.

Spandau. H. Schindler.

Anton Führer, Übungsstoff für die Mittelstufe des lateinischen Unterrichts. Unter Zugrundelegung der „Aufgabensammlung zur Einübung der lateinischen Syntax" von Ferdinand Schultz. 1. Teil für Quarta und Untertertia. Paderborn 1898, Ferd. Schöningh. XII u. 211 S. 8. 1,80 M. — Dazu „Alphabetisches Wörterbuch". I u. 92 S.

Das Buch ist eine durch die heutigen Verhältnisse geforderte Neubearbeitung der Aufgabensammlung von Ferdinand Schultz und bildet die Fortsetzung zu den Übungsbüchern für die beiden ersten Schuljahre.

Für die Neubearbeitung waren die Bestimmungen der neuen preufsischen Lehrpläne mafsgebend. In der Grammatik ist für die Quarta das Wesentliche aus der Kasuslehre, für die Untertertia die Wiederholung der Kasuslehre und die Hauptregeln der Tempus- und Moduslehre vorgeschrieben. Dieser Vorschrift ist der Verf. gefolgt und hat für die Auswahl und die Verteilung des grammatischen Stoffes die Festsetzungen mehrerer westfälischen Gymnasien benutzt. Selbstverständlich schliefst sich der Verf. an die „Kleine lateinische Sprachlehre von Ferdinand Schultz, bearbeitet von M. Wetzel", und an die „Lateinische Schulgrammatik" desselben Verfs. an.

Wenn die neuen Lehrpläne mündliche und schriftliche Übersetzungen aus einem Übungsbuche vorschreiben, dessen Inhalt sich an das Gelesene anlehnt, so urteilt der Verf. ganz richtig, dafs freie Aufgaben dadurch durchaus nicht ausgeschlossen werden sollen. Deshalb hat er einen gröfseren Teil der Schultzschen Übungsstücke beibehalten und nur darauf geachtet, dafs sie sich im Wortschatz noch mehr an die Lektüre anlehnen und einen gut deutschen Ausdruck bieten. Daneben hat er einen beträchtlichen Teil des Übungsstoffes neu verfafst, und zwar im Anschlufs an die beliebtesten Lebensbeschreibungen des *Cornelius Nepos* und an Cäsars Kommentarien über den gallischen Krieg. In sachlicher Beziehung hat er den Inhalt der Lektüre nicht nur wiederholt, sondern zugleich geordnet, erweitert und ergänzt und ihn überall, um Überdrufs und Langeweile zu vermeiden, „in den Gesichtspunkt geschichtlicher Betrachtung gerückt". Mit diesem Zwecke hält er es für vereinbar, gleichzeitig in stufen-

mäfsiger Folge die vorgeschriebenen grammatischen Regeln einzuüben, und glaubt durch seinen Versuch erwiesen zu haben, dafs dies möglich ist, ohne dafs der natürliche, gefällige Ausdruck Schaden leidet; meines Erachtens jedoch ist ihm dies vielfach nicht gelungen. In der zweiten Auflage sind zu den zusammenhängenden Übungsstücken noch Einzelsätze zur Erläuterung und Einübung der grammatischen Regeln hinzugefügt. Damit der aus der Lektüre entnommene Wortschatz auch gründlich gelernt und bequem wiederholt werden könne, sind die betreffenden Wörter und Phrasen in einem besonderen Verzeichnis, nach den einzelnen Stücken geordnet, zusammengestellt worden; eine noch gröfsere Erleichterung bietet dafür das „alphabetische Wörterbuch“.

Rastenburg. O. Josupeit.

Édouard Schuré, Sites et paysages historiques. Für den Schulgebrauch bearbeitet und erklärt von Gerhard Hellmers. (Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften von Bahlsen und Hengesbach I 23.) Berlin 1896, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. 116 S. 8. 1,20 M.

Zwar ist Paris in höherem Mafse als die Hauptstadt wohl jedes andern Staates der Gegenwart Herz und Kopf des ganzen Landes; aber selbst in Frankreich sind die Provinzen, wenn auch nicht so erheblich wie in der Vergangenheit, immer noch von grofser Bedeutung für das öffentliche Leben, und für die Bildung des Nationalcharakters sind sie geradezu die ausschlaggebenden Faktoren gewesen. Wer also das französische Volk, den Schauplatz seiner Entwickelung kennen lernen will, der darf sich nicht mit der Hauptstadt begnügen. In dieser Erkenntnis hat sich die Herausgeberthätigkeit auf dem Gebiete der französischen Schulausgaben auch auf Litteraturwerke gelegt, die den Leser mit den mannigfachen Landschaften unseres Nachbarreiches in geographischer, völkerpsychologischer und kulturgeschichtlicher Beziehung bekannt machen. So sind Bruno, Reclus, Taine, Michelet, Theuriet verwertet worden, so bietet uns Hellmers in dem vorliegenden Bändchen einen Auszug aus Schurés Les Grandes Légendes de France dar.

Der Verf. gehört nicht zu den gelesensten Autoren. „Er ist ein Moderner[1]), und doch dient seine Feder nicht dem vergänglichen Tagesinteresse. Er sucht allem, was ihn beschäftigt, eine tiefere, philosophische Auffassung zu geben und es im Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwickelung zur Darstellung zu bringen. Daher ist sein Stil auch weit entfernt von der Seichtheit vieler moderner Franzosen, die den Leser mühelos zu unterhalten bestrebt sind. Schuré regt durch seine ernste und gedankentiefe Darstellungsweise zur Mitarbeit an. Er ist der Philosoph,

---

[1]) Einleitung S. 2 u. ff.

der mit feinem Gefühl allen Regungen des Zeitgeistes folgt und ihren Ursachen mit tiefem, historischem Verständnis bis in die Uranfänge nachspürt. Er vertritt in allen seinen Schriften den Glauben an einen allmählichen Fortschritt auf sämtlichen Gebieten der Kultur, besonders der Religion und Kunst". Durch Geburt Elsässer und Protestant, in Strafsburg aufgewachsen, teilweise auf deutschen Universitäten vorgebildet, mit feinem Verständnis für Poesie und Musik ausgestattet, hatte er sich anfänglich die Aufgabe gestellt, seinen Landsleuten „als Dolmetscher des deutschen Geistes zu dienen". So entstanden seine zwei Werke 'Histoire du Lied' und 'Le Drame Musical', in welchem letzteren er in fast überschwenglicher Weise Richard Wagner feiert. Später nahm „seine Vorliebe für die Schätze der volkstümlichen Poesie einen rein nationalen Charakter an". Er unternahm mehrere Reisen in Frankreich, die hauptsächlich das Sammeln alter Sagen und Legenden bezweckten. Ihre Ergebnisse erschienen 1892 in 'Les Grandes Légendes de France'. In erhabener Sprache, die Klarheit mit Formenschönheit verbindet, giebt er eine anschauliche Schilderung der durchwanderten Örtlichkeiten und schliefst diesen die Überlieferungen an, in denen historische Ereignisse und Personen fortleben. An einer Stelle sagt er: „S'il me fallait caractériser d'un aperçu sommaire *la trinité vivante* qui constitue cet être moral qu'on appelle *la nation française,* je dirais que *le génie frank,* par la monarchie et la féodalité, en constitua l'ossature et *le corps solide*; *le génie latin*, qui nous a si fortement imprimé son sceau et sa forme par la conquête romaine, par l'Église et par l'Université, y joue le rôle de *l'intellect*. Quant au *génie celtique,* c'est à la fois *le sang* qui coule dans ses veines, *l'âme profonde* qui agite son corps et sa *conscience seconde,* secrète inspiratrice de son intellect. C'est du tempérament et de l'âme celtiques de la France que viennent ses mouvements incalculables, ses soubresauts les plus terribles comme ses plus sublimes inspirations". Ihn reizen vor allem die seelisch-geistigen Bestandteile dieser Dreifaltigkeit. Daher ist es kein Zufall, dafs er sich zunächst nach der Dauphiné, zu dem Mutterkloster des Karthäuserordens wendet, und dann die Bretagne durchwandert. Während er dort unmittelbar beobachtet, wie wirksam, selbst heutzutage noch, die Kraft des katholischen Christentums ist, sucht er hier das celtische Wesen in möglichst ursprünglicher Form zu erfassen.

Diesem Werke hat der Hrsg. drei Abschnitte entnommen. Der erste handelt von der Grande-Chartreuse. Von Aix-les-Bains, dem eleganten Luxusbade in Savoyen, das, auf den Trümmern der römischen Aquae Gratianae erwachsen, durch seine Lage zwischen Alpenhöhen und in der Nähe des von Lamartine gefeierten Lac de Bourget mit seinem regen Boulevardtreiben während der Sommermonate den Touristen seltsam anmutet, fährt

der Wagen in das freundliche Hièrethal, dessen forellenreicher Bach, üppige Weidefluren und hinter Kastanienhainen versteckte Weiler uns ganz die Alpenwelt vergessen liefsen, wenn nicht hohe Kalkberge es einschlössen, wenn nicht der Wasserfall des Coux höheres Gelände verriete. Doch bald wird die Landschaft unwirtlicher, wilder, grofsartiger. Die Wegeanlage erforderte gewaltige Felssprengungen; an schwindelnden Abgründen, über schäumende Giefsbäche, durch zwei natürliche Gebirgsthore führt sie in das eigentliche Massif der Grande-Chartreuse. Endlich, nach stundenlangem Steigen liegt das Kloster vor uns. Es gleicht von weitem einer Stadt. Aber es ist eine Stadt des Schweigens, deren Lage — auf einer weiten Matte, inmitten düsterer Tannenwaldungen, die wiederum von kahlen Bergen überragt werden — zu ihrem Charakter in treffendem Einklange steht. Ein Laienbruder führt uns durch eisigkalte, totenstille Korridore zu dem Refektorium, wo uns ein kümmerliches Mahl aufgetragen wird, dann zur Nachtruhe in eine Zelle. Unwillkürlich fühlen wir den Einflufs der klösterlichen Atmosphäre auf uns, so dafs wir selber kaum zu sprechen wagen, und mit Bewunderung, aber auch mit Entsetzen sehen wir, wie weit sich ein Menschenherz verleugnen kann. Kein Laut, aufser beim Gottesdienst und auf ausdrückliches Gebot des Oberen, kommt über die Lippen dieser Männer; schwere Arbeit oder Gebete und Meditationen sind ihre Beschäftigung des Tages, in jeder Nacht erheben sie sich um 12 Uhr zur gemeinsamen Andachtsübung in der Kirche. Wahrlich, furchtbare Stürme müssen es sein, die den Pilger auf der Lebensreise zum Einlaufen in diesen Hafen, zum Eintritt in diesen Orden nötigen. Solche Gedanken machen uns den Aufenthalt hier unheimlich, unerträglich: wie eine Erlösung empfinden wir es, wenn der Führer an unsere Thüre klopft, um uns bei Mondenschein auf den Grand-Som hinaufzuleiten, dessen Gipfel, besonders bei Sonnenaufgang, einen überwältigenden Einblick in die Majestät der Alpen gewährt.

Wie anders ist das zweite Bild gestaltet! In dem innersten Winkel des normannischen Golfes erhebt sich auf einer dunkeln, steilen Felseninsel, dem Mont-Saint-Michel, gleichsam ein Zauberschlofs aus dem Mittelalter. Trotzige Mauern, deren Fufs die Brandung umtost, und wehrhafte Türme schliefsen fast das ganze Eiland ein, auf dessen höchster Erhebung eine feste Abtei und eine mächtige Basilika mit ihrer verwirrenden Menge von Pfeilern, Erkern und Fialen emporragen. Schon während der Eisenbahnfahrt durch die zwar fruchtbare, aber einförmige normannisch-bretonische Ebene ziehen sie die Blicke auf sich. Früher jedoch waren sie eine noch bessere Land- und Seemarke. Da wurde das Ganze von der vergoldeten Kolossalstatue des h. Michael auf einer hohen Turmpyramide gekrönt. Aber eine Feuersbrunst hat den Turm zerstört; ein optischer Telegraph trat später an seine

Stelle, und jetzt vermitteln elektrische Telegraphenfäden den Verkehr nicht nur mit dem Festlande und den umliegenden Inselchen, sondern auch mit den Gestaden Englands, das dereinst mit seinen Scharen so oft diese Veste bestürmt hatte, und sogar mit der neuen Welt. — Erwartungsvoll treten wir über die Zugbrücke, unter dem schweren Fallgatter, durch das mit drohenden Pechnasen gesicherte Thor. An den kleinen Häusern vorbei, die vor Jahrhunderten so zahlreiche Pilger- und Kriegerscharen beherbergt haben, jetzt nur ärmlichen Fischern zur Wohnstätte dienen, steigen wir auf dem zickzackförmigen Treppenwege zu den Prachtbauten empor. Da treten uns besonders in *la Merveille* die „beiden Geistesrichtungen des Mittelalters, welche den Mont-Saint-Michel charakterisieren, entgegen: die weltlich-kriegerische und die mönchisch-kirchliche". Während das untere Stockwerk die *Aumônerie* einnimmt, befindet sich darüber der Speise- und der Rittersaal, und im obersten Stockwerk, 100 m über dem Meere, das eigentliche Kloster. Was für eine herrliche Aussicht dort oben auf der Plattform! Und der weite Rückblick in die Vergangenheit! *Quiconque voyage ouvre les yeux et laisse courir sa pensée. C'est un moyen pour chacun de nous d'échapper à son présent, de remonter son passé ou d'aller au-devant de son avenir.* Wir haben diesen Rat des Verf.s befolgt, und siehe: es entfaltet sich vor unsern Augen die bedeutsame Rolle, die das Heiligtum während des 100jährigen Unabhängigkeitskrieges gegen England gespielt, und vor allem wird uns die machtvolle Persönlichkeit eines Bertrand du Guesclin klar, die sonst von dem Ruhme jener begeisterten lothringischen Jungfrau verdunkelt wird. Freilich, diese ritterliche, aktive Rolle war bald ausgespielt: das Kloster wurde ein Staatsgefängnis. Da krümmte sich in seinem Käfig Balue, der unwürdige Helfershelfer Ludwigs XI., da brütete ein Schwärmer wie Barbès, ein Fanatiker wie Blanqui über neue Umsturzpläne. — Hat auch Frankreich seine ritterliche Rolle ausgespielt?

Der dritte Ausflug gilt der eigentlichen Bretagne, dem Heimatlande Du Guesclins, La Tour d'Auvergnes und Moreaus wie auch Abailards und Chateaubriands. Von Nantes aus, längs der in Wirbeln und Strudeln dahinflutenden Loire, als ob sie den Blutmenschen Carrier nicht vergessen könnte, gelangen wir an den unermeſslichen Ocean. Die weiſslichen Dünen scheinen uns den Blick zu versperren; daher wollen wir — etwa von dem Binnengolfe, den celtische Bildersprache Morbihan = kleines Meer benannt hat — landeinwärts wandern. Dort der 60 m hohe Kirchturm in Bourg-de-Batz verspricht eine weite Rundsicht. Wir sind nicht enttäuscht. Vor uns rollen, wie seit Jahrtausenden, die Wogen an die Inseln und Gestade, unter und hinter uns breiten sich die Watten und das Flachland mit seinen Salzsümpfen aus. Wir spähen nach der Stelle, wo die Veneter Cäsars Kriegskunst unter-

lagen, oder wo sich das römische castrum erhob, wir glauben die Schlupfwinkel der namnetischen Priesterinnen und Zauberinnen, die endgültig erst vor dem Christentum verschwunden sind, zu erkennen. Aber jene grauen Kirchen und Kapellen, die mit ihren Glockentürmen aus den Dörfern rings umher emporragen, erinnern uns, was jetzt diese Bevölkerung in Wirklichkeit beherrscht. — Doch wir müssen weiter ziehen. Die scheinbar endlose, steinige Heide verdriefst uns nicht, Karnac mit seinen ungeheuren Steindenkmälern aus vorgeschichtlicher Zeit aufzusuchen. Hierauf wenden wir uns nach Ploërmel. Dort rufen uns der geheimnisvolle Wald von Brocéliande, die Barantonquelle und Merlins Grabstätte alle jene Gestalten aus König Arthurs Tafelrunde: Erek, Iwein, den Tempelritter Parzival, Tristan und Isolde ins Leben zurück. In Finistère wiederum tritt uns mehr das rein Physische entgegen: das Weltmeer in seiner Erhabenheit und mit seinen Schrecken, der Granitboden in seiner wellenförmigen Gliederung, der Bretone mit seinem ureigensten Sinnen und Trachten.

Das sind die allgemeinen äufserlichen Umrisse des reichen Inhalts; aber schon ihnen dürfte man entnehmen, wie geeignet dieser Stoff für die Klassenlektüre sein mufs, besonders bei einem Lehrer mit historischem Sinn, dem ein entsprechendes Mafs von Intuition zuteil geworden, oder der selber ähnliche Wanderungen unternommen hat. Freilich, selbst in diesem Falle können hierbei nur Schüler der obersten Klassenstufe in Betracht kommen. Demgemäfs sind auch die Erläuterungen. Die Sacherklärungen, die „bei einem so belesenen Schriftsteller, wie es Schuré ist, nicht geringe Schwierigkeiten boten, beschränken sich auf das zum Verständnis des Textes Notwendige“; die — etwas spärlichen — sprachlichen Anmerkungen, die übrigens nicht unter dem Text stehen, sondern auch in den Anhang verwiesen sind, bieten nur Übersetzungshilfen. Vermifst hat Ref. eine nähere Angabe über die Lage von *Coutances* und eine Erklärung von *nous louvoyons sous le grain*; ebenso wäre *Antinoüs*, *castrum*, *haches dites celtae* zu erklären. Ein so gründlich unbekannter Name wie *Maximilien Raoul* könnte einfach gestrichen werden, die unklare Übersetzung von *croisillon du transept* und die Anmerkung zu *Vauban* (S. 39 Z. 29) seien hiermit als verbesserungsbedürftig dem Hrsg. empfohlen.

Eine sehr dankenswerte Beigabe sind die Abbildungen. Zur Veranschaulichung sind die drei ersten (die Grande-Chartreuse, der Mont-Saint-Michel und der Dolmen von Locmariaquer) fast unentbehrlich, und auch die vierte, welche die Naturbrücke von Dinan darstellt (diese Ortschaft hat Ref. weder im Text noch in den Anmerkungen gefunden), ist vielleicht nicht überflüssig. Eine Kartenskizze der Dauphiné wie der Bretagne würde mancher willkommen heifsen.

Deutsch-Krone. A. Rohr.

Ewald Goerlich, Materialien für freie englische Arbeiten. Ein Hilfsbuch für den englischen Unterricht. Leipzig 1898, Renger. 255 S. 8. 3,60 M.

Wie Goerlichs „Materialien für freie französische Arbeiten", welche schnell zu allgemeiner Beliebtheit gelangt sind, ist auch das vorliegende Buch als höchst willkommene Gabe zu begrüfsen. Es ist nach denselben Gesichtspunkten wie jene bearbeitet, und mit den im Vorwort niedergelegten Grundsätzen kann man sich nur einverstanden erklären. Für den Anfang mufs sich die fremdsprachliche freie Arbeit gewifs an die Lektüre anschliefsen, und dies wird auch auf den höheren Stufen zum Teil noch der Fall sein. Doch ist es wichtig, dafs von der blofsen Nachahmung nach und nach zu gröfserer Selbständigkeit fortgeschritten wird. Beim deutschen Aufsatz ist es ja nicht anders: sind doch in den unteren Klassen die Aufsätze nichts anderes als nachahmende Wiedergaben, von denen dann allmählich zu gröfserer Freiheit übergegangen wird. Auch im fremdsprachlichen „Aufsatz", wenn man es so nennen darf, mufs der Schüler mit der Zeit lernen, seine gesammelten Kenntnisse selbständiger zu verwerten, und zur Erreichung dieses Zieles bietet sich in Goerlichs Buch ein vortreffliches Hilfsmittel. Es besteht aus 7 Abteilungen: I. Anekdoten und Erzählungen als Materialien für nachahmende Wiedergaben; den ersten Stücken sind englische Fragen beigegeben, welche die Art der Vorbereitung zur Wiedergabe veranschaulichen. II. Erzählungen mit kurzer Inhaltsangabe und Vorbereitung: jedes Stück besteht aus Outline oder Summary, Questions und Narrative. Es folgen III. Beschreibungen und Schilderungen, jedesmal Questions, Outline, Essay. Dafs hier wie in den folgenden Abteilungen eine, wenn auch kurze, Disposition verlangt wird, ist durchaus zu billigen. Bei einzelnen Stücken sind mehrere Ausführungen gegeben. Ich möchte hinzufügen, dafs sich die Bearbeitung der Aufgaben dieses III. Teiles z. T. auch passend an Anschauungsbilder anlehnen kann. Die IV. Abteilung bringt Briefe, die V. Aufgaben aus der Geschichte, wobei selbstverständlich in erster Linie die englische Geschichte berücksichtigt ist. Die Aufsätze allgemeinen Inhalts, welche den VI. Teil bilden, dürften z. T. wohl selbst für obere Klassen zu schwierig sein; sogar eine Bearbeitung in deutscher Sprache würde manchem Schüler Schwierigkeiten bereiten. Dieser Teil nimmt denn auch den geringsten Raum ein. In passender Weise treten die Themata der letzten Abteilung, Aufsätze aus dem Gebiete der englischen Litteratur, in Beziehung zur Lektüre. Die Auswahl der Aufgaben wie die methodische Behandlung verraten die Hand des geschickten erfahrenen Lehrers, sodafs das Buch in hohem Grade geeignet ist, einen zum Ziele führenden Betrieb des englischen Aufsatzes zu fördern. Goerlich hat damit ein Hilfsmittel geboten, welches kein Lehrer des Englischen wird entbehren können.

Weilburg. A. Gundlach.

Siegfried Hirth, Regententabellen zur Weltgeschichte. München und Leipzig 1898, G. Hirths Verlag. IX u. 156 S. 8. 2,70 M.

Verf. hat, wie er im Vorwort berichtet, schon als Schüler eine Sammlung von Herrscherreihen aus allen Zeiten und Ländern vermifst und deshalb von den wichtigsten Staaten und noch von einigen anderen die Regentenlisten in ein Heft eingetragen. Als er dies dann später wiederfand, fafste er den Entschlufs, den einst gehegten Gedanken zu verwirklichen, und vervollständigte jene Listen. So ist das vorliegende Büchlein entstanden. Es sollte „handlich und billig“ werden. Einen grofsen Aufwand von Mühe hat es immerhin erfordert. Quellenforschungen allerdings sind vom Verf. zu seiner Arbeit, die er selbst „in der Hauptsache Kompilation“ nennt, fast gar nicht angestellt — „sonst wäre sie niemals fertig geworden“ —; seine Haupthilfsmittel waren: Voigtel und Cohn, Stammtafeln zur Geschichte der deutschen Staaten; Grote, Stammtafeln; Sédillot, Manuel de Chronologie; Meyers und Brockhaus' Konversationslexikon. Bei den einzelnen Staaten sind dann noch einige Spezialhilfsmittel, meist bekannte Geschichtswerke, angeführt; z. B. zu Nr. 126 „Rom“ nur die von Mommsen und Gregorovius.

Die einzelnen Tabellen sind nach Staaten und Ländern geordnet und diese wieder nach ihrer geographischen Lage zusammengefafst, die deutschen Unterstaaten überdies noch nach den fünf grofsen deutschen Volksstämmen: dem bayrischen, schwäbischen, fränkischen, sächsischen und dem durch Kolonisation neugebildeten ostelbischen Mischstamme. Im Register aber sind die Staaten der leichteren Auffindung wegen alphabetisch geordnet.

254 Abschnitte mit vielen Tausenden von Namen und Zahlen finden sich. Denn nicht nur die bekannteren Herrscherreihen sind aufgezählt, sondern auch nicht leicht zugängliche und schwieriger aufzufindende von weniger bedeutenden Ländern. Uns begegnen die sieben Könige des „halbsagenhaften Königreichs Latium-Roma“ so gut wie die zwei Fürsten von Bibesco, und die 20 Grafen von Gleichen und Tonna nicht minder wie sämtliche Präsidenten der amerikanischen Republiken. Von den etwa 500 Unterstaaten des indisch-britischen Kaiserreichs ist aber nicht ein einziger gewürdigt, in der Sammlung mit aufgenommen zu werden. Einzelne genaue Nachprüfungen habe ich vorgenommen und meist Zuverlässigkeit in den Angaben gefunden. Der erste Papst-König Stephan ist aber nicht als der III., sondern als der II. zu bezeichnen. Weshalb findet sich S. 73 bei Damasus II. nicht der Zusatz „Bischof von Brixen“? Dafs viele der angegebenen Daten noch der näheren Untersuchung und wissenschaftlichen Beleuchtung harren, spricht Verf. im Vorwort selbst aus.

Im Anhang sind sämtliche europäische Fürstenfamilien der Gegenwart aufgezählt. Bei jeder ist in runden Klammern die Zeit angegeben, wann die Familie zum erstenmal in der Geschichte

erscheint, dann folgt die Angabe der gegenwärtigen Würden, in eckigen Klammern die der einstigen. Zum Schlufs sind noch die Titel und Prädikate angegeben.

Das Werkchen kann dem Gymnasialgeschichtslehrer gelegentlich auch insofern gute Dienste thun, als vor jeder Regentenreihe ein ganz kurzer Überblick über die territoriale Entwicklung eines Landes gegeben ist; z. B. S. 59 über Böhmen „Hzgt. 912—1198, Königreich 1198—1804, Kurfürstentum 1279—1804, Personalunion mit Österreich 1526—1804, österr. Provinz (Kronland) 1804“. Viele Regententabellen sind für den Gymnasialunterricht allerdings wertlos, dem Studiosus der Geschichte aber werden sie um so willkommener sein, da jüngst durch Ottokar Lorenz in seinem Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie in trefflicher Weise die Bedeutung dargelegt ist, die dies Fach nicht nur für geschichtliche und staatsrechtliche, sondern auch für sozialwissenschaftliche und besonders für naturwissenschaftliche Disziplinen hat.

Görlitz. E. Stutzer.

Konrad Stein, Lehrbuch der Geschichte für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. IV. Teil. Die deutsche Geschichte in der Neuzeit seit 1740. Paderborn 1898, F. Schöningh. 98 S. 8. 1 M.

Das zuletzt in Bd. LI S. 781 besprochene Buch ist nunmehr durch einen IV., mit der Eröffnung des Nordostseekanals abschliefsenden Teil vervollständigt worden, der, wie schon ein Stück des III. Teils, von dem Sohne des verstorbenen Direktors Stein, Oberlehrer Richard Stein, verfafst worden ist. Auch hier kann Auswahl, Einteilung und Formung des Stoffes im allgemeinen gebilligt werden; doch bedauert Ref., dafs charakteristische Äufserungen, wie sie von bedeutenden Männern des 18. und 19. Jahrhunderts so zahlreich vorliegen, nur in ganz wenigen Fällen mitgeteilt werden. Wenn nun gerade des alten Feldmarschalls Courbière Worte angeführt werden sollten, so mufste statt der herkömmlichen, aber unrichtigen Fassung die richtige geboten werden: s'il n'y a plus un roi de Prusse, il existe au moins encore un roi de Graudenz. Den Hinweis auf Jugendausschweifungen Friedrichs des Grofsen und auf seine ‘Grämlichkeit’ im Alter (S. 22) sähe man Schülern der Mittelklassen lieber erspart und wünschte dafür eher die Abschaffung der Folter als eine seiner ersten Regierungsmafsregeln angeführt zu sehen, zumal da bei Maria Theresia (S. 23) die entsprechende Thatsache ausdrücklich erwähnt wird. Von Männern wie Bismarck und Moltke hätte wenigstens Ort und Tag der Geburt angegeben werden müssen und wäre wohl auch eine kurze Lebensbeschreibung nicht überflüssig gewesen; keinesfalls darf in einer deutschen Geschichte die ‘Wacht am Rhein’ und ihr Dichter übergangen werden.

Marienwerder. M. Baltzer.

A. Teuber, Eberswalde und die Hohenzollern. Eberswalde 1898, J. Courtois. 36 S. 8. 0,80 M.

In der kleinen Schrift giebt der Verfasser eine knappe, aber ansprechende und übersichtliche Darstellung von der Entwickelung der Stadt Eberswalde. Er stützt sich dabei auf die Urkunden des städtischen Archivs, namentlich des 16. und 17. Jahrhunderts, für deren gewissenhafte Sammlung und Registrierung der Magistrat bereits im Anfang des vorigen Jahrhunderts in dankenswerter Weise Sorge getragen hat. Zur Besprechung kommen: Die Ordnung der städtischen Verwaltung, die Stellung und Befugnisse des Rates, das furchtbare Elend der Stadt im 30 jährigen Kriege, die landesväterliche Fürsorge des grofsen Kurfürsten und Friedrichs III., der Aufschwung der Industrie, um die sich namentlich König Friedrich Wilhelm I. durch die von ihm ins Leben gerufene Wollwarenmanufaktur und Friedrich II. durch den Bau des Finowkanals und die Anlage einer Eisen- und Stahlwarenfabrik hervorragend verdient gemacht haben, die Not der Franzosenzeit, die Opferfreudigkeit der Bürger im grofsen Jahr 1813 u. a. m.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, dafs in den letzten Jahren die brandenburgisch-preufsische Spezialgeschichte mehrfach zum Gegenstand der wissenschaftlichen Beilagen der Gymnasialprogramme gemacht worden ist. Auch die patriotischen Gedenktage bieten erwünschten Anlafs, in den Festreden Abschnitte der Lokal- und engeren Heimatsgeschichte zu behandeln. Dadurch wird der vaterländische Sinn der Schüler in positiver und zweckmäfsiger Weise angeregt. Das vorliegende Schriftchen kann dafür gewissermafsen als Muster dienen. Daher dürfte es auch für die Aufnahme in die Schülerbibliotheken märkischer Gymnasien empfohlen werden, um für den Geschichtsunterricht Verwertung zu finden, für den nach den Lehrplänen von 1892 „Hervorhebung der Verdienste der Hohenzollern insbesondere um die Hebung des Bauern-, Bürger- und Arbeiterstandes“ gefordert wird; denn es veranschaulicht, wenn auch in kleinem Rahmen, an konkreten Beispielen die sozialpolitische Thätigkeit der preufsischen Herrscher.

Landsberg a. d. W. K. Seyfarth.

Paul Thomaschky, Schulgeographie für höhere Lehranstalten. Unterstufe. Leipzig 1897, Dürrsche Buchhandlung. 63 S. 8. 0,80 M.

Der erste Teil der Schulgeographie von Thomaschky enthält I. Länderkunde der aufsereuropäischen Erdteile (zur Wiederholung in Quinta und Quarta), II. Länderkunde Europas (Lernstoff der Quinta und Quarta). Ein Anhang giebt auf fünf Seiten das Wichtigste aus der mathematischen Geographie; aufserdem sind noch statistische Übersichten über die Gröfse und Bevölkerungszahl der wichtigsten Staaten und eine Städtetafel beigefügt. — Das Buch will „das auf der Karte Gebotene ergänzen und ferner

ein Hilfsmittel für die häusliche Wiederholung" sein; es will „lediglich solchen Ergänzungsstoff und Wiederholungsstoff für Quinta und Quarta geben" und „nur aus ganz bestimmten Gründen, namentlich zum Zweck von Erläuterungen oder zur Bezeichnung der Aussprache, (wobei der Verfasser sich der bei Hirth-Breslau erschienenen Anleitung zur Schreibung und Aussprache der geographischen Fremdnamen anschliefst), mufsten allerdings bisweilen Namen oder Verhältnisse noch einmal erwähnt werden". Um nun aber das gegebene Bild eines Landes vollständig zu gestalten, wird der Leser durch zahlreiche, eingestreute Fragen und Hinweise angehalten, das von der Karte selbst abzulesen und zu ergänzen, was im Text eben deshalb nicht angeführt ist. Theoretisch mag diese durch den „kleinen Daniel" allgemein bekannte Methode viel für sich haben, ob sie aber praktisch ist, dürfte doch wenigstens fraglich sein. Strebsame Schüler werden durch solche Fragen und Aufgaben gewifs zur eigenen Arbeit sich antreiben lassen, andere aber lesen einfach darüber hin und prägen sich nur die im Buche enthaltenen thatsächlichen Angaben ein. Nach meiner Erfahrung ist es richtiger, gerade in den unteren Klassen dem Schüler zur Wiederholung ein Buch in die Hand zu geben, das den gesamten Lernstoff enthält.

Die Auswahl des Stoffes ist eine durchaus zweckentsprechende: Die Übersicht über die aufsereuropäischen Erdteile umfafst nur neun Seiten, enthält aber nicht nur, wie die Lehrpläne vom 6. 1. 92 unglücklicherweise verlangen, das Wichtigste aus der Oro- und Hydrographie, sondern berücksichtigt auch Klima, Pflanzen- und Tierwelt, vor allem auch die Menschen, ihre Beschäftigungen, Wohnplätze und Staaten. — Die Aufgabe für Quinta entspricht ebenfalls nicht ganz der Forderung der Lehrpläne von 92, insofern, als nicht nur Deutschland sondern „Mitteleuropa, insbesondere Deutschland" für diese Klasse zur Darstellung kommt. Diese Stoffverteilung ist durchaus zu loben: bei der Besprechung z. B. der deutschen Alpen, der Sudeten, der Elbe, des Rheins u. s. w. müssen trotz der Lehrpläne die politischen Grenzen Deutschlands überschritten werden, wenn anders ein klares Bild der betreffenden erdkundlichen Verhältnisse gewonnen werden soll; ferner wird auf diese Weise der Lehrstoff gleichmäfsiger auf die Klassen Quinta und Quarta verteilt. Aus praktischen Gründen, um nämlich die Einheit des österreichisch-ungarischen Staates von Anfang an deutlich hervorzuheben, dürfte es sich vielleicht empfehlen, auch Ungarn schon in Quinta zu behandeln. — Bei den in Quarta zu besprechenden Ländern sollten die Angaben über Gröfse und Einwohnerzahl abgerundet werden, zumal die letztere keine bleibende ist. Bei der Balkanhalbinsel geschieht das in der Übersicht auf S. 36, während in der Überschrift auf S. 32 die betreffenden Angaben versehentlich nicht gemacht sind. — Der Abschnitt „zur mathematischen Geographie" ist besonders knapp gehalten, und

nur das unbedingt Notwendige ist gegeben. Es ist das berechtigt, da sich doch keine bestimmten Grenzen feststellen lassen, wie weit in den unteren Klassen dieses Gebiet zu behandeln ist; der Lehrer mufs Freiheit haben, je nach der vorhandenen Zeit und der Befähigung der Schüler gerade diesen Stoff kürzer oder ausführlicher zur Darstellung zu bringen. — Nur wenige kleine Versehen bezügl. Druckfehler sind mir aufgefallen; z. B. sind auf S. 24 unter den Schutzgebieten Deutschlands die Marschallinseln nicht genannt. Bei der ganzen Anlage und kurzen Fassung des Buches kann es nicht auffallen, dafs teilweise unvollständige Sätze sich finden; mitunter sind die eingestreuten Fragen nicht richtig gestellt, z. B. S. 32 „die beiden Golfe von Korinth und Ägina liegen an welcher Stelle?“ — Das Buch darf als ein sehr brauchbares Hilfsmittel für den erdkundlichen Unterricht empfohlen werden.

Treptow a. d. Rega. K. Schlemmer.

Wilhelm Winter, Algebra. Lehrbuch mit Aufgabensammlung für Schulen. Zweite Auflage. München 1895, Theodor Ackermann. 318 S. 8. 3,20 M.

Die vorliegende Schrift entspricht ihrem Umfange nach der arithmetischen Lehraufgabe eines preufsischen Gymnasiums bis zur Unterprima einschliefslich. Sie bietet alles in klarer und wohlgeordneter Darstellung, entspricht aber mit ihrer Festhaltung am Hergebrachten nicht ganz den Anforderungen, die wir an ein arithmetisches Lehrbuch stellen möchten. Ohne nämlich der Ansicht jener beizupflichten, die die Systematik aus dem mathematischen Unterrichte zurückzudrängen und dafür eine von individuellen Neigungen beeinflufste Methodik vorzuschreiben wünschen, mufs man doch zugeben, dafs der Ausbau und die Behandlung des Systems sich der Altersstufe der betreffenden Schüler mehr als in früheren Zeiten anpassen sollten. Speziell der Anfangsunterricht mufs grundsätzlichen Schwierigkeiten aus dem Wege gehen und in besonderem Grade auf Weckung des Interesses der Schüler abzielen. Letztere Forderung läfst sich nun m. E. in der Arithmetik nicht gut erfüllen, wenn die Zahl der Regeln nicht auf ein ganz bescheidenes Mafs eingeschränkt, ferner wenn Subtraktion und Division vorwiegend nur als Inversionen aufgefafst und demgemäfs alle Regeln vermittelst Addition bezw. Multiplikation bewiesen werden. Hiernach verbietet es sich, Regeln wie $a - a = b - b$ aufzustellen, in Worte zu fassen und gemäfs unserer Vorlage folgendermafsen zu beweisen:

$$(a-a) + (a+b) = [(a-a)+a] + b = a + b,$$
$$(b-b) + (a+b) = [(b-b)+b] + a = b + a.$$

Die Subtraktionsregel: $a - (b - c) = a - b - c$ bringt man mit der primären Auffassung Subtrahieren = Wegnehmen (Soll ich $b - c$ subtrahieren, und subtrahiere statt dessen b, so habe ich c zu viel

subtrahiert) am leichtesten zum wirklichen Verständnis. Ähnlich verhält es sich mit den Bruchregeln (z. B. $\frac{a}{b} : c = \frac{a}{bc}$. Beweis: Wenn ich 1 Ganzes in b gleiche Teile zerlege und dann jedes $b$tel wieder in c gleiche Teile, so habe ich das Ganze in bc gleiche Teile zerlegt; also ist $\frac{1}{b} : c = \frac{1}{bc}$ und $\frac{a}{b} : c = \frac{a}{bc}$). Übrigens verschlägt es nach meiner Meinung nichts, wenn man bis zur Abschlufsprüfung alle arithmetischen Regeln an Zahlenbeispielen beweisen läfst. Kurz, um der Hauptsache, den Übungen, vor allem den Gleichungen — Textgleichungen nicht zu vergessen — den ihnen gebührenden Anteil an der Ausbildung des jugendlichen Geistes zu sichern, empfiehlt es sich, die Theorie der 4 Spezies auf ein Mindestmafs einzuschränken. Auf den Oberklassen wird das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis naturgemäfs eine geringe Verschiebung zu gunsten der ersteren erfahren; für die Mittelstufe genügt es, wenn die Schüler sich einige wenige Regeln nebst den zugehörigen Behauptungen in Buchstaben und den Beweisen an Buchstaben oder bestimmten Zahlen mit Sicherheit zu eigen machen.

Mülheim a. d. Ruhr. A. Emmerich.

A. Kerner von Marilaun, Pflanzenleben. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Band II: Die Geschichte der Pflanzen. Mit 1 Karte, 233 Abbildungen im Texte, 19 Farbendruck- und 11 Holzschnitttafeln. Leipzig und Wien 1898, Bibliographisches Institut. X u. 778 S. In Halbleder gebunden 16 M.

Nachdem der erste Band die Gestalt und das Leben der einzelnen Pflanze geschildert hatte, behandelt der vorliegende zweite die Geschichte der Pflanzen. Dieselbe stellt sich zunächst dar als Geschichte der Pflanzenindividuen, dann als Geschichte der Arten. Ein dritter Teil bespricht die Beziehungen zwischen Pflanze und Mensch. Die Geschichte der Pflanzenindividuen ist die Geschichte der Fortpflanzung und Vermehrung derselben teils durch Ableger, teils durch Früchte. Immer sind es, so führt Kerner aus, einzelne Protoplasten, welche die Ausgangspunkte für die neuen Individuen bilden, aber in dem einen Falle bedürfen sie zu ihrer weiteren Entwickelung keiner besonderen Anregung durch Verbindung mit anderen Protoplasten, und dann spricht man von ungeschlechtlicher Fortpflanzung, in dem anderen Falle dagegen mufs eine materielle Vereinigung von zwei an räumlich getrennten Punkten entstandenen Protoplasten, also eine Paarung, stattfinden, wenn ein neues Wesen, ein neues Individuum hervorgehen soll, und dann spricht man von geschlechtlicher Fortpflanzung. Alle auf die erste Art gebildeten Individuen werden unter dem Namen *Ableger*, alle auf die zweite Art entstandenen Individuen unter dem Namen Früchte zusammengefafst. Die Ableger erscheinen

als einzellige Sporen, mehrzellige Thallidien und als Knospen, die Sprofsanlagen darstellen. Aus den Sporen wächst immer nur ein Lager oder Thallus, nie ein beblättertes Stammgebilde hervor. Sie sind für die Kryptogamen so bezeichnend, dafs man in neuerer Zeit häufig den nicht recht passenden Namen Kryptogamen durch den bezeichnenderen Sporenpflanzen ersetzt. Auch die Thallidien, Teile des Lagers, in dem sie ausgebildet werden, kommen nur bei den Kryptogamen vor. Eine auffallende Anregung zur Ablegerbildung erfahren die schmarotzenden Lagerpflanzen durch das Absterben ihres Wirtes. Ist dieser ganz erschöpft, läuft also der Schmarotzer selbst Gefahr zu Grunde zu gehen, so teilt sich fast der ganze Inhalt desselben in zahlreiche Sporen und Thallidien und verläfst das von ihm zerstörte Gebäude des Wirtes. In ähnlicher Weise tritt unter aufsergewöhnlichen Umständen, namentlich infolge ungünstiger klimatischer Verhältnisse und insbesondere bei nahender Todesgefahr eine Vermehrung der Knospenbildung auf. Während dieselben sich sonst meist in den Zellen des Stammes in der Nähe der Blattachsel ausbilden, werden in diesen besonderen Fällen auch Zellen in den verschiedensten anderen Teilen des Pflanzenstockes zu wichtigen Bildungsherden für neue Stöcke. Dafs übrigens, wie Kerner will, die Knospen für die Phanerogamen gerade so bezeichnend sein sollen, wie die Sporen für die Kryptogamen, erscheint nicht ganz richtig: behandelt doch Kerner selbst die Knospenbildung z. B. bei mancherlei Farnen.

Als Frucht betrachtet Kerner jedes Gebilde, welches das Ergebnis der Befruchtung und zugleich der Anfang zur Verjüngung und Erneuerung der befruchteten Pflanze ist. Er bespricht zuerst die Befruchtung und Fruchtbildung der Kryptogamen und zeigt die verschiedenen Wege, auf welchen die Vereinigung der sich paarenden Protoplasten vor sich gehen kann, sei es dafs sie an Gestalt, Gröfse, Färbung und Bewegung sich völlig gleichen oder dafs sie als Ooplasten und Spermatoplasten, als weibliche und männliche Organe, unterschieden werden können. Er weist nach, dafs die Kryptogamen sich unter Wasser, die meisten Phanerogamen dagegen an der Luft befruchten, dafs demnach die Kryptogamen der Blumen entbehren, weil sie deren zur Befruchtung unter Wasser nicht bedürfen, dafs dagegen fast alle Phanerogamen Blumen besitzen, weil sie dieselben bei der Befruchtung an der Luft als Schutz- und Hülfsmittel nötig haben. Für die Phanerogamen giebt Kerner abweichend von der Erklärung in den meisten botanischen Werken an, dafs am Aufbau vieler Fruchtanlagen zweierlei Fruchtblätter beteiligt seien. Diese Auffassung wie überhaupt die genauere Beschreibung der Fruchtanlagen begründet sich z. T. auf der Beobachtung einer grofsen Menge sogenannter Antholysen. Bei gefüllten Blumen findet sich nämlich oft eine Vergrünung von Gebilden, die sonst nicht grün erscheinen, sowie

eine Lösung und Isolierung der in nicht gefüllten Blüten mit einander verwachsenen Teile. Wo nun eine solche Antholyse stattfand, und wo sich insbesondere im Bereiche des Fruchtknotengehäuses Verwandlungen in Laubblätter vollzogen haben, glaubt man sich berechtigt, die betreffenden Teile für Blattgebilde zu erklären, zumal dann, wenn auch die Entwickelungsgeschichte nicht gegen diese Annahme spricht. Besonders hervor hebt Kerner, dafs die Grenzen zwischen Knospe und Samenanlage, Ableger und Frucht nicht auf die Verhältnisse der Gestalt begründet werden können, und dafs bisweilen Ableger und Frucht denselben Ausgangspunkt haben.

Mehr als der dritte Teil des vorliegenden Bandes behandelt die Bestäubung der Phanerogamen und beschreibt die mannigfachen Einrichtungen, welche dieselbe zu sichern bestimmt sind. Dieser Abschnitt bietet aufserordentlich viel Interessantes, das zum grofsen Teil aufserhalb der engeren Fachkreise viel zu wenig bekannt ist. Da lesen wir von den verschiedenen Mitteln, die den Pollen vor Nässe schützen sollen. Wir erfahren, wie hier der Wind, dort Insekten den Transport des Pollens auf die Narbe bewerkstelligen, wie besonders die insektenblütigen Pflanzen in wunderbarer Mannigfaltigkeit sich ihren Besuchern angepafst haben. Diese lockt bald die Sorge für ihre Nachkommenschaft, bald ein günstiger Unterschlupf, zumeist aber das Bedürfnis nach Nahrung zum Besuche an. Farbe und Duft lassen sie die Blüten auffinden. Mancherlei Einrichtungen stellen es sicher, dafs der Staub von den Insekten fortgetragen wird, sei es dafs diese so lange von reusenartig angeordneten Haaren zurückgehalten werden, bis der Staub ausgefallen ist und das Gefängnis sich öffnet, sei es dafs sie durch Falten, Wälle, Haare und Gatter gezwungen werden, den Weg zu ihrer Nahrung zu wählen, auf dem Schlag-, Schleuder-, Streuwerke den Staub an passenden Stellen ihnen anheften. Platzwechsel zwischen Staubblättern und Narben, vorspringende Kanten, Leisten und Lappen an den letzteren sichern die Belegung derselben. Ein Beispiel ganz besonders wunderbarer Einrichtungen möchte ich nach Kerner genauer beschreiben. Arten der tropischen Gattung Yucca werden von kleinen Motten besucht. Die Weibchen derselben ergreifen zunächst in einer Blüte mit den eigens dazu ausgebildeten Kiefertastern den klebrigen Pollen — der Ballen ist oft dreimal so grofs wie ihr Kopf —, besuchen dann eine zweite Blüte, setzen ihre Eier in dem Stempel in der Nähe der Samenanlagen ab und stopfen den Pollen in die trichterförmig vertiefte Narbe. Ohne ihre Beihilfe ist die Befruchtung bei den meisten Yuccaarten völlig ausgeschlossen. Die ausschlüpfenden Raupen leben von den sich entwickelnden Samen, würden also keine Nahrung finden, wenn die Befruchtung ausbliebe. Der Fruchtknoten enthält etwa 200 Samenanlagen, während jede Raupe im Laufe ihrer Entwickelung etwa 18 bis 20 Samen

zur Nahrung braucht. Es ist demnach stets wahrscheinlich, dafs eine genügende Zahl von Samen übrig bleibt, welche nach vollendeter Reife ausgestreut werden können, während ohne Dazwischenkunft der Motte kein einziger keimfähiger Same entstanden sein würde.

Lange hat man geglaubt, dafs die Staubblätter bis auf wenige Ausnahmen die Narben derselben Blüte befruchten. Allmählich ist festgestellt worden, dafs nur eine geringe Zahl von Phanerogamen ausschliefslich echte Zwitterblüten entwickeln. Meist giebt es allein oder neben Zwitterblüten reine Pollen- und Fruchtblüten, oder es sind scheinzwittrige Frucht- und Pollenblüten vorhanden, in denen die anderen Geschlechtsorgane zwar entwickelt, aber zeugungsunfähig sind. In vielen Fällen ist also Selbstbestäubung, Autogamie, unmöglich, es tritt Wechselbestäubung oder Kreuzung ein. Kreuzung mufs in der Regel auch stattfinden bei dichogamen Pflanzen, d. h. wenn entweder die Staubblätter oder der Stempel eher geschlechtsreif sind als der andere Teil. Besonders wichtig ist der Umstand, dafs auch die ein- und zweihäusigen Pflanzen gewöhnlich vollkommen oder unvollkommen dichogam sind. Die Dichogamie kann deshalb, wie Kerner schliefst, nicht lediglich als eine Vervollkommnung der Einrichtungen angesehen werden, welche die Selbstbestäubung verhindern sollen. Vielmehr bewirkt sie, dafs in sehr vielen Fällen eine Narbe mit Pollen einer anderen Art belegt werden mufs, dafs zweiartige Kreuzung stattfindet. Aus den von ihm mitgeteilten Befunden leitet Kerner den Satz ab, dafs für jede dichogame Pflanze am Anfang oder Ende des Blühens die Gelegenheit zur zweiartigen Kreuzung, zur Bastartierung gegeben ist und dafs in der freien Natur als die wichtigste Grundlage der zweiartigen Kreuzung die Dichogamie und besonders die unvollkommene Dichogamie zu gelten hat. Und zwar scheint in der allergröfsten Mehrzahl der Fälle in erster Linie zweiartige Kreuzung angestrebt zu sein, in zweiter Linie Kreuzung der Blüten verschiedener Stöcke einer Art und endlich Kreuzung der Blüten desselben Stockes. Dafs aber, wie Darwin meint, etwas Nachteiliges in der Autogamie, der Selbstbestäubung, liegen müsse, hält Kerner nicht für den richtigen Ausdruck der beobachteten Thatsachen. Ist vielmehr keine Kreuzung irgendwelcher Art eingetreten, so tritt die Autogamie in ihre Rechte, und die Einrichtungen, welche getroffen sind, um diese herbeizuführen, sind nicht minder mannigfaltig, als die, durch welche die Kreuzung angestrebt erscheint. Sie bestehen sehr häufig in Gröfsen- und Lagenveränderungen einzelner Teile oder der ganzen Blüte. Bisweilen sind auch besondere geschlossene (kleistogame) Blüten ausgebildet, in denen die Autogamie stattfindet, während die offenen Blüten nur der Kreuzung dienen.

Mancherlei Angaben aus früherer Zeit, nach denen Kreuzung oder Autogamie erfolglos waren, sind mit grofser Vorsicht aufzu-

nehmen. Kerner führt aus, dafs oft eine Bestäubung gar nicht stattgefunden haben, oft der belegende Pollen aus mancherlei Gründen nicht fähig gewesen sein dürfte, die Befruchtung wirklich zu vermitteln. Der Pollen kann überhaupt untauglich gewesen sein, auch können Insekten oder Wind der Narbe den Pollen ganz fremdartiger Pflanzen zugeführt haben. Im allgemeinen nämlich bleiben, wie die Beobachtungen ergeben haben, Kreuzungen zwischen zwei Arten aus verschiedenen Pflanzenfamilien erfolglos, während Kreuzung zweier Arten derselben Gattung in den meisten Fällen eine Befruchtung, also die Bildung von Bastarten zur Folge hat.

In vielen Fällen, in denen die Früchte nicht zur Reife kommen, sei es des Klimas wegen, sei es weil die Blüten vernichtet sind oder aus irgend einem anderen Grunde, bilden sich irgendwo am Stamme Ableger, welche das Aussterben der Art verhindern. Selbst in der Blüte bilden sich solche an Stelle der Früchte aus, ein Vorgang, der nicht mit dem Auswachsen des Getreides zu verwechseln ist. Eine ähnliche Erscheinung ist die Parthenogenesis, die Ausbildung der Samenanlagen ohne vorhergegangene Befruchtung; die entstehenden Ableger nehmen in diesem Falle die Gestalt von Keimlingen an. Häufig wechselt die Fortpflanzung durch Ableger und durch Früchte, und in gewisser Beziehung ist dieser Generationswechsel weit verbreitet. Aus den Samen der Phanerogamen bilden sich Sprosse, die ungeschlechtlich andere hervorbringen, und zwar Blütenknospen oder Laubknospen. Diesen Wechsel von Laub- und Blütenknospen sieht Kerner ebenfalls als Generationswechsel an. Weit ausgeprägter ist derselbe freilich bei den Kryptogamen. Bisweilen folgt da auf jede geschlechtliche Generation unmittelbar eine ungeschlechtliche und umgekehrt. Bei der Mehrzahl der Sporenpflanzen kommt aber erst nach Ausbildung mehrerer ungeschlechtlicher Generationen eine geschlechtliche an die Reihe, ja, bisweilen sind als grofse Seltenheit nur vereinzelte geschlechtliche eingeschaltet. Bei vielen Arten, besonders bei Samenpflanzen, zeigen die ungeschlechtlichen Generationen je nach ihrer Altersfolge in ihrer äufseren Erscheinung gewisse Abweichungen, verschiedenen Zuschnitt des Laubes u. dgl., dafs man verschiedene Pflanzenarten vor sich zu haben glauben könnte, selbst wenn die verschiedenen Generationen — bei langlebigen Sträuchern und Bäumen — einen zusammenhängenden Stock bilden. Als Anregungsmittel zur Anlegung von Blütenknospen und insofern von geschlechtlichen Generationen sieht Kerner nach allen Erfahrungen die Sonnenstrahlen an. Nötig ist aber die Ausbildung der Blüten nicht, es steht vielmehr über allen Zweifel erhaben, dafs auch ohne Befruchtung und Fruchtbildung Erhaltung, Vermehrung und Verbreitung der Pflanzen stattfinden können. Wenn dem aber so ist, so mufs die Bedeutung der Befruchtung und Fruchtbildung wo anders liegen. Über diese wichtige Frage soll der zweite Teil des Buches Aufschlufs geben.

Dieser beginnt mit der Feststelluug, dafs die Artunterschiede anf Unterschieden in der specifischen Konstitution des Protoplasmas beruhen. Eine chemische Formel oder dgl. vermag diesen Unterschied nicht auszudrücken, er ist unserer sinnlichen Wahrnehmung nicht zugänglich. Diese specifische Konstitution ist nicht nur einem Teile des Protoplasmas, sondern dem ganzen Protoplasma zuzuschreiben. Wenn also neue Arten entstehen sollen, mufs die specifische Konstitution des Protoplasmas sich ändern. Kerner führt nun aus, dafs die Umwandlungen der Pflanzengestalt durch Bodenbeschaffenheit, Wassergehalt, Klima u. s. w. nicht bedentend sind und sich nicht in der Nachkommenschaft erhalten. Die Veränderungen aber durch Verstümmelung gehören schon zum Wesen der betreffenden Art. Durch Schmarotzer wird z. T. die Konstitution des lebendigen Protoplasmas umgewandelt: durch schmarotzende Sporenpflanzen entstehen z. B. die Krebse und Hexenbesen, die in mancherlei Gestalten an den verschiedensten Stellen auftreten können. Auch durch Absonderungen lebender Tiere, wie der Maden, die aus Insekteneiern in Pflanzenteilen ausschlüpfen, wird oft die specifische Konstitution des Protoplasmas geändert. Die dadurch entstehenden Gebilde werden in ihren mannigfachen Formen unter dem Namen Gallen zusammengefafst und sind in sehr vielen Fällen den Früchten ähnlich. Alle diese Änderungen verschwinden in der folgenden Generation wieder. Wirklich neue Formen, die sich fortpflanzen können, werden nur durch Kreuzung erzeugt. Die entstehenden Bastarte halten bald die Mitte zwischen den beiden Stammeltern, bald sind sie mehr dem einen oder dem anderen Teil ähnlich; bei einer Kreuzung zweier Arten können aus den Samen oft alle möglichen Zwischenformen gezogen werden. Diese Zwischenformen können eine Verschmelzung der Formen ihrer Stammeltern zeigen oder nur eine Vereinigung oder gar nur eine Mengung derselben. Es ist nun oft behauptet worden, dafs die Bastarte entweder gar keinen Samen geben oder doch nur, wenn sie mit einer der Stammarten gekreuzt werden. Die genaueren Untersuchungen ergeben dagegen, dafs es mit den Bastarten sich genau so verhält, wie mit den Stammarten, dafs sie bisweilen bei Kreuzung, bisweilen bei Autogamie zahlreicheren und besseren Samen tragen und dafs ihre Fruchtbarkeit in manchen Fällen gröfser ist als die der Stammeltern. Auch ist es eine Fabel, dafs sie aus innerer Notwendigkeit in eine der Stammarten zurückschlagen. Es besteht in Betreff der Fortpflanzung keine Grenze zwischen Arten und Bastarten. Aus Bastarten werden unter günstigen Verhältnissen neue Arten. Die gröfste Zahl der Bastarte wird dort gefunden, wo die eine oder die andere Stammart infolge der Einwirkungen des für sie ungünstigen Klimas nur noch spärlich vertreten ist. Häufig fehlt daher in der Nähe der zu Arten gewordenen Bastarte die eine Stammart ganz, ist ausgestorben. Bei der einartigen

Kreuzung ist es bisher noch nicht beobachtet worden, dafs durch äufsere Einflüsse das Spermatoplasma geändert ist und dadurch Veränderungen dauernder Art eingetreten sind, doch will Kerner die Möglichkeit nicht ohne weiteres in Abrede stellen. Das Resultat aller dieser Untersuchungen spricht er in folgenden Worten aus: „Das Blühen und die Befruchtung ermöglichen das Entstehen neuer Arten. Der Generationswechsel, die räumliche Trennung der Geschlechter, die überaus merkwürdige Dichogamie und alle die anderen wunderbaren Einrichtungen der Blüten, deren Ziel darin besteht, dafs im Beginn des Blühens eine zweiartige Kreuzung und erst, wenn diese nicht zu stande kommt, einartige Kreuzung und Autogamie stattfinden, lassen sich nur von diesem Gesichtspunkt aus begreifen. Infolge dieser Einrichtungen entstehen fort und fort unzählbare neue Gestalten, und es wird mit denselben ein unermefslicher Vorrat von Formen gebildet, welche den mannigfachsten Zuständen des Bodens und Klimas angepafst sind. Wenn nun Veränderuugen des Klimas eintreten und infolgedessen die bisherige Besatzung aus Pflanzenarten gelichtet wird, wenn jene Arten, deren Gestalt mit den bisherigen Lebensbedingungen im besten Einklange stand, infolge der Veränderungen der Lebensbedingungen die Plätze räumen, dann erlangen die auf geschlechtlichem Wege entstandenen neuen Gestalten ihre wahre Bedeutung, diejenigen, welche den neuen Lebensbedingungen am besten angepafst sind, nehmen die leer gewordenen Plätze ein und werden dort zu neuen Arten". Damit ist zugleich die Frage nach der Abstammung der Arten beantwortet.

Ableger und Früchte verbreiten die Arten. Die verschiedenen Wege, auf welchen das Vorrücken derselben bald langsam, bald sprungweise erfolgt, erläutern die nächsten Abschnitte des Werkes. Wasser- und Luftströmungen vermitteln den Transport. Schleudereinrichtungen und hygroskopische Borsten erlauben in einzelnen Fällen ein selbständiges Vorrücken in die Umgebung. Mancherlei Tiere schleppen in ihrer Nahrung lebenskräftige Ableger, Früchte und Samen fort, die dann erst fern von ihrem Ursprungsorte neue Pflanzen entwickeln. Andere hängen durch Haken, Borsten, Stacheln und Klebstoffe den Säugetieren, im Schlamm besonders den Wasservögeln an und werden so oft in gröfsere Entfernungen verbreitet. Bemerkenswert ist die Thatsache, dafs bei Früchten und Samen besonders die Einrichtungen und Ausbildungen die häufigsten sind, welche neben dem Vorteil der Verbreitung auch noch irgend einen anderen Vorteil bieten. Würde jeder Ableger, jeder Same sich zu einer neuen Pflanze entwickeln, so würde die Verbreitung der einzelnen Art ins Unermefsliche zunehmen. So führt Kerner an, dafs von einem einzelnen Bilsenkrautstock aus, wenn jeder Same einen neuen Stock bilden würde, in fünf Jahren das ganze Festland der Erde mit Bilsenkrautstöcken überwachsen sein würde. Einer solchen Überwucherung sind mancherlei

Schranken gesetzt, für Landpflanzen das Meer, für Wasserpflanzen das Land, ferner Klima, Bodenbeschaffenheit u. s. w. Mitglieder verschiedener Pflanzengattungen vereinigen sich zu Genossenschaften, von denen einzelne durch Farbentafeln veranschaulicht werden. Sie stehen in buntem Wechsel neben einander, ja, oft durchdringen sich zwei oder drei, schichten sich gewissermafsen übereinander. Auch bei diesen Vereinigungen waltet strenge Ordnung und unwandelbare Gesetzmäfsigkeit.

Die Ergebnisse der Forschung über die Geschichte der einzelnen Pflanzenarten bilden naturgemäfs die Grundlage für die Geschichte der ganzen Pflanzenwelt. Diese ist in der Jetztzeit eine andere als in früheren Perioden. Doch weisen die vergleichenden Untersuchungen der fossilen Pflanzenreste nach, dafs das Aussterben einzelner Arten zwar häufig, das Aussterben der von den Botanikern als Gattungen angesprochenen Pflanzengruppen dagegen selten vorkommt. Nach Kerners Meinung bildet allerwärts und zu allen Zeiten die periodische Wiederkehr eines kalten, feuchten Klimas, welche an den geeigneten Stellen in dem Anwachsen der Gletscher ihren Ausdruck fand, den Anstofs zu den Wanderungen und den dabei erfolgenden Kreuzungen und Neubildungen sowie dem teilweisen Aussterben der Pflanzenarten und insofern zu den Verschiebungen, dem Wechsel und der Umprägung der Floren in den aufeinanderfolgenden geologischen Perioden.

Der Schlufsteil des vorliegenden Bandes bespricht die als Industriepflanzen, als Nahrungs- und Genufsmittel, als Futterpflanzen, als Heilmittel und zu abergläubischen Zwecken gebrauchten Gewächse, behandelt die Benutzung frischer Pflanzen und Pflanzenteile als Sckmuck und Zierrat, ferner die Gärten alter und neuer Zeit, botanische Gärten und Gewächshäuser, die ursprüngliche Heimat der Gartengewächse und endlich die Pflanze als Motiv in der Kunst.

Nur ein allgemeiner Überblick über den Inhalt des Kernerschen Werkes konnte hier gegeben werden. Durch eine unermefsliche Fülle einzelner Beobachtungen werden diese allgemeinen Angaben weiter ausgeführt. Vorzügliche Abbildungen unterstützen, so weit es irgend angemessen erscheint, das Verständnis. Ein eingehendes Studium des „Pflanzenlebens“ wird bei jedermann die Liebe zur Natur, die Freude an derselben vermehren und vertiefen. Besonders aber dem Lehrer der Botanik ist es unentbehrlich. Auf jeder Seite findet er Anregung zur biologischen Ausgestaltung des Unterrichtes und zu eigener biologischer Beobachtung. Keine Pflanze sollte er besprechen, keinen Ausflug unternehmen ohne eingehendes Studium der einschlägigen Abschnitte des Kernerschen Buches. In einer Schulbibliothek darf dasselbe ebensowenig fehlen wie Brehms Tierleben.

Seehausen in der Altmark. M. Paeprer.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preufsen seit dem Jahre 1879.

Band LIII: 8. Direktoren-Versammlung in der Provinz Hannover.

I. Welche Erfahrungen haben die neunstufigen Unterrichtsanstalten mit den Abschlufsprüfungen gemacht?

II. Die Behandlung der deutschen Grammatik nach Umfang und Methode in den unteren und mittleren Klassen mit Abgrenzung der Pensen für die einzelnen Klassen.

III. Über die Stellung der alten Geschichte in dem Lehrplan der Gymnasien.

IV. Die Verteilung der Lehraufgaben für die Mathematik in den mittleren Klassen.

V. Wie ist der Bestand der Jugendspiele auf die Dauer zu sichern?

VI. Über die Beigabe einer wissenschaftlichen Abhandlung zu den alljährlichen Schulnachrichten höherer Schulen.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. Q. Steinbart, Die Realgymnasien nach ihrer Entstehung, Berechtigung und zukünftigen Geltung. Langensalza 1898, H. Beyer & Söhne. 19 S. gr. 8. [S.-A. aus: Rein, Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik.]

2. K. Seyfarth, Beiträge zur Methodik des deutschen Unterrichts. Progr. Landsberg a. d. Warthe 1898. 24 S. 4.

3. F. Schultz, Meditationen. Eine Sammlung von Entwürfen zu Besprechungen und Aufgaben für den deutschen Unterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Erstes Bändchen. Zweite, durchgesehene Auflage. Dessau 1898, P. Baumann. XII u. 143 S. 2,40 M, geb. 3 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1886 S. 289.

4. B. Schulz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Teil I: für die unteren und mittleren Klassen. Elfte Auflage. Abteilung 1: für die unteren Klassen. Paderborn 1898, F. Schöningh. XII u. 544 S. 2,60 M.

5. Ed. Norden, Die antike Kunstprosa vom 6. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. Zwei Bände. Leipzig 1898, B. G. Teubner. XVIII u. 969 S. gr. 8. 28 M.

6. Aristotelis *Πολιτεία Ἀθηναίων*. Tertium ediderunt G. Kaibel et U. de Wilamowitz-Moellendorff. Berolini 1898 apud Weidmannos. XVII u. 98 S. 1,80 M.

7. I. v. Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). V 3: P. Stengel, Die griechischen Kultusaltertümer. Zweite Auflage. Mit 5 Tafeln. 1898. VIII u. 228 S. Lex.-8. 5 M; vgl. diese Zeitschr. 1891 S. 289. — W. Christ, Geschichte der griechischen Litteratur bis auf die Zeit Justinians. Dritte Auflage. Mit 28 Abbildungen. 1898. XIII u. 945 S. Lex.-8. 16,50 M; vgl. diese Zeitschr. 1889 S. 284. — M. Schanz, Geschichte der römischen Litteratur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Teil I: Die römische Litteratur in der Zeit der Republik. Zweite Auflage. Mit alphabetischem Register. 1898. XVIII u. 421 S. Lex.-8. 7,50 M; vgl. diese Zeitschr. 1891 S. 283.

8. S. Anger, Iphigenie in Delphi. Ein Schauspiel in drei Akten. Graudenz 1898, C. G. Röthe's Buchhandlung. 48 S.

9. F. Schultz, Kleine lateinische Sprachlehre. Dreiundzwanzigste Auflage von M. Wetzel. Paderborn 1898, F. Schöningh. VIII u. 287 S. 1,90 M.

10. Chr. Ostermanns' Griechisches Übungsbuch. Neu bearbeitet und erweitert von A. Drygas. Achte Auflage. Frankfurt a. M. 1898, Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer). V u. 232 S. geb. 2 M.

11. F. Brandscheid, Iphigenia in Taurien, Tragödie von Euripides, nach ihrer Idee entwickelt und dargestellt. Wiesbaden 1897, Lützenkirchen & Bröcking. 64 S. gr. 8. 1,20 M.

12. Dickens, The Cricket on the Hearth. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Heim. Leipzig 1898, G. Freytag. XVI u. 239 S. geb. 1,60 M.

13. K. Kraepelin, Leitfaden für den botanischen Unterricht an mittleren und höheren Schulen. Mit 212 Figuren in Holzschnitt. Fünfte, verbesserte Auflage. Leipzig 1898, B. G. Teubner. V u. 123 S. geb. 1,20 M.

14. E. Kohlrausch und A. Marten, Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten. Sechste Auflage. Hannover 1898, Carl Meyer. VIII u. 155 S. kl. 8.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Die neue preufsische Prüfungsordnung.

Fast gleichzeitig sind im Jahre 1898 in zwei deutschen Staaten neue Vorschriften über die Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen erschienen, am 21. März für das humanistische und am 12. September für das realistische Lehramt in Württemberg, an demselben 12. September für das Lehramt an höheren Schulen überhaupt in Preufsen. Diese neuen Prüfungsordnungen bewegen sich in entgegengesetzter Richtung und gelangen doch im wesentlichen zu recht ähnlichen Ergebnissen. Das kommt daher, dafs sie von entgegengesetzten Enden einer richtigen Mitte zustreben: in Württemberg war die Prüfungsordnung vom Jahre 1865 zu schulmäfsig, daher ging das Bestreben dahin, sie wissenschaftlicher zu gestalten; in Preufsen hatte die Prüfungsordnung vom Jahr 1887 zu wenig Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schule genommen, daher mufste sie hier schulmäfsiger eingerichtet werden. Das ist hier wie dort gelungen, und so bedeutet die Neuordnung von 1898 für beide Staaten einen entschiedenen Fortschritt, zu dem man ihnen Glück wünschen darf.

Es wäre nun natürlich interessant, die beiden neuen Prüfungsordnungen im einzelnen mit einander zu vergleichen und Vorzüge und Mifsgriffe derselben gegen einander abzuwägen. Allein den Lesern dieser Zeitschrift liegen die württembergischen Verhältnisse im allgemeinen zu fern, als dafs sie als bekannt vorausgesetzt werden könnten, und so würde die Besprechung des neuen württembergischen Statuts eine orientierende Erörterung über das dortige Schulwesen nötig machen, die mich hier zu weit führen müfste. Daher beschränke ich mich auf die preufsische Ordnung und ziehe die württembergische nur da heran, wo die Vergleichung besonders nahe liegt oder besonders lehrreich ist. Ich thue das freilich nicht ohne Bedauern; denn ich habe das Gefühl, als ob, jedenfalls im Schulwesen, die süddeutschen Verhältnisse im Norden viel zu wenig gekannt und das Gute daran deshalb auch zu wenig gewürdigt und benützt würde. Der neue „Oberleutnant“ ist dafür typisch: den haben wir im Süden vor 1870 gehabt; dann mufsten wir ihn mit dem Premierlieutenant vertauschen als das

Gemeinere mit dem Vornehmeren; jetzt kommt er nach 28 Jahren wieder und wird nun begrüfst und bejubelt, als wäre es eine ganz neue selbständige Errungenschaft und jetzt erst das einzig Richtige. Umgekehrt bin ich schon aus allgemeinen politischen Gründen dafür, dafs wir in Elsafs-Lothringen die neue preufsische Prüfungsordnung in ihrem vollen Umfang acceptieren; und da ich in ihr auch sachlich einen erheblichen Fortschritt sehe, so komme ich durch dieses Verlangen mit meinem pädagogischen Gewissen nicht in Konflikt: aus politischen Gründen müssen wir sie haben, aus pädagogischen Erwägungen heraus freue ich mich, wenn wir sie möglichst so, wie sie ist, auch hier bekommen.

Die preufsische Ordnung, zu deren Besprechung ich also nun übergehe, bezeichnet als Zweck der Prüfung ganz richtig „die Feststellung der wissenschaftlichen Befähigung für das Lehramt an höheren Schulen". Es entspricht das zugleich der richtigen Auffassung von der Aufgabe der Universität, die durch die Wissenschaft zum Beruf zu bilden hat. Freilich, wenn wir der bekannten Rede des Herrn v. Wilamowitz-Möllendorff Glauben schenken müfsten, so gäbe es für den philologischen Universitätsprofessor keine Schulamtskandidaten, sondern nur Philologiebeflissene. Allein die deutschen Gymnasiallehrer denken darüber ganz anders und haben diese Ansicht als eine speziell den klassischen Schulunterricht geradezu schädigende abgelehnt und bekämpft. Es ist aber auch eine falsche Auffassung des Universitätsunterrichts. Auch die Wissenschaft ist um der Menschen und um menschlicher Zwecke willen da, ein Wissen um des Wissens willen ist ein unfruchtbares und totes. Und so wird man nie vergessen dürfen, dafs die Universitäten in erster Linie dem Staat seine Beamten zu erziehen haben. In dieser Auffassung läge nur dann eine Gefahr, wenn wir nicht hinzufügten: und das thun sie und können sie nur thun durch die Wissenschaft. Deshalb liegt es auch im Interesse des sich selbst verstehenden und um seine Bedürfnisse sorgenden Staates, dafs er die Wissenschaft und ihre Lehre frei sein läfst; denn nur so erhält er wahrhaft wissenschaftlich geschulte, selbständig denkende Beamte.

Darum ist aber auch der Universitätsbetrieb nicht von obenher zu gestalten und zu reglementieren, es müfste denn eine Zeit völligen Verfalls für ihn eingetreten und von eigenen Kräften, die ihn reformieren könnten, in ihm nichts mehr zu spüren sein. Das beides wird man von uns heute nicht sagen können. Gewifs ist unser Unterrichtsbetrieb an manchen Stellen reformbedürftig; aber es sind auch unter uns Universitätslehrern viele, die das wissen, und wir sind, soviel ich sehe, auf dem Weg dazu, das Nötige zu ändern und zu bessern. Ein Eingreifen von oben könnte in diesem Augenblick nur stören und hemmen. Schon deshalb sind die in § 7 der preufsischen „Ordnung" in Aussicht gestellten amtlichen „Studienpläne" schlechthin zu verwerfen. Dieser auf

der Berliner Konferenz ins Rollen gekommene Gedanke müfste die Lehrfreiheit notwendig beschränken und zu jenem System von Zwangskollegien zurückführen, das doch nur das Vorlesungsmonopol einiger Ordinarien und die Vermehrung ihrer Honorareinkünfte bedeutet; und gerade da sind wir doch im Augenblick daran, Auswüchse zu beschneiden und Mifsbräuche zu beseitigen. Gewifs soll der Student sein Studium „methodisch einrichten", „an den für sein Fachstudium wesentlichsten Vorlesungen und Übungen teilnehmen und aufserdem mehrere Vorlesungen von allgemein bildendem Charakter hören". Aber dieses letztere geschieht doch wohl von selbst; und für die methodische Einrichtung des Studiums sind die Professoren da mit privatem Rat oder mit allgemein orientierenden Vorlesungen, wie ich z. B. eine solche von Ritschl über Encyklopädie, Geschichte und Methodologie der klassischen Philologie im Manuskripte eines Kollegen in Händen habe. Wo solche fehlen, hat die Regierung meines Erachtens das Recht, auf Ergänzung des Lehrplans hinzuwirken; im übrigen aber überlasse man doch auch etwas der Sitte und Gewohnheit und wolle nicht alles in die spanischen Stiefel amtlicher Erlasse einschnüren. In diesem Sinne begrüfse ich es, dafs dieser Erlafs von Studienplänen einstweilen noch „vorbehalten blieb", und hoffe dringend, dafs er nie wirklich erfolgt. Hierin besteht einer der Vorzüge der preufsischen vor der württembergischen Prüfungsordnung, in der der Besuch gewisser Vorlesungen zur Pflicht gemacht wird.

Ebenso haben auch die Bestimmungen über die Zulassung zur Prüfung in § 5 des preufsischen Statuts nach meinem Geschmack das gegen sich, dafs viel zu viel nach dem Woher der Vorbildung gefragt wird. Man sehe doch zu, was der Kandidat kann und weifs, nicht ob er es auf dem vorschriftsmäfsigen Wege erworben hat. Doch bei dem solchen Bestimmungen zu Grunde liegenden Berechtigungswesen, diesem Fluch des deutschen Unterrichtssystems, wird es wohl noch geraume Zeit sein zopfiges Bewenden haben.

Drei Punkte sind es, an denen durch die Prüfungsordnung vom 12. September 1898 geneuert ist — an der Zusammensetzung der Prüfungskommission, an der Feststellung des Zeugnisses und an den Anforderungen im Einzelnen. Auf allen drei Punkten erkenne ich Fortschritt und Vorzug an, wenn ich auch im Nachstehenden vielfach zu kritisieren habe; das hebt mein allgemeines günstiges Urteil nicht auf. Sollte man aber fragen, was solche Kritik nun noch solle, da doch das Werk abgeschlossen sei, so könnte ich darauf einfach antworten: weil mich vorher niemand gefragt hat, rede ich nachher[1]); und dann — ist denn eine Prüfungs-

[1]) Auch im Reichsland wird die Entscheidung gefallen sein, bis diese Zeilen im Druck erscheinen; auch da bin ich nicht gefragt worden.

ordnung ewig? Ich denke, die Geschichte des preufsischen Schulwesens im 19. Jahrhundert antwortet darauf recht vernehmlich nein; und so lassen sich alle kritischen Anmerkungen über die jetzige als schätzbares Material beim Erlafs der nächsten Prüfungsordnung benutzen.

Völlig einverstanden bin ich mit der Zusammensetzung der Prüfungsbehörde. Es ist eine Prüfung auf die wissenschaftliche Befähigung hin für das Lehramt an höheren Schulen: also müssen Vertreter sowohl der strengen Wissenschaft als der Schule daran teilnehmen, jene um ihr den wissenschaftlichen Charakter zu wahren, diese um Ziel und Absicht des Dienstes für die Schule nicht aus den Augen verlieren zu lassen. Überdies hat Preufsen zu allen Zeiten unter seinen Gymnasiallehrern wissenschaftlich gerichtete Männer gehabt, die auch einer wissenschaftlichen Examenskommission wohl anstehen. Hier wird dann freilich für den Minister und seine Organe die Aufgabe keine einfache und leichte sein, die rechten Männer lediglich nach sachlichen Gründen auszuwählen und zu ernennen. Da aber die Prüfung eine staatliche und für die Schule, nicht für die Wissenschaft bestimmt ist, so mufs sie der Staat in der Hand haben und eines seiner Organe mufs den Vorsitz führen. Wenn durch den Ausdruck: der Vorsitz wird einem „Schulmanne" übertragen, der Jurist vom Vorsitz ausgeschlossen werden soll, so ist das nur gutzuheifsen; und ebenso finde ich es richtig, dafs an die Spitze einer staatlichen Behörde kein Professor der Universität gestellt wird. Der Jurist ist dazu zu wenig sachkundig und der Universitätslehrer zu wenig Regierungsbeamter. Dagegen ist das Wort „Schulmann" nicht glücklich gewählt; denn streng genommen schliefst er auch den Schulrat aus, dem doch von Rechtswegen und in der Regel dieser Vorsitz zukommen wird. Abgesehen von diesem höchstens nur sprachlich unpassend gewählten Ausdruck sehe ich in dieser Bestimmung nicht blofs symbolisch das Richtige — und Symbole sind im Staatsleben recht wichtig —, sondern auch ein sachlich Wertvolles, das in Württemberg immer in der Übung gewesen ist und sich dort durchaus bewährt hat.

Am schlimmsten war, dafs nach dem bisherigen Usus der Kandidat sozusagen dialogisch und wie in Klausur durch den einzelnen Fachmann geprüft wurde. Diese Prüfung ohne Assistenz widersprach schon dem Begriff „Kommission" und wirkte notwendig da schädlich, wo der prüfende Fachmann ein ungeschickter Examinator und ein einseitiger Spezialist war; und es schützte den Examinator nicht vor der bösen Nachrede des Übelwollens und der Ungerechtigkeit. Das wird nun durch § 33, 2 anders und besser. Aber gerade hier ist die neue Prüfangsordnung merkwürdig halb geblieben. Sie verlangt zwar das Zugegensein von drei Mitgliedern, aber nur „in der Regel", und gestattet ausdrücklich auch die Anwesenheit von nur zwei Mitgliedern, also wie bisher

die Anwesenheit des examinierenden Fachmanns und des diesem Fach vielleicht ganz fern stehenden Vorsitzenden. Noch schlimmer ist aber die lediglich passive Assistenz der Beisitzer. Nur bei der allgemeinen Prüfung wird das Ergebnis erforderlichen Falls durch Mehrheitsbeschlufs festgestellt; bei der Fachprüfung aber entscheidet der Prüfende nach wie vor darüber, ob und für welche der beiden Stufen dem Kandidaten die Lehrbefähigung in dem betreffenden Fach zuzuerkennen ist. Der Beisitzer kann freilich sein abweichendes Urteil in das Protokoll aufnehmen lassen, aber das ist ein ganz platonisches Recht; denn in § 34 bei den Bestimmungen über die Feststellung des Gesamtergebnisses der Prüfung wird darauf keine Beziehung genommen. Und ebenso wenig scheint mir die Bestimmung in § 28, 5, wonach der Vorsitzende befugt sein soll, „zu dem abgegebenen Urteil über die schriftlichen Hausarbeiten sich gutachtlich zu äufsern, auch ein zweites Mitglied des Prüfungsausschusses zur Beurteilung zuzuziehen“, nützlich und erfreulich zu sein. Das Erstere führt zu einer gewissen Ungleichheit: der Vorsitzende kann doch nur zu Arbeiten über das Fach, in dem er selbst gearbeitet hat, sich gutachtlich äufsern, allen andern Mitgliedern der Kommission wird er sich, wenigstens wenn er klug ist, wohl hüten darein zu reden; und beides öffnet doch allerlei kleinen Chikanen und Intriguen die Thür, die leicht zu Zwistigkeiten und freiwilligem oder unfreiwilligem Ausscheiden eines Mitglieds führen kann. Nein, wenn schon, denn schon! und hierin hat Württemberg längst das Richtige getroffen, indem hier ganz regelrecht das Institut von Referenten und Korreferenten besteht. Die Zuziehung eines zweiten Beurteilers ist somit nicht in das Belieben und die Willkür des Vorsitzenden gestellt — alle blofse „Befugnis“ ist vom Übel —, sondern sie ist von Anfang an geordnet und vorgeschrieben. Bei etwaigen Differenzen zwischen den beiden entscheidet auch im Fachexamen die Majorität; aber in praxi werden es die beiden natürlich vorziehen, sich zu verständigen, und das wird meist auf der Mittellinie geschehen, wie das bei abweichendem Urteil recht und billig ist. Bei dem nächstmaligen Erlafs einer Prüfungsordnung wird man also vor allem auf die Abänderung der Bestimmungen in § 28, 5 und § 34, erster Absatz, zu dringen haben.

Im übrigen liegt der zweite wichtige Fortschritt der neuen Ordnung gerade in diesem § 34 über das Gesamtergebnis der Prüfung. An die Stelle verschiedener Prüfungsgrade tritt die Einheitlichkeit des Zeugnisses. Wie in Württemberg der Unterschied zwischen Präceptorats- und Professoratsexamen aufgehoben worden ist, so in Preufsen der Unterschied zwischen Lehrer- und Oberlehrerzeugnis; das ermöglicht die namentlich von den Gymnasiallehrervereinen immer wieder betonte „Herstellung der vollständigen Einheit des höheren Lehrerstandes“, wovon sich die

Lehrer eine Stärkung ihrer Position sowohl andern Ständen gegenüber als auch in der Gehaltsfrage versprechen; der Vorteil wird in Württemberg noch deutlicher in die Erscheinung treten, wo von nun an ein Unterschied zwischen Präceptoren und Professoren sachlich nicht mehr besteht und daher künftig wie in Baden doch wohl jeder durch die Anstellung sofort den Titel Professor erhalten mufs.

Allein jene Einheitlichkeit des Zeugnisses ist in Preufsen doch einigermafsen gefährdet durch die Bestimmung in § 34, 1. Damit meine ich nicht die schon in § 11 angeordnete Abstufung der Lehrbefähigung für die unteren und mittleren Klassen bis Untersekunda einschliefslich und für die oberen Klassen Obersekunda und Prima andererseits. Zwar bin ich nach wie vor der Meinung, dafs das schief ausgedrückt ist; es sollte heifsen: die Lehrbefähigung erwirbt man z. B. für das Deutsche entweder als Haupt- oder als Nebenfach, und dabei sind die Anforderungen dort andere, höhere als hier. Für welche Klassen dagegen einer zum Unterricht befähigt ist, das hängt nicht allein vom Ausfall der wissenschaftlichen Prüfung ab, sondern auch von der Lehrbefähigung im eigentlichen Sinn, und diese wird in Württemberg durch ein besonderes zweites Examen konstatiert nach abgelegtem Seminarjahr, in Preufsen weniger sicher durch die Zeugnisse über Seminarzeit und Probejahr. Zusammenfassend wäre vielmehr zu sagen: es hat einer im wissenschaftlichen Examen für zwei Haupt- und zwei Nebenfächer gut bestanden und sich im zweiten Examen (oder nach den Ergebnissen von Seminar- und Probejahr) als wohlbefähigt zum Unterricht auch in oberen Klassen gezeigt. Wie später im Schuldienst der Lehrer verwendet wird, das ist Sache der Schulverwaltung, die wissenschaftliche Prüfungskommission hat damit jedenfalls gar nichts zu thun. Die Regel wird es freilich sein, dafs der im Lateinischen nur als in einem Nebenfach Geprüfte auch nur in unteren Klassen Latein unterrichtet; dagegen ist nicht umgekehrt jeder, der im Latein als Hauptfach bestanden hat, zum Unterricht in den oberen Klassen befähigt; wenn es ihm an Geschmack und an Philosophie fehlt, so kann er weder Horaz noch Cicero in Prima geben, und wenn er älteren Schülern nicht zu imponieren versteht, so wird ihn ein verständiger Direktor besser in Untersekunda oder Tertia beschäftigen — trotz des Zeugnisses.

Immerhin mag diese Bezeichnung der beiden Abstufungen als Abkürzung oder richtiger noch als rudimentärer Ausdruck von früheren Anschauungen her hingehen und nicht allzu tragisch genommen werden. Dagegen ist eine andere Bestimmung des § 34 bedenklich. Bestanden hat der Kandidat, so wird jetzt verfügt, wenn er in der allgemeinen Prüfung genügt und die Lehrbefähigung mindestens in einem Fach für die erste Stufe und noch in zwei Fächern für die zweite Stufe nachgewiesen hat. Gut! Aber nun heifst es im nächsten Absatz: Vorbedingung für

die Erteilung des Zeugnisses „gut bestanden“ und „mit Auszeichnung bestanden“ ist, dafs der Kandidat mindestens in zwei Fächern die Lehrbefähigung für die erste Stufe nachgewiesen hat. Das ist mehr als ein rudimentärer Ausdruck, das ist die verschämte Wiedereinführung des alten Lehrerzeugnisses. Es ist aber auch eine ungerechte Bestimmung. Nehmen wir z. B. an, ein Historiker habe geradezu glänzende Kenntnisse in diesem seinem Hauptfache an den Tag gelegt und etwa auch in Latein und Griechisch für die zweite Stufe sein Examen aufs beste bestanden, so erhält er dennoch nur ein Zeugnis mit der Gesamtnote „genügend bestanden“. Nun verstehe ich ja natürlich wohl den Sinn und die Absicht dieser Bestimmung; es soll damit dem Spezialistentum an der Schule entgegengetreten werden: glänzende Leistungen in einem Hauptfach reichen nicht hin, einen der Kandidaten zu einem „guten“ oder gar „ausgezeichneten“ Lehramtskandidaten zu machen. Gewifs; aber sein wissenschaftliches Examen hat er darum doch gut oder mit Auszeichnung bestanden, und wenn wir ihm das trotz seiner Leistungen bestreiten, ihm die Anerkennung des thatsächlich von ihm Geleisteten versagen, so legen wir falsch Zeugnis über ihn ab: für den Dreifächermann giebt es keine Unterschiede, sondern nur „genügend“, ob er ein dürftiges oder ein glänzendes Examen macht. Es ist dies einfach eine Vermischung zweier Gesichtspunkte: in Wirklichkeit hat er ein ausgezeichnetes wissenschaftliches Examen gemacht, aber für die Schule ist er nur genügend brauchbar; darum gilt er soviel, als seither der nur mit einem Lehrerzeugnis versehene gegolten hat. Und dazu kommt dann das zweite viel gröfsere Unglück, dafs nach wie vor der Unfug der Erweiterungsprüfung im weitesten Umfang bestehen bleibt: man wird dadurch für „gut“ oder „mit Auszeichnung“ bestanden erklärt, dafs man das Quantum vermehrt, wie es in § 38 ganz konsequent heifst: eine Erweiterungsprüfung könne abgelegt werden, „um noch für andere Fächer die Lehrbefähigung nachzuweisen oder um eine bereits zuerkannte Lehrbefähigung zu vervollständigen und so das Gesamturteil des Zeugnisses zu erhöhen“. Dagegen ist der schärfste Protest zu erheben. Einmal im Interesse der Wissenschaft und der Wissenschaftlichkeit unserer Kandidaten, die nicht vom Quantum abhängt und abhängig gemacht werden darf; und fürs zweite im Interesse der Schule, die durch die sechsjährige Frist für die Ablegung einer solchen Erweiterungsprüfung aufs schwerste geschädigt wird. Statt von Anfang an sich mit Eifer in die pädagogischen Aufgaben ihres Faches einzuarbeiten und einzuleben, denken die jungen Lehrer nur daran, ihr Zeugnifs zu verbessern und sehen sich dabei mit Vorliebe nach den — sachlich oder persönlich — leichtesten Fächern um, durch welche ihnen das ermöglicht wird. Zu einer Zeit also, wo sie alle ihre Kraft auf die ihnen neuen und fremden Aufgaben der Praxis verwenden sollten, fahren sie

fort zu studieren und bleiben damit der Schule und dem Schulleben innerlich fremd; das gleicht sich dann nie mehr aus. Und auch der Studienzeit käme es zugut, wenn die jungen Leute wüfsten, dafs es wie in andern Fakultäten auf den ersten Wurf des Examens ankommt, und sie sich nicht von vorn herein auf die Erweiterungsprüfung verliefsen und einrichteten. Aus allen diesen Gründen wäre es doch wohl richtiger gewesen, an zwei Hauptfächern festzuhalten; stellt sich im Examen heraus, dafs der Kandidat in einem derselben nur das für ein Nebenfach Erforderliche weifs und leistet, so ergiebt sich damit dann freilich die Minderwertigkeit seines Zeugnisses, also die Note III oder höchstens II gewissermafsen von selbst. An der Stelle der chaotischen Erweiterungsprüfungen aber würde ich für alle ein zweites vorwiegend praktisches Examen eingerichtet haben, wie das in Württemberg geschehen ist; durch das Schicksal der Vorlage Bonitz im preufsischen Landtag brauchte man sich nicht abschrecken zu lassen.

Mit § 8 beginnen die Bestimmungen über die Prüfungsgegenstände. Dabei tritt der Gesichtspunkt voran, dafs „sowohl in der allgemeinen als auch in der Fachprüfung dem Unterrichtsbedürfnisse der höheren Schulen Rechnung zu tragen sei“. Wie schon gesagt, bin ich mit diesem Gedanken völlig einverstanden und freue mich, vorausgesetzt dafs der Wissenschaftlichkeit und der wissenschaftlichen Qualifikation der künftigen Lehrer an höheren Schulen dadurch kein Eintrag geschieht, dieser entschiedenen Anerkennung der Bedürfnisse der Schule. Die Unterscheidung der Prüfung in eine allgemeine und in die Fachprüfung ist geblieben, und im grofsen und ganzen habe ich dagegen auch nichts einzuwenden. Württemberg hat die allgemeine Prüfung nicht, dafür haben die Kandidaten — allerdings jetzt fälschlicher Weise erst in der zweiten Prüfung — eine Klausurarbeit in deutscher Sprache anzufertigen, deren Thema allgemein genug zu halten ist, um aus seiner Behandlung nach Inhalt und Form das allgemeine Bildungsniveau des Kandidaten zu erkennen; es wird freilich immer eine schwierige und wichtige Aufgabe bleiben, diesen Aufsatz nicht zu einer besseren Abiturientenarbeit herabsinken zu lassen. Übrigens kommt dann im zweiten Examen auch in Württemberg Philosophie und Pädagogik, die in Preufsen neben deutscher Litteratur die Hauptgegenstände der allgemeinen Prüfung bilden. Dagegen mufs man es im höchsten Grad bedauern, dafs in Preufsen auch jetzt wieder die Religionslehre zu den Prüfungsgegenständen gehört. Ich bin gewifs der letzte, der den Wert theologischer Kenntnisse für die allgemeine Bildung und für den Erwerb einer Weltanschauung unterschätzt. Aber was der Durchschnitt unserer Lehramtskandidaten nach meinen Erfahrungen und nach übereinstimmenden Aussagen von Examinatoren und Examinanden an solchen Kenntnissen wirklich weifs, das ist so unbeschreiblich

dürftig und so ersichtlich äufserlich, dafs ich mir davon weder für die allgemeine Bildung noch für die Weltanschauung irgend etwas verspreche. Mein ceterum censeo ist: schafft uns endlich einmal die richtigen Religionslehrer und einen besseren Religionsunterricht für die höheren Schulen und verschont dafür das Gros der Kandidaten mit dieser Religionsprüfung! Dieses letztere um so mehr, als man bei Aufnahme dieser Bestimmung nach alter Usance wohl weniger an Bildung als an Gesinnung gedacht haben wird. Auf Gesinnung hin zu prüfen oder durch eine Prüfung hinzuwirken, ist aber immer unmoralisch. Gerade im Religiösen verdirbt der Schein am allerraschesten den Charakter, der Schein wird hier sofort zur Heuchelei. In Württemberg bildet die Religion keinen Prüfungsgegenstand: sind deshalb die Württemberger weniger religiös als die Preufsen? Oder findet man in Württemberg unter den Gymnasiallehrern weniger theologische Bildung als in Preufsen? Ich denke, sie können es darauf ankommen lassen. Und so ist meine Meinung die, dafs man auch im Examen — „unsern Herrgott aus dem Spafs lassen" soll.

Für die allgemeine Prüfung erhielt der Kandidat bisher eine philosophische oder pädagogische Aufgabe; jetzt heifst es „aus deren Gebieten", d. h. die Aufgabe kann künftig auch der deutschen Litteratur oder der Religionslehre entnommen werden. Gegen das erste habe ich nichts einzuwenden, wenn nur der Vertreter des Deutschen seine Themata in philosophischem Geiste zu stellen weifs. Wie wir Philosophieprofessoren bis jetzt schon gelegentlich auch Themata aus der deutschen Litteratur genommen haben, z. B. über Herder als Pädagogen oder über Lessings Weltanschauung oder über Schillers Ästhetik, so kann auch der Vertreter der deutschen Litteratur von seiner Seite her diesen Grenzrain beschreiten. Dagegen würde ich im höchsten Grad die Themata aus der Religionslehre fürchten. Alles, was oben gegen die Religionsprüfung überhaupt gesagt wurde, kehrt hier in verstärktem Mafse wieder; wenn auch hier nach der Gesinnung gefragt und nach ihr geurteilt werden sollte, so wäre das für die Charakterbildung unseres Gymnasiallehrerstandes im höchsten Mafse bedenklich. Ich erinnere mich im Stift zu Tübingen eines Repetenten, der seine Kritik der hier anzufertigenden Aufsätze bei den freier Denkenden mit den Worten einzuleiten pflegte: „Herr X leugnet, dafs" — und sie dann in diesem Falle regelmäfsig mit einer schlechten Note beschlofs. Ob es so nicht auch manchem preufsischen Lehramtskandidaten ergehen würde und ob namentlich nicht umgekehrt bewiesene Gesinnungstüchtigkeit eine gute Note gewährleistete und deswegen der Religionslehrer vielleicht bald ein besonders gesuchter Aufgabensteller würde, das wird man am Ende des neunzehnten Jahrhunderts doch wohl fragen dürfen und leider fragen müssen. Daher möchte ich an alle Vorsitzende preufsischer Prüfungskommissionen die Bitte richten, Wünsche der Kandidaten

auf eine der Religionslehre zu entnehmende Aufgabe für die Hausarbeit — nicht zu berücksichtigen, was durch den Wortlaut von 28, 1 nicht absolut ausgeschlossen ist; denn dieser Wunsch ist nach meinem Dafürhalten „thunlichst“ abzuweisen.

Übrigens sei hier auf einen Mifsgriff der württembergischen Prüfungsordnung hingewiesen. Nach ihr hat sich der Kandidat das Thema zu der einzigen wissenschaftlichen Hausarbeit selbst zu wählen. Wie viele Kandidaten können das? können übersehen, was für eine Examenarbeit ausreicht, taugt, sich in einer solchen überdies räumlich beschränkten Arbeit bewältigen läfst? Das Thema für die Doktorarbeit soll aus der eigenen Arbeit herauswachsen (— soll, wächst aber meistens nicht von selber!), dazu hat man Zeit, soviel man will, sie kann man schrankenlos ausdehnen und anwachsen lassen; das Examensthema dagegen wird gegeben; und die „thunlichste“ Berücksichtigung der Wünsche des Kandidaten würde ich lediglich dem Arbeitsgebiet im allgemeinen zuteil werden lassen, nicht dem Thema und seiner genaueren Fixierung. Anders verhält es sich natürlich mit der Wahl der Gegenstände der Fachprüfung. Die alte württembergische Prüfungsordnung kannte eine solche freie Wahl abgesehen von den für den Ausfall des Examens indifferenten fakultativen Fächern überhaupt nicht: im Professoratsexamen mufste sich jeder in Griechisch, Lateinisch, Geschichte und Deutsch examinieren lassen; jetzt verlangt man vom humanistischen Lehrer noch immer Griechisch und Lateinisch als unerläfslich und stellt daneben Geschichte oder Deutsch oder Französisch — eines von den dreien — zur Wahl (für das realistische Lehramt ist auch hier die Bewegung eine freiere). Die preufsische Ordnung ist hierin von jeher liberaler gewesen; doch sind auch von ihr die unerläfslichen Verbindungen festgesetzt und richtig festgesetzt, nur nicht ganz gleichartig; denn dafs die Vierheit von Chemie nebst Mineralogie, und Botanik und Zoologie eine weit schwerere Belastung auflegt als etwa die Zweiheit Religion und Hebräisch, zumal bei den fast elementaren Anforderungen in dem letzteren Fach (§ 16), liegt auf der Hand.

Was nun das Mafs der Anforderungen im einzelnen betrifft, so werde ich mich wohl hüten, hierbei in mir fremde Gebiete einzudringen und dem Urteil der Fachleute vorzugreifen; und so enthalte ich mich z. B. jeder Äufserung über die Einfügung der angewandten Mathematik neben der reinen unter die Zahl der Prüfungsgegenstände, obgleich wir bei unseren Seminarübungen über Kants transscendentale Ästhetik an dieser Unterscheidung auch einigermafsen interessiert sind. Bei den Anforderungen für die allgemeine Prüfung habe ich neben schon Gesagtem nur noch eines zu erwähnen. In der Pädagogik soll der Kandidat unter anderem nachweisen, dafs er „bereits einiges Verständnis für die Aufgaben seines künftigen Berufes gewonnen habe“. Das ist doch nur da möglich, wo ihm auf der Hochschule Gelegenheit

geboten ist, ein solches Verständnis durch Vorlesungen und Übungen zu gewinnen; einstweilen ist aber dafür noch nicht auf allen preufsischen und deutschen Universitäten gesorgt, und so wird es in den meisten Prüfungsbezirken noch nicht über den Wert einer lediglich auf dem Papier stehenden Forderung hinausgehen; es ist eine Anordnung auf Hoffnung!

An den Bestimmungen über die mir besonders nahe liegende philosophische Propädeutik (§ 13) ist nichts Wesentliches geändert. Es bleibt die Forderung der Bekanntschaft mit den wichtigsten Thatsachen der Geschichte der Philosophie (wobei freilich der Ausdruck „Thatsachen“ recht ungeschickt gewählt ist; mich hat einmal ein Kandidat gefragt, ob ich viele Jahreszahlen in der Philosophie fordere!) und mit den Hauptlehren der Logik und der Psychologie; auch soll der Kandidat eine bedeutendere philosophische Schrift mit Verständnis gelesen haben; dazu soll er noch eine eingehende Kenntnis eines der Hauptgebiete oder eines der wichtigsten Systeme besitzen und die Fähigkeit zu klarer und bestimmter Auffassung philosophischer Fragen darthun. Auf das letztere wird bei der Prüfung doch wohl das Hauptgewicht zu legen sein. Nun aber kommt eine Bestimmung, die ich bedauere, die Verkopplung der philosophischen Propädeutik mit dem Deutschen. In § 14 wird nämlich neben den für alle giltigen Forderungen im Deutschen dem Kandidaten eine Wahl gelassen: „Dazu nach Wahl des Kandidaten entweder Bekanntschaft mit den Hauptergebnissen der historischen Grammatik und Kenntnis der Elemente des Gothischen und Althochdeutschen oder die Lehrbefähigung in der philosophischen Propädeutik“. Das sind zunächst einmal so heterogene Dinge, dafs nicht abzusehen ist, wie diese beiden kompensatorisch für einander eintreten können. Sodann sehe ich nicht ein, wie man einem Kandidaten die Befähigung im Deutschen als Hauptfach ohne Bekanntschaft mit den Hauptergebnissen der historischen Grammatik zusprechen kann. Und endlich ist nach meinen Anschauungen von der Aufgabe des deutschen Unterrichts in oberen Klassen die Bekanntschaft mit einer Reihe von philosophischen Systemen (Aufklärung für Lessing, Kant für Schiller, Spinoza für Goethe, Fichte und Schelling für die Romantik), also eine gründliche philosophische Bildung für den Lehrer dieses Faches absolut unerläfslich. Dabei komme ich freilich nur auf ein schon wiederholt ausgesprochenes ceterum censeo, dafs die Philosophie nicht sowohl ein einzelnes Prüfungsfach für den Lehrer oberer Klassen sein sollte, sondern vielmehr seine Lebensluft, sein spiritus familiaris, sein guter Genius, der ihn alles in philosophischem Geiste behandeln läfst. Ohne Philosophie kann man in Prima nicht Plato und Cicero und Horaz, nicht Lessing und Schiller, nicht Voltaire, Pascal oder Descartes lesen, nicht Religion und Geschichte, nicht Mathematik und Physik, nicht Zoologie und Anthropologie dozieren. Eben deshalb ist die

Verkopplung der philosophischen Propädeutik mit dem einen Fach des Deutschen verwerflich; sie scheint darauf hiuzudeuten, dafs die andern Fächer ihrer entbehren können.

An den Bestimmungen über das Deutsche sieht man aber noch eines. Für beide Stufen werden Gebiete in dem Umfang verlangt, wie sie „für die Schule wichtig“, „zur Anfertigung deutscher Aufsätze in den oberen Klassen erforderlich“ sind. Woher kennt der Kandidat diesen Umfang für seine Vorbereitung? Und mufs hier nicht notwendig ein Schulmann — ich würde sagen: jedenfalls als Korreferent — an der Prüfung beteiligt sein? Damit kommen wir aber auf eine nicht ganz einwandfreie Bestimmung überhaupt. In § 33, 4 heifst es: „die verschiedenen Gebiete eines Prüfungsfaches auf mehrere Prüfende zu verteilen ist nicht gestattet“. Dies hat in gewissem Sinn seine Berechtigung, es schützt den Kandidaten vor dem Spezialisten; aber es setzt ihn dafür einer anderen Gefahr aus. Der Historiker z. B., dessen Arbeitsgebiet das Altertum ist, wird sich zur Prüfung in mittelalterlicher Geschichte ein paar Themata aus dieser vorher zurechtlegen; weifs nun der Kandidat zufällig über sie keine Auskunft zu geben, so fehlt dem hier nicht versierten Examinator die Fähigkeit solange zu wandern und zu springen, bis er auf die Adern des Wissens stöfst, und so wird er nur allzu rasch einen Ausfall in mittelalterlicher Geschichte konstatieren, während der Kandidat vor dem eigentlichen Sachverständigen vielleicht ganz leidlich darin bestanden hätte. Gegen diese Gefahr schützt nur das Institut des Korreferenten, die Prüfung gerade nicht durch einen, sondern immer durch zwei Examinatoren in einem und demselben Fach. Dann und nur dann würden auch die Bestimmungen über das „für die Schule Wichtige“ zu sinnvoller Anwendung, Wissenschaft und Unterrichtsbedürfnisse gleichmäfsig zn ihrem Rechte kommen können, wenn in der Regel einer der beiden Referenten ein Universitätslehrer, der andere ein Schulmann wäre. So ist es in Württemberg. Übrigens will ich doch noch bemerken, dafs gerade beim Deutschen die Frage besonders brennend ist: die intime Kenntnis des für die Schule Wichtigen besitzt hier nur der Schulmann, im Lateinischen und Griechischen dagegen genügt das Wissen, das auch jeder Universitätslehrer von Schulschriftstellern und Gymnasiallektüre hat oder sich doch mit Leichtigkeit erwerben kann.

Beim Französischen und Englischen spürt man den Einflufs der Wandlungen in der Methode des Schulunterrichts auch auf die Anforderungen der wissenschaftlichen Prüfung und wird sich dessen freuen. Bedenklich bleibt aber doch für beide Fächer die Bemerkung: „Für minder eingehende Kenntnisse auf dem Gebiete der geschichtlichen Entwickelung der Sprache kann eine besonders tüchtige Kenntnis der neueren Litteratur nebst hervorragender Beherrschung der gegenwärtigen Sprache ausgleichend

eintreten". Abgesehen von der allzu unbestimmt gehaltenen Mafsangabe ist hier die Gefahr nicht klein, dafs an die Stelle von wissenschaftlich gebildeten Neuphilologen, für welche Kenntnis der geschichtlichen Entwickelung der Sprache unentbehrlich ist, belesene Maîtres de langue treten, und das wäre ein übler Rückfall in alte mit Recht verlassene Pfade. Dafs man auf die Beherrschung der gegenwärtigen Sprache besonderes Gewicht legt, ist recht und gut; das hätte man aber ohne Preisgebung der Kenntnis ihrer historischen Entwickelung auch dadurch erreicht, dafs man gesagt hätte: das Zeugnis „mit Auszeichnung bestanden" wird in diesen Fächern nur dem erteilt, der auch die gegenwärtige Sprache wirklich beherrscht.

Endlich noch die Geschichte. Auch hier erkennt man den Einflufs moderner Wandlungen und Tendenzen. Zwar dafs das Wort „vaterländisch" an die Stelle des guten schönen Wortes „deutsch" getreten ist, ist eine wenn auch sachlich unschädliche, so doch ganz überflüssige Konzession an einen in Worten bestehenden und in Worten sich berauschenden Patriotismus, der in einer wissenschaftlichen Prüfungsordnung keine Stelle finden sollte. Dagegen ist die Forderung von Kenntnissen in Kulturgeschichte und des „Verständnisses der wichtigsten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen seit dem Ende des dreifsigjährigen Krieges" als ein Notwendiges und Nützliches durchaus zu begrüfsen. Vorläufig ist allerdings auch das mehr nur eine Konzession als ein klares Programm, und die Gefahr ist nicht ganz ausgeschlossen, dafs hierdurch für allerlei Gemeinplätze Raum geschaffen werde. In der Schule werden sich die Lehrer freilich bald genug überzeugen, dafs ihre Schüler sich nach wie vor mehr für Menschen als für Zustände interessieren und nur von jenen, nicht aber von diesen sich eine anschauliche Vorstellung machen können. Die Warnung Oskar Jägers, dafs man in der Schule nicht allzusehr den Nationalökonomen und Sozialpolitiker spielen solle, wird daher in kurzer Zeit am Platze und nötig sein; doch werden einsichtige Lehrer auch von selbst schon empfinden, vor eine wie schwierige Aufgabe sie damit gestellt sind, und werden es daher vorziehen, lieber in der alten Weise etwas Gründliches zu leisten als auf dem neuen Gebiet herumzu—stümpern.

Ob die Prüfung im Polnischen und Dänischen, womit jetzt der Kreis der Fächer sich schliefst und über deren Aufnahme einer jener grofswortigen Patrioten auch bereits Klage erhoben hat, mit der Ausweisungspolitik an unseren Grenzen ganz übereinstimmt, haben wir hier nicht zu untersuchen; vermutlich hat man von dieser im Kultusministerium beim Erlafs der Prüfungsordnung am 12. September 1898 überhaupt noch nichts gewufst.

Wie lange diese neue Prüfungsordnung bestehen bleibt, das wissen wir, wie schon gesagt, nicht; heute mufs man sich in Preufsen darauf einrichten und mit ihr leben. Wenn ich hinzu-

füge: und wie ich hoffe, auch in Elsafs-Lothringen, so möge man daraus noch einmal ersehen, dafs all' das Kritische, was ich darüber zu sagen hatte, keine grundstürzende und radikale Tendenz haben sollte. Gerade weil ich die Grundgedanken billige und im ganzen einen Fortschritt sehe, hätte ich manches noch energischer betont, noch besser und vollständiger gewünscht. Aber was nicht ist, kann ja werden; auch Prüfungsordnungen kommen und gehen,

οἵη περ φύλλων γενεή — —
φύλλα τὰ μέν τ' ἄνεμος χαμάδις χέει, ἄλλα δέ θ' ὕλη
τηλεθόωσα φύει, ἔαρος δ' ἐπιγίγνεται ὥρη.

Strafsburg. Theobald Ziegler.

Die Philosophie auf dem Gymnasium.

II.

Zur Logik soll sich nach der zur herrschenden gewordenen Meinung auf dem Gymnasium die empirische Psychologie gesellen. Trendelenburg verlangt Beschränkung auf die Logik. Die Psychologie, erwidert er, stehe dergestalt im Mittelpunkt der Philosophie, dafs sie sich sehr schwer werde propädeutisch behandeln lassen. Um diese diktatorisch klingende Ablehnung zu verstehen, mufs man mancherlei zwischen den Zeilen lesen. Als er die Elemente der Aristotelischen Logik nebst den Erläuterungen dazu veröffentlichte, hatte die Bewunderung für Herbart, den man als den Vater der wissenschaftlichen Psychologie verherrlichte, ihren Höhepunkt erreicht. Trendelenburg gehörte nun gerade aber nicht zu denen, die sich von jener eigentümlich spitzfindigen und mathematischen Behandlung der Seelenthätigkeiten, von jener „Statik und Mechanik des Geistes" eine Förderung dieses dem allgemeinen menschlichen Interesse so nahe liegenden Teils der Philosophie versprachen. Man mufs sich überhaupt wundern, dafs dieser Philosoph, ich meine Herbart, der zunächst einen so abstofsenden Eindruck macht, so viel treue Anhänger gewinnen konnte. Schopenhauer dankt für seine Bundesgenossenschaft gegen Hegel: er nennt ihn einfach einen Querkopf, der seinen Verstand verkehrt angezogen habe. Zuletzt hat ihn Ed. v. Hartmann (Gesammelte Studien und Aufsätze, S. 563) eingehend und scharf charakterisiert. Es fehlt ihm, sagt dieser, jeder geniale Tiefsinn, jeder kühne Wurf des Gedankens; alles sei kleinlich, peinlich, ängstlich, und doch launenhaft, sorgfältig und scharfsinnig kombiniert und doch mosaikartig. Niemals wage Herbart die Nufs eines Problems aufzuknacken, er knabbere immer nur an ihr herum; statt ausgedroschener Körner schütte er mühsam zugeschnittenen Häcksel in die Krippe. Die ängstliche Kleinkrämerei wolle den Schein der Exaktheit erwecken, aber wie vorsichtig und minutiös auch die Folgerungen einherschreiten mögen, so lägen doch dem Ansatz ganz willkürliche und

oft genug der Erfahrung widersprechende Voraussetzungen zu Grunde, so dafs natürlich auch bei der ganzen ermüdenden Arbeit nichts herauskomme. Es fehle jeder erleuchtende Blitz des Genius, jedes erwärmende Pathos der Begeisterung, das Ganze wirke frostig, trocken, beengend, mit einem Worte schulmeisterlich im traurigsten Sinne des Worts. Gleichwohl ist vom Standpunkte der Herbartischen Psychologie für die schulmäfsige Behandlung der Psychologie viel gewonnen worden. Es hat nicht an geschickten Vorarbeitern gefehlt, welche auf seine falschen und langweiligen Subtilitäten verzichtet und dafür den Kern seiner Lehre zur Klarheit herausgearbeitet haben. Von den mathematischen Begründungen Herbarts hat man nur das Unentbehrliche und allen nicht Ungebildeten Zugängliche beibehalten, dafür aber Sorge getragen, durch Herbeiziehung von Thatsachen und durch gut gewählte Beispiele Licht und Wärme über diese an sich abstofsend wirkende Psychologie auszubreiten. Es giebt in der Geschichte der Philosophie kein zweites Beispiel eines originalen Denkers, dessen Lehre von ergebenen, emsigen und geschickten Schülern mit einem so glücklichen Erfolge von den Auswüchsen seiner Originalität gesäubert worden wäre. Namentlich in Österreich sind vortreffliche Lehrbücher der empirischen Psychologie im Anschlufs an Herbart erschienen, die es zu einer hohen Anzahl von Auflagen gebracht haben. Man mufs vor allem gestehen, dafs gerade von Gelehrten dieser Richtung die Grundlehren der Psychologie für die Bedürfnisse der Schule mit pädagogischem Geschick förmlich gestaltet worden sind.

Aber auch der Vorschlag, des Aristoteles Schrift *περὶ ψυχῆς* in ähnlicher Weise wie seine logischen Schriften für diesen Zweig des Unterrichts zu benutzen, findet keine Gnade vor den Augen des Aristotelikers Trendelenburg. Diese Bücher, sagt er, seien zu schwierig und in einzelnen metaphysischen Begriffen zu tiefsinnig, um dem Mittelschlag der Köpfe, wie sie sich gewöhnlich in einer Prima finden, schon zugänglich zu sein. Man kann hinzufügen, dafs die Psychologie des Aristoteles in zwei Hälften auseinanderfällt, die zu überbrücken noch keinem gelungen ist. Alles ist klar und zusammenhängend in den zwei ersten Büchern; von dem Augenblicke aber, wo im dritten Buche der *νοῦς ποιητικός* auftritt, ballen sich die Wolken förmlich zusammen. Das Ganze gipfelt dann in dem berühmten *νόησις νοήσεως νόησις,* was für die einen eine völlig leere Formel, für die andern der Inbegriff alles psychologischen Tiefsinns ist.

Wenn aber selbst weder Herbarts noch Aristoteles' Lehre für die Behandlung der psychologischen Hauptprobleme auf der Schule recht brauchbar erscheinen sollte, ist das ein Grund, einen Teil der Philosophie, der zu allen Zeiten im Mittelpunkte des natürlichen menschlichen Nachdenkens gestanden hat, ganz fallen zu lassen? „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch"

lautet das oft zitierte Wort Goethes, und zwar der innere Mensch, wie Cicero, das γνῶθι σεαυτὸν erläuternd, hinzufügt. Die Psychologie ist überreich an Abschnitten, für welche selbst das Interesse des Stumpfesten zu gewinnen ist, und, was noch wichtiger ist, auch das ärmste Leben ist reich an Erfahrungen und Erinnerungen, die aus den purpurnen Tiefen des Innern, dem Lernenden zum Genufs, bei der Berührung mit einer leidlich geschickt behandelten Psychologie emporsteigen. Freilich kann man einwenden, die Psychologie sei eine durchaus unfertige Wissenschaft. Sie wird auch nie weder ihr Hauptproblem, den Ursprung des eigentlichen Seelenlebens, lösen, noch jemals eine empirische erschöpfende Darstellung des Menschen geben können, dieses être ondoyant et divers, wie Montaigne sagt. Verzichtet man aber darauf, denen, die doch einst das Salz des Volkes sein sollen, in den Jahren, wo sich ihr Geist voll sehnsüchtigen Verlangens solchen Belehrungen öffnet, den richtigen Standpunkt für die Prüfung der psychologischen Probleme zu zeigen, so werden sie bald darauf ganz sicher den Materialisten zum Raube fallen, die ja für alles einfache und plausible Erklärungen bereit haben und stets eine kecke, zuversichtliche Sprache führen, ganz ebenso wie alle, die auf der Schule kein Bild von dem Wesen der staatlichen Gemeinschaft und von den Grenzen des durch den Staat Erreichbaren gewonnen haben, später, falls sie nicht zu den wenigen, aller irdischen Not Enthobenen gehören, sich den Lehren der Sozialdemokraten zuneigen werden, die ja in der Ferne das Paradies auf Erden zeigen.

Psychologische Belehrungen können immer des Interesses der Schüler sicher sein, mögen sie zusammenhängend in besonderen Stunden, oder im Anschlufs an die andern Unterrichtsgegenstände gegeben werden. Eigentlich aber führen alle Wege zur Psychologie, nur nicht von der Mathematik aus, die eben deshalb, weil sie dem menschlichsten Verlangen nichts bietet, auf manchen sonst regen Geist so lähmend wirkt. Man darf jedoch nie vergessen, dafs es sich auch bei den psychologischen Belehrungen und Anregungen, die wir unseren Schülern spenden, nicht darum handelt, sie für das psychologische Kolleg auf der Universität vorzubereiten, sondern einem wesentlichen Bildungsbedürfnis der menschlichen Natur zu genügen. Die heutige Forschung hat sich mit einem Eifer und einer Geduld, die um so rührender sind, als sie bisher keine nennenswerten Erfolge zu Tage gefördert haben, auf die allerersten Anfänge des Seelenlebens oder vielmehr auf das diesen allerersten Anfängen Vorausliegende geworfen. An so einfachen Lösungen wie die sensualistische Philosophie des vorigen Jahrhunderts, läfst man sich nicht mehr genügen. Mit allen Hilfsmitteln der modernen exakten Wissenschaften ausgerüstet und vor keiner Mühe und Breite der Beobachtung zurückschreckend, wendet man sich den Punkten zu, wo das Körperliche und Seelische sich leise zu be-

rühren scheinen. So ist eine Psychologie auf physiologischer Grundlage entstanden. Diese physiologische Grundlage der Psychologie gehört in die Anthropologie und in den naturwissenschaftlichen Unterricht. Sie ist auch nicht Gegenstand des natürlichen Interesses; wenigstens ist das Interesse, welches uns die Funktionen der Sinneswerkzeuge und die Vorgänge unseres körperlichen Lebens gewähren, an Tiefe und Unabweisbarkeit nicht mit dem Interesse für die Vorgänge des Seelenlebens zu vergleichen. Das möchte zur Ergänzung der von Wendt getroffenen Entscheidung hinzuzufügen sein. „Von dem Zusammenhange der physiologischen Zustände mit denen des Seelenlebens", sagt dieser (a. a. O. S. 141), „wird ja jeder reden müssen, der das letztere darstellen will. Jedoch die Beschreibung der körperlichen Organe der Empfindung und Bewegung, die Unterscheidung des animalischen und vegetativen Nervensystems, des Gehirns und Rückenmarks; auch die Darstellung der verschiedenen Sinnenreize, der Gesichts-, Gehörsempfindungen u. s. w., alles das gehört in die Sphäre des naturgeschichtlichen Unterrichts, innerhalb dessen ja wohl überall auch ein anthropologischer Kursus vorgesehen ist". Ja, ich behaupte, dafs der ganze naturwissenschaftliche Unterricht nur einen vorbereitenden Wert hat. Nichts ist für den Pädagogen verwunderlicher, als ihn eben da abschliefsen zu sehen, wo er ein nicht blofs neugieriges oder wissenschaftliches Interesse zu befriedigen anfängt. Es giebt zahllose wahrhaft gebildete Menschen von echter unanfechtbarer Menschlichkeit, die von Nervenfasern und Nervenzellen, von dem peripherischen Teile und dem Zentralteil des Nervensystems, von der Kontraktilität der Muskeln, der Sensibilität der Zentralteile, von den den Erregungszustand zentrifugal leitenden und Bewegung hervorbringenden Nervenfasern und jenen andern, die ihn zentripetal fortpflanzen und Empfindung erzeugen, weder die leiseste Ahnung haben, noch auch jemals das geringste Verlangen nach derartigen Belehrungen in sich spüren. Manche, die zu den Blüten der Menschheit gerechnet zu werden verdienen und auf einsamer Höhe über ihrem Jahrhundert thronen, können sicherlich mit völligem Gleichmut erzählen hören, dafs es Du Bois-Reymond mittels eines höchst empfindlichen Multiplikators von 24 160 Wendungen gelungen ist, den Nervenstrom direkt nachzuweisen. *Οὐδὲν πρὸς Διόνυσον*, werden sie antworten, ohne die Entdeckung des Physiologen auch nur eines Blickes zu würdigen. Derartiges gehört nun freilich zu den äufsersten Saugwürzelchen einer weit entwickelten Spezialwissenschaft. Aber auch von den mehr ins Auge fallenden Teilen der Naturwissenschaft kann man sagen, dafs sie den natürlichen Menschen nur interessieren entweder wegen des Nutzens, den er aus derartigen Kenntnissen schöpft, oder weil sie seiner ästhetischen Empfindung Nahrung bieten, oder weil ihm aus dem Leben der Natur die Züge seiner eigenen Seele entgegenblicken. Die Naturwissenschaft

und im besonderen die Physiologie sind sehr nützliche und der angestrengtesten Durchforschung durchaus würdige Gebiete, wer sie aber der Psychologie in pädagogischer Hinsicht auch nur von ferne gleich achtet, hat keine Ahnung von dem eigentlichen Ziele des Unterrichtens. Das Interesse für die naturwissenschaftliche Forschung liegt ja in der Luft des Jahrhunderts, und doch können selbst die glücklichsten Entdeckungen unserer Physiker, Chemiker, Physiologen nie die tiefe, zur Andacht stimmende Wirkung haben, welche das Studium eines bedeutenden psychologischen Vorganges hervorbringt. Der Mensch ist in dieser Hinsicht eben ein geborener Platoniker: wiewohl im allgemeinen ein praktischer Materialist (*φιλοσώματος, φιλοχρήματος, φιλότιμος*), wagt er doch diese Liebe zum Körperlichen weder anderen noch auch nur sich selbst recht zu gestehen, und trotz gelegentlicher Prahlereien merkt man, dafs er es mit seiner Seele, d. h. dem Zustande seines Innern, doch noch ernster nimmt als mit seinem *σωμάτιον*. Nützlichere Kenntnisse kann man sicher dem Menschen keine verschaffen, als wenn man ihm die Gesetze seines physischen Lebens erklärt; aber einem in den Tiefen seines Wesens liegenden Bedürfnisse entspricht dieses Wissen nicht. Der gesunde Mensch wird ja auch durch nichts an sein körperliches Leben erinnert. Wessen Magen, Leber, Lunge, Herz gesund sind, wie soll der überhaupt von selbst darauf kommen, über die Verdauung, über das Atmen, über den Blutumlauf nachzudenken? Über die Vorgänge in seinem Innern aber, d. h. über die Gesetze seines seelischen Lebens, denkt jeder nach, auch der, in dem das menschliche Bewufstsein eben erst zu dämmern anfängt. Mag man auch noch so reiches Wissen über alle Gebiete des Lebens, über alle Völker und Zeiten in sich aufgestapelt haben, man ist ungebildet geblieben, in dem ursprünglichen und edlen Sinne des Wortes, wenn man jenen psychologischen Erkenntnistrieb in sich hat ersterben lassen.

Das heute mit so viel Eifer durchforschte physiologische Vorstadium der Psychologie hat demnach für die Schule fast keine Bedeutung. Viel schwieriger ist es nach der entgegengesetzten Seite die Grenzen zu ziehen. Dem menschlichen Verlangen ist mit dem im gewöhnlichen Sinne Beweisbaren nicht genügt. Die vorsichtigen Grenzscheidungen der kritischen Philosophie schrecken ihn nicht, ja der philosophierende Jüngling und der Mann aus dem Volke besitzen eine weit gröfsere spekulative Kühnheit als die disziplinierten Denker, welche stets unanfechtbare Beweise geben möchten. Dieser Flug ins Weite gehört zu den Adelstiteln der menschlichen Natur. Der Mensch wäre nicht, was er ist, wenn er sich nicht, wie Hamlet sagt, so fürchterlich schüttelte mit Gedanken, die seine Seele nicht erreichen kann. Es drängt alles bei der Betrachtung des Seelenlebens zu einer spekulierenden Symbolik hin, weit hinaus über den Kreis des mit gewöhnlicher

verstandesmäfsiger Klarheit Sagbaren. In den ahnungsvollen Träumen grofser Denker stecken doch beruhigende Elemente der Wahrheit. Χρὴ τὰ τοιαῦτα ἐπᾴδειν ἑαυτῷ, kann man ja wie Sokrates im Phädon, die Kühnheit des Gedankenflugs entschuldigend, bisweilen hinzufügen.

In engstem Zusammenhange mit der Psychologie steht die Ethik. Sie war den nach Verwirklichung des menschlichen Bildungsideals strebenden Alten das A und das O und ist doch so wenig in den Augen der meisten heutigen Bildungstheoretiker. So sagt Lehmann, bei dem der wahre Grund dieser merkwürdigen Zurückhaltung durchzublicken scheint (a. a. O. S. 397): „Weit mehr (als Metaphysik und Erkenntnistheorie) entspricht die Ethik den Gesamtverhältnissen des Unterrichts und dem Geisteszustand der Schüler. Allein man darf nicht fürchten der neueren Moralphilosophie zu nahe zu treten, wenn man behauptet, dafs ihre Forschungen der Sittenlehre des Christentums kaum irgend etwas Wesentliches hinzugefügt haben, das als ein festes Ergebnis Anspruch auf die Aufnahme in den Jugendunterricht erheben könnte. Die Schüler aber mit einer Diskussion von Problemen zu beschäftigen, ihnen Zweifel zu erregen, die der Unterricht nicht schlichten kann, erscheint auf diesem Gebiete höchst bedenklich und kann allzu leicht dazu führen, die sittliche Gesinnung der Jugend ins Schwanken zu bringen.“ Was die Hinweisung auf das Christentum betrifft, so habe ich auf diesen Einwand, den ich vorausgesehen hatte, in dem Schlufskapitel meiner Schrift über Cicero als Schulschriftsteller geantwortet. Wie die Beschäftigung mit den Grundfragen der Ethik die sittliche Gesinnung der Jugend aber soll ins Schwanken bringen können, ist nicht zu verstehen. Die Beschäftigung mit den ethischen Problemen ist unter allen Umständen von sittlichendem Einflufs. Wie die Flüsse thalwärts fliefsen, so mufs sich das Nachdenken über das Sittliche nach unbedeutenden Hemmnissen in diesem seinem Laufe doch stets dem Guten zuneigen. Kein echter Philosoph hat jemals den Seinigen die Sittlichkeit gefährdende Lehren gegeben. Auch die, welche im Anfang nach verschiedenen Richtungen zu weisen schienen, kommen nach einiger Zeit in demselben Laufe zusammen. Die Philosophie der Alten hatte mit kosmogonischen Spekulationen begonnen, bald aber galt ihnen die Ethik als der wichtigste Teil der Philosophie, und schliefslich schien ihnen dieser Teil allein eines wahren Interesses würdig. Alle grofsen Männer sind Sittenlehrer der Menschheit gewesen. In den erhabensten Momenten der Geschichte hat man von den Pflichten des Menschen, von den Aufgaben des Lebens gesprochen. Durch Betrachtungen über das im sittlichen Sinne Ziemende (τὰ πρέποντα) werden wir nicht müde uns *selbst* und andere zu erziehen. Wahrlich, die Schule wäre wenig würdig ihres Ahnherrn Sokrates, der philosophiam devocavit e caelo et in urbibus collocavit et in domus etiam introduxit et

coëgit de vita et moribus rebusque bonis et malis quaerere, wenn sie ethische Betrachtungen als die Sittlichkeit gefährdend, wie die einen, als langweilig, wie die andern sagen, von sich fern halten wollte. Überdies drängt alle Betrachtung über das Menschliche zur Ethik hin. Allerdings unterscheidet man zwischen der autonomen und heteronomen Moral. Wenn das von der heteronomen Moral aufgestellte Gebot aber erfüllbar sein soll, so mufs es doch der Anlage der menschlichen Natur Rechnung tragen. In den hohen Zielen, welche die Ethik zu allen Zeiten und in allen Formen dem Menschen gesetzt hat, wird im Grunde offenbar. wessen wir uns in den Tiefen unseres Innern für fähig halten. Es ist wohl wahr, dafs der gute Mensch in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl bewufst ist; aber der schädlichen, das innere Licht trübenden Einwirkungen sind doch gar viele. Um also die angeborene oder von der Menschheit in einem langen Entwickelungsprozefs, wie andere wollen, allmählich erworbene sittliche Anlage vor Entartung zu schützen, giebt es kein besseres Mittel, als die Ethik im Vordergrunde seines Bewufstseins zu halten. Wer blofs *θείᾳ μοίρᾳ* gut und sittlich ist, meint Sokrates, laufe stets Gefahr diese Sittlichkeit zu verlieren. Damit die Neigung zum Guten auch in dem reifenden Alter erhalten bleibe und damit das aufschiefsende Unkraut des Bösen mit sicherem Blicke erkannt werde, bedarf es der Klärung und Kräftigung des sittlichen Bewufstseins. Man mag sich immerhin jene Milderung der Kantischen Strenge durch Schiller gefallen lassen. Ein Unterricht aber, zumal in den höheren Schulen, der sich aller Erörterung der ethischen Probleme enthielte und in dieser Hinsicht einfach auf das aus der Bibel und dem Katechismus Gelernte verwiese, würde zu dem Ideale bewufster weltlicher Bildung, welches sich unsere Schulen gesetzt haben, schlecht stimmen. Erst die Ethik krönt das Gebäude der Schule, und die heute hart bedrängte Religion selbst darf hoffen, in ihrem Kern durch solche Bundesgenossenschaft geschützt zu werden.

Verlohnt es sich überhaupt, frage ich weiter, das Altertum zum Grundpfeiler der höheren Schulen mit einer auch heute noch die anderen Fächer überragenden Stundenzahl zu machen, wenn man auf ethische Betrachtungen verzichtet? Und ist nicht auch aus der Geschichte der für den Unterricht wichtigste Teil derjenige, der von den Lebenszielen und Idealen der verschiedenen Zeiten und Völker handelt? Im Altertum stand das Ethische im Vordergrunde des Interesses, weil die Religion für die Alten nicht dieselbe Bedeutung hatte wie für die christlichen Völker, weil sie, einmal zum Bewufstsein erwacht, die Ethik als Ergänzung für ihre poetisch gestaltete Religion nötig zu haben glaubten. So sind denn bei ihnen die ethischen Probleme so vielfach erörtert worden, dafs sie fast zerredet worden sind. Moralphilosophie und Rhetorik waren die beiden Hauptelemente der antiken Bildung. Wer diese

bei Seite läfst, lehrt das Altertum nicht kennen, wenn er auch noch so viel zusammenschleppt aus der militärischen und politischen Geschichte und aus den Realien, um die Oberfläche ihres Lebens aufzuhellen. Die Naturphilosophie der Alten hat nur noch den Wert eines Kuriosums, obgleich die Lehre Demokrits und Epikurs in der neuesten Wissenschaft eigentlich wiedererstanden ist. Selbst die Logik der Alten ist überholt worden, obgleich man immer gut thun wird, sich zuerst die unerschütterlichen Hauptsätze des Aristoteles zu eigen zu machen. Was aber ihre sich der Hauptsache nach innerhalb der Grenzen dieses Lebens haltende Ethik betrifft, so wird man keine gesundere und nahrhaftere geistige Kost finden können. Da die Christen überdies seit lange Bürger auch dieser Welt geworden sind, haben sie keine Ursache, in der antiken Moralphilosophie etwas ihrer Lehre Feindliches zu erblicken. Ist diese doch die beste Anleitung zu einer vernünftigen, leidenschaftslosen, auf das wahrhaft Begehrenswerte gerichteten Gestaltung des Lebens. Das ist nicht alles, aber es ist sehr viel. Ohne diesen elementaren Kursus der Moral durchgemacht zu haben, wird man sich auf den verworrenen, staubbedeckten Pfaden des modernen Lebens wie der modernen Philosophie nicht leicht zurechtfinden. Dazu kommt, dafs alle wichtigen Gattungen der alten Litteratur mit Moralphilosophie durchtränkt sind. Es galt ihnen eben als Hauptzweck des Lebens, sich der wahren Ziele des Lebens bewufst zu werden, zu finden quo vitae quasi cursus dirigendus sit. Um, was man mit den Schülern liest, wirklich zu erklären, hat man deshalb fortwährend die Hauptsätze der antiken Ethik nötig. Freilich, um einige politische Briefe Ciceros, in denen vielleicht von Wahlumtrieben, von den Befehdungen der politischen Parteien in Rom, von einem Aufsehen erregenden Prozesse die Rede ist, zu lesen, kann man sie entbehren. Auch braucht man sie im ganzen für seine Reden nicht. Aber aus eben diesem Grunde, weil beide Gattungen, trotz ihrer andern Vorzüge, einen oberflächlichen Charakter tragen, sind sie weniger für die Schule geeignet als die philosophischen und rhetorischen Schriften desselben Cicero, aus welchen die ewig bedeutsamen Teile des Altertums uns entgegenblicken. Eben darin liegt auch die Bedeutung des Horaz und nicht blofs für die Schule. Dafs er ein so gar grofses Dichtergenie gewesen sei, wird niemand mehr behaupten wollen. Wir haben von ihm eine Anzahl anmutiger Gedichte der leichteren Gattung, zum Lobe des Frühlings, des Weins, der Liebe, der Freundschaft. Sind unsere modernen Dichter auf diesen Gebieten aber nicht viel fruchtbarer, viel tiefer, viel inniger gewesen? Wir haben ferner von ihm Gedichte zur Verherrlichung der römischen Haupttugenden in stolzer Sprache, in stolzem Rhythmus, die nebst jenen Gedichten zur Verherrlichung des Augustus und der Siege seiner Stiefsöhne in den Schulen immer mit Vorliebe behandelt worden sind, obgleich sie den zu-

erst genannten weder gleichwertig sind, noch überhaupt ganz frei sind von falschen Tönen. Haben wir nicht aber auch eine vaterländische Poesie, und zwar eine, die mehr wahre Leidenschaft und Wärme besitzt und zu unserem Herzen jedenfalls viel eindringlicher redet als jene Verherrlichung des unbesieglichen, völkerunterjochenden Römertums? Welches sind also die Vorzüge, die den Horaz trotz aller Wandlungen des litterarischen Geschmacks zum Liebling aller Zeiten gemacht haben? Er ist, wie Lessing sagt, ein philosophischer Dichter. Die Lehren der griechischen Philosophen hat er nicht eigentlich studiert, aber ihre von ferne schon erkennbaren Hauptsätze hat er, durch sinnendes Nachdenken und sie fortwährend an seinen eigenen inneren und äufseren Erfahrungen prüfend, sich völlig zu eigen gemacht und in eigentümlich gewinnender Weise zum Ausdruck gebracht. Wer auf dem Gebiete der griechischen Philosophie gelehrte Entdeckungen machen will, wird Horaz natürlich nicht als eine Hauptquelle ansehen; um aber, von den zufälligen Aufgaben unseres Jahrhunderts absehend, die ebenso genufsreiche als nützliche Kunst der Selbsterziehung zu lernen und, dabei im Diesseitigen stehen bleibend, sich auf die im Wechsel der Zeiten unverändert gebliebenen Haupttriebfedern unseres Innern zu besinnen, können wir nicht leicht einen geeigneteren Führer finden als diesen Dichter. Vor seinem inneren Auge steht in festen Umrissen ein Gesamtbild des Lebens, einfach, vielleicht nicht gerade glänzend, aber klar, d. h. genau so, wie man es für einen vorbereitenden, auf Aufhellung des menschlichen Bewufstseins gerichteten Kursus in einer so verworrenen und auch so heuchlerischen Zeit wie die unsrige vor allem nötig hat. Wer hat sein fortwährendes Moralisieren jemals lästig gefunden? An dem Vorurteile, dafs die Behandlung ethischer Probleme langweilig sei, mag die etwas schwülstige und thränenselige Tugendpredigerei, die unter dem Einflufs Rousseaus zur Mode geworden war, schuld sein. Dazu kommt, dafs den meisten heute das Mafs von Mufse fehlt, ohne welches man nicht aufgelegt ist, mit seinen Gedanken den Kreis der nächsten und persönlichen Bedürfnisse zu überfliegen. Um so weniger darf es der Unterricht versäumen, auf der obersten Stufe den Schüler ein Kapital ethischer Erkenntnis ansammeln zu lassen, von dessen Zinsen er nachher notdürftig leben kann.

Es würde sich nunmehr fragen, ob und innerhalb welcher Grenzen die Geschichte der Philosophie in die propädeutische Philosophie des Gymnasiums aufzunehmen ist. Auch über diesen Punkt gehen die Meinungen sehr auseinander. „Jede Behandlung der Geschichte der Philosophie“, sagt Trendelenburg, „bleibt auf dem Gymnasium ein Bruchstück. Durch blofses Vorkosten verdirbt man nicht selten die Lust am vollen Genusse“. Aber dasselbe kann man offenbar auch von der Logik sagen, wie er selbst sie auf dem Gymnasium gelehrt haben wollte. Herbart war im

Gegenteil der Ansicht, dafs auf Gymnasien auch etwas Geschichte der Philosophie gelehrt werden müsse. Eingehend wird dieser Teil der Frage von Wendt erörtert (a. a. O. S. 150 u. folg.). Dieser findet, dafs die überwiegend abstrakten Betrachtungen der Logik den geistigen Gesichtskreis der jungen Leute verhältnismäfsig am wenigsten erweitern. Durch Einschränkungen auf diesem Gebiete möchte er Raum gewinnen für die Geschichte der Philosophie, der ganz gewifs die lebhafte Teilnahme der Schüler entgegenkomme und von der ein nicht geringer Einflufs für die Anregung und geistige Förderung der heranreifenden Jugend erwartet werden könne. Er wünscht mit einem genau überlegten Ausdrucke „eine Reihe von Mitteilungen aus der Geschichte der Philosophie". Diese Reihe wird manchem etwas lang erscheinen. Doch soll man bedenken, dafs hier ein erfahrener Lehrer und Leiter spricht, nicht einer von den jugendlichen Reorganisatoren, die noch nicht gelernt haben, ihre ersten, unreifen Gedanken von dem fehlerhaften Zuviel auf die *μεσότης κατὰ τὸν ὀρθὸν λόγον* zurückzuführen. Es giebt unter den Lehrern hoffentlich manche, die so ziemlich alles hier Aufgezählte mit Schülern der obersten Klasse teils in lateinischen, teils in griechischen, teils in deutschen, teils in französischen Stunden behandelt und für diese wichtigen „Mitteilungen" bei ihnen Interesse und Verständnis gefunden. Vor allem kann man den Wert der alten Philosophie für die Schule kaum zu hoch anschlagen. Was J. Bernays am Schlusse seiner Abhandlung über die *κάθαρσις* von der Poetik des Aristoteles sagt, gilt von der gesamten Philosophie der Alten. Aristoteles, sagt er, gründe seine Regeln nur auf die allereinfachsten und in sich klaren Begriffe. Diese hätten dadurch ein empirisches Ansehen und für manchen an die Specereien der modernen Spekulationssprache gewöhnten Leser vielleicht einen faden Geschmack bekommen. Wer sich jedoch den Sinn für die züchtige Einfalt der alten Denker erhalten habe, werde bald merken, dafs alle diese empirischen Regeln unter stiller Voraussetzung eines höhern Grundes entworfen seien. Jugendliche Erkenntnisfreude und Ehrlichkeit kennzeichnen ihr Philosophieren. Sie sind stets auf die Hauptsachen gerichtet und schaffen klare Gegensätze und scharfe Unterscheidungen. Unredliche Nebenabsichten sind ihnen durchaus fremd. Sie philosophieren so, wie der Vogel singt. Es sind die Alten, die Schopenhauer charakterisiert, wenn er sich selbst so charakterisiert: „Ich bin", sagt er, „keiner, dessen Feder unter dem Einflufs persönlicher Zwecke steht: ich strebe nichts an, als die Wahrheit, und schreibe, wie die Alten schrieben, in der alleinigen Absicht, meine Gedanken zur Aufbewahrung zu übergeben, damit sie einst denen zu gute kommen, die ihnen nachzudenken und sie zu schätzen verstehen".

In einem Punkte jedoch, glaube ich, wird man den Ausführungen Wendts nicht zustimmen können. Die Schullektüre

Platos, von der er sich so viel verspricht, steht an Ergiebigkeit für philosophische Betrachtungen hinter der des Cicero und des Horaz zurück. Vor allem ist das Stück Plato, das man mit Schülern während der kurzen, diesem Schriftsteller zugemessenen Zeit lesen kann, zu wenig ausgedehnt. Man kommt über die Anfänge seines Philosophierens, wenn man z. B. die Apologie, den Kriton und den Anfang und Schlufs des Phädon liest, nicht recht hinaus. Was man aus seiner Philosophie dem Schüler mitteilen möchte, ist auch über zu viele seiner Dialoge verteilt. Wenigstens müfste man zur Vervollständigung des eben Gelesenen aus andern diesmal nicht gelesenen Dialogen manches herbeiziehen. So liefse sich bei der Lektüre der Apologie ja das Wichtigste aus dem Phädon, seine Auffassung des Todes, der die reine und wahre Erkenntnis erst möglich mache, seine Verachtung des Körperlichen, seine Lehre von der Wiedererinnerung, von der Idee und seine Erkenntnistheorie vortragen. Anknüpfungen lassen sich überall herstellen. Auch die Methode des Sokrates liefse sich hier erörtern, mit Berücksichtigung des Theätet, des Gorgias, des Laches, des Menon. Manches andere weist nach dem Staate Platos hinüber, z. B. nach jenen Stellen, wo vom Glücke des Gerechten gesprochen wird, wo gezeigt wird, dafs der Tyrann der Unglücklichste der Menschen ist, wo die Regierungsweise des allein zum Regieren berufenen Philosophen geschildert wird. Weniger ergiebig für vervollständigende Erweiterungen ist, um den nächst der Apologie und dem Kriton mit Schülern am häufigsten gelesenen Dialog zu erwähnen, der Protagoras, so hervorragendes Interesse er im übrigen bietet. Gestehen wir aber, dafs die Platonische Philosophie, selbst wenn man durch geschicktes Herbeiziehen charakteristischer Gedanken aus andern Dialogen sie zu einem Totalbild zu vervollständigen sucht, doch die Schroffheit eines von der gewöhnlichen Lebensauffassung weitabliegenden Originalwerkes behält. Um sie gründlich aus Platons Schriften selbst zu erklären, dazu würden die Stunden, die diesem Schriftsteller gewidmet sind, bei weitem nicht ausreichen. Nun kennt zwiar, wer Sokrates und Plato kennt, fast die ganze griechische Phplosophie: die wichtigsten Lehren der vorhergehenden Philosoahen, wenn man von der Atomenlehre absieht, finden sich in Plrtos Lehre zur Einheit verschmolzen und für die nachfolgenden, fü Aristoteles, Epikur, Zenon, Carneades, ist er der Ausgangspunkt gewesen, ohne dafs man sagen kann, er sei von ihnen überwunden worden. Aber die Schullektüre Platos mufs ja bei den Aufsenwerken seiner Philosophie stehen bleiben. Das ganze Semester hindurch handelt es sich bei dem Gelesenen vielleicht um nur vorbereitende Fragen. Zu einem positiveu Resultate scheint es oft überhaupt nicht zu kommen. Dazu die schwierige, nicht immer in allen Teilen ernst zu nehmende Beweisführung. Kurz der philosophische Gewinn, den Schüler, mit denen man das

Griechische noch so langsam lesen mufs, aus der Platolektüre ziehen, ist nicht so gar grofs. Viel reicherer Gewinn für die Schule würde aus der Politik und der Nikomachischen Ethik des Aristoteles zu ziehen sein. Diese beiden Schriften bieten ihrer Darstellung nach keine grofsen Schwierigkeiten. J. Bernays in seiner Schrift über die Dialoge dieses Philosophen glaubt an manchen Stellen hier deutlich den Charakter seiner exoterischen Schriften wiederzuerkennen, und die ethischen und politischen Gedanken des Aristoteles spiegeln mit Klarheit das Wirkliche und dem normalen Sinne leicht Zugängliche wieder, während Plato zu einer, der gewöhnlichen zuwiderlaufenden Welt- und Lebensbetrachtung zwingt. Ungleich ergiebiger aber für die Geschichte der alten Philosophie für die Zwecke der Bildung, welche das Gymnasium verschaffen will, sind Cicero und Horaz. Bei Wendt findet sich eine auf diese beiden bezügliche Stelle, die nicht recht zu verstehen ist. „Es ist doch recht wichtig", schreibt er, „dafs unsere jungen Leute nicht nur durch Horaz oder Cicero auf die Übertreibungen und lächerlichen Seiten dieser Systeme (des stoischen und Epikurischen) aufmerksam gemacht werden". Beide spotten allerdings über die *παράδοξα* (mirabilia) der Stoiker, über ihre sapientia altius exaggerata; beide aber lehren zugleich den ganzen Ernst dieser doch verehrungswürdigen und auch heute keineswegs antiquierten Lehre kennen. Auch für die Kenntnis der Lehre Epikurs ist uns Cicero eine Hauptquelle, obgleich er sich durch das populäre, dem ernsten Römer verhafste Bild Epikurs hat täuschen lassen. Auch Epikur redet ja vielmehr der Entsagung als dem eigentlichen Genusse das Wort, und auch nach ihm ist die Tugend die Vorbedingung alles Glücks. Horaz nennt den Epikur allerdings nur einmal, und zwar den falschen Epikur der populären Auffassung, den Philosophen der Schlemmer und Säufer; aber er kennt den wahren, wie sich aus Anklängen an Lucrez bei ihm nachweisen läfst. Er schwört ja auf die Worte keines Meisters. Quo me cumque rapit tempestas, sagt er, deferor hospes. Aber alles bei ihm wimmelt von wundervoll formulierten Sprüchen der Lebensweisheit, die oft an mehrere Philosophen zugleich erinnern. Um Horaz zu verstehen, mufs man sie alle kennen, den Antisthenes wie den Aristipp, den Plato wie den Aristoteles, die Stoiker wie die Epikureer. Ebenso finden sich in Ciceros philosophischen und rhetorischen Schriften alle philosophischen Bildungselemente des Altertums zusammen. Dazu kommt, dafs hier zu dem Schüler die Sprache spricht, die er seit so vielen Jahren gelernt hat. Er kann, auch privatim, schon gröfsere Abschnitte wirklich lesen, während er im Griechischen auch auf der obersten Stufe, abgesehen von Homer, nicht recht darüber hinauskommt, sich paragraphenweis den Sinn des Gelesenen zusammenbuchstabieren zu müssen.

Es handelt sich bei diesen Mitteilungen aus der Geschichte

der Philosophie nicht um Dinge, die der Schüler wissen mufs, weil es ungebildet ist, sie nicht zu wissen, oder weil ihrer so oft in wichtigen Werken der modernen Litteraturen Erwähnung gethan wird, sondern weil in diesen Lehren sich die möglichen Hauptauffassungen des Lebens beisammen finden. Ein Unterricht, der auf dieses Hauptziel verzichtet, gräbt nur nach Regenwürmern und klebt an schalem Zeuge. Im Vergleich zu diesem philosophischen Elemente, welches die Seele alles wahren Unterrichtens sein mufs, hat alles andere nur einen abgeleiteten oder nebensächlichen Wert. Aber das Ziel soll nicht sowohl sein, philosophisches Wissen mitzuteilen als zu einer philosophischen Auffassung des Lebens zu bilden und womöglich in dem Lernenden eine philosophische Gesinnung zu erzeugen. Für das Einseitige dieses höheren Standpunktes wird das praktische und moderne Leben schnell, meist zu schnell, die nötigen Ergänzungen bieten. Man braucht wirklich nicht zu fürchten, dafs auf diese Weise die Jugend den wirklichen Aufgaben ihrer Zeit entfremdet werden könnte. „Das Moderne", sagt Trendelenburg, „setzt sich, soweit es nötig ist, von selbst durch". Es ist durchaus nötig, dafs der Jugendunterricht der erdwärts, auf das Praktische und Nützliche gerichteten Tendenz unserer Natur entgegenarbeite. Das nachfolgende Leben sorgt schon dafür, dafs die Bäume nicht beängstigend in den Himmel wachsen. Übrigens mufs es auch mit der politischen Entwicklung, trotz der Erfolge vielleicht im Anfange, früher oder später in die Brüche gehen, wenn man sich von dem sichern Grunde jener von den alten Philosophen verherrlichten Gerechtigkeit loslöst und keinen höhern Ehrgeiz kennt als praktisch zu sein und den augenblicklichen Umständen klug Rechnung zu tragen. Es ist die Philosophie also zugleich auch der beste propädeutische Kursus für die Teilnahme am politischen Leben. Gelehrte geschichtliche Kenntnisse, denen die philosophische, über die Oberfläche auf den Grund dringende und das Gleichbleibende im Wechsel erkennende Einsicht abgeht, können sogar zu gefährlichen Irrtümern führen. Ein den höchsten Ansprüchen genügender politischer Lehrmeister, wie das berühmte englische Staatsmänner wohl erkannt haben, ist Thucydides, der das Vergangene ja nicht zum müfsigen Ergötzen erzählt, sondern *ἵνα τοῖς παροῦσιν ἔχωμεν χρῆσθαι εὖ*. Aber leider ist er für die Schüler fast zu schwer, wenigstens in den für die Pflege des politisch-philosophischen Sinnes wichtigsten Teilen. Platos Staat und Aristoteles' Politik aber haben keine Aufnahme in den Kanon der Lektüre gefunden. Demosthenes ferner, so gewinnbringend seine Lektüre in anderer Beziehung ist, zeigt sich, wie das in der eigentlichen politischen Beredsamkeit nicht leicht anders sein kann, fast ausschliefslich mit den besonderen Aufgaben der augenblicklichen Lage beschäftigt und ist eigentlich nur ein praktischer Staatsmann. Auch für die Erfassung der politischen Ideen des

Altertums, welche das verwickelte Staatsleben von heute am besten verstehen lehren, ist demnach Cicero für unsere Jugend die ergiebigste Quelle, vor allem seine vortrefflichen Schriften de re publica und de legibus, die natürlich mit Auswahl gelesen werden müfsten.

Schliefslich soll das Gymnasium auch für die ästhetische Bildung seiner Zöglinge sorgen. Auch das gehört zur philosophischen Propädeutik. Nicht damit sie mit keckem Urteil an der Besprechung der neuesten litterarischen Erzeugnisse teil nehmen, sondern damit sie das Wertlose vom Wertvollen unterscheiden können und durch die neuesten litterarischen Umsturzideen in ihrer Wertschätzung der litterarischen Meisterwerke nicht erschüttert werden. Das Altertum allein aber ist in dieser Hinsicht nicht ausreichend, so wünschenswert es auch ist, dafs der Schüler im Anschlufs an Lessings Dramaturgie die Hauptsätze der Poetik des Aristoteles kennen lernt, so viel Grundlegendes über die Dichtkunst auch aus der Epistula ad Pisones des Horaz und aus dem Orator Ciceros gelernt werden kann. Erst die moderne Ästhetik, angebaut von Herder und weitergeführt unter der Führung der romantischen Schule, hat die tiefere kulturhistorische, allgemein menschliche, so zu sagen philosophische Bedeutsamkeit der Poesie enthüllt, obgleich es Aristoteles ist, der im Gegensatz zu Plato, dem sie nur den Schatten eines Schattens nachzuahmen schien, sie zuerst mit Nachdruck als etwas Philosophischeres und Würdigeres der Geschichte und der natürlich entstandenen Wirklichkeit überhaupt gegenüberstellte.

Wenn nun alle auf dem Gymnasium behandelten Gegenstände, falls hinlänglich tief erfafst, von selbst die Richtung auf das Philosophische nehmen, so drängt sich die Frage auf, ob es noch nötig ist, für die philosophische Propädeutik besondere Stunden anzusetzen? Der jetzige preufsische Lehrplan hätte eine solche Ergänzung allerdings sehr nötig. Das Historische dominiert darin. Für den Sprachunterricht und für den Kanon der Lektüre ist dieser Gesichtspunkt mafsgebend gewesen. Zwar soll es nicht verboten sein, über diesen Kanon hinauszugreifen, aber doch nur als Zugabe, nachdem jenen vorangestellten Anforderungen genügt ist, würde noch anderes behandelt werden dürfen, was nach dem eben Ausgeführten imstande wäre eine Art von Lebensauffassung, ein Gesamtbild des Lebens und eine richtige Schätzung der menschlichen Güter im Geiste des Schülers erstehen zu lassen. Auch von dem Unterricht in den fremden anderen Sprache ist nach dem Ziele, welches ihnen dieser Lehrplan setzt, kein philosophischer Gewinn zu hoffen. Was die Mathematik, die Grammatik, die eigentliche Geschichte und schliefslich die Naturwissenschaften, die gar zu viel Stoff mitteilen müssen, in dieser Hinsicht leisten können, reicht nicht aus, um den Ausfall für die andern Fächer zu decken. Der Haupthüter des Philosophischen würde nach dem

jetzigen Lehrplane immerhin das Deutsche sein. Um nach dieser Seite aber wirken zu können, würde dieses Fach eine bedeutende Verstärkung nötig haben. Dann aber wird es, selbst auf alle eigentlichen Philosophen verzichtend, aus der Beschäftigung mit Lessing, Herder, Goethe und Schiller den Schüler die Philosophie, die er nötig hat, gewinnen lassen können. Sobald vor allem das unnatürliche Band zwischen dem Sprachunterricht und dem eigentlichen Geschichtsunterricht offiziell gelöst ist, wird auch die Philosophie wieder in die lateinischen und griechischen Stunden einströmen. Freilich müfste durch die Prüfungsordnung nachdrücklich festgesetzt werden, dafs keinem Lehrer für ein Fach die Unterrichtsbefähigung für alle Klassen zugesprochen werden darf, falls er nicht neben seiner fachwissenschaftlichen auch eine gründliche philosophische Bildung besitzt.

Man begreift es, dafs gerade bei uns, wo die moderne Pseudospekulation am üppigsten gewuchert hatte, an die Stelle des freudigen Interesses von früher jetzt die kälteste Gleichgültigkeit gegen alles Philosophische getreten ist. Wenn aber dieser oder jener einst gefeierte Philosoph sich als ein Wortkrämer, ein Sophist, ein Unsinnschmierer entpuppt hat, folgt daraus, dafs alle Philosophie nichts als langweilige und endlose Unsinnschwärmerei ist? Man soll keine Sache nach ihren Auswüchsen verurteilen. Es ist nichts so herrlich, was nicht gemifsbraucht werden könnte. Wie die Malerei leicht in Farbenkleckserei, die Musik in musikalisches Geräusch, die Poesie in affektiertes Gehabe, die Beredsamkeit in Phrasengeklapper ausartet, so wird leicht aus der Philosophie ein ödes und langweiliges Kramen mit abstrakten Worthülsen und barbarischen Fremdwörtern. Die wahren Philosophen sind noch seltener gewesen als die wahren Dichter. Deshalb soll man nicht glauben, dafs jeder neueste Hinz und Kunz, der von sich selbst und ergebenen Freunden als etwas nie Dagewesenes verherrlicht wird, wirklich die Ergebnisse der grofsen, einsamen Denker von früher als „aufgehobene Momente“ in sich aufgenommen und weitergeführt oder gar überwunden habe. Jeder nachfolgende Physiologe, Zoologe, Anatom, Botaniker u. s. w. steht auf den Schultern seiner Vorgänger; auf dem Gebiete der Kunst und der Philosophie findet aber, in dem wenigstens, was das Wesentliche ist, ein solches direktes Überwinden und Weiterführen nicht statt. Die Geschichte der Philosophie hat demnach eine ganz andere Bedeutung als die Geschichte der andern Wissenschaften.

Die wahre Philosophie ist eine Offenbarerin des Wesentlichen. Es ist darum auch eine flache, des Namens nicht recht würdige Philosophie, welche nur die ihrer Zeit gerade eigentümlichen Strömungen wiederspiegelt. Paucis natus est, sagt Seneca, qui suae aetatis populum cogitat. Auf das Feststehende und Bleibende gerade im Wechsel der Erscheinungen soll sie ja hinweisen. Deshalb haben wir auch gar keine Mühe uns in dem, was von den

grofsen Denkern der Vergangenheit aus einem ganz anders gestalteten äufsern Leben heraus philosophiert worden ist, wiederzuerkennen. Was immer war, ist der Hauptsache nach auch heute. Die Formen sind wohl ganz andere geworden, mehr und mehr hat sich das menschliche Bewufstsein aufgehellt, aber in einiger Tiefe unter dieser wogenden Oberfläche ist alles beim alten geblieben. Eine Entwicklung ist allerdings auch in dem Wesentlichen vorhanden, aber eine unendlich langsame. Scheint die Barbarei an der einen Stelle glücklich überwunden, so bricht sie meist gleich an einer anderen Stelle wieder hervor. Nichts ist naiver, als wenn platte Historiker oder konstruierende Geschichtsphilosophen so reden, als habe die Menschheit mit jedem politischen Systemwechsel, wo möglich mit jedem Wechsel im Ministerium, einen neuen Menschen angezogen. Eine solche Auffassung des Lebens ist nicht förderlich für die Entwicklung des Ganzen noch der Teile, sondern mufs eine gefährliche Ungeduld und Unzufriedenheit erzeugen. Das sicherste Mittel, eine Generation zu erziehen, die sich selbst und dem Staate zum Segen leben kann, ist, sie in der Jugend in jene dem Wechsel entrückten Tiefen steigen zu lassen, d. h. sie in philosophischem Sinne zu unterrichten, womit man zugleich ihrem ureigensten und geheimsten Sehnen eine beseligende Befriedigung gewähren würde. Vor allem heute wieder thut eine solche philosophische Propädeutik not. Sieht man doch von allen Seiten den Kleinkram der sogenannten Realien, die doch nur unterstützende Nebendienste zu leisten berufen sind, mit klingendem Spiel in die Schule einziehen und dem Wichtigeren, dem *eigentlich* Substanziellen, das Licht und die Luft nehmen.

Gr. Lichterfelde bei Berlin. O. Weifsenfels.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Hermann Ball, Das Schulwesen der Böhmischen Brüder. Mit einer Einleitung über ihre Geschichte. Von der Comenius-Gesellschaft gekrönte Preisschrift. Berlin 1898, Hermann Heyfelder. 217 S. 8. 5 M.

Der Comenius-Gesellschaft kann man jedenfalls Rührigkeit nicht absprechen. Freilich sieht man manchmal den Zusammenhang ihrer Publikationen mit Comenius nicht recht ein. Und wofür mufs dieser nicht herhalten? Sogar die Frankfurter Lehrpläne erblicken in ihm ihren Vater und Gevatter.

Vorliegende Schrift beschäftigt sich mit einem in den letzten Jahrzehnten oft erörterten Thema, und ihre Einleitung giebt auch einen Überblick über seine litterarische Behandlung. Für das Schulwesen stellt der Verf. eine Menge Material zusammen; aber es hat mehr statistischen als pädagogisch-geschichtlichen Wert. Die eigentlich pädagogische Seite, der Unterricht an den Brüderschulen, umfafst 10 Seiten. Um so ausführlicher wird an die Schilderung der Schule in Lissa eine Darstellung der Thätigkeit des Comenius angeschlossen. Neues erfährt man, aufser einer Reihe von äufseren geschichtlichen Thatsachen, nicht, wohl aber werden die nun einmal zur fable convenue gewordenen Übertreibungen des pädagogischen Wertes der ianua etc. wiederholt.

Giefsen. Herman Schiller.

Biblisches Lesebuch für den Schulgebrauch von Schäfer und Krebs. I. Altes Testament. Zweite, nach den Bestimmungen des Preufsischen Unterrichtsministeriums umgearbeitete Auflage. Frankfurt a. M. 1898, Moritz Diesterweg. 227 S. 8. geb. 1 M. Ausgabe B.

Biblisches Lesebuch für evangelische Schulen (zugleich Biblisches Geschichtsbuch). Altes Testament. Bearbeitet und herausgegeben von Voelker und Strack. Gera, 1898, Theodor Hofmann. 296 und 20 S. 8. geb. 1 M.

Das Preufsische Unterrichtsministerium hatte im März 1898 die 1896 erschienene erste Ausgabe des Buches von Schäfer u. Krebs zunächst für einzelne höhere Lehranstalten genehmigt „unter der Voraussetzung, dafs bei einer Neuauflage der Unterschied von der Bibel selbst durch Vertauschung des gespaltenen mit durchgehendem Seitendruck deutlich werde und die Angabe der biblischen

Verszahlen an den Seitenrändern unterbleibe". Verfasser und Verleger sind sofort an einen Neudruck einer diesen Bestimmungen entsprechenden Neuauflage gegangen, die nunmehr vorliegt. Sie heifst auf dem Titel mit Unrecht eine umgearbeitete, da, wie das Vorwort selbst sagt, tiefer gehende Änderungen nicht vorgenommen sind. Von kleineren ist mir aufgefallen, dafs die Überschriften der einzelnen Abschnitte jetzt in fettem Druck gegeben sind und die Karten, von denen früher ein Teil von der Württembergischen Bibelgesellschaft hergestellt war, jetzt sämtlich aus dem Verlage von Diesterweg stammen. Im übrigen verweise ich auf meine Besprechung der ersten Ausgabe im Jahrgang 1897 dieser Zeitschrift S. 725 ff.

Auch von der 7. Auflage des Biblischen Lesebuches von Strack und Völker, das ich ebenda S. 730 ff. besprochen habe, ist eine Sonderausgabe des Alten Testaments erschienen, da die Eisenacher Kirchenkonferenz in ihrer Versammlung Pfingsten 1898 empfohlen hat, den Gebrauch biblischer Lesebücher auf das Alte Testament zu beschränken, das Neue Testament mit den Psalmen dagegen unverkürzt zu gebrauchen. Dafs ich diese früher schon von andrer Seite ausgesprochene Ansicht nicht für richtig halte, habe ich gleichfalls in dem angeführten Aufsatz auseinandergesetzt. Im übrigen ist die 7. Auflage in der mir vorliegenden Sonderausgabe des Alten Testaments, so weit ich habe feststellen können, von der von mir besprochenen sechsten im wesentlichen nicht verschieden. Neu hinzugekommen sind unter den Beilagen S. 4 f. eine Übersicht über das Kirchenjahr und die Ordnung des Gottesdienstes. Die Karten der vollständigen Ausgabe sind diesem Teile sämtlich beigegeben.

Ohlau. Alfred Bähnisch.

G. W. Günther, Grammatische Wandtafeln für den deutschen Unterricht mit übereinstimmenden verkleinerten Tafeln für die Hand des Schülers. Hannover und Leipzig 1898, Hahnsche Buchhandlung. Je 3 Blatt. 3 M und 0,40 M.

Die Tafeln liegen in zwei Ausgaben vor, als Wandtafeln für den Gebrauch in der Klasse und in kleinerem Format für die Hand des einzelnen Schülers. Die ersteren haben eine Gröfse von 64 zu 96 cm und sind mit Buchstaben bis zu 6 cm Höhe gedruckt. Die Gröfse der Schülertafeln beträgt 24 $\times$ 48 cm.

Was die kleinere Ausgabe anlangt, so wird sie da gute Dienste leisten, wo die Schüler nicht im Besitze eines Leitfadens sind, welcher derartige Zusammenstellungen enthält, wie sie dem Verf. unserer Tabellen als wünschenswert erscheinen. Wo solche Bücher eingeführt sind, werden sie zu entbehren sein. Denn den Anspruch des Originellen können sie nicht erheben, es sei denn, dafs man die von dem Verf. auf Taf. III vorgeführte „analeptische Satzverbindung" sich nicht entschliefsen kann in altgewohnter

Weise als zusammengezogenen Satz zu bezeichnen. Dafs der einfache Satz entweder ein nackter oder ein erweiterter sei, diese oft gehörte Behauptung leidet an dem Übelstande, dafs dem letzteren doch offenbar der „einfache Satz im engeren Sinne“ des Wortes gegenübersteht; oder nehmen wir an dem „nackten“ Satze keinen Anstofs, so sollten wir auch sein Gegenteil, den „bekleideten“, gelten lassen. Nicht übel ist der in manchen Lehrbüchern für jenen auftretende Name: schlichter Satz.

Wenn Taf. I 9 die Konjunktion angeblich blofs (so, nicht „blos“, s. ebenda Z. 9 v. o.[1])) ganze Sätze an- oder ineinander knüpft, so ist dies unrichtig; denn sie verbindet auch einzelne Wörter. Auf Taf. II würde ich, um einer naheliegenden Verwechselung im Kopfe des Schülers vorzubeugen, statt von Haupt-Satzteilen zu sprechen, lieber den Ausdruck: Hauptbestandteile (des Satzes) anwenden. Auch ist ein Adverbiale kein Umstand, sondern eine Umstandsbezeichnung. Wenn gelehrt wird, das Objekt gebe nicht nur das Ziel, sondern auch die Wirkung des Prädikats an, so bedurfte es für den letzteren Fall eines Beispieles. Ein solches vermisse ich auch beim Attribut, insofern es die nähere Bestimmung eines Pronomens sein soll. Auf Taf. III, B II e Z. 2 v. u. schlage ich vor, künftighin statt „bei der Ankunft“ drucken zu lassen: bei deiner Ankunft. Ein recht unangenehmes Versehen liegt in der Schülerausgabe auf Taf. I vor, wo von der ersten Einteilung der Verba und ihrer Bezeichnung als starker und schwacher gesagt wird, sie beruhe auf der Konstruktion, während es von der Konjugation abhängen soll, ob man es mit transitiven oder intransitiven, mit reflexiven oder unpersönlichen Verben zu thun hat. Glücklicherweise ist auf das entsprechende Blatt der Wandtafeln die Verwechselung nicht übergegangen. Wenn diese letzteren übrigens vielfach, z. B. in den beigefügten Erklärungen und Beispielen, Buchstaben in Höhe von nur 2,5 mm aufweisen, so mufs ich unter solchen Umständen leider in Abrede stellen, dafs sie sich füglich für den Zweck verwenden lassen, zu dem sie bestimmt sind. Was aber nach Ausmerzung des Augenpulvers noch an leserlichem Drucke übrig bleibt[2]), ist so wenig, dafs jeder Lehrer es bequem selber mit Kreide an die Klassentafel schreiben kann. Dieses Verfahren würde schon um deswillen den Vorzug verdienen, weil der Schüler so das Bild allmählich vor seinen Augen entstehen sieht. Mag er es sich dann zu Hause nach seiner (nb. berichtigten) „Schülerausgabe“ zu dauerndem Eigentume machen!

Berlin. Paul Wetzel.

---

[1]) Die amtliche Vorschrift wird gestützt durch die Ausführung bei Wilmanns, Die Orthographie in den Schulen Deutschlands S. 162 f.

[2]) Man wolle doch dem Schüler der mittleren, geschweige gar der hinteren, Bänke nicht, wie es hier geschieht, zumuten, Buchstaben selbst von 5 mm Höhe aus der Ferne zu lesen!

Brüning, Kurzer Abrifs der Satzlehre. Meldorf o. J., M. Hansen. 20 S. 8. 0,30 M.

Die Abfassung des vorliegenden Abrisses ist veranlafst worden durch „die Verschiedenheit der Auffassung von der Satzlehre, wie sie gegenwärtig in den Schulgrammatiken und Lesebüchern zum Ausdruck kommt“. Der Verfasser, Gymnasialdirektor in Meldorf, ist mit seinem Kollegium der Ansicht, dafs im Sprachunterricht „für jede Schule eine einheitliche Grundlage geschaffen werden mufs, wenn nicht eine vollständige Verwirrung hinsichtlich der grammatischen Begriffe bei den Schülern entstehen soll“. Von derselben Ansicht geleitet, hat Ref. unlängst seine „Bemerkungen zu altsprachlichen Lehrbüchern“ (Berlin 1897, Dümmler) veröffentlicht. Daher begrüfst er es mit Freude, dafs einem darin geäufserten Wunsche entsprechend hier wieder Festsetzungen eines Lehrerkollegiums zum Zweck der Herstellung eines einheitlichen Sprachunterrichts vorgelegt werden. In der Annahme, dafs ein gleiches Bedürfnis sich auch anderwärts bemerkbar machen wird, lenkt er gern auf das Büchlein die Aufmerksamkeit der Fachgenossen.

Das Heft enthält eine kurze Satzlehre an der Hand der Muttersprache unter fortlaufender Berücksichtigung der lateinischen, griechischen und französischen Sprache, so dafs alle wichtigen im verbindlichen Sprachunterricht der Gymnasien vorkommenden Erscheinungen in systematischer Ordnung dargeboten, durch Fachausdrücke festgelegt und in Beispielen veranschaulicht werden. Die Terminologie ist im wesentlichen lateinisch; deutsch nur da, wo kurze deutsche Namen, die Ableitungen gestatten, wie „beiordnen“ und „unterordnen“ zur Verfügung stehen. In dieser wie in anderen Beziehungen halten sich die Festsetzungen mafsvoll von aller Einseitigkeit fern. Der Ausdruck ist kurz, bestimmt und oft glücklich. So kann dieser Abrifs Lehrerkollegien, die für den Sprachunterricht ihrer Schule eine einheitliche Norm gewinnen wollen, als Grundlage für ihre Festsetzungen durchaus empfohlen werden.

Für eine zweite Auflage seien folgende Bemerkungen der Prüfung unterbreitet. Nicht richtig wird S. 16 der potentiale Fall der Bedingungssätze dem realen Fall untergeordnet und S. 9 in der Verbindung den Kopf bedeckt ein Akkusativ der Beschränkung = acc. graecus erblickt. — S. 6 ist neben sein auch scheinen als der Ergänzung durch eine adverbiale Bestimmung fähig zu nennen und die Satzbildung mit unpersönlichem es zu erwähnen. — S. 7 sind die Namen der Objekte beizufügen: affiziertes, effiziertes, inneres. — S. 11 fehlt der Eventualis. — S. 11 ist die Einteilung der Begehrungssätze in Aufforderungen und Wünsche unvollständig; es fehlen Befehle, Verbote, Warnungen. — S. 13 fehlt der Zusatz konsekutiv, entsprechend kopulativ, disjunktiv u. s. f., zumal S. 15 Konsekutivsätze erscheinen. Un-

zureichend ist S. 14 die Einteilung der Nebensätze; es fehlen die syntaktisch wichtigsten Einteilungen aller Nebensätze 1) nach dem Inhalt in Behauptungs-, Begehrungssätze (Ref. zieht Urteils- und Begehrssätze vor) und Fragesätze, entsprechend den Hauptsätzen, und 2) nach der Abhängigkeit in äufserlich und innerlich abhängige; beizufügen ist überall die Angabe des Teilungsgrundes. — S. 19 sollte an Stelle der Anm. unter einer Nr. 3 gelehrt werden, dafs der Relativsatz auch eine adverbiale Bestimmung vertreten kann. — S. 7 sind in der Erklärung des affizierten Objekts die Worte „auf welche die Handlung bezogen wird" für den Knaben schwer fafslich; verständlicher würde sein „die durch die Handlung betroffen oder verändert wird" entsprechend der folgenden Erklärung „die durch die Handlung hervorgebracht wird". — S. 14 sind B 1 a—c wie unter A in eine Einheit (Substantivsätze) zusammenzufassen. — S. 16 ist der Zusatz sogenannt überflüssig. — S. 6 giebt der Satz „das Accusativobjekt (so!) heifst auch das nähere (oder erstes) Objekt" drei Namen für dieselbe Sache, was der angestrebten Einheitlichkeit zuwiderläuft; es sollte heifsen: „das Objekt im Akkusativ heifst näheres Objekt". — Der Anhang zu den Nebensätzen S. 20 wäre gröfstenteils besser S. 14 als Einteilung der Nebensätze nach der Stellung einzufügen. Ebenda ist die Lehre vom Infinitiv zu dürftig behandelt. Die Lehre vom Partizip fehlt ganz.

Einer gründlichen Korrektur bedarf noch das Äufsere, die Wortform und die Zeichensetzung. Die Forderung der „Bemerkungen", dafs der äufseren Gestalt der Sprache in den Schulbüchern grofse Sorgfalt gebühre und zwar mehr Sorgfalt, als ihr zur Zeit thatsächlich meistens zugewandt werde, ist nur von einem Rezensenten (in dieser Zeitschrift 1897 S. 599) rigoros genannt worden, sonst hat sie durchweg bei den verhältnismäfsig zahlreichen Beurteilern, die die kleine Schrift besprochen haben, darunter auch bei dem Herausgeber dieser Zeitschrift (ebenda S. 605) sympathische Zustimmung gefunden. Solche Sorgfalt zum Zweck der Herstellung strenger Korrektheit und Gleichmäfsigkeit scheint noch besonders wünschenswert und notwendig in einem Buche, das gegenüber der Verschiedenheit der Lehrbücher der Schule eine einheitliche Norm geben will; wenigstens, wenn es auch den Schülern in die Hände gegeben werden soll, mufs es in besonderem Mafse auch in dieser Beziehung vorbildlich sein. Dies kann von dem vorliegenden, sonst trefflichen Heftchen nicht gesagt werden. Es begegnet uns gleich auf der ersten Seite Substantiv und Adjektiv neben Substantivum und Adjektivum, ferner Aktivum und Passivum neben Nominativ, Genetiv u. a.; k in konstruieren S. 8 und korrelative S. 13. 18 neben c in Comparativ, conditional, causal; Adjektiv neben Accusativ; c und k nebeneinander in Conjunktiv und Conjunktion; Folgesätze neben Consekutivsätzen, Bedingungssätze neben Conditionalsätzen, sogar Gymnasialdirektor

auf dem Titel neben Gymnasial-Direktor unter dem Vorwort. Inkorrekt ist der Form nach: Acc. c. Inf., ein Verbum finitum, διά c. Gen., Conj. Imperf., 3. Pers. Sing. Neutr., Indicativus Präteriti. Inkorrekte Wortverbindungen sind: S. 1 von Bräuning, königlicher Gymnasialdirektor; S. 6. Nur die ersteren bilden ein vollständiges Passivum, die letzteren nur in der 3. Pers. Sing. Neutr.; S. 10. „Ich freue mich über die Nachricht“ kann als Objekt aufgefafst werden. Mit Unrecht wechseln S. 7 welche und die, wie schon oben angedeutet ist, in den beiden parallelen Erklärungen des affizierten und effizierten Objekts. Das entfernte Objekt S. 7 ist Druckfehler. Ebenda erste Zeile fehlt der Schlufs der Klammer.

Ungleichmäfsig verwandt und vielfach entbehrlich sind runde und eckige Klammern, vgl., z. B., der Gedankenstrich, das Gleichheitszeichen, die sehr beliebten Anführungszeichen, entbehrlich besonders da, wo mehrere von diesen Mitteln der Deutlichkeit nebeneinander stehen. Die Beispiele werden dem Texte angefügt: 1) durch ein Kolon, 2) durch „z. B.“, 3) durch Anführungszeichen, 4) durch ein Kolon mit folgenden Anführungszeichen, 5) durch „z. B.“ mit folgenden Anführungszeichen, 6) durch „Beisp.“ mit folgendem Kolon S. 12, 7) durch „z. B.“ mit folgendem Kolon, 8) durch ein Kolon mit folgendem „z. B.“, 9) durch ein Kolon, runde Klammern und „z. B.“. Wer auf Abwechselung ausginge, könnte es kaum bunter machen. Was hätte da an Zeichen gespart werden können! Das Einfachste ist auch hier das Beste: ein Kolon stehe, wo der blofse Punkt wirklich mifsverständlich wäre; alles andere ist überflüssig. Was die sonstige Zeichensetzung betrifft, so fehlt entsprechend der grundsätzlich beobachteten Regel häufig, so S. 7 und 10, vor der Aufzählung ein Kolon; ein Fragezeichen fehlt u. a. S. 12 hinter *quid faciam*.

Die Ausstattung ist gut, der Satz übersichtlich. Erleichtert würde die Benutzung werden durch eine fortlaufende Paragraphenzählung.

Neu-Ruppin. Heinrich Begemann.

Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strafsburg. Eine Auswahl aus dem höfischen Epos mit Anmerkungen und Wörterbuch von K. Marold. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig 1896, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 163 S. 8. 0,80 M.

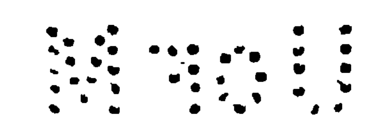
Im vorjährigen Juliheft dieser Zeitschrift spricht ein namhafter Schulmann gelegentlich einer Bücheranzeige ein Verdikt über die Lektüre des Parzival aus, indem er meint, es sei genug, wenn die Bekanntschaft mit dieser Dichtung aus den gangbaren Litteraturgeschichten geschöpft würde. Ein solches Urteil begegnet uns nicht selten, denn gerade Parzival scheint das Schicksal so mancher Litteraturdenkmäler zu teilen, nämlich mehr gelobt als gelesen zu werden. Das ist sehr bedauerlich. Denn zugegeben,

dafs der deutsche Unterricht neben dem in der Religion und Geschichte der ethisch bedeutsamste sein und die Pflege des nationalen Gedankens sich angelegen sein lassen soll, so liegt es doch auf der Hand, dafs er dieser Aufgabe gegenüber den pädagogisch wertvollen Erzeugnissen auch der ersten litterarischen Blütezeit nicht durch gelegentliche litteraturgeschichtliche Unterweisungen, Suppeditierung von Urteilen oder Hinweise auf Handbücher gerecht werden kann, sondern dafs er entweder selbst den Quellen nachgehen mufs oder doch durch eine sachgemäfse Privatlektüre, die in Vorträgen und Aufsätzen ihre Kontrolle findet, dafür sorgt, dafs aus ihnen geschöpft werde.

Zu diesen Erzeugnissen gehört aber unstreitig der Parzival, und wenn dem deutschen Unterrichte der Obersekunda das Nibelungenlied und Walther von der Vogelweide zugewiesen wird, so giebt es wohl keinen Stoff, der in seiner Vielseitigkeit und Gedankenfülle für die Primanerstufe geeigneter wäre, um den am N. erworbenen Gedankenkreis zu erweitern und zu vertiefen als P. Beide Epen spiegeln die Glanzzeit des Rittertums wieder und jenen gesunden Realismus, der in der Lust an tapfern Thaten und Abenteuern und in der naiven Freude am Lebensgenufs zu Tage tritt; beide verherrlichen Ritterehre, höfische Zucht, Minne, Treue, Zucht und Mafse u. s. w.; in beiden endlich haben wir eine unvergleichliche Kraft und Anschaulichkeit der Darstellung, die bald in epischer Ruhe dahingleitet, bald zu dramatischer Lebendigkeit sich aufschwingt und selbst den gewaltigsten Affekten gerecht wird.

Aber trotz aller Ähnlichkeit, die aufserdem noch in einer dem jugendlichen Empfinden eigentümlichen Naivität und Harmlosigkeit der beiden Haupthelden sich geltend macht, offenbart sich doch im P. ein gewaltiger Gedankenfortschritt. Wie in Goethes Gedichten „Prometheus“, „Ganymed“, „Grenzen der Menschheit“ und „Das Göttliche“, so wird der dem Idealen zugewandte Jüngling, der nach dem Höchsten strebt und nicht der „tumpheit“ verfallen ist, auch im „Parzival“ einen reinen Quell sittlicher Kraft finden, dem er nur zu folgen braucht, um schliefslich durch Zweifel und Gotteshafs hindurch zur Demut vor dem Schrankenlosen und Ewigen zu gelangen. Welches suchende Menschenherz, das die Rätsel des Lebens zu lösen bemüht ist, hätte sich nicht auch schon die Frage vorgelegt: „Was ist Gott?“ und den Läuterungsprozefs des Parzival an sich selbst durchgemacht?

Diese Bedeutung des P. hat schon Lachmann erkannt, der ja den Wolfram dem deutschen Volke wiedergegeben hat, und Vilmar trug kein Bedenken, den P. als psychologisches Epos dem „Faust“ als psychologischem Drama zur Seite zu stellen. Ja Frick geht in seinen „Aphorismen zur Theorie eines Lehrplans“ sogar so weit, dafs er meint, die Lektüre des P. könnte und



müfste, weil die eigentliche Erfahrungswelt des Schülers anrufend, in besonderer Weise epochemachend werden, wenn sie recht behandelt werde, und weist ihr einen Platz neben der des Demosthenes, der Antigone, der Goetheschen Iphigenie und des Phaedon an, und zwar so, dafs für die religiöse Entwicklung des Schülers „Parzival“ und „Phaedon“ das A und das O in der profanen Lektüre der Prima bilden.

Wenn nun auch dieser Vorschlag als zu weitgehend von vielen zurückgewiesen wird, so bleibt doch die Thatsache, dafs ein so tiefsinniges Geisteswerk noch so wenig ins Volk eingedrungen ist, ja nach der Ansicht erfahrener Pädagogen als Gegenstand der Lektüre unseren Schülern vorenthalten bleiben soll, befremdlich. Jedenfalls kann sie durch den mystischen Anstrich der Dichtung, der ja dem romantischen Empfinden der Jugend entgegenkommt, nicht erklärt werden, der Grund dafür ist vielmehr wohl in dem Umstande zu suchen, dafs es noch an einer lediglich für die Schule resp. die Privatlektüre bearbeiteten Ausgabe fehlt. Denn die Ausgaben von Lachmann und Bartsch können für die Schule nicht in Betracht kommen, und auch von den Übersetzungen von San Marte und Simrock mufs man aus verschiedenen Gründen absehen. Was endlich die reimlose Übersetzung von G. Bötticher betrifft, die ja an sich höchst verdienstlich ist und den Sinn und Geist der Dichtung aufs glücklichste widerspiegelt, so giebt sie doch für unseren Zweck zuviel, und — ich weifs nicht, ob andere Leser dieselbe Beobachtung gemacht haben — das Fehlen des „Versgeklingels“ wirkt störend. Wenn nun auch trotzdem die Böttichersche Übersetzung, deren grofse Vorzüge hier keineswegs herabgesetzt werden sollen, für die Schule sowohl wie für den grofsen Kreis der Gebildeten überhaupt ganz brauchbar ist, so darf doch auch der Versuch Marolds, der Schule einen Auszug aus P. in der Ursprache zu bieten, von vornherein nicht von der Hand gewiesen werden.

Sehen wir zunächst von der Frage ab, ob es überhaupt ein glücklicher Gedanke war, den mittelhochdeutschen P. mit seinen sprachlichen Schwierigkeiten unseren Schülern zuzumuten, so müssen wir gestehen, dafs der Auszug an sich sehr geschickt ausgewählt ist. Er enthält von den ca. 25 000 Zeilen der Dichtung nur annähernd 1700, und zwar aufser den stark gekürzten Eingangsversen Abschnitte aus dem 3. 4. 5. 6. 9. 15. und 16. Buche. Der Inhalt weniger wichtiger und öder Partieen ist nach dem seit Wackernagel üblich gewordenen Verfahren in Form eines verbindenden Textes wiedergegeben. Man vermifst zwar ungern noch manche kernige Stelle, wie z. B. III 116, 5—27, IX 467, 1—4; 472, 1—4; 499, 26—29; auch konnte vielleicht, um den Gegensatz zwischen dem Ringen nach dem geistigen, himmlischen Besitze und dem Streben nach weltlicher, irdischer Lust (S. 54) vorzuführen, einiges aus dem 7. Buche über Gawan mitgeteilt werden,

aber im grofsen und ganzen genügt das Gegebene für unsere Zwecke, und es mufs das Bestreben, das inhaltlich Wertvollste, das poetisch Schönste und das psychologisch Wichtigste darzubieten, anerkannt worden. Jedenfalls treten die ethischen Grundbegriffe, auf denen sich das Ganze aufbaut, wirkungsvoll hervor, und der Held selbst, der Träger der hohen sittlichen Ideen, der langsam reifende Jüngling (er küene, trâcliche wîs), der als „der Einfalt Spielgenofs" in Unbefangenheit und Reinheit des Herzens aufwächst (ir redet als ein kindelîn), dessen kindlicher Autoritätsglaube in seinem pietätvollen Verhältnis zur Mutter uns so unsagbar rührend erscheint (sus riet mîn muoter; mîn muoter saget al wâr) und der doch in der Unruhe und Angst seines Herzens zu den höchsten Fragen Stellung nimmt (ôwê muoter waz ist got?), um schliefslich zu Licht und Heil emporzusteigen: dieser Held tritt uns auch in dem vorliegenden Auszuge in plastischer Vollendung entgegen, wohl geeignet, unserer Jugend, „in welcher die Weltlust ihre Schwingen regt", ein Führer zu sein, und es wird uns trotz des mäfsigen Umfanges ein Ganzes geboten, an welchem, wie Verf. im Vorwort sagt, sowohl die zu Grunde liegende Idee als auch der Gang der Handlung in ihren wichtigsten Momenten klar wird. Um die Vergleichung mit der Lachmannschen Ausgabe zu erleichtern, sind die entsprechenden Zahlen am Rande angegeben. Der verbindende Text hingegen erscheint uns z. T. etwas zu knapp bemessen; auch vermissen wir in der Einleitung ein genaueres Eingehen auf die Dichtung, namentlich auch — abgesehen von Goethes Faust — Hinweise auf Bekanntes und Verwandtes. Gerade weil die Dichtung im Schulunterricht selbst keinen Platz finden kann, also Erläuterungen in der Klasse ausgeschlossen sind, konnte hier ein übriges geschehen, um die nötigen Gesichtspunkte an die Hand zu geben. So konnten die Eingangsverse noch mehr auf ihren psychologischen Gehalt hin gewürdigt werden. Auch mufste die Erwägung, dafs wir es mit einem christlich-germanischen Epos zu thun haben, Veranlassung geben, ihm das Nibelungenlied gegenüberzustellen. Während Siegfried auf allgemein menschlichem Boden steht, haben wir in der sittlich-religiös bestimmten Heldengestalt P.s eine Durchdringung des allgemein Menschlichen mit dem Christlichen und zugleich eine Kritik des ganzen Rittertums, und während im Nibelungenliede sowohl wie in Gudrun wohl christliches Wesen rein äufserlich zur Schau getragen wird, das Christentum selbst aber keine aktuelle Bedeutung hat, umfafst P. den ganzen sittlichen Gehalt des durch das Christentum durchgeistigten und geläuterten Rittertums und stellt hohe Ideale auf, indem es an alle Handlungen den sittlichen Mafsstab anzulegen weifs und neben den eigentlichen Rittertugenden auch das Mitleid, die Selbstüberwindung, Reue, Bufse und Weltentsagung, kurz die sittliche That verherrlicht. Wie mannigfache Verwertung P. finden kann durch Vergleichung und Verknüpfung mit anderen

Stoffen, zeigt Polack in seinen Erläuterungen (aus deutschen Lesebüchern 4. B.). Bei der Beschränkung, die sich der Herr Herausgeber auferlegt hat, würde ja eine so weitgehende Verknüpfung zu weit führen, aber immerhin konnten wohl in einigen zusammenhängenden Exkursen Ausblicke auf Verwandtes, das sich sowohl in der Antike, wie in modernen Dichtungen und selbst im Religionsunterricht von selbst darbietet, gegeben werden. Schon ein bloſses Citat (z. B. aus Schillers „das Ideal und das Leben" 7/8, „Sehnsucht" u. a.) ist imstande, das Interesse zu beleben und zum Nachdenken anzuregen. In solchen Exkursen konnte auch der Sacherklärung (man vergleiche z. B. die kulturgeschichtlichen Erläuterungen bei Bötticher) einiger Raum gegeben werden.

Was die oben berührte Frage betrifft, ob überhaupt P. im Urtext von Schülern gelesen werden soll, so ist nicht zu leugnen, daſs die Sprache W.s mancherlei Schwierigkeiten und Härten bietet, die von einem Durchschnittsprimaner schwer zu bewältigen sind. Die dichterische Freiheit des wissenschaftlich und litterarisch wenig gebildeten Mannes, das Sprunghafte in der Gedankenentwicklung, sowie manche Anakoluthieen und Unregelmäſsigkeiten im Satzbau und endlich der oft schwerfällige Ausdruck, an dem man erkennt, wie die Gedankenfülle des Dichters mit dem Ausdruck ringt, dies alles gewährt ja dem kundigen Leser einen eigenen Reiz, macht aber die Lektüre für den noch Ungeübten ungenieſsbar. Eine Schülerausgabe wird also dafür zu sorgen haben, daſs solche Schwierigkeiten sich nicht in den Weg stellen oder doch durch Fuſsnoten beseitigt werden. Das ist in dem vorliegenden Auszuge geschehen, und wenn auch manche Anmerkung mehr der wörtlichen Übersetzung hätte Rechnung tragen können, so ist doch der Erklärung Genüge geschehen. Daſs nach Wegräumung so mancher Schwierigkeiten mit der Lektüre des Originals sich auch für den Schüler ein hoher ästhetischer Genuſs verbindet, und daſs so erst manche Metaphern und Allegorieen zur rechten Geltung kommen, liegt wohl auf der Hand.

In Bezug auf den Auszug aus Hartmanns „Der arme Heinrich" und Gottfrieds „Tristan und Isolde" nur wenige Worte. Im „armen Heinrich" erreicht die Kunst des Dichters ihren Höhepunkt, und sowohl wegen ihres Reichtums an Ideen, wie wegen der echt mittelalterlichen Romantik verdient es diese Dichtung, unseren Schülern empfohlen zu werden. Schwierigkeiten dürften sich bei der Lektüre des mittelhochdeutschen Textes, bei welchem doch die Eleganz der Diktion am besten zur Geltung kommt, kaum ergeben.

Wünschen möchte man auch hier, daſs in der Einleitung etwas mehr gegeben wäre, namentlich auch durch Hinweis auf Parzival, sowohl hinsichtlich der Persönlichkeiten als auch des Begrifflichen.

Daſs neben Hartmann und Wolfram auch Gottfried, und zwar

mit einem Auszuge aus Tristan und Isolde, vertreten ist, kann man nur billigen; stellt er doch mit jenen den Gipfelpunkt höfischer Dichtung dar. Über den dichterischen und künstlerischen Wert der Dichtung und ihren an sich etwas bedenklichen Stoff konnte wohl in der Einleitung etwas ausführlicher gehandelt werden. Gottfried wird nur andeutungsweise als der grofse Antagonist Wolframs erwähnt; der vergleichsweise angeführte Gegensatz zwischen Klopstock und Wieland genügt nicht ganz.

Das dem Buche beigegebene Wörterverzeichnis ist ausreichend. Manche Wörter wie duzen, enbrazieren, iemen, kemenate, künne, liebe (liep), lobebaere, michel, milte, pardîs, mâc, swer u. a. konnten als bekannt vorausgesetzt werden, doch giebt es ja hierfür kein Normalmafs.

Ein grammatischer Abrifs ist nicht hinzugefügt, da auf das von Golther zu Nr. 10 I d. S. Gegebene verwiesen wird. Mag man nun über den Zuschnitt derartiger für den Schul- und Privatgebrauch bestimmter Bücher, die ja naturgemäfs ihrer ganzen Anlage nach einander sehr ähnlich sind, denken, wie man will; jedenfalls sollte das vorliegende in keiner Primanerbibliothek fehlen. Strebsame Schüler werden gern nach ihm greifen und die Mühe nicht scheuen; in Vorträgen werden sie Gelegenheit haben, ihren Mitschülern von ihren Lesefrüchten mitzuteilen und deren Teilnahme für die herrliche Dichtung zu wecken.

Blankenburg a. Harz. R. Wagenführ.

---

1) a) Hölderlins Werke. Zwei Bände. Stuttgart o. J., J. G. Cotta. 229 und 311 S. 8. geb. 2 M.

b) Immermanns ausgewählte Werke. Sechs Bände. Stuttgart o. J., J. G. Cotta. 376, 384, 306, 394, 359, 364 S. 8. geb. 6 M.

Die beiden vorliegenden Veröffentlichungen bilden einen Teil der Cottaschen Bibliothek der Weltlitteratur, die sich zur Aufgabe setzt, die Werke klassischer Schriftsteller Deutschlands und des Auslandes in wohlfeilen und doch schön ausgestatteten Ausgaben auch den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Die erstere bietet die poetischen Werke Hölderlins in einer möglichst vollständigen, den besten Text aufweisenden Sammlung mit Ausnahme der Übersetzungen, der zahlreichen Bruchstücke zusammenhangsloser Versreihen und der Gedichte aus der Zeit des Irrsinns. Zugleich wurde bei den lyrischen Gedichten, die der erste Band enthält, eine chronologische Anordnung versucht. Der zweite Band bringt den Roman Hyperion und das Drama Empedokles. Hier hat es der Herausgeber auf Grund neu aufgefundener Handschriften durch Mitteilung der verschiedenen Bearbeitungen dem Leser ermöglicht, sich eine ziemlich deutliche Vorstellung von den verschiedenen Wandlungen, die beide Stoffe erfahren haben, zu machen. Eingeleitet wird die Ausgabe durch eine sorgfältige Biographie Hölderlins, von dem Herausgeber B. Litzmann verfafst.

— Die zweite Veröffentlichung bietet von den Werken Immermanns die Dramen Cardenio und Celinde, Kaiser Friedrich II., Andreas Hofer, die Trilogie „Alexis“, das dramatische Gedicht „Ghismonda“, die dramatische Mythe „Merlin“, das humoristische Heldengedicht „Tulifäntchen“, die Umdichtung von Gottfrieds „Tristan und Isolde“ mit den Bruchstücken und Andeutungen, aus den „Memorabilien“ die interessanten Teile: die Jugend vor 25 Jahren, die fränkische Reise, Düsseldorfer Anfänge. Auch dieser Ausgabe geht eine biographische Einleitung voraus, verfafst von Fr. Muncker. — Jede Ausgabe wird mit dem Bildnis des betreffenden Dichters eröffnet.

2) K. Meifsner, Geistesstrahlen aus Goethes Gesprächen. Wiesbaden 1897, Lützenkirchen u. Bröcking. IX u. 196 S. 8. geb. 3 M.

Nachdem der Goetheforscher Freiherr von Biedermann die in zahlreichen Einzelschriften zerstreuten und schwer zugänglichen Gespräche Goethes in 10 Bänden veröffentlicht hatte, unternahm es Meifsner, in diesem schön ausgestatteten Büchlein die wichtigsten Gespräche, nach bestimmten Gruppen geordnet, zu vereinigen. So finden wir hier eine Reihe herrlicher und tiefer Gedanken Goethes, die wert sind auch über die Goethegemeinde hinaus bekannt zu werden. Was aber mit dieser schönen Sammlung der Anhang von Erzählungen, Anekdoten, französischen Übersetzungsproben aus Goethes Faust zu thun hat, ist nicht einzusehen. Amüsant freilich sind sie durchweg.

3) Fr. Seiler, Gustav Freytag. Leipzig 1898, R. Voigtländer. VI u. 224 S. 8. 2 M.

Fast gleichzeitig mit dem Abschlufs der zweiten Auflage der gesammelten Werke Gustav Freytags (Leipzig, S. Hirzel) erschien diese Biographie. Der Verfasser hat das vorerst zu Gebot stehende, freilich noch nicht sehr reichliche Material fleifsig benutzt, vor allem, was das Wichtigste ist, Freytags Werke selbst eingehend studiert und giebt uns auf Grund dieser Studien eine fesselnde Schilderung von dem äufseren Leben, dem Entwicklungsgang, der litterarischen Thätigkeit, den Werken dieses neben Fritz Reuter unzweifelhaft volkstümlichsten deutschen Dichters und Schriftstellers, wobei wir aufserdem ein bedeutendes Stück Zeitgeschichte kennen lernen, und schliefst mit einer zusammenfassenden Würdigung des Dichters, Schriftstellers und Menschen. Schön ausgeführte Abbildungen führen uns Porträts und Wohnstätten Freytags und Porträts ihm nahe stehender Persönlichkeiten vor.

4) Fr. Kern, Kleine Schriften. Zweiter Band. Berlin 1898, Nicolai. 256 S. 8. 4 M.

Mit diesem Band erklärt der Herausgeber die Sammlung der kleinen Schriften seines Vaters für abgeschlossen. Während der von uns im 50. Band dieser Zeitschrift S. 443 besprochene erste Teil ausschliefslich Abhandlungen zu deutschen Dichtern brachte,

beschäftigen sich von den 17 meist schon veröffentlichten Abhandlungen dieses Teiles acht mit Dichtungen Goethes. Sie und der sich anschliefsende, hier zum erstenmale gedruckte Vortrag über die Antigone des Sophokles zeigen uns den feinsinnigen Interpreten klassischer Dichtungen, den wir schon aus seinen gröfseren Schriften kennen lernten. Mehr als die zunächst folgenden von philosophischen Fragen handelnden Abhandlungen, unter denen besonders die über Xenophanes und die über die drei menschlichen Ideale erwähnenswert sind, werden die drei letzten interessieren, die sich mit der deutschen Sprache und dem deutschen Unterricht beschäftigen und die eine wertvolle Ergänzung zu des Verfassers gröfseren Arbeiten über diese Gegenstände bilden. Warm tritt hier der Verf. u. a. für die Reinheit der deutschen Sprache von unnötigen Fremdwörtern ein, ohne einem starren Purismus zu huldigen. Im deutschen Unterricht wünscht er mit Recht keine Erweiterung der litterarhistorischen Belehrungen, sieht statt dessen seine Aufgabe darin, die Schüler in den Dichtungen und Werken der grofsen Schriftsteller heimisch zu machen. Den Schlufs bildet ein Verzeichnis der Schriften, Abhandlungen und Reden. Es gestattet uns einen Einblick in das unermüdliche Schaffen des gefeierten Gelehrten und Schulmannes.

5) H. von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit. Vierzehnte bis dreifsigste Lieferung. Stuttgart 1898, J. G. Cotta. Jede Lieferung 0,40 M.

In den vorliegenden Lieferungen dieser wohlfeilen Ausgabe des Sybelschen Meisterwerkes beginnt die Erzählung mit dem ergreifendsten und folgenreichsten Ereignis der französischen Revolution, dem Prozefs und der Hinrichtung Ludwigs XVI., wendet sich dann zum Beginn des französisch-englischen Krieges, zu der zweiten Teilung Polens, dem Sturz der Gironde, dem Mifserfolg der Koalition, der Herrschaft des Schreckens in seinen verschiedenen Phasen bis zum Sturz Robespierres, der dritten Teilung Polens, dem Sturz der Jakobiner und der Wiederherstellung der Girondisten, dem Frieden zu Basel und schliefst mit den royalistischen Massenmorden im Süden, den letzten Aufstandsversuchen der Jakobiner und dem Schicksal des unglücklichen Dauphins.

Freiburg i. B. L. Zürn.

Dichter der Freiheitskriege. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von M. Schmitz. Paderborn 1898, F. Schöningh. VIII u. 178 S. 8. 1,20 M. (Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar, Ergänzungsbände II.)

Eine längere Einleitung erörtert I. Die Stellung der Dichter der Befreiungskriege in der Litteratur (S. 1—7), II. Die schulmäfsige Behandlung der Dichter der Befreiungskriege (S. 7—15) und behandelt III. Leben und Bedeutung einzelner Dichter jener Zeit (S. 15—40), d. h. von Arndt, Körner, Schenkendorf, Rückert,

Stägemann, Follen, Kleist, Fouqué, Wetzel, Förster und Uhland. Auf diese Einleitung folgen Gedichte von Arndt, Körner, Schenkendorf, Rückert. Aufser diesen vier grofsen Freiheitssängern sind A. L. Follen und F. A. von Stägemann mit je einem Gedichte, Friedrich de la Motte Fouqué, F. G. Wetzel und Friedrich Förster mit je zwei Gedichten, Heinrich von Kleist mit drei und Ludwig Uhland mit sechs Gedichten vertreten. Den Schlufs bilden drei historische Volkslieder.

Der Hsgb. hat das ganze einschlägige Material mit liebevollem Fleifs, mit Sorgfalt und Verständnis verarbeitet und zusammengestellt. Davon zeugt auch die ausführliche Einleitung, welche hie und da vielleicht etwas knapper hätte gefafst sein können. Sie holt doch gar weit aus, wenn sie zunächst eingehend Wesen und Wirksamkeit der romantischen Schule bespricht. Wenn auch die patriotische Lyrik der Befreiungskriege in die Zeit der Romantik fällt und von der Litteraturgeschichte meist als das zweite Stadium derselben betrachtet wird, so hat sie doch im Grunde mit dem eigentlichen Wesen der romantischen Schule zu wenig gemein, als dafs es zu ihrem Verständnis nötig wäre, erst ausführlich von der romantischen Schule im allgemeinen zu sprechen. Diese Lyrik verliefs, wie der Hsgb. treffend bemerkt, durch die Anlehnung an die Wirklichkeit den romantischen Boden. Die Schlacht von Jena war der Sturm, der die phantastisch-romantische Atmosphäre reinigte. Die Litteratur der Befreiungskriege mit ihrer antiromantischen Strömung, mit ihrem realistisch-gesunden Zug zum Volksmäfsigen und Naiven, mit ihrem sittlichen Pathos und ihrer warmen Teilnahme an der Vaterlandsgeschichte war das beste und wirksamste Gegengewicht zur Romantik. Wie wenig Arndt trotz seiner romantischen Jugendlektüre von der Romantik berührt war, zeigt er in jeder Zeile seiner Schriften und Gedichte, welche dem Wahlspruch ‘mens sana in corpore sano’ folgen. Nur in Schenkendorfs Liedern weht etwas von dem Geiste der Romantik, was auch der Hsgb. S. 28 hervorhebt. Vor seinem Auge stiegen die herrlichen, ritterlichen Gestalten der deutschen Vergangenheit auf, aber der Dichter ist auch selbst ein ritterlicher Charakter: tapfer, fromm und freiheitsliebend. Im zweiten Teile der Einleitung giebt der Hsgb. praktische Winke und brauchbare Gesichtspunkte für eine konzentrierende Gruppierung der Gedichte bei der Lektüre, im dritten eingehende Biographieen der Dichter. Wenn der Hsgb. hierbei oft auch auf den Inhalt und Gedankengang der Gedichte näher eingeht, so hätten wir diese erläuternden Bemerkungen der besseren Übersicht wegen öfters lieber bei den später zu den einzelnen Gedichten gegebenen Anmerkungen gelesen. Dadurch wären die sachlichen Erläuterungen weniger auseinandergerissen und Wiederholungen zuweilen vermieden worden, wie sie sich beispielsweise bei Rückerts Strafsburger Tanne (S. 36 und S. 152) vorfinden. Bei der Biographie Schenkendorfs (S. 29)

hätte noch erwähnt werden können, dafs der Dichter in Königsberg Gelegenheit hatte, die unglückliche Königin Luise kennen zu lernen, welche einen tiefen Eindruck auf ihn machte. In dem gastlichen Hause des Landhofmeisters von Auerswald wurde sein Interesse für Politik, welches vorher gering war, geweckt und gefördert, hier war es ihm auch vergönnt, dem flüchtigen preufsischen Königspaare näher zu treten und das Walten der Königin zu beobachten. Hier stand auch der Dichter unter dem Banne ihres Zaubers, den sie auf jeden ausübte. Um so gröfser war sein Mitgefühl für ihr Geschick und sein Schmerz, als der Kummer das Herz der Königin brach. So entstand das schöne Gedicht „Auf den Tod der Königin" (S. 100). — Die Auswahl der Gedichte ist sehr reichhaltig und im ganzen geschickt und geschmackvoll; auch solche Lieder sind aufgenommen, welche nach der Zeit der Befreiungskriege in den 30er und 40er Jahren entstanden, in denen z. B. die getäuschten Einheits- und Kaiserhoffnungen oder die Entrüstung über den Ruf der Franzosen nach der Rheingrenze (1840) wiederklingen. Das Streben nach möglichst grofser Auswahl hat den Hsgb. veranlafst, manche Gedichte aufzunehmen, die er selbst in der Einleitung als unbedeutend und minderwertig bezeichnet. So hätten ohne Schaden fehlen können Rückerts „Marschall Vorwärts" (aus den kriegerischen Spott- und Ehrenliedern), die Biographieen und Gedichte von Kleist und Stägemann, der, wie Scherer sagt, „mit seinem feierlichen Odenstile von vornherein auf Popularität verzichtete", namentlich aber diejenigen von Follen und Wetzel. Denn auf Reimereien, wie die von Wetzel „Die Leipziger, ja die Leipziger Schlacht, Da wird man lange von sagen, Und wenn ihr auch noch so breit euch macht, Damit kann man euch jagen!" wird die Schule, welche nur für das Beste seiner Art (und auch dafür oft nur knappe) Zeit hat, gerne verzichten. Statt dessen hätte man lieber noch einige Gedichte der vier grofsen Freiheitssänger in der Sammlung begrüfst, z. B. Arndts Waffenschmied der deutschen Freiheit, Rückerts hohle Weide, Schenkendorfs Vaterland (1814) und mehrere von Körner, z. B. „Treuer Tod", „Gebet" (Hör' uns, Allmächtiger!).

Sehr glücklich war der Gedanke, zum Schlufs noch einige historische Volkslieder jener Zeit aufzunehmen, z. B. das Fluchtlied (1812) „Mit Mann und Rofs und Wagen hat sie der Herr geschlagen", welches in dem bekannten Gemälde des Meisters Arthur Kampf grofsartig aufgefafst ist. (Vgl. die Anmerkung des Hsgb. zu dem Gedichte).

Den Gedichten sind mafsvoll gehaltene, gute Anmerkungen beigegeben, welche unter dem Text stehen. Da auch Druck und Ausstattung fehlerfrei und angemessen sind, so ist das ganze Büchlein für die Behandlung der patriotischen Lyrik der Befreiungskriege ein empfehlenswertes und brauchbares Hilfsmittel.

Düsseldorf. Arnold Zehme.

F. Fafsbaender, Lateinisches Lese- und Übungsbuch für die unteren Klassen der Gymnasien und Realgymnasien. Zweite Abteilung: Für die Quinta. Münster i. W. 1895, Aschendorffsche Buchhandlung. 152 S. 8. 1,60 M.

Das Buch wird in der Hand eines geübten Lehrers sich im ganzen als brauchbar erweisen. Es verarbeitet den grammatischen Lehrstoff in richtiger Auswahl und scheidet von der unregelmäfsigen Formenlehre alles Überflüssige aus. Vom überlieferten Gang der Grammatik wird nur einmal abgegangen: der acc. c. inf. wird vor die unregelmäfsige Konjugation gesetzt, dagegen läfst sich nichts einwenden. Auch die Art der Einübung dieser wichtigen Konstruktion ist zu billigen: jedem acc. c. inf. geht der Satz im Indikativ voraus.

Zwei Drittel der Übungsstücke sind Einzelsätze, und so bleibt das Buch allerdings weit genug von dem mir vorschwebenden Ideal zurück. Doch ist das noch kein Grund zu ablehnender Beurteilung, da es sich ja hierbei nur um einen Weg handelt, der zum Ziele führen soll. Erfordert es auch etwas mehr Arbeit, so ist es doch wohl möglich[1]), beim Übungsstoffe für eine engbegrenzte grammatische Aufgabe auch den innern Zusammenhang beizubehalten. Geschieht dies, so sind wir am ehesten geschützt vor einem noch immer sehr verbreiteten Verfahren, den Inhalt der Formenlehre als einzige Richtschnur zu betrachten und mit unfehlbarer Vollständigkeit für jedes Wort ein Sätzchen zu bringen ohne Rücksicht auf das wildeste Durcheinander der Gedanken und vor allem ohne Rücksicht auf die übrigen Bestandteile des Satzes und die allmähliche Entwickelung des Satzbaues. Freilich auch bei Einzelsätzen lassen sich diese Übelstände vermeiden, wenn nur der Blick unausgesetzt auf das Ganze gerichtet ist und nicht an der einzelnen Form, dem einzelnen Worte haften bleibt. In dieser Richtung ist das vorliegende Schulbuch noch einer Vervollkommnung fähig. Auf einen Punkt allgemeiner Bedeutung möchte ich dabei besonders hinweisen. Soll der Schüler später bei der Lektüre nicht ratlos umhertasten, so mufs er an dieselbe mit der von unten auf durch fortwährende Anschauung und Übung befestigten Überzeugung herantreten, dafs die Wortstellung im Lateinischen g e b u n d e n, n i c h t f r e i i s t. Ohne einen Grund, wie er meist nur im Zusammenhang erkennbar ist, wird die regelmäfsige Wortstellung nicht geändert. Deshalb sind aus dem Zusammenhang gerissene Citate oft ungeeignet. Dem Schüler aber prägt sich die Vorstellung von der Willkür, nicht der Gesetzmäfsigkeit ein, wenn in diesen Einzelsätzen nicht das Gesetz befolgt wird: W a s s y n t a k t i s c h z u s a m m e n g e h ö r t, d a r f n i c h t g e t r e n n t w e r d e n, und zwar steht das Attribut (Partizip,

---

[1]) Vgl. meine Besprechung von Bleske-Müller und Schmidt-Lierse in dieser Zeitschr. 1897 S. 749 ff.

Apposition) hinter dem Substantiv, das Objekt (acc. c. inf.) und die adverbiale Bestimmung vor dem Verbum oder Adjektiv. Demnach wäre zu ändern § 2, 13: *Consilia Catilinae luce clariora Ciceroni fuerunt*; § 88, 1: *Romani Tarquinium Superbum ex urbe expulerunt iura populi contemnentem*. Wie es scheint, wird hier und in diesem Stücke mehrfach Rücksicht genommen auf die deutsche Übersetzung, was meines Erachtens unzulässig ist. § 73, 5: *Ita vixi, ut non putem me frustra natum esse* wäre vielleicht im Zusammenhange denkbar. Für den Einzelsatz ist doch wohl nur möglich: *ut me non frustra natum esse putem.*

In Sätzen wie § 42, 6: *Scipio Carthaginem a multis imperatoribus obsessam solus delevit.* § 87, 8: *Caesar legatis e compluribus civitatibus missis*,(?) *pacem petentibus liberaliter respondit*: würde besser eine Konjunktion oder ein Relativum angewandt. — § 61, 2: *Plerique Belgae antiquitus in Germania habitaverant atque propter loci fertilitatem in Gallia consederunt*: zweifelhafte Beispiele von Beiordnung statt Unterordnung finden sich nicht selten. Hier verlangt sogar das Deutsche eine Unterordnung des ersten Teiles.

Bei der Konjugation kommen neben der dritten Person die übrigen fast gar nicht zur Verwendung; überhaupt würde eine lebhaftere Mischung der Formen und Konjugationen viel zur Befestigung derselben beitragen. — § 45 beginnt die dritte Konjugation mit den Verben auf *-io*. Hier würden nun richtiger die Besonderheiten, die das *i* des Präsensstammes verursacht, allein eingeübt. Statt dessen werden die ganzen Verba, vorzüglich der Perfektstamm vorgeführt. Die übrigen Verba sind nämlich eingeteilt nach der Perfektbildung, und so ist es nicht gerechtfertigt, *conspexi, rapui, cepi* dort auszuschliefsen.

Überhaupt sollte die Einübung des Verbums vereinfacht werden, die Sache würde übersichtlicher, und das Ganze liefse sich rascher und sicherer beherrschen, wenn in den Lehrbüchern und beim Unterricht das Gebiet der vier Konjugationen verengt und auch äufserlich auf den Präsensstamm und inf. praes. beschränkt würde. Alles übrige ist die (eine) Konjugation. Denn ganz gleichartig gebildet sind *amavi cupivi dormivi, domui monui, cepi veni*, und die Ableitungen von solchen Stammformen geschehen ebenfalls ganz gleichmäfsig ohne jede Rücksicht auf die Konjugation, der das Präsens angehört.

An einzelnen Dingen ist mir noch folgendes aufgefallen: das historische Perfekt steht häufig, wo besser das Imperfekt stände, z. B. § 23, 8: *Aristidis arbitrio quotannis . . . talenta Delum transportata sunt.* § 80, 9: *Cum Roma combusta esset, populus patriam relinquere . . . maluit.* Das Verlassen ist nicht zur Ausführung gekommen. — § 65 *incolae Eretriae* statt *Eretrienses*, § 85 *unus eorum*, § 57 *dilexerat* st. *diligebat*. § 118 „E. befahl dem Herkules (acc.)"; im Wörterverzeichnis lesen wir: „befehlen *impero* 1;

iubeo 2". § 43 nemäisch ist ein Druckfehler. Aus welchem Grunde im ersten Wörterverzeichnis die Quantitätsbezeichnungen fehlen, ist mir nicht klar geworden.

Malmedy. Th. Büsch.

Franz Fafsbaender, Lateinisches Lese- und Übungsbuch für die unteren Klassen der Gymnasien und Realgymnasien. Dritte Abteilung: Für die Quarta. Münster i. W. 1895, Aschendorffsche Buchhandlung. IV u. 122 S. 8. 1,30 M.

Ein bedauerlicher Mangel besteht für den lateinischen Unterricht in den Mittelklassen des Gymnasiums darin, dafs die diesem Lehrgegenstande im Verhältnis zu dem vorgeschriebenen Pensum nur knapp zugemessene Zeit systematische Wiederholungen der Lehraufgaben der früheren Klassen nur in sehr beschränktem Umfange zuläfst. Wer die Durchnahme des Pensums nicht auf Kosten des Verständnisses übermäfsig beschleunigen und so diesen für die logische Schulung und das selbständige Nachdenken so aufserordentlich wichtigen Bestandteil des Gymnasialunterrichts auf das Niveau mechanischer Memorierthätigkeit herabdrücken will, dem bleibt wenig Zeit für anderes übrig, und er ist froh, die Erinnerung an die früheren Pensen durch gelegentliche, stückweise Repetition einigermafsen wach erhalten zu können. Die neuerdings frei gegebene Lateinstunde, die den Oberklassen zu gute gekommen ist, würde vielleicht auf der Mittelstufe mehr Vorteile bringen, als dort. Und doch beruht der sichere Fortschritt im Verständnis des fremdsprachlichen Schriftstellers nicht zum wenigsten auf sicherer Beherrschung des Pensums der Unter- und Mittelstufe. Dieses Ziel kann aber nur durch energische Übung erreicht werden. Aus diesem Grunde mufs das Übungsbuch, solange im grammatischen Unterricht einzelne Regeln systematisch durchzunehmen sind, auch Einzelsätze in reicher Fülle zum Zwecke des Hinübersetzens enthalten. Das kann im Hinblick auf eine gewisse Gattung von Übungsbüchern, die schon dem Sextaner lediglich „zusammenhängende" Übungsstücke bieten wollen, nicht oft genug betont werden.

Das vorliegende Übungsbuch für Quarta ist erfreulicher Weise nach jenem Grundsatz angelegt. Es enthält nur deutsche Übungsstücke; im ersten Teile des Buches begleiten diese die systematische Durchnahme des Pensums der Quarta in fünf Kapiteln hauptsächlich in der Form von Einzelsätzen; dazwischen sind Abschnitte in zusammenhängender Darstellung eingestreut, deren Inhalt besonders der Geschichte Alexanders des Grofsen und der römischen Sage entlehnt ist. Der zweite Teil enthält nur Übungsstücke, die sich in zusammenhängender Darstellung an die Lebensbeschreibungen des Nepos anschliefsen.

Das Übersetzungsmaterial scheint sorgfältig zusammengestellt und dem Standpunkt der Klasse angepafst zu sein. Vielleicht

hätte das Buch noch an Brauchbarkeit gewonnen, wenn der erste Teil auch statt der zusammenhängenden Stücke noch Einzelsätze gebracht und dadurch eine noch intensivere Einübung des Pensums durch häusliche, schriftliche Übungen ermöglicht hätte. Denn für die Übung im Übersetzen zusammenhängender Darstellung bietet der zweite Teil des Buches Material genug. Ein Übelstand, der auch sonst in derartigen Übungsbüchern begegnet, ist nicht ganz vermieden. Der Schüler ist gar zu gern zu mechanischer Thätigkeit beim Übersetzen geneigt: dem durch die grammatische Überschrift des Übungsstückes gegebenen Winke folgend, geht er, ohne viel nachzudenken, seinen Weg. Dieser Unart mufs das Übungsbuch dadurch entgegenarbeiten, dafs es die für ein und dieselbe Ausdrucksweise nötigen, verschiedenen fremdsprachlichen Wendungen in demselben Abschnitt in buntem Wechsel zur Verwendung kommen läfst. S. 45 z. B. bietet der Abschnitt Nr. 67, der mit Nr. 68 zusammen unter die Überschrift „Ablativus loci" gehört, keinen Satz, der zur Abwechselung mit dem blofsen Ablativ auch einmal die präpositionale Ausdrucksweise mit *in* zur Anwendung brächte. Ohne viel nachzudenken wird der Schüler also die richtige Übersetzung finden, auf welche ihn schon die Überschrift hinweist. Auf S. 15 bringen die Abschnitte 23 und 24, Dativus commodi, in den ersten zehn Sätzen nur den Dativ, in den folgenden vier Sätzen nur *pro* für die deutsche Präposition zur Anwendung. Sollte es nicht instruktiver sein, diese beiden Übersetzungsarten in bunter Abwechselung durcheinander zu würfeln?

Die an Nepos sich anlehnenden Lesestücke des zweiten Teiles suchen den Inhalt der Lebensbeschreibungen summarisch und unter Verwendung der wichtigsten darin vorkommenden sprachlichen Erscheinungen wiederzugeben, ohne sich sklavisch an ihre Vorlage zu binden. Da sie dabei auch die Tempus- und Moduslehre zu ihrem Rechte kommen lassen müssen, so bilden sie auch in dieser Beziehung eine Ergänzung des ersten Abschnittes, welcher für diese Regeln kein Übersetzungsmaterial in besonderen Abschnitten bietet. Dafs diese zusammenhängenden Stücke nicht auf bestimmte Abschnitte der Syntax zugeschnitten sind, gereicht ihnen nur zum Vorteil. — Ein alphabetisch geordnetes Wörterverzeichnis bildet den Schlufs des Buches, welches gewifs mit gutem Erfolg im Unterricht benutzt werden kann.

Halle a. S. G. Sorof.

J. Wulff, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für den Anfangsunterricht reiferer Schüler (Frankfurter Lehrplan). Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. XI u. 92 S. 1,40 M.

Wer ein Übungsbuch zum Übersetzen ins Lateinische für das erste Unterrichtsjahr nicht für nötig hält, weil die Gestaltung der

Übungen je nach dem Bedürfnis des Augenblicks besser dem Lehrer überlassen wird, mufs doch zugeben, dafs das Diktieren des deutschen Textes für die häuslichen Arbeiten viel Zeit raubt. Schon aus diesem Grunde empfiehlt sich ein Übungsbuch als Ergänzung des lateinischen Lesebuchs, und ein solches hat nun J. Wulff für das erste Unterrichtsjahr im Lateinischen nach dem Frankfurter Lehrplan bearbeitet. Der Anschlufs an sein Lesebuch, über welches ich in dieser Zeitschrift 1896 S. 133—142 ausführlich berichtet habe, ist gewahrt, doch nicht zu ängstlich; auch die Zahl der Stücke ist dieselbe (103).

Es ist erfreulich zu hören, dafs die mit diesem Lehrverfahren erzielten Erfolge befriedigen. Die grofse Zahl der Gegner dieses Systems oder der Zweifler wird dadurch zwar nicht anderen Sinnes werden, sondern die Endergebnisse nach den Reifeprüfungen abwarten. Beruhigend mufs es aber immerhin wirken, aus dem Munde unparteiischer Beobachter die Bestätigung zu vernehmen, dafs auch auf den neueingerichteten Frankfurter Anstalten ein guter Grund im Lateinischen gelegt wird. Und dieses Übungsbuch ist insofern ein weiteres Dokument, als es, aus der Praxis hervorgegangen und aus den wirklich gegebenen Aufgaben der Fachlehrer zusammengestellt, ein Bild von dem Betrieb des lateinischen Unterrichts in der Tertia des Goethe-Gymnasiums darbietet.

Man ersieht aus ihm, dafs es vollkommen ausreichendes Material für die syntaktische Propädeutik gewährt, welche naturgemäfs bei diesem Lehrverfahren in weiterem Umfange und planmäfsiger betrieben werden mufs, als es bisher bei Sextanern und Quintanern möglich war. Die Fachlehrer versichern, dafs das syntaktische Material, welches die Wortkunde enthält, leicht bewältigt wird, ohne das Einprägen der Formenlehre im geringsten zu beeinträchtigen. Die gröfsere geistige Reife der Schüler erscheint ihnen in jeder Beziehung als ein Vorzug. Hier braucht man keinem Schüler die fertige Regel zu bieten, sondern er wird angehalten, diese aus den Einzelerscheinungen, die nach dem Prinzip der gruppierenden Wiederholungsmethode in der Wortkunde zusammengestellt sind, selbst herauszufinden. Die gröfsere Stundenzahl (im Gymnasium wöchentlich 10, in den Realgymnasien 8) ermöglicht es, die 103 Stücke des Lesebuchs so durchzuarbeiten, dafs die Schüler sich aufserdem eine grofse Menge von Sätzen mühelos einprägen, und solche Sätze sentenziösen Inhalts leisten noch in der Untersekunda für die Syntax gute Dienste. Aus den von Wulff S. VII mitgeteilten Proben wie aus seiner Gestaltung der Stücke überhaupt erkennt man, dafs der Schüler zu einer leichten und richtigen Erkenntnis der Satzteile und Satzarten angeleitet wird. Wesentlich trägt dazu bei die Einheitlichkeit der Satzlehren in allen Unterrichtssprachen der Anstalt, indem die Unterweisungen stets von der allgemeinen Satzlehre ausgehen.

An der Praxis selbst, wie sie nun einmal hier gehandhabt

wird, läfst sich wenig aussetzen; sie scheint uns wenn auch nicht der schnellste, so doch ein durchdachter und bewufster Weg zum Ziele. Ich dehne dieses Urteil also auch auf das vorliegende Übungsbuch aus. Besteht es auch überwiegend aus Einzelsätzen, so schliefsen diese doch vielfach durch den Inhalt sich einheitlich zusammen. Und die Art des Aufstiegs vom Leichteren zum Schwereren wird ja durch das Lesebuch bedingt.

Somit kann man dies Buch als eine willkommene und zweckmäfsige Ergänzung des Lesebuchs von Wulff bezeichnen.

Colberg. H. Ziemer.

Gustav Meyer, Griechische Grammatik. Dritte, vermehrte Auflage. Leipzig 1896, Breitkopf u. Härtel. XVIII u. 715 S. (676 ff. Register). 8. 13 M.

Da Gustav Meyers Buch die einzige wissenschaftliche Grammatik des Altgriechischen in deutscher Sprache war, worin die Statistik besonders auch der Mundarten genügende Berücksichtigung erfuhr, so durfte man nach den aufserordentlich zahlreichen und teilweise tiefgreifenden Forschungen des seit dem letzten Erscheinen (1886) verflossenen Jahrzehntes auf die neue, dritte Bearbeitung gespannt sein. Sie zeigt bei gewissenhafter Verwertung des inzwischen Geleisteten ein im wesentlichen konservatives Gepräge. Nicht blofs ist der bisherige Plan aufrecht erhalten worden, die Syntax fehlt, die Abschnitte über Accent und Stammbildungslehre sind auch diesmal noch nicht aufgenommen, und eine wenigstens ausdrückliche Behandlung der Zerdehnung im Homertext wird der philologischen Kritik überlassen, sondern der Verfasser hat es auch vermieden, sich in das Nebelheim der hie und da wieder lustig ins Kraut geschossenen Hypothesen glottogonischer Spekulation zu verlieren. Ganz besonders dankenswert ist die weitgehende Sorgfalt G. Meyers in der Mitteilung des bekanntlich oft so unendlich zerstreuten Materiales und der darauf bezüglichen Litteratur. Im übrigen mufs sich bei Büchern dieser Art die Beurteilung auflösen in eine Menge von Einzelheiten: wir gehen dazu über, einige von ihnen mitzuteilen.

Zu S. 4 wäre noch nachzutragen: Dyroff, Die attische Prosa 1892, zu S. 5: Blass, Gramm. d. neutest. Gr. 1897, zu S. 25: Jungius de vocab. antiqu. comoed. attic. Das S. 29 erwähnte short Manual of Comparative Philology von Giles ist inzwischen (1896) in selbständiger Bearbeitung von J. Hertel ins Deutsche übertragen worden. Zu S. 34 vermifst man J. Schmidt, Kritik der Sonantentheorie, die z. B. S. 41 angeführt ist: über diese Lehre scheint sich G. Meyer nicht stets eindeutig auszudrücken. Z. B. die Schreibung S. 44 *τν-νυμαι, S. 45 βν-ιώ, wozu S. 46 die Begründung gegeben wird, dafs ņ vor einem Vokal sich in einen sonantischen und in einen konsonantischen Bestandteil gespalten

habe, geht doch wohl über die im Vorwort S. X angekündigte Zurückhaltung etwas hinaus. S. 43 Ist das α privativum wirklich Schwächung zu ne und nicht vielmehr zu en? Schmidt a. a. O. S. 81 ff. Kommt ἴσθι von *σθί, oder kann hier nicht das in den letzten Jahren viel behandelte Schwächungs-ι aus ε mithereinspielen? (s. z. B. Bechtel Hauptprobl. S. 111 ff., wo vielleicht auch ἔ-ειπ-ο-ν, das G. Meyer S. 607 auf ἐ-ϝε-ϝπ-ο-ν zurückführen möchte, unterzubringen wäre <ἐ-ϝε-ϝιπ-ο-ν). S. 58 Muſs in γρᾰφ-ω, τρᾰπ-ω u. a. Präsentien das ᾰ notwendig gerade als „hysterogen" nach Analogie des Aoristes u. s. w. entstanden bezeichnet werden? Könnten nicht Reste ursprünglicher „Aoristpräsentien" angenommen werden, wie doch wohl in στίχ-ω — wenn echt, s. G. Meyer S. 582 o; 605 u — ἄγ-ω u. s. w. (ai. tud-á-ti); s. auch Delbrück, vgl. Synt. II, 90 ff. S. 67 in ϝρόμος soll o-Stufe zu vermis vorliegen; allein wie erklärt sich hierbei die Umstellung? Es wird mit Per Persson Wurzelerw. u. Wurzelvar. S. 31 und 100 vielmehr zu trennen sein ϝρ-ό-μος mit Nullstufe der Wurzel. S. 68 f. Für Fälle wie σκιρτάω zu σκερρός u. s. w. ist wiederum noch zu verweisen auf Bechtel, Hauptprobl. S. 111 ff. S. 75: könnte nicht in dor. (inschr. beglaubigtem) πλᾶθος eine Nebenform zu plē (nicht „prē") stecken aus einer zweisilbigen Basis pela (deren Spiegelbild erschiene in ai. parī-ṇas) ebenso wie in lat. gnā-tus? S. 79 gegen die Angabe, daſs in lesbisch αἰμίσεων und äol. Αἰσίοδος das αι ohne weiteres = ā sei, spricht doch auch der Umstand, daſs damit dem Itazismus eine starke Waffe in die Hand gedrückt würde; es sollte wenigstens eine zeitliche Grenze bestimmt werden, wie S. 178 unten, wo für das erstere Beispiel das 4. Jahrh. genannt ist.

S. 82 Über den Ablaut ē : ă s. a. Bechtel, Grundprobl. 241 ff. Ob lat. massa für μᾰζα gegen das von Herodian bezeugte μᾶζα beweiskräftig ist? (Marx Hülfsbüchlein[2] S. 46: „māssa wie māza"). S. 96 Ἀτρείδᾱο <-syo; vielmehr -so? (Johansson de verb. contr. 215 u., Brugm. Grdr. II, 2, 1, 584 u. f.). Zu S. 108 f. § 59 f. wieder Bechtel Hauptprobl. 111 ff., wohin auch χίλιοι <χισλιοι gehören wird. S. 113—155 bei Entstehung eines υ als geschwächten Vokales scheint besonders wirksam die Nähe eines velaren oder labialen Konsonanten (Bechtel HP. 113 f.). S. 119 A. darf ἀλλ- in ἄλλος u. a. als „Stamm"form bezeichnet werden? S. 120 κρήνη ist nach Prellwitz Et. Wb. u. d. W. vielleicht aus dem Ionischen entlehnt. Zu κᾱλός s. die gelehrte Auseinandersetzung von W. Schulze Qu. epp. S. 81 f. S. 125 f. Daſs dial. η neben monophthongischem att. ει z. B. in ἠμί neben εἰμί gerade genau den Lautwert des letzteren (ẹ) gehabt haben muſs, ist doch nicht ganz notwendig: an sich lassen sich drei Abstufungen denken: 1) = ę jon. aus ā, sehr offen = ä : inseljonisch ΔΗΜΟΣ, 2) halboffen: das aus dem idg. ē fortgebildete ę in att. μή, inseljonisch ΜΕ, 3) ẹ = unächtem ει z. B. in φιλ-εῖν (<ε-εν : pʽilẹn),

θεἰς (⟨θε-ντ-ς : t̔ês): unter 2) dürfte am ehesten jenes dial. η fallen. (Vgl. auch Blass Ausspr. d. Gr.[3] 25 f.; Brugmann Gr. Gr.[3] 27; Kretschmer K. Z. XXXI 291 f.; Brugmann Idg. Forsch. IX 153 ff.). S. 128 Die böotischen Inschriften vom 4. Jahrh. ab scheiden, wie es scheint, doch noch zwischen idg. ē und idg. ā : νιομεινίη = att. νεομηνίᾱ. S. 132 Beachtenswert ist, dafs die lat. Lehnwörter mit ae : chaela, scaena, scaeptrum auf lauter griech. Vorbilder mit η ⟨ᾱ zurückgehen. S. 140 dafs für οὔνομα in der Vershebung *ὄννυμα vorzuziehen sei, ist doch höchst unwahrscheinlich: (richtig wird W. Schulze Qu. epp. 201—204 hier metrische Dehnung annehmen). S. 145 anstöfsig im Ausdruck ist der Satz: „Boeckh nennt die Inschrift satis antiquus“! S. 155 δρία Gebüsch ⟨δρϝα : vielmehr wohl zu trennen δρ-ι-α mit suffixalem ι, so Persson Wurzelerw. 224 A. 1, wo überhaupt die Annahme der Entwickelung eines i aus sonantischer Liquida mit gutem Grunde stark angezweifelt wird (Prellwitz Et. Wb. „δρϝ-ίος?“). S. 162 sollten ganz besonders auch Perssons ein ganz neues Licht auf die sog. Prothese werfenden Ausführungen a. a. O. 225—246 erwähnt sein: er verweist hier u. a. auf die Möglichkeit des Vorhandenseins sog. zweisilbiger Wurzeln oder Basen. S. 167 neben der Präposition ai. sam als Quelle sog. prothetischer Vokale wäre auch noch z. B. auf gr. ἐν, mit Schwächung ən oder n̥, woraus ἀ- (z. B. in ἀ-τεν-ής zu ἐν-τείν-ω) aufmerksam zu machen, zumal, da sich so der spir. lenis von selbst erklärt. S. 170 f.: zu der ganzen Frage über die Getrennthaltung späterer Diphthonge bei Homer (z. B. Ἀτρεΐδης : Ἀτρείδης) sollte nicht blofs der Freund dieser Theorie Nauck angeführt werden, sondern müfste ganz notwendig als Ergänzung das geistreiche und hochgelehrte Gegenpamphlet von Arth. Ludwich „Aristarch und die hom. Textkrit.“ erwähnt sein.

Zu εὐρύς s. Persson a. a. O. S. 229/30. S. 173 in μάγειρος, ὄνειρος ⟨-ερ-ιο-ς dürfte nur dann Epenthese angenommen werden, wenn ει = ei̯: allein lesbisch μάγερρος zeigt, dafs ει = ē̦ infolge von „Ersatzdehnung“; ebenso bei Ἀπείλωνι. S. 179 att. ἐάν aus ἤ ἄν : ἐάν. Brugm. Vgl. Gr. II 627, A. S. 181 Weder lat. vī-ti-s noch ahd. wī-da ist eindeutig beweisend für griech. ει: sie können auch idg., nicht erst aus ei entstandenes, ī enthalten (Brugmann V. Gr. I[1] 40; Osthoff M. U. I 9; IV 97). Dafs ἱμάτιον verschrieben sei für εἱμάτιον, ist mir angesichts der festen Überlieferung sehr unwahrscheinlich; es wird das schwache Ablauts-i darin stecken, das auch in χῑλιοι, μῑλιχος u. a. enthalten zu sein scheint. S. 183 zu beachten ist, dafs in Aenēas, Galatēa, Sigēum das ει überall vor Vokalen, in Nīlus, Chīron vor Konsonanten steht.[1]) S. 186 Zur Erklärung von Ἀΐδης macht W. Schulze Qu. epp. 468 einen Versuch. S. 196 Ob bei Herodot die offenen

---

[1]) S. jetzt E. Schweizer, Gr. d. perg. Inschr. (1898) S. 55.

Vokalverbindungen wirklich „bei weitem überwiegen"? wie viel mag hier auf Rechnung der späterhin, besonders im Anschlufs an Homer, zurechtgemachten Pseudo-ias zu setzen sein? Im ganzen wird das Verfahren von G. Kallenberg (Auswahl aus Herodot 1895) das richtige treffen, zumal wir jetzt dank Bechtel, Smyth, Hoffmann (Gr. Dial. III) das inschriftliche Material übersichtlich gesammelt besitzen. S. 201 zu ἥρωος u. a. vgl. noch W. Schulze Qu. epp. 22 Anm. S. 203: ἀρθείς von *ἀϝείρω, ἀλής (*ἀϝελής: aber da müfste für beide Länge des α nachzuweisen sein: es liegt offenbar beide Mal die schwache Stufe der ε-Wurzel (ver, vel) vor. S. 204 und sonst noch öfter zeigt sich, dafs G. Meyer, trotzdem er, wie schon bemerkt, eine eigene Behandlung der ep. Zerdehnung ablehnt, doch Anhänger der von Wackernagel (B. B. IV 259 ff.) entwickelten Lehre ist. Diese ist bekanntlich u. a. von P. Cauer in seine Ausgaben der hom. Gedichte aufgenommen worden; sie leidet aber wohl unter der Unmöglichkeit zu bestimmen, ob nicht etwa die zusammengezogenen Formen, z. T. so früh falsch „zerdehnt" worden sind, dafs sie an manchen Stellen von Anfang an Heimatsrecht haben und durch ihre sprachliche Richtigstellung eine Handhabe der Erkenntnis des zeitlich getrennten Ursprungs verschiedener Textschichten zerstört wird. Was ferner die bei G. Meyer noch häufig wiederkehrende Annahme betrifft, in Fällen wie B, 613 περάαν (= περάεν) ἐπὶ, gemessen ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | trete Längung auf „durch die Kraft der Arsis", so scheinen mir es doch die scharfsinnigen Untersuchungen von W. Schulze (Qu. epp. 140 257 „de vocabulis quae ob brevium syllabarum continuo sese excipientium numerum nisi mensura mutata versus epicus non admittit") über allen Zweifel erhoben zu haben, dafs das eigentlich Wirksame die unmittelbare Aufeinanderfolge dreier im Daktylus sonst unverwendbarer Kürzen ist. S. 206 Überliefert sind ἧος und τῆος wohl nirgends, sondern nur gelegentlich εἷος, τεῖος. S. 208 Warum z. B. Γ, 27 Ἀλέξανδρον θεοειδέα im Versschlufs bei letzterem εα mit ε als Halbvokal gelesen werden soll, ist mir nicht klar: einfacher scheint mir θεοειδῆ, wie Leo Meyer auch sonst η vorschlägt. Ist bei Homer σφῆς oder σφᾶς zu lesen? (Hes. Theog. 34 giebt σφᾶς an die Hand). S. 210 Welchen Lautwert hat δη ἀφνειότατος u. ä. (δεαφ- oder δηφ- oder δᾱφ-?). S. 214: Woher kommt attisch das ᾱ von αὐθάδης? (Prellwitz Et. Wb. S. 39; geistreich aber gesucht Wackernagel K. Z. XXVIII 130 ff.). S. 215 um Erforschung der Bedingungen, unter denen z. B. δᾱμιοεργός bleibt oder zu ου (bezw. ω) -ργός oder -εργός oder -οργός wird, hat sich Meister bemüht in der Abhandlung über Herondas. S. 211 ὀνπορίονος (ὁ Ἐμπορίονος ist nur dann Krasis, wenn es gelesen werden kann als οὑν-; statt ἅτερος u. a. schr.: ἅτερος. S. 218 τῳκίδιον (τὸ οἰκίδιον ist eigentlich doch als attische Krasis gar nicht zu begreifen (daher fordert auch Kühner-Blass Ausf. Gr. d. gr. Spr. I[3] 220 und 226 τοἰκίδιον).

S. 221: in Fällen wie *Μενεκλείους* soll gelesen werden -ε-ιους: aber eher wird W. Schulze (Qu. epp. 41 ff.) Recht behalten, dafs ει, besonders vor Vokalen, sehr gewöhnlich nichts ist, als ein graphischer Versuch, geschlossenes ε sichtbar zu bezeichnen: dann wäre die Schreibung *βασιλεῖα* mit Cirkumflex täuschend, weil sie Länge statt Kürze anzeigte. S. 223 unter Schreibungen wie *χρυσέω* läfst sich nichts Greifbares vorstellen: denn ein unsilbisch gewordener Laut (ε = i) kann doch keinen Accent mehr tragen: es ist wohl einfach das attische *χρῡσῷ* zu lesen, so gut wie aus *Μουσέων Μουσῶν* wurde. Weiterhin, ob das geschwundene ε in *νοσσός* neben *νεοσσός* gerade erst halbvokalisch werden mufste? S. 224 das halbvokalische ο erweckt starkes Mifstrauen. S. 287 liest A. Ludwich *ἀλλ' ὅτε δὴ ὀγδόατόν μοι ἐπιπιλόμενον ἔτος ἦλθε*. S. 226: Hartels *Αἰόλοιο* u. ä. hat zur Voraussetzung, dafs die Grundform -o-syo und nicht etwa o-so war. S. 228: Wenn Pherekrates *Θησέῳ* für *Θησείῳ* „gesagt" hat, so handelt es sich hier also nicht um „orthographische Verschiedenheiten" und ist *ἐδειήθη* = *ἐδἔ[ι?]ήθη* mit Kürze, *Α]ἰνέᾳ* aber = *Αἰνẹ́ᾳ* oder *Αἰνείᾳ* mit Länge, so liegt ebenfalls ein Unterschied des Lautes und nicht blofs der Schreibung vor. S. 236: anlautendes ϱ ist nicht ausnahmslos aus ϝϱ oder σϱ entwickelt: vgl. nicht nur *ῥα* zu *ἄρα* (wo man Sandhi geltend machen könnte), sondern auch *ῥέζω* färbe, ai. rāyati färbt sich. S. 238 über *ῥάξ* im Verhältnis zu frāgum Osthoff Morph. Unterss. V 66. Als nicht sicher beweisend für ursprüngl. Doppelkonsonanz von ϱ sind nur mit Vorsicht beizuziehen die Stellen, wo die Aufeinanderfolge von mehr als zwei Kürzen Anlafs von metrischer Dehnung der ersten gegeben haben könnte (s. o. z. S. 204). S. 239 Ob die vereinzelte Schreibung *ταρριφέντα* eines so späten Schriftstücks, wie ein ägyptischer Papyrus ist, Beachtung verdient? S. 241 *αἶκλον* und *αἶκνον* könnten mit verschiedenem Suffix gebildet sein. S. 251 zu *βαρνάμενος* neben *μαρνάμενος*, s. auch J. Schmidt Son.th. 26. S. 249: zu *κοινός* vgl. vor allem auch Brugmanns Deutungsversuch Begr. d. Totalität S. 50, wonach es auf qoi̯-no- zurückzuführen wäre. Dafs *γάλα* irgendwie zu √ melg gehöre, ist doch höchst unwahrscheinlich. S. 253 zu „*λάμβδα* aus *λάβδα*" vgl. S. 383: „das nach Ausweis des semitischen Lāmed ursprüngliche *λάμβδα*". S. 257 lat. cālidus „weifsstirnig" dürfte wohl nur erschlossen, nicht aber belegt sein. S. 270 jon. *ζάπεδον* wird kaum einfach für *δάπεδον* stehen; sollte nicht Anlehnung an die durch das hom. Epos gestützten Aeolismen wie *ζάδηλος* u. s. w. vorliegen? S. 278 maced. *Βίλιππος* hat vielleicht nicht einfache media, sondern media aspirata bewahrt (bh). S. 283 *καλκοῖν* statt *χαλκοῖν* wird als Dissimilation erklärt; es könnte aber auch rückschreitende Assimilation vorliegen. S. 284 Das kret. *ἄντρωπος* wird aufgeführt unter dem Wechsel von τ und ϑ: allein eher wird § 205 heranzuziehen sein, wonach in den kretischen

κ π τ z. T. ungenauer Ausdruck für χ φ ϑ zu suchen ist. S. 287 dafs nach Ausweis von Ἔχτωρ schon zu Beginn des 5. vorchr. Jahrh. κτ gelegentlich den neugriechischen Lautwert gehabt habe, will nüchterner Betrachtung nicht leicht eingehen, und ebenso steht die Annahme von Affrikaten (κχ πφ τϑ) als Zwischenstufen zu Spiranten doch oft auf recht schwachen Füfsen: Fälle wie bei Hom. z. B. Jl. *M* 208 *Τρῶες δ' ἐρρίγησαν, ὅπως ἴδον αἰόλον ὄφιν* möchte ich doch viel eher unter den von W. Schulze Qu. epp. 430 ff. behandelten *στίχοι μείουροι* unterbringen. Vorsicht wird hier besonders nahegelegt durch die Notwendigkeit, die ausnahmslose Geltung der Lautgesetze so weit wie möglich aufrecht zu halten und der unwissenschaftlichen neugriechischen Betrachtungsweise, als deren neueste Typen z. B. Rhangabé, Engel, Demetriakopulos, Telfy gelten können, keine überflüssigen Handhaben zu bieten; oft wird das Eingeständnis des Nichtwissens hier vorzuziehen sein. S. 298 *σηκός* Hürde (dor. *σᾱκός*) leitet Prellwitz Et. W. u. d. W. ab von tvā-kó s. Zu *ἴσσος* für *ἴσος* s. auch Schulze Qu. epp. 88 f. S. 307, Lin. 6 von unten lies statt *Κτηρίας* : *Κτησίας*. S. 316 Zu den gegenüber der 2. Auflage unveränderten, wesentlich auf Hartels bekannte Studien gestützten Darlegungen über Digammawirkung im Epos möchten wir folgendes hinzufügen: 1) die Ansicht, dafs das Digamma z. Z. der Entstehung und Blüte des jonischen Epos noch ein lebendiger Laut gewesen sei (S. 316), erschüttert P. Cauer in wenn nicht abschliefsender, so doch sehr gewandter Beweisführung (Grdl. d. Homerkr. 102—106); 2) konsonantisch auslautende Wörter mit kurzem Vokal vor digammatischem Anlaut können dann nicht eindeutig als Beweis für die längende Kraft des Digamma verwandt werden, wenn sich dabei eine Aufeinanderfolge von mindestens drei Kürzen ergiebt, da diese metrische Dehnung der ersten erheischt (s. o.). S. 318: Die Gewohnheit, ϝ schlechtweg einen Spiranten zu nennen, bezeichnet Brugmann Gr. Gr.[3] S. 30 A, 1 als Mifsbrauch, weil Digamma sicher allermeist ohne Reibungsgeräusch hervorgebracht worden sei (= u̯).[1]) Damit fiele auch die Aufstellung vom Übergang des Spiranten in einen Halbvokal (u̯): dafs dieser dann in *ταλαύρῑνος* vollends in einen Vokal (u) umgesetzt worden sei, scheint irrig: jedenfalls funktioniert dieser unsilbisch, d. h. er ist eben wieder nichts anderes als der Halbvokal u̯. Was endlich die Annahme einer „Verschärfung" des ϝ zwischen Vokalen unter dem Iktus angeht, so gestehe ich, mit dieser (doch wohl unter Ficks Einflufs stehenden?) Bezeichnung keinen rechten Begriff verbinden zu können, umsomehr, als vielleicht der sog. Iktus in der griechischen, streng quantitierenden

---

1) Korrekturnote. In ein weitetes Stadium eingetreten ist die Frage durch die Untersuchung von A. Thumb Idg. Forsch. IX, bes. S. 338, L. 3 v. o. ϝ war sowohl v wie u̯".

Metrik überhaupt keine Tonverstärkung bedeutet, sondern einfach unserem Taktstrich entspricht. Das Richtige (*αὔϊαχος* <*ἀϝϝ-* <*ἀν-ϝ-*) dürfte auch hier wieder der scharfsinnige und gelehrte W. Schulze Qu. epp. 65 gesehen haben. S. 324 Wenn wirklich der spir. asper schon im 5. Jahrh. auch in Attika im wesentlichen abgestorben und sogar nach 403 inschriftl. nicht mehr bezeichnet wurde, so fragt man sich unwillkürlich, woher denn unsere, oft auffallend genaue Überlieferung über ihn stammt. Ohne allen Zweifel richtiger scheinen mir die Auseinandersetzungen von Blass Musspr. d. Gr.[3] 90—95, für den u. a. doch sehr ins Gewicht fallen ausdrückliche Zeugnisse der Alten selbst wie Aristot. El. sophist. p. 177 b, 3, wonach *ὅρος* und *ὄρος* zwar mit denselben Buchstaben geschrieben sind, *τὰ δὲ φθεγγόμενα οὐ ταὐτά*. Wozu hätten die Grammatiker ferner im 4. Jahrh. das Zeichen ⊦ erfunden und vor allem, wie hätten sie es auch nur annähernd richtig setzen können in jonisch geschriebenen Texten mit H = ē, wenn ihnen die lebende Mundart keinen Anhalt geboten hätte? Fast schlagend scheint mir eine Analogie aus unserer Sprache: Willmanns deutsche Gr. I[1], S. 72 § 87 sagt, dafs im Mittelalter die Hinzusetzung wie die Weglassung des h in den Handschriften merkwürdig schwanke, trotzdem es doch bis auf den heutigen Tag ganz deutlich vernehmbar sei: „gleichwohl mufs es ein schwacher Laut gewesen sein". S. 325 *ἄγειν* kann von *ἀγ-* in *Ἁγησίλᾱος* (√ sag in lat. sagāx) beeinflufst sein, *ὀκτώ ἐννέα* von *ἑπτά* u. a. m.; sie würden also im Gegenteil für Erhaltengewesensein des Lautes sprechen (auf S. 326 nimmt G. Meyer nur Beeinflussung der Schrift an). S. 329 Das Verhältnis von *νότος* zu germ. sund-wint (Süd-wind) scheint mir nicht leicht zu erklären, während die bisherige (auch von Prellwitz u. d. W. angenommene) Vergleichung mit nhd. nafs einleuchtend war. S. 330 Über den Wechsel mit *σ* + Konsonant und mit Konsonant allein s. a. Persson Wurzelerw. an manchen Stellen, bes. S. 213 A 1, und Schrijnen Étude sur le phénomène de l' s mobile (mit der Beurteilung durch Parmentier Anz. f. idg. Spr. u. Altertk. I 109 f.). S. 331 Die Möglichkeit begrifflicher Vermittlung zwischen *σκέλος* Schenkel einerseits mit lat. scĕlus = ai. chála andrerseits ist mir nicht einleuchtend, ebensowenig wie die lautliche zwischen *γλυκύς* und dulcis. S. 343 Gegen die Gleichsetzung von *ἅπαντ-* mit altind. ça-çvant <sa-çvant wendet sich Bechtel Hptprobl. S. 140. S. 350 *πέπυσμαι* für *πέπυμαι* : *πε-πυθ-μαι*? S. 355 mēlius : mĕlius. S. 382 *Κωσταντῖνος* u. ä. ist nicht griechische sondern lateinische Eigentümlichkeit (Cō^{n}stantīnus). S. 356 zu *δεσπότης* hat sich neuerdings auch J. Schmidt in der Krit. d. Sonantenth. geäufsert. S. 375 Hinsichtlich der längenden Kraft der Nasale und Liquiden ist wiederum die Möglichkeit metr. Dehnung bei der Silbenfolge ⏑́ ⏑ ⏑ zu beachten. S. 441 zur Stammgestalt von *Ἄρης* ganz neuerdings eine weitere Vermutung von Brugmann Idg. F IX 157 f. *ἠώς*

ke̯usōs, vielmehr *kāu̯sōs*, Streitberg Idg. F. III 394. S. 420: ob *Ζεύς*, *βοῦς* wirklich lautgesetzlich verkürzt aus **Ζηυσ*, *βωυς* und nicht vielmehr *Ζής*, *βῶς* die (schon idg.) ursprünglichen Formen? Der Einspruch, den Bechtel gegen das sog. Kürzungsgesetz in seinen Hauptproblemen S. 273 ff. erhoben hat, hätte erwähnt werden dürfen. S. 438 Die Behandlung der Formen wie *δείους*, *σπείους* u. s. f., bei der man sich bislang vorzüglich z. B. auf Nauck, Wackernagel, Cauer, Schulze berief, ist in ein neues, wesentlich konservativeres Stadium eingetreten durch den Idg. F. IX, 153—182 abgedruckten Vortrag von Brugmann über den Wechsel von *η* und *ει* vor Vokalen. Danach wandelt sich unechtes *ει* (= ē) in *η* (= ę̄) von *ε* und *ι* durch Dissimilation. Dort wird auch der noch von Cauer und G. Meyer geteilten Neigung zu aufgelösten Formen (*ἀκλεεές* u. ä.) zu Leibe gegangen und das von letzterem (S. 464) eine „ganz unbegreifliche" Form genannte *κλέᾱ* bei Hom. verteidigt. Der angezogene Aufsatz ist überhaupt lehrreich, weil darin die von philologischer Seite stets geübte (von A. Ludwich in seinem Aristarch allerdings übertriebene) Zurückhaltung gegenüber der die Überlieferung gern beiseite schiebenden sprachwissenschaftlichen Hypothese nunmehr von einem der namhaftesten Vertreter dieser selbst eine unerwartete Bestätigung erfährt. S. 443 *Ἰδαμενῆος*: *Ἰδο-*? S. 461: Wie erklärt sich die Verschiedenheit von ursprüngl. *νῆας* und *βῶς*? S. 466 statt *δαέρων* A. 796 wird eher *δαερῶν* als **δαιϝρῶν* zu lesen sein, vgl. auch Schulze S. 26. S. 478 Statt *βασιλέε* dürfte eig. att. sein *βασιλεῖ* (ę̄). Über *μείζων* ganz neuerdings Brugmann V. d. Sächs. G. d. W. ph.-hist. Kl. 1897 II. S. 497 *τρισκαίδεκα*: zu schreiben wohl *τρῖς* mit alter Akkusativ- statt Nominativbildung. S. 556 f. Die verschiedenen Formen von *οἴγνῡμι* lassen sich vielleicht durch abweichende Ablautung der Basis erklären, sei es, dafs man diese mit einem Präfix zusammengesetzt sein liefse (wobei dann der von Brugmann Grd. II 2, 1 826 A. eingeschlagene Weg zu verfolgen wäre), sei es, dafs man sie von Anfang an als zweisilbig ansetzte: hom. *ἔῳξα* wäre dann = *ἠ-ϝοιξ-α*, *ᾤ-ιξα* = *ὠ-ϝιξ-α*, *οἴγνῡμι* = *ὀ-ϝιγ-νῡ-μι* (vgl. *ἤ-θελ-ο-ν*, *ὠ-φελ-έ-ω*, *ὀ-φελ-ος*). S. 593 *λῡ́ω* mit *ῡ* aus der „starken" Wurzelform lū: aber 1) würde diese nicht leu̯ oder lēu̯ lauten? S. Prellwitz S. 187. Osthoff Morph. Unterss. IV 20, A. 1; 2) ist wenigstens zu erwähnen die doch sehr beachtenswerte, vor allem weil den Quantitätswechsel bei Homer (*ῠ*) und den Attikern (*ῡ*) aufhellende Darlegung von W. Schulze Qu. epp. 309 ff.. S. 601 „mit ursprünglichem *ᾱ* *βήτην*": mit unursprünglichem? S. 603 in *ἔφῡν* *ε* 486 ist die Dehnung einfach metrisch (⏑́ ⏑ ⏑), eine Erklärung, die sich, soviel ich sehe, auch auf sämtliche Stellen mit *ἄμπνῡτο* anwenden läfst. S. 619 *ἀποκατατασταсεῖ*: ein *τα* zu viel? S. 624 u.: *ἑάλωκα* : *ἑᾱ́λωκα*? *ἑώλπει*, *ἑώργει* „falsch": aber am Ende doch zu erklären aus *ἠ-ϝε-ϝοργ-ει*, wie ja G. Meyer trotz seiner neuer-

dings hervortretenden Abneigung gegen η als Augmentform diese doch für die mit ϝ beginnenden Verben zuläfst (S. 556). S. 631 Dafs überall bei Hom. ϝιδυῖα u. s. f. einzusetzen sei, halte ich für unerweisbar und glaube, dafs Ludwich in der Ablehnung solcher „urgriechischer“ Formen ein Recht hat, gehört zu werden. S. 632 Dafs anstatt δείδω bei Hom. δέδδοα ⟨*δέ-δϝοι-α einzusetzen sein soll, hat mir nie einleuchten wollen: warum soll es nicht = δϝει-δ-ω d. h. starke Wurzel δϝει (vgl. kor. ΔϝΕΝΙΑ) + „Determinativ“ δ + ω sein? Die Hauptschwierigkeit jener Ableitung liegt m. E. in dem ει bei den Schriftstellern nach Homer: bei diesem könnte man ja an „metrische Dehnung“ denken (wonach dann ει unecht wäre = ē); aber sollte diese sich dann auch in der späteren, z. T. prosaischen, Litteratur in der Schreibung so fest gesetzt haben? Überdies würden dann fut. u. aor. ein andersartiges, nämlich echtes ει (= ei) haben. Auch fällt es auf, dafs von sprachwissenschaftlicher Seite, die sonst gegen frühzeitige Kontraktion eine Abneigung zeigt, hier eine verhältnismäfsig so wenig übliche wie die von οα in ω angenommen wird; kurzum, die Frage dürfte noch eingehender Nachprüfung zu empfehlen sein. S. 666 διδοῦναι Ω 625 braucht nicht durchaus notwendig Analogiebildung nach δοῦναι zu sein, sondern kann auch — im 6. Fufs stehend — nach der Freiheit der στίχοι μείουροι gefafst werden (geschr. ΔΙΔΟΝΑΙ).

Das Buch G. Meyers ist für jeden Gräzisten unentbehrlich und gehört zum eisernen Bestand jeder genügend versehenen Gymnasialbibliothek.

Maulbronn (Württemberg). Hans Meltzer.

H. Reich, Übungsbuch der griechischen Syntax in 2 Teilen. Bamberg, C. C. Buchner Verlag. 1. Teil: Die Syntax der Kasus nebst Materialien zur Wiederholung der Formenlehre. 1897. VII u. 168 S. 1,80 M. 2. Teil: Die Syntax des Verbums. 1898. IV u. 141 S. 1,80 M.

Beide Teile bestehen aus je zwei ungleich grofsen Abschnitten; die ersten enthalten griechische Einzelsätze, die zweiten deutsche Einzelsätze und zusammenhängende Stücke.

Im einzelnen ist der grammatische Lehrstoff folgendermafsen verteilt. Die Sätze des ersten Abschnittes im ersten Teile sind den einzelnen Paragraphen der Grammatik entsprechend gebildet oder aus Schriftstellern zusammengestellt; S. 1—28 dienen sie der Wiederholung der Formenlehre, S. 28—36 der Einübung der Hauptregeln der Verbalsyntax, S. 37—60 der Einführung in das Verständnis der Kasus-Syntax. In den Stücken des zweiten Abschnittes sind die einzelnen Regeln je eines grammatischen Abschnittes gemischt verwendet und zwar S. 61—83 in Einzelsätzen, S. 84—125 in zusammenhängenden Stücken die Hauptregeln der Verbalsyntax und die Regeln über den Gebrauch der einzelnen

Kasus und der Präpositionen. Nach der Durcharbeitung des gesamten grammatischen Lehrstoffes kann der Lehrer bei der Übersetzung der Aufgaben auf S. 126—136 den Grad der Sicherheit seiner Schüler in der Anwendung sämtlicher Regeln bestimmen. Ähnlich ist der zweite Teil des Übungsbuches eingerichtet. Verf. hat in dem ebenfalls kleineren ersten Abschnitte Mustersätze im engen Anschlufs an die Reihenfolge der Paragraphen der Grammatik zusammengestellt; es folgen zunächst Einzelsätze, dann zusammenhängende Stücke, die sich, ebenso wie im ersten Teile, nicht an die Reihenfolge der Regeln kleiner syntaktischer Einheiten halten. In den Übungsstücken auf S. 109—119 sind sämtliche Regeln des Jahrespensums verwendet. Den Schlufs in beiden Teilen bilden deutsch-griechische Wörterverzeichnisse. Die Bedeutung unbekannter griechischer Wörter soll im Schulwörterbuch aufgesucht werden, das „ein Schüler der sechsten Klasse sein eigen nennen mufs". Durch diese Einrichtung will Verf. „die Aneignung eines entsprechenden Wortschatzes" bei den Schülern erreichen und damit den ausdrücklichen Bestimmungen der bayerischen Unterrichtsbehörde nachkommen.

So weit meine Kenntnis reicht, sind die vorliegenden Übungsbücher die ersten, in denen für die Syntax griechische Einzelsätze zur Übersetzung geboten werden. Eine äufsere Veranlassung dazu liegt darin, dafs „die an den meisten bayerischen Gymnasien eingeführte Englmann-Rottmannersche Syntax des attischen Dialekts für die Syntax auf Mustersätze, wie sie in ausführlicheren Grammatiken üblich sind, Verzicht leistet". Aber ich finde für das Verfahren des Verf.s auch eine innere Berechtigung. Je öfter und in je mannigfaltigerer Verbindung die grammatischen Eigentümlichkeiten in Beispielen derselben Sprache auftreten, desto gründlicher werden sie erfafst und desto mehr wird das Verständnis für die jedesmaligen Neuheiten erleichtert. Daher bin ich mit dem Umfange, den der Verf. gerade diesem Teile seines Buches gegeben hat, durchaus einverstanden. Ein Teil dieser Sätze mufs auch zur Übung im Übersetzen ins Griechische benutzt werden, da in den deutschen Einzelsätzen sämtliche Regeln eines grammatischen Abschnittes Verwendung finden.

Aufserdem hat das Buch noch eine dritte Aufgabe zu lösen. Es soll Materialien bieten zur Wiederholung und Befestigung der Formenlehre. Diesem Zwecke dienen 530 griechische Einzelsätze im ersten Teile, auf deren Durcharbeitung „während des ersten Trimesters" in der sechsten Klasse „ab und zu je nach Bedürfnis ein Teil der Unterrichtsstunde zu verwenden" sein dürfte (S. V). Dieser Abschnitt erscheint mir überflüssig. Die Wiederholung kann durch blofse Bildung von Formen schneller und zweckmäfsiger erfolgen; dann bieten viele Sätze den Schülern auf dieser Klassenstufe gar keinen Nutzen. Für die Einübung der Subst. und Adj. der 2. Dekl. sollen Sätze übersetzt werden: A. II 1:

ὁ μὲν βίος βραχύς, ἡ δὲ τέχνη μακρά. 12: *ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ.* Medium und Passiv. Präs. und Impf. Verba non-contracta: B. II 1: *ὃ βούλεται, τοῦθ' ἕκαστος καὶ οἴεται.* VII 27: *ἦλθον, εἶδον, ἐνίκησα.* 54: *εὕρηκα.* 63: *ὦ φίλοι, ταύτην τὴν ἡμέραν ἀπολώλεκα.*

Eine dankenswerte Beigabe sind im ersten Teil die drei letzten Stücke, die den bayerischen Progymnasien in den Jahren 1894—1896 als Prüfungsaufgaben von der Behörde gestellt worden sind. Sie geben die Möglichkeit, die Anforderungen bei der Abschlufsprüfung in Preufsen und Bayern mit einander zu vergleichen. Die drei Aufgaben sind von ungleicher Länge; die erste umfafst $24^1/_2$, die zweite $17^1/_4$, die dritte $35^1/_2$ Druckzeilen. So viel ich darüber urteilen kann, wird in Preufsen den Schülern die Übersetzung von etwa 20 Druckzeilen zugemutet. Hinsichtlich der Schwierigkeit dürften die Aufgaben für die Abschlufsprüfung in den beiden gröfsten Bundesstaaten nicht viel von einander abweichen.

Die beiden Bücher sind, da sie sich an eine in Preufsen wohl kaum eingeführte Grammatik eng anschliefsen, bei uns nicht zu verwenden. Aber auch abgesehen davon, wird sich bei uns kein Lehrer finden, der die Einführung des zweiten Teiles befürworten wollte, da in Obersekunda für die Durcharbeitung auch nur eines Teiles der Stücke die erforderliche Zeit nicht vorhanden ist.

Wo die Verhältnisse aber anders liegen, dürfte der Wunsch des Verf.s, „es möge sich das Büchlein durch gute Unterrichtserfolge als brauchbar und nutzbringend erweisen“ wohl in Erfüllung gehen.

Bartenstein. Gotthold Sachse.

Thucydidis Historiae ad optimos codices denuo ab ipso collatos recensuit **Carolus Hude.** Tomus I: libri I—IV. Lipsiae 1898, B. G. Teubner. XVI u. 352 S. gr. 8. 10 M.

Wenn jüngst Edmund Lange in seiner kritischen Übersicht über „Die Arbeiten zu Thukydides“ (Philologus Bd. 56 S. 678) die Hoffnung aussprach, „dafs konservativere Anschauungen in der Thukydideskritik langsam, aber sicher an Boden gewinnen“, so liefert die neueste kritische Ausgabe der vier ersten Bücher des Thukydides dafür keinen Beweis. Der hervorragende dänische Thukydidesforscher will zwar konservativ sein, läfst sich aber mitunter zu rasch zur Aufnahme von Änderungen oder zur Annahme von Glossemen verleiten, teils durch ältere Kritiker, wie besonders Krüger, teils durch die neueren, minder schonenden Holländer und Engländer, denen er allerdings nicht auf Schritt und Tritt folgt, teils durch zu grofse Nachgiebigkeit gegen eigene geistreiche Vermutungen. In den Text einer kritischen Ausgabe sollen nur ganz gesicherte, allgemein anerkannte Verbesserungen Aufnahme

finden, niemals solche, die unter Umständen wieder ihren Platz dem Überlieferten oder dem unzweifelhaft Richtigen einräumen müssen. Ist eine Überlieferung auf natürliche Weise zu erklären, so mufs sie festgehalten werden, selbst wenn eine leichte Veränderung die Erklärung bequemer machen würde. So ist z. B. I 71, 3 die doppelte Korrektur *καὶ ἡσυχαζούσῃ μὲν* [*τὰ*] *ἀκίνητα* ⟨*τὰ*⟩ *νόμιμα ἄριστα* schon wegen des vorhergehenden *τὰ ἐπιγιγνόμενα* wenig einleuchtend; die Überlieferung *τὰ ἀκίνητα νόμιμα ἄριστα* ist weit kräftiger. Zum Sinne vgl. 3, 37, 3. Ebensowenig liegt 3, 39, 4 ein zwingender Grund vor, die überlieferte, durch Clem. Alex. Strom. p. 620 c gedeckte Wortstellung *μάλιστα καὶ δι' ἐλαχίστου ἀπροσδόκητος εὐπραξία ἔλθῃ* zu ändern in *μάλιστα ἀπροσδόκητος καὶ δι' ἐλαχίστου εὐπραξία ἔλθῃ*; im Gegenteil ist die Zusammenstellung der beiden Adverbialbestimmungen viel wirkungsvoller. Auch zur Umänderung des in der folgenden Zeile stehenden *εὐτυχοῦντα* in *εὐτυχοῦνται* ist keine Veranlassung. IV 13, 3 ist Rutherfords Vermutung *ἔν τε τῷ λιμένι μενούσας τὰς ναῦς καὶ οὐκ ἐκπλεούσας* für *οὔσας* unleugbar blendend, aber gegenüber der durchaus genügenden Überlieferung nicht berechtigt, in den Text aufgenommen zu werden. Dieselbe Berechtigung hätte dann auch Hudes eigene Konjektur IV 26, 7 *πλοῖα* ⟨*ἅτε*⟩ *τετιμημένα* und eine ganze Anzahl anderer hübscher Vermutungen, die der Herausgeber schon früher machte, aber jetzt mit anerkennenswerter Zurückhaltung bescheiden unter den Text weist. Anders liegt die Sache bezüglich der Handschriften. Hude hat bereits vor Jahren seine Ansicht über den Wert der Thukydideshandschriften dahin ausgesprochen, dafs er alle auf einen Archetypus zurückführt und zwei Hauptfamilien unterscheidet, deren Führer der Laurentianus C und der Vaticanus B sind. Jenem erkennt er auch heute noch den Vorrang zu (vgl. Jahrgang XLVI (26), S. 335); aber er ist, wie er selbst bekennt (S. VIII), mafsvoller, vorsichtiger geworden. Wenn er bei seiner Rezension den Laurentianus zu Grunde legt, besonders weil dessen Lesarten durch Citate bei anderen Schriftstellern, namentlich bei Dionysius von Halikarnafs, Bestätigung finden, so läfst sich im allgemeinen gegen dieses Verfahren um so weniger einwenden, als H. eine genaue Kenntnis der Handschriften hat. Die peinliche Sorgfalt, mit welcher die Abweichungen derselben von einander, selbst ganz unbedeutende und vielleicht unwichtig scheinende orthographische Verschiedenheiten und Eigenheiten angegeben werden, verleiht der Ausgabe einen aufserordentlichen Wert und macht sie für den Thukydidesforscher unentbehrlich. Der Text aber zeigt, wie erklärlich bei diesem selbständigen Urteil des Herausgebers, vielfach eine von dem gewohnten abweichende Gestalt; ob die richtigere oder die wahre, das wird in den meisten Fällen dahingestellt bleiben. Denn bei der Auffassung vieler Stellen spricht das subjektive Gefühl

stark mit. Im ganzen gewinnt man indes doch den Eindruck, dafs die Lesarten des Laurentianus gröfsere Berücksichtigung verdienen, als man ihnen seither im allgemeinen zuzugestehen geneigt war. Wenn z. B. in C und Dion. Hal. Thuc. iud. 834, 16 das Kapitel I 118 durch drei gleiche, von der sonstigen Überlieferung abweichende Lesarten *μεταξὺ τῆς τε Ξέρξου ἀναχωρήσεως* etc. (andere ohne *τε*), *οἱ Ἀθηναῖοι* (and. ohne *οἱ*), *ἢν μὴ ἀναγκάζωνται* (and. *εἰ μὴ ἀναγκάζοιντο*, G. *εἰ μὴ ἀναγκάζωνται*) die Identität der Rezension für C und Dionysius (siehe schon L. Sadée, De Dion. Hal. scriptis rhetoricis quaest. criticae, Strafsburg 1878 S. 224) aufser Zweifel gesetzt ist, so beweist doch auch die Eigenart der Abweichungen zugleich die Wichtigkeit der Handschrift. Mag auch das zugefügte *οἱ* dem Schreiber unwillkürlich in die Feder geflossen sein, auf das eher störende als gewohnte *τε* konnte er schwerlich von selbst kommen; es stand in der Vorlage so gut wie bei BC VIII 95, 1 und wohl auch an den anderen Stellen II 13, 7. III 106, 3. IV 42, 2. VI 5, 1. Ähnlich ist es mit *ἢν μὴ ἀναγκάζωνται*, wofür schwerlich *εἰ μὴ ἀγαγκάζοιντο* im Archetypus stand, eher *εἰ μὴ ἀναγκάζονται* oder wirklich *εἰ μὴ ἀναγκάζωνται* (s. G. u. VI 21, 1); es könnte also *ἢν μὴ ἀναγκάζωνται* ebensogut Korrektur sein als *εἰ μὴ ἀναγκάζοιντο*, immerhin käme erstere Änderung der Wahrheit näher. Das blofse Zeugnis des Dion. Hal. genügt mir für *τότε δ'ἔτι* (*τότε δέ τι*) nicht; da auch C *τὸ δέ τι*, wie die übrigen Handschriften, bietet, möchte ich keine Änderung des Textes sehen, zumal die Überlieferung nicht schlechter ist als das bei Dionysius Stehende. Und Hude selbst leugnet nicht, dafs man bei der Korrektur nach Dionysius äufserst vorsichtig sein mufs (S. X). S. z. B. I 138, 3 Dion. Hal. *ἐπικρῖναι* st. *εἴη κρῖναι*.

Von geringerer Bedeutung und zweifelhaftem Werte sind die Zeugnisse anderer Schriftsteller. So wird sich nicht leicht entscheiden lassen, ob IV 117, 2 die Handschr. mit *ὡς ἔτι Βρασίδας* recht haben oder Schol. Aristoph. Pax 479 mit *ἕως ὅ τε Β.* Hude nimmt auf *ἕως*, behält aber *ἔτι*. I 132, 5 zieht er dem überlieferten *παραποιησάμενος σφραγῖδα* das blofse *παρασημηνάμενος* des Pollux VIII 27 vor; auch 126, 6 schiebt er mit Hemsterhuys aus Poll. I 26 *ἁγνὰ* vor *θύματα* ein, stellt aber 126, 11 das von C überlieferte *ἀπεχρήσαντο* über dessen und anderer *ἀνεχρήσαντο*. I 138, 6 mifstraut er den Worten *οἱ προσήκοντες*, die doch durch das Mifsverständnis bei Paus. I 1, 2 und Nep. Them. 10 geschützt sind. Beiläufig sei bemerkt, dafs auch die Verdächtigung von *θάπτειν*, die H. nach Cobet anerkennt, nicht berechtigt ist; denn 1) es läfst sich dazu wahrlich leicht das unmittelbar vorhergehende *ἐν τῇ Ἀττικῇ* wieder denken, 2) schon das blofse *θάπτειν* war einem Vaterlandsfeinde, wie Themistokles geworden war, versagt (s. Soph. Ant. 28 Ai. 1132 Eur. Phoen. 1645. 1664 ff. Äsch. Sept. 1014). Gegen das *καθαι*-

ϱετόν des Laur. I 121, 4, was durch das Fragm. Dio. Cass. 43, 11 bestätigt wird, bleibt Stahls Einwand bestehen. Es kann richtig sein, mufs es aber nicht; *καϑαιϱετέον* ist kräftiger. Dafs IV 48, 2 Eustath. Hom. Od. *α* 334 p. 1421, 7 *τοῦ οἰκήματος* nicht hat, zwingt nicht, es zu streichen. Nach Dio Cass. XXXIX 45, 2 *ἐν* (nach *ἄπωϑεν*) einzusetzen, ist gewagt. Auch auf das eine Zeugnis des Exc. Longin. Rhet. Gr. I 2, 216, 15 hin in I 6, 1 *ἐσιδηϱοφόϱουν* statt des Singulars zu schreiben, erscheint bedenklich. Bei den Citaten fehlt hier Aristot. Pol. B 8. 1268 b 40. Und zu I 9, 2 *τὰ σαφέστατα Πελοποννησίων* war Dio Cass. fragm. 6, 5 (Bk) anzugeben, wenngleich dort Dindorf *οἱ σαφέστατα τὰ Σαβίνων εἰδότες* korrigiert, wie H. ja auch bei Thuk. will. Die Stelle spricht für die handschriftliche Überlieferung. Bei Dion. Hal. 5, 18 ist *σαφέστατα* zweifellos als Adverb gefafst, wie vom Schol. zu Thuk. Vgl. übrigens I 22, 4. Hude führt, wie er selbst hervorhebt, keineswegs sämtliche Zeugnisse aus dem Altertum an. Es fehlen z. B. zu I 1, 1 Crepereius, Calpurnianus bei Lukian Hist. conscr. 15; zu I 1, 2 Herodian ab exc. divi Marci I 8, 7, zu 6, 3 Ael. Var. hist. IV 22. Luk. nav. 3. Clem. Alex. Paid. II 10; zu 33, 2 Dem. Ol. I 1; zu II 48 ff. Procop. de b. Pers. II 22 ff. Ungern vermisse ich zu I 93, 3 die Parallelstellen, weil H. die selbst von Herbst ausgeschiedenen Worte — zu meiner Freude — festhält. Ich habe sie verteidigt Wochenschr. f. klass. Philol. IX Nr. 31 Sp. 836 und XIV Nr. 37 Sp. 1004 f. Viel wichtiger als die zu I 101, 3 angeführte Stelle Schol. Aristid. p. 195 F ist hierzu und zu III 54, 5 das Citat bei Paus. IV 24, 6.

Von den Scholien werden nur die für die Kritik wichtigen aufgenommen. Das ist unangenehm, denn man mufs also auch fernerhin neben der Hudeschen Ausgabe diejenige von Haase (Didot, Paris 1840) oder die grofse Popposche benutzen. Und ob ein Scholion Wichtigkeit für die Kritik besitzt, hängt manchmal auch wieder von persönlicher Ansicht ab. Um eine objektive Beurteilung zu ermöglichen, mufs man in einer kritischen Ausgabe die Scholien, so wenig beachtenswert sie erscheinen mögen, ohne Unterschied mitteilen. Nach dem schol. Bas. streicht H. I 144, 2, wie schon andere vor ihm, *τοῖς Λακεδαιμονίοις* nach *σφίσι*, ebenso IV 114, 4 *τῶν Α.* nach *σφῶν*, nicht aber IV 85, 4 *οἱ Α.* nach *ἡμεῖς*. Er könnte sich für die beiden ersten Stellen ganz gut auf den Schol. zu I 90, 2 *μετὰ σφῶν, τῶν Α.*, ebenso auf 91, 5 stützen, führt ihn aber nicht an. Übrigens verteidigt gerade Krüger, dem H. sonst gerne folgt, dort wie I 100, 3 [*οἱ Ἐννέα ὁδοί*] die Überlieferung. Zu letzterer Stelle s. Dion. Hal. Historiogr. ed. Kr. p. 169. Aus dem Schol. II 96, 1 läfst sich doch kaum schliefsen, dafs derselbe die Worte *ἐς* — *Ἑλλήσποντον* nicht las. Wenn H. angiebt „del. Kr.“, so ist zu bemerken, dafs Krüger nur diese Vermutung ausspricht, aber *μέχϱι ϑαλάσσης* streicht. Auch zu I 2, 5 *οὖσαν* sollte die Bemerkung des Schol. *ἀντὶ τοῦ*

εἶναι gesetzt sein (vgl. Max. Tyr. diss. 29, 7), weil sie zeigt, wie solche Infinitive gerade zu *διὰ τό* durch mifsverständliche Auffassung kommen können. Ferner war das Schol. zu I 3, 2 *εἶχεν ἀντὶ τοῦ „ἔχειν“* anzugeben, da Reiske dies gerade vorschlägt; zu I 16, 1 das Schol. *λείπει τὸ τοῦ* (s. codd. AB). I 18, 1 ist *αὐτήν* durch den Schol. bestätigt, 91, 4, wo CG *ἐν αὐτῇ* (!) haben, dagegen nicht. I 19, 1 hat auch der Schol. *πολιτεύσωσι*. Desgleichen fehlen die Bemerkungen der Schol. zu I 60, 3. 69, 5. 90, 1. Wenn I 90, 3 die Worte [*τοὺς ἐν τῇ πόλει, καὶ αὐτοὺς καὶ γυναῖκας καὶ παῖδας*] mit Berufung auf den Schol. gestrichen werden, so mufste die ganze Stelle Aufnahme finden. Daraus ergiebt sich nicht, dafs der Schol. die eingeklammerten Worte nicht las, sondern nur, dafs er die Worte *αὐτούς* u. s. w. auf *πάντας*, nicht auf *πανδημεί* bezogen wissen wollte. Eher als auf den Schol. könnte man sich vielleicht auf Nep. Them. 6, 5 berufen, weil dieser omnes erklärt durch servi atque liberi. Dies geht aber wohl auf Diod. p. 435 zurück, der nicht nur *πανδημεί* sagt, sondern neben den Weibern und Kindern auch Fremde und Sklaven anführt. Der eine will bei Thuk. *πάντας* streichen, der andere *τοὺς — πόλει*, Hude diese und die folgenden Worte; jetzt streiche noch einer *πανδημεί*! Der ganze Ausdruck in seiner Fülle scheint echt thukydideisch (vgl. I 103, 2. II 27, 1. V 82, 6), Das *ἔφασαν* I 91, 5 wird durch die Bemerkung des Schol. *κατὰ κοινοῦ τὸ ἔφασαν* entweder gestützt oder erst recht als ursprüngliches Glossem bewiesen. Darum mufste das Schol. jedenfalls mitgeteilt werden. Krüger streicht konsequent verfahrend das *ἔφασαν* auch I 28, 3, während H. es dort behält. Selbst zu der oben angeführten Stelle I 126, 6 (s. darüber Wochenschr. f. klass. Philol. XIV Nr. 37 Sp. 1006) giebt H. das doch von Stahl verwertete Schol. nicht an. Auch zu folgenden Stellen sind die Scholien zu beachten: II 7, 2. 11, 7. 62, 3. 89, 2 (vgl. 92, 7), III 30, 4. 31, 1. 38, 1. 51, 2. 67, 7. 87, 1 und IV 117, 1 (*διακοπή*); III 107, 2. IV 63, 2 (besonders, weil H. hier *περιέσται* vermutet). 67, 1. 132, 3, werden leider aber nicht mitgeteilt. II 102, 4 trifft die Angabe „verba *τὸ* (sic CE, *τῷ* ABFGM$_{c2}$) *μὴ σκεδάννυσθαι* non legisse videtur schol.“ nicht ganz zu; denn dieser bemerkt ja dazu „*τὴν πρόσχωσιν δηλονότι*“. Zu dieser Stelle und zu § 6 siehe auch Paus. VIII 9. Das *διὰ τό* etc. erklärt gerade den Dativ *τῷ μή* etc., der seinerseits begründet, warum die Inseln Bindemittel für die Anschwemmung werden: „weil diese sich nicht verteilt“. III 12, 3 wird zwar angegeben, dafs der Schol. *ἀντιμελλῆσαι* gelesen zu haben scheint, nicht aber, dafs seine weitere Erklärung „*τί ἔδει ἡμᾶς ὑπ᾽ ἐκείνοις ταχθῆναι ἢ ὑπακούειν αὐτοῖς*“; deutlich auf *ἐπ᾽ ἐκείνοις εἶναι* hinweist, welches Herbst in seinen letzten Bemerkungen (Franz Müller, Zu Thukydides. Erkl. u. Wiederherstellungen aus dem Nachlafs von Ludwig Herbst 1898 S. 14 f.) so schön verteidigt. III 23, 5 streicht Hude mit

Dobree ohne Rücksicht auf das Schol. die Worte ἢ βορέου, die vor das korrektive μᾶλλον gestellt sind. Wenn geschrieben wäre οἷος ἀπηλιώτου μᾶλλον ἢ βορέου, ὑδατώδης, so würde niemand Anstofs nehmen. Aber die Stellung ist unregelmäfsig wie bei Plato Polit. 263b ταύτῃ ἢ ἐκείνῃ μᾶλλον. Ion (trag. min.) fr. 38 τὰς λέοντος ᾔνεσα ἢ τὰς ἐχίνου μᾶλλον οἰζυρὰς τέχνας (siehe O. Schwab, Histor. Syntax der griech. Komparation H. 1 S. 69). Dafs der Nordwind festes Eis bringt, sagt Luk. verae hist. II 2. — Zu IV 63, 3 οὐ περὶ τοῦ τιμωρήσασθαί τινα hätte gleichfalls die Erklärung des Schol. mitgeteilt werden sollen. H. korrigiert οὐ περιέσται τιμωρ. (Comm. crit. p. 132). Bei dem folgenden ἄγαν liefse sich noch eher an den Ausfall des Wortes ἀγών ohne ἔσται denken; vgl. III 44, 1 und den vollen Ausdruck VI 34, 4, ferner II 89, 10. VI 11, 7. Aber es ist nur Aposiopese von ἔσται, wie dies steht bei Lys. c. Erat. 74. Vgl. Aristoph. Eq. 87, Dem. 24, 5. Gerade bei περί finden sich solche Freiheiten der Rede; περί hat fast die Bedeutung von = „es handelt sich um". Man vergleiche nur I 78, 1. VI 17, 3. VII 70, 7, ferner III 68, 3. IV 118, 1. V 18, 1; namentlich aber VI 78, 3, wo gleichfalls οὐ περί — ἀλλά steht. Auch I 23, 3 ist περί in freier Weise gebraucht. Es kommt hinzu, dafs bei dem Gegensatz οὐκ — ἀλλά leicht Ellipsen eintreten, wie z. B. I 35, 4 u. 5. Daher ist dort auch der Zusatz ⟨δεῖ⟩ entbehrlich. — Zu I 6, 5 bemerkt der Schol. μετὰ τοῦ γυμνάζεσθαι ἀντὶ τοῦ ἐν τῷ γυμν., was für II 43, 6 nicht unwichtig scheint. Hier schwanken die Handschriften zwischen ἐν τῷ und μετὰ τοῦ. Hude zieht letzteres vor, nach der Bemerkung des Schol. vielleicht mit Recht. So gestattet die Erklärung δυνάμει zu ἐξουσίᾳ I 123, 1 die Vermutung, dafs I 16, 1, wie H. annimmt, ἐξουσία die richtige Lesart und βασιλεία nur Erläuterung dazu ist, wenn nicht gar beides ursprünglich Glossem zu ἡ Περσική. Ebenso bedenklich scheint mir I 24, 3 δύναμις (CG) neben πόλις. Wahrscheinlich hat keines von beiden das Recht im Text zu stehen, immerhin aber eher πόλις als δύναμις, welchem H. den Vorzug giebt, weil es in C steht. Und doch ist der Laurentianus nicht frei von offenbaren Glossemen und Fehlern.

Den schwersten Fehler enthält C I 39, 3 und Anfang 40. Von kleineren Fehlern sei ganz abgesehen. Aber an folgenden Stellen bietet er zweifellos Falsches: I 23, 5 ἔγραψα st. προύγραψα, was H. selbst aufnimmt. 25, 1 αὐτήν st. αὐτοῖς. 27, 2 Κορινθίοις st. -ας. 28, 1 u. 30, 3 ἐπεί st. ἐπειδή. 43, 1 οἵ st. οἷς, ὠφεληθέντες st. -ας. 48, 1 ναυμαχία st. ναυμαχίαν, ebenso II 83, 3; H. setzt daher ναυμαχίᾳ, dagegen III 4, 2, wo alle aufser CG ναυμαχίᾳ haben, lieber ναυμαχίαν, wie II 85, 3. 86, 1. IV 13, 3. VII 34, 1, dagegen VI 34, 5 den Dativ (Comm. crit. p. 91). 49, 6 fehlt οὖν. 50, 1 φονεύσειν st. φονεύειν. 53, 1 προπέμψαι st. προσ-. 56, 2 ὄντας Κορινθίων ἀποίκους, wo ὄντας

offenbar Zusatz ist. 57, 6 om. τό. πλησίων. 58, 1 om. μέν. 64, 3 ἐς τὴν μάχην. 69, 1 τείχη στῆσαι (Stellung). 73, 2 αὐτοῖς st. αὐτοί, ἐκινδυνεύετε st. -ο. 74, 1 αὐτόν — ὑμεῖς st. des hier erforderlichen αὐτοί (s. Steup zur Stelle). 76, 3 γένωνται st. γεγένηνται, was H. verwirft; er kann sich allerdings für γένωνται auf IV 17, 2. 18, 4 berufen. 80, 2 τὸν πόλεμον Zusatz. 86, 3 om. πολλά. 87, 1 om. δέ. 6 om. τῷ nach ἐν. 91, 4 αὐτῶν st. σφῶν, ἐν αὐτῇ Zusatz. πρεσβεύοντες st. πρεσβεύεσθαι, vielleicht Korr. wegen des folgenden ἰέναι, was H. in εἶναι verändert (τὸ λοιπὸν εἶναι, was Thuk. sonst nicht gebraucht). πρεσβεύοντες ist durchaus falsch wegen der Bedeutung (s. VI 55, 2). τὸ λοιπὸν εἶναι stände an ganz unpassendem Platze statt vor πρεσβ. oder nach παρὰ σφᾶς (vgl. die Stellung 2, 12, 2). Thuk. gebraucht aber gerne ἐλθεῖν mit πρεσβεύεσθαι (im Part.) I 31, 3. V 39 oder mit πρεσβείᾳ, wofür C I 90, 1 mit AG πρεσβείαν hat. Dies nimmt H. auf. 93, 7 καταβάντες st. -ας. 95, 2 τῇ γνώμῃ st. τὴν γνώμην. 105, 3 φοβηθῶσιν st. βοηθῶσιν. 6 ἐκβοήσαντες st. ἐκβοηθήσαντες om. τό. 107, 6 ἐπεστράτευον st. Aor. 108, 5 om. τοῦ Τολμαίου und πόλιν nach Κορινθίων. Letzteres billigt H. 109, 1 ἔτι ἔμενον st. ἐπέμενον. Umgekehrt haben CP II 75, 1 ἐπεξιέναι, was H. dem ἔτι ἐξιέναι der anderen Hdschr. vorzieht, obgleich es sich hier nur um die Verhinderung des ἐξιέναι handelt. 112, 4 διελθοῦσαι, wofür H., wie auch ich schon Wochenschr. f. kl. Phil. XIV Nr. 37 Sp. 1005, ἀνελθοῦσαι setzt. 115, 5 ἐξεδόθησαν st. ἐξέδοσαν. Zusatz μετ' αὐτούς (αὐτοῦ G) vor στρατεύειν. 116, 2 Zusatz ἐς τὴν γῆν. 118, 2 δέ nach ἀραμένοις; H. will daher δή einsetzen, aber τόνδε streichen, beides ohne Not. 120, 1 om. ἐκ πάντων. 123 προφέρεται st. -ε. 124, 1 om. ὑπάρχον. 126, 10 om. αὐτοῦ, was H. auch fortläfst. Aber vom Bruder war noch gar nicht die Rede. 126, 11 fehlt ἐν vor τοῖς βωμοῖς, das nun mit ἐπί zu verbinden ist. Doch ἐπὶ τῶν σεμνῶν θεῶν ist ausreichend und steht auch so Aristoph. Eq. 1312. 128, 3 hält H. βουλόμενος nach ἔργῳ, obwohl dadurch die Konstruktion leichter wird, oder vermutlich gerade darum für unecht. 131, 1 om. αὐτά. 2 παραβολήν st. διαβ. 132, 2 ἐλεῖον st. ἐλεγεῖον. 3 ἐβούλετο st. ἐφαίνετο. 133 om. τά. 141, 7 οἴεται nach ἁπάντων. 142, 8 ναῦς nach ὀλίγας. II 4, 6 εἴ τι st. εἴτε. 5, 1 ἐβοήθουν st. ἐπεβοήθουν. 5, 7 om. εἰς, von H. deshalb gestrichen. 6, 2 αὐτοῖς Zusatz vor εἰπεῖν. 13, 2 παρουσίᾳ st. περιουσίᾳ. 14, 1 παρασκευήν st. κατασκευήν. om. ἐς. 15, 1 om. καί nach ὥσπερ. 19, 1 om. τοῦ. 20, 4 om. γάρ. 25, 4 om. τήν. 33, 1 ἤρχοντο. 44, 3 ἡλικίαν. 46, 2 ἄπιτε sehr bedenklich für ἀποχωρεῖτε, weil jenes das Gewöhnliche ist. 49, 6 τὸ μὴ ἡσυχάζειν st. τοῦ. H. verdächtigt die Worte. Ebensogut könnte man ἀγρυπνία anzweifeln. Aber beide Ausdrücke besagen nicht dasselbe. Zur Konstruktion siehe die Parallelstellen

in den Ausgaben und III 15, 2 *ἀρρωστία τοῦ στρατεύειν*. 51, 5 om. *κακοῦ νικώμενοι*. 6 om. *καί*. a. E. wieder *ἐπι* st. *ἔτι*. 55, 1 *ἔτεμνον*. 56, 5 *ἀναγόμενοι*. 58, 2 *νοῆσαι* st. *νοσῆσαι*. 62, 2 Zusatz *ἀνθρώπων*. 75, 1 *χώματα*. 77, 2 *ἐφῶ* st. *εἴ πως*. 4 *ὅσον*. 6 om. *ἐξ οὐρανοῦ*. 87, 8 om. *προ* vor *λείποντες*. 93, 4 *ἐπιπλεῖν* st. *ἐσ*—. III 1, 1 haben CG allein das vom Schol. vermifste *διά*. Dieser Zusatz ist sehr belehrend für die anderen Stellen mit *διὰ τό* vor einem Partizip und einem Infinitiv, da er gerechtes Mifstrauen auch gegen andere zweifelhafte Fälle erweckt z. B. VIII 105, 2, wo *διὰ τό* Erklärung zur Bedeutung des Partizips *κρατήσαντες* scheint. Siehe meine Bemerkungen Wochenschr. f. kl. Philol. XV Nr. 26 Sp. 708. Auch zu I 121, 5 fügt der Schol. eine Erklärung, die zeigt, wie leicht eine solche in den Text geraten kann: *ἐπὶ τῷ τιμωρούμενοι*] *ἀντὶ τοῦ ἐπὶ τῷ τιμωρήσασθαι*. IV 55, 4 hat C *διὰ τό* st. *δι' αὐτό*. III 21, 2 hat C allein *ξυνοχή* st. *ξυνεχῆ*. Der Schol. zeugt für letzteres. Steup wendet gegen *ξυνοχή* mit Recht ein, dafs bei Thuk. wohl die Form *ξυνοκωχή* zu erwarten wäre. 24, 3 om. *τῶν*. 31, 1 *τὸ μέν* st. *τῶν ἐν*. 36, 1 *τό* zugefügt. 38, 3 *τοῖς ῥήτορσι* st. *ἑτέροις*. 39, 6 om. *τόν*. 42, 4 om. *λέγειν*. 47, 2 *λόγοις* st. *ὀλίγοις*. 55, 1 om. *ὡς*. 57, 3 schiebt *δέ* ein. 62, 5 *ἄλλην* st. *ἄλλοι*. 65, 1 om. 17 Worte, welche die zweite Hand zufügt. 69, 1 om. 5 Worte. 92, 3 fügt *πολέμῳ* zu. IV 10, 4 *ἀλλὰ τῶν* st. *ἀλλ' ἀπό*. 34, 1 *ἐμβοηθήσαντες* st. *ἐμβοήσαντες*. 3 *δέ* st. *μέν*. 35, 4 om. *τοῦ*. 67, 3 om. *τάς*. 72, 2 om. *πω*. 73, 2 om. 5 Worte. 81, 3 om. *οἱ*. 118, 8 om. *τά*. 123, 4 *ἀπ' αὐτῶν* st. *ἁπάντων*. Häufig sind Buchstaben vertauscht *ο* und *ω*, *αι* und *ε*, *ε* und *ι*, *ο* und *ε*, besonders infolge des Itacismus *η*, *ει*, *ι*, *οι*, *υ* verwechselt. Ferner zeigt C eine gewisse Vorliebe für Imperfektformen und Komposita z. B. *ἐνναυπηγηθῆναι*, *ἐκκλέψαντες* (I 13, 2. 115, 5) und die Vertauschung von *ἐς* für *πρός*. Inwieweit er hier der Vorlage folgt oder vielmehr ob der Schreiber von C oder der Vorlage richtig gelesen hat, läfst sich schwer beurteilen. Aus der überaus sorgfältigen Kollation durch Hude ergiebt sich, dafs ziemlich getreu kopiert ist, aber auch gedankenlos. Damit erhalten wichtige Abweichungen von anderen Hdd. Wert, und wahrscheinlich werden künftig die Ausgaben doch eine gröfsere Rücksichtnahme auf C erkennen lassen.

Im einzelnen läfst sich manches gegen Hudes Vermutungen und Veränderungen einwenden, so naheliegend und bestrickend sie manchmal sind. I 2, 2 u. 84, 1 ist der Artikel möglich, aber keineswegs notwendig, wie 2, 64, 3 beweist, wo er eben nicht leicht einzuschieben ist. An der ersten Stelle ist zudem von einem bestimmten Lande nicht die Rede; es heifst einfach „Land bebauend, bepflanzend“. Dion. 805, 2 stützt die Überlieferung. Auch I 10, 2 reizt vornehmlich die vorhergehende Silbe zur Einsetzung von *τῆς*, während doch ganz allgemein gesagt wird: „wenn

eine Stadt u. s. w." — Gegen <οὕτω> 3, 3 s. Wochenschr. f. kl. Phil. XIV Nr. 37 Sp. 996. Vgl. das folgende *οὐδὲ βαρβάρους εἴρηκε* u. *ξύμπαντες ὕστερον κληθέντες*. 3, 5 mit Recht *ξυνῆλθον* festgehalten, wie das Simplex auch mit dem Akk. oft steht. Vgl. auch VIII 8, 1 *ἐκοινοῦντο τὸν στόλον*. — 7 *νεώταται*, unnötig für *νεώτατα*, vermutlich weil c_r — *οι* hat, wie 13, 5, wo es aber nicht zur Korrektur Veranlassung giebt. c_r traue ich doch wenig z. B. wenn er 8, 3 *τὴν* vor *τῶν κρεισσόνων* ausläfst. — 9, 3 *εἰ* <*ἐν*> *τῳ* für *εἴ τῳ* pafst nicht, da der Sinn verlangt „wenn sein Zeugnis für einen gilt, überhaupt Gewicht hat" nicht „in irgend etwas". — 10, 2 <*μὲν*> nach *Λακεδαιμονίων* eher störend. Thukydides beweist nicht mit Lakedaimon und Athen, sondern nur mit Lakedaimon, dem er dann Athen gegenüberstellt. — Über 11, 2 s. meine Bem. am a. O. H. will aus *οἵ γε* das Objekt *τοὺς πολεμίους* ergänzen (Comm. crit. p. 142). Aber der Relativsatz wäre dann nur Wiederholung des Gedankens *ᾗ καὶ* — *ἀντίπαλοι ὄντες*. Das *οὐχ ἀθρόοι* steht dem *ὄντες ἀθρόοι* entgegen. — 12, 2 mit Madvig *νέας πόλεις*, an sich wenig glaublich für *καινάς* oder *ἄλλας* trotz der mannigfachen *Νέαι πόλεις*. *τάς* bezeichnet wie so oft die stehende Gewohnheit 5, 2. 13, 5) = die üblichen, wie üblich. — 14, 2 *οἵτινες ἄλλοι* (91, 2 ohne *ἄλλοι*) mit c_r f_r st. *εἴ τινες*, was H. 18, 3 gegen B mit Recht beibehalten hat. *Καὶ εἴ τις ἄλλος* ist nach einem Nomen das Gewöhnliche. Siehe III 35. IV 26, 3, 69, 3. V, 3, 3. 35, 4. (VI 30, 2) VI 32, 2. VII 21, 5 auch Herodot. — 15, 2 *αὖ* mit C u. a. vielleicht richtig. — 18, 2 *ἐσβάντες* möglich. — *δὴ ἐφάνη* mit Stephanus, unnötig. — 22, 2 *ἐδόκει* mit C gut. — 4 mit CG *ἀνθρώπινον*. C hat 76, 3 *ἀνθρωπίου*. Möris p. 19 Piers. *ἀνθρωπείᾳ φύσει Ἀττικῶς, ὡς Θουκυδίδης, ἀνθρωπίνῃ Ἑλληνικῶς*. Vgl. Sadée a. a. O. S. 217. — 24, 6 mit Cobet [*ἐν τῇ πόλει ὄντες Ἐπιδ.*] Aber *οἱ δὲ* allein wäre unklar. Thuk. liebt in solchen Bestimmungen Deutlichkeit. — 25, 2 *φθειρομένους* st. *διαφθ.* mit CGM möglich, aber nicht sicher. — 25, 4 mit Cl. *κἀν*. Aber es ist Dat. inst. wie das folgende *τῇ -παρασκευῇ* = durch Geldmittel zu jener Zeit den reichsten Hell. gleichstehend u. durch — noch mächtiger. Zu *ὁμοῖα ὄντες* s. Wochenschr. a. a. O. Sp. 999. — 30, 3 leitet H. *περιόντι* von *εἶμι* ab und verteidigt die Schreibung. — 33, 3 korr. *ὑμᾶς* (Comm. crit. p. 107). Aber nach 32 kann es sich nur um die Schädigung der Kerkyraier, die von den Korinthiern beneidet wurden (25) handeln, nicht um die der Athener. Sonst würde die Gegenrede der Korinthier einen Bezug darauf enthalten. — 35, 5 jede Änderung entbehrlich. — 36, 3 *τὸ Κορινθίων* CG möglich. — 37, 4 C *καὶ τοῦτο* nicht übel, aber auch *κἂν τούτῳ* gut. Wäre jenes das Ursprüngliche, dann würde es schwerlich in das weniger Erwartete verschrieben worden sein. C verwechselt aber gerne, wie bemerkt, *ο* u. *ω*, *ι* u. *ν*. — *ξυναδικῶσιν* mit CG (?) möglich,

aber eher wird die Silbe 'ης namentlich nach κ ausgelassen, als zugesetzt. — 39,3 ἄπο möglich, aber auch das andere. — 40, 6 ἔλασσον korr. st. ἐλάσσω ohne Grund gegen alle Handschriften. — 43, 3 γε aus τε CG. — 50, 1 ἠσθημένοι CG nicht übel für αἰσθόμενοι der andern Hdd. — 64, 2 [καὶ] vermutlich, weil ἀφικόμενος dem ὁρμώμενος untergeordnet ist. Die Beiordnung solcher Partizipien durch καί findet sich aber öfter bei Thuk. Vgl. z. B. I 61, 2 u. 3; Krüger zu I 1, 1 u. Index unter καί. — 74, 4 ⟨πρὸς⟩ ὑμᾶς beim ersten Blick bestechend, aber doch nicht in den ganzen Zusammenhang passend, in dem fortwährend das „wir“ und „ihr“ sich entgegensteht, so auch hier. Erst der letzte Satz bringt das etwaige Ergebnis mit αὐτῷ. — 76, 2 ⟨τριῶν⟩ mit Weil u. Herw. wegen der ähnlichen Stellen I 122, 4 u. III, 40, 2. 42, 1. Aber an unserer Stelle sind die drei Punkte bereits erwähnt (75, 3). — 84, 1 τοῦτο [εἶναι]. VII 58, 3 sind die Worte δύναται — εἶναι freilich offenbar Glossem. I 141, 1. III 46 2. IV 95, 1. VI 36, 2. 40, 2 steht kein Infinitiv. Aber s. Krüger u. meine erkl. Ausg. 91, 1 schlägt er für ἄλλων vor ἀνθρώπων (ἀνῶν) vor. Doch ist es ohne Anstofs = die sonstigen Ankömmlinge, die sonst Ankommenden. καί epitatisch. — Gegen die Versetzung von ἐν τῇδε ⟨δὲ⟩ ἡγεμονίᾳ aus 94, 2 in den Anfang von 95, 1 spricht, wie schon Böhme durch den Hinweis auf 128, 5 zeigt, der Sinn. Zieht man die Worte zu βιαίου ὄντος, so müfste der Gegensatz folgen; nachher war er wieder βίαιος. Es handelt sich aber nicht so sehr um Pausanias, als um die Athener. — 107, 3 „[πορεύεσθαι] quod non legit schol. (ἀπὸ κοινοῦ τὸ περαιοῦσθαι), delevi.“ Aber die Bemerkung des Schol. bezieht sich wohl nicht auf ἐφαίνετο, sondern auf κωλύσειν, wie κωλύω u. περαιοῦσθαι zusammenstehen I 26, 2. Thukydides gebraucht περαιοῦσθαι nie vom Landwege, zu dem es hier zu ergänzen wäre. — Zu 112, 4 ἀνελθοῦσαι s. oben. Vgl. damit πάλιν — ἀνεκομίσθη CG I 109, 3, wo allerdings die Silbe ἀν nach Ἀσίαν sehr leicht ausfallen konnte. Der Artikel [αἱ] πληρούμεναι IV 1, 4 wird verteidigt von mir (komm. Ausg.), Herbst u. Franz Müller (s. „Zu Thukydides S. 21). Vgl. IV 14, 1. — Zur Veränderung von κατελθόντες in κατῆλθόν τε 113, 4 liegt kein Grund vor. S. die Erklärung in meiner komm. Ausg. — 118, 2 [τόνδε] τὸν πόλεμον u. δή vermutet; doch ist die Überlieferung gut und durch Dion. Hal. gestützt. — 120, 4 ⟨τῇ⟩ ἐν πολέμῳ εὐτυχίᾳ vermutet, aber nicht in den Text gesetzt. Es geht auch ohne τῇ trotz τῇ εὐτυχίᾳ in § 3. — 137, 2 κατ' ἀξίαν (Comm. crit. p. 109) st. καὶ ἀξίαν; in 6 Hdd. steht καὶ nicht. VII 77, 3 ist allerdings κατ' ἀξίαν geschrieben; aber dort kann sich das Adjektiv nicht an ein Substantiv anlehnen, wie hier; dort mufs entweder ein Abverb oder ein adverb. Ausdruck stehen, hier dagegen nicht. καὶ ἀξίαν ginge übrigens auch. χάριν ἀξίαν findet sich wieder VI 12, 1. — 139, 3 [εἰώθεσαν],

aber von Steup richtig erklärt. — Zu 142, 3 ist Steups Korrektur *ἀντεπιτετειχιουμένων* nicht angegeben. S. zu derselben Wochenschrift XIV Nr. 37. Sp. 1008. — 144, 2 *δίκας τε* st. *δὲ*. Aber die gleichmäfsige Aufzählung scheint wirkungsvoller. — II 2, 1 nimmt er von der Verteidigung der Überlieferung *δύο* durch Kubicki keine Notiz. Der Zusatz von *δεκάτῳ* zu *μηνὶ καὶ* ist nach Steups Darlegungen wenig berechtigt. — Gegen ⟨*τοῦ*⟩ 5, 4 s. Stp. — *εἴ τινας*, wie H. vorschlägt, ist nicht notwendig. — 7, 3 „*βεβαίως*, ⟨*ὡς*⟩ conicio“, jedenfalls weil die Korrektur so bequem ist. Aber wozu? Das Partizip soll nicht die Absicht bezeichnen, sondern ist Objekt zu *ὁρῶντες*. — 9, 4 ist die Konjektur *τοῖςδε* für *τοσοῖσδε* unnötig. Vgl. VI 2, 1. VII 57, 1. IV 38, 5 (hier folgt eine bestimmte Zahl). — 11, 7 [*καὶ ἐν τῷ παραυτίκα ὁρᾶν*] *πάσχουσί τι* st. *πάσχοντάς τι*. (Spicil. Thuc. p. 172 f.). Die Heilung ist zu gewaltsam. Dafs zu dem klaren Ausdruck *ἐν τοῖς ὄμμασι* (vgl. 21, 2 *ἐν τῷ ἐμφανεῖ*) die folgenden Worte als Glossem gesetzt sein sollen, ist kaum denkbar. Die von H. angeführten Beispiele Soph. Trach. 241. 746, sowie Ant. 764 beweisen mit ihrer Häufung von *ἐν ὄμμασιν* und *ὁρᾶν* gewifs nichts für die Streichung von *ἐν τῷ παραυτίκα ὁρᾶν*, sondern eher dagegen, für *ἐν τ. ὄμ. πάσχειν* aber auch nichts. Der Schol. aber bestätigt — wie Bekk. An. I 169, 14 — ausdrücklich die Überlieferung und giebt die Erklärung, die Stahl billigt. Die Parallelstellen für den Wechsel der Konstruktion beseitigt H. durch Korrektur: I 62, 3. VI 85, 2 (nach C). Zu ändern ist nichts, sondern zu erklären. Für die Böhmesche Auffassung fehlt freilich jede Parallelstelle. Dann mufs aber entweder mit Stahl erklärt werden, oder mit Kr. wenigstens insofern, als man *ὁρᾶν* mit *πάσχοντας* verbindet. Denn dafs man *ὁρῶ πάσχων* sagt, läfst sich nicht leugnen; demgemäfs kann es bei dem subst. Inf. auch heifsen *ὁρᾶν πάσχοντας*. — Im Kapitel II 15, 3 f. soll man überhaupt keine Korrektur vornehmen, da die Ansichten über die Topographie der Akropolis noch zu sehr schwanken. Auch wegen *δωδεκάτῃ* s. meine komm. Ausg. — 25, 5 *ἡ ἄλλη* st. *πολλὴ* (Spic. p. 174). Es wäre ja möglich, aber notwendig ist es nicht; *πολλή* bildet vielmehr einen schönen Gegensatz zu *λογάδες* (§ 3), neben dem freilich sonst gewöhnlich *ἄλλος* steht. — 27, 1 „*πεμφθέντας* conicio“ st. *πέμψαντας*, was allein thukydideisch ist. — *π. ἐποίκους ἔχειν* ist etwa = *ἐποικίσαντας ἔχειν*. S. Cl.-Stp. zu I 29, 5. — 34, 3 ist der von Gertz geforderte Zusatz *δέκα* (ῑ) nach *ἅμαξαι* sehr einfach, doch nicht erforderlich, weil für jeden Griechen die Zahl klar war, wenn aus jeder Phyle Gefallene waren, was aber nicht immer der Fall zu sein brauchte. Es ist keineswegs notwendig, dafs gerade 10 Wagen fuhren, weil auf einem Wagen mehrere Särge stehen konnten; und es heifst nur, das für jede Phyle ein Sarg bestimmt war; ein elfter ward „getragen“; *φέρεται* kann indes auch bedeuten „ward gefahren,

mitgeführt". Demnach waren es vielleicht 11, nicht 10 Wagen. — 42, 4 [*αὐτὴν*] braucht nicht gestrichen zu werden, obwohl ohne dasselbe der Sinn einfacher wird. 42, 4 liest H. *καὶ ἐν αὐτῷ τῷ ἀμύνεσθαι* [*καὶ*] *παθεῖν* ⟨*δεῖν*⟩ *μᾶλλον ἡγησάμενοι ἢ* [*τὸ*] *ἐνδόντας σῴζεσθαι* und erzielt so eine einfache Konstruktion und einen richtigen Gedanken, aber mit zu vielen Änderungen. Ich halte an der Überlieferung und meiner Erklärung in der komm. Ausg. fest. Das *ἡγεῖσθαι* ist hier wie I 102, 3 = bedenken, im Auge haben. Das *παθεῖν* (Bedeutung etwa wie IV 15, 2) neben dem *ἀμύνεσθαι* auch III 38, 1. — 43, 1 [*ὑμᾶς*] ohne Grund. — 44, 2 nimmt er die Konjektur *λύπην* (Spic. p. 175) sc. *οὖσαν* (aus *ὄν*) *οἶδα* verständigerweise nicht in den Text auf. Es ist doch wahrlich bequem, zu *λύπη* zu ergänzen *ἐστίν*. — 48, 3 *εἰκὸς* [*ἦν*] (Spic. p. 175. vgl. Comm. crit. p. 43). Aber *ἦν* ist notwendig, da *γενέσθαι* ohne dasselbe präsentiale Bedeutung hätte. Dafs *ἦν* bei *ὡς εἰκός* fehlt, ist etwas ganz anderes. — Auch im Folgenden hüte man sich vor übereilten Änderungen trotz des lästigen Pleonasmus. In der Textausgabe von 1894 behält Frz. Müller *ἱκανὰς εἶναι* neben *δύναμιν σχεῖν* bei. *ἐς τὸ μεταστῆσαι* aber ist echt thukydideisch. — 49, 5 ⟨*τὸ*⟩ add.", weil vorher mit dem einzigen Laur. *τῷ* (*τω*) aufgenommen ist. Zur Stellung des Partizips vgl. 96, 1. — 49, 8 *ἔλαβε τὸ* hübsch für *ἐλάβετο* des Laur. und vielleicht dem *ἐλάμβανε* der anderen Hdschr. vorzuziehen. — 54, 3 *τὴν μνήμην ἐποιοῦντο*, „*γνώμην* conicio" = Deutung, geschickt, doch nicht nötig; denn es entspricht dem vorhergehenden *ἀνεμνήσθησαν* und ist weit schöner, als die Korrektur. Offenbar wegen des *ἐπενείματο* § 5 nimmt H. Marchants Änderung *ἐπινεμομένη* 58, 2 auf; aber s. 4, 2 u. 4. — 65, 2 ⟨*ἐν*⟩ mit Madv. pafst höchstens zu *οἰκοδομίαις*, nicht zu *πολυτελέσι κατασκευαῖς*. — 67, 3 *ἄλλους δὴ* aus Laur. *δέ*, möglich; aber auch das andere. — 75, 3 teils mit Laur. teils korr. *Λακεδαιμονίων τε οἱ ξεναγοὶ καὶ ἑκάστης πόλεως* ⟨*οἱ*⟩ *ἐφεστῶτες* nicht übel. Aber dafs *οἱ* in *ξυν* verdorben sein soll, will nicht einleuchten. Wahrscheinlicher dünkt uns nach dem *τε* die willkürliche Einschiebung von *καὶ* und der Ausfall von *ξυν*, besonders in C, der gerne ausläfst. — 76, 2 „*τούτου* conicio", offenbar wegen 8, 31, 1 und wegen der häufigen Verwechselung von *ο* und *ου*; aber das Gewöhnlichere liefse sich eher erwarten als das weniger Übliche. Wenn dies steht, so wird es wohl das Ursprüngliche sein. — 84, 3 *κελευσμάτων* coni. für *κελευστῶν*, recht hübsch; doch ist letzteres deutlicher, denn *κέλευσμα* kann auch allgemeine Bedeutung haben und würde zunächst als Häufung empfunden. Für *τὰς ἄλλας* (CG) u. *πάσας* der übrigen Hdsch. schlägt H. vor *τὰς ἄλλας πάσας*; aber *τὰς ἄλλας* macht eher den Eindruck eines ursprünglichen Zusatzes. — 85, 3 die Lesart von CG *προσπεριήγγειλαν* kann auch aus der doppelten Lesart *προσήγγ.* u. *περιήγγ.* entstanden sein.

87, 3 fafst H. nicht mehr wie Spic. p. 176 (s. Ztschr. f. Gymnasialw. XLVI (26), S. 361), sondern mit Badham: *ὀρθούς* [*ἀνδρείους*]. Der Gegensatz *εἰκότως* fordert *ὀρθῶς*. Vgl. unser „ordentlich, wirklich" und das ironische „natürlich". Derselbe Gegensatz III 56, 2. — 89, 2 [*καὶ*] leider. S. meine Ausg. — Auch § 9 ist *κἂν* st. *καὶ ναυμαχίᾳ* durchaus entbehrlich. — 94, 3 würde man, wenn das von H. korrigierte *τῶν πεζῶν* überliefert wäre, vielleicht *τῷ πεζῷ* wünschen, da der Plural gewöhnlich den Gegensatz zu anderen Truppengattungen, der Singular den zur Flotte bildet. — 100, 1 „*οὕτω* conicio" für *οὗτοι* ohne Not. — 102, 5 vermutet er (Spic. p. 176) *αἱμάτων* st. *δειμάτων* (s. Ztschr. f. Gymn. a. a. O.). Aber Alkmeon war infolge seiner *μανία* durch Wahn- oder Schreckbilder verfolgt und erlangt die *λύσις* von diesen. S. Liban. Orat. 154 C *εὗρεῖν λύσιν τῶν δεινῶν ἀμήχανον*. Vgl. auch Soph. El. 635. — III 6, 2 *προβεβοηθηκότες* unnötig st. *προς—*. Thuk. gebraucht nie *προβοηθεῖν*. — Zu Gunsten von *ἐπαγομένους* 10, 5, wofür auch H. *ἐπειγομένους* nimmt, s. Müller „Zu Thuk." p. 13 f. — § 6. *προγενομένοις* st. *προγιγνομένοις*. Weidner: *προγεγενημένοις*. Vgl. Procop. B. v. I 10. *παραδείγμασι δὲ τῶν προγεγενημένων χρωμένους*. Aber das Präs. bedeutet „das jedesmal Vorhergeschehende". Die Möglichkeit einer Verderbnis liegt vor; denn *γιν* und *γεν* werden fortwährend in den Hdschr. verwechselt. — Gegen die Verschlechterung von *ἐδυνήθησαν* in *δυνηθεῖεν* s. Böhmes Erklärung (komm. Ausg.). — 12, 1. Es bedarf nicht des Vorschlags *ἐχυράν*. S. schon die Erklärung von Kr. — 13, 5 ⟨*οὐκ*⟩ vor *οἰκεῖον* ganz verfehlt. Der Gegensatz ist gerade *ἀλλοτρίας* u. *οἰκεῖον*, und es soll der Beweis geliefert werden, dafs Lesbos keine *γῆ ἀλλοτρία* ist, sondern hinsichtlich des Vorteils recht nahe angehend. Es wird also der Gedanke verlangt: Niemand soll einwenden, man werde für ein Land, was einen n i c h t s angehe, eine Gefahr haben, d i e e i n e n a n g e h e. Bei H.'s Korr. entstände der umgekehrte Sinn „für ein Land, was einen nichts angehe, eine Gefahr, die einen nichts angehe." Der Vorteil aber geht die L. an, somit auch die Gefahr. IV 95, 2 ist kein anderer Fall. Vgl. zu *οἰκεῖος κίνδυνος* Her. VII 235 *οἰκ. πόλεμος*. — Zu 17 s. meine Bem. zu Steup (Wochenschr. f. kl. Phil. X No. 28 Sp. 770). Das von mir vermutete *πάλαι* habe ich auch in meine Textausgabe gesetzt. Zu verwundern ist, dafs niemand *ἐν ἔργῳ* vorgeschlagen hat. *παραπλήσιαι* bezieht sich meist auf die Beschaffenheit, nicht auf die Zahl; auf letztere 7, 19, 2 u. 42, 2 ohne *τὸν ἀριθμόν*, weil der Zusammenhang dies entbehrlich macht, 70, 1 mit dem erläuternden Zusatz. — 20, 2 ist das vermutete *ἐξῆλθον* für *ἐθελονταί* nicht in den Text gesetzt. Siehe Steup. — 30, 2 ist *μόλις παροῦσα* st. *μάλιστα οὖσα* keine Besserung. Junghahns Erklärung befriedigt vollkommen. Das *οὖσα* hat wie öfter prägnante Bedeutung = möglich sein, wie

IV 10, 3, wo daher auch *ῥαδίως* festzuhalten ist. So heifst gleichfalls IV 13, 1 *ἀποβάσεως μάλιστα οὔσης* = ist am ehesten möglich. Vgl. 7, 4 *ῥᾷον ἐφαίνετο ἡ ἐσκομιδὴ ἔσεσθαι* (leicht auszuführen, zu bewerkstelligen). — 38, 1 *τοῦ* st. *τῷ*, weil sonst *ἐγγύς* c. Dat. steht; aber schon der Schol. erklärt richtig, und Plutarch schützt die Überlieferung. Vgl. II 89, 10. Vielleicht ist auch III 40, 7 nicht der Gen. *τοῦ πάσχειν* mit *ἐγγύτατα* zu verbinden, sondern *τῇ γνώμῃ*. Gewöhnlich vergleicht man I 143, 5 *τούτου διανοηθέντας* und denkt *διανοηθέντες* vor *ὡς*. Fafst man aber *γενόμενοι ὅτι ἐγγ.* zusammen und läfst *τῇ γνώμῃ* davon abhängen, dann ist die Konstruktion viel einfacher, indem von *τῇ γνώμῃ* abhängt 1) Gen. Inf. 2) *ὡς* = möglichst nahe kommend dem Gedanken 1) zu leiden, 2) dafs. Im ersteren Falle dagegen mufs *γενόμενοι τῇ γν.* in doppeltem Sinne genommen werden: 1) blofs *ὅτι ἐγγυτάτω γενόμενοι τοῦ πάσχειν* u. zwar *τῇ γνώμῃ* = im Geiste, 2) *τῇ γνώμῃ γενόμενοι ὅτι* = *διανοηθέντες*. Die beiden Superlative *ἐγγυτάτω* u. *μάλιστα* (*ἀντίπαλον*) entsprechen dem lat. ut quisque — ita c. Sup. (je—desto). *ἂν λαμβάνοι* ist nicht nötig. — 38, 7 wird *καθημένοις* nicht mehr gestrichen. — 43, 2 möchte H. *δεῖ* für *δεῖν*; aber warum? — 45, 1 mit CG *ζημίαι πρόκεινται*. Dann ist *θανάτου* weniger auffällig. — 52, 2 *εἰρημένον γὰρ* [*ἦν*] (Comm. crit p. 102.) nicht erforderlich. 5 zieht H. *προστάξαντες* vor (Comm. crit. p. 103); doch ist die Überlieferung festzuhalten, da der Sinn von *προτάσσω* viel mehr anspricht, als das allgemeine *προστ.* — 53, 1 [*ἢ ὑμῖν*] vielleicht mit Recht. — 56, 3 [*πολεμίῳ*] „ut ex gloss. *πολεμίων* ortum". Das ist geschickt. Aber inwiefern haben denn die Thebaner „augenblicklichen" Nutzen? Bei ihnen handelt es sich blofs um die Feindschaft. — 58, 4 *ἐσθήμασι* mit Recht beibehalten. Am nächsten käme, wenn eine Verschreibung vorläge, *ἐδέσμασι* oder *ἐθίσμασι*. Letzteres findet sich gerade neben *νόμιμα* Plato Legg. VII 793. vgl. auch Athen. IV 151 e. Doch ist *ἐσθήμασι* durchaus zu erklären. S, Wochenschr. f. kl. Phil. XI No. 47. Sp. 1287. — 59, 3 *ξυντυχόντ' ἂν* st. *ξυντυχόντα* nicht notwendig; denn *ξυντυχών* hat einfach adjektivische Bedeutung = der erste beste; wie es kommt. — 62, 3 ist *σωφρονεστέρῳ* (Comm. crit. p. 106) st. des Superl. vorgeschlagen, der recht gut pafst: gerade der besten, verständigsten Verfassung widerspricht die Willkürherrschaft einzelner am ärgsten, sie ist das gerade Gegenteil der am meisten gemäfsigten. — 65, 3 *γενέσθαι* ist ohne Anstofs. — 66, 2 bedarf es der Umstellung von *ὕστερον* nicht. Ein gleiches Hyperbaton findet sich II 5, 6 *εὐθὺς ὑποσχέσθαι ἀποδώσειν*. — 67, 5 ist so zu interpungieren: *κρίναντες· καὶ οὐκ ἀνταποδόντες νῦν τὴν ἴσην τιμωρίαν — ἔννομα γὰρ — πείσονται*. Der Gegensatz 68, 1 *ἄνομα παθοῦσιν ἀνταπόδοτε* zeigt, dafs die Begriffe *ἀνταποδίδωμι* und *πάσχω* auch 67, 5 zusammengehören. Vgl. die Parenthese 66,2,

κατὰ νόμον etc. Ferner *ἀλλ' οὐκ ἔννομον* VI 38, 5. (Eur. Phoen. 1665). *ἀνάγκη γάρ* V 90, 1. *αἰσχρὸν γάρ* Dem. XVIII 238. — 67, 7 ⟨*τὰς*⟩ konnte leicht ausfallen; ob es ausfiel, ist sehr fraglich, denn die *διαγνῶμαι* sind noch nicht bestimmt. — 71, 1 *ἄλλ' ἤ* st. *ἀλλ' ἤ* ohne Not. Vgl. V 60, 1. 80, 1. (VII 50, 3). VIII 28, 2. — 78, 3 *τετραμμένων* st. *τεταγμένων* schon von Stp. verworfen. — 81, 2 *λαθόντες* einfache Korr. für *λαβόντες*. Aber man versteht nicht, warum „heimlich"; die Aristokraten werden ja bewacht (79, 1), die Peloponnesier sind abgezogen. — Die Konjektur *πρόσχοιεν* 82, 7 ist nicht in den Text aufgenommen. Es ist wahrscheinlich mit dem Schol. *ἔργων φυλακῇ* in den Nebensatz zu ziehen: anständige Vorschläge nahm man an, wenn man (*οἱ ἐνδ.* Subj. zu *προύχοιεν*) durch thatsächliche Vorkehrung im Vorteil war, nicht aus redlicher Gesinnung. — 83, 8 [*αἴτιον*] u. [*ἡ*]. Dann würde man eher die Nominative *πλεονεξία* u. *φιλοτιμία* (Weil) erwarten. — 86, 3 *κατά τε* ⟨*τὴν*⟩ *παλ. ξυμμαχίαν* nicht nötig. — 98, 4 *ἡλικία ἡ πρώτη* st. *αὐτή* (Comm. crit. p. 116). *ἡ αὐτή* nicht = von gleichem Alter, sondern = zugleich, zudem, desgleichen. Vgl. 47, 5. IV 17, 1. VI 31, 2. VII 18, 3. — 103, 1 *ἐξελθόντες* (Comm. crit. p. 116) st. *ἐπελθόντες*. Hätte jenes gestanden, es wäre schwerlich in *ἐπ*— verändert worden, da es das Nächstliegende ist. — 108, 3 *ἐσπίπτοντες* st. *προσπίπτοντες* vorgeschlagen, aber nicht aufgenommen. Man könnte *πρ. ἀπέθανον* auf den vorherigen Angriff, nicht auf den Rückzug beziehen: es waren viele gefallen, als (weil) . . . . (107, 4), wie IV 38, 5. 44, 6 u. sonst. Doch ist *προσπίπτοντες* auch bei anderer Auffassung gedeckt durch VI 97, 4. VIII 84, 2. — 109, 1 ⟨*τῆς*⟩ entbehrlich. Vgl. I 18, 2. II 5, 4 korr. H. mit anderen ⟨*τοῦ*⟩. — 111, 2 *ὅσοι μὴ* (st. *μὲν*) *ἐτύγχανον τούτοις* (st. *οὕτως*) *ἀθρόοι* (*ἄθροοι* vorgeschlagen). *ἄθροοι* nach Eustath. p. 1387, 10 = geräuschlos. Doch s. M. Schunck, Besprechung einiger Stellen des Thuk. 1894. z. St. Man interpungiere: *οἱ ἄλλοι, ὅσοι μὲν ἐτύγχανον οὕτως, ἀθρόοι ξυνελθόντες, ὡς ἔγνωσαν ἀπιόντας, ὥρμησαν. μὲν* beschränkt *οἱ ἄλλοι ὅσοι* (der *μισθοφόρος ὄχλος*) die übrigen, soweit sie sich so, in dieser Lage befanden. Gegensatz in Gedanken *οἱ δὲ οὔ*. *ἀθρόοι* conferti, in Scharen, im Gegensatz zu *κατ' ὀλίγους* abteilungsweise, nach und nach. *οὕτως* weist auf das folgende Partizip hin, wie 20, 4. VI 18, 2. Xen. An. IV 3, 17. Plato Gorg. 477 c. 485 a. — Gegen IV 4, 1 *ἡσύχαζον* st. *ἡσύχαζεν* s. Wochenschr. XII. Nr. 33/34 Sp. 898. — 9, 3 koni. *βιάσασθαι* st. *ἐπισπάσασθαι* hübsch, doch auch letzteres (erg. *αὐτό*) geht = an sich reifsen, abh. v. *προθυμήσεσθαι* (12, 2). — 10, 3 ⟨*ὅ*⟩ unnötig, s. m. Ausg. *μενόντων* und *ὑποχωρήσασι* durch 12, 2 geschützt. Die Stelle ist folgendermafsen zu erklären: wenn wir ausharren, so ist sie eine Stütze; für Weichende aber wird sie, so unzugänglich sie ist, sich als zugänglich herausstellen (vgl. 9, 3

ἀλώσιμον). — 17, 1 [*ἐς τὴν ξυμφορὰν*] als Glossem zu *ὡς ἐκ τῶν παρόντων* (Comm. crit. p. 121). Es könnte fehlen; aber auch 20, 2 wird ausdrücklich betont, dafs die Lakedämonier wünschen, das Unglück möge nicht zur Unehre gereichen. Der Gedanke ist bereits hier ausgesprochen. Der *κόσμος* ist freilich ein beschränkter, bedingt durch die obwaltenden Verhältnisse (*ὡς ἐκ τ. π.*). — § 5 liegt zur Änderung *ὑμετέρᾳ* — *ἡμῖν* in *ἡμετέρᾳ* — *ὑμῖν* kein Grund vor. Auch die Änderungen in 18, 4 sind bei aller Feinheit entbehrlich, ja nicht passend in den Zusammenhang, der zunächst den Gedanken erfordert: „auch das Glück mufs man für vergänglich halten“, denn „man mufs nicht glauben, dafs der Krieg (hier personifiziert wie öfters) sich danach richtet, wie man es wünscht“. Man kann übrigens auch ganz anders konstruieren, wenn man als Subjekt zu *ξυνεῖναι* aus dem vorhergehenden Satze *τινά(ς)* denkt und *τούτῳ* auf das proleptische *τὸν πόλεμον* zurückbezieht, so dafs der Satz bedeutet: „und die vom Krieg die Ansicht haben, dafs man nicht, so weit man sich damit befassen will, sich mit ihm einläfst, sondern wie das Geschick einen (sie) leitet“. — 21, 1 ⟨*μὲν*⟩ unnötig, ebenso wie 22, 2 Cobets ⟨*ἐν*⟩. — 24, 1 *οἱ ἐν τῇ Σικελίᾳ* versetzt wie sonst auf den anderen Kriegsschauplatz; dann folgt der allgemeinen Angabe die besondere *ξύμμαχοι* etc. Es bedarf nicht der Beseitigung von *οἱ*. § 5 *ἐς ταὐτὸ* = in eundem locum st. *ἐς αὐτό*. Aber es ist nicht = *ἐς τὴν θάλασσαν*, sondern vorher steht *ἡ μεταξὺ θ.* und *τοῦτο*, 25, 1 *ἐν τούτῳ τῷ μεταξύ* und in diesem Sinne ist *ἐς αὐτό* auch hier zu fassen = hierhin. — 25, 2 sind die Worte [*τό . . . Ῥηγίῳ*] kein Glossem, denn auch die Lokrer hatten, da sie Rhegion ja blockieren wollten, zweifellos in oder vielmehr bei Rhegion ein Lager. Auch Herbst (s. Müller Zu Thuk. S. 24) verteidigt sie. — 26, 7 mit Kr. *ἐν γαλήνῃ*; aber der blofse Dativ zeitlich wie II 20, 1. III 54, 4 oder abh. von *κινδυνεύσειαν* = alle, die Windstille riskierten, es auf W. ankommen liefsen, wie IV 122, 5. — 28, 4 mit *M* [*ἔφη*]; kein Beweis. — 30, 4 *φυλακῇ* [*τῇ*] *μετρίᾳ*; aber der Artikel bezeichnet eine bekannte, bestimmte Art der Haft. Vgl. die Bedingungen z. B. VII 82, 2. — 32, 1 mit Abresch *κἀναλαμβάνοντας* ohne Not. *εὐναί* = Lagerstätten, Zelte wie VI 67, 1, wo Phot. ausdrücklich bemerkt *ἐπίγεια*. Auch III 112, 3 Plat. Rep. III 415e. — *λαθόντες* ⟨*ἐς*⟩ *τὴν ἀπόβασιν* Comm. crit. p. 126, aber nicht in den Text gesetzt. Zum Akk. vgl. VIII 17, 3. — 32, 4 setzt H. *ἐκρατοῦντο* (Comm. crit. p. 126) nicht in den Text; es ist auch keine Verbesserung. *φεύγοντες ἐκράτουν* hat guten Sinn: auf der Flucht gewannen sie Vorsprung. Vgl, 33, 2. Analog den Ausdrücken *μάχῃ*, *γνώμῃ*, *πάλᾳ κρατεῖν* wäre *φύγῃ κρ.*, ein Oxymoron; dafür *φεύγοντες κρ.* — 34, 3 ist *τῇ ὄψει* besser als die vermuteten Worte *κόνει* und *ῥίψει*. Vgl. § 2. — 38, 1 fafst H. *ἱππαγρέτου* wieder als Amtsname, wofür allerdings die Stellung

spricht. Aber es fällt auf, dafs bei dem zweiten der Name fehlt, dafs erst bei dem zweiten der Titel angegeben und weder vom Schriftsteller noch von einem Schol. erklärt würde. Zum Amt s. Xen. Lac. 4, 3. — Mit fragm. Oxyrhynchium 37, 2 *βούλονται* st. *βούλοιντο* wie III 52, 2 und 38, 4 *διέδοσαν* st. *διεδίδοσαν* wohl richtig. Aber dann soll man auch für *ἀφέντων* O höher schätzen als Cobet (§ 2). — 44, 2 *τούτῳ τῷ τρόπῳ* weist, wie *οὕτως*, auf das Folgende hin. Eine Umstellung von *οὐ* ist nicht nötig. — Bei 46, 1 vermutet H. mit Kr. nach *Σικελίαν* den Ausfall einer Zahl. Es ist vielleicht statt *ναυσὶν Ἀθηναίων* zu lesen *ναυσὶ* (C) *ν'* = *πεντήκοντα Ἀθ.* Vgl. 13, 2. Die 20 Wachtschiffe gingen wohl wieder ab, als die Athener heimkehrten (39, 3). — 48, 1 *ἐξάγειν* zu *μεταστήσοντας* passender als *ἐσάγειν*, was aber wieder zu dem überlieferten *μεταστήσαντας* stimmt = dafs man sie umquartiert habe und anderswohin führe, allerdings ein Pleonasmus; doch ähnlich von politischer Umgestaltung 1) die allgemeine Angabe, 2) die besondere, das Ziel 76, 2. Vgl. dagegen VIII 75, 2. — 52, 3 *τὰ ἄλλα σκεύη* mit Rutherford bequem für die Konstruktion. Man denkt immer an die Ausrüstung der Schiffe. Daher die verschiedenen Korrekturen. Aber *ἡ ἄλλη σκευή* ist die sonstige Rüstung gemeint, Waffen, Kleider (vgl. I 6, 2. 8, 1. VI 31, 3. III 94, 4), was eben auch von Antandros zu beschaffen ist. Vgl. IV 108, 1. *αὐτόθεν* bezieht sich auf *ναῦς ποιεῖσθαι* und den Dativ *τῇ ἄλλῃ σκευῇ*; beides hängt von *εὐπορία ἦν* ab. So wenig als *τὰ ἄλλα σκεύη* ist es notwendig *τὴν ἄλλην σκευήν* zu vermuten. — 54, 1 *δισχιλίοις* wohl Zusatz aus 53, 1 und in eine kleinere Zahl oder in *τοῖς* zu verwandeln. — 57, 4 [*τοὺς ἐν τῇ νήσῳ*] ist festzuhalten. Ein Schol. hätte *ἁλόντας* oder dgl. zugesetzt. *οἱ* (*τὰ*) *ἐν τῇ νήσῳ* mit *ἄνδρες* oder ohne dies, auch blofs *οἱ ἄνδρες* ist stehender Ausdruck. S. IV 16, 1. 21, 1 u. 2. 26, 1. 27, 1. 30, 4. 40, 2. 41, 3. 117, 2 vgl. *οἱ ἐν τῇ ἠπείρῳ* (*ἐκ τῆς ἠπ.*) 38, 2, 3. — 60, 1 ⟨*οὐκ*⟩ *ὀλίγαις ναυσί* (Comm. crit. p. 131), nicht in den Text gesetzt, Der Redner sagt absichtlich *ὀλίγαις*. Gegensatz *μεγίστην δύναμιν* und § 2 *πλείονι στόλῳ*. — 62, 2 *δοκεῖγε* (Comm. crit. p. 132) hübsch für *δοκεῖτε*, was aber durch C *δοκεῖται* bestätigt ist. — § 3 mit C *τοὺς*. *προσκαταλυπεῖν* st. *προσκαταλιπεῖν* nicht in den Text genommen. Nur letzteres bildet den erforderlichen Gegensatz zu *πλέον ἔχειν*. — 65, 4 *καυχώμενοι* vorgeschlagen für *χρώμενοι*, was durchaus richtig ist. Zu den von Poppo-Stahl beigebrachten Stellen füge ich Herod. I 68 (vgl. V 41, 6. VI 70). III 41,12. — 67, 2 im Text *ἐς τὸ Ἐνυάλιον*, vorgeschlagen *ἐς τοῦ Ἐνυαλίου*. Aber das Eigenartige ist wohl das Ursprüngliche: *ἐς τὸν Ἐν.* — [*οἱ προδιδόντες τῶν Μεγαρέων*]. So schreibt kein Glossator. Vgl. II 5, 7. IV 68, 2. 103, 2. — 72, 4 *βεβαίως* etc. durch Herbst Zu Thuk. I S. 97 sichergestellt. — 73, 4 schlägt H. vor *τοῖς δὲ ξυμπάσης τῆς δυνάμεως αὐτῶν παρόντος μέρους* st. *καὶ τῶν*

παρόντων μέρος, zuviel von dem Überlieferten abweichend. Man wird, wenn nicht *τοὺς δὲ* zu korrigieren ist, am besten *ἕκαστον* als Subjekt fassen, *μέρος* als Objekt zu *κινδυνεύειν*, wie schon Cl. vorschlug (IV p. 233). Vgl. VI 57, 3 *πάντα ἐκινδύνευον*. — 78, 3 nach Dion. Hal. (*τῷ ἐπιχωρίῳ*) *ἐγχωρίῳ*. cod. L des Dion. hat aber auch *τὸ*. Man wird doch besser an dem adverbialen *τὸ ἐγχώριον* festhalten, das analog dem gewöhnlichen *τὸ ἀρχαῖον* gesetzt ist. — 80, 2 [*τῆς Πύλου ἐχομένης*] so wenig Glossem wie *ἐς τὴν ξυμφοράν* 17, 1 und 62, 2. 76, 2. 100, 2 die verschiedenen Ausdrücke mit *ὥσπερ*. Gegen *ὥσπερ αὐλόν* spricht die Stellung gar nicht; denn nicht nur die Aushöhlung entspricht der Flöte, sondern auch die äufsere Form. Nach dieser Streichmethode müfste auch *ὥσπερ Ἀθηναῖοι νῦν* 92, 5 den Platz räumen. — 80, 3 giebt H. als meine Konjektur *καινότητα* an. Es ist ihm entgangen, dafs ich Wochenschr. f. kl. Phil. VII Nr. 12, Sp. 332 vor acht Jahren *βιαιότητα* vorschlug. Doch läfst sich auch *σκαιότητα* verteidigen. Vgl. Her. VII 9, 2. Polyb. XXXII 19, 4. — 85, 6 mit Sauppe und Schol. *οὐ δόξω* wohl mit Recht, ebenso vielleicht *νηΐτην* sc. *στρατόν* (§ 7). (Comm. crit. p. 136). — 86, 4 s. meine Erklärung Wochenschr. f. kl. Phil. XV Nr. 26 Sp. 712. — 87, 1 [*ἢ*] (Comm. crit. p. 136) giebt keinen befriedigenden Sinn. Denn Brasidas redet nicht von sich, sondern von den Lakedämoniern. Dann erst sagt er „*ἐμοῦ προϊσχομένου*". — 93, 2 ⟨*ἔτι*⟩ *ὄντι*, wofür Kübler, Ztschr. f. Gymn. XLVI (26) S. 333 lieber *ὄντι ἔτι* wünscht, offenbar weil es nach *ὄντι* eher ausfallen konnte. Notwendig ist weder der Zusatz von *ἔτι* aus 90, 4 noch die Beseitigung von *αὐτῷ*, das gewifs nicht zur Erklärung zugefügt wurde. — 94, 1 [*τῶν παρόντων*] „quae ex 90, 1 irrepsisse videntur, delenda sunt" (Comm. crit. p. 138). Dafs *ἀστῶν* die Bürger und die Metöken umfassen könnte, bezweifelt H. mit Hinweis auf II 34, 4. VI 27, 2. 30, 2, die aber gar nichts beweisen, denn auch dort können die Metöken unter den *ἀστοί* mitbegriffen sein, nicht unter den *ξένοι*. 90, 1 aber sind sie ausdrücklich von den „*ξένων ὅσοι παρῆσαν*" unterschieden und neben diese und die Athener selbst gestellt. Ebenso unterscheidet Aristoph. Pax 297 *μέτοικοι καὶ ξένοι*. Die Metöken wurden ja auch als Hopliten verwandt s. II 13, 7. 31, 2. Xen. de vect. II, 2 dagegen sind sie neben die *ἀστοί* gestellt. Aristot. resp. Ath. LVII 3 unterscheidet wieder *μέτοικος* und *ξένος*; desgl. Pol. 1277b 39. 1326a 20. 1326b 21. — 96, 4 [*τῶν Βοιωτῶν*] leider mit Rutherford, zur Deutlichkeit nötig. — 108, 1 *τηρουμένου* sc. *ποταμοῦ* (Comm. crit. p. 141) geschickt. Indes ist *τηρουμένων* wohl zu erklären. S. meine Ausg. und Frz. Müller „Zu Thuk." S. 29. — 108, 3 [*αἱ τῶν Ἀθηναίων ὑπήκοοι*] durchaus nicht entbehrlich, denn man weifs doch nicht, welche St. Thuk. meint. — 110, 2 vermutet H. ohne Grund *οὐκ ἀνέδυσαν*, dem Sinne nach recht angemessen. Der Inf. bei *δεδιέναι*

I 136, 1, bei φοβεῖσθαι V 105, 3, bei ὀκνεῖν I 120, 3. II 18, 5. III 39, 3. V 61, 1. — 114, 1 paſst ἐσελθόντα zwar durchaus, aber auch ἐξελθόντα der Hdd., mit dem das folgende ἐξιέναι stimmt. Für das „Hineingehen“ würde man noch eher das „Zurückkehren“ erwarten. — 115, 2 ἀντανέστησαν st. ἀντέστησαν. Thuk. gebraucht nur das letztere und auch ἀνίστημι nie in der Bedeutung „errichten“, sondern entweder = aufbieten oder = aufbrechen lassen oder = vertreiben. Er setzt für „errichteten“ ἔστησαν (ἀντέστησαν). S. I 54, 1. — 130, 4 καταθορυβηθέντος vorgeschlagen, doch unnötig. θορυβέω im Passiv findet sich öfters in dem hier erforderlichen Sinn.

Unsere Besprechung würde zu einem Buche anschwellen, wollten wir auf alle einzelnen Stellen eingehen. Im allgemeinen pflichten wir den Vorschlägen und Änderungen H.s nicht bei, aber wir stehen trotz unserer abweichenden Meinung nicht an, dem Verf. für seine gewissenhafte und wertvolle Leistung wärmste Anerkennung zu zollen. Möge er bald den zweiten Band folgen lassen, damit endlich einmal eine zuverlässige vollständige kritische Ausgabe des Thukydides vorhanden ist!

Oberlahnstein. S. Widmann.

Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller.

Eine neue Sammlung von Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller hat das Licht der Welt erblickt. Die Perthessche Verlagshandlung in Gotha, deren Name sich besonders durch ihre Ausgaben altklassischer Autoren in den Fachkreisen eines guten Klangs erfreut, hat auch dem Gebiete der neueren Sprachen ihre Thätigkeit zugewandt. Von der Forderung der sog. neuen Methode ausgehend, in den Fremdsprachen thunlichst früh mit zusammenhängenden, von sprachlichen Schwierigkeiten möglichst freien Texten zu beginnen, durch lebenswahre Zeichnung einfacher Naturen das Interesse der Leser und Leserinnen zu fesseln und somit eine rege, freudige Teilnahme zu erzielen, haben die Bearbeiter dieser Ausgaben, soweit aus den vorliegenden Bändchen ersichtlich ist, die Behandlung solcher Stoffe in Aussicht genommen, welche, in eine leichte, flieſsende Form gekleidet, ihren erziehlichen Einfluſs sicherlich nicht verfehlen werden.

1) La fille du braconnier par Mlle. Cécile Rosseeuw de Saint-Hilaire (J. de Vèze). Für den Gebrauch an höheren Töchterschulen bearbeitet von H. Soltmann. 1897. VI u. 114 S. 8. 1 M.

Die Lebensschicksale der Tochter eines Wilderers, welche ihre fromme, überaus zärtliche Mutter, die Lebensgefährtin eines brutalen Tyrannen, früh verloren hatte, bilden den Gegenstand dieser kleinen Erzählung. Ausgestattet mit einem pietätvollen, empfänglichen Gemüt, auf welches die drei letzten Gebote der

sterbenden Mutter: „Liebe Gott, ehre den Vater trotz seiner Fehler, sei barmherzig gegen deine unglücklichen Mitmenschen!" einen tiefen Eindruck gemacht haben, hält es Josette, die Heldin der Erzählung, welche selbst in gröſster Dürftigkeit lebt, für ihre heilige Pflicht, zu raten und zu helfen, wo immer sie kann. Pflegerin eines erblindeten Kindes, weiſs sie unter den widrigsten Umständen und trotz mehrfacher Hindernisse stets eine glückliche Peripetie herbeizuführen. Auch die Nebenpersonen interessieren lebhaft wie die Mutter Josettes, Geneviève, der greise Hirt mit seinem treuen Hunde Faraud, der Vater der blinden Bénédicte, Jacques Tristan, der Diener Bras-d'Argent, und selbst der Vater Josettes, der Wilddieb René Fougère sowie Scolastique Tristan nehmen das Interesse nicht weniger in Anspruch.

Die Erzählung eignet sich in erster Linie zur Lektüre für die höheren Mädchenschulen, ist aber auch zum Privatstudium zu empfehlen.

Der Druck ist korrekt, die Ausstattung, wie sich erwarten lieſs, eine höchst geschmackvolle.

2) **Molière, Les femmes savantes. Comédie (1672). Für den Schulgebrauch bearbeitet von J. Mosheim. 1898. XX u. 138 S. 8. 1,50 M.**

Zu den in neuester Zeit erschienenen Ausgaben dieses Molièreschen Lustspiels von Pariselle (1896) und Fritsche (1897) bildet die vorliegende gewissermaſsen eine beachtenswerte Ergänzung. Sie besteht aus Einleitung, Text, Erläuterungen und Wörterverzeichnis. Die Einleitung enthält vier Abschnitte (A. Molières Leben und Werke. B. Molières Bedeutung für die französische Komödie. C. Les Femmes Savantes [Tendenz und Inhalt]. D. Das Versmaſs.), von denen besonders die beiden ersten manches Interessante bieten. Im Text ist die fortlaufende Bezifferung der Verse in jedem Akte behufs leichter Orientierung recht zweckmäſsig. Die Erläuterungen enthalten zum weitaus gröſsten Teil grammatische und lexikalische Fingerzeige, welche einerseits für die Kenntnis der Molièreschen Spracheigentümlichkeiten unentbehrlich sind, andererseits als repetitorische Übungen praktisch verwertet werden können. Aber auch manche schätzenswerte sachliche Erklärungen finden sich darin, welche dem Gebiete der Litteratur- und Kulturgeschichte angehören. Das Wörterverzeichnis läſst nur in einigen Fällen im Stich. So fehlt die Bedeutung von *benêt* (Akt I Vers 234 u. a. a. St.), *hay* (A. II V. 45), *rabat* (A. II V. 234), *nigaud* (A. II V. 361), *nièce* (A. III V. 50), *futilité* (A. III V. 182), *corporel* (A. IV V. 118).

Über die Ausstattung gilt das unter 1 Gesagte; im Druck wäre zu berichtigen: S. X Z. 16 v. o. *Bewegung*; S. 15 Vers 7 *l'appendre* (st. *l'apprendre*); S. 47 V. 195 *mérisp* (st. *mépris*); S. 51 V. 284 *aus* (st. *aux*); S. 102 V. 300 *pouvoir* (st. *pourvoir*); S. 104 V. 46 *käufiger*; S. 113 V. 279 fehlt zwischen ohne daſs ohne zu

ein *Komma.* Aufserdem sind in den Erläuterungen S. 102 V. 339 u. 362, S. 103 V. 11, S. 106 V. 252 und S. 114 V. 306 die ersten Wörter nicht in Kursivschrift gedruckt.

3) **Ausgewählte Erzählungen von François Coppée.** Für den Schulgebrauch bearbeitet von A. Rohr. 1898. VII u. 126 S. 8. 1,40 M. Dazu ein Sonderwörterbuch. 20 S. 0,20 M.

In der Einleitung gedenkt der Herausgeber zunächst der litterarischen Fehden in Frankreich, in denen der Klassicismus, nachdem er durch den Einflufs des Humanismus im 17. Jahrhundert zu fast unumschränkter Herrschaft gelangt war, nach heftigem Kampfe dem Romantismus unterlag, welcher letztere schliefslich wieder der aufstrebenden realistischen Richtung weichen mufste. Sodann entwirft er an der Hand der Monographie von Lescure, François Coppée, l'homme, la vie et l'oeuvre, ein Bild von diesem Schriftsteller und giebt in gedrängter, den Bedürfnissen der Schule angemessener Kürze einen Überblick über dessen vielseitige dichterische Thätigkeit als Dramatiker, Epiker, Lyriker und Prosaschriftsteller.

Den Inhalt dieses dritten Bändchens bilden fünf kleinere Erzählungen, welche verschiedenen Sammlungen entnommen sind: *Maman Nunu* (aus Contes en prose), *On rend l'argent* (aus Les Vrais riches), *Le Convalescent* (aus Contes rapides), *Le Morceau de pain* (aus Vingt contes nouveaux) und *L'Enfant perdu,* conte de Noël (aus Longues et brèves). Wie die ganzen Sammlungen der kleineren Erzählungen Coppées zu dem Anziehendsten gehören, das die französische Litteratur besitzt, so sind auch diese fünf Erzählungen „wahre Kabinettstücke poetischer Auffassung und Darstellung des weltlichen Lebens" und um so wertvoller, als sich darin manche Züge aus des Dichters eigener Jugend vorfinden (vgl. Le Convalescent). Mit Fug und Recht können sie inhaltlich wie formal als Schul- und Privatlektüre angelegentlichst empfohlen werden.

Die Anmerkungen bieten an schwierigeren Stellen die erwünschte Anleitung zu einer geschmackvollen Übertragung, sind reich an sprachlichem und sachlichem Material und verdienen besondere Beachtung. Das Sonderwörterbuch könnte etwas inhaltreicher sein.

Der Druck ist korrekt; aufgefallen ist mir beim Durchlesen nur S. 1 Z. 18 *j'était*, S. 73 Z. 16 *un laps te temps*, S. 96 Z. 13 v. u. *kann so übersetzt bleiben* (st. *kann unübersetzt bleiben*) und manches Versehen hinsichtlich der Zahlangabe in den Anmerkungen wie S. 98 Z. 12 v. o. 15, 23 und 16, 4 (st. 16, 9), S. 102 Z. 10 v. o. 23, 33 (st. 23, 23) und Z. 16 v. u. 23, 15 (st. 24, 15), S. 115 Z. 17 v. o. 33, 32 (st. 53, 32), S. 118 Z. 1 v. u. 65, 5 (st. 64, 5) und Z. 14 v. u. 63, 21 (st. 63, 12) sowie S. 126 Z. 1 v. o. 68, 31 (st. 86, 31).

4) Histoire d'un conscrit de 1813 par Erckmann-Chatrian. Für den Schulgebrauch bearbeitet von K. Holtermann. 1898. V u. 116 S. 8. 1,40 M. Dazu ein Sonderwörterbuch. 26 S. 0,20 M.

Dafs unter Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller auch Histoire d'un conscrit de 1813 einen Platz bekommen hat, wird gewifs gebilligt, nicht minder die gekürzte Form, in welcher diese Ausgabe sich darbietet. Erckmann-Chatrian, über deren litterarische Thätigkeit Ref. in dieser Zeitschrift Bd. L S. 156 eine kurze Notiz zu geben Gelegenheit hatte, sind eben Schriftsteller, deren Erzählungen „dank ihrem echt deutschgemütvollen Grundtone und dem gesunden Humor, der sie durchweht", auch in Deutschland den gröfsten Beifall gefunden haben.

Die Einleitung der vorliegenden Ausgabe bringt einen kurzen Abrifs über das Leben und die Werke des Dichterpaares. Dem Texte folgen Anmerkungen, in denen neben grammatischen, lexikalischen, geschichtlichen und geographischen Erklärungen nur zu häufig Übersetzungsproben gegeben werden. Eine beigefügte Kartenskizze der Schlachtfelder von Grofs-Görschen und Leipzig fördert wesentlich die Orientierung. Der Inhalt des Sonderwörterbuchs genügt weitgehenden Anforderungen.

Ungenauigkeiten im Druck kommen nur vereinzelt vor, so S. 6 Z. 22 *dis* (st. *dit*), S. 17 Z. 19 *pour leur fils* (st. *p. leurs f.*), S. 33 Z. 3 *Et bien* (st. *Eh b.*), S. 47 Z. 31 *râflaient* (st. *raflaient*), S. 61 Z. 23 *le frond plat* (st. *le front p.*), S. 62 Z. 30 *la Partha* (st. *la Parthe* vgl. S. 68 u. a. St.), S. 98 Z. 6 v. o. *canelle* (st. *cannelle*), S. 104: 35, 22 u. 35, 24 (st. 35, 21 u. 35, 23).

Salzwedel i. A. K. Brandt.

William Harrison Woodward, Vittorino da Feltre and other Humanist Educators. Essays and Versions. An Introduction to the History of Classical Education. Cambridge 1897, University Press. IX u. 256 S. 8. Geb. 6 M.

Wie der Verfasser in der Vorrede sagt, soll sein Buch in das Studium des ersten Jahrhunderts des Humanismus einführen. Nach seiner Ansicht sind die Anfänge des Humanismus bisher nicht genügend beleuchtet und die von den humanistischen Bestrebungen der späteren Zeit sich stark abhebenden Eigentümlichkeiten des ersten Zeitabschnittes der Renaissance nicht klar erkannt und gewürdigt worden. Das Buch zerfällt in drei Teile: eine Biographie Vittorinos da Feltre (S. 1—92); vier englische Übersetzungen und zwar von P. P. Vergerius, De ingenuis moribus (S. 93—118), Lionardo Bruni d'Arezzo, De studiis et literis (S. 119—133), Aeneas Sylvius, De liberorum educatione (S. 134—160), Battista Guarino, De ordine docendi et studendi (S. 161—178) und eine allgemeine Übersicht über die Ziele und Methode der humanistischen Erzieher (S. 179—250).

Die Biographie zeichnet sich durch Gründlichkeit und Vollständigkeit aus. Auf Grund von zeitgenössischen Abhandlungen, Briefen und Memoiren[1]) entwirft der Verfasser zunächst ein klares, anschauliches Bild von Vittorinos Bildungsgange: Vittorino studiert, als Schüler Guarinos, an der Universität zu Padua, übernimmt dort für einige Zeit den Lehrstuhl für Rhetorik, giebt diese Stellung bald auf, um in Venedig eine Schule zu gründen; doch schon 1423 folgt er einer Aufforderung des Marchese von Gonzaga; er siedelt an dessen Hof nach Mantua über, wo er bis zu seinem Tode, 1446, als Lehrer und Erzieher wirkt. La Giocosa — so nannte man das Schulgebäude — wurde bald die Erziehungsstätte der aristokratischen Jugend Norditaliens. In eingehender Weise schildert dann der Verfasser die äufsere Erscheinung, den Charakter, die Erziehungsideale Vittorinos, ferner die Art und Weise, wie er auf seine Schüler wirkte, die Wertschätzung der einzelnen Fächer, seine Unterrichtsmethode. Das Lateinische war die Unterrichtssprache; die italienische Sprache und Litteratur bildeten keinen Unterrichtsgegenstand; neben dem Lateinischen und Griechischen wurde auch Arithmetik, Geometrie und Philosophie, auch etwas Naturgeschichte getrieben; der Musik wurde nur geringes Gewicht beigelegt, während der leiblichen Erziehung grofse Sorgfalt zu teil wurde. Die Methode war deduktiv, doch begann man früh mit zusammenhängender Lektüre und freien Arbeiten. Cicero und Vergil, Homer und Demosthenes waren die bevorzugten klassischen Schriftsteller. Da Vittorino kein so tüchtiger Grieche als Lateiner war, so zog er andere Gelehrte an seine Schule. Der griechische Unterricht begann sehr früh. Caecilia von Gonzaga lernte schon mit 7 Jahren Griechisch, und bereits im Alter von 11 Jahren wurde sie zu griechischen Aufsatzübungen angeleitet. — Die klassischen Schriftsteller wurden jedoch nicht etwa nur gelesen, um daran die Sprache zu erlernen, vielmehr sollten die Schüler durch die Lektüre in die alte Geschichte und Philosophie eingeführt werden. Doch trieb Vittorino die Geschichte weniger wegen ihrer politischen Bedeutung, als vielmehr wegen ihres moralischen Einflusses. Daher bevorzugte er Livius und Plutarch. In der Philosophie beschränkte er sich auf die Ethik. Plato, Aristoteles und die Stoiker wurden vorzugsweise gelesen. Am Schlufs bespricht der Verfasser das Verhältnis Vittorinos zu der Familie Gonzaga und würdigt eingehend die Achtung und Liebe der Schüler Vittorinos zu ihrem Lehrer, sowie die hohe Stellung, die Vittorino als Erzieher, Gelehrter und Mensch unter seinen Zeitgenossen einnahm.

Die nun folgenden vier Übersetzungen von pädagogischen Abhandlungen aus jener ersten Zeit des Humanismus dienen dem Verfasser als hauptsächliche Unterlage für seine Untersuchungen

[1]) Von Vittorino selbst existieren nur 6 Briefe.

im dritten Teile seines Werkes, wo er von den Zielen und Methoden der humanistischen Pädagogen des 15. Jahrhunderts spricht. Im ersten Kapitel spricht er über das allgemeine Ziel der humanistischen Erziehung und stellt es unter anderem als zweifellos hin, dafs die Humanisten jener ersten Zeit von dem praktischen Werte der klassischen Studien fest überzeugt waren. Sie wollten in erster Linie Männer für das praktische Leben und keine Gelehrten erziehen und hielten das Studium der klassischen Sprachen als die geeignetste Vorbildung nicht nur für Mediziner, sondern auch für Kaufleute, Bankiers, Soldaten und Landwirte. Das zweite Kapitel handelt von der ersten Erziehung des Kindes, die zum gröfsten Teil der Mutter obliegt. Gutes Beispiel der Eltern ist das beste Erziehungsmittel; frühzeitiger Beginn der Studien wird empfohlen; vor jedem Luxus wird gewarnt. Im dritten Kapitel geht er dann zu dem Unterricht selbst über, spricht von dem Umfang der liberal studies, dem Beginn des Unterrichts, der Auswahl des Lernstoffes für die unterste Stufe, von der Lehr- und Lernmethode, erörtert die Erwägungen, welche bei der Wahl der Lehrer in Betracht zu ziehen sind, und betont die Bedeutung der individuellen Erziehung. Im weiteren handelt er von der Disziplin: Lob, Tadel, Anregung eines gesunden Wetteifers, Wecken des Ehrgefühls und vor allem Schärfen des zunehmenden Verstandes sind die besten Mittel zur Aufrechterhaltung einer guten Zucht; die körperliche Züchtigung wird als unwürdig verworfen. — Auf deutliches und ausdrucksvolles Lesen wird grofses Gewicht gelegt, und zu dem Zwecke lautes Lesen besonders empfohlen. — Mit der lateinischen Grammatik wird schon am Ende des 5. Lebensjahres begonnen; das Lernen wird dadurch erleichtert, dafs in den besseren Familien Latein gesprochen wird. — Zu dem Unterricht im einzelnen übergehend, spricht der Verfasser über die Schulbücher, die Stellung der Grammatik im Unterricht, die Schriftstellerlektüre, das Studium der Geschichtsschreiber, den Wert der Geschichte, die Bedeutung der Rhetorik, der Moral- und Naturphilosophie, die Stellung des Griechischen, welches als Unterrichtsfach erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts von Vittorino und Guarino eingeführt wurde, und über den Religionsunterricht; den Schlufs dieses Kapitels bilden Bemerkungen über die Interpretation der Schriftsteller, über die den Aufsatzübungen beigelegte Bedeutung und die hierauf bezüglichen Übungen.

Nachdem dann im vierten Kapitel von der untergeordneten Stellung die Rede ist, welche die Mathematik, die Naturwissenschaften und die Musik im Lehrplan der Humanisten der ersten Zeit einnahmen, verbreitet sich der Verfasser im folgenden Kapitel über die moralische und religiöse Erziehung. Ehrerbietung gegen das Alter, Selbstbeherrschung, Bescheidenheit, Wahrhaftigkeit, christliche Nächstenliebe sind die Tugenden, welche die Humanisten

in das Herz ihrer Schüler zu pflanzen suchten. Dafs bei dieser Erziehungsweise, die das Leben der Griechen und Römer als Musterbild alles menschlichen Lebens betrachtete, der körperlichen Ausbildung der jungen Leute, die zudem zum gröfsten Teil für die militärische Laufbahn vorbereitet wurden, genügend Rechnung getragen wurde, ist selbstverständlich. Darüber äufsert sich der Verfasser im sechsten Kapitel. Das letzte Kapitel ist der Erziehung der Frauen gewidmet. Eine sechs Seiten umfassende Liste der auf die Anfänge des Humanismus bezüglichen Litteraturwerke beschliefst das Buch, welches, auf streng wissenschaftlicher Methode aufgebaut, unsere vollste Anerkennung verdient.

Dortmund. Ew. Goerlich.

Karl Schenk, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten. Ausgabe A. Für Gymnasien. Teil III: Lehraufgabe der Quarta. Geschichte des Altertums. Leipzig 1898, B. G. Teubner. XII u. 89 S. 8. geb. 1,20 M.

Als ich in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1895 S. 396 ff. den Aufsatz desselben Verfassers über die Behandlung der von der Kritik verworfenen Erzählungen im Geschichtsunterricht las, wurde in mir der Wunsch rege, ein nach den in dieser Abhandlung aufgestellten Grundsätzen verfafstes Lehrbuch kennen zu lernen. Dieser Wunsch ist in überraschender und zugleich er-Weise in Erfüllung gegangen. Schenk selbst hat es unternommen, für sämtliche Klassen des Gymnasiums und ebenso für die der Realanstalten ein Schulgeschichtsbuch auszuarbeiten, das, wissenschaftlich wie pädagogisch auf der Höhe der Zeit stehend, allen berechtigten Anforderungen genügen soll. Der Prospekt, in dem die Grundsätze, die ihn bei der Abfassung dieses wohlüberlegten, nach einem einheitlichen Plane eingerichteten Werkes leiten, aufgeführt sind, ist mir aus der Seele geschrieben. Die bereits erschienenen Teile VII (für Obersekunda) und III (für Quarta) entsprechen praktisch seiner Theorie durchaus; sie sind, abgesehen von unerheblichen Kleinigkeiten, so ausgezeichnet, dafs man das Schenksche Lehrbuch der Geschichte als ein höchst vortreffliches Lehrbuch der Geschichte für die höheren Lehranstalten bezeichnen mufs.

Was im besonderen den Teil für Quarta anbetrifft, so ist es dem Verfasser gelungen, den ganzen umfangreichen Stoff auf 85 weit gedruckten Seiten zusammenzuziehen. Hierbei sind noch in löblicher Weise einige Abschnitte über athenische und römische kulturgeschichtliche Verhältnisse eingeschaltet, die der Schüler unbedingt schon auf dieser Stufe kennen mufs, soll er ein einigermafsen richtiges Verständnis für jene längst vergangenen Zeiten gewinnen. In der Auswahl des Stoffes ist das rechte Mafs getroffen. Die Darstellung ist klar, durchsichtig, einfach und lebendig und dabei

dem Alter der betreffenden Knaben so angemessen, dafs es zweifellos von ihnen gern zur Hand genommen und ungern wieder weggelegt werden wird. Namen und Jahreszahlen sind auf das Unentbehrliche beschränkt. Sehr verdienstlich ist ferner die sorgfältige Bestimmung des geschichtlichen Schauplatzes, ebenso die Neuerung, die Begriffe politischer und anderer Art, an denen der Lehrer nicht vorbeigehen kann, in Form von Anmerkungen zu erklären, was durchaus schlicht und geschickt geschieht. Auch für den Lehrer wertvoll sind die gelegentlichen geographischen Vergleiche. Da nach den Lehraufgaben vom Jahre 1892 S. 39: „die Erzählungen aus der sagenhaften Vorgeschichte der Griechen und Römer in der Quinta durchgenommen werden sollen und die eigentlichen Sagen des klassischen Altertums“ der altsprachlichen Lektüre und dem deutschen Unterrichte zugewiesen sind, ist es völlig gerechtfertigt, dafs in dem vorliegenden Quartateil lediglich beglaubigte Geschichte gegeben wird, zumal die unterschiedslose Behandlung von Sage und Geschichte von der Quarta an aufgegeben werden mufs. Übrigens sind die nicht geschichtlichen Nachrichten an den entsprechenden Stellen — in kleinerem Druck — angedeutet, so dafs es dem Lehrer freisteht, sie dort irgendwie zu wiederholen.

Von Druckfehlern ist mir nur aufgefallen, dafs S. 82 zwei Abschnitte mit der Zahl 3 bezeichnet sind, wodurch auch die folgenden eine irrige Zahlangabe aufweisen.

Zum Wohle des geschichtlichen Unterrichts mufs ich wünschen, dafs das Schenksche Buch, weitaus das beste seiner Zeit, baldigen Fortgang gewinnt und die übrigen Teile bald erscheinen.

Posen. B. Ehrlich.

Spamers Illustrierte Weltgeschichte. Dritte völlig neugestaltete Auflage. Leipzig 1898, Otto Spamer. Zehnter Band: Von der Thronbesteigung Napoleons III. bis zur Gegenwart, bearbeitet von O. Kämmel, mit 240 Textabbildungen, 7 Beilagen und Karten. X u. 607 S. gr. 8. 8,50 M; Register, in besonderem Band, 356 S. gr. 8. 4,50 M.

Der Schlufsband des gediegenen Werkes fafst den Zeitraum von 1852 bis zur Gegenwart zusammen unter der Überschrift „Sieg der Nationalitäten und Ausbildung der Weltwirtschaft“. Die Einleitung weist darauf hin, dafs diese zwei Bewegungen einander oft durchkreuzen; die politisch sich abschliefsenden Völker werden durch den wirtschaftlichen Verkehr immer enger verbunden. Im Verkehrsleben zeigen sich wiederum zwei Gegensätze, das Streben nach freier wirtschaftlicher Bewegung des einzelnen und die Organisation der Massen; den Ausgleich zu bewirken ist Aufgabe des nationalen Staates. Wissenschaft und Kunst werden durch das wirtschaftliche Leben stark beeinflufst, dem Nützlichen dienstbar gemacht, zur Beobachtung und Darstellung des wirklichen Lebens gedrängt; dieser Entwicklung gegenüber „haben

Schule und Kirche allerorten einen schweren Stand". Demnach werden in der folgenden Darstellung auch die mit dem hochgesteigerten Kulturleben verbundenen Gefahren ins Auge gefafst, bei jedem Volke mit Hervorhebung der eigentümlichen Erscheinungen, so dafs der Leser zum Nachdenken angeregt wird, wohin das alles hinaus will.

Zuerst wird das zweite französische Kaiserreich mit seinem glänzenden Aufschwung und seinen inneren Schäden geschildert, dann die gewaltige wirtschaftliche Entwickelung Englands, auch mit Betrachtung der in der Litteratur und Wissenschaft sich zeigenden Geisteskraft. Der Krimkrieg führt zur Betrachtung Rufslands, welches trotz seiner Niederlage bald grofse Fortschritte in Asien macht. Auf diesem Schauplatze entfalten alsbald auch England und Frankreich ihre Thätigkeit, während Deutschland noch unter dem Mifserfolg der Einigungsversuche von 1848—50 zu leiden hat, Preufsen aber doch schon die Anfänge einer Seemacht zeigt und mit China, Japan, Siam 1861—62 Handelsverträge schliefst. Es folgt die nationale Einigung Italiens, der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten, dann ausführlich das Zeitalter Wilhelms I. Dieser Abschnitt wird eingeleitet durch eine interessante Übersicht über den wirtschaftlichen und geistigen Aufschwung Deutschlands in der Zeit von 1852—1866; dann folgt die anschauliche Erzählung der unvergefslichen Ereignisse, durch welche Deutschlands Einigung sich vollzog; sie hebt an mit den Worten (S. 272): „Wenn irgendwo der Satz gilt: Männer machen die Geschichte, so gilt er von diesen Jahrzehnten, da eine kleine Schar willensstarker und klarblickender Männer die halbwiderstrebende Nation die steilen Bahnen zu Macht und Einheit führte". Der Verfasser spricht von Jahrzehnten, indem er von 1858 anhebt und die Zeit bis 1888 im Sinne hat; bei dem späteren Abschnitt über den Ausbau des deutschen Reiches (S. 403) wird daher auch namentlich das Widerstreben zweier „internationaler und antinationaler Strömungen", der Sozialdemokratie und des Katholizismus, dargestellt. Um so gröfser erscheint das, was doch erreicht wurde. Wie bedeutend Kaiser Wilhelms Persönlichkeit war, wird S. 400 hervorgehoben, neben vielfacher Anerkennung der grofsen Verdienste und der grofsen Persönlichkeit Bismarcks.

Dem aufstrebenden deutschen Reich gegenüber steht das Sinken des Deutschtums in Österreich und den russischen Ostseeprovinzen. „Der Austritt Österreichs aus dem deutschen Gemeinwesen (1866) brachte eine Entwickelung zum Abschlufs, die schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts begonnen hatte, die durch die zunehmende Verbindung dieser südostdeutschen Koloniallande mit halb oder ganz fremdartigen Gebieten und durch die gewaltsame Ausrottung des Protestantismus beschleunigt worden war" (S. 339). Mit Mühe wird der Ausgleich mit Ungarn hergestellt; Andrassys Staatsleitung ist dem Deutschtum noch günstig, dann

aber folgt 1880 die erste Sprachenverordnung für Böhmen und Mähren (S. 553), 1882 die Teilung der Universität Prag; eine „höhere Kultur muſs vor einer mit besonderer Energie vertretenen niedrigeren zurückweichen, aber die Güter der deutschen Kultur vermochte trotz aller Überhebung keiner dieser Volksstämme zu entbehren“ (S. 554). Die Betrachtung bricht beim Jahre 1889 ab mit dem Gedanken, daſs „in allen Nöten und Kämpfen die Monarchie noch durch die wirtschaftliche Einheit, die alten Traditionen und die Dynastie zusammengehalten wird“ (S. 557). Die Gewaltsamkeit der russischen Politik gegen deutsche Kirche und Schule in den Ostseeprovinzen wird S. 593 geschildert; daran knüpft sich das niederschlagende Urteil: „Mochte man in Deutschland noch soviel Sympathie mit den miſshandelten Volksgenossen empfinden, für sie amtlich einzuschreiten war doch unmöglich und jedenfalls zwecklos“. Gleichzeitig entwickelte sich ja die russisch-französische Freundschaft; doch „lieſs die entschlossene Haltung Deutschlands in Petersburg nicht den mindesten Zweifel darüber, daſs es einem etwaigen Angriff zu begegnen wissen werde“ (S. 594). Die Darstellung endet mit dem Tode Alexanders III. Das Schluſswort weist darauf hin, daſs eine neue Periode begonnen habe: „an den Sieg des Nationalitätsgedankens und die Ausbildung der Weltwirtschaft schlieſst sich der gewaltige Kampf um eine neue Verteilung des Anteils an dieser Weltwirtschaft, d. h. an der Weltherrschaft“. Das geht aus der wetteifernden Kolonialpolitik der Groſsmächte hervor, die S. 467—521 eingehend dargelegt ist. Die beste Kraft des alten Europa aber „beruht nicht in seinen materiellen Machtmitteln, sondern darin, daſs es die idealistischen Grundlagen und Ziele seiner Bildung bewahrt“.

So bietet der Schluſsband dieser Weltgeschichte, der gleich den früheren Bänden mit interessanten Abbildungen ausgestattet ist, reichliches Material zum Verständnis der Gegenwart und einen tröstlichen Ausblick auf das zwanzigste Jahrhundert. Der gesondert ausgegebene Registerband ist recht übersichtlich und geht bei den zusammenfassenden Artikeln, wie Deutschland, England, Frankreich, so ins einzelne, daſs man sich zum Nachschlagen angetrieben fühlt. Mag das, was man findet, nicht immer die auf einzelnes gerichteten Ansprüche befriedigen; es ist doch in diesem Gesamtwerk reiche Belehrung in entsprechender Form geboten.

Lübeck. Max Hoffmann.

Heinrich Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866. Stuttgart 1898, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. Zwei Bände mit 9 Karten. XVI u. 445, XIV u. 604 S. gr. 8. In Hlbfzb. 28 M.

Von diesem in mancher Beziehung geradezu epochemachenden Werke erschien der erste Band Anfang 1897. Schon nach etwa

Jahresfrist war eine neue Auflage nötig. Die dazu erforderlichen Vorarbeiten verzögerten die Herausgabe des zweiten Bandes, so dafs beide Veröffentlichungen ungefähr gleichzeitig erfolgten. Von beiden Auflagen des zweiten Bandes liegt deshalb im grofsen und ganzen ein und derselbe Text vor. Im ersten Bande sind manche Thatsachen nachträglich fester umrissen, in der Hauptsache aber, in der „Darstellung der Charaktere der leitenden Männer und der sie bestimmenden Beweggründe, ergab sich nirgends die Notwendigkeit eines Abgehens von der früher gehegten und ausgesprochenen Überzeugung".

Fr.s Arbeit bietet eine sehr wichtige Ergänzung zu dem grofsen Sybelschen Werke „Die Begründung des deutschen Reichs durch Kaiser Wilhelm I." Aufserpreufsischen Quellen verschlofs sich Sybel ja fast gänzlich. So meisterhaft auch der aus den einheimischen Archiven geschöpfte Stoff verarbeitet ist, so hohen Wert deshalb nach vielen Richtungen das Werk beanspruchen darf — es war von vorn herein zur Einseitigkeit verurteilt und erfuhr von manchen Historikern (besonders von Lorenz) den schärfsten Widerspruch. Drei Jahre, ehe diese preufsische Darstellung erschien, also 1888, hatte der Wiener Historiker Fr. begonnen, in Bezug auf die Ereignisse von 1866 das österreichisch-ungarische Kriegsarchiv zu durchforschen. Nahe vor Beendigung der Arbeit wurde ihm aber infolge eines Direktionswechsels der Rest der Archivalien vorenthalten, „und so mag es vorerst vorüber sein mit der quellenmäfsigen Bearbeitung der neuesten Kriegsgeschichte durch einen aufser dem österreichischen Armeeverbande stehenden unbefangenen Forscher". Aber dieser hatte gleichzeitig Umfragen bei Mitkämpfern des Krieges gehalten, „und fast bei allen fand sich volle Geneigtheit, die erbetenen Aufklärungen zu geben", auch bei Moltke und Blumenthal. Namentlich Benedeks Generalstabschef seit dem 3. Juli, Baumgarten, und der damalige Oberst des Generalstabs, Neuber, machten „in mehreren vielstündigen Unterredungen" Mitteilungen. Das ist um so wichtiger, da in Österreich bekanntlich Staatsmänner und Feldherren, namentlich erstere, nur ausnahmsweise ihre Denkwürdigkeiten veröffentlichen. „Es genügt den historischen Persönlichkeiten, ihre Stellung bei Hofe und innerhalb des regierenden Adels zu behaupten: das Urteil der Aufsen- und Nachwelt gilt für nebensächlich"[1]). Die von Fr. Befragten sind ja freilich selbst Partei; aber ihre Aufschlüsse sind stets sehr beachtenswert, und aus Vergleichen läfst sich ein ziemlich sicheres Ergebnis gewinnen. In der Thal konnte

---

[1]) Als 1890 der berüchtigte Graf Moritz Esterhazy, der „heimliche Moritz", im Irrenhause gestorben war, konnte man in den österreichischen Zeitungen lesen, er habe das Staatsschicksal 1866 förmlich dem Zufall des Würfelspiels anheimgestellt. Demgegenüber einigte sich die Familie schliefslich doch, zu schweigen, so lange der Herrscher lebe, dessen Vertrauter der Graf gewesen.

Fr. die amtlichen militärischen Darstellungen der Kriege 1859 und 1866 nach vielen Richtungen hin ergänzen. Dazu kommt, daſs er die gesamte umfangreiche Litteratur über die Zeit völlig beherrscht (vgl. die Anmerkungen I 4. 14. 37. 68. 75. 78. 91. 108. 114. 139. 155. 170. 201. 206. 253. 271. 300. 311f. 321. 330. 345. 355. 362. 369f. 377. 382ff. 402. 406. 412. II 41. 58. 109. 123).

Als guter Deutsch-Österreicher von gemäſsigt liberaler Richtung zeigt sich Verf. überall und tritt in der Schluſsbetrachtung beredt dafür ein, daſs unseres groſsen Kanzlers Gedanke eines 'pragmatischen', öffentlichen, verfassungsmäſsigen Bündnisses zwischen Deutschland und Österreich verwirklicht werde; das 'Vermächtnis der deutschen Geschichte', von dem Bismarck den jungen Kaiser Wilhelm II. in der ersten Thronrede sprechen lieſs, werde so erfüllt. Recht gut! Je stärker der Einfluſs der Deutschen in Österreich ist, desto fester werden die Beziehungen der beiden Reiche zu einander sein. — Eine Einseitigkeit, wie sie bei Sybel in Bezug auf Preuſsen sich findet, tritt nun allerdings, obschon in geringerem Grade, auch bei Fr. hinsichtlich Österreichs hervor. Folgendes diene zum Beweise. Als der Beginn des Kampfes so gut wie gewiſs war, bemühten sich beide Mächte um Napoleons Gunst. Fr. meint nun (I 293), es sei „der entscheidende Wettlauf vor Schluſs des Rennens" gewesen. Dies Bild trifft doch nicht zu. Was hat denn Bismarck Napoleon angeboten? Am 16. Januar 1874 konnte er im preuſsischen Landtage sagen: „Ich habe niemals irgend jemandem die Abtretung auch nur eines Dorfes oder auch nur eines Kleefeldes zugesichert oder in Aussicht gestellt. Hätten wir nicht, wenn wir etwas hätten abtreten wollen, mit groſser Leichtigkeit alles erreichen können, nur daſs der Schandfleck auf unserer Politik gehaftet hätte?" Haftet denn aber nicht an der österreichischen Politik solcher Schandfleck? Den im Wortlaut noch unbekannten Vertrag vom 12. Juni 1866 nennt Beust das „unglaublichste Aktenstück", das er je gesehen habe. Sybel meint, Österreich habe dadurch den Rhein an Frankreich preisgegeben. Mag dies auch, wie Fr. (I 300) hervorhebt, sehr der Bestätigung bedürfen: ganz unzweifelhaft bewies Österreich auch damals, daſs es weder fähig noch würdig war, an der Spitze Deutschlands zu stehen. Das ist von Fr. nicht genug hervorgehoben. Im Zusammenhange damit steht seine Auffassung, Österreich habe sich nur in der Verteidigung befunden. Aber er selbst (z. B. I 154) hebt die Abneigung der streng kirchlichen Richtung gegen Preuſsen hervor, das „in seine Teile zerschlagen" werden sollte, und legt dar, wie der Staat ausschlieſslich in feudalem und klerikalem Interesse regiert ward. Wurden dadurch Deutschland nicht drückende Fesseln angelegt? Diese zu zerreiſsen war Bismarck entschlossen und wuſste, Achill und Ulyſs in einer Person, seinen König auf den richtigen Weg zu bringen. Vor

dem Forum der Weltgeschichte steht aber als Herausforderer in tieferem Sinne derjenige da, der von unerträglichem Druck nicht erlösen will, obgleich er es vermag. Noch ein anderes. Fr. kennt offenbar die österreichische Presse sehr genau (vgl. I 261 und II 127); aber wie sie 1866 von mafslosen Schmähungen gegen Preufsen widerhallte, davon ist bei ihm so gut wie nichts zu lesen. — Nicht gefallen hat mir ferner an einigen wenigen Stellen die ausschliefslich österreichische Ausdrucksweise, wie Gänze (I 203. II 184), Merks (II 486), im Wesen (II 222), einlangen (II 237), Vorrückung (II 241), zu Rande kommen (II 412), von dem bekannten „erliegt" oder „unterfertigen" zu schweigen. (II 259 mufs übrigens der Deutlichkeit halber statt: „kam von dem Befehlshaber die Weisung zu" gesagt werden: „erteilte der Befehlshaber die Weisung".) Dafs Erzherzog Albrecht am 13. März 1848 den Befehl zum Feuern gegeben habe, wie I 355 zu lesen steht, wird aufs bestimmteste bestritten. Endlich ist auf der ersten Übersichtskarte statt Friedland Zittau als Hauptrichtung anzugeben, wie die amtliche preufsische Darstellung beweist.

Damit habe ich alle mir aufgefallenen Mängel hervorgehoben. Im übrigen verdient das Werk uneingeschränktes Lob. Alle Gebildeten mufs es aufs höchste interessieren, und sein sorgsames Studium jedem Geschichtslehrer zur Pflicht zu machen, nehme ich keinen Anstand, trotzdem ich aus eigener Erfahrung ganz genau weifs, wie viel Zeit einem solchen bei seinen 20—24 Stunden zur Verfügung steht, wenn er es mit allen Pflichten ernst nimmt. Fr. geht gleich medias in res; die Einleitung zum zweiten Bande ist nur skizzenhaft gehalten. „Der ganze Lauf — so heifst es da — der deutschen Geschichte seit dem 17. Jahrhundert weist auf den Sieg Preufsens in dem Wettstreite um den Vorrang in Deutschland hin". Einen Rückblick auf das Verhältnis zwischen den beiden deutschen Grofsmächten, wie ihn Sybel so meisterhaft giebt, hielt der österreichische Historiker für unnötig: er beginnt mit dem Verhältnis Friedrich Wilhelms IV. zum ersten deutschen Parlament und schildert kurz die Erhebung und Niederlage Österreichs 1849—1859, das Scheitern seiner grofsdeutschen Politik, die schleswig-holsteinsche Frage und den Streit zwischen Österreich und Preufsen um die Beute. Von S. 134 an werden dann die diplomatischen Vorbereitungen zum Kriege, namentlich das Bündnis zwischen Preufsen und Italien, eingehender erörtert; die Bundesreform, die Feldzugspläne, die innere Lage Österreichs und Deutschlands, die Beziehungen zu Frankreich sind in den folgenden Abschnitten behandelt. Trefflich hat Fr. dann S. 316—354 Organisation und Taktik des österreichischen Heeres dargestellt und mit der ganzen übrigen Entwickelung des Staates in Zusammenhang gebracht. Mit der Schilderung der Schlacht von Custoza (so ist die richtige Schreibweise) und des Aufmarsches der Heere in Deutschland schliefst

der erste Band. Im zweiten werden dann sehr ausführlich die Ereignisse in Böhmen und die Seeschlacht bei Lissa dargestellt. Kürzer verweilt Fr. bei den Kämpfen in Süddeutschland, wo tapfere Truppen, die vier Jahre später unter Preufsens Führung schöne Siege erfochten, durch die völlig verrottete Wehrverfassung des Deutschen Bundes ins Unglück gestürzt wurden. Das Eingreifen Napoleons aber wird nach allen Seiten hin gehörig beleuchtet, und eingehend werden die verwickelten Friedensverhandlungen erzählt.

Dem Verf. war es im allgemeinen eine Herzenssache, die tieferen Ursachen der österreichischen Niederlagen aufzudecken, und er kann den nicht hoch genug anzuschlagenden Ruhm voll für sich in Anspruch nehmen, aus Menschenfurcht niemals mit seinem Urteil zurückgehalten zu haben. Die Vaterlandsliebe läfst ihn nirgends die geschichtliche Wahrheit fälschen, wie sie ihm aus seinen Quellen sich ergab. Für jeden Unbefangenen hat er klar erwiesen: der Zusammenbruch Österreichs war das Ergebnis seiner ganzen inneren Entwickelung. Innerlich krank geworden war der Staat durch „Niederhaltung und Ausrottung aller geistigen Bestrebungen", feudales und klerikales Regierungssystem mit Günstlingswirtschaft, altmodische Strategie und Taktik, fressende Schäden in der Heeresverwaltung[1]). All diese Fäulnis brachte der Krieg, „diese höchste Anspannung der moralischen und physischen Kräfte der Staaten", zum Vorschein. Österreich selbst nahm ihn als das Endurteil einer dreihundertjährigen Geschichte hin und „verzichtete auf die Revision des Prozesses" (I 316; vgl. besonders noch I 127ff. 153. 201. 426. II 79. 342. 498. 514). Vielleicht hätte unter den Schäden die Vielsprachigkeit des Heeres noch schärfer hervorgehoben werden können. Wie bedenklich sie schon 1866 war, zeigt der II 268 erzählte Vorgang. Die rühmenden Worte I 323 sollten also die österreichische Regierung, die seit 1882 die einheitliche deutsche Kommandosprache mehr und mehr gefährdet, sehr nachdenklich machen. Es bestand 1866 ein schroffer Widerspruch zwischen dem ungeduldigen Vorgehen der österreichischen Diplomatie und dem bedächtigen der Heeresverwaltung (in den Kämpfen des Donaustaates um die Wende des jetzigen Jahrhunderts hielten die Staatsmänner ebenfalls den Krieg für gefahrloser als die Feldherren) und ferner zwischen der Defensiv-Strategie und der Stofstaktik — diese verhängnisvollen Gegensätze werden bis in die kleinsten Einzelheiten hinein klargelegt. Über die diplomatischen Vorgänge bringt Fr., der mit Bismarck nicht minder wie mit Nigra und Rechberg eine Unterredung hatte, nicht gerade viel Neues, ergänzt

[1]) „Es strafte sich die Lässigkeit, mit der sich der Österreicher nur zu leicht gehen läfst, weil ihm die Anspannung der geistigen Kraft nicht immer und nicht dauernd notwendig scheint. Im Kriege treten die Vorzüge und die Mängel des Volkscharakters entscheidend zu Tage" (II 80).

und berichtigt jedoch an verschiedenen Stellen Sybels Darlegungen (z. B. I 206. 289. II 325. 361. 492). Wie genial Bismarck die Blöfsen benutzte, die sich die österreichische Diplomatie gab, wie diese im Stolz auf die „historische Stellung des Hauses Habsburg“ vollständig Schiffbruch litt und, statt mit Italien unmittelbar sich zu verständigen, schliefslich dem Ränkeschmied an der Seine die Entscheidung in die Hand legte — dieses klägliche Schauspiel ist meisterhaft dargestellt.

Der Schwerpunkt des Werkes aber liegt im Kriegsgeschichtlichen. Eindringlich lehren Fr.s Ausführungen die alte Wahrheit: je ausschliefslicher den Methodikern die Entscheidung anheimgegeben wird, desto sicherer geht alles in die Brüche. Dabei zieht Verf. nicht nur die Vorgänge aus der Zeit des grofsen Friedrich, sondern auch die aus dem Jahre 1870 zum Vergleiche heran. Auf solche Weise beleuchtet er manche Charaktere näher oder stellt Taktik und Strategie anschaulicher dar oder sucht gelegentlich seine Österreicher zu entschuldigen oder in besseres Licht zu setzen. Den Glanzpunkt des Buches bildet die oft geradezu hinreifsende Schilderung der Kämpfe in Böhmen. Es ist einem, als erlebe man die Ereignisse persönlich mit. In den Mittelpunkt seiner Darstellung stellt Fr. den österreichischen Generalstab und weifs so auch sehr anschaulich zu machen, wie die Vorgänge beständig aufeinander und auf die Mafsregeln der obersten Führung einwirken. Viele Einzelheiten hat erst unser Verf. gehörig aufgeklärt (dabei wendet er oft recht angemessen kleineren Druck an), eine ganze Anzahl von Rätseln glücklich gelöst oder doch der Lösung näher gebracht. Denn welcher einzelne Forscher dürfte sich vermessen, den wirklichen Verlauf einer Schlacht wie der bei Königgrätz in allen Einzelheiten ganz genau zu ergründen? Näheres anzuführen mufs ich mir leider aus Mangel an Raum versagen; nur Folgendes sei hervorgehoben. Schon der 28. Juni führte die Krisis herbei. Als Benedek nach Josephstadt zurückkehrte, „brach hinter ihm, ohne dafs er es ahnte, sein Soldatenglück unwiderbringlich zusammen“. Das Gefecht bei Jitschin am 29. war dann „einer der entscheidenden Tage für das Emporsteigen Preufsens; denn die Niederlage und Flucht des Grafen Clam-Gallas erweckten im ganzen österreichischen Heere das Gefühl, der Krieg sei verloren, und zumal Benedek hegte von da ab nur mehr den Vorsatz, um die Waffenehre zu kämpfen“. — Mit seinen Ausführungen über die preufsische Taktik seit 1861 trifft Fr. (I 343 ff.) den Nagel auf den Kopf, ebenso mit seiner Ansicht (I 411), die preufsische Heerführung habe 1866 nicht von vorn herein ihre geistige Überlegenheit gezeigt, da vierzehn Tage vor Ausbruch des Krieges über den Grundgedanken des Feldzugsplanes noch keine Einigung erzielt war. Die „musterhafte Ordnung der preufsischen Heeresverwaltung“ erkennt Verf. dann durchaus an. Wenn er einmal (II 256) den

mangelhaften Ordonnanzdienst zwischen dem Heere Friedrich Karls und dem des Kronprinzen tadelt, so stellt er andererseits (II 79) die „verdammenswerte Nachlässigkeit" bei den Österreichern ins rechte Licht (namentlich für die Schlacht bei Jitschin ward sie verhängnisvoll).

Hauptsache für den Verf. ist, wie er selbst sagt, die Darstellung der Charaktere der leitenden Männer und der sie bestimmenden Beweggründe, und auch in dieser Beziehung ist ihm oft das Höchste gelungen, was der Geschichtsschreiber zu erreichen vermag: er hat die Vergangenheit wiederbelebt. Wahre Kabinettstücke von Charakteristiken finden sich. Benedek, von Sybel zum Teil völlig verzeichnet, erfährt die eingehendste, oft herzbewegende Würdigung. „Er hatte in der Schlacht die Naivetät des Helden, im Rate die des Kindes". Frei und fest wollte er jedem ins Auge sehen können, verbot deshalb „Anonyma und Denunziationen"; ununterbrochene Fürsorge für das Wohl der Truppen legte er an den Tag. Aber er besafs auch eine Vorliebe für Äufserlichkeiten, für den Gamaschendienst und erwies sich „fast bis zum Tage von Königgrätz von einer beinahe grotesken Nervosität" in Hinsicht auf Rasiertsein (!) seiner Offiziere. Vor allem fehlte ihm zum Heerführer die wissenschaftliche Durchbildung, und deshalb folgte er blind seinem bösen Geiste, dem grundgelehrten, aber eingebildeten und eigensinnigen Kroatengeneral Krismanitsch, der zum erstenmale von Fr. in seiner ganzen unheilvollen Bedeutung geschildert ist (besonders I 161 ff. und II 121 ff.). Er trug mit die Schuld daran, dafs der Feldzeugmeister seine Korpsführer gar nicht mit dem „geheimen Plane" bekannt machte. Bei Königgrätz liefs Benedek dann gänzlich die Findigkeit vermissen, die sich blitzschnell die Vorteile der Lage zu nutze macht — darin besonders besteht doch das sog. „Kriegsglück" der Generale. Kein Wunder, dafs es den Befehlshaber der Nordarmee vollständig im Stich liefs. Nichtsdestoweniger mufs man die nach dem Kriege Benedek „um des Staatsvorteils willen" widerfahrene Behandlung verdammen. Die Habsburger haben ihn in unedler Art gebraucht und gebrochen. Vor der Welt ward er zum alleinigen Sündenbock gemacht; dagegen fielen Korpsführer von jener Mittelmäfsigkeit, „die in dem Augenblicke entscheidender Proben unfehlbar versagt", deshalb sehr sanft, weil sie den herrschenden Familien angehörten. Graf Clam-Gallas, der Reichsten einer, der einst auf seine Kosten sein ganzes Reiterregiment neu uniformierte, um bei der Truppenschau gut 'abzuschneiden', er erhielt sogar ein kaiserliches Anerkennungsschreiben[1]). Benedek aber, im Gegensatz zu

[1]) Es ist sehr bezeichnend, dafs das Gerücht überhaupt aufkommen konnte, er habe am verhängnisvollen 29. Juni nach einem starken Frühstück in der Weinlaune den Befehl zur Aufnahme des Kampfes gegeben. „Gallas, die Heertrommel, man hört sie nur, wenn sie geschlagen wird", so spottete man. Und erbitterter Applaus durchbrauste das Hofburgtheater, als zum

ihm der Besten einer — wenn auch kein Feldherr —, leistete, seinem Worte getreu, durch stolzes Schweigen dem Vaterlande den letzten und zugleich schwersten Dienst.

Das Herz geht Fr. auf, wenn er von den siegreichen österreichischen Heerführern spricht. Mit Begeisterung flicht er dem Helden von Lissa den Lorbeerkranz. Auch Erzherzog Albrecht und sein Generalstabschef John, die sich ergänzten wie Blücher und Gneisenau, Radetzky und Hefs, sind trefflich charakterisiert. Nicht minder treffend wird über die preufsischen Heerführer geurteilt. Nur Wilhelm I. ist der österreichische Historiker nicht ganz gerecht geworden. Dafs sein Wirken von dem Bismarcks weit überstrahlt wurde, das trifft zu; aber dafs Moltke die Funktionen des Heerführers und Generalstabschefs „gleichzeitig geübt", wie Friedrich der Grofse, und „thatsächlich alles geleitet" habe (I 241 und 396), geht doch wohl zu weit. Fr. widerspricht sich auch einmal selbst, wenn er sagt (I 228): „Wäre Moltke Herr der preufsischen Operationen gewesen, wie einst Friedrich II." Da er in den Ergänzungen zum ersten Bande selbst auf das vortreffliche Buch von Marcks über Wilhelm I. verweist, so wird er in der neuen Auflage die nicht ganz leicht verständliche Persönlichkeit des edlen Zollernherrschers sicher besser würdigen.

Was endlich den Gröfsten unter all den Grofsen jener Zeit anlangt, Bismarck, „der allein mit wachsendem Ungestüm den Kriegsbrand entfachte", so hatte Fr. mit ihm am 13. Juni 1890 in Friedrichsruh eine Unterredung und berichtet ausführlich über sie (Anhang I)[1]. Nach dem Hinscheiden unseres gewaltigen Staatsmannes wüfste ich keinen passenderen Schlufs für diese Besprechung, als folgende Sätze Friedjungs, die zugleich seine Darstellungsweise zu kennzeichnen geeignet sind. „Anders als der König blickte Bismarck kalt durch den Schleier, welcher durch die Scheu vor dem Herkommen über die Zukunft Deutschlands gebreitet war; in Worten, vor denen sich seine Zeitgenossen zuerst entsetzten, wies er auf den Kern politischer Gröfse, auf Waffen und Bündnisse hin. Nicht dafs er die herrschenden Ideen seiner Zeit in ihrer Wirksamkeit gering schätzte. Er nahm sie vielmehr beweglichen Geistes in sich auf und setzte durch das

---

erstenmale nach dem Kriege die Stelle aus Wallenstein über „Gallas, den Heerverderber" gesprochen wurde. Natürlich strich man sie nun jahrelang auf allen Bühnen Österreichs.

[1]) „Ich habe im Leben genug geleistet, um mir im Alter die Mufse eines Landedelmannes zu gönnen. Jetzt habe ich wieder Zeit zu poetischer Lektüre. — — Als ich jüngst die 'Räuber' vornahm, kam ich an die ergreifende Stelle, wo Franz den alten Moor ins Grab zurückschleudert mit den Worten: 'Was, willst du denn ewig leben?'. Da stand mir mein eigenes Schicksal vor Augen", so sagte der Fürst. „Der Eindruck dieser Worte war unbeschreiblich. Sie wurden mit einer leisen Bewegung der Stimme, aber ohne eine Veränderung in dem tiefdurchfurchten Antlitz gesprochen."

rastlose Spiel mit ihnen seine Zeitgenossen immer aufs neue in Staunen. Zwingen mufste er dies Volk, die politische Gröfse des eigenen Staates zu erringen. Als er den Geist der deutschen Nation zu beherrschen begann, verblafste das Bild Schillers, ihres früheren Lieblings, in ihrem Herzen. Dagegen ist zu sagen, dafs die Deutschen seiner Zeit in Sentimentalität und Phrasen zu zerfliefsen drohten; er rifs sie aus ihren Träumen und erhob sie zu einem mächtigen Volke. In der That, das Bild der Welt ist seit ihm herber, männlicher geworden. Die übrigen Nationen mögen ihm das vorwerfen; die Deutschen, denen er ein einiges Vaterland schneller gab, als sie hoffen konnten, sind ihm zu Dank verpflichtet".

Görlitz. E. Stutzer.

---

1) Walter F. Wislicenus, Tafeln zur Bestimmung der jährlichen Auf- und Untergänge der Gestirne. Publikation der Astronomischen Gesellschaft. XX. Leipzig 1892, Wilhelm Engelmann. 55 S. 4. 6 M.

2) Walter F. Wislicenus, Astronomische Chronologie. Ein Hülfsbuch für Historiker, Archäologen und Astronomen. Leipzig 1895, B. G. Teubner. X u. 163 S. 8. geb. 5 M.

3) Comte de Mas Latrie, Trésor de chronologie, d'histoire et de géographie pour l'étude et l'emploi des documents du moyen-âge. Paris 1889, Victor Palmé. 2300 S. fol.

4) A. Giry, Manuel de diplomatique. Diplomes et chartes. Chronologie technique. Éléments critiques et parties constitutives de la teneur des chartes. Les chancelleries, les actes privés. Paris 1894, Hachette et Cie. XVI u. 944 S. gr. 8.

5) H. Grotefend, Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. Zweite Auflage. I. Band: Glossar und Tafeln. 1891. VIII u. 214 S. und 148 S. Tafeln. 16 M. — II. Bandes 1. Abteilung: Kalender der Diözesen Deutschlands, der Schweiz und Skandinaviens. 1892. IV u. 249 S. 10 M. — II. Bandes 2. Abteilung: Ordenskalender. Heiligenverzeichnis. Nachträge zum Glossar. 1898. VI u. 210 S. 9 M. Hannover, Hahnsche Buchhandlung.

6) Georgius T. Turchanyi, Tabellae chronographicae ad solvenda diplomatum data. XVI S. 8 und 3 Tafeln. Oeniponti 1897, libraria academica Wagneriana. In Mappe 2 M.

7) Franz Rühl, Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit. Berlin 1897, Reuther u. Reichard. VIII u. mit zahlreichen Tabellen. 312 S. 8. 6,50 M.

Bei den zahlreichen astronomischen Angaben, die uns namentlich die Schriftsteller des Altertums überliefern, haben die Tafeln, welche Wislicenus im 20. Band der Publikationen der Astronomischen Gesellschaft veröffentlicht hat, einen grofsen Wert und sind um so mehr mit Dank zu begrüfsen, als schon durch die jetzt herrschende Trennung von Geistes- und Naturwissenschaften die Schwierigkeiten für ein einseitiges Vorgehen besonders grofs sind. Und doch kann, soweit bei Nachrichten der genannten Art unmittelbare physische Beobachtung zu Grunde liegt, für den Histo-

riker nur durch ein Zusammengehen mit der Naturwissenschaft ein Fortschritt in der Beurteilung erzielt werden. Die Tafeln von Wislicenus schliefsen sich den zu ähnlichem Zweck verfafsten Arbeiten von Danckwortt[1]), Largeteau[2]), Oppolzer[3]) und Schram[4]) würdig an und ergänzen sie. Die klare und knappe Einleitung über „die jährlichen Auf- und Niedergänge der Gestirne" (wahre und scheinbare kosmische und akronychische, heliakische) sucht die nötigen Vorkenntnisse zu vermitteln. Hieran reihen sich: ein zweiter, mehr für Astronomen bestimmter Abschnitt „Die Herleitung der Formeln", ein dritter „Die Gebrauchsanweisung zu den Tafeln" mit Beispielen, endlich die Tafeln selbst.

Die Historiker und Archäologen benutzen bei ihren chronologischen Untersuchungen, soweit nicht, wie meist im Mittelalter, dabei cyklische Berechnung, sondern unmittelbare physische Beobachtung das Wesentliche war, mit wohlbegründeter Vorliebe die beiden epochemachenden Werke von Ideler: das zweibändige „Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie" und

---

1) Sterntafeln, enthaltend die Positionen von 46 Fundamentalsternen für alle Jahrhunderte von — 2000 bis + 1800, nach Leverrier, mit Berücksichtigung ihrer Eigenbewegung. Von O. Danckwortt. Vierteljahrsschrift der Astronomischen Gesellschaft, 16. Jahrg. (1880) S. 9 ff. (Heft 1), Leipzig Wilh. Engelmann.

2) Largeteaus Sonnentafeln: Tables abrégées pour le calcul des équinoxes et des solstices. Mémoires de l'academie des sciences de l'institut de France, tome XXII, Paris 1880, S. 477 ff. — Largeteaus Mondtafeln: Tables pour le calcul des syzygies écliptiques ou quelconques Connaissance des temps pour l'an 1846, Additions S. 3 ff., Paris 1843. Ferner: Mémoires de l'académie des sciences de l'institut de France, tome XXII, Paris 1850, S. 491 ff. Die beiden Largeteauschen Tafelnwerke sind mit deutscher Erklärung erschienen unter dem Titel: Hülfsbuch der rechnenden Chronologie oder Largeteaus abgekürzte Sonnen- und Mondtafeln, von Johannes von Gumpach. Heidelberg 1853, J. C. B. Mohr.

3) Syzigientafeln für den Mond nebst ausführlicher Anweisung zum Gebrauche derselben von Theodor von Oppolzer. Publikation der Astronomischen Gesellschaft. XVI. Leipzig 1881, Wilh. Engelmann. — Kanon der Finsternisse von Th. Ritter von Oppolzer. Herausgegeben von der mathematisch-naturwissenschaftiichen Klasse der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften als LII. Band ihrer Denkschriften. Mit 160 Tafeln in Kommission bei Karl Gerolds Sohn. Wien 1887.

4) Schrams Zodiakaltafel, Schrams Kalender orographischer Tafeln und Schrams Tafel zur Berechnung der Mondphasen sind unter dem gemeinsamen Titel erschienen: Hülfstafeln für Chronologie. Denkschriften der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse. XLV. Band. Wien 1882, S. 289 ff. Separatabdruck bei Karl Gerolds Sohn, Wien 1883. — Tafeln zur Berechnung der näheren Umstände der Sonnenfinsternisse von Robert Schram. Denkschrift der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwisseuschaftliche Klasse. LI. Band. Wien 1886, S. 385 ff. Separatabdruck bei Karl Gerolds Sohn, Wien 1886. — Reduktionstafeln für den Oppolzerschen Finsternis-Kanon zum Übergang auf die Ginzelschen empirischen Korrektionen von Robert Schram. Denkschriften der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse. LVI. Band. Wien 1889, S. 187 ff. Separatabdruck bei Karl Gerolds Sohn, Wien 1889.

das kürzere „Lehrbuch der Chronologie", beides ausgezeichnete Werke, in denen die astronomischen Grundbegriffe, soweit sie die Chronologie braucht, klar dargelegt werden. Aber Ideler konnte denselben keine Berechnungsmethoden beifügen, da die bequemeren Hülfstafeln, die uns jetzt zu Gebote stehen, damals noch nicht existierten, sodass in dieser Beziehung die Idelerschen Werke veraltet sind. Der Historiker erhält also durch dieselben weder Rechnungsvorschriften für die verschiedenen Aufgaben, noch einen Hinweis auf die bestehenden Tafelwerke. Von den neueren Schriften geht auf die astronomischen Berechnungsweisen nur das an sich vorzügliche Werkchen von Lersch „Einleitung in die Chronologie" (Aachen 1889) ein, aber auch nur in ungenügender Weise. So konnte der Historiker nur unter astronomischem Beirat die vorhandenen astronomischen Tafelwerke benutzen. Diesem Mangel will nun die „Astronomische Chronologie" von Wislicenus abhelfen. Die Historiker werden ihm für sein erfolgreiches Bestreben nur dankbar sein. Dafs Wislicenus zwar nicht alle vorhandenen Hilfstafeln besprochen, aber eine Auswahl getroffen hat, mit der sich jeder Astronom werde einverstanden erklären, wird im Literarischen Centralblatt 1895 Nr. 16 Spalte 565 ausdrücklich hervorgehoben. Wislicenus geht von den einfachsten astronomischen Thatsachen aus und erklärt unser Sonnensystem, die Erd- und Himmelseinteilung, den Mondlauf, die Jahreszeiten und die auf alles das bezüglichen technischen Ausdrücke. Der zweite Teil führt die Berechnungsmethoden auf und zwar in einer Reihenfolge, welche der im ersten Teil innegehaltenen entspricht. Am häufigsten wird der Abschnitt S. 55 ff. „Verwandlung einer beliebigen Kalenderangabe in Tage der julianischen Periode und umgekehrt" bei den Historikern praktische Anwendung finden. Wislicenus unterscheidet hier in Anlehnung an Schram: 1. Festes Sonnenjahr; a) Julianische Jahrform; b) Alexandrinische Jahrform. 2. Bewegliches Sonnenjahr. 3. In längerer Periode ausgeglichenes Sonnenjahr. 4. Siderisches Sonnenjahr. 5. Lunisolarjahr. 6. Reines Mondjahr. Ausgeführte Detailberechnungen erläutern die Umrechnungen aus der Aera Nabonassers in die der Olympiadenära oder jüdischer Daten in solche vor Christi Geburt. Besonders instruktiv sind die beigefügten Beispiele für die Fixierung von Datierungen, bei denen irgend welche Erscheinungen der physischen Welt überliefert sind. So wird S. 104 der Neumond, dessen Eintritt in der auf die Schlacht bei Adrianopel unmittelbar folgenden Nacht von Ammianus berichtet wird, berechnet auf 378 n. Chr. 9. August 6 Uhr 22 Minuten abends. So wird das Ende der totalen Mondfinsternis vor der Schlacht bei Pydna S. 125 ff. auf 168, 21. Juni 2 Uhr 22 Minuten berechnet. Wenn es auch der Stoff mit sich bringt, dafs eine gewisse Einarbeitung trotzdem für die Laien notwendig ist, so bietet doch Wislicenus die bequemsten und besten Mittel hierzu und macht einen weiteren astronomischen

Beirat überflüssig. Vielleicht hätte der Verfasser auch kleine Kunstgriffe mit begutachten können, wie sie Schubert in „Vom Fels zum Meer" 1889/90 S, 382 ff. über Neumondberechnung veröffentlicht. Für die Verwertung der unverrückbaren astronomischen Angaben wird es eines gewissen Abwägens gegenüber den gesamten chronologischeu Verhältnissen bedürfen. So entscheidet sich Wislicenus über die angeblich bei Xerxes' Aufbruch von Sardes eintretende Sonnenfinsternis (Herod. VII 37) für den 17. Febr. — 477 (478 v. Chr.). Er stöfst damit die aus den übrigen Quellen zu erschliefsende, jetzt wohl allgemein angenommene Zeitfolge (Busolt, Gr. Gesch. 2², 622, 2) vollkommen um. Der Form nach ist sein Resultat unanfechtbar, in Wirklichkeit aber mufs (vgl. Judeich in der Histor. Zeitschrift N. F. 42, 1896, S. 148 ff.) die totale Finsternis, von der auch Herodot erzählt, am 19. April — 480 (481 v. Chr.) gemeint sein, und die alte Chronologie bleibt bestehen; sie wird überdies durch die Finsternis vom 2. Oktober — 479 (480 v. Chr.), die Herodot IX 10 erwähnt, unterstützt. In Sardes hat man die erste Sonnenfinsternis nicht oder kaum beobachten können; das ist richtig, wohl aber im persischen Hinterlande, namentlich in Babylon. Erst später ist sie als Unheil verkündendes Vorzeichen von der Tradition in den Zusammenhang gebracht worden, in dem sie Herodot berichtet; d. h. man hat wohl einfach das Naturereignis, das bei Xerxes' Aufbruch von Babylon eintrat, auf den Aufbruch aus Sardes verlegt. — Diese kleinen Ausstellungen können aber den hohen Wert der Chronologie von Wislicenus nicht im mindesten herabstimmen. Das Buch verdient vielmehr ebenso durch seinen gediegenen, zweckentsprechenden Inhalt, wie durch die geschmackvolle äufsere Ausstattung und den billigen Preis die wärmste Empfehlung.

Graf De Mas Latrie, der sich durch seine Geschichte von Cypern unter den Lusignans (1852—61) und andere Arbeiten zur Geschichte der Beziehungen zwischen Orient und Occident im Mittelalter vorteilhaft bekannt gemacht hat, bietet uns in seinem Trésor de chronologie ein Tafelwerk, das trotz der unheimlichen Unhandlichkeit seines Formates insbesondere für alle auf Frankreich und den Orient bezüglichen mittelalterlichen chronologischen Angaben auch für uns Deutsche eine sehr ergiebige Fundgrube ist, wie es keine zweite giebt. Wie es bei dem Umfang von 2300 Folioseiten nicht anders möglich ist, beruht das Ganze fast ausschliefslich auf Kompilation. Dieser Trésor soll nach der Absicht des Verfassers nicht nur das umfassen, was wir an Erläuterungen technischer Ausdrücke und Grundbegriffe in einem Calendarium medii aevi zu suchen pflegen, sondern auch alle praktischen Fragen der angrenzenden Chronologie beantworten, es soll ein Lexikon alle christlichen Heiligen, umfassende Kataloge von Bischöfen, Kardinälen und Päpsten, dazu die Reihe sämtlicher Kaiser, Könige und fürstlichen Geschlechter

des Abend- und Morgenlandes, kurz eine ganze Encyklopädie alles dessen enthalten, was sich an wissenswertem historisch-chronologischem Stoff über die Geschichte des Mittelalters unter der Form eines Nachschlagebuches vereinigen läfst. Allerdings sind die einzelnen Abschnitte sehr ungleich gearbeitet; besonders schlecht ist der über Deutschland ausgefallen, er ist für deutsche Leser völlig wertlos und für französische irreführend. Bringt es doch die „patriotische" Tendenz des Werkes fertig (vgl. Engl. hist. Rev. 4, 770 und Buchholz in der Historischen Zeitschrift N. F. XXIX 1890 S. 89), in den kümmerlichen, Deutschland betreffenden Mitteilungen auf Spalte 1742 die Hohenzollern dem Hause Anhalt beizuzählen. In dem systematischen Teile, welcher dem lexikalischen und seinen verschiedenen chronologischen Verzeichnissen vorausgeschickt ist, ruht Mas Latrie in erster Linie auf den Schultern der französischen Benediktiner. So verdienstvoll nun deren Art de vérifier les Dates (3. Aufl. 1783) ist, so hat doch die chronologische Wissenschaft seitdem solche Fortschritte gemacht, dafs Mas Latrie die einleitende Abhandlung der Benediktiner nicht nur einfach abdrucken lassen durfte. Die Zahl der von den Benediktinern im wesentlichen übernommenen Tafeln ist von Mas Latrie durch Entlehnungen aus modernen Werken vermehrt worden. So finden wir bei ihm eine Vergleichungstabelle der armenischen Zeitrechnung mit der unsrigen, die auf Dulauriers Recherches sur la Chronologie arménienne (Paris 1859) beruht. Ferner sind Wüstenfelds Vergleichungstabellen der mohammedanischen und christlichen Zeitrechnung (Leipzig 1854) vollständig aufgenommen, ebenso im Supplement eine Konkordanz des mongolischen mit dem christlichen Kalender nach Franz von Erdmanns Buch über Dschingiskhan (Leipzig 1862). Den Beschlufs dieses Teiles macht ein Glossaire des dates, dessen Grundstock wieder auf die Arbeit der Benediktiner zurückgeht, aber aus modernen Hilfsmitteln wesentlich erweitert ist. Mit einem alphabetischen Heiligenverzeichnis beginnt der zweite Teil des Werkes. Dieses Verzeichnis ist recht nützlich durch beständige Hinweise auf die Acta Sanctorum bez. auf Mabillon. Auf die Chronologie der Päpste hat Verf. viel Mühe verwandt; von jedem Papst giebt er einen Hinweis, soweit er es vermochte, vollständig soweit Jaffé und Potthast reichen. Dankbarer noch sind wir dem Verf. für die Chronologie der Kardinäle, da die Sammlungen, die wir bisher besessen haben, selten sind. Leider ist der dahingehörige Stoff im Hauptwerk, im Supplement und im Zusatz zum Supplement nach verschiedenen Quellen verzettelt, und wird es dem Leser überlassen, die sich ergebenden compléments et correctifs nombreux selbst zu notieren. Auf die kirchliche Chronologie, die durch kleinere Listen (Konzile, Pilgerfahrten, religiöse Orden) geschlossen wird, folgt die Chronologie der einzelnen Länder und Staaten. Wer je mit französischer

Chronologie zu thun hat, dem kann dieser trésor eindringlich empfohlen werden: sowohl seine Bischöfe wie die grofsen weltlichen Kronvasallen werden, die einen nach Gams, die anderen nach verschiedenen alten und neuen Hilfsmitteln mit dem Streben nach möglichster Vollständigkeit zusammengetragen. Hier hat Mas Latrie nicht nur die grofse Arbeit des Père Anselm und der Benediktiner als bequeme Grundlage benutzt, sondern auch selbständig eine mehr moderne Speziallitteratur aufgesucht und seine Vorlagen ergänzt und verbessert. Es existiert kein Werk, in welchem man einen so reichen genealogischen Stoff für das französische Mittelalter in so bequemer Weise zusammengetragen findet, wie bei Mas Latrie. Aufser den Abschnitten über Frankreich haben für uns Deutsche noch die über Europe orientale, Orient latin und Asie mineure eine hohe Bedeutung, denn hier steht der Verf. auf dem sicheren Boden eigener Studien. Der dritte und kürzeste Teil des Werkes bietet Stoff für eine allgemeine kirchliche Geographie in einem Verzeichnis der Bistümer nach Ländern und innerhalb derselben nach ihrer hierarchischen Gliederung. Leider wird dabei auf die allmähliche Umbildung und den Wechsel innerhalb der kirchlichen Einteilung keine Rücksicht genommen, sodafs dieses Verzeichnis für keine Epoche genau pafst. Ferner bringt das Werk ein umfangreiches alphabetisches Verzeichnis aller Bistümer aus alter und neuer Zeit, ein gleiches Verzeichnis aller Klöster, die vor 1216 gegründet sind, und eine spezielle Liste aller französischen Klöster. Auch diese Verzeichnisse haben einen sehr ungleichen Wert.

Während Deutschland schon eine ganze Reihe von vortrefflichen wissenschaftlichen Handbüchern, Lehrbüchern, Grundrissen oder Werken ähnlichen Titels aus der Feder von Vertretern des höheren Unterrichtswesens besafs, überliefsen deren französische Kollegen in sehr bedauerlichem Zopfgeist derartige Arbeiten, zu denen sie doch in ganz hervorragender Weise geeignet waren, anderen. In neuester Zeit ist hierin ein erfreulicher Umschwung eingetreten: Werken wie den Handbüchern über die klassische Altertumswissenschaft von Iwan von Müller, der Sammlung theologischer Lehrbücher aus Freiburg im Breisgau, den Grundrissen von A. Gröber und H. Paul stellen sich gegenwärtig die Arbeiten von Viollet, Prou, Engel, Serrure u. a. gegenüber; eine Sammlung von Manuels de Bibliographie historique ist vom Verlag A. Picard geschaffen, und die Buchhandlung Hachette et Cie. hat nach deutschem Muster eine Reihe von Manuels begonnen, zu der auch der Manuel diplomatique von A. Giry gehört. Dieser ist der erste Franzose, der die Resultate der deutschen Forschung aus den letzten Jahrzehnten, wenn auch nicht ohne diesen oder jenen Vorbehalt, in ihrem vollen Umfang für ein zusammenfassendes diplomatisches Werk verwertet und dadurch weiten Kreisen seiner Landsleute überhaupt erst zugänglich gemacht hat.

Während das ausgezeichnete, 1889 erschienene, leider noch immer unvollendete „Handbuch der Urkundenlehre in Deutschland und Italien“ von H. Brefslau, wie schon dieser Titel andeutet, die wissenschaftliche Behandlung der Diplomatik sich zum Ziel setzt, wie sie in Italien und Deutschland zur Ausbildung gelangte, und darauf verzichtet, auch das dritte Land des alten Imperiums, Burgund, oder gar das übrige Frankreich in den Kreis seiner Betrachtnng zu ziehen, macht Giry die französische Diplomatik zum eigentlichen Mittelpunkte seiner Untersuchung und Darstellung. Giry beherrscht seinen Gegenstand ebenso souverän wie der deutsche Gelehrte; und um so wesentlicher ist es, dafs, wie Brefslau, Jahresber. für Geschichtswissenschaften 19, 1896, IV 125 ausdrücklich anerkennt, da, wo Giry und Brefslau den gleichen Stoff behandeln, unendlich öfter Übereinstimmung als Dissens zwischen ihnen besteht. Girys Werk füllt nicht nur eine fühlbare Lücke in der diplomatischen Wissenschaft aus, sondern gehört in Bezug auf Anlage, Forschung und Darstellung zu den besten Leistungen, die unser Jahrhundert auf diplomatischem Gebiet überhaupt hervorgebracht hat. Giry erklärt, dafs er immer die französische Geschichte im Auge gehabt habe. „Fondé sur les documents de nos archives françaises ce livre s’adresse donc avant tout aux travailleurs qui veulent étudier les sources de l’histoire de notre pays“. Auch darin unterscheidet sich Giry von Brefslau, dafs dieser durchgängig einen streng gelehrten, dogmatischen Charakter trägt, jener aber, wie bei Erörterung der Personennamen S. 374 oder der Ortsnamen S. 412 oder in Vorbereitung eines Textes für den Druck S. 470 einen mehr pädagogischen. Ferner ist Plan und Anlage zwischen Giry und Brefslau verschieden. Während Giry nicht nur die gesamte technische Chronologie, sondern auch umfangreiche Ausführungen über Personen- und Ortsnamen, geographische Bezeichnungen, Münzen, Mafse und Gewichte in der Urkundenlehre aufgenommen hat, die man in Deutschland davon auszuschliefsen pflegt, verzichtet er darauf, die Lehre vom Urkundenbeweise, die Geschichte des Archivwesens und der Kanzleiverfassungen ausführlicher zu behandeln. Giry weifs zwar recht gut, dafs die Verwaltungsgeschichte der ehemaligen Archive und Kanzleien von höchster Wichtigkeit für die Urkundenkritik ist: „les listes“, sagt er S. 724, „du personnel de la chancellerie, dont mention est faite dans les souscriptions, sont de la plus grande utilité pour la critique des diplômes“. Trotzdem beschränkt sich Giry betreffs der Kanzleibeamten auf unvollständige Listen und revidiert dabei nicht einmal die bereits vorhandenen in genügender Weise. Für die Papstkanzlei liegt jetzt das Buch von Michael Tangl „Die päpstlichen Kanzleiverordnungen von 1200—1500“ vor, wonach sich diese Lücke in einer neuen Auflage von Girys Werk einigermafsen wird ausfüllen lassen. Der allgemein gehaltene Titel von

Girys Buch entspricht nicht recht dem Inhalt, denn auch Giry hat, wie Brefslau, sich örtliche Schranken gesetzt, in Wirklichkeit hat er nur das päpstliche und das fränkisch-französische Urkundenwesen mit ausreichendem Eingehen auf Einzelheiten dargestellt, während die Lehre von den besonderen Eigentümlichkeiten der deutschen, englischen und spanischen Königsurkunden auf 20 Seiten nur gestreift wird. S. 83—317 bietet Giry eine „chronologie technique" und erörtert diesbezüglich aufser Frankreich noch Deutschland, Italien, England, Dänemark, Spanien, Portugal, Ungarn, die Niederlande, Rufsland, Schweden und die Schweiz. Hervorgehoben seien die instruktiven chronologischen Tafeln über die Jahre 1—2000 nach Christo S. 177—210 mit folgenden Rubriken: années de l'ère chrétienner, olympiades, ère d'Espagne, lettres dominicales, les pâques, concurrents, réguliers annuels lunaires, épactes, cycle pascal, nombre d'or, cycle lunaire des Hebreux et des Grecs, cycle solaire, terme pascal, clefs des fêtes mobiles. Diese chronologischen Angaben lassen an Zuverlässigkeit nichts zu wünschen übrig. Sehr nützlich ist Girys Werk auch für den deutschen Historiker durch die zahlreichen Litteraturnachweise, die sich zwar nur auf solche Bücher beziehen, welche man mit Nutzen einsehen kann, die aber mit dieser löblichen Einschränkung Vollständigkeit anstreben. Um bei der ungeheuren Massenhaftigkeit des Stoffes und der alljährlich immer mehr anschwellenden Speziallitteratur Irrtümer, soweit möglich, auszuschliefsen, haben Antoin Thomas, Charles Bémont, M. Callandreau, H. Lemonnier, M. Prou u. a., besonders aber Julien Havet beigesteuert, dem Giry am Ende seiner Vorrede einen tief empfundenen Nachruf widmet: „La mort de Julien Havet est pour nos études, dont il était l'honneur, un deuil dont je ressens tout particulièrement la tristesse . . . Au moment de me séparer d'un ouvrage dont nous avons si souvent discuté ensemble le plan et les détails qu'on me permette de le placer, tout imparfait qu'il soit, sous le patronage de sa mémoire". — Es kann nicht Wunder nehmen, dafs hie und da in der Unmasse von Einzelangaben ein Fehler unterläuft. Von Grotefends Zeitrechnung (vgl. S. 81) war II 1 bereits 1892 erschienen, von Neumanns Geographischem Lexikon des deutschen Reiches erschien 1894 die 3. Auflage (vgl. S. 419). Die S. 39 aufgestellte Behauptung, die Organisation der deutschen Archive stehe hinter der französischen stark zurück, ist nicht ohne Widerspruch geblieben (vgl. Mitteilungen aus der histor. Litteratur, herausgegeben von der Histor. Gesellschaft in Berlin XXIV 1896 S. 275). Unter den geographischen Hülfsmitteln für Deutschland fehlen S. 419 u. a. Bucks Oberdeutsches Flurnamenbuch 1880 und Eglis Nomina geographica 1872, 2. Aufl. 1893 und spezielle Arbeiten von Arnold, Steup, Schmeller u. a. über deutsche Ortsnamen. Einiges andere zur Berichtigung von Giry wird aus

französischen Archiven beigebracht von Ch. V. Langlois, der mit Stein das nützliche Werk Les archives de l'histoire de France 1891 f. herausgab, in: Bibliothèque de l'école des chartes LV 663f. Eine den modernen Anforderungen Genüge leistende Encyklopädie der Geschichtswissenschaft etwa in der Weise, wie sie von Holtzendorff für die Jurisprudenz, Iwan von Müller für die klassische Altertumswissenschaft oder Paul für die Germanistik geliefert haben, fehlt leider noch immer. Für die historischen Hilfswissenschaften bietet Giry zum ersten Male in seinem Manuel de diplomatique eine Encyklopädie in gröfserem Umfang. Da Leists Katechismus der Urkundenlehre, Leipzig 1893, Weber auch in der neuen Auflage trotz mannigfacher Verbesserungen im Einzelnen zur Einführung in das Studium der Diplomatik nicht empfohlen werden kann, so ist neben Brefslaus grofsem Werk und etwa noch neben O. Posses Lehre von den Privaturkunden (Leipzig 1887, Veit & Co.) (trotz deren Beschränkung im wesentlichen auf thüringisch-meifsnische Verhältnisse) Girys Manuel zur ersten Einarbeitung warm zu empfehlen.

Was der grofse (man entschuldige den die ungeheure Unhandlichkeit des Formates kennzeichnenden Ausdruck) Möbelwagen des Grafen De Mas Latrie für das französische Mittelalter, das hat für den gesamten Zeitverlauf aller germanischen Völker und unter steter Berücksichtigung der übrigen Staaten Europas die grofse, soeben mit der 2. Abteilung des 2. Bandes fertiggestellte grundlegende, auch durch gefällige und handliche Ausstattung sich auszeichnende „Zeitrechnung" Grotefends unter Aufwendung eines wahren Riesenfleifses geleistet. Für das gesamte Gebiet germanischen Lebens ist dieses ganz vorzügliche Werk für alles, was auf Chronologie und alle mit ihr zusammenhängende Altertümer nur irgend Bezug hat, Ausgangs- und Angelpunkt unserer wissenschaftlichen Untersuchungen geworden. Das grofse eine Fülle von kulturhistorischem Stoff umfassende Glossar, ein Lexikon aller auf Chronologie sich beziehenden Dinge und Altertümer, das sich im 1. Band dieses Werkes findet, ist auch für den Gymnasiallehrer ein Nachschlagewerk allerersten Ranges. Grotefends „Zeitrechnung" ist eine vollständige Neubearbeitung und ausgedehnte Erweiterung von desselben Verfassers „Handbuch der historischen Chronologie", das schon 1872 herausgekommen ist. Der Verf. hat ebenso sehr die seitdem bekannt gewordenen Quellen nochmals genauer durchforscht, als den fort und fort in neuen Veröffentlichungen herbeiströmenden weiteren Stoff gesammelt und gesichtet. Bei der Fülle der in den letzten Jahren publizierten Urkundenbücher wuchs dem Verf., wie er selbst sagt, „in ungeahntem Mafse die Arbeit unter den Händen". Als Leiter des Mecklenburgischen Urkundenwesens verfügte er, wie schon früher in ähnlichen Stellungen, über eine unendliche Fülle noch ungehobenen Stoffes und eigener Sammlungen. So ist das

ganze Werk voll und ganz aus den primären Quellen herausgewachsen und von einer seltenen Zuverlässigkeit und Exaktheit. Die Kritik hat daher auch fast nichts auszusetzen gefunden. Das Wenige, was bemerkt, und alles, was dem Verfasser privatim von anderen zur Verfügung gestellt worden ist, hat derselbe unter dem Titel „Nachträge zum Glossar des ersten Bandes" am Schlufs des zweiten Seite 187 ff. nach gewissenhafter Prüfung mit veröffentlicht. (Vgl. z. B. Mitteilungen aus der historischen Litteratur, herausgegeben von der Historischen Gesellschaft in Berlin XXV 1897, S. 141 und Grotefend, Zeitrechnung II S. 190). Naturgemäfs kam der Zuwachs namentlich den Abschnitten des „Handbuches" zu gute, die in dem Gewande einer systematischen Einleitung und zweier Glossare (deutsch und lateinisch) erschienen waren. Für die Neuherausgabe des Buches verlangte die Übersichtlichkeit dringend das Aufgeben dieser Teilung und die Verringerung des gesamten Textes in einem alphabetischen Glossar. Allerdings aus dieser Neuerung folgt, dafs sich die „Zeitrechnung" trotz der vom Verfasser I S. VI gegebenen Winke zur ersten Einführung in die teilweise recht schwierigen und verwickelten Pfade mittelalterlicher Zeitrechnung wenig eignet, während das „Handbuch", das nur noch ganz selten in den Antiquitätshandel kommt, sich gerade hierzu in hohem Grade qualifiziert. Grotefends grofses Werk ist aber nicht für den noch ganz unerfahrenen Anfänger berechnet, sondern wendet sich in erster Linie an erfahrene Historiker, denen es zum täglichen Gebrauche die denkbar beste Hilfe leistet. Schon früher leisteten dem Anfänger Kopalliks „Vorlesungen über die Chronologie des Mittelalters" (1855) gute Dienste. Gegenwärtig aber besitzen wir in der weiter unten zu besprechenden Chronologie Rühls ein Buch, das, auf der Höhe moderner Wissenschaft stehend, gerade dieser pädagogischen Aufgabe der ersten Einführung vortrefflich gerecht wird. Wer Rühls Buch gelesen hat, wird auch die verwickeltsten Kapitel mittelalterlicher Schaltungsberechnung bei der klaren, allgemeinverständlichen Darstellungsart Grotefends verstehen. Grotefends Werk enthält an einer grofsen Anzahl von Stellen stillschweigende Berichtigungen zu früheren Werken. Wo also diese und Grotefend differieren, ist von vorn herein die Wahrheit auf Seiten Grotefends zu suchen. Einsichtige Beurteiler werden es dem Verfasser Dank wissen, dafs er es vermieden hat, wegen offenbarer Irrtümer sich mit seinen Vorgängern auseinanderzusetzen. Pilgram z. B. in seinem noch immer gut zu brauchenden Calendarium chronologicum medii potissimum aevi monumentis accommodatum (Wien 1781) giebt S. 164 für *dominica Cananaeae* richtig nach Art de vérifier les Dates den zweiten Fastensonntag an und erklärt *Cananaea* als *feria quinta primae hebd. Quadrag.* Dieses hat Brinckmeyer „Praktisches Handbuch der historischen Chronologie aller Zeiten und Völker", 2. Aufl. 1882,

als *feria quarta post hebd. Quadrag.* unrichtig abgeschrieben. Diese falsche Angabe wird von Grotefends Zeitrechnung I 41 verdienter Maſsen totgeschwiegen. Wohin sollte es auch führen, wenn alle die gerade auf chronologischem Gebiet selbst in der neuesten Litteratur so häufigen Fehler (vgl. z. B. über: Vierteljahrsschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein „Herold" in Berlin XXV 1 S. 106 ff. den Referenten im Neuen Archiv für Sächs. Gesch. XVIII S. 368) in einem Lehrbuch berichtigt werden sollten. Das hieſse Geduld und Geldbeutel des Lesers über Gebühr in Anspruch nehmen. Ausgeburten fehlerhafter Lesung (wie *vigilia Horemii* statt *Lorencii*, *Aliden und Sonien* statt *Abdon und Sennen*, *Pragestwoche* statt *Pingestwoche*, *sant Paschentag* statt *sant Prischentag*, *dies Osartini* statt *Martini*, *Seromini* statt *Jeronimi*) hat Grotefend mit Recht ebenso gut übergangen, wie neuere Irrtümer, z. B. *Franastentag* statt *Franciscentag* und *Gwennetag* statt *Georientag* oder ähnliches (Archiv für Unterfranken 14, 3, 179. 156), *Alderma maicht* statt *Aldenuas maicht* (Publ. de Luxemb. 33, 176), *beatarum Marien et sororis ejus* (Mecklb. Urkb. Nr. 6911) statt *beatorum Maricii et sociorum ejus* des Originals. Das Fehlen solcher Irrtümer im Glossar ist also nicht als ein Mangel, vielmehr als ein Vorzug anzusehen. Zu „Gregoriusfest" I 77 vgl. II 197 konnte auch die Abhandlung des Referenten „Das Gregoriusfest im sächsischen Erzgebirge", Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins 33. Heft, S. 37—58 erwähnt werden. Für Datierung und Registrierung mittelalterlicher Urkunden ist Grotefends Werk so gut wie unentbehrlich. Auch die Tafeln sind aus der neueren Litteratur in zweckentsprechender Weise ergänzt; so sind z. B. die Tafeln über die Lunarbuchstaben in den Kalendarien des Mittelalters aus von Sickels berühmter Abhandlung (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, phil.-histor. Klasse XXXVIII 1861, S. 153 ff.) aufgenommen. Wer die gedruckten Urkundenbücher für ein spezielles Gebiet ausnutzt, findet keinen besseren chronologischen Führer als Grotefends „Zeitrechnung". Erstens giebt es Urkundenbücher, welche in einer allerdings nicht nachahmungswürdigen Praxis die Umrechnung der mittelalterlichen Datierung dem Benutzer überlassen; und dann führen die in den Originalen vorkommenden chronologischen Widersprüche und dazu die zahlreichen Verschiedenheiten mittelalterlicher Datierungsweise häufig genug zu groſsen Schwierigkeiten, falschen Schlüssen und oft weitgreifenden Fehlgriffen; die modernen Auflösungen unserer Urkundenpublikationen verdienen daher eine stete Nachprüfung, und dazu leistet das Werk Grotefends die besten Dienste. Es ist, wie ein gründlicher Kenner öffentlich hervorhob, „eine in jeder Beziehung vortreffliche Leistung". Unter den an das Glossar sich anschlieſsenden und mit neuer Paginierung versehenen Tafeln nehmen selbstverständlich die zur Berechnung des Osterfestes den gröſsten

Raum ein. Von ganz besonderer Güte und in der Praxis viel bewährt ist die unter Nr. XXX zusammengestellte Übersicht der Jahreskennzeichen zu den Jahren 300—2000. Zu jedem Jahr ist hier vermerkt: Ostertag, Sonntagsbuchstabe, Indiktion, Sonnencyklus, Konkurrente, Goldene Zahl, Epakte, clavis terminorum, regularis pasche; jüdischer Jahresschlufs, Eintrittszahl, Jahresform; muhamedanisches Jahr und Eintrittszahl; Schlufs des Jahres nach byzantinischer Ära. Diese Übersicht und die ihr von S. 33 an vorausgehenden „35 Kalender" werden in vielen Fällen zur Umrechnung mittelalterlicher Datierung genügen. Wo sie nicht ausreichen, treten die übrigen Tafeln und das Glossar, sowie der zweite Band erfolgreichst in die Lücke ein. Dieser bringt in seiner ersten Abteilung „Kalender der Diözesen Deutschlands, der Schweiz und Skandinaviens". Deren Sammlung war ungemein schwierig. Die Materialien waren über alle deutschen Bibliotheken zerstreut; für die skandinavischen Diözesen waren die Sammlungen Dänemarks, Schwedens und Norwegens heranzuziehen. Grotefend war daher auf „viele, viele Helfer" angewiesen, denen er im Vorwort dankt. Für eine richtige Umrechnung mittelalterlicher Datierung ist die genaue Kenntnis des Kalenderwesens, das in den einzelnen Diözesen wesentliche Unterschiede aufwies, unentbehrlich. Bis jetzt waren nur für einzelne Diözesen Vorarbeiten veröffentlicht, und diese waren nicht immer von glücklichem Erfolg. So führt Lechner, Mittelalterliche Kirchenfeste und Kalendarien in Baiern, unter sonst brauchbarem Material auch einen Kalender der Benediktinerabtei Hastières in der Lütticher Diözese als Regensburger Kalender auf und vindiziert den von Albert von Beham mitgeteilten Cisiojanus, nur weil Albert neben anderen Pfründen auch dem Domkapitel Passaus angehörte, für Passau, trotzdem die Heiligen Georg und Margarethe entgegen dem dortigen Gebrauche angesetzt sind. Nur die Möglichkeit, die Kalender eines gröfseren Gebietes in unbezweifelbar bestimmten Exemplaren überblicken zu können, kann vor solchen Irrtümern bewahren. Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel zur Kritik der Diözesan-Kalender des Mittelalters hat nun Grotefend geschaffen. Er hat dabei mit Vorliebe die Kalender des ausgehenden 15. Jahrhunderts zu Grunde gelegt, weil diese Zeit den Höhepunkt kirchlichen Lebens zum kalendarischen Ausdruck bringt und man durch vergleichende Forschung eher zum Abstrich neueingerichteter Feste und zur Berücksichtigung der durch sie entstandenen Veränderungen gelangen kann, als man imstande ist, aus den weniger zahlreichen Angaben älterer Kalender auf die spätere Geltung neueingeführter Kalender zu schliefsen. Auch stellt die zahlreichere Erhaltung der Kalendarien dieser Zeit in den Frühdrucken eine gleichartigere und gleichwertigere Grundlage von authentisch beglaubigten Kalendarien für fast alle Diözesen und Orden zu Gebote, als dieses für irgend eine andere Zeit-

periode möglich ist. In der zweiten Abteilung des zweiten Bandes hat Grotefend genau 25 Jahre nach der Herausgabe des „Handbuches der Chronologie" den Schlufs von dessen ausführlicher Bearbeitung veröffentlicht. Dieser Schlufsband bringt zunächst die Ordenskalender und zwar in folgender Reihe: Augustiner-Eremiten, Benediktiner, Camaldulenser, Carmeliten, Carthäuser, Casinenser, Cistercienser, Cluniacenser, Deutschorden, Domini ultramontani, Dominikaner, Franziskaner, Johanniter, Olivetaner, Pauliner, Prämonstratenser. Zu dem nun in engem Druck von S. 53—186 abgedruckten Heiligenverzeichnis sind aufser dem in vorstehender Besprechung erwähnten Werke besonders noch ausgenutzt: Dupont, Liste général des Saints (Annuaire historique, publié par la Société d'Histoire de France 1857, 1858, 1860); Ebner, Quellen zur Geschichte des Missale Romanum. Iter italicum (Freiburg 1896); Hampson, Medii aevi Kalendarium (London 1841); Reinsberg-Düringsfeld, Calendrier Belge (Brüssel 1861) und Festkalender aus Böhmen (Prag 1862); Warren, The liturgy of the Celtic Church (1881). Noch sind einige Lücken in der Erkenntnis übrig geblieben, die auszufüllen selbst der Findigkeit eines Grotefend nicht gelungen ist. Einige Diözesankalender, sowie auch die in Aussicht gestellten Regententafeln konnten nicht publiziert werden. Die Furcht, sein Werk allzu sehr zu verteuern, und die Last der auf ihm ruhenden Amtsgeschäfte haben den Verf. bestimmt, sein Werk in den angegebenen Grenzen zu halten. Es ist auch so eine staunenswerte Leistung. Immer wieder sah sich der unermüdliche Verfasser auf die Hülfe und Unterstützung Gleichstrebender angewiesen; er schliefst daher die Vorrede der Schlufsabteilung mit den Worten: „Hat sich doch so das Wort Roths von Schreckenstein erfüllt, das ich 1872 an die Spitze meines Vorwortes stellte, dafs die mühsamen Vorarbeiten ein Einzelner kaum unternehmen könne". Für die Bearbeitung des von Grotefend noch unerledigten Teiles der Chronologie würde sich, da dieser andeutet, dafs ihm sein Amt vielleicht nicht die Mufse läfst, wohl am ehesten eine Arbeitsgemeinschaft mehrerer Kräfte empfehlen, woran sich zu beteiligen Grotefend in der dankenswertesten Weise sich bereit erklärt. Ehe ein neues grofses Werk über Regententafeln erscheint, wird man, wie bisher, angewiesen sein auf H. Grote, „Namentafeln. Mit Anhang: Calendarium medii aevi" (Leipzig 1877), ein Werk, das der Referent noch immer recht brauchbar befunden hat; A. Jos. Weidenbach, „Calendarium historico-Christianum medii et novi aevi. Chronologische und historische Tabellen zur Berechnung der Urkundendaten, sowie zur Bestimmung der christlichen Feste mittlerer und neuer Zeit. Nebst einem Verzeichnis der Kardinalstitel und bischöflichen Sitze der katholischen Kirche im 17. Jahrhundert" (Regensburg 1855), ein sehr nützliches Buch, welches *nicht nur* die Jahre, sondern häufig auch die so wichtigen Tage

des Amtsantrittes und des Todes nach Möglichkeit enthält, und besonders die grofsen, epochemachenden Namentafeln zur Geschichte der deutschen Staaten und der Niederlande“ von L. A. Cohn (Braunschweig 1871), aufserdem einige andere Werke, die bei Dahlmann-Waitz-Steindorff, Quellenkunde der deutschen Geschichte, 1894, S. 22 ff. verzeichnet sind. Um eine Vorstellung von der praktischen Verwendbarkeit der Grotefendschen „Zeitrechnung“ zu geben, teilt Referent eine ihm von Herrn Prof. Tangl in Berlin bekannt gegebene Berichtigung mit zu den ausgezeichneten „Exempla codicum Amplonianorum Erfurtensium saeculi IX—XV (Berlin, Weidmann 1882), einem Werke, dessen Tafeln, nebenbei bemerkt, auch als treffliches Anschauungsmittel für die Aushängekästen in den Klassenzimmern der Gymnasien zu empfehlen sind. Schum hat das von ihm in dieser Publikation, Tafel 4 Nr. 8 edierte Kalendar fälschlich in das 1. Viertel des XII. Jahrhunderts verlegt. Die richtige Datierung ergiebt sich auf folgende Art: Die Schrift weist, von späteren Nachträgen abgesehen, auf das XI. oder XII. Jahrhundert. Nun steht auf der 5. Zeile von oben: luna XXIIII, d. h. am 1. Februar ist der Mond 24 Tage alt. Nach der Grotefendschen Tafel VII „Mondalter der Monatsersten alten Stils“ gehört dazu die goldene Zahl 5. Es ist nun auszurechnen, welche Jahre des 11. und 12. Jahrhunderts die goldene Zahl 5 haben: das Jahr 1000 hat 13 als numerus aureus, also 1011 die Zahl 5, ebenso die Zahl 1030, 1049, 1068, 1087, 1106, 1125, 1144, 1163, 1182, 1201. Das Jahr des von Schum edierten Kalenders hat nun den mit roter Tinte eingetragenen Sonntagsbuchstaben A. Es ist aber aus Tafel II S. 4 der „Zeitrechnung“ Grotefends zu ersehen, dafs von den 11 Jahren, die im 11. und 12. Jahrhundert numerus aureus 5 haben, nur das einzige Jahr 1049 den Sonntagsbuchstaben A hat. Also gehört der Kalender in das Jahr 1049.

Turchanyis tabellae chronographicae wollen die Umrechnung mittelalterlicher Datierung insbesondere bei den Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts erleichtern. Die Daseinsberechtigung des Werkchens ist aber ungenügend begründet. Der Verf. behauptet zwar, die beste Methode, die es für diese Zeit gäbe, die der 35 Kalender, leide „nimia mole“, wodurch sie „eos praesertim impediat, qui ex gr. in archivis laborant“. Aber die 35 Kalender sind ein mit Recht allgemein geschätztes, am wenigsten aber von Turchanyi übertroffenes Hilfsmittel. Von einer Behinderung „nimia mole“ hat der Ref. bei seinen archivalischen Studien nichts verspürt. Ein „Grotefend in der Westentasche“ wäre ja bei abgelegenen, kleineren Schlofs- und Stadtarchiven, denen eine entsprechende Bibliothek fehlt, dem herumreisenden Forscher ganz erwünscht. Aber dazu ist Turchanyis Buch von viel zu grofsem Format; man müfste sich ganz extra grofse Rocktaschen von bedenklicher Gröfse dafür machen lassen. Was nun die

Tendenz dieser tabellae betrifft, die Umrechnungsarbeit abzukürzen, so ist sie ja an sich löblich. Wenn man bedenkt, wie umständlich und dabei nicht einmal genau die Rechnungsmethoden des Mittelalters waren, und damit die Raschheit vergleicht, mit der wir jetzt unter Zuhülfenahme von Grotefends „Zeitrechnung" sicher zum Ziel kommen, so kann man annehmen: bei solchen Fortschritten in der Chronologie ist es möglich, dafs einmal ein gescheiter Mann ein System ausfindig macht, bei dem man, einmal nachzuschlagen, dem Grotefendschen Buche ohne Beeinträchtigung der Klarheit und Zuverlässigkeit, absparen kann. Aber Turchanyi leistet dergleichen ganz und gar nicht. Im Gegenteil: ein erfahrener und geschickter Rechner wird nach den bisherigen, insbesonders bei Grotefend vertretenen Methoden in weniger als der halben Zeit, die man nach Turchanyi braucht, fertig werden; und auch dann wird bei den langen Kolumnen Turchanyis noch im Zweifel bleiben, ob nicht ein Irrtum untergelaufen ist. Turchanyi geht aus von den Sonntagsbuchstaben und Epakten. Deshalb ist es verkehrt, dafs er diese als Tabella II bringt; sie gehörten unbedingt in eine Tabella I. Turchanyis tabellae Ia und Ib sollen dann nach Kenntnis von Sonntagsbuchstaben und Epakten das Auffinden der Daten der beweglichen Feste des Kirchenjahres nach altem und neuem Stil ermöglichen. Aber wiederum ist es höchst ungeschickt, das wichtigste Osterdatum erst in der — 22. Kolumne statt, wie bei Grotefend Tafel XXX, unmittelbar neben der Jahreszahl zu bringen. Tab. III endlich soll das Aufsuchen jedes beliebigen Wochentages innerhalb eines bestimmten Jahres vermitteln. Aber diese Tabellen mit Ziehbändern und Gucklöchern kommen aus äufseren Gründen leicht in die Lage nicht zu funktionieren. Das oberste Bedürfnis für chronologische Tabellen, Einfachheit und Klarheit, ist in der Arbeit Turchanyis nicht befriedigt. Nur allzu nötig ist daher die vorausgeschickte Gebrauchsanweisung. Diese verrät eine grobe Unkenntnis des Schaltsystems, was auf die Zuverlässigkeit der Tabellen ein bedenkliches Licht wirft. Man traut seinen Augen nicht, S. V. zu lesen, dafs der erste Sonntagsbuchstabe im Schaltjahr „usque ad 1^{m} Martii exclusive" gelte. Bekanntlich tritt aber z. B. bei littera dominicalis G in Schaltjahr mit dem 25. Februar F bereits ganz bestimmt als neuer Sonntagsbuchstabe in Kraft. Turchanyis Tabellen können nach alledem nicht empfohlen werden, und Ref. kann sich nur den Worten des Herrn Prof. Tangl anschliefsen, mit denen dieser seine Besprechung in der deutschen Litteraturzeitung (Jahrg. 1897) beschliefst: „Ich gelobe, von dem neuesten chronologischen Nachschlagebehelf nach Fertigstellung dieser Besprechung für meine Zwecke nie wieder Gebrauch zu machen".

Die „Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit" von Rühl wendet sich an gröfsere Kreise, obwohl auch der Historiker

von Fach aus diesem Buche manches Neue lernen kann. Rühls Buch will „lediglich dem Historiker, dem Astronomen, dem Juristen, dem Philologen und Theologen, überhaupt jedem wissenschaftlich Gebildeten, in lesbarer Form eine dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft angepafste Übersicht über das weite und hier und da etwas wirre Gebiet der Zeitrechnung der mittleren und neueren Jahrhunderte geben. Es will also nicht nur das Verständnis der chronologischen Begriffe vermitteln, mit denen man zu verschiedenen Zeiten operiert hat, sondern auch einigermafsen die Entwickelung der Chronologie als solcher kennen lehren". Man kann getrost behaupten, dafs Rühls Buch dieses Ziel im grofsen und ganzen mit sehr viel Glück erreicht hat. Seine Arbeit ist zur ersten Einführung in das Studium der Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit mehr, wie sämtliche übrigen Bücher, die es überhaupt giebt, zu empfehlen. Fortlaufende Fufsnoten und Hinweise auf die zahlreichen Detailarbeiten aus alter und neuer Zeit ermöglichen das eingehendere Studium einzelner Kapitel. Die Litteratur ist in einer Fülle herangezogen und verwertet, die ein viele Jahre lang fortgesetztes eingehendes Studium des Gegenstandes verrät. Zu § 40 S. 270 hat Ref. einen Hinweis vermifst auf: M. Simon, 1200 jähr. Parallel-Kalender der jüdischen und christlichen Zeitrechnung 4561—5757, 800—1906 nebst neuen Formeln zur vollständigen Berechnung des jüdischen Kalenders. Berlin, Poppelauer. 29, S. 1895 (1 M), und C. Niebuhr, Die Chronologie der Geschichte Israels, Ägyptens, Babyloniens und Assyriens von 2000 bis 100 vor Christo. Leipzig, Pfeiffer. X, 80 S. 1895 (6 M.). Es wäre wohl richtiger gewesen, die „litterarische Übersicht" des § 2 nicht erst mit Scaliger zu beginnen, ihr vielmehr eine Entwickelung der mittelalterlichen chronologischen Litteratur im Zusammenhang vorauszuschicken, wobei die Haupterscheinungen eines Victurius, Dionysius Exiguus, Beda u. a. nebst ihren Werken vorzuführen waren. Rühl hat auf einen Abrifs der Geschichte der mittelalterlichen Chronologie ganz verzichtet und die einschlagenden Arbeiten bei den Einzelfragen ohne erschöpfenden Zusammenhang derselben untereinander besprochen. Rühl behandelt die Zeitrechnung der uns näher stehenden Völker eingehender, die der ferner liegenden, welche für uns ein geringeres historisches Interesse beanspruchen können, kürzer. Infolge dessen ist die byzantinische Chronologie hinter derjenigen des Occidentes zurückgetreten, die muslinische hinter die byzantinische, und die Zeitrechnung anderer orientalischer Völker ist noch kürzer abgemacht worden. Ebenso wurde der deutschen Chronologie gröfsere Aufmerksamkeit gewidmet, als derjenigen der übrigen europäischen Völker. Man wird sich mit diesem Plan, der geschickt durchgeführt ist, nur einverstanden erklären können. Besonders dankenswert ist die klare und übersichtliche Darstellung der byzantinischen Chrono-

logie, die vollständig den eigenen Forschungen des Verfassers entstammt. Wenn Rühl S. VII des Vorwortes behauptet: „Meine Vorgänger habe ich selbstverständlich nach Gebühr und dankbar benutzt; man wird sich indessen leicht überzeugen, dafs ich ihre Angabe nirgends ohne Kontrolle übernommen habe“; so hat kein geringerer als Grotefend, Litterar. Centralbl. 1897 Nr. 49, Spalte 1591 dies ausdrücklich als richtig anerkannt. Wenig glücklich ist Rühl in der Auswahl der beigegebenen Tafeln gewesen. Er erklärt zwar S. VI des Vorwortes ausdrücklich, kein Handbuch zum Reduzieren von Daten haben schreiben zu wollen. Aber bei nur geringer Ausdehnung, insbesondere durch die Aufnahme der 35 Kalender konnte Verf. sein Buch auch für die häufigsten Fälle der Datenauflösung nutzbar machen und damit dem Interesse vieler dienen, die ein so kostspieliges Werk wie das Grotefends sich nicht anzuschaffen vermögen. Auch ist das Verzeichnis der unbeweglichen Feste nicht mit der wünschenswerten Kritik gegeben. Die äufsere Ausstattung des Buches ist, abgesehen von dem etwas durchscheinenden Papier, vorzüglich; und dies ist um so mehr anzuerkennen, als aufser einer grofsen Anzahl verschiedener Typen im Text nnd Anmerkungen noch griechische, russische und hebräische Lettern und zahlreiche Ziffern und mathematische Zeichen verwendet sind. Wir glauben es dem Verf. aufs Wort, was er am Schlufs des Vorwortes sagt, dafs der Druck unerwartete Schwierigkeiten bot, deren Spuren zu tilgen nicht überall gelungen ist. Dies bezieht sich auch auf Druckfehler, von denen einzelne in den Tabellen besonders sinnstörend wirken. Die folgenden Berichtigungen sind, wie Grotefend a. O. richtig bemerkt, zur Vermeidung ärgerlicher Irrtümer vor der Benutzung des Buches einzutragen: S. 64 Zeile 13 lies 28 statt 19; S. 81 ist *morrow* bei *Octava* zu streichen; S. 94 Z. 9 l. *Mothering* statt *Monthering*; S. 196 Anm. 1 l. 'ϛζϑ' statt 'ϛϱϑ'; S. 212 Z. 6 v. u. l. 1. Febr. statt 15. Febr.; S. 225 Z. 12 v. u. l. 31. März, 29. April statt 30. April; S. 233 in Tab. III bei Gold. Zahl 6 l. C. statt D; 280 Ostern 977 l. 8 A. statt 8 M.; S. 283 Ostern 1307 l. 26 M. statt 26. A.; S. 287 Ostern 1706 alten Stils l. 24. M. statt 28 M. Einiges andere hat Rühl selbst S. 312 verbessert. Der Brauchbarkeit des nützlichen Buches geschieht durch diese Versehen kein Eintrag. Ein tieferes Eingehen auf Einzelfragen war durch die praktischen Zwecke, die Rühl verfolgt, ausgeschlossen. Der einzelne Leser wird daher bald dies, bald jenes vermissen. Ein Vorwurf kann daraus nicht erhoben werden. Bei einer neuen Auflage wird Rühl gut thun, diplomatischen Fragen etwas weniger aus dem Wege zu gehen, zumal der angehende Historiker öfters als die Vertreter anderer Wissenschaften nach seinem Buch greifen wird. Bei der Darstellung der Datierungen aus der päpstlichen Kanzlei S. 39 f. waren nicht nur nach der Reihenfolge der Päpste die verschiedenen Rechnungsweisen aufzuzählen,

sondern es war auch darauf hinzuweisen, dafs die römische Kurie in den verschiedenen Kongregationen nach verschiedenem Stile rechnete. Wie Löher in der Archivalischen Zeitschrift nachweist, geschah dies noch zur Zeit Pius IX. Wenn also z. B. überliefert ist, dafs ein und dieselbe Urkunde 14. März = Samstag 1471 ind. 4 ab incarnatione a. p[ontificatus] I gelesen und am 19. März 1472 publiziert worden ist, so bedeutet das keineswegs, dafs zwischen Lesung und Publizierung ein volles Jahr dazwischen lag. Die Angabe *a. p. I* ergiebt hier mit Sicherheit, dafs diese Angabe der Publizierung nach stilus Florentinus erfolgte. Wenn Rühl a. O. bemerkt, dafs seit Bonifazius VIII. (1294—1303) der Weihnachtsanfang wieder zur Geltung kam und es so das ganze 14. Jahrhundert hindurch blieb, so ist dies nicht richtig. Nur die grofsen Privilegien kommen für diese Frage in Betracht, und diese fehlen in der angegebenen Zeit. Wir können also die Frage, welche Rechnungsart im Ernstfall angewendet worden wäre, nicht entscheiden. Seit Martin V. kommen die Belege wieder vor, und man findet auch sofort wieder den stilus Florentinus, der also wahrscheinlich nicht durch den Weihnachtsanfang verdrängt worden war. Über die consuetudo Bononiensis konnte S. 76 bemerkt werden, dafs Trient und die ganzen histriarchisch - friaulschen Bistümer darnach zählen. Wenn z. B. im Codice diplomatico Istriano die Datierung steht „Anno domini millesimo ducentesimo sexto decimo indictione quarta die mercurii octava exeunte Augusto", so ergiebt dies den 24. August 1216, aber nicht, wie der Herausgeber dieses Urkundenbuches angiebt, den 22. August, vgl. Grotefends Zeitrechnung I 28 ff. und Tafel XXVIII. Seite 207 bei Rühl hätte sich der Hinweis empfohlen, dafs die spanische Ära für Deutschland nur deshalb bemerkenswert ist, weil König Alfons von Kastilien einige seiner Urkunden als deutscher König nach ihr datierte. Von allgemeinem Interesse ist die Frage nach dem Jahre der Geburt Jesu Christi. Die christliche Ära, die Rechnung nach Jahren seit Christi Geburt, stammt bekanntlich von Dionysius Exiguus, welcher dadurch die in den alexandrinischen Ostertafeln übliche Rechnung nach Jahren des Christenverfolgers Diocletianus verdrängen wollte. Wie Dionysius zu seiner Bestimmung der Jahre Christi gekommen ist, sagt er nirgends. Wahrscheinlich hat er angenommen, dafs Jesus im 31. Lebensjahre unter der Regierung des Tiberius gekreuzigt worden und dafs die Auferstehung auf den 25. März gefallen sei. Da nun in seinem Cyklus der Ostersonntag im Jahre 563 auf dieses Datum fällt, so mufste er auch 532 Jahre vor 563 auf den 25. März gefallen sein, also mufste in diesem Jahre die Auferstehung stattgefunden haben, und folglich Christus 31 Jahre früher geboren sein. (Vgl. u. a. H. Oppert, Die Entstehung der dionysischen Ära, Jahrb. f. Philol. und Pädagogik XCI (1865), besonders S. 821 f. und Rühl, Chronologie S. 190 ff.) Heute wissen wir, dafs die Berechnung des Dionysius

Exiguus zwar in grofsen Zügen richtig, aber keineswegs genau war. Die vielerörterte Frage, wann Christus in Wahrheit geboren wurde, wird von Rühl S. 198 nicht in einer befriedigenden Weise erörtert. Es ist ja richtig, dafs bei dem allgemeinen Interesse, das diese Frage hat, sich Dilettantismus und Schwindel breit macht. Aber es wäre doch wohl folgendes von Rühl auseinanderzusetzen gewesen: Ein chronologisch verwertbares Moment ist die Nachricht, dafs allgemeiner Friede auf Erden herrschte. Nun wurde der Janustempel nach dem Sieg des Tiberius über die Germanen geschlossen und beim Feldzug gegen die Parther wieder geöffnet. Die Geburt Christi wird ferner in Verbindung gebracht mit der Regierung des Herodes Antipater, der bereits 750 a. c. starb. Ein sehr wichtiges Moment ist sodann der Stern der Weisen aus dem Morgenlande. Für das Jahr 1603 berechnete Keppler für Jupiter und Saturn ein Zusammenfallen am Himmel mit unbekanntem Lichtglanz. Dieses Zusammenfallen trifft nur alle acht Jahrhunderte ein. Rechnet man nun zurück um 2×805 Jahre, so ergiebt sich das Jahr 7 vor Christo = 746/7 ab urbe condita. Man ist sich ziemlich einig darüber, dafs Dionysius Exiguus den Zeitpunkt der Geburt Christi um etwa sieben Jahre zu spät angesetzt hat. Eine gröfsere Vollständigkeit der Darstellung Rühls wäre auch bei der Einführung der Gregorianischen Kalenderform erwünscht gewesen. Damals verquickte sich die an sich harmlose Frage der Verbesserung der Zeitrechnung mit den grofsen Prinzipienkämpfen der Zeit: mit der Opposition der Kirchenreformation gegen päpstliche Autorität und mit dem Streit der Stände gegen den aufstrebenden absolutistischen Staat.

Marburg. Eduard Heydenreich.

K. Bamberg, Wandkarte von Skandinavien 1:1 400 000; Wandkarte der Balkanhalbinsel 1:800 000. Berlin, Carl Chun.

Der gegenwärtige Inhaber des geographischen Verlages von Carl Chun ist augenscheinlich bemüht, die Schulwandkartensammlung K. Bambergs auf der Höhe der Zeit zu erhalten, bezw. die älteren Karten zeitgemäfs zu reformieren. Schon die ältere Karte der Balkanhalbinsel zeugt von diesem Bestreben, noch mehr gilt dies von der ganz neuen Karte Skandinaviens. Beide sind nach ihrer Ausführung auch für die gröfsten Klassenzimmer ausreichend, das Terrain für diese darzustellen ist gut gelungen, ohne dafs die Karten bei Anschauung aus gröfserer Nähe verlieren; auch das Flufsnetz tritt ansprechend hervor. Nur die Stärke der Stadtsignaturen dürfte nicht dem Geschmack jedermanns entsprechen. Als einen dem Lehrer wohl oft willkommenen Vorzug möchte Ref. den Umstand bezeichnen, dafs die wichtigen Eisenbahnlinien aufgenommen sind. Sie sind fein angelegt, nur in der Nähe sichtbar, beeinträchtigen und belasten also das Gesamtbild

nicht, und ihr Vorhandensein bewahrt den Lehrer vor leicht vorkommenden Irrtümern, da er doch unmöglich stets und überall über den richtigen Verlauf einer solchen Linie orientiert sein kann. Die beiden Karten, aufgezogen und mit Stäben je 17,50 M kostend, seien der Beachtung empfohlen, desgl. auch das von dem Verlage herausgegebene Geographische Taschenbuch, das über alle Erscheinungen des Verlages orientiert und gratis versandt wird.

Pr. Friedland. A. Bludau.

G. B. Holzmüller, Die Ingenieurmathematik in elementarer Behandlung. Leipzig 1897, B. G. Teubner. Erster Band 340 S. 8. geb. 5 M; zweiter Band 440 S. 8. geb. 6 M.

Der erste Teil des Werkes, dem wir eine kurze Anzeige zu widmen gedenken, zerfällt in neun Abschnitte. Die ersten vier sind dem Schwerpunkt und den Trägheitsmomenten der Flächen gewidmet. Der fünfte Abschnitt ist vorwiegend rein mathematischen Inhalts (Simpsonsche Regel, Parabeln höherer Ordnung, Schichtenformeln u. s. w.). Der sechste Abschnitt wendet die lemniskatische Abbildung auf Bestimmung von Trägheitsmomenten an, der siebente lehrt graphostastische Methoden zur Bestimmnng von Trägheitsmomenten und Centrifugalmomenten, während die beiden letzten Schwerpunkte, statische Momente, Trägheits- und Centrifugalmomente für Körper bestimmen. Ein Anhang von 27 Druckseiten ist der Theorie des Schwungrades ausschliefslich gewidmet.

Obwohl diese Inhaltsangabe schon zeigt, welch reicher Stoff dem Leser geboten wird, so giebt sie doch von dem eigenartigen Buche auch nicht eine angenäherte Vorstellung. Jede Zeile verrät neben der bedeutenden Erudition des Verfassers die sichere Hand des geschickten Praktikers und des erfahrenen Lehrers. Insbesondere gilt dies von der Verwendung des Energiebegriffs und der Abbildung. Mit Hülfe des ersteren löst der Verfasser S. 59 die Aufgabe: Um die Achse einer Kreisscheibe sei ein Faden geschlungen, der am freien Ende festgehalten werde, sodafs die Scheibe nur drehend fallen kann. Wie schnell fällt sie und wie grofs ist die Fadenspannung? Die Lösung ist so einfach und klar, dafs man fast von spielender Grazie reden möchte, ein Ausdruck, der auch für die Behandlung der Cassinischen Kurven und der Lemniskate S. 92 fgde nicht übertrieben scheint. Dagegen tritt in den Ausführungen des fünften Abschnittes teilweise ein grundsätzlicher Gegensatz zu den Überzeugungen des Berichterstatters hervor. Ich meine, es steckt in dem Vorwurfe, dafs durch die Vermeidung der Differential- und Integralrechnung die Mathematik auf den Standpunkt vor Leibnitz und Newton zurückgeschraubt werde, mehr als ein Körnlein Wahrheit. Es giebt kaum eine schlimmere Mifshandlung

des lernbegierigen Anfängers, als wenn ihm sofort alle Schwierigkeiten in den Weg geschleudert werden, welche wissenschaftliche Strenge um den Infinitesimalgedanken gehäuft hat. Aber sollte es denn nicht möglich sein, die Grundlehren der Infinitesimalrechnung unter Vermeidung unnötiger Weitläufigkeiten und mit strenger Beschränkung auf das in der Praxis Erforderliche auf etlichen 50 Seiten vorzutragen? Der Berichterstatter wertet die Darstellungsgabe Holzmüllers viel zu hoch, um nicht die Frage zu seinen Gunsten mit einem entschiedenen Ja zu beantworten. Übrigens bin ich weit entfernt, nicht auch im fünften Abschnitt des Vortrefflichen recht viel zu finden. So die kosmische Aufgabe S. 124 fgde., bei welcher zur Laplaceschen Hypothese S. 128 eine interessante Bemerkung gemacht wird.

Der sechste Abschnitt ist der lemniskatischen Abbildung und ihrer Anwendung auf die Bestimmung polarer Trägheitsmomente gewidmet. Form und Inhalt fesseln hier in ungewöhnlichem Maſse, so die höchst anschaulichen Figuren S. 182, 199 und 200, wo auch die Abbildung mit Hülfe der elliptischen Funktionen erwähnt wird. Der folgende Abschnitt giebt die graphostatischen Methoden von Nehls, Mohr, deren Modifikation von Land und andere einschlägige Arbeiten, darunter solche von Culmann und Reye. Die folgenden zwei Abschnitte sind der Schwerpunktsbestimmung sowie den Aufgaben über Trägheits- und Centrifugalmomente der wichtigsten Körper gewidmet. Hier ist der Inhalt sehr reichhaltig und fast jede Zeile anziehend. Ich will nicht unterlassen, auf die interessanten Bemerkungen über die schwimmenden Körper S. 258 fgde., auf die vorzügliche Theorie der Atwoodschen Fallmaschine S. 267 und einige sehr hübsche Aufgaben über Fadenspannungen besonders aufmerksam zu machen. Druckfehler sind mir nicht aufgefallen, nur S. 273 steht Zeile 11 v. o. α st. μ.

Der zweite Teil der Ingenieurmathematik kann mit vollem Recht als eine selbständige Schrift bezeichnet werden, wie dies auch die Vorrede hervorhebt. Dementsprechend führt er auch noch eine zweite besonderere Inhaltsbezeichnung: Das Potential und seine Anwendungen. Die Umwälzung, welche seit Faraday und Maxwell sich in den Anschauungen der Physiker vollzogen hat, ist eine so gründliche und greift so mächtig in fast alle physikalischen Fragen ein, daſs jedes Lehrbuch dieser Wissenschaft sich mit den neuen Anschauungen beschäftigen oder doch abfinden muſs. Die Vorrede erwähnt u. a. das vortreffliche elementare Lehrbuch der Physik von Dressel, Freiburg 1895, auf welches der Berichterstatter gleichfalls besonders hinweisen möchte.

Herr Holzmüller behandelt mit Lehrgeschick den Gegenstand in reizvoller Weise. Er geht vom Newtonschen Anziehungsgesetze aus. Seit 200 Jahren sind Bearbeitung und

Lösung dieser kosmischen Fragen jedem Mathematiker gegenwärtig, die Fragen selbst Gemeingut der gebildeten Menschheit. Und dennoch versteht es der Verfasser, auch diesem Stoffe durch seine Darstellung den Reiz der Neuheit zu geben, durch eingestreute Zahlenrechnungen den Vortrag zu beleben und durch kurze Vorbemerkungen auf künftige Verallgemeinerungen hinzudeuten. Dann folgt im zweiten Kapitel die „Gravitationskurve" $x^2 y = 1$ und die Einführung des Potentialbegriffs. Im dritten sehr reichhaltigen Kapitel wird die Anziehung der homogenen Kugelschale gelehrt. Doch werden dabei andere interessante Fragen wie im Vorbeigehen berührt. Wir nennen die Aufgaben: „Mit welcher Geschwindigkeit müfste ein Geschofs in senkrechter Richtung abgeschossen werden, um bis zu unendlicher Höhe zu fliegen?" „Von der Oberfläche bis zur Mitte reicht ein mit Wasser gefüllter Schacht von 1 qm Querschnitt. Wie grofs ist der Wasserdruck im Centrum der Erdkugel?" Aufserdem kommt die statische Theorie der Gezeiten, die Verlangsamung der Erddrehung und endlich u. a. die Anwendung des Selbstpotentials auf kosmische Verhältnisse, insbesondere auf Wärmeentwicklung bei Zusammenziehung der Sonne zur Behandlung. Die Rechnungen werden durchgeführt und zeigen Übereinstimmung mit den Helmholtz'schen Ergebnissen. Der Lehrer der Physik wird diesen Abschnitt mit Nutzen durcharbeiten. Die Abteilung der Kugelanziehung auf einen äufseren Punkt wird mit grofsem Geschick auf die Aufgabe der Kugelfläche zurückgeführt. Um nicht mifsverstanden zu werden, will ich ausdrücklich bemerken, dafs ich in einem solchen Verfahren keine „Umgehung" der Infinitesimalrechnung sehe. Eine solche kann ich nun einmal nicht bewundern, denn Erleichterungen zu „umgehen" halte ich für kein Verdienst.

Die folgenden drei Kapitel führen uns in die modernen Faraday-Maxwellschen Anschauungen ein. Der Verfasser beginnt nach kurzer Erörterung der Grundbegriffe mit dem Ohmschen Gesetze. Dann folgen weitere Andeutungen über die Kraftlinien, die alsbald durch die Behandlung allgemein zugänglicher physikalischer Erscheinungen, wie z. B. der Leydener Flaschenbatterie den Lernenden in medias res führen. Folgende Einzelheiten aus dem sechsten Kapitel seien kurz erwähnt: „Begriff der Spannung eines Zellenraumes, symmetrisches Zweipunktproblem, cylindrische Probleme, der Kugelsatz von Gauss, der Spannungssatz von Poisson, allgemeinere Zweipunktprobleme und damit verbundene Induktionsprobleme". Schon S. 146 kann der Verfasser auf einen Zugang zu den Helmholtz-Kirchhoffschen Problemen der freien Ausflufsstrahlen hinweisen. Die Verwendung des Laplaceschen Satzes ist sehr geschickt. Insbesondere möge der Leser auf die wichtigen Ausführungen S. 172—182 aufmerksam gemacht werden.

Die folgenden Kapitel sind mehr mathematischen als physikalischen Inhalts. Wir heben nur die Sätze über centrobarische Körper hervor und wollen gern die interessanten Probleme, welche dem Mathematiker hier seitens des Physikers gestellt sind, als eine Bereicherung des mathematischen Forschungsgebietes anerkennen.

Kapitel 9 schlägt zu den zweidimensionalen Problemen nun auch den Rechnungsweg ein. Die physikalische Bedeutung der hier erledigten Fragen ist eine vielseitige, für die stationären Strömungen der Elektricität und des Magnetismus in ebenen Platten, die Theorie der freien Ausflufsstrahlen in zweidimensionalem Gebiete, endlich die elektromagnetischen Wirkungen gradliniger Ströme in beliebig gestalteten und gelagerten Drähten (Kabel). Auch zieht der Verfasser Anwendungen auf Kinematik, Fouriersche Wärmeprobleme, Kartographie und Grundwasserbewegungen hinein. In dem folgenden Kapitel kann dann u. a. ein Helmholtzsches Ausflufsproblem ausführlich behandelt werden.

Die folgenden drei Kapitel sind wieder vorwiegend physikalischen Inhalts. Verfasser geht von den einfachsten Sätzen über die Spannungsreihe der Leiter aus, entwickelt die Kirchhoffschen Sätze über Stromverzweigung, das Joulesche Gesetz; dann wendet er sich in ungemein einfacher Darstellung dem Magnetismus zu, entwickelt die Gesetze der Ablenkung der Magnetnadel, bestimmt Potential und anziehende Kraft eines Kreisstromes u. s. w. Den Schlufs des Kapitels 13 bildet eine lichtvolle Darstellung der neueren Vorstellungen über das elektromagnetische Feld, die auch die neuesten Untersuchungen berücksichtigt und mit einer Anwendung der Schwingungsgesetze auf die elektrischen Schwingungen bei den Hertzschen Versuchen abschliefst.

Im letzten (14.) Kapitel wird der Versuch gemacht, die Wirbelbewegungen in den Kreis der elementaren Darstellung zu ziehen. Natürlich konnten die Rechnungen nicht mit Strenge durchgeführt werden, aber eine Beschreibung der einfachsten Bewegungsvorgänge auf dem Gebiete der Wirbelfäden und Wirbelringe wird dem Leser geboten. Übrigens fehlt keineswegs durchaus die Begründung, und so kann der Abschnitt recht wohl zur Einführung in das schwierige Gebiet Dienste leisten.

In einem Anhange werden einige Zusätze für die Lehre von der Gravitation und Elektrostatik bezüglich der Ellipsoide gegeben, in einem zweiten sehr dankenswerten Schlufskapitel werden die jetzt üblichen Einheiten ausführlich erklärt und zusammengestellt.

Wenn der Verfasser im Vorworte ablehnt, auf eigentlich wissenschaftlichen Wert Anspruch zu erheben und nur pädagogischen Zwecken gedient haben will, so mufs bereitwillig zugestanden werden, dafs das Buch seine Bestimmung durchaus erreicht, ja mehr bietet als das Vorwort verspricht. Es kann

dem Studierenden der Physik und zwar nicht blofs dem der Technischen Hochschulen angeraten werden, das Buch durchzuarbeiten. Auch in den Händen des Physiklehrers an den höheren Lehranstalten wird es nicht blofs brauchbar sein. Möge das eigenartige Buch die verdiente Anerkennung finden. Allen Fachgenossen sei es bestens empfohlen.

Trier. K. Schwering.

Müller-Pouillet's Lehrbuch der Physik und Meteorologie. Neunte, umgearbeitete und vermehrte Auflage von Leopold Pfaundler, unter Mitwirkung von Otto Lummer. In drei Bänden. Mit 2981 Abbildungen und 13 Tafeln, zum Teil in Farbendruck. Zweiter Band. Zweite Abteilung. Braunschweig 1898, Friedrich Vieweg und Sohn. 768 S. 8. 10 M.

Mit der zweiten Abteilung des zweiten Bandes findet das umfangreiche und verdienstvolle Werk in neunter Auflage seinen Abschlufs, da der dritte Band schon vor dem zweiten herausgegeben worden ist. Optik und Wärmelehre bilden den Inhalt des zweiten Bandes, über dessen erste Abteilung wir früher berichteten. Prof. Pfaundler, welcher in der zweiten Abteilung die Wärmelehre behandelt, konnte trotz vielfacher Änderungen, die notwendig wurden, doch im wesentlichen die bisherige Anordnung des Stoffes beibehalten. Überall erkennt man die bessernde Hand, wo die Darstellung es nötig machte, oder wo es galt, Veraltetes nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft umzugestalten. Es dürfte von Interesse sein, die wesentlichen Ergänzungen hervorzuheben, welche die neue Auflage darbietet, und nach denen das Bestreben des Verfassers, das Buch auf der Höhe der Wissenschaft zu erhalten, am besten beurteilt werden kann.

Bekanntlich zeigt das Mariotte-Gay-Lussacsche Gesetz für die Mehrzahl der Gase nicht unbeträchtliche Abweichungen. Diese hat van der Waals aus der räumlichen Ausdehnung und der Kohäsionskraft der Moleküle abgeleitet und in einer Formel dargestellt. Auf die Bedeutung dieser Untersuchungen ist in einem besondern Paragraphen hingewiesen worden. In der sich daran anschliefsenden Besprechung der Gasthermometer ist das von Chappuis gebaute Thermometer neu hinzugekommen, weil es hohen Anforderungen an Genauigkeit entspricht. Die Angaben über die Volumenänderung beim Schmelzen sind durch die Resultate von E. Wiedemann, M. Toepler u. a. vorteilhaft ergänzt worden. In welcher Weise die Temperatur des Gefrierpunktes einer Lösung von der Menge der gelösten Substanz abhängig ist, giebt das Raoultsche Gesetz an. Dieses wird im Zusammenhange mit der van't Hoffschen Theorie, die nur kurze Erwähnung findet, besprochen und an den Resultaten Beckmanns, dessen Apparat

erläutert wird, geprüft. Gelegentlich der Erörterung der Methoden, die zur Verflüssigung der sogenannten permanenten Gase geführt haben, finden wir die von Worblewskischen Arbeiten aus den achtziger Jahren und ihre Fortsetzung durch Olszewski bis 1896, endlich die Methode von Linde, die ihrer Einfachheit wegen berechtigtes Aufsehen gemacht hat, nebst ihren Resultaten zur Darstellung gebracht. Eine zusammenhängende Darstellung des Zustandes einer Substanz in ihren drei Aggregatformen hat A. Richter mittels seiner Temperaturfläche gegeben, von der ein Modell im Polytechnikum in Aachen existiert. Diese Fläche ist abgebildet und erläutert worden, doch mufste von einer eingehenderen Besprechung aus Raummangel abgesehen werden. Auch die sich daran anschliefsende Phasenregel des amerikanischen Physikers J. W. Gibbs verdient volles Interesse, da sie ein anschauliches Bild der Coexistenz verschiedener Aggregatzustände vermittelt. Von weiteren Ergänzungen erwähne ich die Dampfkalorimeter von Bunsen, Joly u. a., ferner die von Ostwald und Bunsen in die Thermochemie eingeführten Bezeichnungen, eine Zusammenstellung der genauesten Werte, wie sie nach Grätz sich für das mechanische Wärmeäquivalent ergeben, eine erweiterte Darstellung der Wärmeleitung und Wärmestrahlung, die Bolometer von Lummer und Kurlbaum und das Radiophon. An theoretischen Erörterungen sind ferner hinzugekommen: eine elementare Ableitung des Poissonschen Gesetzes der adiabatischen Kurve nach Alb. Voss, eine eingehende Betrachtung der umkehrbaren und nicht umkehrbaren Verwandlungen der Energie und die Theorie der Änderung des Schmelzpunktes durch Druck, wie sie sich aus dem zweiten Hauptsatze der Wärmetheorie ergiebt. Im letzten Kapitel, welches von den meteorologischen Erscheinungen handelt, sind die neuesten Beobachtungen über die Temperatur der Meere und Seeen verwertet worden. Der barometrischen Höhenmessung ist ein besonderer Paragraph gewidmet, ebenso den neuesten Formen der Anemometer und der Aspirationspsychrometer. Endlich sind auch wichtige Thatsachen über die Luftfeuchtigkeit in ihrer sanitären Beziehung erörtert worden.

Wie aus dieser kurzen Übersicht hervorgeht, ist der Inhalt der vorliegenden zweiten Abteilung wesentlich vermehrt worden. Die Darstellung, welche die Wärmelehre nunmehr gefunden, wird in gleichem Mafse Beifall finden, wie es bei der älteren Auflage der Fall war. Fügen wir noch einen Hinweis auf die vortreffliche Ausstattung und die grofse Zahl vorzüglicher Abbildungen hinzu, so dürfte ersichtlich sein, dafs das Lehrbuch in vollem Mafse geeignet ist, unter Lehrern und Studierenden sich immer mehr Freunde zu erwerben.

Berlin. R. Schiel.

Samuel Schillings Grundrifs der Naturgeschichte. Erster Teil: Das Tierreich. Achtzehnte Bearbeitung, besorgt von H. Reichenbach. Breslau 1898, F. Hirt. 406 S. mit 531 Abbildungen, 1 Tafel und 1 Karte. 3,75 M.

Das altbekannte Buch von S. Schilling hat eine so gründliche Umgestaltung erfahren, dafs man es füglich unter dem Namen seines jetzigen Bearbeiters führen sollte; thatsächlich ist von den früheren Ausgaben aufser einigen Abbildungen nichts in diese Bearbeitung übergegangen. Die jetzige Einteilung folgt genau der von Thomé befolgten, an welchen das Buch noch in mancher anderen Hinsicht erinnert. Um nicht mifsverstanden zu werden, betone ich, dafs nur die allgemeine Anordnung bei beiden Büchern annähernd dieselbe ist. Die Einleitung (95 Seiten) enthält einen kurzen Abrifs der Anatomie des Menschen und hiervon ausgehend eine vergleichende Betrachtung jeder Gruppe von Organen bei den einzelnen Tierklassen. Der Gegenstand ist ziemlich ausführlich behandelt; so nimmt z. B. die vergleichende Betrachtung der Wirbeltierskelette 10 Seiten mit 20 Abbildungen ein, der Teil über das Nervensystem 16 Seiten mit 21 Abbildungen u. s. w. Dieser ganze Abschnitt bildet ein vortreffliches Hilfsmittel für den Unterricht in Ober-Tertia. Das Kapitel über den Menschen als Species ist etwas kurz ausgefallen. Der Verf. nimmt neun Menschenrassen an, was, sofern man nicht die Einheit des Menschengeschlechtes als bewiesen ansieht, jedenfalls die annehmbarste Einteilung und wissenschaftlich unendlich besser begründbar ist als die fünf Blumenbachschen Rassen, welche noch in manchen Lehrbüchern der Naturgeschichte herumspuken. Angenehm berührt es, dafs der Verf. die Unterschiede zwischen Menschen und Anthropoiden betont und zu Ehren gebracht hat. In vielen modernen Schulbüchern ist dieser Teil nicht mit der wünschenswerten und für die Schule allein zulässigen Abweisung gewisser Fragen behandelt, welche an anderen Stellen zu diskutieren, von der Schule aber entweder fernzuhalten oder in ablehnendem Sinne zu behandeln sind.

Der nun folgende Teil enthält eine Aufzählung der Ordnungen des Tierreiches, angefangen mit den anthropoiden Affen und abgeschlossen mit den Amöben. Die Behandlung dieses dem Umfang nach gröfsten Teiles ist folgende. Es sind zuerst die allgemeinen Charaktere jeder Abteilung in oft ziemlich ausführlicher Weise besprochen und dann einzelne besonders wichtige Arten mit längeren oder kürzeren Bemerkungen behandelt worden; spezielle systematische Schemata haben eine sehr kurze Behandlung gefunden. An der Auswahl der besprochenen Arten ist nach meinem Geschmack stellenweis, z. B. bei den Vögeln, auszusetzen, dafs etwas zu viel gegeben ist, und da der Umfang des Buches natürlich eine Beschränkung gebot, so haben die Bemerkungen über jede dieser Arten natürlich sehr kurz ausfallen müssen. Ich meine nicht,

dafs etwa einzelne Arten bis in das genaueste hätten beschrieben werden sollen, sondern es hätten sich an vielen Stellen Bemerkungen über die Lebensweise der wichtigeren Arten einschalten lassen. In Bezug auf Schilderung des Aussehens im allgemeinen hat der Verf. sich — und das ist einer der Vorzüge des Buches — auf ein paar Worte, gewissermafsen ein paar charakteristische Striche beschränkt. Es ist bekannt, dafs uns an den Tieren bei weitem mehr das Leben und seine Erscheinungen interessieren und die körperlichen Merkmale nur insoweit, als sie Werkzeuge und Voraussetzungen dieses eigenartigen Lebens sind. Der Verf. hat dies keineswegs übersehen, aber an vielen Stellen wünschte man gerade über derartige Dinge mehr zu erfahren, als im Buche zu finden ist. Es ist zweifellos, dafs der Lehrer hier einsetzen und vieles von dem, was nicht im Buche erwähnt ist, aus seinem Eignen geben kann und soll; aber das ändert nichts daran, dafs (mindestens nach meiner Ansicht) eine ganze Anzahl überflüssiger Arten erwähnt ist, und dafs durch den Raum, welcher ihnen gewidmet ist, andere Partieen beschränkt sind. Es versteht sich bei dem wissenschaftlichen Rang, welchen der Verf. einnimmt, von selbst, dafs die beigebrachten Angaben alle korrekt sind. Den Abschlufs bilden zwei leider viel zu kurz ausgefallene Kapitel über die geographische Verbreitung der Tiere, zu deren Illustrierung eine Karte mit den Provinzen von Prof. Möbius gehört, und ein anderes über die Tiere der Urwelt. Beide Kapitel erheben sich nicht bis zu einer Darstellung des Gegenstandes, es sind — so wie sie jetzt stehen — wenig mehr als einige unzulässig gekürzte Notizen über ein paar der einschlägigen Fragen. In der „geographischen Verbreitung" hat aufserdem noch Platz für einige Bemerkungen über Mimicry geschaffen werden müssen, nicht zum Vorteil sowohl der einen wie der anderen Materie. Dafs der Verf. dies ganz anders hätte gestalten können, bezweifelt niemand; aber das Buch war bereits an der zulässigen Grenze an Umfang und Gewicht angekommen. Es enthält über 400 Seiten, hat 22 : 15 : 2 cm Gröfse und gebunden ein Gewicht von 600 g. Da das Buch von Sexta an gebraucht werden soll, so ist ohne weiteres klar, dafs es mit einigen anderen gleichen Umfanges zusammen eine Belastung bilden kann. Ich bin hier auf ein ganz anderes Gebiet übergeglitten. Nicht als ob ich dem Geschwätz gewisser Kreise über Schulhygiene auch nur ein Atom Wichtigkeit beimäfse, es scheint mir aber gerade hier ein Fall vorzuliegen, wo einerseits durch Ausschaltung aller nicht streng notwendigen Teile des Inhaltes und durch Zerlegung in zwei Teile ein sehr fleifsig gearbeitetes Buch an Inhalt nur gewinnen und an Form wie auch hinsichtlich des Preises acceptabler werden würde. Jeder Teil für sich könnte dafür eine Gröfse erreichen, welche die Hälfte des jetzigen Gewichtes und Umfanges bedeutend überstiege. — Die Diktion ist klar, leicht verständlich und nach Möglichkeit frei von

von der landläufigen wissenschaftlichen Terminologie und für Schüler mit geringer Nachhilfe (in VI u. V) seitens des Lehrers verständlich. Die Ausstattung des Buches erinnert in manchen Einzelnheiten besonders in verschiedenen durch ihr Alter ehrwürdigen Clichés an den Sam. Schilling unserer Kinderjahre, sie steht nicht auf der Höhe mancher anderer Publikationen des Hirtschen Verlages und beträchtlich unter der einiger anderer Schulbücher, z. B. der von Wossidlo. Direkt schlecht möchte ich sie nicht nennen, und manche neueren Abbildungen sind sogar gut; aber im ganzen ist man heutigen Tages von der Technik des Illustrierens Besseres gewöhnt. — Alles in allem ist das Buch empfehlenswert, und er kann mit vergleichsweis geringer Mühe noch bedeutend gehoben werden.

Gr. Lichterfelde. F. Kränzlin.

O. Vogel, K. Müllenhoff, P. Röseler, Leitfaden für den Unterricht in der Botanik, nach methodischen Grundsätzen bearbeitet. Heft I, Kursus 1 u. 2. Neue verbesserte und vermehrte Ausgabe mit 24 Tafeln in Dreifarbendruck nach Aquarellen von A. Schmalfufs. Berlin 1898, Winckelmann u. Söhne. 163 S. 8. 1,80 M.

Der durch seine methodische Bearbeitung ausgezeichnete Leitfaden der Botanik von Vogel etc. ist in seiner Brauchbarkeit so allgemein anerkannt, dafs es nicht nötig ist, seine Vorzüge vor ähnlichen Lehrbüchern noch besonders hervorzuheben. Ist derselbe doch in 127 Orten Deutschlands schon lange Zeit in Gebrauch. — Das erste Heft dieses Leitfadens ist jetzt in neuer Ausgabe erschienen. Dasselbe zeichnet sich vor den früheren Auflagen besonders dadurch aus, dafs die morphologischen Erläuterungen gekürzt und dafür biologische Verhältnisse methodisch eingegliedert sind, dafs die Fremdwörter beseitigt und die 75 besprochenen Pflanzen sämtlich auf den angefügten 24 Tafeln in farbigen Abbildungen naturgetreu wiedergegeben sind. Durch diese Neubearbeitung und die Hinzufügung der Pflanzentafeln hat der Leitfaden an praktischer Brauchbarkeit ungemein gewonnen.

Die einfachsten biologischen Thatsachen sind schon dem Sextaner-Kursus einverleibt, so die Thätigkeit und der Zweck der Wurzeln, die Bedeutung der unterirdischen Stengel, der Blätter und Knospen, die Bestäubung der Stempel durch Insekten, die für den Honig und Blütenstaub entwickelten Schutzeinrichtungen in den Blüten, die Verbreitung der Samen und Früchte und die verschiedenartige Vermehrung der Pflanzen. Im zweiten Kursus werden schwierigere Lebensvorgänge und Verhältnisse hinzugefügt: die Leitung und Aufspeicherung der Nährstoffe, die Ausscheidung von Wasserdampf aus den Blättern, die Ableitung des Regenwassers von den Blättern zu den Wurzeln,

die Bedeutung der fleischigen Blätter, die Vereinigung verschieden gestalteter und schwach duftender Blüten zu stark auffallenden Blütenständen, das Öffnen und Schliefsen der Blüten und ihre Schutzmittel gegen unberufene Besucher, die Verbreitung der Samen und Früchte durch Tiere. Hier hätte noch erwähnt werden können, dafs die Wurzeln der Bäume sich hauptsächlich an der Oberfläche ausbreiten, weil dadurch die Standfestigkeit der Bäume erhöht und die Atmung durch die Wurzeln ermöglicht wird. Durch die Weglassung mancher unnötigen, morphologischen Eigenschaftswörter und die Hervorhebung biologischer Eigentümlichkeiten ist die Darstellung anregender und interessanter geworden. Dies gilt besonders für den ersten Kursus. Hier ist auch auf die Satzbildung mehr Sorgfalt verwandt worden; denn die Einzelbeschreibung forderte ja geradezu dazu auf. Die abgekürzten Sätze, die meist aus dem substantivischen Subjekt und dem adjektivischen Prädikativ ohne Prädikat (Kopula) gebildet waren, und welche die Schüler stets dazu verleiteten, in derselben Weise ihre Antworten zu geben und Pflanzenteile zu beschreiben, sind durchweg durch besser gebaute, vollständige Sätze ersetzt. Im zweiten Kursus ist, da stets zwei oder drei Pflanzen mit einander verglichen sind, die abgekürzte Satzbildung leider beibehalten worden. Hier trifft man sehr häufig solche oben gekennzeichneten Sätze, z. B. im § 42: „Blütenstand wickelförmig, bei 1. doldenartig; — bei 2. langgestielt, rispenartig, nickend. Kelche verwachsen — fünfblättrig, bleibend. Blumenkrone verwachsen — fünfblättrig, radförmig mit gefaltetem Saume; — bei 1. weifs; bei 2. violett mit zwei grünen Flecken am Grunde der Zipfel. Staubblätter 5, mit den Kronenblättern abwechselnd und mit ihnen verwachsen; Fäden kurz; Staubbeutel zusammengeneigt, an der Spitze mit 2 Löchern aufspringend“. Dieses Beispiel zeigt zugleich, dafs man sich in der allzu sehr ins Einzelne gehenden Beschreibung mancher Pflanzenteile und in der Häufung der weniger wesentlichen Beiwörter noch mehr hätte beschränken können. Auch wirkt das wiederholte Lesen solcher abgekürzten Sätze nachteilig auf die sprachliche Ausbildung der Schüler, und die nachteiligen Folgen desselben kann man deutlich in den naturkundlichen Facharbeiten der mittleren Klassen erkennen. — Von grofsem Vorteil ist für das vorliegende Heft die völlige Beseitigung der Fremdwörter; denn durch die notwendige Erklärung derselben wurde der Unterricht unnötig aufgehalten. Nur ein einziges Fremdwort tritt uns schon im ersten Paragraphen und auch später immer wieder entgegen, obgleich es durch ein gut deutsches Wort übersetzt ist und deshalb sehr wohl entbehrt werden konnte, nämlich Pollen für Blütenstaub. Auch die kleine Umänderung des der älteren Morphologie entlehnten Wortes „Staubgefäfs“ in das bessere „Staubblatt“ ist sehr erfreulich. Erwähnen doch die Verfasser in einer Erläuterung des § 15 selbst, dafs die Staub-

blätter trotz ihres abweichenden Baues als umgewandelte Blätter aufzufassen sind, wie es sich deutlich an den Übergangsformen zwischen Kronen- und Staubblättern in den gefüllten Blumen zeigt. — Da der Leitfaden auch an Gymnasien benutzt wird, so wäre es sehr wünschenswert, wenn für die künftige neue Auflage des 3. und 4. Kursus die Ableitung der lateinischen Pflanzennamen in klein gedruckten Anmerkungen vorgesehen würde.

Was nun die Pflanzentafeln betrifft, so sind die farbigen Abbildungen durchweg so gut getroffen, dafs es dem Schüler nicht schwer fallen wird, die meisten Pflanzen nach dem Bilde in der Natur wieder zu erkennen. Diese Pflanzenbilder sollen, wie die Verfasser in dem begleitenden Vorwort sagen, bei Vergleichungen, wobei es sehr häufig unmöglich oder wenigstens schwierig ist, die betreffenden Pflanzen zur Stelle zu schaffen, oder bei Wiederholungen — insbesondere auch im Winter — gute Dienste leisten. Sie haben vor einem natürlichen Herbarium den Vorzug, dafs sie die Pflanzen stets in ihren wirklichen Farben dem Schüler vor Augen führen.

Obgleich die Herstellung der farbigen Abbildungen erhebliche Kosten verursacht hat, so ist doch der Preis des Heftes, 1,80 M, nur wenig erhöht und für ein so gut ausgestattetes Lehrbuch ein sehr niedriger zu nennen.

Wandsbek. H. Voigt.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. **Lindner**, Lehrbuch der empirischen Psychologie als induktiver Wissenschaft für den Gebrauch an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterrichte. Nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft neu bearbeitet und ergänzt von Gustav Fröhlich. Elfte, verbesserte und vermehrte Auflage. Wien 1898, Carl Gerold's Sohn. XIII u. 270 S. 3 M.

2. **Theodor Waitz'** Allgemeine Pädagogik und kleinere pädagogische Schriften. Vierte Auflage, herausgegeben von Otto Willmann. Mit dem Porträt des Verfassers und einer Einleitung des Herausgebers über Waitz' praktische Philosophie. Braunschweig 1898, Fr. Vieweg u. Sohn. VIII u. LXXXVI u. 552 S. gr. 8. — Dieser vierten Auflage sind beigegeben: 1) Waitz' Biographie von G. Gerland und 2) die Anzeige der „Allgemeinen Pädagogik" von C. G. Scheibert in der Pädagogischen Revue. — Der Preis des Werkes ist von 10 M auf 5 M ermäfsigt worden (geb. 6 M).

3. **Schumann** und **Voigt**, Lehrbuch der Pädagogik. Zweiter Teil: Psychologie von G. Voigt; zehnte, umgearbeitete Auflage. Hannover 1898, Carl Meyer (G. Prior). IV u. 264 S. geb. 2,50 M.

4. **Th. Fitz-Hugh**, The philosophy of the humanities. Chicago 1897. The university of Chicago press. 63 S. gr. 8.

5. **O. Keutel**, Über die Zweckmäfsigkeit in der Natur bei Schopenhauer. Progr. der 2. städt. Realschule in Leipzig 1897. 47 S. 4.

6. **E. Martinak**, Über einige logische Schwierigkeiten in den Sprachlehrbüchern unserer Volks- und Bürgerschulen. Vortrag, gehalten im Grazer Lehrervereine. Graz 1898, Leuschner & Lubensky. 11 S. gr. 8. 0,35 M.

7. **G. Zippel**, Geschichte des Königlichen Friedrichs-Kollegiums zu Königsberg i. Pr. Königsberg i. Pr. 1898, Hartungsche Buchdruckerei. 258 S. Lex.-8.

8. **G. Ellendt**, Lehrer und Abiturienten des Königlichen Friedrichs-Kollegiums zu Königsberg i. Pr. Ebendaselbst. 64 S. Lex.-8.

9. **Festschrift** zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Franckeschen Stiftungen und der Lateinischen Hauptschule am 30. Juni und 1. Juli 1898, dargebracht von dem Kollegium der Lateinischen Hauptschule, Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. IX u. 244 S. 4. — Enthält ein Gedicht, eine Rede, 8 wissenschaftliche Abhandlungen und Verzeichnisse von Lehrern und Abiturienten.

10. **Beówulf**, mit ausführlichem Glossar herausgegeben von Moritz Heyne. Sechste Auflage, besorgt von Adolf Socin. Paderborn 1898, F. Schöningh. VIII u. 298 S. 5 M.

11. **A. Bachmann**, Mittelhochdeutsches Lesebuch mit Grammatik und Wörterbuch. Zweite Auflage. Zürich 1898, Fäsi & Beer. XXXII u. 274 S. gr. 8. 4 M.

12. **F. Linnig**, Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Achte Auflage. Paderborn 1898, F. Schöningh. XII u. 451 S. 3 M.

13. **R. Wessely**, Kurzer Abrifs der deutschen Grammatik für die Mittelklassen höherer Lehranstalten. Verwendbar als Anhang zu jedem deutschen Lesebuch. Zugleich Ergänzungsheft zu Hopf und Paulsiek, Deutsches Lesebuch, Mittelstufe. Berlin 1898, E. S. Mittler u. Sohn. 20 S. 0,30 M.

14. K. Herrmann, Die Technik des Sprechens. Ein Handbuch für Redner und Sänger. Leipzig und Frankfurt a. M. 1898, Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer). VI u. 231 S. geb. 3 M.

15. Dichter der Friderićianischen Zeit und Lessings Philotas. Für den Schulgebrauch herausgegeben von M. Schmitz. Leipzig 1898, G. Freytag. 109 S. geb. 0,60 M.

16. F. W. Kaeding, Die Hilfszeitwörter in ihrem Verhältnis zum Wortschatz. Steglitz b. Berlin 1897, Selbstverlag des Verfassers, Kuhligkshof 5. 15 S. 8. 0,50 M.

17. F. W. Kaeding, Über Geläufigkeitsuntersuchungen oder Feststellung der Schreibflüchtigkeit der Schriftzeichen. Ebenda 1898. 29 S. 8. 0,75 M.

18. M. Wohlrab, Die altklassischen Realien im Gymnasium. Vierte Auflage. Mit zwei Plänen. Leipzig 1898, B. G. Teubner. XII u. 102 S. geb. 1,20 M.

19. J. H. Schmalz und C. Wagener, Lateinische Schulgrammatik. Ausgabe B. Vierte Auflage. Bielefeld und Leipzig 1898, Velhagen u. Klasing. VIII u. 311 S. 2,60 M.

20. A. Scheindler, Lateinische Schulgrammatik. Dritte, verbesserte Auflage, herausgegeben von J. Steiner. Wien und Prag 1898, F. Tempsky. 249 S. geb. 2,50 M.

21. Reimregeln zur lateinischen Grammatik, für den Anfangsunterricht im Lateinischen zusammengestellt. Meldorf 1898, M. Hansen. 7 S. kl. 8. 0,15 M.

22. Vokabularium zu den Lateinischen Lese- und Übungsbüchern für Sexta und Quinta von Ph. Kautzmann, K. Pfaff und T. Schmidt. Leipzig 1898, B. G. Teubner. II u. 76 S.

23. V. Fabricius, De diis, fato Joveque in P. Ovidii Nasonis operibus quae supersunt. Leipzig 1898, G. Fock. 58 S. gr. 8. 1,20 M.

24. J. Oehler, Ein Besuch in der Troas (1896). Progr. Krems 1898. 9 S.

25. Hugo Steiger, Wie entstand der Orestes des Euripides? Progr. Augsburg 1898. 55 S.

26. F. Blafs, Die attische Beredsamkeit. Dritte Abteilung, zweiter Abschnitt: Demosthenes' Genossen und Gegner. Zweite Auflage. Leipzig 1898, B. G. Teubner. VI u. 422 S. gr. 8. 12 M.

27. Demosthenes, Rede vom Kranze, herausgegeben von A. Stitz. Mit zwei Abbildungen und einer Karte. Leipzig 1898, G. Freytag. XII u. 116 S. 1 M, geb. 1,40 M.

28. Plutarchs Aristides und Cato, für den Schulgebrauch erklärt von Fr. Blafs. Zweite Auflage. Leipzig 1898, B. G. Teubner. 116 S. 1,20 M.

29. Plutarchs Perikles, herausgegeben von H. Schickinger. Mit Titelbild und einer Karte. Leipzig 1898, G. Freytag. VII u. 63 S. 0,70 M, geb. 1 M.

30. E. Buchholz, Anthologie aus den Lyrikern der Griechen. Zweites Bändchen: Die melischen und chorischen Dichter. Vierte Auflage von J. Sitzler. Leipzig 1898, B. G. Teubner. IV u. 211 S. 2,10 M.

31. K. Orszulik, Beispiele zur griechischen Syntax, aus Xenophon, Demosthenes und Platon gesammelt. Progr. Gymn. in Teschen 1898. 38 S. gr. 8.

32. A. Weiske, Bemerkungen zu dem Handwörterbuch der griechischen Sprache, begründet von Franz Passer. Fünfte Auflage. Leipzig 1898, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Weicher). 49 S. Lex.-8. 1,80 M.

33. Alfred Feuillet, Les études classiques et la Démocratie. Paris 1898, A. Colin & Cie. VII u. 251 S. kl. 8. 2,40 M.

34. E. Franke, Französiche Stilistik, ein Hülfsbuch für den französischen Unterricht. Zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage. Berlin 1898, W. Gronau. XVIII u. 344 S. 7 M.

35. Karl Ploetz, Manuel de littérature française. Elfte, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1898, F. A. Herbig. XLVIII u. 598 S. 4,50 M.

36. C. R. C. Herckenrath, Précis de littérature française. Zweite Ausgabe. Groningen 1896, P. Noordhoff. 32 S. gr. 8. 0,40 M.

37. Abrégé de l'Histoire de la littérature française. À l'usage des Écoles Supérieures par H. Toeppe. Quatrième édition revue et augmentée par M. Benecke. Potsdam 1898, Aug. Stein. IV u. 83 S. geb. 0,90 M.

38. H. Taine, Les origines de la France contemporaine. Für den Schulgebrauch herausgegeben von G. Rolin. Leipzig 1899, G. Freytag. XV u. 200 S. 8. geb. 1,60 M.

39. Souvenirs de jeunesse (aus: Soixante ans de souvenirs) von E. Legouvé. Für den Schulgebrauch verkürzt und erklärt von R. Scherffig. Berlin 1898, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder). XII u. 115 S. geb. 1,40 M.

40. S. Gagnebin, Une trouvaille. Autorisierte Schulausgabe, im Auszuge herausgegeben von M. von Metzsch. Leipzig 1898, R. Gerhard. Text: VIII u. 164 S.; Anmerkungen und Wörterbuch 33 S. (Gerhards französische Schulausgaben Nr. 7.)

41. Contes choisis, précédés d'une notice littéraire et accompagnés de notes explicatives par E. E. B. Lacomblé. Groningen 1898, P. Noordhoff. Zola: 130 S. 0,48 M; Clarette, Arène u. s. w.: 151 S. 0,48 M; Maupassant: 118 S. 0,48 M.

42. English fairy tales. Für den Schulgebrauch herausgegeben von L. Kellner. Leipzig 1899, G. Freytag. VIII u. 136 S. 8. geb. 1,25 M.

43. Stories for the schoolroom by various authors, für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Bube. Leipzig 1898, G. Freytag. 175 S. geb. 1,50 M.

44. Shakespeare, Macbeth. Für den Schulgebrauch herausgegeben von E. Regel. Leipzig 1898, G. Freytag. 98 S. kl. 8. geb. 0,60 M.

45. L. M. Alcott, Good Wives. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Müller. Mit 7 Abbildungen. Leipzig 1898, G. Freytag. XII u. 239 S. geb. 1,80 M.

46. G. A. Henty, On the Irrawaddy. Für den Schulgebrauch herausgegeben von P. Reimann. Mit einer Karte und einer Abbildung. Leipzig 1898, G. Freytag. VIII u. 184 S. geb. 1,50 M.

47. Geschichts-Tabellen zum Gebrauch beim Elementar-Unterricht in der Geschichte von Carl Peter. Dreizehnte Auflage von Heinrich Peter. Halle a. S. 1899, Buchhandlung des Waisenhauses. 83 S. 0,50 M.

48. O. Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt. Heft I. Leipzig 1898, B. G. Teubner. VIII u. 102 S.

49. H. Jahnke, Fürst Bismarck, sein Leben und seine Zeit. Vaterländisches Ehren- und Heldenbuch des 19. Jahrhunderts. Zweite, vermehrte und vervollständigte Auflage. Mit zahlreichen Illustrationen erster deutscher Künstler. Vollständig in 20 Lieferungen zu 0,50 M. Berlin, Paul Kittel. — Jede Lieferung enthält 48—64 Textseiten grofs Lexikon-Format mit Illustrationen und mindestens 2 Vollbildern.

50. Gustav Wende, Deutschlands Kolonieen in neun Bildern, für Schulen bearbeitet. Mit einer Karte von Kiaotschau. Fünfte Auflage. Hannover 1898, Carl Meyer (G. Prior). 36 S. 0,30 M.

51. B. Féaux, Ebene Trigonometrie und elementare Stereometrie. Siebente Auflage von F. Busch. Paderborn 1898, F. Schöningh. VI u. 187 S. 1,50 M.

52. W. Erler, Die Elemente der Kegelschnitte. Fünfte Auflage von L. Huebner. Leipzig 1898, B. G. Teubner. VI u. 60 S. 1,20 M.

53. Mach's Grundrifs der Physik für die höheren Schulen des deutschen Reiches bearbeitet von F. Harbordt und M. Fischer. Teil I:

vorbereitender Lehrgang. Ausgabe für Real-Anstalten. Mit 298 Abbildungen. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig 1897, G. Freytag. VI u. 176 S. geb. 2 M.

54. Th. Häbler, Über zwei Stellen in Platons Timaeus und im Hauptwerke von Copernicus. Progr. Grimma 1898. 26 S. 4.

55. A. Hosaeus, Grundrifs der Chemie. Nach methodischen Grundsätzen unter Berücksichtigung gewerblicher und landwirtschaftlicher Verhältnisse zum Schulgebrauch zusammengestellt. Vierte Auflage von H. Böttger. Hannover 1898, Hahnsche Buchhandlung. Teil I: Anorganische Chemie. XI u. 303 S.; Teil II: Organische Chemie. VI u. 86 S.

56. W. F. Wislicenus, Astronomische Chronologie. Ein Handbuch für Historiker, Archäologen und Astronomen. Leipzig 1895, B. G. Teubner. X u. 164 S. geb. 5 M.

57. Grabers Leitfaden der Zoologie für die oberen Klassen der Mittelschulen bearbeitet von J. Mik. Dritte, verbesserte Auflage. Prag 1897, F. Tempsky. 253 S. nebst einem Bilder-Atlas, geb. 3,20 M.

58. W. R. Nessig, Geologische Exkursionen in der Umgegend von Dresden. Dresden 1898, C. Heinrich. VIII u. 169 S. mit zwei Karten. 3 M, eleg. geb. 3,60 M.

59. Curt Dewischeit, Wilhelm Schmitz, der Altmeister Tironischer Notenforschung. Ein Gedenkblatt. Berlin 1898, H. Schumann. 20 S. — S.-A. aus dem Archiv f. Stenographie, Jahrgang 1898.

60. R. Linnarz, Methodik des Gesang-Unterrichts für deutsche Schulen. Dritte, vermehrte Auflage. Minden i. W. o. J., C. Marowsky. 61 S. 1 M.

61. K. O. Hartmann, Stilkunde. Mit 12 Vollbildern und 179 Textillustrationen. Leipzig 1898, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 232 S. 0,80 M.

62. E. Hardy, Indische Religionsgeschichte. Leipzig 1898, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 152 S. geb. 0,80 M.

63. Ph. Klenk, Tierschutz in Schule und Gemeinde. Preisschrift des Berliner Tierschutz-Vereins. Berlin 1898. 64 S. 0,30 M, in Partieen billiger.

64. Bilderbogen für Schule und Haus. Herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien. Zweite Serie: Bogen 26—50, je 10 Pf, farbig 20 Pf. — Diese mit Unterstützung des österreichischen Unterrichtsministeriums herausgegebenen Bilderbogen enthalten ein vorzügliches Anschauungsmaterial aus allen Gebieten des Wissens in systematischer Form und ausgezeichneter künstlerischer Ausführung.

65. Amsel, Kurzschrift. Lehrbuch der vereinfachten deutschen Stenographie (Einigungssystem Stolze-Schrey) nebst Schlüssel, Lesestücken und einem Anhang. Leipzig 1899, G. J. Göschen. 133 S. geb. 0,80 M.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

M. Johann Michael Stritter, Rektor zu Idstein, und sein Reformplan „Von schicklichster Einrichtung der Schulen“.

Die nachfolgenden Blätter führen in die Zeit vor hundertfünfzig Jahren zurück und geben die Anschauungen eines weitberühmten tüchtigen Schulmannes wieder, die wohl noch heute ein gewisses Interesse beanspruchen dürfen und jedenfalls für ihren Autor und dessen Thätigkeit charakteristisch sind.

Das Gymnasium zu Idstein, 1569 gegründet und bis 1817 bestehend, hat eine Anzahl tüchtiger Rektoren und Lehrer aufgewiesen[1]). Einer der merkwürdigsten unter den ersteren war M. Johann Michael Stritter. Geboren 1705 zu Schierstein am Rhein, besuchte er frühe die altberühmte Gelehrtenschule des stillen Taunusstädtchens, die er später leiten sollte, und zeichnete sich durch rastlosen Fleifs und glänzende Leistungen aus. Von 1726 bis 1728 studierte er in Jena Theologie, wurde 1728 Hauslehrer im Elsafs, 1729 in Usingen, 1730 Pfarradjunkt zu Kloppenheim bei Wiesbaden. Der nassauische Generalsuperintendent D. Lange, zugleich Scholarch, der den jungen, mit feurigem Temperament begabten Mann gut leiden mochte, verschaffte ihm ein Stipendium von 100 Gulden zum Zwecke gelehrter Reisen und zur Vorbereitung auf den Schuldienst. Er besuchte nun seit 1731 die Schule zu Nürnberg unter Rektor Pfitzer, die Hochschule zu Altdorf (Professor Schwarz), die Schule zu Koburg und die Franckischen Stiftungen zu Halle. Hier hospitierte er längere Zeit und unterrichtete auch die Lateinschüler des Waisenhauses. Nebenher studierte er Mathematik und Physik, ward auch Magister und las über den Stil. 1732 kehrte er zurück, verwaltete eine Zeit lang die Volksschule zu Schierstein und wurde dann 1733 Konrektor, d. h. dritter und unterster Lehrer am Gymnasium zu Idstein. Begeistert für die pietistisch-hallischen Schuleinrichtungen begann er eigenmächtig mit Reformen, was ihn mit dem alten

[1]) Vgl. C. Spielmann, Der Unterricht am Gymnasium Augusteum zu Idstein 1569 bis 1817. Wiesbaden, Petmecky.

pedantischen Rektor Cramer, einem Anhänger der trotzendorfisch-humanistischen Richtung in Konflikt brachte. Als Cramer 1735 starb und der Prorektor Ostertag abging, wurde Stritter Prorektor und „Director provisionalis", 1738 wirklicher Rektor. Nun nahm er die Umgestaltung der Schule in die Hand, die im Jahre 1746 vollendet wurde. Er hatte den Scholarchen und das Konsistorium auf seiner Seite, verfuhr aber schonungslos und herrisch gegen die Lehrer und schaltete unbeschränkt. Man liefs ihn von oben her gewähren, denn er war ein tüchtiger Lehrer, und sein guter Ruf als solcher zog eine Menge Schüler an, deren Zahl oft 150 überstieg. Später aber wurde Stritter kränklich und infolgedessen launisch, polternd und zänkisch. Zwistigkeiten mit Lehrern und Schülern brachen aus, und die Schulzucht begann zu sinken. Als der Rektor durch Krankheit einen Arm verlor und die Schülerzahl geringer wurde, traten seine Feinde, voran der Superintendent D. Droosten, scharf gegen ihn auf und veranlafsten nach langen Querelen 1766 seinen Sturz. Er wurde quiesziert; er selbst nannte sich „Rector dispensatus" und blieb anfangs in Idstein, wo sein Sohn Ernst Gottlob Stritter Kollaborator war. Von 1769—72 aber lebte er bei diesem, der Pfarrer zu Strinz Margarethä bei Idstein geworden war, und verbrachte seine Zeit mit Unterweisung der Lehrer in der Umgegend und mit Predigen. Da indes die Zustände an der Idsteiner Schule immer ärger wurden, glaubte die Regierung doch wieder ihre Zuflucht zu Stritter nehmen zu müssen. 1772 berief sie ihn abermals als Rektor und ernannte ihn auch, um allen Streitigkeiten mit der Geistlichkeit vorzubeugen, zum Scholarchen. Allein seine alten Fehler, besonders seine Unverträglichkeit kehrten nun auch, und zwar in verstärktem Mafse wieder, so dafs man ihn Ende 1773 dauernd entliefs. „Fast ganz kindisch geworden", ist er im 76. Lebensjahre 1781 zu Idstein verstorben.

Mochte man nun auch über die Pedanterie, die Schultyrannis und die Unverträglichkeit und Rechthaberei des Mannes klagen und zwar mit Recht klagen, so war er doch ein pflichttreuer, geistig begabter und methodisch arbeitender Lehrer und stets um das Wohl der Schüler und der Schule besorgt. Er hat die Fesseln des Althumanismus gesprengt und einen anderen Geist in die Anstalt verpflanzt.

Die Grundsätze seiner Reformen legte er dar in den Schulprogrammen von 1754 und 1755 — sieben Nummern; denn jedes Jahr liefs der Rektor vier Programme erscheinen[1]). Wir haben die §§ 1—24, die den allgemeinen Teil bilden, als weniger wichtig und als zu weitschweifig übergangen und teilen die „Anwendung auf die einzelnen Schulen" mit, — ohne Kommentar; den mögen sich die geehrten Leser selbst bilden.

---

[1]) Kgl. Landesbibliothek zu Wiesbaden und Kgl. Staatsarchiv daselbst.

Alles zu Gottes Ehre. I. Cor., X 31.

§ 25.

Nachdeme wir die vornehmste Stücke, worauf bey Einrichtung der Schulen überhaupt zu sehen, abgehandelt, so folget deren Anwendung auf diejenige Schulen insonderheit, mit welchen wir es eigentlich zu thun haben: nehmlich auf eine teutsche (Mutter-Sprache) Schule, auf eine lateinische geringere (trivial-) Schule und höhere oder Gymnasium.

§ 26. Die an einigen Orten, sonderlich bey der Lehr-Art, welche künftig, G. G. folgen wird, sich äussernde entweder blose Wiederhohlung dessen, so ich vormahls geschrieben (*), oder etwaige Abkürtz- und Veränderung, wird hoffentlich ohne Schaden seyn: denn mittelmässiger Verstand, mit der auffrichtigen Begierde der armen Jugend zu helffen (**), wird theils aus dem an Hand gegebenen, theils aus den angeführten Schrifften, theils aus eigener Erfahrung und stiller Uberlegung, mehr finden als ich schreiben kan; zumahl da die bifsherige Abhandlungen schon zu weitläuftig gerathen, die gantz-eigene Anwendung aber auf eintzele Orte in dieser Art Schriften unmöglich ist. Denn der geringste Umstand veranlasset eine andere Gestalt.

§ 27. Eine teutsche Schule (***), welcher man insgemein nur einen Lehrer und täglich sechs Stunden zueignet, kan ohnmafsgeblich also eingerichtet seyn:

Vormittag.

I. Stunde: Gesang, Gebät, Catechismus.
II. „ : A b c. buchstabiren, lesen.
III. „ : schreiben, rechnen. Schlufs-Gebät und Gesang.

Nachmittag.

I. Stunde: Gesang, Gebät, Sprüche, Psalmen.
II. „ : } wie Vormittag.
III. „ : }

* In den „Schulvorschlägen“ 1744 etc. (von Stritter ediert, nicht erhalten).

** Komm hernieder in Macedoniam und hilf uns, Act. 16, 9. Lese weiter, mein Freund, und frage: wie stehet es um das Komm? wie um das helffen? wie um das trachten? wie um das gewifs, dafs uns der Herr beruffen? hat es mit diesen Fragen seine Richtigkeit; so lese noch weiter, du wirst ein Vorspiel deiner Begegnisse, aber auch ein Vorbild deines Verhaltens finden.

*** Man vergleiche pag. 7 dieser Einladungen die dritte Anmerckung, auch überhaupt bey der teutschen Schule Herrn Loseckens (dahier 1747 in 8 neu aufgelegten) Unterricht, wie sich ein Schulmeister verhalten soll. (Nicht erhalten).

Erste Anmerckung, von den Lehrern.

Dass wir nur von einem Lehrer gesagt, soll demjenigen keinen Abbruch thun, was oben (§ 21) von Predigern, Gerichtschreibern und geübten Schülern gesetzet worden. (Diese sollen „aus Lust“ neben dem Lehrer in einzelnen Stücken unterrichten. D. Ref.)

Dem ich noch beyfüge, dafs selbst Eltern, Geschwister, Hausgenossen und Freunde, Vorbereitungs- und Wiederhohlungs-weise sonderlich an Sonn- und Feyertagen, und im Winter den Ihrigen nützen können. Nur hat man zuzusehen, dafs alles in guter Ordnung und Übereinstimmung mit dem Schul-Unterricht geschehe. Freundschafftliche Besprechung mit den Lehrern kan hierzu viel beytragen, und wird die Zeit besser angewendet seyn, als wenn man durch sündliche Gespräche und Thaten, sich und den Kindern den Weg zu zeitlich- und ewigem Verderben bahnet. Ich füge noch hinzu, dafs auch Christl. und geschickte Schulmeisterinnen, wie anderstwo (*) nicht ungewöhnlich, bey dem Unterricht der Mägdlein nützliche Dienste leisten können. Kurtz: wem es ein Ernst um die Wohlfahrt der Jugend ist, der wird noch allerley Hülffe und Vortheile (**) finden.

Zweyte Anmerckung, von den Schul-Stunden.

1. Die Zahl der sechs Schul-Stunden hat insgemein Mittwochs und Samstags eine Ausnahm als an welchen Tagen entweder nur eine, auch wohl gar keine Nachmittags-Stunde gehalten wird.

2. Sonntags ist, an den meisten Orten, eine gantze oder halbe Stunde vor dem Gottesdienst, bey einigen nur vor-, bey andern Vor- und Nachmittags, zu Übung des Gesangs und Catechismi, zu Lesung der Evangelien und Episteln, auch zu Wiederhohlung der Predigt gewöhnlich.

3. Wird an einigen Orten unserer Gegenden die Woche Bät-Stunde von zehen bifs eilff, an andern von zwölff bifs eins ge-

---

* Man lese was in den Malabarischen Nachrichten (welche man dahier ohnentgeltlich zu lesen bekommen kan) vielfältig von Vorbeterinnen gemeldet wird.

** Man lieset mit Vergnügen die Vortheile, welche sich der gelehrte Voigtländische Bauer Nicol. Schmid gemacht. Er lernte nach dem 16. Jahr von seines Vatters Knecht lesen, gab in der Kirche Achtung, wie der Prediger diefs oder jenes Wort aussprach. Er lernte von seinem Vetter lateinisch und mehr andere Sprachen. Die frembde Buchstaben mahlte Er in der Scheune allenthalben an, und machte sich solche unter dem Treschen bekannter. Durch diesen Fleifs brachte Er es dahin, dafs Er das Vatter Unser in 51 Sprachen geschrieben hinterlassen etc. Siehe das Gelehrten Lexicon.

halten. Dieweil nun die Schul-Stunden insgemein von sieben (*) bifs zehen, und von zwölff bifs drey gesetzet sind, so gehen die Kinder im ersten Fall gleich aus der Schule in die Bätstunde, im andern Fall aber sind Nachmittags nur zwey Schul-Stunden.

4. An einigen Orten hat man Sommer- und Winterschule; an andern hat man keine Sommerschule; an noch andern hat man im Sommer wenigere Schul-Stunden, als im Winter. Fast durchgehends aber giebt man in der Ernte- und Herbst-Zeit einige Ferien, oder sogenannte Spiel-Tage.

5. Gleichwie ich nun Niemanden in der Zeit- und Stunden-Zahl eine Last aufbürden will, dazu Ihn Beruf und Gewissen nicht verbindet; also kan ich auch niemanden eine abnehmen, die Er mit dem Beruf übernommen.

6. Inzwischen hat man auf dergleichen besondere Umstände bey näherer Aus- und Eintheilung der Lehrstücke in Jahr-, Wochen- und Tagwercke auch besonders zu sehen. Nicht weniger hat man, wo Eltern ihre Kinder nicht so viel Stunden täglich entbehren können, nach Billigkeit zu bestimmen, wann? wo? und wie man Ihnen am befsten dienen könne?

Dritte Anmerckung von einigen besonderen Lehrstücken.

1. Die Biblische Geschichten werden bey Lesung der Heil. Schrifft (**), von den übrigen, wie auch der Erdbeschreibung (Geographie), kan, so viel als nöthig bey Zeitungen mitgenommen werden.

2. Zum Brieffschreiben, Gebrauch des Zirckels und Lineals, auch zur Mefs- Sonnen- Uhr- und Haufshaltungs-Kunst (***) können die Schreib- und Rechen-Stunden einige Zeit vergönnen.

---

* Zuweilen geschiehet den Landgemeinden die Gefälligkeit, dafs man im Sommer die Schule um 6 Uhr anfänget: gleichwie, wo um zehen Uhr die Bete-Stunde nicht ist, im Winter, so lang man um sieben Uhr noch nicht lesen kan, sonderlich wenn zwey und mehr Orte nur eine Schule haben, solche vielleicht besser um acht Uhr anfienge.

** Deren historische Bücher, nebst den Zeitungen man etwa Nachmittags lesen, nnd einige Land-Charten mit zur Hand nehmen kann. Die Zeitungen wären etwa bey der Schule aufzuheben; wie auch einige Land-Charten, z. E. die Erd-Kugel, die vier Haupt-Theile der Welt, Teutschland, das gelobte Land, die besondere Charte des Vatterlandes etc. in der Schule aufzuhängen.

*** Der Gebrauch des Zirckels, Lineals und Maafsstabs ist, nebst der Schreib- und Rechenkunst, fast allen Handwercken, ja ich dörffte gar sagen allen Haushaltungen vortheilhafft. Siehe pag. 19. 20. so dann die Agenda scholastica p. 5, 81, 122. Ferner M. Semlers Real-Schule, Halle 1739. 8., J. G. Arndts Vorstellung der

Vierte Anmerckung, von näherer Eintheilung der Lehrstücke in teutsche Schulen.

Hierbey sind zu förderst die sämmtliche Schul-Bücher (* als ein Abc-Buch, Catechismus, Gesangbuch, Bibel, Vorschrifften, Rechenbuch zu bestimmen: so dann ist was und wie viel jede Schüler-Ordnung in jedem Stücke solle stündlich, täglich, wöchentlich, monatlich etc. auswendig lernen, lesen oder sonsten üben, nach genugsamen Proben (**), dafs auch mittelmässige Köpffe, bey gehörigem Fleifs, das vorgesteckte Ziel erreichen können, festzusetzen.

Oeconomischen Wissenschafften Zittau und Leipzig 1728. 8. Auf diese Art könnte allmählich bey jeder teutschen Schule etwas den Hallischen, Berlinischen und anderen Real-Schulen ähnliches veranlasset werden. Denn es ist nicht leicht ein Ort, an welchem nicht, nebst Ackerbau und Viehzucht, einige Handwercker anzutreffen, welchen diese Dienste dienen können. Warum kan Nürnberg von langen Zeiten her so viele geschickte Künstler aufweisen? Zirckel und Lineal, tägliche Gelegenheit allerley Kunstwercke zu sehen, haben viel, wo nicht das meiste beygetragen. Warum bringen es viele Handwercks-Leute nicht gar weit? warum bleibt mancher geschickte Kopff im Finstern sitzen, als weil Er in der Jugend nichts von solchen Dingen sehen und lernen können? Sonnen-Uhren sind der Schlag-Uhren und guter Zeit-Ordnung wegen nöthig.

* Die Schul-Bücher sollen einerley, so dann nach ihrer Beschaffenheit so gut, nach dem Inhalt so kurtz, nach der Anzahl so klein, nach dem Preifs so wohlfeil, als immer möglich sein. Bemittelte können zu Haus mehrere Bücher lesen, welche Ihnen vorzuschlagen, Obige Erforderungen finden sich meines Erachtens bey den Hallischen teutschen Bibeln und Vorschrifften: zumahl wenn letztere zum gemeinen Schul-Gebrauch angeschafft, auf Pappdeckel gezogen, (auch zum theil zeilenweifs, dass sie mehreren dienen, zerschnitten) und mit einem Fürnifs überzogen werden. Die am Vorschreiben ersparte Zeit und beständig einerley Hand ersetzet die Kosten reichlich.

** Von einigen Proben siehe p. 23. 24. In Dingen, welche auswendig zu lernen, können sechs bis zwölff octav-Zeilen, nach verschiedenem Alter und Fähigkeit vor eine Stunde genug seyn. Da ferner die gantze Bibel aus 1335 Capiteln, und diese aus 37282 Versiculn bestehen, so lässet sich aus den Proben einiger Stunden leicht bestimmen, wie viele Zeit diese oder jene Ordnung der Schüler ein Buch oder die gantze Bibel durchzulesen nöthig habe. Und wie schön wäre es, wenn Schule, Kirch und Haus hierinnen gleichsam einander unterstützen?

Fünffte Anmerckung, von der Aufsicht, Erhalt- und Verbesserung der Schulen. (†)

Obgleich dem geistlichen Stand, vermög besondern Berufs, die nächste Aufsicht auf die Schulen und deren Wohlfahrt, welche in richtiger Lehr und guter Zucht besteht, vorzüglich zukommt; mithin dieselbe nicht allein die Schul-Verzeichnisse einsehen, (††) sondern auch die Schul-Beschaffenheit kennen, und zu solchem Zweck die Schulen, so wohl ordentlich als ausserordentlich, be- und versuchen sollen; so kan man doch weder höhere, noch geringere Personen weltlichen Standes, als Schultheifse, Bürgermeister, Rathsherrn, Vorsteher, und wie sie sonsten heissen, ja nicht einmal Eltern, Kinder und Gesinde von der Sorgfalt vor gute Ordnung, auch Erhalt- und Verbesserung der Schulen freysprechen: Vielmehr ist ein jeder verbunden, wo Er dazu mit Rath und That etwas beytragen kan, solches an dem gehörigen Ort zu erweisen. Denn auf der Wohlfahrt der Schulen beruhet die Wohlfahrt des ganzen Landes. Vernünftige Lehrer werden also jedermann, der etwas gutes erinnert, willig anhören; und christliche Aufseher werden ein gleiches thun: Jedoch bleibet Ihnen frey, alles zu prüfen; das Gute zu behalten. Wohl dem Volck, dem Ort, dem Haus, dessen Glieder sich also, zur gemeinen Wohlfahrt, untereinander in Liebe verstehen!

Sechste Anmerckung, von Bettel-Kindern.

Man siehet arme Kinder oft den gantzen Tag nach Brod, aber nicht zur Schule gehen. Soll denn diesem Leib- und Seelverderblichen Bettel-Wesen nicht abzuhelffen seyn? Die göttliche Landes-Ordnung (*) versichert uns der Möglichkeit, die Vernunfft mufs ihr beystimmen. Denn erstlich darf man solche Kinder, so lange noch Brod vorhanden, ohne eines Todtschlags sich schuldig zu machen nicht Hungers sterben lassen. Zweytens kostet die Erhaltung des Lebens nicht weniger, wenn solche Kinder von Haus zu Haus, von Dorff zu Dorff herumstreiffen, so manche ehrliche Leute durch Betteln in ihren Geschäfften stöhren, und dabey noch allerley Bofsheiten lernen, lehren und üben; als wenn sie zur Schule, und nach der Schule ehrlichen Leuten, soviel sie können, an Hand zu gehen, oder sonst etwas gemeinnützliches zu treiben angehalten werden. Drittens betteln sie ausser Landes; so bringen sie gewifs ihrer eigenen Landes-Obrigkeit keine Ehre, inmassen sie den armen desselben Landes

---

† Diese Anmerckung ist auch bei andern Schulen zu verstehen.

†† Du hast auch wenig Namen zu Sarden etc. Apoc. III. 4, 9, II. 9.

* Deut. XV 4—18.

das Brod gleichsam vor dem Maul wegstehlen: betteln sie im Land, so kosten sie das Land eben so viel, und mehr, nutzen ihm aber und sich selbsten weniger, und schaden vielmehr; als wenn jede Stadt, jedes Kirchspiel, jede Gemeinde ihre Armen selbst verpflegte, oder, wo solches, besonderer Umstände wegen, nicht möglich, dieselbe aus dem gemeinen Land-Allmosen erhalten, aber auch zu gemeinnützlichen Diensten, nach der Billigkeit angestrenget würden. Viertens würde ein jedes, ich will nicht sagen christliche, sondern nur natürlich-ehrliche Gemüth, welches erweget, dafs wir auch noch nicht reich gestorben, lieber ein solches Kind, das etwas gutes lernet, auch zu allenfalls nöthig- und möglichen Diensten (*) bereit ist, durch die Hand christlicher Lehrer und Schulmeister, oder auch zu bestimmter Zeit selbsten mit nothdürfftigen Allmosen aufmuntern, als sich, nebst vielen andern, zur Unzeit täglich beunruhigen lassen. Fünfftens könnten diese Allmosen, wenn sie, nach dem verschiedenen Fleifs und Verhalten, spärlicher oder reichlicher mitgetheilet würden, mancher Bofsheit, wenigstens äufserlich, wehren, und Anlafs geben, dafs solche Kinder nachher in ihren Diensten sich besser verhalten lernten.

§ 28. Ich mufs abbrechen: nicht als wenn alles erschöpffet sey, was von teutschen Schulen kan gesagt werden; sondern weil ich hoffe, man werde ein mehrers, theils aus der nachfolgenden Lehr-Art, theils von vernünfftigen Aufsehern, theils aus eigener Erfahrung lernen und schliessen. Bin ich aber jemanden zu weitläuftig gewesen, der halte mir diese Schwachheit zu gut, streiche das überflüfsige aus, oder schreibe mit wenigen Worten eben so viel. Ich wolte, auch bey dieser Gelegenheit, mein Gewissen retten, und der Nachkommenschafft nutzen, doch, ohne jemanden, der es besser weifs, den Weeg zu versperren. Zwey und zwanzig Jahre, Schüler aus allerley Schulen, und aus mehr als zweyhundert Orten, nebst noch zehenmal so viel grossen und kleinen, bekannten und unbekannten Hofmeistern, Richtern und Tadlern, auch vernünfftigen und unvernünfftigen Tadlerinnen, haben mich nicht allein gelehrt, sondern auch genugsam empfinden lassen, dafs das Verderben aus der Wiege, aus dem Gesind-, Herren- und Frauen-Stuben in die teutsche Schulen, aus diesen in die lateinische; von hier auf Universitaeten, und von der wieder in das Vatterland und viele andere Länder, in Kirchen, Schulen, Rath- und andern Häusern, ja bis in die Wiege zurück sich ausbreite, und viel tausend Haufshaltungen, noch mehrere

---

* So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen. 2. Thess. III 10. Mit erwachsenen Armen soll man es ebenso halten; denn auch vor diese ist hoffentlich noch Arbeit an jedem Ort zu finden.

Seelen unglücklich mache Wer dieses lieset, der merke drauf; eile aber zugleich und errette seine Seele. (*)

§ 29. Eine lateinische Stadt- (trivial-) Schule, bey welcher man zwey Lehrer, täglich acht offentliche Lehr-Stunden, und die Verbindung mit einer teutschen Schule (oder Cantorat) voraus setzet, kan ohnmafsgeblich also eingerichtet werden.

Vormittag.

I. Stunde: das Christenthum, Biblische, auch Kirchen- und Welt-Geschichte
II. „ : } lateinisch
III. „ : }
IV. „ : schreiben, griechisch, frantzösisch
V. „ : Singkunst, lateinisch, Geographie

Nachmittag.

I. Stunde: lateinisch
II. „ : „ , Vernunfft, Rede- und Dichtkunst
III. „ : Rechen- Mefs- Bau- Haushaltungs-Kunst und Natur-Lehre.

Erste Anmerckung, von den Lehrern.

Hierbey beziehe ich mich abermahl auf § 21 so dann auf die Anmerckungen bey der teutschen Schule. Sind mehr oder weniger Lehrer, so mufs man nach den besonderen Umständen eines Orts ab- oder zuthun. Es ist aber die Meinung nicht, dafs ein Lehrer alles dieses lehren, und ein jeder Schüler alles zugleich lernen solle, sondern man macht eine vernünfftige Austheilung unter sie. Z. E. die noch im schreiben und Rechnen Unterricht nöthig haben, schickt man zur gesetzten Zeit in die teutsche Schule; dagegen andere aus derselben zum frantzösischen kommen können. Defswegen es sehr bequem ist, wenn die sämmtliche Schulen in einem Bau, oder doch nah beysammen sind. Ubrigens ist es dieser Art Schulen sehr hinderlich, wenn man in denselben sich noch mit teutsch-lesen, dem Anfang im schreiben und auswendig lernen des kleinen Catechismi aufhalten soll: welches oft diejenige Eltern begehren, welche in einigem Vorzug vor andern Einwohnern stehen. Zur Ursach wird insgemein allerley Klage, gegen die teutsche Schul-Lehrer und Schul-Beschaffenheit angeführt. Sind diese Klagen gerecht, so müssen die Vornehmere auch vornehmlich auf deren Abstellung dringen: sind sie ungerecht, warum sollen beyderley Schulen darunter leiden? Ist die Abstellung, (welches doch so leicht nicht kan gesagt werden,) wenn man auch den gehörigen Ernst brauchet, doch unmöglich, warum sollen geringere um vornehmere willen

* Matth. XXIV 15. Ezech. III 19. 1. Tim. IV 12—16. V 21, 22.

in ihrem Wachsthum gehindert werden? Die Heil. Schrifft ist dieser Forderung entgegen, Jac. II, 1—9. Die Vernunfft kan sie auch nicht gutheissen, weil die vornehmere nicht allein mehr Zeit, Kosten und andere Hülffe haben können; sondern auch in allen Ständen sehr vortheilhaft ist, dafs man von unten auf dienen, und die Mühseligkeiten dieses Lebens kennen lerne. Bey hiesiger Stadt und Schulen sind defswegen Verordnungen vorhanden.

Zweyte Anmerckung, von den Schul-Stunden.

1. Gleichwie man nicht alle angezeigte Arbeit einem Lehrer aufbürdet; also lässet man es auch in der Stunden-Zahl bey dem Beruf eines jeden und den Umständen eines Orts bewenden.

2. Fället die tägliche Bätstunde Vormittags, so mufs eine der Vormittags-Schulstunden auf den Nachmittag verleget werden. Z. E. die Sing- und Geographie-Stunde.

3. Bey diesen Schulen kan man nicht wohl den Nachmittag Mittwochs und Samstags frey lassen: zumahl da wegen der Wochen- und andern Predigten gar manche Stunden ausfallen.

4. Man fordert auch nicht, dafs jeder Schüler alle Stunden besuchen solle, sondern verstattet, sich nach der Absicht eines jeden und der Billigkeit, so viel als möglich, zu richten.

Dritte Anmerckung, von einigen besondern Lehrstücken.

1. In Ansehung des Christenthums bleibe man, auch in diesen Schulen, bei dem Catechismo Lutheri, bei fleifsiger Lesung Heil. Schrifft und einem rein-Evangelischen Gesang-Buch. Bey diesen drey Büchern wird sich, sonderlich gegen die Reitzungen frembder Religions-Verwandten, der Unterschied der bekannten Religionen, nebst der Beantwortung der scheinbarsten Einwürffe gegen unsern allerheiligsten Glauben, kurtz, deutlich und hinlänglich einschärffen; auch die abscheuliche Thorheit der Gottesläugner, Freydenker, Freygeister wie auch der Religions-Zweifler, Religions-Mischer, Religions-Wechsler, Religions-Spötter genugsam zeigen und wider legen lassen. (*)

2. In der Historie, Geographie, den Sprach- Vernunft- Rede- Dicht- und andern Künsten etc. hält man sich an die Bücher und Ordnung desjenigen Gymnasii, welches die Schüler insgemein zu besuchen pflegen. Denenjenigen, welche nicht ausstudiren sollen, kan in den meisten blos mündlicher Unterricht einiger Massen hinlänglich seyn: Jedoch wünschte ich vor teutsche und

---

* Wem dieses unmöglich scheinet, der sehe Dieterici und vieler andern vortrefliche catechetische Arbeiten. Wer den Catechismum Lutheri recht gefasset, und die Heil. Schrifft fleifsig lieset, ist gegen alle Irrthümer genugsam gerüstet. So lehret sie dann recht lesen, recht fassen und recht halten.

diese Schulen ein bequemes Handbuch, oder, welches vielleicht eher zu hoffen, (*) von jeder der erforderten Künste und Wissenschaften — eine in wenig Bögen bestehende und meist tabellarische Vorstellung, an welche sich die Schüler bei dem Vortrag und dessen Wiederhohlung halten können.

§ 30. Eine höhere lateinische Schule oder GYMNASIUM, bey welchem man, so ferne es eine trivial-Schule mit einschliesset, sechs Lehrer, täglich neun offentliche Lehr-Stunden und die Verbindung mit einer teutschen Schule, oder Cantorat, voraussetzet, kan ohnmafsgeblich also eingerichtet werden.

Vormittag.

I. Stunde: Christenthum, Lesung und kurtze Auslegung der H. Schrifft, biblische, Kirchen-, Welt-Historie und Alterthümer.
II. „ : lateinisch, Gottes-Gelehrtheit.
III. „ : „ Weltweisheit.
IV. „ : schreiben, lateinisch, griechisch, frantzösisch.
V. „ : lateinisch. Singkunst, Geographie.

Nachmittag.

I. Stunde: lateinisch, frantzösisch, hebräisch.
II. „ : „ Vernunfft- Rede- und Dichtkunst.
III. „ : „ rechnen, mathesis.
IV. „ : lateinisch.

Erste Anmerckung, von den Lehrern.

Ich beziehe mich auf die erste Anmerckung bey der teutschen und lateinischen trivial-Schule. Sind mehrere Lehrer, so können die Lehr-Stücke nach verschiedener Vollkommenheit der Schüler in mehrere Stunden getheilet werden: sind wenigere, so mufs man einigen Lehrstücken nur die Helffte, oder ein Drittheil der wochentlichen Stunden geben; andere gar auslassen, oder nur nach den Haupt-Stücken vortragen. An statt dafs man jeder Kunst oder Wissenschaft, welche ein Lehrer vor zu tragen hat, wochentlich drey oder zwey Stunden bestimmet, kan demselben eine nach der andern abzuhandeln, wie mich dünckt, mit grösserm Nutzen der Jugend, erlaubet werden.

---

*) Denn es kan leichter ein jeder Meister von seiner Kunst, als einer von vielen die erforderliche Vorstellung der Haupt-Sachen geben. Ich weifs zwar wohl, dafs die tabellarische Vorstellungen nicht jedermann gefallen; ich weifs aber auch, dafs der Grund des Mifsfallens nicht fest genug. Die Agenda scholastica handeln Part. II pag. 4. seqq. auch pag. 285 seqq. meines Erachtens, hiervon unvergleichlich. Eine geringe Probe solcher Tabellen sind die hiesiche lineae primae logices.

Zweyte Anmerckung, von den Schul-Stunden.

1. Diese pflegt man, nachdem es die übrige Umstände eines Orts etc. erlauben zwischen Morgends und Abends sechs zu bestimmen.

2. Auch hier wird Niemand auf den Gedancken kommen, dafs man einen Schüler zu einer Zeit, allen diesen Stunden beyzuwohnen, anhalte. Die Vernunft erfordert, dafs man sich nach eines jeden Fähigkeit, Absicht und besondern Umständen richte: der Fleifs legt eine Arbeit nach der andern zurück, und eilet, eine andere anzutretten.

3. Kan ich nicht umhin zu erinnern, dafs zu denjenigen Dingen, welche die Schüler auswendig lernen sollen, die erste Vor- und Nachmittags-Stunde am bequemsten scheine. Denn vielfältige Erfahrung lehrt, dafs die Schüler bey Erklärungen etc. nicht sonderlich aufmerksam sind, so lange sie noch etwas auswendig herzusagen haben. Ursach: sie wollen das herzusagende erst in der Schule, unter der Bibel- etc. Stunde dem Gedächtnifs einprägen.

Dritte Anmerckung, von einigen besondern Lehrstücken.

Einige Lehrstücke sind so beschaffen, dafs sie wegen der Umstände eines Gymnasii entweder gar nicht offentlich gelehret werden können, z. E. die Instrumental-Musik, (*) das Zeichnen etc. oder doch nicht so hinreichend, als es die Absicht eines und des andern erfordert. Z. E. die frantzösische und andere lebende, (**) Sprachen. Man mufs also durch besondern Unterricht (privat-Stunden) sich weiter bringen lassen.

Vierte Anmerckung, von den übrigen Stücken.

Was hier übergangen scheinet, davon besiehe die Vierte Anmerckung bey der teutschen und der trivial-Schule.

§ 31. Schliefslich kann ich nicht umhin, die ehemals (***) bekannt gemachte Erforderungen von einem jungen Menschen,

---

* Zur besondern Ubung in der Instrumental-Music dienet das, unter Handhabung unsers Herrn Cantoris, seit einigen Jahren im Gang seyende Collegium Musicum: Mittwochs von 3—5.

** Man kan nunmehr berichten, dafs die zwei wochentliche Italiänische Stunden bey dem hiesigen Gymnasio ihren Anfang genommen; sie werden Mittwochs und Samstags von 1—2 gehalten. Die Grammatica reggia Italiana e Tedesca des Herrn Giovanni Tomaso di Castelli ist zu Grund gelegt. Unser gelehrter Herr Sprachmeister hat die vorteilhafte Art, das Italienische frantzösisch zu übersetzen, dabey eingeführt; dafs also beyde Sprachen zugleich geübet werden.

*** In den Schul-Vorschlägen pag. 26 seqq.

der Vniversitäten mit Ehren und genugsamen Nutzen besuchen will, dahier zu wiederhohlen.

Es soll demnach ein solcher:

A. In Sprachen und zwar

a) in der lateinischen, 1. einen jeden guten Schrifft-Steller verständlich teutsch uud 2. eine verständliche teutsche Materie aus dem Stegreiff (ex tempore), gut lateinisch übersetzen; 3. einen zierlichen lateinischen Aufsatz machen, auch 4. wenigstens von Ihm bekannten, gelehrten und bei guten Lateinern vorkommenden Dingen mit einiger Fertigkeit sprechen können,
b) in der griechischen, das neue Testament, auch einen und den andern gebundenen und ungebundenen Schriftsteller,
c) in der hebräisch- und chaldäischen, das alte Testament, wenigstens den Worten nach, mündlich und schriftlich zu übersetzen, eine Fertigkeit besitzen,
d) in der frantzösischen, (*) 1. wenigstens einen Schrifftsteller zu lesen und zu übersetzen, 2. auch etwas zu sprechen im Stande seyn.

Anmerckung.

Es verstehet sich von selbsten, dafs man in allen diesen Uebersetzungen, noch mehr aber im sprechen ein rares Wort, ungewöhnliche Bedeutung und Redens-Art, nicht weniger schwehre Stellen, darüber die Kunst-Richter (Critici) selbst nicht einig sind, der Jugend übersehen müsse. Dagegen dafs sie bey allen Ubersetzungen aus der Sprach- Vernunfft- Rede- und Dichtkunst, im hebräischen auch aus der Ton-Kunst (Accentuation) Grund geben können, billig zu fordern.

B. In Künsten und Wissenschaften, die bey der Schule übliche Lehr-Begriffe (Compendia) (**)

a) genugsam verstehen,
b) einen jeden derselben 1. nach seinem Zusammenhang, 2. nach seinen Theilen, und 3. nach seinen Haupt-

---

* Hat man, wie jetzo allhier Gelegenheit zum Italiänischen, so gilt eben das davon. Ja ich wünschte, dafs diejenige, welche an einem Gymnasio künfftig zu dienen Lust haben, auch im Englischen so viel von Vniversitäten mit brächten, dafs sie auch darinnen der Schul-Jugend dienen könnten.

** Diese sollen die oben § 27 in der vierten Anmerckung gemeldte Beschaffenheit haben und wäre zu wünschen, dafs man darinnen zu mehrerer Gleichheit und Vollkommenheit gelangte.

Erklärungen, (Definitionen), Sätzen und Beweisen im Gedächtnifs haben;
c) Einige Fertigkeit nach den Regeln derselben zu handeln besitzen.

Anmerckung.

I. Diese Fertigkeit wird insonderheit 1. in der Sprach- 2. Vernunfft- 3. Rede- und 4. Dicht-Kunst; 5. in der Rechen- 6. Mefs- und 7. Singkunst; nicht weniger 8. in dem Gebrauch der Erd- und Himmels-Kugeln, billig erfordert 9. in der Tugend- Sitten- und Wohlstandslehre aber, und vornehmlich 10. in Ausübung des Christenthums sollte sich diese Erforderung billig bey allen (*) ohne Ausnahm finden.

II. Diese Erforderungen in Sprachen und Wissenschafften leiden zwar bey denen, welche nicht ausstudiren sollen, eine Ausnahm: andere aber sollen sich nicht leicht von einem dieser Stücke entziehen. Lust, Fleifs, gute Ordnung wird vieles unmöglich geschienene, möglich machen.

III. Eltern und Kinder, welche es bisher nicht verstanden oder verstehen wollen, können aus den angezeigten Stücken eine Prüfung anstellen: damit sie eines theils die ihrige nicht zu spat in die Schule schicken, noch an den Schul-Zeiten und Stunden zu vielen Abbruch machen; andern theils nicht zu früh und untüchtig auf Vniversitaeten eilen. Denn wenn sie alle gemeldte Geschicklichkeit auf der Schule erlangten; so bleibet doch noch mehr, zum künftigen Beruf nöthiges, auf Vniversitaeten zu lernen übrig, als der gemeine Haufe, sich eingebildet, oder in den gewöhnlichen Vniversitaets-Jahren zu erreichen im Stand ist.

§ 32. So viel, und vielleicht zu viel, von dem ersten Stück, nehmlich von schicklichster Einrichtung der Schulen. Der HErr sey gelobet, der auch bifshieher geholffen! Das andere Stück soll G. G. nächstens in einer oder etlichen Abhandlungen folgen. Der HErr HErr lasse alles zu seines allerheiligsten Namens Ehre und zum besten seiner Kirchen und Schulen gereichen. Amen!

---

* Kohel. XII 13. Philipp II 9—11.

Wiesbaden. C. Spielmann.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Gottlieb Leuchtenberger, Hauptbegriffe der Psychologie. Ein Lesebuch für höhere Schulen und zur Selbstbelehrung. Berlin 1899, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Herm. Heyfelder). II u. 163 S. gr. 8. geb. in Lwd. 2,40 M.

Verf. bietet in dem Buche acht Abhandlungen: die Kraft der Sinne, Gedächtnis und Erinnerung, die Phantasie, Talent und Genie, über Witz und Witze, Idee und Ideal, die Idee der Unsterblichkeit, Gefühl und Gefühle. Er will mit denselben zweierlei, einmal Aufklärung geben über den Umfang und Inhalt wichtiger psychologischer Begriffe, zweitens zum Nachdenken über psychologische Dinge anregen und Interesse dafür wecken, beides ohne Zugrundelegung irgend eines besonderen philosophischen Systems. Die Abhandlungen sind darum einfach und für jeden Gebildeten verständlich gehalten; sie dürften, so hofft der Verf., nicht blofs für Studierende, junge Offiziere und Lehrer, sondern auch für gebildete Frauen eine nützliche, vielleicht auch angenehme Lektüre sein. Insonderheit möchte es den Lehrer- und Lehrerinnenseminarien eine Unterstützung in der Pädagogik und dem deutschen Unterrichte auf den obersten Klassenstufen höherer Lehranstalten Beihilfe leisten. Findet das Buch Anklang, so wird eine Fortsetzung in Aussicht gestellt.

Ich kann den Verf. nur bitten, mit der Fortsetzung weiterer Veröffentlichungen nicht zu zaudern; ich habe das Buch mit grofser Teilnahme und innerer Zustimmung gelesen. Verf. tritt uns in allem, was er schreibt, als ein gründlicher Kenner der Philosophie, der Theologie, wie der alten und neuen schönen Litteratur entgegen; er versteht es, durch die ebenso scharfe wie gefällige Darstellungsweise seine Leser anzuregen und zu bilden und sie damit zu befähigen, vielen ernsten Fragen und Untersuchungen nahe zu treten, vor denen mancher als vor zu schweren Stoffen sich scheut. Jeder Aufsatz bildet ein für sich geschlossenes Ganzes; aber die durch ernste Studien wie Lebenserfahrung gewonnene Gesinnung des Verf. bindet alle zu einer festen Einheit.

Gerade der Wechsel der belehrenden Abhandlung mit den aus dem Leben und der Litteratur genommenen Erläuterungen packt den Leser und befreundet ihn schnell mit dem Stoffe. Die Zahl der Lehrer des Deutschen, die mit dem Unterrichte in der Litteratur die Einführung in philosophische Fragen und Erörterungen verbinden, ist, glaube ich, zu unserer Zeit nicht grofs; diesen und vornehmlich denen, welche über eine fruchtbringende Behandlung philosophischer Fragen vor den Schülern in Zweifel sind, kann ich das Buch nur warm empfehlen. Hier wird auch für deutsche Aufsätze viel Anregung geboten; sind doch die Begriffe, die der Verf. in diesen acht Aufsätzen erläutert, solche, mit denen wir in allen deutschen Unterrichtsstunden umgehen. Ob aber das Buch als Lehrbuch für höhere Schulen zu empfehlen, darüber bin ich noch zweifelhaft. Bei der geringen Anzahl Stunden, die wir für die Einführung der Jugend in die schöne Litteratur neben der Bewältigung der deutschen Ausarbeitungen haben, wüfste ich nicht, woher die Zeit für die Besprechung solches inhaltreichen Buches zu nehmen sei; hätten wir nur eine Stunde wöchentlich mehr zur Verfügung, dann würde ich mit Freude der Einführung des Buches in die oberste Klasse das Wort reden; wohl aber wird es sich sehr empfehlen, die Schüler zu ihrer freien geistigen Ausbildung auf dieses Buch aufmerksam zu machen.

Indem ich den Lehrern des Deutschen das Buch warm empfehle, wiederhole ich den schon oben ausgesprochenen Wunsch, dafs der gelehrte Herr Verfasser aus dem Schatze, den er sich gesammelt, uns recht bald weitere gleichartige Gaben reichen möge.

Stettin. Anton Jonas.

Egon Huckert, Sammlung sozialpädagogischer Aufsätze. Paderborn 1898, Ferdinand Schöningh. IV u. 137 S. 8. 2,20 M.

Sozialpädagogik! Wie das bekannte rote Tuch wirkt der blofse Name auf manche eifrige Verfechter des Grundsatzes: alles Neue ist nicht gut und alles Gute ist nicht neu. Dafs auf diesem Gebiete die gröfste Vorsicht geboten ist, wer wollte das leugnen? Und dafs die bekannte Weisung der neuen Lehrpläne: „unter Hervorhebung der Verdienste der Hohenzollern insbesondere um die Hebung des Bauern-, Bürger- und Arbeiterstandes“ von grofser Vorsicht zeugt, wer wollte das behaupten? Diese Bestimmung mufste manche Verstimmung hervorrufen. Nicht verstimmt aber brauchen die Fachgenossen meiner Ansicht nach zu sein, dafs die hier zu besprechende Sammlung erschienen ist.

Unter den jetzt bereits recht (vielleicht allzu) zahlreichen pädagogisch-didaktischen Fachzeitschriften nimmt das „Gymnasium“ nicht die letzte Stelle ein. Zu seinen ebenso

eifrigen wie tüchtigen Mitarbeitern zählt Oberlehrer Huckert in Neifse. Sein Religionslehrer in den oberen Klassen des Gymnasiums, Geistlicher Rat Müller in Berlin, hat ihn (wie er am Schlusse berichtet) veranlafst, schon als Gymnasiast im Gesellen- und Lehrlingsverein zu unterrichten, und wohl zumeist daher rührt sein Interesse für soziale Fragen und soziale Thätigkeit. In den neunziger Jahren hat er in der genannten Zeitschrift eine Anzahl sozialpädagogischer Arbeiten veröffentlicht und ihnen dann 1896 im Pädagogischen Archiv eine längere Abhandlung aus dem nämlichen Gebiete folgen lassen. Diese letzte ward in Rethwischs Jahresberichten sehr günstig beurteilt — mit vollem Recht. Der betr. Rezensent äufserte den Wunsch, dieser und die früheren Aufsätze möchten, weil sie schwer zugänglich seien, gesammelt werden. Verf. ist dem Wunsche nachgekommen, und sehr gern nehme ich die Gelegenheit wahr, auf sein Büchlein empfehlend hinzuweisen. Wenn Theorie und Praxis bei H. sich völlig decken (und daran zu zweifeln habe ich gar keinen Anlafs), so ist er sicherlich ein tüchtiger Schulmann, insonderheit ein trefflicher Geschichtslehrer.

Sieben Aufsätze sind es, die er vorlegt. „Die höheren Schulen und die sozialen Fragen“ ist der erste (S. 1—16) überschrieben; namentlich die Bemerkungen über die französische Revolution gefallen mir darin sehr. Der zweite (S. 17—43) sucht die Frage zu beantworten: „Wie kann die höhere Schule an dem Kampfe gegen Verschwendung, übermäfsigen Luxus und Vergnügungssucht teilnehmen?“ Ein ähnliches Thema behandelte die letzte rheinische Direktoren-Versammlung. Im grofsen Gegensatze zum betr. Referate beschränkt sich H. auf das Wesentliche und nimmt die Dinge, wie sie wirklich sind. Jedes seiner Worte über den Luxus unterschreibe ich und mache auch die Religionslehrer auf die besonnenen Ausführungen aufmerksam. Allen Amtsgenossen aber, einschliefslich Kandidaten, seien folgende Sätze (S. 34—38) zur sorgsamen Erwägung empfohlen: „Bisher mufste man oft darüber klagen, dafs in den sogenannten Nebenfächern zuviel Hausarbeit aufgegeben wurde, jetzt scheint mir daneben die Gefahr vorzuliegen, dafs in den sogenannten Hauptgegenständen zu wenig Hausarbeit verlangt wird. Während früher den Schülern die Präparation eines Schriftstellers oft zu schwer wurde, ist heute vielleicht die Frage schon berechtigt, ob ihnen dieselbe nicht hier und da im ganzen zu leicht gemacht wird. Das Richtige ist die Abwechslung von schweren Arbeiten, welche energische geistige Thätigkeit zur Lösung verlangen, und von leichteren, welche ohne besondere Anstrengung angefertigt werden können. Die häuslichen Arbeiten brauchen auch keineswegs für alle Schüler gleich zu sein, so dafs der begabte wenig, der wenig begabte viel Zeit nötig hat. Denn auf diese Weise lernt der eine garnicht, sich tüchtig anzustrengen,

während der andere der Arbeit überdrüssig wird. — Die Unterrichtsweise mufs dem Schüler Raum lassen für besondere Liebhaberei und doch wieder dafür sorgen, dafs er lernt, seine Pflicht zu erfüllen, wenn ihm dieselbe auch unangenehm ist". Nicht übereinstimmen kann ich mit dem Verf., wenn er meint: damit das Interesse für deutsche Litteratur voll zur Geltung komme, müsse die neuere und neueste Litteratur, „und zwar gerade die der noch lebenden Dichter" (S. 36), berücksichtigt werden, soweit ihr Inhalt es gestatte. Welche noch lebenden Dichter hat H. da im Auge? Für Wildenbruch z. B. kann ich mich nicht recht begeistern. Freytag und Riehl leben nicht mehr. Das sind aber die einzigen „Neuesten", für die bei meinen Primanern Interesse wachzurufen ich mich eifrig bemühe; deshalb werde ich auch der Frage näher treten, wie die jetzt vorliegenden Schulausgaben beider Schriftsteller am besten zu verwerten sind, soweit die Zeit dazu reicht. Eine Riehlsche Erzählung bietet stets gesunde und schmackhafte Kost, eine Sudermannsche Dichtung z. B. enthält immer einen gröfseren oder kleineren Zusatz von Gift. — Noch eine Ansicht H.s mufs ich bekämpfen: „Man sollte bei den Versetzungen und Prüfungen die Nebenfächer ganz unberücksichtigt lassen" (S. 39). Ja, wenn jeder Lehrer in jeder Stunde das Interesse aller Schüler, auch der „Windhunde" u. ä., wachzurufen und zu fesseln verstünde! Wo sind die Bäume, auf denen solche Kollegen wachsen?

Der dritte, vom Verf. bedeutend erweiterte Aufsatz: „Ist die Zahl der Nutztiere ein sicherer Mafsstab für die wirtschaftliche Lage eines Landes?" (S. 44—66) scheint mir für Gymnasialanstalten weniger nutzbar gemacht werden zu können als für Schulen mit landwirtschaftlichem Charakter, auf die H. am Ende des nächsten Aufsatzes besonders hinweist. Dieser ist betitelt: „Die preufsischen Agrargesetze im Anfange dieses Jahrhunderts und ihre Folgen" (S. 67—81) und giebt vor allem aus dem grundlegenden Werke Knapps (Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den östlichen Teilen Preufsens) einen sehr sorgfältigen Auszug, der manchem Amtsgenossen willkommen sein wird. Die Einseitigkeit unserer Agrargesetzgebung kann in der That im Unterricht ganz kurz berührt werden, während es meines Erachtens nicht angängig ist, „auf die Reformen, welche v. d. Goltz vorschlägt, in der Prima kurz hinzuweisen" (S. 81). Übrigens läfst in dieser Abhandlung ausnahmsweise die Übersichtlichkeit etwas zu wünschen übrig, und zwar im Eingange. Sachliches und Örtliches sind da nicht scharf genug geschieden. Es wäre besser mit Erörterung des Begriffs der Erbunterthänigkeit begonnen (vgl. S. 70 f.) und dann auseinandergesetzt (s. S. 67 ff.), wie 1. die Dienste abgelöst und 2. das Eigentum verliehen wurde — denn beides ward von einander getrennt — a) auf den königlichen Gütern in den ein-

zelnen Provinzen und b) auf den Privatgütern im ganzen Staate. Bei dieser Scheidung brauchte auf die Verordnungen aus dem Jahre 1807 nicht so häufig Bezug genommen zu werden, wie das bei der von H. beliebten Stoffeinteilung der Fall ist. Wer sich für diese recht wichtigen Fragen interessiert, den verweise ich auf die von H. nicht angeführte, sehr empfehlenswerte Schrift Knapps: Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit. Vier Vorträge. Leipzig 1891. Die Ergebnisse seiner Forschungen sind hier von Kn. selbst in kurzer, im besten Sinne volkstümlicher Form dargestellt: „eine philosophische Zusammenstellung der sozialpolitischen Gedanken“ über die Landarbeit auf den grofsen Gütern giebt er mit voller Klarheit der Begriffsbestimmungen und der Entwicklung.

Der fünfte Aufsatz: „Über den Zweck des geschichtlichen Unterrichts an den höheren Lehranstalten“ (S. 82—97) enthält eine treffende Polemik gegen die wegen mafsloser Übertreibungen allseitig verworfenen Anschauungen des Direktors Martens. H. sagt (S. 95): „Ich habe in früheren Jahren die Geschichte in der Prima so vorgetragen, dafs mir später mehrere meiner früheren Schüler erklärten, sie hätten nicht herausmerken können, welcher politischen und religiösen Richtung ich selbst angehöre, obwohl sie mit Fleifs darauf geachtet hätten“; dafs er jetzt nicht mehr so verfährt, wird für seinen Unterricht nur erspriefslich sein können. Der Geschichtslehrer darf nicht 'kühl bis ans Herz hinan' bleiben und braucht deshalb doch nicht subjektiv den Thatsachen Gewalt anzuthun. Das hebt H. selbst auf der folgenden Seite hervor, wo er mit Recht verlangt, dafs beim Aussuchen der Thatsachen den Forderungen unserer Zeit Rechnung getragen und den Schülern mehr das Material zu einem Urteil dargeboten als selbst ein Urteil ausgesprochen wird, um die sozialdemokratische Gefahr zu bekämpfen.

Auf den folgenden drei Seiten giebt Verf. die Anregung zu sozialpädagogischen Ferienkursen. Dafs die Behörden darüber in absehbarer Zeit 'Erwägungen schweben' lassen werden, bezweifle ich sehr.

Den Beschlufs macht der schon oben erwähnte Aufsatz aus dem Pädagogischen Archiv: „Die Belehrungen über die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung in den höheren Lehranstalten“ (S. 101—137). Auch dieser, wie der dritte, hat wesentliche Erweiterungen erfahren, und zwar in Bezug auf Frauen- und Kinderarbeit, Behandlung der unteren Volksklassen und der Soldaten, Entstehung der Revolutionen, Getreideeinfuhr, Wohnung und Ernährung der niederen Volkskreise, Auswanderung, Landarbeiterfrage, Strafkolonieen, endlich Behandlung der Epen und Dramen mit Rücksicht auf soziale Gesinnung.

Was nun meine Stellung zu H.s Forderungen betrifft, so berühren wir uns vielfach. Auch er verlangt Konzentration des

Unterrichts in ähnlicher Weise, wie ich es in den „Lehrproben und Lehrgängen" Heft 45 S. 46—75 ausgeführt habe (ich weise auch auf Wernicke im Pädagogischen Archiv 1898 S. 5 hin). In Bezug auf Behandlung der sozialen Fragen im Geschichtsunterrichte im besonderen stimmen wir nicht immer überein. Um früher Gesagtes nicht zu wiederholen, darf ich wohl einfach auf meine letzten Erörterungen dieses ganzen Gegenstandes in dem Aufsatze: „Wann und wie ist die Zeit Wilhelms I. in der Prima zu behandeln?" (Lehrproben und Lehrgänge Heft 54 S. 79 f.) verweisen. Gern aber bestätige ich hier, dafs in meiner von H. im Vorwort erwähnten deutschen Sozialgeschichte einzelne Gedanken aus seinem Aufsatze sich finden.

Ein Register würde die Brauchbarkeit des Büchleins erhöht haben. Der Druck ist sorgfältig. Versehen habe ich nur S. 67 „ältesten" (statt östlichen) und S. 77 [3]) „argrar" gefunden. Nicht ganz einwandfrei ist der Ausdruck „rein lukrativer Gewinn" (S. 13 f.).

Mögen die vielfachen Anregungen, die H. giebt, auf fruchtbaren Boden fallen zum Segen des heranwachsenden Geschlechts und damit des ganzen Vaterlandes!

Görlitz. E. Stutzer.

Hermann Rohleder, Die Masturbation. Eine Monographie für Ärzte und Pädagogen. Mit Vorwort von H. Schiller. Berlin 1899, Fischers medizinische Buchhandlung. XVIII und 319 S. gr. 8. 6 M.

Der Verf. hat es unternommen, ein sehr heikles und deswegen von Schule und Elternhaus oft mit der Resignation des Vogels Straufs behandeltes Thema der Schul- und Volkshygiene freimütig und, soweit die medizinische Seite in Betracht kommt, wissenschaftlich in Angriff zu nehmen. Die Schule hat, — denke ich, ein doppeltes unmittelbares Interesse, sich über Ursache, Wirkungen und heilende Behandlung der Seuche ein klares Bild zu verschaffen. Einmal und selbstverständlich als erziehende Anstalt. Als solche mufs sie alle die Faktoren, welche augenblicklich oder dauernd die Entwickelung des ihr zunächst anvertrauten Menschenkindes hemmen, mit in Rechnung ziehen und so auch ein Hindernis, das sich der Bildung des Verstandes und noch mehr der eines kräftigen sittlichen Willens in so ausgebreitetem und doch meist nicht genug gewürdigtem Mafse in den Weg stellt, zunächst kennen lernen. Und dann mufs sie sich prüfend fragen, ob nicht manche Einrichtungen, Lehrmethoden und Lehrstoffe, aus physiologischen wie psychologischen Gründen geeignet sind, das Übel zu fördern; nach dieser Seite hängt das ganze Thema mit der Frage einer hygienischen Schulreform zusammen. Deshalb ist es wünschenswert, dafs namentlich auch die Schulleiter von dem Buche ernstlich Kenntnis nehmen und dann ebenso ernstlich und mit dem nötigen Takt, ohne die auf diesem Gebiete oft

herrschende Heuchelei, dem Übel nach Kräften und nach ihrer Pflicht zu steuern suchen. Es handelt sich in dem Buche nicht darum, abzuschrecken und nach Art von Charlatan-Machwerken das verirrte Kind mit Verzweiflung über sein geistiges und körperliches Wohl zu erfüllen, sondern diejenigen, die es in erster Linie angeht, Ärzte, Lehrer und Erzieher zu befähigen, die Onanie sachlich zu beurteilen und so dazu beizutragen, dafs eine richtige Erkenntnis über geschlechtliche Verirrungen dem Volke immer tiefer zum Bewufstsein komme und desto energischer bekämpft werde. Für das ganze Buch ist der Grundsatz bezeichnend, dafs die hygienisch-prophylaktischen Bestrebungen, die zur Beherrschung des natürlichen Geschlechtstriebes führen, in der Anerziehung eines starken sittlichen Willens durch Schule und Haus von Jugend an liegen. Deshalb hätte ich dem Buche auch auf dem Titel die Erweiterung gegeben: „und für Eltern“. Denn diese geht es am allerersten an, und sie besitzen am allerwenigsten Erfahrung auf diesem Gebiete.

Ich kann mit Einzelnem, was der Verf. ausführt, nicht übereinstimmen; es finden sich u. a. falsche Verallgemeinerungen und auch manche Verkennung des wirklichen Schulbetriebs, die übrigens Ärzten nicht selten eigen ist; ich hätte auch gern gesehen, zumal wegen des erweiterten Leserkreises, an den sich der Verfasser wendet, dafs die Form des sprachlichen Ausdrucks und der Durchführung nicht blofs knapper und gewandter, man möchte sagen, schriftstellerisch geschulter, sondern oft auch fehlerfreier sei. Aber trotzdem kann ich mit H. Schiller, der dem Buche ein kurzes Vorwort geschenkt hat, nur aufrichtig wünschen, dafs es in den beteiligten Kreisen die der Sache gebührende Beachtung finden möge. Den Inhalt im Einzelnen hier anzugeben verbietet sich von selbst.

Darmstadt. P. Dettweiler.

Paul Cauer, Charakter und Bildung. Über Idealismus. Zwei Schulreden. Flensburg 1897, Huwaldsche Buchhandlung (O. Hollman). 30 S. 8. 0,80 M.

Von den beiden Reden gefällt mir die zweite am besten. Das Wesen des Idealismus wird in ihr im Anschlufs an Platos Ideenlehre in anregender, dem Bedürfnis eines Schulaktpublikums glücklich angepafster Weise erläutert, der rechte praktisch wirkende Idealismus der Jugend ans Herz gelegt. In der ersten Rede geht C. von dem Gedanken aus, dafs Bildung ein Besitz geistiger Art sei, der die Menschen gleich mache, nivellierend wirke, der Charakter dagegen Übereinstimmung mit sich selbst bedeute, also eine die Menschen absondernde und unterscheidende Tendenz habe, und konstruiert auf dieser das Verhältnis von Charakter und Bildung doch etwas zu einseitig bestimmenden Grundlage einen feindlichen

Gegensatz zwischen den Bedingungen der Charakterbildung und geistigen Bildung, der unversöhnlich scheint. Freilich „das Leben lehrt, dafs Bildung und Charakter vereint werden können. Wie das geschieht, möchten wir gern wissen, zumal wir Erzieher; aber das weifs nur der, der die Herzen kennt und ins Verborgene sieht. Menschliche Wissenschaft wird auch im 20. Jahrhundert die Strahlen nicht finden, die das Innere der Seele durchschauen lassen. Alles Grofse im Leben der Geister hat seine Wurzel in etwas Unbegreiflichem, Irrationalem: Recht, Sitte, Glaube, Kunst — auch die Kunst der Erziehung". Also hat der Erzieher schlechthin darauf zu verzichten, Charakterbildung mit geistiger Bildung durch planmäfsige Gestaltung der letzteren in Einklang zu bringen? So scheint es nach Cauers Meinung. „Wir werden uns begnügen deutlich im Bewufstsein zu halten, dafs in der gleichförmigen Verstandesbildung, die wir ausbreiten, eine Gefahr für das sittliche Wachstum liegt; wir wollen recht oft daran denken, dafs wir auch dieses zu pflegen schuldig sind, und vor allem uns bemühen, in der eigenen Persönlichkeit, mit der wir wirken, praktisch den Widerspruch aufzuheben: aber wir sollen darauf verzichten, ihn in der Theorie zu bewältigen, und nicht mit verschwendeter Mühe nach einer Rechnung suchen, in der das Exempel ohne Rest aufgeht". Durch die mathematische Zuspitzung des Ausdrucks wird der Gedanke nicht klarer. Dafs wirkliche geistige Vorgänge sich niemals rechnerisch genau feststellen lassen, ist ja ebenso selbstverständlich, wie dafs wir in das innerste Wesen der Seele und der Dinge überhaupt niemals eindringen können. Dafs aber die geistige Bildung, die formale wie die stoffliche, für die Charakterbildung in hervorragendem Mafse fruchtbar gemacht werden kann und gemacht werden mufs, ist eine Überzeugung, die durch Cauers Ausführungen glücklicherweise nicht erschüttert wird. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der Schule, dahin zu wirken, dafs die Charakterbildung durch die geistige Bildung nicht geschädigt, sondern gefördert wird. Dabei bin ich natürlich vollkommen einverstanden mit C., wenn er den Wert der Persönlichkeit des Lehrers für die Charakterbildung betont und es als eine wichtige Aufgabe des Direktors hervorhebt, dahin zu wirken, dafs jeder Lehrer seine Eigenart behaupte und alle Lehrer doch ein Ganzes bilden, das auf die Schüler als eine Einheit wirkt.

Treptow a. R. A. Haake.

F. Hoffmann, Materialien und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für die obersten Klassen höherer Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Teile. Hannover und Leipzig 1898, Hahnsche Buchhandlung. Erster Teil VIII u. 188 S. 1,80 M, zweiter Teil IV u. 166 S. 8. 1,50 M.

Nachdem eine bereits im Jahre 1882 vom Verf. herausgegebene Sammlung „Fünfzig Themata zu deutschen Aufsätzen für die

obersten Klassen höherer Lehranstalten" eine recht günstige Aufnahme gefunden hatte, entschlofs sich derselbe 1885 zu einer Erweiterung derselben, und es erschien jenes den meisten Fachgenossen gewifs bekannte Buch, welches sich im Laufe der Jahre als recht brauchbar bewährt hat. Die jetzt herausgegebene zweite Auflage, zu welcher sich der Verf. mit Rücksicht auf seinen Erfolg und die Anerkennung, die er fand, recht wohl ermutigt fühlen konnte, ist zunächst eine nicht unwesentlich vermehrte; sind doch im ganzen 62 Aufgaben hinzugekommen. Aber sie enthält auch mancherlei Abweichungen von der ersten Ausgabe, die man unzweifelhaft als Verbesserungen bezeichnen kann.

Ehe wir auf diese eingehen, scheint es praktisch, die Art und Weise zu schildern, die Verf. bei der Behandlung seines Gegenstandes beobachtet hat. — Von der Ansicht ausgehend, dafs „dem meist viel beschäftigten Lehrer, welcher den deutschen Unterricht in den obersten Klassen zu erteilen hat, mit einfachen Themen oder Dispositionen, ja selbst mit kurzen Skizzen wenig oder garnicht gedient ist, wohl aber mit den Früchten der Meditation, d. h. mit den möglichst vollständigen und dabei gesichteten Materialien", gab er eine Reihe eingehend ausgeführter Gedankenordnungen. Er verfolgte dabei dieselben Wege, welche vor ihm mit gutem Erfolge Leuchtenberger und Schulz beschritten hatten. Wir sind gewifs auch der Ansicht, dafs solche eingehenderen Ausführungen (die bei Hoffmann zum Teil schon an Aufsätze erinnern) recht dienlich sind, indessen viel mehr zum Selbststudium und für den Schüler als für den Lehrer. Wir meinen doch, dafs diesem schon Anregungen genügen werden, wie sie z. B. Sammlungen von Aufgaben auch ganz ohne Ausführung bieten. Dem einen oder anderen wird ja allerdings eine eingehendere Ausführung willkommen sein, namentlich wenn er noch Anfänger auf diesem Gebiete ist. Auf die vorangeschickte „Kurze Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze" wird der Lehrer ja wohl verzichten, denn eine solche mufs er den Schülern doch selbst geben, indefs mit Rücksicht auf die Bestimmung des Buches „zum Selbstunterricht" durfte sie nicht fehlen. Die Regeln zeigen übrigens eine kurze und praktische Fassung. Sie handeln nicht allein von der inventio und dispositio, sondern auch (in kurzen Zügen) von der elocutio.

Die Stoffe gliedern sich in drei Abteilungen, 1. Themata zur deutschen Litteratur und Geschichte, 2. Themata zur griechischen und römischen Litteratur, 3. Themata allgemeinen Inhalts. Dafs die Zahl derselben in der zweiten Auflage wesentlich vermehrt ist, wurde oben bereits erwähnt. In derselben sind überdies bei den Ausführungen die Zahlen und Buchstaben, welche die Gedankenordnung darstellen, entfernt worden, wodurch, wie Verf. selbst mit Recht sagt, nicht allein die Abhandlungen leichter lesbar geworden sind, sondern auch ermöglicht ist, dafs der Schüler die

Einteilung selbst suchen kann. Die sprachliche Darstellung ist durchweg glatt und mustergiltig, so dafs der Schüler auch nach dieser Richtung hin aus dem Gebrauche des Buches Nutzen ziehen kann. Die Aufgaben selbst sowie ihre Behandlung lassen uns in dem Verfasser einen Lehrer erkennen, der auf Grund langjähriger Erfahrung im Unterricht seine eigenen Wege einzuschlagen gewöhnt ist, womit natürlich nicht gesagt sein soll, dafs nicht auch in anderen Sammlungen von Aufgaben zu deutschen Aufsätzen für die oberen Klassen bereits Ähnliches und auch in ähnlicher Form behandelt worden ist. Bei weitem überwiegend der Zahl nach (nämlich 60) sind die Aufgaben aus der deutschen Litteratur und Geschichte entnommen. Das entspricht dem im allgemeinen jetzt üblichen und auch durch die Lehrpläne von 1891 gut geheifsenen, ja empfohlenen Grundsatze, den deutschen Aufsatz vorwiegend an die Lektüre, in erster Linie natürlich an die der deutschen Klassiker, anzulehnen. Es ist ja zweifellos, dafs durch diese Art der Behandlung eine Vertiefung und ein besseres Verständnis des Gelesenen angebahnt wird, denn nichts fördert den Schüler darin so sehr, als wenn er selber genötigt wird, ein gelesenes Schriftwerk nach einem gewissen, ihm angegebenen Gesichtspunkt zu betrachten, d. h. gewissermafsen für sich noch einmal durchzudenken. Aus diesem Grunde haben wir denn auch wiederholt in Rethwischs Jahresberichten über das höhere Schulwesen einer möglichst ausgiebigen Entnahme der Aufgaben für den deutschen Aufsatz aus der deutschen Lektüre das Wort geredet. Wenn man nun die Reihe der in unserem Buche enthaltenen, der Litteratur und Lektüre entnommenen Aufgaben durchgeht, so wird man gern zugeben, dafs sie einer Vertiefung des Verständnisses dienen. Abgesehen von der in den Schulen gewifs seltener behandelten Emilia Galotti gehören die anderen benutzten Dichterwerke sämtlich der üblichen Schullektüre an. Aber auch die drei jenem Trauerspiel entlehnten Aufgaben sind recht wohl verwertbar; mag man es doch als Privatlektüre aufgeben und für den Aufsatz benutzen. Eine ganze Anzahl anderer Aufgaben dient dem litteraturhistorischen Verständnis, und zwar in dem Sinne, wie die jetzt geltenden Lehrpläne es fordern, denn eigentliche Litteraturgeschichte ist ja nicht Gegenstand des Unterrichts. Namentlich heben wir hier die neun von Lessing handelnden Aufgaben hervor, die das Ergebnis von dem zusammenfassen, was der reifere Schüler über Lessing sich im Unterricht angeeignet haben soll. Wegen ihrer Eigenart ist uns hier die Aufgabe Nr. 22 aufgefallen: In wiefern pafst auf Lessing der Geibelsche Ausspruch:

> Das ist die beste Kritik auf der Welt,
> Wenn neben das, was ihm nicht gefällt,
> Einer was Eigenes, Besseres stellt?“

Die 15 geschichtlichen Aufgaben sind ebenso wie die aus der Lektüre und Litteraturgeschichte entlehnten sehr dazu geeignet,

das Verständnis für deutsches Wesen und deutsche Art zu fördern. So dient denn der ganze erste Teil zur Belebung und Hebung des nationalen Sinnes und giebt uns eine beträchtliche Zahl von Beispielen dafür, wie man dies Ziel auch durch den deutschen Aufsatz erreichen kann. Die Verwertung der mannigfachsten deutschen Stoffe hierfür veranschaulicht es uns so recht, was man darunter zu verstehen hat, wenn die neuen Lehrpläne den deutschen Unterricht in den Mittelpunkt stellen: gilt es doch, die Jugend zu echt deutschem Denken und Fühlen zu erziehen.

Aber das Buch Hoffmanns trägt in seiner zweiten Abteilung auch einer anderen sehr wichtigen Seite des Unterrichts unserer höheren Lehranstalten Rechnung. 20 Aufgaben sind der griechischen und römischen Litteratur und Geschichte entnommen, und zwar etwa zur Hälfte dem griechischen und römischen Altertum. Je drei liefern Homer und die Antigone des Sophokles. Alle sind treffend gewählt und wohl geeignet, das Verständnis des Altertums zu fördern. Empfehlen dürfte es sich vielleicht, auch Vergil und Horaz zu benutzen, die hier nicht vertreten sind. Als Beispiele möchten wir nur anführen: Das Verhältnis des Horaz zu Mäcenas, oder: Der Inhalt der sog. Römeroden (Carmina III, 1—6) oder aus der Aeneis das Schicksal Laokoons nach dem zweiten Buche. — Die vom Verf. unter 9 behandelte Aufgabe „Warum führte Euripides in seiner Taurischen Iphigenie einen deus ex machina ein?“ bildet einen wichtigen Beitrag zur Erklärung und zum Verständnis der Goetheschen Iphigenie; denn das Stück des Euripides pflegt ja auf unseren höheren Schulen nicht gelesen zu werden.

Wenn man auch heutzutage im ganzen mehr dazu geneigt ist, die Aufgaben für die deutschen Aufsätze der Lektüre — wir möchten dies Wort hier im weitesten Sinne verstanden wissen — zu entnehmen, so werden deshalb die sog. allgemeinen (früher wohl auch philosophische genannten) Aufgaben nicht ganz vernachlässigt, und wir haben dieselben in Rethwischs Jahresberichten für das höhere Schulwesen auch stets empfohlen. Es ist ganz gut, wenn der Schüler genötigt wird, auch die allgemeinen Gedanken, die ihm der Unterricht ja in der verschiedensten Form zuführt, zusammenzufassen. In diesem Sinne, d. h. als eine Art von Reproduktion, kann man die allgemeinen Aufgaben ganz gut gelten lassen. Es kommt ja natürlich hier ganz besonders auf eine geschickte Auswahl an; wenn die Aufgaben dieser Art über den Gesichts- und Anschauungskreis des Schülers hinausgehen, dann verfehlen sie ihren Zweck und verleiten gar zu leicht zu dem Phrasentum, vor welchem wir die Jugend durchaus bewahren müssen. Die vom Verf. in der dritten Abteilung seines Buches behandelten 30 Aufgaben allgemeinen Inhalts, von denen in der 2. Auflage 16 neue hinzugekommen sind, erfüllen, das darf man wohl sagen, ihren Zweck recht gut. Auch von diesen gilt das, was wir früher schon sagten: sie sind ja zum gröfsten Teile

nicht vom Verf. ganz neu aufgestellt, aber sie sind von ihm in seiner Weise behandelt und werden sowohl dem Lehrer des Deutschen dienlich sein, als auch den gereifteren Schüler fördern helfen. Auch hier ist übrigens mehrfach die Lektüre mit verwendet worden; man vergleiche nur die Bezugnahme auf Goethes Tasso in Nr. 21: „Welche Nachteile bringt das Leben in der Einsamkeit mit sich?“

Fassen wir unser Urteil noch einmal kurz zusammen: Wir haben in dem Buche von Hoffmann ein recht brauchbares Hilfsmittel für den deutschen Aufsatzunterricht vor uns, welches in seiner neuen Auflage verbessert und vermehrt ist, und wir können nur dem Wunsche Ausdruck geben, dafs sich die treffliche Arbeit zu den alten Freunden recht viele neue hinzugewinnen möchte.

Krotoschin. R. Jonas.

---

1) Karl Narten, Lies richtig! Anleitung zum Richtigsprechen. Schullehrbuch der deutschen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Lehre von den Ergänzungen der Zeit-, Eigenschafts- und Verhältniswörter. Erster Teil. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Hannover und Berlin 1898, Carl Meyer (Gustav Prior). 81 S. 8. steif cart. 0,60 M.

Die erste Auflage des Buches ist im Jahre 1890 erschienen. Sie enthielt die ausführliche Rechtschreiblehre nicht, die der zweiten Ausgabe im Anhange beigefügt ist, desgleichen fehlten ihr die jetzt auf S. 79—81 stehenden Treffübungen. Diese bezwecken, auf vier Tafeln verteilt, die Befestigung des über die Deklination Gelernten. Denn auf das richtige Sprechen der Kinder ohne langes Besinnen komme alles an. Die Übungen seien daher vornehmlich mündlicher Art. Ohne fleifsiges Lesen keine Sicherheit in der Grammatik!

Die Regeln beschränkt der Verfasser auf das Notwendigste und übt das Wichtige mit vielen Beispielen ein. Daher die Vermehrung der Übungsstücke in der zweiten Auflage. Der (mir in dieser noch nicht vorliegende) zweite Teil des Buches giebt zusammenhängende Lesestücke ohne Regeln und ein der häuslichen Vorbereitung des Schülers dienendes Wörterverzeichnis. Zur Wiederholung der Wortarten, der Deklination, Komparation, Konjugation, wie sie in den Volksschulen auf der Mittelstufe, auf den höheren Schulen in den Vorklassen gelehrt werden, soll er den ersten Abschnitt des ersten Teiles (§ 1—3) benutzen. Von § 4 an sind die Übungen meist so eingerichtet, dafs die fraglichen Endungen der Wörter durch Striche ersetzt sind. Dafs bei der Erlernung der Regeln immer vom Beispiele ausgegangen und aus diesem das Gesetz abgeleitet wird, mag ausdrücklich hervorgehoben werden.

Die Regeln sind bei ihrer absichtlichen Kürze einfach und klar: das brevitatem sequitur obscuritas ist meist glücklich vermieden, und auf Wissenschaftlichkeit kam es dem Verfasser weniger an, als auf praktische Verwendbarkeit des Buches für untere Klassen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist manche Ungenauigkeit des Ausdrucks zu entschuldigen, z. B. die „gemischte" Konjugationsform von nennen (S. 11), die Vermischung der beiden ganz verschiedenen Zeitwörter „dauern" (S. 37) u. a. Dafs aber der Verfasser Sätze wie: der Jäger schiefst, der Lehrer lobt, ich habe gesehen, Gott liebt, wir singen, die Jugend mufs zuerst grüfsen nicht gelten läfst (S. 17), dieses sonderbare Verfahren treffen wir ja auch in anderen Lehrbüchern an. Denn die transitiven Zeitwörter „erfordern" bei ihm eine Ergänzung im vierten Fall. Nach § 7 S. 21 soll man auch nicht sagen dürfen: die Athener klagten Sokrates an, und doch hatte dieser ihre Söhne so freundschaftlich zu belehren versucht. Es sei vielmehr bei den Verben je eine Sachergänzung im zweiten Falle erforderlich. So treibt dieses „erfordern" auch sonst noch vielfach einen förmlichen Spuk in dem Buche. Wie man das Zeitwort fluchen (S. 3) zu behandeln hat, scheint Luther im zweiten Gebote nicht gewufst zu haben. Einmal, S. 25, Aufgabe 10, 2, wundert sich der Lehrer, dafs heute so viele fehlen, 5 Seiten später verlangt er bei „fehlen" eine Ergänzung im 3. Fall. „Vergessen", das S. 41 mit dem 2. Falle vorgeführt wird, „erfordert" gleichwohl einige Zeilen später den 4. Fall. Das Eigenschaftswort „gewohnt" S. 42 Anmerkung 2 „erfordert" den 4. Fall, nachdem es am Anfange derselben Seite den 2. Fall als Ergänzung „erfordert" hat. — Dafs der Satz: „Ich lasse den Arzt holen" ganz anderer Art ist als die Sätze: „Ich sehe dich schreiben — er heifst mich lesen", hätte der Verfasser (S. 27) erkennen müssen. Ob S. 39: Ich werde auf die Schulter geklopft und umgekehrt: mir wurde auf den Fufs getreten so ganz unerhört sind, gebe ich zu bedenken, vgl. Andresen S. 170 und Heintze S. 139. Wenn Hermann bei Goethe „zum Stalle" eilt, so wird er nachher wohl auch zum Brunnen (statt nach d. Br.) fahren dürfen, S. 46 Anm. 1. Ich für meine Person scheue mich nicht, den Brief hier aus einer entfernten Stadt bekommen zu haben und dem freundlichen Schreiber dort von meiner Wohnung aus dafür zu danken. Narten verfehlt also etwas in seiner Fassung der Regel auf S. 56 „Merke 1". Die Definition der Periode S. 62 Z. 5 v. u. raten wir ihm mit dem Beispiele zu vergleichen, das er S. 67 Z. 8 v. u. für eine solche beibringt. Die ältere (Heysesche) und die neuere (Götzingersche) Erklärung gehen hier offenbar in verwirrender Weise durcheinander. — Wenn Narten S. 70 bei der Rechtschreibung st nur nach voraufgehendem Mitlaute ungetrennt auf die zweite Zeile verweist, so möge er darüber Wilmanns, die Orthographie in den Schulen Deutschlands S. 248, und

im Anschlusse daran Wetzel, Grundrifs der deutschen Grammatik, 100. Aufl. 1898 S. 78 vergleichen.

Das Perfekt S. 7 als Vergangenheit zu bezeichnen und somit eine dreifache Vergangenheit (Imperfekt, Perfekt und Plusquamperfekt) anzusetzen, ist sachlich unrichtig und für den Unterricht nicht einmal praktisch. Wenn Seite 11 singen, sang, gesungen vorgeführt wird, so darf doch nicht behauptet werden, dafs der Selbstlaut der Stammsilbe nur in der ersten Vergangenheit (Imperfekt) sich verändere. Gehören S. 57 zum erweiterten Satze 5 Stücke: Satzgegenstand, Satzaussage, Ergänzung, Beifügung, Umstandsbezeichnung, dann kann nicht S. 60 von den vier Bestandteilen eines erweiterten Satzes gesprochen werden. Zwar fafst dort a) zweierlei zusammen, hier aber ist die „Satzaussage" übergangen. Eingeweihte wissen, warum, nicht aber der Lernende. — Beziehen sich die gemachten Ausstellungen auf die manchmal zu Tage tretende allzu grofse Kürze im Ausdrucke, so gilt das Umgekehrte von den Denkversen S. 23, 24, 32. Hierbei ist, meine ich, gerade ein möglichst knappes Mafs geboten.

Druck und Ausstattung sind gut. Ein kleines Versehen des Setzers ist S. 5 Z. 18 v. o. vorgefallen: es mufs hier Eigenschaftswörtern, nicht Eigenschaftswörter heifsen.

2) Georg Vogel, Die schriftlichen Nacherzählungen in der ersten und zweiten Klasse. Eine theoretisch-praktische Studie. Bamberg 1898, W. Gärtners Buchdruckerei (D. Siebenkees). In Verlag bei C. C. Buchner. 53 S. 8. 0,80 M.

Die Arbeit behandelt in ihrem ersten Teile die drei Fragen: 1. Wie sollen die Stoffe für schriftliche Nacherzählungen in der ersten und zweiten Klasse (Sexta und Quinta) beschaffen sein? 2. Wie verhalten sich die vorhandenen Stoffe zu den Forderungen der pädagogisch-didaktischen Theorie? 3. Wie sind die in Betracht kommenden Stoffe zu verwerten? Diese Fragen würden in den vorhandenen Schriften über Methodik des deutschen Unterrichtes in allzu grofser Kürze behandelt, und dafs der Verfasser deren wenigstens eine ganze Reihe kennt, beweist ihre Erwähnung in den Anmerkungen. In einem zweiten Teile giebt er dann teils auf Grund wirklicher Begebenheiten, teils nach Erinnerungen aus der eigenen Knabenzeit oder auch nach freier Erfindung „Erzählungen für die praktische Verwendung".

Was die Wahl der Stoffe betrifft, so stellt Vogel die Forderung auf, dafs dieselben interessant und leicht fafslich und in ihnen ein deutlicher Wende- oder Höhepunkt vorhanden sein solle. Natürlich müssen sie sich in den Dienst der Heranbildung zu sittlich-religiöser Charakterstärke stellen und dem Inhalte auch die Form entsprechen. Die Sagen des klassischen Altertums sind dem Verfasser ein Acker, der eine ziemlich spärliche Ernte gewähre, weil die mythologischen Stoffe dem kindlichen Verstehen und Fühlen selbst da fremdartig seien, wo ein vorbereitender

Unterricht für antike Sage und Geschichte bestehe. Auch fehle oft die einheitliche Handlung, hier so gut wie bei den Stoffen aus der deutschen Heldensage. Dagegen empfiehlt er warm die deutschen Volkssagen zu schriftlicher Bearbeitung. Geschichtliche Stoffe seien nur so weit zulässig, als sie sich an ganz bekannte Ereignisse oder Persönlichkeiten anschliefsen und nicht zu umfangreich sind. Von den Parabeln will Vogel für die schriftliche Darstellung nicht viel wissen, weil bei ihrem ethischen Werte die Hauptsache das Auffinden der höheren sittlichen Idee sei (nach Kehr), in den ersten Aufsatzübungen aber Handlung und Tendenz möglichst wenig Erklärung erfordern sollen. Dagegen redet er den Fabeln, kürzeren Märchen, Erzählungen aus dem Menschen- und Tierleben das Wort. Dafs die Parabel gründliche Lebenserfahrung und genaue Naturbeobachtung verlangt, gebe ich ohne weiteres zu, um so mehr, als es ihr, weil sie „überzeugen, nicht überreden" will, in erster Linie auf begriffliche Richtigkeit ankommt; denn nicht die Annahme eines Satzes soll in ihr empfohlen, sondern aus der Bildhälfte etwas gefolgert werden (Albert Fischer, Lessings Fabelabhandlungen S. 17 ff.).

Für die Verwertung der Stoffe beruft sich Vogel im wesentlichen auf die Arbeiten von Schmaus: Aufsatzstoffe und Aufsatzproben für die Unterstufe des humanistischen Gymnasiums I. Bamberg 1898 und von Nicklas: Methodische Winke für den deutschen Unterricht. München 1894. Vor allem kommt es ihm auf methodische Gruppierung d. h. auf die geeignete Folge der Erzählungen an, wie auch seine eigenen Übungsaufgaben von der Art eine Vorstellung geben, wie man eine schriftliche Arbeit an die andere anlehnen kann.

Den Schlufs des ersten Teiles bilden Anweisungen über die Vorbereitung, die einem Schüleraufsatze gerade in den untersten Klassen vorangehen müsse. Wie weit dabei das heuristische Element Berücksichtigung finden soll, hat der Verfasser zum Gegenstande besonderen Nachdenkens gemacht.

Es folgen sodann 27 Seiten (prosaischer) Erzählungen, wie sie Vogel für Aufsätze in Sexta und Quinta — ohne dafs jedoch die Klassen von einander geschieden werden — verwendet wissen will. Sie finden inhaltlich vielfach nicht meinen Beifall. Hier wird von einem Taugenichts ein ahnungsloser Wanderer überfallen, dort stiehlt ein Händler einem Weinbergbesitzer eine Flasche des edlen Nasses. Auf der Eisenbahnfahrt — und die Eisenbahn interessiert den Herausgeber unseres Büchleins ganz besonders (S. 6) — verliert ein heimtückischer (besser wohl: harmlos scherzender) Knabe seine Mütze; auf einer Bahnstation stofsen zwei Züge zusammen, und viele Reisende werden dabei verletzt und unter Trümmern begraben. Ein Zug wird nachts von Banditen überfallen und von einem folgenden Schnellzuge beinahe in Grund und Boden gefahren. Ein anderes Mal legt ein Schurke

Steine auf die Eisenbahnschienen und zieht gegen die Bahnwärterfrau das blanke Messer. Die Wasser des Rheins unterspülen in einer anderen Erzählung einen Eisenbahndamm und bringen zwar nicht dem arg bedrohten Zuge, aber dem wackeren Bahnwärter den Untergang. Natürlich taucht auch das Fahrrad auf, doch blofs, um — gestohlen zu werden. Auch eine Schlittenfahrt verunglückt und verschafft dem Betreffenden eine starke Verletzung. An anderer Stelle bricht sein Leidensgefährte Wilhelm auf dem Eise ein. Auch das Unwesen des Wilderns bleibt uns, wenn auch um einer ergötzlichen Verwechselung willen, nicht erspart; desgleichen werden Schmugglergeschichten vorgeführt. Es sei ausdrücklich erwähnt, dafs dem Verfasser überall sittliche Gesichtspunkte vorgeschwebt haben. Ich kann mir aber nicht helfen: freundlichere Bilder wären mir angenehmer und zumal da erwünscht, wo z. B. gegen die Schilderung von Greuelthaten vergangener Zeiten (S. 18) nachdrücklich und mit Recht Einspruch erhoben wird.

Berlin. Paul Wetzel.

Vogel und Schwarzenberg, Hilfsbücher für den Unterricht in der lateinischen Sprache an gymnasialen Anstalten mit lateinlosem Unterbau. Leipzig 1897, B. G. Teubner.

I. Teil: Lateinische Schulgrammatik von Theodor Vogel. XV u. 266 S. 8. 2,80 M.

II. Teil: Lateinisches Lese- und Übungsbuch von Adolf Schwarzenberg. A. Untertertia. VIII u. 244 S. 8. 2,40 M.

Die wachsende Zahl gymnasialer Anstalten mit lateinlosem Unterbau hat die Abfassung von Grammatiken und Übungsbüchern, die nur für Anstalten dieser Art bestimmt sind, zur notwendigen Folge gehabt. Denn die für Sextaner berechneten Lehrbücher sind für den Unterricht von Untertertianern nicht brauchbar, da diese eine gröfsere Reife besitzen und inzwischen eine fremde Sprache kennen gelernt haben. Darum will die Grammatik von Vogel ein wenn auch nicht streng wissenschaftliches, so doch streng systematisch aufgebautes Bild der lateinischen Sprache darbieten und den Schüler nicht nur in die neue Sprache einführen, sondern ihm auch während seines ganzen weiteren Schulbesuches zur Seite stehen. Die Härten und Schwierigkeiten, die für den Anfänger aus der strengen Durchführung der synthetischen Methode erwachsen, sucht das Übungsbuch von Schwarzenberg zu beseitigen, indem es Wichtiges vor weniger Wichtigem bevorzugt, Leichteres früher behandelt als Schwereres und auf Gewinnung der nötigen Vokabelkenntnis bedacht ist.

Nach einer kurzen Vorbemerkung über die lateinische Sprache handelt die Grammatik von den Lauten, von den Silben und von den Wörtern.

Die Formenlehre bespricht nach einer kurzen Vorbemerkung

über die Flexion in Abschnitt A das Substantivum und zwar statt der fünf alten Deklinationen I. die vokalische, II. die konsonantische und III. die gemischte Deklination (*res*); dazu kommen IV. Unregelmäſsigkeiten der Deklination. Die ursprünglichen Formen wären besser weggeblieben, ebenso die Übersicht über die Endungen der Deklinationen in § 15.

Abschnitt B trägt die Überschrift: „Das Adjektivum“, handelt aber lediglich von der Komparation; die Deklination der Adjektiva steht an unrichtiger Stelle: § 20 f. und § 31 f.

Abschnitt C bespricht die Zahlwörter und D die Fürwörter. In Abschnitt E wird das Verbum behandelt, und zwar werden die Stämme auf *i*, *e* und *a* erst nach der konsonantischen Konjugation durchgenommen; als Musterbeispiele dienen der Reihe nach: *legere* (*regere* wäre besser!), *capere*, *tribuere*, *audire*, *monere*, *laudare*. Als Stammform ist das Supinum beibehalten worden; § 65, 2 Anm. ist nach Perthes § 108 umzugestalten. Unmögliche Supina wie *casum*, *fugitum*, *acutum* u. s. w. sind zu streichen; ebenso die veränderten und ungebräuchlichen Formen, auch die Übersicht über die Bildung der Konjugationsendungen in § 58.

Abschnitt F bringt das Adverbium, G die Präpositionen in örtlicher, zeitlicher und übertragener Bedeutung; *super* ist S. 266 nachgetragen worden. Abschnitt H bespricht die Konjunktionen. Den Schluſs bildet Abschnitt J: die Fragepartikeln und Interjektionen.

Die Satzlehre wird in der That als solche behandelt und in folgender Anordnung besprochen: I. Der einfache Satz und zwar A. Die Satzteile: a) Das Subjekt, b) Das Prädikat, c) Das Akkusativ-Objekt, d) Das Dativ-Objekt, e) Das Genetiv-Objekt, f) Das Adverbiale loci, g) Das Adverbiale temporis, h) Das Adverbiale modi, i) Das Adverbiale causae und k) Das Attribut. B. Die Arten der Sätze und zwar 1. Der Hauptsatz: a) Der Behauptungssatz, b) Der Möglichkeitssatz, c) Der Fragesatz, d) Der Wunsch- und Befehlssatz, e) Der Ausrufesatz und 2. Der Nebensatz. Es folgt II. Der zusammengesetzte Satz und zwar A. Die Koordination und B. Die Subordination der Sätze. Hier haben naturgemäſs die Konjunktionen ihren Platz gefunden. Die Kasuslehre ist unter die verschiedenen Satzteile verteilt worden. Die nominalen Verbalformen findet man wie die Apposition unter den verkürzten Nebensätzen. So ist häufig bisher als zusammengehörig Behandeltes getrennt und an verschiedenen Stellen untergebracht worden. Eine Ausnahme macht die zusammenfassende Übersicht der Lehre vom Gerundivum und Gerundium in Anhang I auf S. 233 ff. Der zweite Anhang bringt 1. den römischen Kalender, 2. römisches Gewicht, Geld und Maſs, 3. die gebräuchlichsten Abkürzungen und 4. einen Abriſs der lateinischen Verslehre. Eine Stilistik fehlt leider gänzlich. Ein Register auf S. 253 bis 266 bildet den Schluſs dieser interessanten Grammatik.

Das Übungsbuch will vor allem die gründliche und sichere Erlernung der Formenlehre durch eine grofse Fülle und Mannigfaltigkeit der Übungsbeispiele erreichen: 197 Abschnitte auf 176 Seiten — ich fürchte sehr, dafs das in einem Jahre durchzunehmen nicht möglich ist.

Zur Bildung der Beispiele, in denen die Deklination behandelt wird, ist natürlich eine Anzahl Verba nötig gewesen; diese sind unter den Text gesetzt worden. So hat der erste Abschnitt 22 Anmerkungen, über dem Texte stehen 9 Wörter, zu lernen sind aus dem Vokabularium 40 Substantiva und 21 Adjektiva, aufserdem ist § 16—21 der Grammatik durchzunehmen — das ist denn doch des Guten zuviel auf einmal!

Zusammenhängende Stücke wechseln mit Einzelsätzen ab, die in bunter Reihe über alles Mögliche handeln; es wäre eine leichte Mühe gewesen, sie um einen gemeinsamen Mittelpunkt zu gruppieren. In Bezug auf Satzbau und Redewendungen ist Cäsar möglichst berücksichtigt worden — warum nicht auch inhaltlich? Dagegen ist lobend anzuerkennen, dafs die Sätze meist länger und inhaltlich voller sind als in andern Übungsbüchern, dafs immer vom Leichten zum Schweren aufgestiegen wird und dafs die schon behandelten Wörter, Formen und Regeln in den folgenden Abschnitten sich immer wiederholen.

Das grammatische Pensum wird in folgender Anordnung eingeübt: I. Die vokalische, II. Die konsonantische, III. die gemischte Deklination; IV. Die Komparation; V. Die Zahlwörter; VI. Das Verbum und zwar a) *sum*, b) die Komposita von *esse*, c) die konsonantische, d) die vokalische Konjugation, e) die Deponentia, f) die verba anomala; VII. Adverbia und Präpositionen; VIII. Die Pronomina. Die Fürwörter sollten mit den Zahlwörtern den Platz tauschen und die Adverbia von den Präpositionen getrennt eingeübt werden.

Da bereits in der Obertertia mit der Lektüre Cäsars begonnen werden soll, sind noch drei syntaktische Kapitel hinzugefügt worden, nämlich: IX. nominativus cum infinitivo, X. accusativus cum infinitivo, XI. Partizipalkonstruktion. Doch ist das participium coniunctum zunächst getrennt vom ablativus absolutus einzuüben, dann erst hat ein Abschnitt mit gemischten Beispielen zu folgen.

Mit S. 177 beginnt das Vokabularium zu Stück 1—79. Auf S. 211 folgt ein mit der Grammatik zum Teil nicht übereinstimmendes Verbalverzeichnis; auf S. 236 ein Verzeichnis der Adverbia, Präpositionen und Konjunktionen; auf S. 239 eine Zusammenstellung der vorkommenden Ausdrücke und Redewendungen, leider nicht nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet; schliefslich auf S. 243 neun syntaktische Regeln und Konstruktionen.

Druck und Ausstattung sind vorzüglich.

Schneeberg im Erzgebirge. Ernst Haupt.

Propertius Elégiái (Latinul és magyarul) forditotta, bevezetéssel és jegyzetekkel ellátta Csengeri János. Budapest 1897, Franklin-Társulat. Ára 3 forint. C u. 472 S. 8.

Die ungarische Akademie der Wissenschaften hat 1885 ein klassisch philologisches Komitee gebildet, welchem die Aufgabe gestellt worden ist, eine Sammlung griechischer und römischer Autoren in bilinguer Ausgabe nebst Einleitung und Kommentar zu bilden. Zu dieser Sammlung (Görög ès latin remekirók, kiadja a M. Tud. akadémiának classica-philologiai bizottsága) gehörte von den Schulschriftstellern unserer deutschen Gymnasien Cicero de officiis von Joh. Csengeri, Thukydides von Zsoldos, Vergilius' Aeneide von Barna, Platons Theaitetes von Simon, Herodot von Heréb, Demosthenes von Gzomlay. Da die Sammlung, die sich seitens des Ministeriums für Kultus und Unterricht einer Unterstützung von 1500 Gulden erfreut, auch für den deutschen Philologen und Schulmann gutes, übersichtliches und wohlgeordnetes Material enthält, so sei an dieser Stelle auf dieselbe besonders aufmerksam gemacht.

Der Herausgeber obiger Properzausgabe, Johann Csengeri in Kolozsvár, hat sich als poetischer Dolmetsch der antiken Litteratur schon durch seine preisgekrönte Übersetzung von des Äschylus Orestie (1893) sowie der Gedichte des Catull (1880) und Tibull (1885) verdient gemacht; ihm hat die ungarische Akademie der Wissenschaften die Übersetzung des ganzen Äschylus anvertraut. Dafs in der vorliegenden Properzübersetzung eine wahrhaft poetische und dabei auf vollem Verständnis des Dichters ruhende Übersetzung vor uns liegt, dafür kann zum Beweis dienen, dafs diese Übersetzung in dieser Sammlung die erste ist, welche moderne Versformen anwendet, und nach den Grundsätzen des philologischen Komitees der ungarischen Akademie wird eine Übersetzung in moderner Form nur dann angenommen, wenn sie als ein Gewinn für die Litteratur betrachtet werden kann. Nur das letzte Buch, die ätiologischen Elegien sind im Versmafs des Originals gegeben. Diese Verschiedenheit in der Übersetzungsform ist wohl begründet. Die Liebesgedichte sind nach dem Inhalt vielfach sehr moderner Art; und so bringt die moderne Form der Übersetzung den Dichter dem modernen Leser näher; dagegen tragen die ätiologischen Elegien einen sehr spezifisch römischen Charakter.

Die Einleitung hat folgende Teile: 1. Das Leben des Properz, 2. Die Poesie des Properz, 3. Die Frage der Einteilung in Bücher, 4. Einige Worte über Handschriften. Properz in der ungarischen Litteratur. Abweichungen von der 5. Auflage der Haupt-Vahlenschen Ausgabe.

Mit Rücksicht darauf, dafs diese ungarische Ausgabe deutschen Lehrern weniger zur Hand ist, mögen hier die Hauptpunkte der Einleitung kurz zusammengefafst werden.

Heimat: Asisium (hier hat Ref. die Berücksichtigung der Beiträge von H. Magnus vermifst). Name: Sextus Propertius. Geburtsjahr: 46 oder 47. Cynthia war eine vornehmere, unverheiratete Libertine S. XXXI. Als neues Dokument wird erwähnt II 1, 49. 50. Die Liebe hat fünf Jahre (28—23 v. Chr.) gedauert, und dieser Zeitraum enthält auch das Jahr des Discidiums; die Gedichte sind nicht chronologisch geordnet. Den Grund des Discidiums findet der Herausgeber ausgedrückt in II 29 (sic ego tam sancti excludor speculator amoris), welches Gedicht der Dichter nur deshalb nicht in das erste Buch aufgenommen habe, weil er ein ähnliches I 3 schon aufnahm und das Discidium viel ernster geworden ist, als er es anfangs glaubte. Aus der Zeit, wo das Gedicht II 22. 23. 24, stammt auch IV 8 her. Buch II (1—34) wurde gleich nach der Beendigung vom Dichter herausgegeben. Im 3. Buch zeigt sich Cynthias Macht und Einflufs auf den Dichter im Abnehmen. Aus IV 7 ist zu entnehmen, dafs zwischen Cynthia und dem Dichter noch eine Versöhnung stattgefunden hat, aber keine Heirat. Die ätiologischen Gedichte des 4. Buches sind keine Jugendversuche, sie zeigen sogar eine Weiterbildung der Verskunst und Technik; ihr Charakter als Balladen wird besonders hervorgehoben. Dieses letzte Buch ist auch vom Dichter selbst herausgegegeben worden; der Beweis, dafs sich überall die sorgsam ordnende Hand zeigt, ist freilich nicht überzeugend. Im Artikel 'Die Poesie des Properz' wird das Verhältnis zu den Alexandrinern gewürdigt. Wenn Properz als der begabteste Elegiker Roms bezeichnet wird, so thut doch diesem Lobe die übermäfsige Sucht nach dunklen mythologischen Anspielungen des Dichters bedeutenden Eintrag. In der Frage der Büchereinteilung ist der Herausgeber entschieden gegen Lachmann und Birt. Der Standpunkt Lachmanns sei eine Hypothese, die er durch eine neue Hypothese zu begründen gesucht habe. Bei ehrgeizigen Dichtern sei auch bei dem Ahnen eines vielleicht nicht mehr fernen Todes der Wunsch, noch eine Anzahl von Liedern zustande zu bringen, ganz natürlich. Hierfür werden Beispiele moderner Dichter beigebracht. Wenn Csengeri freilich behauptet, kein Codificator hätte den Mut gehabt, eine Zueignung wie II 10 eine sein soll, wenn sie am Anfang eines dem Augustus gewidmeten Buches gestanden hätte, einfach zum zehnten Gedicht des zweiten Buches zu machen, so ist dabei die Möglichkeit nicht in Rechnung gezogen, dafs diese Widmung bei dem dunkeln Geschick der ältesten Handschriften durch äufsere Ereignisse gestört werden konnte. Ist doch auch der Name des Dichters verfälscht worden, wie die älteren Ausgaben mit ihrem Aurelius bezeugen. Mit Recht ruht die Textkritik von Csengeri auf dem Neapolitanus. Aus dem Lesartenapparat hebt Ref. zum Schlufs die eigenen Konjekturen des Herausgebers hervor: 1, 21, 6 *et*; 2, 29, 40 *exludor speculator*; 2, 32, 23 *manans me laedit*;

3, 16. 20 *excursus*; 4, 7, 57 *vehit ac fera*; 4, 10, 43 *maculatis sanguine*.

Der Kommentar legt ein erfreuliches Zeugnis dafür ab, dafs die deutsche philologische Litteratur eingehend vom Verf. berücksichtigt ist. Die äufsere gefällige Ausstattung entspricht der Gediegenheit des Inhaltes.

Marburg. Eduard Heydenreich.

P. Dettweiler, Didaktik und Methodik des griechischen Unterrichts, III. Band 6. Abteilung in A. Baumeisters „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen". München 1898, C. H. Becksche Verlagsbuchh. (Oskar Beck). 95 S. Lex.-8. 1,80 M.

Wie der Verf. in der Vorrede mitteilt, übernahm er die Bearbeitung, als „wiederholt namhafte Schulmänner die Aufgabe übernommen hatten, aber durch widrige Umstände verhindert wurden, sie rechtzeitig fertigzustellen". Unter besonders schwierigen Verhältnissen — er wurde inzwischen in die Schulverwaltung berufen — führte er sie aus und „wurde dadurch noch mehr verhindert, als dies vielleicht sonst der Fall gewesen wäre, in der Erörterung über das Mafs dessen hinauszugehen, worin er das Bleibende und Vergängliche im griechischen Unterricht erblickt, d. h. in dem wirklichen Unterrichte, nicht in einem solchen, wie er sich in verstiegenen, die Grenzen der Schule verkennenden Lobreden auf das klassische Altertum oder auch in den Zerrbildern kritikloser Reformer darstellt".

Diese Beschränkung hat der Arbeit um so weniger geschadet, als für viele grundsätzliche Fragen der Verf. auf seine Behandlung des lateinischen Unterrichts in demselben Werke verweisen konnte. Dies war ein Vorzug und ein Vorteil, den kein anderer Bearbeiter in gleichem Mafse gehabt hätte. In dem ersten (Allgemeinen) Teile bespricht der Verf. die geschichtliche Entwicklung, Wert und Stellung im heutigen Schulwesen und die Methode des griechischen Unterrichts. Er weist mit Recht darauf hin, wie sehr in unserer Zeit dieser in unserem höheren Schulwesen bedroht ist, und dafs mit ihm wirklich das historisch überlieferte humanistische Gymnasium fallen wird. Die Abgunst, die ihm in unseren Juristenkreisen entgegentritt, hat er zutreffend geschildert, und er hätte auf manche Vorgänge in der Berliner Schulkonferenz von 1890 hinweisen können, die für den Eingeweihten lehrreich waren. Auch die katholische Kirche wird für Erhaltung des Griechischen keinen Finger krümmen. Nur reicht diese Stimmung viel weiter zurück, und sie ist nicht erst ein Erzeugnis der neuesten Zeit. Man darf nicht vergessen, dafs zwei Jahrhunderte nach der Reformation das Griechische thatsächlich nur für die protestantische Theologie im Lehrplane stand, und dafs die Leistungen äufserst gering waren. Schon in den 30 er Jahren des 19. Jahrhunderts

bestand gerade in den regierenden Kreisen geringe Neigung für das Griechische, und man mufs den immerhin vereinzelten anders lautenden Stimmen aus nicht schulmännischen oder richtiger nicht philologischen Kreisen, wenn sie auch nach Hunderten zählen mögen, kein zu grofses Gewicht beilegen. Nach meiner Erfahrung möchte ich behaupten, dafs es heute eher günstiger mit dieser Stimmung steht, als etwa in den 40 er und 50 er Jahren. Denn man bedenke dagegen den Aufschwung der Naturwissenschaften, die Entwicklung der neueren Sprachen, die Entstehung Hunderter von höheren Schulen, die dem modernen Leben Rechnung tragen und wider die „Privilegien" des historischen Gymnasiums Sturm laufen, den mit dem riesigen materiellen Aufschwung unvermeidlich verbundenen Utilitarismus u. s. w., und man wird zugeben müssen, dafs heute eine ganz andere Widerstandskraft erforderlich und vorhanden ist als vor 50—60 Jahren. Und dies trotz der von dem Verf. mit Recht betonten Mifshandlung gerade dieses Faches in der Schule.

Wie es besser gemacht werden kann, lese man bei dem Verf. selbst nach; ich habe seinen Ausführungen wenig hinzuzufügen. Aber eine Frage verdient heute ganz besonders eingehendere Erwägung. Ist der Kanon unserer Schulschriftsteller nicht einer Revision dringend bedürftig? Müssen Xenophon und Lysias überhaupt, und Demosthenes in der jetzigen Ausdehnung darin bleiben? Xenophon verdankt doch ursprünglich lediglich dem Atticismus seine Aufnahme, die Objekte der Reden des Lysias bleiben dem Schüler stets fern, und wenn man von Demosthenes eine gröfsere Rede gelesen hat, ist die Wirkung auch erzielt, die man erzielen kann, von der ich aber bezweifeln mufs, dafs sie häufig erzielt wird. Und bewegen wir uns vielleicht nicht in einem Bannkreise von oft gehörten, aber doch vielleicht nur vereinzelt erwiesenen Vorstellungen, wenn wir den Tragödien des Sophokles bei den Schülern die gleiche Wirkung zuerkennen, die sie auf hochgebildete erwachsene Menschen zu üben vermögen? Vermögen, sage ich, aber häufig auch nicht üben. Ich habe nicht selten von sehr gebildeten Männern und noch öfter von Frauen, die nicht an der Phrase klebten, das Geständnis gehört, dafs sie nicht warm hätten werden können, weil das ganze Milieu für sie fremd, kalt und unverständlich gewesen sei. Und ich gestehe, ich selbst befinde mich auch ein wenig in dieser Lage. Es ist eine arge Ketzerei, ich bin mir dessen völlig bewufst. Das Lesen in der Übersetzung wird deshalb hier auch nicht viel bessern; denn der Schaden liegt tiefer. Sprachlich lernen die Schüler auch heute noch solch eine Tragödie völlig verstehen; aber das Milieu fehlt. Und ich meine, es giebt ein Kriterium, dafs es kaum je anders war. Von homerischen Versen wimmelt es in dem Citatenschatz der Völker, auf sophokleische wird man nur selten stofsen — und sie stammen meist aus der Beispielsammlung, nicht aus der Lektüre. Freilich,

wenn man die begeisterten Schilderungen über Schüleraufführungen der Antigone etc. liest, sieht die Sache ganz anders aus. Leider oder vielmehr glücklicherweise wirken im täglichen Unterrichte nicht die hier entscheidenden Motive — die freilich nicht auf dem Gebiete der Ästhetik liegen. Die Methodik müfste m. E. nach dem Wege suchen, dieses Milieu, soweit es möglich ist, zu schaffen, und wenn es nicht zu schaffen sein sollte, es vielleicht mit Euripides versuchen, der ein gut Teil moderner ist.

Der Verf. hat auch diese Fragen in seiner Schrift behandelt, nicht so konservativ, wie dies meist geschieht, natürlich auch nicht so radikal, wie es vorstehend angedeutet wurde. Mit Recht, denn seine Schrift hat sich mit dem Bestehenden abzufinden und denen, die seinen Rat suchen, stets mit Rücksicht auf die thatsächlichen Verhältnisse ihn nach bestem Wissen zu erteilen. Und wenn ihn viele Lehrer suchen und befolgen, so wird auch schon an dem Bestehenden vieles besser werden.

Giefsen. H. Schiller.

Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft in systematischer Darstellung mit besonderer Rücksicht auf Geschichte und Methodik der einzelnen Disziplinen, herausgegeben von I. v. Müller. Vierundzwanzigster Halbband (V 2): Griechische Mythologie und Religionsgeschichte von O. Gruppe. Erste Hälfte. München 1897, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 384 S. Lex.-8. 7 M.

Der vorliegende Halbband enthält eine Übersicht über die lokale Verbreitung der griechischen Kulte und gelangt, nach des Verfassers eigenen Worten, zu Ergebnissen, die weniger die Geschichte der Mythen und der in ihnen sich aussprechenden religiösen Vorstellungen, als die griechische Geschichte überhaupt angehen. Was durch zahllose Einzeluntersuchungen über die griechischen Kulte gewonnen ist, schliefst sich zu sich gegenseitig ergänzenden und bestätigenden Gesamtbildern zusammen, durch welche sich die bisher öden Zeiten, die der historischen Periode unmittelbar vorausgehen, mit lebensvollen Gestalten bevölkern lassen. Vieles deutet darauf, dafs auch in der vorgeschichtlichen Zeit eine kleine Anzahl politisch leistungsfähiger Gemeinden der griechischen Kultur ihren Stempel aufgedrückt hat, obgleich im Anfang des sechsten Jahrhunderts auf dem Gebiete der Politik wie des Geisteslebens eine verhältnismäfsig grofse Mannigfaltigkeit geherrscht zu haben scheint. Einheit aber kommt in diese eigenartige Kultur beschränkter Kreise durch die gleiche Abhängigkeit von der Kultur des argivischen Reiches, welches in der vorhistorischen Zeit zuletzt eine nationale Bildung geschaffen hat. Man kann ferner erkennen, dafs sich der Anfangspunkt dieser Bewegung allmählich von Osten nach Westen verschoben hat, und dafs in jedem der späteren Centren die Kultur der früher dominierenden Gemeinden der Ausgangspunkt aller selbständigen

Weiterbildungen gewesen ist. Doch gesteht der Verf., dafs diese Entwicklung durch Gegenströmungen und gelegentlich durch unberechenbare stofsweise Bewegungen unterbrochen wurde. Dafs uns eine einigermafsen wichtige Phase in der Geschichte des griechischen Geisteslebens entgangen sei, dafür, sagt er, sei in der Überlieferung nicht die geringste Spur vorhanden. Die Ausnutzung der Tradition scheint ihm die wissenschaftlichen Spekulationen für die Geschichte des älteren Griechenlands völlig überflüssig zu machen. Was schliefslich das Verhältnis Griechenlands zum Orient betrifft, so sind es nur wenige Kanäle, durch welche die ältesten Schichten der griechischen Kultur von den älteren Kulturstaaten des Ostens befruchtet worden sind; was an andern Orten gelegentlich noch dem Osten entlehnt wurde, ist in dem Gährungsprozesse des griechischen Lebens vollständig absorbiert worden. Dies etwa ist das Ergebnis dieses die eigentliche Mythologie vorbereitenden Bandes. Von der Fülle des verzweigten Materials können freilich einige zusammenfassende Worte keine Vorstellung gewähren.

Vorausgeschickt ist ein Kapitel, welches von der Aufgabe, von den Quellen, von der Litteratur der mythologischen Wissenschaft handelt. Die eigentümliche Schwierigkeit, die sich bei einer Behandlung der griechischen Mythologie bietet, im Gegensatz zur Geschichte des Judentums, des Buddhismus, des Christentums, des Islams, ist der Mangel einer einheitlichen religiösen Grundüberlieferung, einer Offenbarungsurkunde. Es gilt namentlich auch, die von Anfang an gemeinsamen religiösen Vorstellungen der Griechen von denen zu sondern, welche durch die Werke der Kunst, namentlich der Dichtkunst, nachträglich zu einem national hellenischen Besitztum geworden sind. Trotz der fast unübersehbaren Fülle einzelner Thatsachen, die über die gottesdienstlichen Institutionen und über die Mythen überliefert sind, wird die Bildungsgeschichte der religiösen Vorstellungen bei den Griechen immer eine Hypothese bleiben, weil die Ausbildung der religiösen Vorstellungen und Einrichtungen in dem Augenblicke, wo die Griechen begannen ihre Geschichte aufzuzeichnen, fast schon abgeschlossen war. Vor allem glaubt der Verf. seiner Darstellung eine kritische Würdigung der Heldensage vorausschicken zu müssen. Seine Ansicht ist diese: die Legende ist die Hauptquelle der Heldensage, dazu gesellen sich in ihr einige aus Märchen und Novellen entlehnte Züge. Der Verf. wendet sich gegen die Annahme einer von der Dichtung unabhängigen Volkssage. Auch leugnet er, dafs die, hierin der deutschen ganz unähnliche, griechische Heldensage aus der geschichtlichen Erinnerung schöpfe. Er giebt aber zu, dafs der Mythos politische Bedeutung gewann, dafs die zum Mythos umgewandelte Legende während ihrer Blütezeit vom achten bis sechsten Jahrhundert der Verherrlichung kriegerischer Fürsten diente. Es heifst aber nach ihm sich jedes

Verständnis der älteren griechischen Geschichte verschliefsen, wenn man glaubt, dafs in der Heldensage uns unmittelbar das Leben einer fernen Vergangenheit entgegentrete. Ein anderer Abschnitt handelt von den Veränderungen, welche der Mythos durch seine Übernahme in andere Litteraturgattungen erlitten hat. Es sei daraus erwähnt, dafs der Verf. in jener von den Römern so ernst genommenen Ἱερὰ ἀναγραφή des Euhemeros eine feine Verspottung der Apotheose Alexanders und seiner Diadochen vermutet. Bekannt ist ferner, dafs die Philosophen frühzeitig ihren Scharfsinn darin übten, die ὑπόνοια der einzelnen Mythen zu ergründen, die freilich, auch wo eine solche vorhanden war, durch den regen poetischen Schaffenstrieb der Griechen zu einem nebensächlichen, verdunkelten Elemente, zu einem aufgehobenen Momente, wie Hegel sagen würde, herabgedrückt wurde. Nicht blofs die Stoiker, auch Plato modelt so an dem Mythos, bald übermütig spielend, bald seine eigenen Gedanken an die religiösen Vorstellungen des Volksbewufstseins anknüpfend. Auch Maler und Bildhauer haben sich nicht gescheut, den Mythos nach den Gesetzen ihrer Kunst umzuformen. Das kurze Schlufskapitel der Einleitung bringt eine vorläufige Übersicht des Wichtigsten aus der neueren Litteratur der mythologischen Wissenschaft, aus welcher sich die Charakteristik der Leistungen Buttmanns, K. O. Müllers, Lobecks, Welckers leuchtend abhebt. Es ist erstaunlich, welch eine Fülle von Gelehrsamkeit, Fleifs und Kombinationslust sich auf diesem Gebiete zusammengedrängt findet. Aber das meiste hat für den neuesten Forscher nur noch historischen Wert. Was den oft verspotteten, durch Ennius schon den Römern zugeführten Euhemerismus betrifft, so sei bemerkt, dafs er sich lebenskräftiger erwiesen hat, als die Häupter der mythologischen Wissenschaft geglaubt haben. In unserm Jahrhundert ist er wieder in England erneuert worden durch Herbert Spencer, der gleichfalls in der ältesten Kultur eine Anbetung zu Göttern erhobener Vorfahren erblickt.* In Renans Kritik der religiösen Vorstellungen macht sich dieselbe Tendenz geltend.

Gr. Lichterfelde b. Berlin. O. Weifsenfels.

O. Hoffmann, Die griechischen Dialekte in ihrem historischen Zusammenhange mit den wichtigsten ihrer Quellen dargestellt. 3. Band. Der ionische Dialekt. Quellen und Lautlehre. Göttingen 1898, Vandenhoeck und Ruprecht. X u. 626 S. 8. 16 M.

O. Hoffmann hat sich die schwierige und mühevolle, aber unter den obwaltenden Umständen auch dornenvolle und undankbare Aufgabe gestellt, die sämtlichen griechischen Dialekte in ihrem geschichtlichen Zusammenhange nebst ihren wichtigsten Quellen vom Standpunkte des geschulten Sprachforschers aus darzustellen. Er begann seine verdienstliche Arbeit 1891 mit dem südachäi-

schen Dialekt, liefs 1893 den nordachäischen folgen und ist nun im dritten Bande zum ionischen Dialekte gelangt; doch konnte er in diesem umfangreichen Bande nur die Quellen (S. 1—212) und die Lautlehre (S. 213—626) erledigen, sodafs die Formen- und Stammbildungslehre des Ionischen einem vierten Bande vorbehalten bleibt.

Der Schriften über den ionischen Dialekt giebt es unzählige, aber die erste wissenschaftlich einigermafsen genügende Gesamtbearbeitung dieses Dialekts verdanken wir Herb. Weyr Smyth, dessen „Sounds and inflections" 1894 erschien. In vielen Stücken geht Hoffmann über dieses durchaus tüchtige Werk hinaus, indem er den bereits dargebotenen Stoff so bearbeitet, dafs ein wesentlicher Fortschritt erkennbar wird. Sein Bestreben war, Klarheit über die gemeinsamen und durchgehenden ionischen Eigentümlichkeiten zu schaffen, die Erklärung vereinzelter Formen dagegen zurücktreten zu lassen. Sucht man daher in diesem Werke nur das, was der Verf. hineinlegen wollte, so wird man sich nicht getäuscht finden.

Freilich wird uns, begleiten wir den Verf. auf seinem Wege, manches auffallend erscheinen. Indem er ein Gesamtbild des ionischen Dialektes vorführen wollte, hielt er es für zweckmäfsig, die Quellen selbst, soweit er es für nötig erachtete, abzudrucken, wenngleich diese schon in der Bechtelschen Sammlung zu finden waren. Mancher wird dies für überflüssig halten, schon aus dem Grunde, weil der Umfang des Buches so bedeutend vergröfsert wird, doch hat die Vereinigung des Materials und die grammatisch-historische Bearbeitung in einem Bande auch ihre Vorzüge. Aber nicht jeder wird die Gründe billigen, weshalb gerade diese oder jene Inschrift ausgelassen wird. Vielleicht hätte es genügt, wenn nur jene Quellen Aufnahme fanden, die bei Bechtel nicht zu finden sind. So nehmen die ionischen Inschriften 83 Seiten ein.

Auf sie folgen die ionischen Dichterquellen: Archilochos aus Paros, Kallinos aus Ephesos, Semonides aus Amorgos, Mimnermos aus Kolophon, Hipponax aus Ephesos, Anakreon aus Teos, also nur die altionischen. Vollständigkeit ist auch hier nicht beabsichtigt, auch hier nur eine Auswahl der Fragmente. Während man also über die Aufnahme der beiden Quellenpartieen geteilter Meinung sein kann, wird man dem dritten Abschnitt: Allgemeine Bemerkungen über die Quellen des ionischen Dialekts und ihr Verhältnis zu einander mit gröfserer Befriedigung begrüfsen, ausgenommen S. 179—182 den Abschnitt über Homer. Denn hier stellt sich Hoffmann ganz auf die Seite Ficks, wenn er sagt, es sei ein Irrtum, zu glauben, dafs Homers Dialekt das älteste Ionisch darstelle; vielmehr bildeten die ionischen Formen Homers keineswegs das Grundelement der Dichtung, besäfsen für unsere Kenntnis des ionischen Dialekts einen äufserst geringen Wert, da die äolischen Formen, an Zahl ihnen mindestens gleich, an Wert und

Alter ihnen aber weit überlegen seien. Nach Ficks Untersuchungen stehen in den ältesten Teilen Homers die äolischen Formen metrisch fest, während die ionischen erst in jüngerer Zeit allmählich oder auf ein Mal an die Stelle ursprünglich äolischer eingesetzt worden sind. Damit scheidet also die Sprache Homers als eine „Mischsprache“ aus der Zahl der beachtenswerten Quellen aus oder hat nur den bescheidenen Wert einer sekundären Quelle. In dieser Bewertung des homerischen Dialekts wird Hoffmann sicherlich demselben Widerspruch begegnen, den Fick selbst hat erfahren müssen. Ist es auch nicht gelungen, Fick selbst beweiskräftig zu widerlegen, so mufs doch andrerseits auch Hoffmann zugeben, dafs wir schwerlich jemals klar sehen werden, wann und wie die Ionisierung der ursprünglich äolischen Sprache des Epos sich vollzogen hat.

Allgemeinere Zustimmung darf er sich dagegen von seinem auf eigenem Studium fufsenden Urteil über Herodot versprechen. Er urteilt hier mit einer Sicherheit, welche nur eine gründliche Durcharbeitung dieser Quelle, die man bei Smyth vermifst, gewährt. Wir machen hier besonders auf die ausgezeichnete Kritik der handschriftlichen Überlieferung Herodots (a und b bei Holder) S. 187 ff. aufmerksam. Wohl nur auf Grund dieser selbständigen Prüfung gelangte Hoffmann dazu, der grofsen kritischen Ausgabe Herodots von H. Stein (Berlin 1869 und 1871) gegenüber der Holderschen gröfseren Wert beizulegen und sich nur auf sie zu beziehen. Auffällig ist aber wiederum, dafs er für die Mimiamben des Herodas oder Herondas nur die an sich vortreffliche Ausgabe R. Meisters erwähnt, von der übrigen Herondaslitteratur aber gar keine Notiz nimmt.

Auch die nicht unwichtige Frage wird beantwortet, ob die Texte der ionischen Schriftsteller, wenn sie im Dialekte von den Inschriften abweichen, nach diesen umzugestalten sind (S. 208 ff.). Nach reiflicher Erwägung spricht sich Verf. dafür aus.

Die Darstellung des ionischen Dialekts im zweiten Hauptteil des Werkes beginnt mit der Einteilung des Dialekts. Entgegen der gewöhnlichen Dreiteilung werden innere organische Unterschiede zwischen den Dialekten der Insel Euboia, der Kykladen und der kleinasiatischen Dodekapolis als „nicht nachgewiesen“ erklärt. Was die Auffassung der herodoteischen vier Charaktere des ionischen Dialekts anbetrifft, so steht Verf. hier mehr auf Seiten Bechtels und kommt nach einer Polemik gegen Smyth zu dem Ergebnis, dafs die Unterschiede zwischen den Dialekten der gebildeten Kreise in der ganzen herodoteischen Dodekapolis, wie die Schriftsteller und Inschriften beweisen, so gering gewesen sind, dafs Herodot bei seiner Scheidung nur die Sprache des gemeinen Mannes, die Volkssprache im Auge gehabt haben kann, die vielleicht nur auf Samos rein ionisch war.

Die einzelnen Laute werden von S. 231 bis Schlufs in der

gewöhnlichen sprachwissenschaftlichen Weise und Folge abgehandelt: die kurzen bezw. die langen Vokale, die echten und unechten kurzvokaligen Diphthonge, die langvokaligen Diphthonge (*ᾱι ηι ωι ηυ ωυ*), das Zusammentreffen von Vokalen im Innern eines Wortes oder im Satze, die Konsonanten (Spiranten, Nasale, Liquidae, Verschlufslaute, Doppelkonsonanten). Mag auch hin und wieder eine lautliche Einzelheit übergangen sein, von den häufiger auftretenden lautlichen Erscheinungen wird man keine vermissen. Wo eine Sache streitig ist, setzt sich Hoffmann mit den betreffenden Forschern auseinander und verzichtet selten auf das eigene Urteil. Mit grofsem Interesse las ich die zahlreichen Fälle der Assimilationen und Ausgleichungen, gegen welche die Dissimilation und Kontamination sehr zurücktritt, auch der Volksetymologie begegnet man nur selten; nicht minder interessant sind die Erscheinungen des Schwundes des Spiritus asper und des Digammas. Doch verzichte ich darauf, hier weitere Einzelheiten herausheben oder Bemerkungen zu machen. Wer darauf ausgeht, einzelne Aufstellungen zu bekämpfen oder für unrichtig zu erklären, der wird bei der Fülle des Materials sicherlich ganze Spalten füllen können. Das grofse Verdienst dieser umfassenden Arbeit wird dadurch nicht wesentlich geschmälert werden. Und es wäre nicht minder dankenswert, wenn es dem Verf. vergönnt wäre, die Darstellung der gesamten mundartlichen Entwickelung der herrlichen griechischen Sprache fortzusetzen und zu vollenden.

Colberg. H. Ziemer.

Xenophontis de republica Atheniensium qui inscribitur libellus. Recensuit, apparatu critico instruxit, indice verborum adauxit **Ernestus Kalinka**. Editio minor. Viennae 1898 in aedibus Alfredi Hoelderi. II u. 51 S. 8. 1,10 M.

Vor zwei Jahren hatte Kalinka „Prolegomena zur pseudoxenophontischen *Ἀθηναίων πολιτεία*" veröffentlicht (Wien. Stud. XVIII, 1896, S. 27—83) und darin über Komposition, Tendenz und Charakter, sowie Feststellung des Textes der eigenartigen Schrift in besonnener Weise und, wie ich glaube, meist auch mit Glück gehandelt. So konnte man sich von der dort (S. 53) verheifsenen Ausgabe Gutes versprechen.

K. legt nun zunächst eine kleinere Ausgabe vor. In der Einleitung fafst er alles auf die Entstehungszeit der Schrift (zwischen 430 und 424 v. Chr.) Bezügliche kurz zusammen und erläutert dann gegenüber den mannigfachen neueren Versuchen, durch Annahme von Lücken, Umstellung von Gedankenreihen und reichlichste Emendation des angeblich arg zerrütteten Textes die vermifste Klarheit im einzelnen wie den Zusammenhang des Ganzen wiederherzustellen, seine eigene Meinung (p. 2) so: 'Sed qui mente non praeoccupata adgredietur ad hunc libellum, omnia magis mi-

nusve bene se habere confitebitur dum modo aetatis qua scriptus est rationem habeat'. Damit ist, wie ich glaube, der richtige Standpunkt der Beurteilung gegeben. Die Anschauung K.s freilich, der Zweck der Schrift sei ein rhetorischer gewesen (S. 3), sie sei ein Produkt der damals aufkommenden 'ars in utramque partem de quaque re disputandi', vermag ich nicht zu teilen, und was er früher (a. a. O. S. 58) dafür beigebracht hat, reicht zur Begründung nicht aus. Die Ansicht R. Schölls (Die Anfänge einer politischen Litteratur bei den Griechen, 1890; vgl. jetzt auch Gomperz, Griech. Denker I, 1895, S. 398) von dem wissenschaftlichen Charakter der Schrift mit dem Grundgedanken des innigen Zusammenhangs zwischen athenischer Seeherrschaft und Demokratie dürfte die richtige sein.

Mit Recht betont der Herausgeber, dafs der eigenartige Charakter der *Ἀθηναίων πολιτεία* in Stil und Komposition eine besonders sorgfältige Beachtung der hs. Grundlage erfordere; er selbst ist demgemäfs verfahren. Auf S. 4—8 orientiert er dann über die Handschriften; mit Kirchhoff (3. Ausgabe, Berlin 1889) unterscheidet er zwei Klassen. Zur ersten und besseren gehören A (Vat. 1950) ('codex optimus', S. 4), B (Vat. 1335), der aber nicht, wie Kirchhoff annahm, von A abhängt, sondern mit ihm aus gemeinsamer Quelle stammt (S. 5), und C (Mutin. 145). Von den Hss. der zweiten Klasse ist nur M (Marcian. 511, bei Kirchhoff C), die aber schon offenbare Interpolationen aufweist, ein beschränkter Wert da beizumessen, wo die der ersten Klasse zweifellos verdorben sind. Für A stand dem Herausgeber eine vollständige, für B eine teilweise neue Kollation von J. Mesk zu Gebote; M hat er selbst neu verglichen.

Besonderen Wert legt er der Hs. C bei; sie zeichnet sich durch eine gröfsere Anzahl selbständiger Lesarten aus, von denen K. schon früher (a. a. O. S. 65 ff.) zu erweisen gesucht hat, dafs sie nicht auf die Weisheit eines Abschreibers (Kirchhoff S. V), sondern auf echte Überlieferung zurückgehen. Ja, er bezeichnete (a. a. O. S. 71) C als die beste Textesquelle, A als die weniger gute; vgl. aber jetzt seine Ausgabe S. 4 und 6, wo eine neue Erörterung des Gegenstandes in Aussicht gestellt wird. Einige gute Lesarten, die C eigentümlich sind, hat K. im Texte durch besonderen Druck ausgezeichnet, so I 6 *ἄν*, 13 *δυνατὸς* und *καὶ τριηραρχοῦσιν*, II 2 *θάλασσαν* (Kirchhoff schreibt mit Recht gleichmäfsig *ττ*, vgl. auch Meisterhans, Gramm. d. att. Inschr.[3] 1888 S. 77), 5 *οὐ δ' ἂν μὴ ᾖ, μὴ ἀποβῆται*, 11 *πρὸς* (zweimal), III 1 *δ'*, 11 *τοῦτο μέν*. Abgesehen von II 2 sprechen alle genannten Stellen für C.

Endlich giebt K. S. 8—15 eine sehr dankenswerte Zusammenstellung der wichtigsten älteren Litteratur und der vollständigen neueren über die *Ἀθηναίων πολιτεία* bis zum Schlusse des Jahres 1897.

Es folgt nun S. 16—29 der Text der Schrift mit knappem kritischen Apparat, der aber für den Handgebrauch z. B. in philologischen Seminaren, in denen das Büchlein gern behandelt wird, völlig ausreicht. In der Feststellung des Textes bewährt der Herausgeber seine in der Einleitung ausgesprochenen Grundsätze und bringt an einer Reihe von Stellen, die auf Grund falscher Voraussetzungen verdächtigt worden sind, die hs. La. wieder zu Ehren.

So unterscheidet sich sein Text von **Kirchhoffs** letzter Ausgabe, von Kleinigkeiten abgesehen, an ungefähr 60 Stellen. Mit Recht werden die überlieferten Lesarten zumal an folgenden Stellen wieder eingesetzt (ich füge Kirchhoffs Lesungen in Klammern bei): I 3, 1 *ἔπειτα* (*ἐπεί τοι*), — 3, 8 *ἕνεκα* (*ἔχουσαι*). — 6, 5 *ἐβουλεύοντο* (*ἐβούλευον*). — 9, 6 *ἀπὸ* (*ὑπὸ*). — 10, 4—6 ohne Lücken; doch ist zu *οἰηθείς* ein *τις* nicht zu entbehren, vgl. Kirchhoffs Apparat. — 7 *ἐσθῆτά τε* (*ἤσθηταί τε*). — 13, 2 sq. ohne Lücken. — 14, 7 *ἐξελαύνονται* (*ἐξελαύνουσι*). — 17, 4 *πράττειν* (*πράττει*). — II 4, 2 ff. *ἅπερ τοῖς τῆς γῆς ἐνίοτε, τέμνειν* (Lücke nach *γῆς*, ergänzt durch *οὐχ οἷόν τε, ἐνίοτε*). — 9, 7 ohne Lücke nach *ἱερεῖα*. — 12, 3 ohne Lücke nach *εἰσιν*. — 3 sq. *ποιῶν* (*πονῶν*). — 4 *διὰ τὴν θάλατταν* (*διὰ τὴν* [*ἀρχὴν τὴν κατὰ*] *θ.*). — 8 *ἐκ τῆς αὐτῆς πόλεως* (*ἔστι τῇ αὐτῇ πόλει*). — 14, 5 ohne Lücke nach *νῦν δὲ*. — III 5, 3 *γίγνηται* und *ὑβρίζωσι* (*γένηται* und *ὑβρίσωσι*). — 6, 1 *οὐκ οἴεσθαι* ⟨*χρὴ* mit Wachsmuth⟩ *χρῆναι διαδικάζειν* (*οὐκ οἴεσθε χρῆναι δικάζειν*). — 2 *διαδικάζεσθαι* (*δικάζεσθαι*). — 3 *διαδικάζειν* (*δικάζειν*). — 11, 2 ohne Lücke nach *αὐτοῖς*.

An einigen anderen Stellen aber geht der Herausgeber in dem Bestreben, die überlieferte Lesarten zu halten, zu weit. Mit Kirchhoff ist zu lesen: I 8, 6 *αὐτοῦ* (Kalinka *αὐτὸς*). — 14, 4 *χρηστοὶ* (nach Cobet; ⟨*ἐ*⟩*χυροί*, das dem hs. *ἰσχυροὶ* allerdings näher steht, giebt keinen befriedigenden Sinn). — II 6, 4 Lücke nach *εὐθηνούσης*, dgl. 7, 2 nach *ἄλλῃ* ⟨*ἀλ*⟩*λοις*. — 15, 6 *μηδένας* (Kal. *μηδέν*). — 7 *εἴ* [*τινες*] *στασιάσαιεν*, wo das Pron. nicht zu entbehren ist. — III 2, 2 ff. *βουλεύεσθαι* . . ., *πολλὰ δὲ καὶ* [*περὶ τῶν ἐν*] *συμμάχοις* (*συμμάχοις* direkt von *βουλεύεσθαι* abhängen zu lassen, geht in diesem Zusammenhange nicht an). — 3, 6 *πᾶσι διαπρᾶξαι ἡ πόλις,* [*πολλῶν ὄντων*] *τῶν δεομένων οὐχ ἱκανή,* wo *δεομένων* ohne ein Subjekt unklar bleibt. — 5, 1 *διὰ χρόνου δὲ δικάσαι* (Kal. ohne *δέ*, was aber an **dieser** Stelle zur Anknüpfung nicht zu entbehren ist, sich auch aus dem hs. *διαδικάσαι* leicht ergiebt. — 12, 3 *ὀλίγους μέντοι τινάς*; den Nominativ der Hss., den Kalinka aufrecht erhält, verträgt die Konstruktion nicht. Auch ein Schriftsteller, der wie unser unbekannter Verfasser mit dem werdenden Prosastil augenscheinlich noch ringt, kann doch an den eben genannten Stellen nicht so geschrieben haben, wie der Herausgeber, auch hier den Hss. folgend, gern annehmen möchte.

Andererseits ist auch Kalinka nicht blind gegen wirkliche Schäden der Überlieferung und hat einige gute ältere Konjekturen mit Recht aufgenommen, so I 3, 4 *κλήρῳ*, I 14, 1 *οἱ πλέονες* statt des unverständlichen *ἐκπλέοντες* der Hss., II 1, 3 sq. *ἥττους καὶ ⟨ὀλ⟩είζους*; letztere Form (das überlieferte *μείζους* ist nicht zu halten) ist grade in älteren attischen Inschriften gut bezeugt (s. Meisterhans a. a. O. S. 119 u. Anm.), III 7, 2 *ἀνάγκῃ τοίνυν, ἐὰν μ⟨ή⟩*, vgl. Wien. Stud. XVIII, 1896, S. 78 f., 82 u. ö.

Endlich hat der Herausgeber selbst in möglichst engem Anschlufs an die hs. La. mehrere beachtenswerte Emendationen geliefert. Für besonders gelungen halte ich I 2, 1 sq. *ὅτι δικαίως αὐτόθι ⟨δί⟩και⟨οι⟩ οἱ πένητες . . . . ἔχειν*. Kalinka selbst schrieb früher *φαίνονται*, Kirchhoff *δοκοῦσιν*, aber *δι* und *οι* konnten, weil dem *θι* und *οἱ* benachbart, leicht ausfallen; übrigens wird die Neigung des Autors, Wörter gleichen Stammes möglichst nahe bei einander zu gebrauchen, dadurch um ein neues Beispiel belegt. — 11, 5 *ἵνα λαμβάνω ⟨ὧ⟩ν μὲν πράττῃ τὰς ἀποφοράς*, (vgl. Näheres bei Kalinka a. a. O. S. 77 f.). Dagegen hat mich die Herstellung der verzweifelten Stelle II 17, die der Herausgeber (a. a. O. S. 80 ff.) nach Schenkls Vorgang versucht, nicht überzeugt.

Ein sehr sorgfältig hergestellter index verborum (S. 30—51), der für grammatische Untersuchungen eine nützliche Hülfe bieten wird, schliefst diese auch zierlich ausgestattete editio minor.

Der Herausgeber hat das Verdienst, nachgewiesen zu haben, dafs der Text unserer Schrift, wenn auch nicht besonders gut überliefert, so doch bei weitem nicht so zerrüttet ist, wie man bisher angenommen hat (s. auch noch Christ, Gesch. d. griech. Litt.[3] 1898 S. 356 oben), und daher unter Berücksichtigung des Umstandes, dafs wir vielleicht das älteste Litteraturwerk attischer Prosa vor uns haben, gegen hyperkritische Versuche in Schutz genommen werden mufs.

Eine gröfsere Ausgabe mit Kommentar (S. 8) soll im kommenden Jahre nachfolgen. Es wird eine lohnende Aufgabe sein, das vielfach zerstreute Material, das zumal in den letzten 30 Jahren und von deutschen Gelehrten zur Aufhellung des Inhalts der interessanten Schrift zusammengebracht worden ist, zum ersten Male (einige aufserhalb Deutschlands erschienene Kommentare kommen wenig in Betracht) im ganzen zu verwerten. Kalinka selbst hat in seinen „Prolegomena“ wichtige Beiträge dazu geliefert, und so dürfen wir auch seiner erklärenden Ausgabe mit den besten Erwartungen entgegensehen.

Berlin. R. Ullrich.

Clemens Klöpper, Französisches Real-Lexikon. Leipzig 1897, Rengersche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). Vollständig in etwa 25—30 Lieferungen à 6 Bogen. 8. Preis jeder Lieferung 2 M.

Die unleugbare Anerkennung, welche Herausgeber und Verleger mit ihrem Englischen Real-Lexikon gefunden haben, mag das Erscheinen des französischen Gegenstücks beschleunigt haben. Zweifellos wird das gar mancher willkommen heifsen, obgleich Lieferungsausgaben erhebliche Schattenseiten anhaften. Denn bei den durchaus unzulänglichen Hilfsmitteln, die uns in Deutschland zur Verfügung stehen, wenn wir uns über französische Realien unterrichten wollen, mufs ein Werk, wie das vorliegende, selbst wenn es vom Abschlufs noch ziemlich fern ist, jedem, mag er Romanist oder Historiker, Gewerbetreibender oder Kaufmann sein, doch schon manche Unterstützung gewähren.

Dem Prospekt zufolge soll unser Lexikon „ein Bild des fr. Volkes, seiner Lebensführung, seiner Sitten und Einrichtungen liefern, wie sie gegenwärtig sind, und wie sie ehedem waren". Ein derartiges Sachwörterbuch, das „vermöge seiner alphabetischen Anordnung, der prägnanten und dabei doch erschöpfenden Fassung der einzelnen Artikel jederzeit rasche und sichere Auskunft erteilt", ist, „auch wenn es bei der grofsen Ausdehnung der einzelnen Gebiete nicht alle Ansprüche befriedigen sollte", ähnlich wie es der Altphilologe und teilweise auch der Germanist zur Hand hat, von jeher ein Desiderium der Neuphilologen gewesen. Nun scheint dieser Wunsch in Erfüllung zu gehen. Schon der Name des Hrsgb. wie die seiner (30) Mitarbeiter bieten eine Gewähr, dafs wir es nicht mit vergänglicher Marktware zu thun haben. In der That kann die Fachwelt auf das Werk stolz sein: es ist geradezu erstaunlich, dafs auf den ersten Hieb etwas verhältnismäfsig so Vollkommenes geleistet worden ist. Um eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit zu geben, mögen nachstehende Punkte hervorgehoben werden. „Der Jurist, besonders wenn er das neue Bürgerliche Gesetzbuch studiert, mufs die Entstehung und die Bestimmungen des Code civil kennen, der ja in vielen deutschen Gegenden Eingang gefunden. Dem Theologen wird die Kenntnis der Freiheiten der gallikanischen Kirche, der pragmatischen Sanktion, der Klöster, Heiligtümer, Mönchsorden, religiösen Legenden, Sekten und konfessionellen Wirren willkommen sein. Der Philosoph mufs sich in die Lehren eines Abälard, Descartes, Malebranche, Helvetius vertiefen bis zum System des Positivisten Comte und seiner neuesten Anhänger. Der Sozialpolitiker kann an den Träumereien des Grafen Saint-Simon, den phalanstères des Charles Fourier, den Ideen von Louis Blanc nicht gleichgültig vorübergehen. Der Psycholog und Nervenarzt, der die Heilkraft des Hypnotismus zu erproben wünscht, mufs sich mit den Versuchen des Nervenpathologen Charcot in

Paris und der medizinischen Schule in Nancy bekannt machen. — Wie der Mann der Wissenschaft, so hat auch der Gewerbetreibende die Pflicht und das Bedürfnis, die Leistungen der Nachbarn im Westen zu prüfen und zu vergleichen. Der Architekt mufs wissen, wie sich der Geschmack der Reihe nach vom romanischen zum gotischen, Renaissance-, Barock- und Rokokostil gewendet hat. Der Schüler des Kunstgewerbes lernt die Erzeugung der Gobelins und die Porzellanfabrik in Sèvres kennen, der Uhrmacher die jacquemarts auf den Notredamekirchen, der Töpfer die faïences des Palissy, der Kartenfabrikant den Einflufs, den die Herstellung französischer Spielkarten auf Holzschnitt und Kupferstich ausgeübt. Der Weinhändler wird in die Keller der Bordeaux- und Burgunderweine geführt, lernt, wie der Cognac gebrannt und in einsamen Abteien die echte Chartreuse und der Benediktinerlikör gewonnen wird.“ — Hierzu kommt, dafs im erfreulichen Gegensatz zu manchem Konversationslexikon fast jeder Artikel Beweise von gründlicher Sachkenntnis und angemessener Darstellungsfähigkeit der Verfasser liefert; die wissenschaftlichen Belege und die Hinweise auf die Quellen sind besonders wertvolle Zugaben.

Bei der grofsen Zahl der Mitarbeiter, der Mannigfaltigkeit des Stoffes, kann man sich nicht wundern, dafs, wie der Hrsg. es selber fühlt, das Gleichmafs vermifst wird. So sind mehrfach rechtliche Erörterungen und Themata aus der Sagengeschichte etwas breit ausgefallen, während manche geschichtliche, erdkundliche und litterarhistorische Fragen eine stiefmütterliche Behandlung erfahren. In den drei ersten Lieferungen z. B. hat Ref. folgende Namen überhaupt nicht gefunden: Abel de Puyol, About, Achard, Ackermann Louise, Adam Adolphe Charles, Adam Juliette, Adam Lucien, Adémar, Adanson, Agassiz, Agincourt, Agoult = Daniel Stern, Agout, Aicard, Aimard, Aimoin, Aïssé, Alain = Alanus ab Insulis, Alard, Alaux, Albignac, d'Alembert, Alibert, Allix, Altaroche, Amaury-Duval, Ampère der Litteraturhistoriker, Anam, Ancelot, Andlau, Andral, Andrieux der Dichter, Anicet-Bourgeois. — Überflüssig sind Bemerkungen wie bei Aix: St. d. E. L. Marseille-Aix (in Wirklichkeit hat Aix auch mit Grenoble und Rognac Eisenbahnverbindung), oder bei Brest: St. d. E. L. Paris-Brest. Bei dem Artikel Ajaccio wären, da schon einmal die Dampferverbindungen mit Marseille, Bastia und Calvi genannt sind, der Vollständigkeit halber auch die mit Nizza und Propriano zu erwähnen. Der Diamantplatz ist angeführt, nicht aber der Palmenplatz mit dem Springbrunnen und dem Marmorbild Napoleons I. als Consul; auch hätte das Palais Fesch nicht übergangen werden sollen. Bei Aix-la-Chapelle fehlt die Bemerkung, dafs auf dem Kongrefs 1818 Frankreich der Heiligen Allianz beigetreten ist; bei Amiens ist die Kathedrale nicht erwähnt. Solche Ausführungen wie „Bamberg, im IX. Jhrh. Babinberg, dann Babenberg, vom Stamm:

Bab (vgl. Pappenheim, Babenhausen, Pfaffenkirchen), Förstemann, Altd. O. N. 178", gehören in ein Französisches Real-Lexikon nicht hinein. An innerem Widerspruch scheint folgende Stelle zu leiden (Ste 593): „Jérôme lebte nur für das Vergnügen. Er hatte einen glänzenden Hofstaat eingerichtet, der die Kräfte des kleinen Staates weit überstieg. In Kassel wurde toll gewirtschaftet. Wir haben darüber sehr genaue Berichte, die Reinhard, der Abgeordnete des Kaisers, nach Paris sandte. Natürlich erregte die Verschwendung Jérômes grofses Mifsvergnügen im Lande. Jérôme, der natürlichen Verstand besafs, berichtete darüber dem Kaiser. Da dieser aber seinen Bruder für unbedeutend hielt, gab er darauf nichts. So ging die Sache bis 1812".

Ref. will hier die Liste seiner Bemängelungen abbrechen; vielleicht werden sie dazu beitragen, dafs den ausstehenden Teilen des Werkes eine noch gröfsere Sorgfalt zugewendet wird. Schon der Umstand, dafs sich besonders in der 7. Lieferung Druckfehler bemerkbar machen, berechtigt zu einem solchen Wunsche.

Zum Schlufs ein Bedenken. Das ganze Werk ist auf 25 bis 30 Lieferungen veranschlagt. Nun reichen die dem Ref. vorliegenden Lieferungen 1—7 von A bis Bullant, haben also noch nicht einmal zwei Buchstaben erledigt. Da werden sich wohl die übrigen Buchstaben kaum derselben Ausführlichkeit erfreuen, oder der Anschlag wird erheblich überschritten werden müssen.

Deutsch Krone. A. Rohr.

---

1) Gerhards französische Schulausgaben.

Die Bearbeitung von Einzelausgaben neusprachlicher Schriftwerke ist neuerdings so sehr in Flufs gekommen, dafs bei der Fülle der Erscheinungen auf diesem Gebiete die Wahl zum Zweck der Schullektüre begreiflicherweise nicht immer leicht wird. Auch die Verlagshandlung von Raimund Gerhard in Leipzig und Wien hat eine Reihe französischer Schulausgaben aufzuweisen, die, was die Auswahl des Lesestoffes und die Berücksichtigung der erziehlichen Seite des Unterrichts betrifft, den bereits vorhandenen Sammlungen ohne Bedenken ebenbürtig an die Seite gestellt werden können. Besondere Beachtung verdienen Nr. 5 und Nr. 6 dieser Sammlung.

a) Nr. 5. Perdue. Par Henry Gréville. Im Auszug für den Unterricht herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Meta von Metsch. I. Teil: Text und Anmerkungen. Zweite, durchgesehene Auflage, 1898. Text VI u. 167, Anmerkungen 7 S. 8. kart. 1,50 M. — II. Teil: Wörterbuch, 28 S. 8. geh. 0,25 M.

Die Verfasserin, Mlle. Alice Fleury, eine geborene Pariserin, kam jung nach Petersburg, heiratete hier den Professor der

französischen Sprache an der École de droit, Mr. Durand, und veröffentlichte unter dem Pseudonym Henry Gréville in rascher Aufeinanderfolge eine Reihe von Romanen, in welchen vornehmlich die edlen und ansprechenden Züge des russischen Nationalcharakters in lebhaften Farben gezeichnet sind. Nach einem fünfzehnjährigen Aufenthalt in Petersburg siedelte sie mit ihrem Gemahl nach Paris über, wo ihr Talent zwar zuerst nicht der verdienten Beachtung gewürdigt wurde, nach dem Erscheinen einer Anzahl Romane in der „Revue des deux Mondes" aber, in denen die Schriftstellerin hauptsächlich das französische Volksleben schildert, allgemein die höchste Anerkennung fand.

Das vorliegende „Perdue" betitelte und in zweiter Auflage erschienene Büchlein führt uns nach Paris und macht uns mit Leben, Sprache und Sitten des gebildeten Pariser Mittelstandes bekannt.

Die Charakterentwickelung der Heldin Marcelle, die, durch Verkettung unglücklicher Umstände vater- und mutterlos geworden, in den Strafsen von Paris aufgefunden wird, ist ebenso fesselnd als von höchstem erziehlichen Werte. „Unter den schwierigsten äufseren Verhältnissen entfaltet sich Marcelles edle Gesinnung, auf dem Grunde der Pflichttreue und Wahrhaftigkeit wurzelnd." Nicht weniger interessiert der Charakter des Vaters, der in dem Streben nach Geldgewinn und inmitten des hastenden Lebens und Treibens Amerikas fast gänzlich seiner Heimat vergifst und nur durch die Sorge um seine Tochter und den Schmerz des Alleinseins wieder daran erinnert wird. Kurz „das ganze Buch predigt in eindringlicher, aber nicht aufdringlicher Weise gegen die Selbstsucht und lehrt eine klare und besonnene Auffassung der Verhältnisse des Lebens".

Die Erzählung — aus 39 mit besonderen Überschriften versehenen Kapiteln bestehend — empfiehlt sich vorzüglich zur Lektüre für die oberen Klassen von Mädchenschulen, verdient aber auch auf der mittleren Stufe der Gymnasien gelesen zu werden.

Dem Texte sind die nötigsten sachlichen und grammatischen Anmerkungen als Anhang angefügt; das als zweiter Teil besonders käufliche Wörterbuch ist mit grofser Sorgfalt ausgearbeitet, die Druckkorrektheit tadellos.

b) Nr. 6. Charlotte Corday. Drame en cinq actes en vers par François Ponsard. Für den Unterricht herausgegeben, sowie mit Anmerkungen und Wörterbuch versehen von Otto Weddigen. 1898. I. Teil: Text VI u. 138 S. 8. geh. 1,25 M. — II. Teil: Anmerkungen und Wörterbuch. 28 S. 8. geh. 0,25 M.

François Ponsard, Begründer einer im Gegensatz zur Romantik nüchternen Richtung und moderner Vertreter der klassischen Tragödie eines Racine, hat in dem vorliegenden Drama die vielbesungene Heldengestalt Charlotte Cordays verherrlicht.

Wenn auch nicht sein bedeutendstes dramatisches Werk, ist es wohl geeignet, in den Kanon der zu lesenden französischen Schulschriftsteller aufgenommen zu werden: entwirft es doch in leichter und mustergültiger Sprache ein getreues Bild von dem Treiben der französischen Revolutionsparteien, und spielt doch in ihm die Hauptrolle eine Persönlichkeit, welche auch ältere wie neuere deutsche Dichter gefeiert haben. Sonach hat Weddigen mit der Herausgabe dieses Dramas für den Unterricht einen guten Griff gethan.

Das Buch bringt zunächst eine kurze Biographie des Dichters und eine gedrängte Inhaltsangabe des Stückes. Die Anmerkungen enthalten meist historische und geographische Ergänzungen, geben aber auch die erforderlichen litteraturgeschichtlichen Hinweise und vereinzelt stilistische und grammatische Erklärungen. In dem Wörterbuche vermifst man manche zum Teil wenig bekannte Vokabeln wie *joute*, *manant*, *engeance*, *carmagnole*, *gravier* u. a. m. Zu den dem Texte angehängten Fehlerverbesserungen wären als Versehen irrelevanter Art hinzuzufügen das Fehlen eines Punktes S. 74 Z. 16 *nach nouveau* und S. 78 Z. 1 *nach Acte quatrième*, wogegen S. 134 Z. 20 der Punkt *nach produit* zu tilgen ist. Ferner ist S. 75 Z. 3 *toi* in *toi*, S. 86 Z. 13 *Ecoutez* in *Écoutez* und S. 93 Z. 24 *Camilie* in *Camille* zu ändern und in den Anmerkungen die Bemerkung zu S. 70 Z. 17 und 74, 13 schon S. 69 Z. 19 sowie die zu S. 72 Z. 22 schon S. 48 Z. 18 zu geben. Endlich ist in dem Wörterbuche die alphabetische Ordnung nicht durchgängig streng innegehalten worden.

2) Bilderhefte für den Sprachunterricht. Verlag von R. Voigtländer in Leipzig.

Zweierlei ist es, was die Verlagshandlung zum Versuche einer Herausgabe der vorliegenden Bilderhefte bestimmt hat: einmal das Bestreben der Neuzeit, den Unterricht in den Fremdsprachen durch „Hereinziehung von bildlichen Unterlagen“ recht lebendig zu machen, sodann die Forderung der neueren Lehrpläne, nach Möglichkeit in das Leben und die Eigenart des fremden Volkes einzudringen. Die Hefte sollen „je eine in sich abgeschlossene Schilderung von Land, Leuten und Sitten enthalten, aus der Feder gewandter Schriftsteller, in gutem, modernem, leicht verständlichem Französisch“. Der Veranschaulichung der Schilderungen ist durch eine Anzahl Abbildungen Rechnung getragen. Um recht aus dem Leben gegriffene Stoffe zu bieten, enthalten die bis jetzt erschienenen beiden ersten Hefte selbsterlebte Reisebegebnisse, welche mit geschichtlichem und kulturgeschichtlichem Beiwerk reichlich ausgeschmückt sind.

a) Heft 1. De Bayonne à Toulouse. Excursions de vacances. Par C. A. Ayrolle. Avec 21 gravures et un plan. 1898. 60 S. 0,80 M.

Die Schilderung eines mit Hülfe teils des Dampfrosses, teils des Wanderstabes unternommenen Ferienausfluges, der sich über

das südwestliche Frankreich von Bayonne bis nach Toulouse längs des Nordrandes der Pyrenäen erstreckt, bildet den Inhalt dieses Heftes. Auf die Einleitung (S. 5) folgen 8 Kapitel (I. Bayonne et Biarritz. II. Au Pays basque. III. Pau. IV. La vallée d'Ossau. V. La haute vallée du Gave de Pau. VI. La vallée d'Adour. VII. Bagnères-de-Luchon et la vallée de la Garonne. VIII. Toulouse), in welchen ein von der Natur bevorzugter Teil Südfrankreichs mit seinen Städten, Flufsthälern, Seen und Gebirgspartien der Pyrenäen zur anschaulichen Beschreibung gelangt. Die eingestreuten Schilderungen des Aufenthaltes auf dem „rocher de Curculon" (S. 10) und beim „bon curé d'Itxassou (S. 11), des Kyklon (S. 27), der „brèche de Roland" (S. 42) u. a. m. fördern das Interesse an der Lektüre und halten es in fortgesetzter Spannung. In höchst anregender Weise wirken auch die fast durchgängig sauber und scharf ausgeführten Abbildungen, welche die Landschaften panoramaartig zu Gesicht bringen und wesentlich zur Erläuterung der Darstellung beitragen.

Die Ausstattung läfst nichts zu wünschen übrig, der Druck ist ziemlich korrekt. Aufgefallen ist S. 1 Z. 5 v. o. *très-heureux*; S. 9 Z. 14 v. u. *ies*; S. 10 Z. 1 v. u. *tout a l'heure*; S. 11 Z. 2 v. o. *egayé*; S. 16 Z. 14 v. u. *reservées*; S. 18 Z. 1 v. o. *Mals* und Z. 4 v. u. *hativement*; S. 24 Z. 10 v. o. *il gravèrent*; S. 28 Z. 20 v. u. *dèjà*; S. 48 Z. 17 v. o. *abondonnées*; S. 49 Z. 21 v. u. *déja*; S. 53 Z. 8 v. u. *nne*; S. 58 Z. 20 v. u. *très-agréable*. Aufserdem *é* (S. 22 Z. 13 v. u. und S. 48 Z. 16 v. u.) und *aprés* (S. 33 Z. 13 v. u.).

b) Heft 2. Le long de la mer bleue à bicyclette. Lettres de voyage par A. Moulin. Avec 29 gravures et un plan. 1898. 57 S. 0,80 M.

Das Heft bringt in Briefform Reiseberichte eines 17jährigen Schülers der Prima an seinen Lehrer. Ein gleichaltriger, landeskundiger Freund und unser junger Berichterstatter unternehmen auf dem unvermeidlichen Stahlrosse eine Reise längs dem französischen Gestade am mittelländischen Meere (golfe du lion) zwischen Marseille und Perpignan (Cerbère). In 10 Tagen werden die wichtigsten Städte dieses Landstrichs, darunter Avignon, Nîmes, Aigues-Mortes, Montpellier, Cette, Beziers, Narbonne, Perpignan, Cerbère, Arles, Saintes-Maries, Marseille, besucht, ihre Denkmäler und Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen und die Erlebnisse eines jeden Tages in einem mehr oder minder umfangreichen Briefe niedergelegt. Als besonders lesenswerte Partien verdienen hervorgehoben zu werden „Les Arènes de Nîmes (S. 18), La maison Carrée (S. 19), Les Arènes d'Arles pendant une course de taureau (S. 44 f.), Marseille, la reine de la Méditerranée (S. 51 ff.) und Le palais de Longchamp, le joyau de Marseille (S. 52). Daneben finden sich interessante Einschiebsel wie die niedliche Episode vom „Bachelier de Nîmes" (S. 17), von

Alexandre Dumas und dem Dichter und Bäcker von Nimes (S. 19 f.) und dem biedern Gefängnisaufseher, welcher sich als Bauchredner entpuppt (S. 55). Über die Abbildungen gilt das unter Nr. 1 Gesagte, desgleichen über Ausstattung und Druck. Beim Durchlesen fand sich *plutó* (S. 5 Z. 3 v. o.), *á* (S. 7 Z. 21 v. o. und S. 15 Z. 17 v. o.), *célébre* (S. 25 Z. 5 v. o.) und *n'est-elle par* (S. 54 Z. 14 v. o.).

Salzwedel i. A. K. Brandt.

Erich Brandenburg, Moritz von Sachsen. Erster Band: Bis zur Wittenberger Kapitulation (1547). Leipzig 1898, B. G. Teubner. VIII u. 557 S. gr. 8. geh. 12 M.

Moritz von Sachsen ist von der Zeit seines Lebens an bis heute sehr verschieden beurteilt, bald als Verräter des deutschen Protestantentums gebrandmarkt, bald als sein Retter gefeiert worden. Während ihn die einen für einen Gauner und Glücksritter halten, etwa wie es die italienischen Condottieri der Renaissancezeit waren, sehen die andern in ihm einen kalt, schlau und skrupellos rechnenden Diplomaten im Stile Macchiavellis oder Karls V., noch andere einen von den höchsten Gedanken und Zielen erfüllten nationalen Helden. Kein Zweifel aber kann darüber aufkommen, dafs seine Wirksamkeit, so kurz sie war, für die Geschichte der Reformationszeit, nicht blofs seines engeren sächsischen Vaterlandes, sondern des gesamten Deutschlands, die gröfste Bedeutung erlangt hat. Popularität zu erwerben war seine vielverschlungene Politik nicht geeignet; aber es war ein Unheil für Deutschland, dafs der Platz, den Moritz eingenommen, nach seinem Tode leer blieb, und mit Recht feiert ihn ein gleichzeitiges Lied in folgenden Versen:

Mit schwarz thu dich bekleiden
O teutsche Nation,
Rew, klag und hab grofs leiden,
Itz ist dein held davon.
Deins reiches schutz und vatergut,
Moritz der Fürst von Sachsen
Der hat ein starken muth.

Oft kam er triumphirend
Mit fahnen aus dem krieg.
Da halfst du jubiliren,
Denn dein feind war sein sieg:
Nu sich umbs grab die fahnen an,
Weil er in krieg ist blieben,
So trauert jedermann.

Eine dem heutigen Stand der Forschung entsprechende Biographie fehlte bis jetzt. Von Langenns zweibändiges Buch, 1841 erschienen, für die Zeit nach der Wittenberger Kapitulation gegenwärtig noch immer das beste, ist vielfach unkritisch und durch eine ganze Reihe tüchtigere inzwischen eröffnete Einzelarbeiten gründlich überholt. Georg Voigt hat nur über die Zeit des Schmalkaldischen Krieges selbständige Forschungen angestellt; in dem vorausgehenden Abschnitte seines Buches „Moritz von Sachsen 1541—1547“ (1876) hat er nur das durch von Langenn zusammengetragene Material verwertet und daraus gemacht, was

daraus zu machen war. Die Darstellungen aber der Anfänge von Moritzens Regierung, die bisher erschienen sind, begehen, weil auf ungenügenden Archivstudien fufsend, den Fehler zu glauben, er sei schon damals ein fertiger Staatsmann, ein diplomatischer Rechenmeister ersten Ranges gewesen. Brandenburg hat sich endlich und offenbar mit bestem Erfolg auf Grund einer systematischen Durcharbeitung des ganzen seiner Kanzlei entstammenden Aktenmateriales, das besonders in Dresden, Marburg und Weimar lagert, bemüht zu zeigen, wie er bei Antritt seiner Regierung wirklich beschaffen war und allmählich anders wurde, welche Parteien an seinem Hofe um die Herrschaft rangen, welche Männer ihn beeinflufsten, ja anfangs leiteten.

Der neue Beherrscher des albertinischen Herzogtums war, als er die Aufgabe bekam, die so vielfach verfehlte Regierung seines Vaters fortzuführen und in bessere Bahnen zu lenken, und das in einer Zeit, die die höchsten Anforderungen an einen Regenten stellte, ein Fürst, der ohne religiöses und überhaupt geistiges Interesse, ohne Neigung für die kleinen täglichen Geschäfte der Landesverwaltung, ohne feste politische Anschauungen und Ziele, vorläufig keinen weiteren Gesichtskreis hatte, als Krieg, Jagd, Wein und Weib. Erfüllt von starkem Selbstbewufstsein und grofser Eifersucht auf seine landesherrlichen Rechte, ausgerüstet mit scharfem Verstand und der Fähigkeit zu schnellem Entschlufs, war er stets geneigt zu rücksichtslosem Draufgehen nach den Impulsen des Augenblicks. Mit der Wahrheit oder dem gegebenen Wort nahm er es nicht allzugenau, wenn sein Vorteil deren Hintansetzung zu fordern schien. Dieser Fürst aber war ein junger Mann von zwanzig Jahren und bei seiner gänzlichen Unerfahrenheit in den Geschäften von fremdem Rat und Einflufs vielfach abhängig. Wenn freilich einmal sein persönliches Interesse an eine Angelegenheit erweckt war, bestand er eigensinnig auf seinen Willen. „Wo er seinen Kopf hinstreckt, da ist er nicht wohl zu wenden", sagte einmal Carlowitz von ihm. Es war von grofser Bedeutung, wem es gelingen würde, sein Vertrauen zu gewinnen und ihn für bestimmte Ziele zu interessieren. Es war das um so wichtiger, als die Regierung Heinrichs aus Schwäche und Ängstlichkeit eine neutrale Stellung zwischen den grofsen Parteien eingenommen hatte und so dem Nachfolger des willenlosen Greises freie Hand blieb, sich in den wichtigsten Fragen, ungebunden durch eine feststehende Tradition nach eigenem Ermessen zu entscheiden.

Georg von Carlowitz war es, der, oft freilich mühsam genug, die Schritte von Moritz lenkte und ihm die Neutralität für den Fall eines grofsen Religionskrieges als das für sein Land erstrebenswerte Ziel zeigte. Bald nach des Herzogs Rückkehr aus Frankreich änderte sich das vollständig; Carlowitz zog sich vom Hofe zurück, und Moritz mufste nun lernen, sich allein in den

politischen Fragen zurecht zu finden. Viel mehr als bisher war Moritz von jetzt an auf eigene Entschlufsfassung und ganz besonders auf eigene regelmäfsige Mitarbeit in Politik und Verwaltung angewiesen, denn kein anderer Ratgeber hat je einen ähnlichen Einflufs auf ihn erlangt, wie der bisherige leitende Staatsmann. Man kann wohl sagen: der Rücktritt von Carlowitz bedeutet erst den eigentlichen Anfang der selbständigen Regierung des Herzogs Moritz. Hatte Carlowitz eine protestantische Hierarchie einrichten wollen, so waren daneben immer Stimmen im herzoglichen Rate vorhanden gewesen, die für eine weniger monarchische Einrichtung des Kirchenregimentes eintraten. Sie wollten die höchste christliche Disziplinargewalt nicht in die Hände eines Bischofs, sondern einer kollegialisch zusammengesetzten Behörde, eines Konsistoriums nach kursächsischem Vorbild, gelegt wissen. Von Anfang an war von dessen Einrichtung gesprochen worden; aber in dem Plane von Carlowitz hatte es keine Stelle; und solange dieser am Ruder war, trat es trotz aller Beratungen darüber nicht ins Leben. Sobald aber Carlowitz gegangen war, beschlofs man, zwei Konsistorien an den Sitzen der Bischöfe, in Merseburg und Meifsen, zu errichten, von denen jedes mit zwei Juristen und zwei Theologen besetzt werden und in wichtigen Fragen bei dem anderen Konsistorium und der Universität Rat holen sollte. Wurde auf dem Gebiete der kirchlichen Organisation das von Carlowitz begonnene Gebäude nach dem Rücktritt seines Urhebers umgestaltet und in anderer Art weitergeführt, als dieser es geplant hatte, so ging es auch auf weltlichem Gebiet. Immer schroffer trat die Regierung dem Adel gegenüber, immer fester stützte sie sich auf das bürgerliche Berufsbeamtentum. Der Herzog war auf dem besten Wege, sein lange erstrebtes Ziel zu erreichen und das Steuerbewilligungsrecht des Landtages mit Hilfe der gefügigen Ausschüsse zu umgehen. Der Groll des Adels wuchs, konnte sich aber nur im Stillen und vereinzelt äufsern, da kein Landtag berufen wurde.

Von den deutschen Fürsten übten längere Zeit der Landgraf von Hessen einen grofsen Einflufs auf Moritz. Philipp knüpfte mit Carlowitz, dann mit Komerstadt einen vertraulichen Briefwechsel an, um durch diese Männer auf seinen Schwiegersohn einzuwirken. Festes Zusammenhalten mit den übrigen Protestanten, das war Philipps Ratschlag, Moritz war nicht ganz dieser Meinung; wie weit er etwa zu gehen gedachte, zeigt die Antwort, die er darauf gab; sie enthält in kurzen Zügen seine Ansicht über die politische Lage und darf wohl als die erste Äufserung seiner persönlichen Meinung darüber angesehen werden. Nach des Herzogs Meinung sind drei grofse Gegensätze vorhanden; zuerst der zwischen dem Kaiser und den Protestanten; er betrifft vornehmlich die geistlichen Güter und ist sehr schwer auszugleichen; sodann der zwischen dem Papst und den Protestanten; er betrifft

die Lehre und die geistlichen Güter und kann allein durch Gott beseitigt werden; endlich der zwischen den Türken und allen Christen. Der Türke ist, weil er alle bedrohte, der gefährlichste Feind, an dessen Unschädlichmachung zwar fürs erste gar nicht zu denken ist, dem aber vor allen Dingen entgegengetreten werden mufs. Bezüglich der Lehre ist nicht mit Gewifsheit zu sagen, wie sie bei der ersten Stiftung der Kirche gewesen ist. Sollte es aber deswegen zum Kampfe kommen, so wird zweifellos die Mehrzahl der deutschen Nation auf der protestantischen Seite stehen. Moritz erklärt, gleichfalls mit allem Vermögen für die protestantische Sache eintreten zu wollen, und schlägt vor, dafs der Kurfürst, der Landgraf, er selber und „wen wir sonst rechtschaffen dazu geneigt vermerken", bestimmte Abmachungen für diesen Fall treffen möchten. Was endlich die geistlichen Güter betrifft, so müssen alle Protestanten vor dem Reichstage die Erklärung abgeben, dafs sie die von ihnen eingezogenen Stifter nur zum allgemeinen Nutzen verwenden würden und niemanden weiter anzugreifen gedächten; dagegen müssen sie eine Versicherung verlangen, dafs auch sie nicht angegriffen werden würden, wenn nachher der Türke besiegt sei. Diese Äufserungen zeigen uns, wie des jungen Herzogs Gedankenkreis nach dem Rücktritte von Carlowitz beschaffen war. Wer an dem Streite um die Glaubenslehre recht habe, diese Frage läfst er unentschieden; man merkt, dafs sie ihm ziemlich gleichgiltig ist. Es stimmt völlig damit überein, wenn er um dieselbe Zeit gelegentlich des wieder heftiger werdenden Streites zwischen Luther und den Anhängern Zwinglis sich dahin ausspricht, die Theologen sollten doch endlich Frieden halten, damit das Volk durch ihre Streitigkeiten nicht weiter verwirrt werde. Daher erscheint ihm als Kern des konfessionellen Gegensatzes der Streit um den Besitz der geistlichen Güter. Da er in seinem Lande die Säkularisation durchgeführt hat, mufs auch er den Sieg des Katholizismus fürchten; das treibt ihn zum Anschlufs an die übrigen Protestanten. Ob der konfessionelle Gegensatz oder der Kampf aller Christen gegen die Türken wichtiger sei, darüber ist sein früher ganz der zweiten Entscheidung zuneigendes Urteil jetzt durch die Ausführungen Philipps von Hessen schwankend geworden.

Seit dem Rücktritt des alten Carlowitz standen sich am Dresdener Hofe zwei Parteien gegenüber, deren wechselnder Einflufs auf den jungen Herzog das Schwanken der albertinischen Politik in diesen Monaten bedingte. Die eine, zu der wohl Moritz selbst am meisten hinneigte und die ihren Hauptvertreter in Dr. Komerstadt fand, wollte der vom Trienter Konzile und den Plänen des Kaisers allen Protestanten drohenden Gefahr gegenüber engeren Anschlufs als bisher an die Führer des Schmalkaldischen Bundes nehmen, ohne jedoch einen offenen Bruch mit den Habsburgern herbeizuführen. Diese Partei war der Ansicht, dafs der

Kaiser einen Angriff gar nicht wagen werde, wenn er sehe, dafs die Protestanten in der Forderung eines unparteiischen, vom Papste gänzlich unbeeinflufsten Konzils und eines bis dahin zu gewährenden unbedingten Religionsfriedens einig seien; freilich dürften auch die Protestanten sich nicht auf eine Politik der reinen Obstruktion beschränken, sondern müfsten, falls der Friede bewilligt werde, nicht nur in ausgiebigem Mafse Türkenhilfe leisten, sondern auch bei einem weiteren Religionsgespräche so viel in dogmatischen Fragen nachgeben, wie mit gutem Gewissen irgend möglich sei, über Ort, Zeit und Zusammensetzung des von ihnen begehrten Konziles bestimmte Vorschläge machen und vor allen Dingen eine einheitliche Ordnung für die Verwendung der geistlichen Güter, eine gemeinsame Kirchenordnung und gleichmäfsige Bestimmungen über Lehre und Leben der Geistlichen aufrichten. Die Regellosigkeit und Mannigfaltigkeit der reformatorischen Bewegung galt als Makel, weil dadurch die Autorität der Kirche beim Volke sinke, durch Verständigung über eine einheitliche Form der protestantischen Lehre und des Gottesdienstes zwischen den Füsten sollte dieser Makel beseitigt, die Bewegung gleichsam legitimiert und die Anerkennung ihrer Resultate dem Kaiser erleichtert werden. Durch solche Mafsregeln hoffte man den Frieden zu erhalten und der peinlichen Wahl zu entgehen zwischen den Glaubensgenossen, an welche Verwandtschaft und gleiches Interesse in der Frage der säkularisierten Güter den Herzog knüpften, und den Habsburgern, die, wie wir gleich sehen werden, den Dresdener Staatsmännern schon damals als die wahrscheinlichen Sieger galten, wenn es doch zum Kampfe kommen sollte. Darin, dafs sie für diesen letzteren Fall gar keine bestimmten Pläne hatte, lag die Schwäche dieser Partei.

Die Gegner dieser Partei, zu denen Christoph von Carlowitz und Dr. Ludwig Fuchs gerechnet werden müssen, waren im stillen wohl schon der Meinung, dafs der Kampf unvermeidlich sei, dafs man ihn an der Seite des Kaisers durchfechten und zu einer Abrechnuug mit den verhafsten Ernestinern benutzen müsse. Aber das wagten sie ihrem Herrn nicht offen zu sagen, da sie dessen Freundschaft für den Landgrafen und seine Abneigung gegen das Trienter Konzil in Rechnung ziehen mufsten. Sie begnügten sich also, alle Kriegsabsichten der Habsburger wegzuleugnen; waren solche nicht vorhanden, dann fiel ja jeder Grund zur Annäherung an die Schmalkaldener fort. Sie hoben ferner mit Eifer alle trennenden Momente hervor, die zwischen Moritz und dem Bunde standen; die nachbarlichen Reibereien, den Streit um Magdeburg, des Herzogs persönliche Abneigung gegen seinen Vetter wufsten sie zu benutzen. Andererseits suchten sie ihren jungen Herrn wieder in persönlichen Verkehr mit den Habsburgern zu bringen; Carlowitz fragte bei Granvelle an, ob der Kaiser nicht Moritz auffordern wolle, ihn nach Mailand zu begleiten, wenn es zu einem

Zuge dahin komme. Weiter wagten sie sich zunächst nicht vor. Es kam ihnen aufserordentlich zu statten, dafs auch der Herzog und Komerstadt an dem alten aus Georgs Zeiten überlieferten Grundsatze festhielten, man müsse dem Kaiser als der Obrigkeit solange gehorchen, als es irgend mit gutem Gewissen geschehen könne. Es kam bei dessen Anwendung aber auf die Weite des Gewissens an.

Das gesamte Verhalten des Herzogs Moritz gegenüber dem Ausbruch des Schmalkaldener Krieges wird gewöhnlich wesentlich anders aufgefafst als von Brandenburg. Man hat die Politik des Herzogs als eine von Anfang an zielbewufste, durch und durch skrupellose und hinterlistige bezeichnet. Von Anfang, so denkt man sich dann den Zusammenhang, hat Moritz die Absicht gehabt, aufser Magdeburg und Halberstadt auch Kursachsen zu gewinnen, was für ihn natürlich nur im Bunde mit dem Kaiser gegen die Schmalkaldener möglich war. Am klarsten und ausführlichsten vertritt diese Ansicht Voigt, Moritz von Sachsen S. 143—210; ähnlich auch Mauernbrecher, Hist. Ztschr. XX 296 ff. und Studien und Skizzen z. Gesch. der Reformationszeit S. 159 ff. und Ranke, Deutsche Gesch. IV[6] 298 f. und 324 f. Sein erster Erfolg, so etwa lautet der Gedankenzusammenhang dieser Anschauung, war der Abschlufs des Regensburger Vertrages, der ihm die gewünschte Erwerbung in Aussicht stellte. Durch die Machtentfaltung der Schmalkaldener bedenklich gemacht, knüpfte er auch mit diesen an; bis in den September 1546 hinein verstand er es, seine Beziehungen zu beiden Teilen so einzurichten, dafs er sowohl mit dem einen wie mit dem andern gehen konnte, je nach den ihm in Aussicht gestellten Vorteilen und der Kriegslage. Hätten ihm die Schmalkaldener ihrerseits Magdeburg und Halberstadt überlassen, so wäre Moritz vielleicht mit ihnen gegangen. Erst als sich deutlich zeigte, dafs von ihnen kein Zugeständnis dieser Art zu erlangen sei, begann er auf die Mahnungen des Königs Ferdinand zur Verabredung gemeinsamen Vorgehens mit den Habsburgern ernstlich einzugehen. Auch diese Verhandlungen hat er dann benutzt, um in raffiniertester Weise den Habsburgern ein Zugeständnis nach dem andern für seine Hilfe abzupressen, bis er alles erreichte, was er wollte: die Kur, Kursachsen und die Stifter. Sobald er dessen sicher war, schlug er los. Das ganze war für ihn ein Handelsgeschäft: er suchte nun die beiden Brüder unter einander zu steigern; als er sah, dafs von dem einen wenig oder nichts, von dem andern alles zu haben sei, schlofs er mit dem letzteren ab. Durch seinen Zutritt zur habsburgischen katholischen Partei entschied er auch den bis dahin noch unentschiedenen Kampf an der Donau.

Wer des Herzogs Verhalten so beurteilt, mufs alles, was er und seine Räte vom Juli bis in den Oktober 1546 geschrieben und gesprochen haben, für Lügen erklären. Er mufs die Land-

stände für gefügige Puppen halten, die der Herzog durch seine Räte dirigieren liefs; er mufs die immer wiederkehrenden Vermittelungspläne als niemals ernst gemeinte Vorwände ansehen, um die Parteien hinzuhalten, er mufs Karl V. und Ferdinand als die Überlisteten hinstellen gegenüber dem jungen diplomatischen Genie. Das alles ist ohne ganz gewaltsame Behandlung der Quellen unmöglich.

Aber es sind auch wohl gar nicht die Quellen gewesen, die diese Anschauung gezeitigt haben, sondern vielmehr die herrschende Vorstellung vom Charakter und den Fähigkeiten des Herzogs Moritz. Brandenburg hat aber allerdings überzeugend gezeigt, dafs Moritz im Jahre 1546 noch keineswegs der gewiegte Diplomat war, als der er uns einige Jahre später entgegentritt. Er stand noch in der Lehrzeit als Staatsmann; erst der Schmalkaldische Krieg und die darauf folgenden Verhandlungen haben ihn die Mittel der habsburgischen Staatskunst kennen und würdigen gelehrt. Die von Brandenburg entwickelte Auffassung ist nicht nur mit den Quellen in Übereinstimmung, sondern auch in sich völlig verständlich. Ein junger Fürst von 25 Jahren, selbstbewufst, ehrgeizig, ohne stärkere religiöse oder geistige Interessen, ohne umfassende politische und diplomatische Erfahrung, umgeben von einer Anzahl geschäftserfahrener, meist katholisch und habsburgisch gesinnter Räte, hinter denen die evangelischen Mitglieder seiner Umgebung an Geist und Einflufs zurücktreten, durch nachbarliche Zänkereien, Verschiedenheit der Anlage und einen starken Interessengegensatz in der Magdeburgischen Frage mit dem einen Haupte des Schmalkaldischen Bundes unheilbar verfeindet, durch persönliche Zuneigung und Familienbande mit dem anderen Haupte dieses Bundes aufs engste verbunden, sieht sich von beiden Parteien umworben, als der Krieg auszubrechen droht. Von den Schmalkaldenern hat er nichts zu erwarten, falls sie siegen, als Nachteile: neue nachbarliche Reibereien und völlige Verdrängung aus den ersehnten Stiftern, von den Habsburgern werden ihm die beruhigendsten Erklärungen, dafs an eine Bedrohung der Religion nicht zu denken sei; diese Partei will nichts von ihm als Neutralität, dafür soll er durch die Stifter und Kursachsen belohnt werden. Seine Räte stellen ihm zudem fortwährend vor, dafs die habsburgische Übermacht, besonders an Geldmitteln, erdrückend, dafs an einen protestantischen Sieg nicht zu denken sei; so läfst er sich bewegen, nach Regensburg zur Besprechung mit dem Kaiser zu gehen. Nach langen Verhandlungen unterschreibt er einen Vertrag, der ihn verpflichtet, den Schmalkaldenern nicht zu helfen, in der Hoffnung, dafs der Kaiser selbst ihm nun jene Versprechungen wiederholen werde. Aber nun erlebt er erste Enttäuschung; er soll Kursachsen nur erhalten, wenn er es selbst erobert, und die Stifter endgiltig nur dann, wenn er sich der Entscheidung des Trienter Konzils unterwirft. Da es seine Ab-

sicht nicht ist, gegen die Schmalkaldener überhaupt und gegen seinen Schwiegervater insbesondere zu fechten, so beschliefst er nun, völlig neutral zu bleiben, womöglich noch jetzt eine Versöhnung zu vermitteln. Er läfst sich von seiner Landschaft, deren einflufsreichste Glieder ihm wegen seiner inneren Politik bitter grollen, nur ein kleines Truppenkorps zur Besetzung der Festungen bewilligen. Im übrigen rüstet er nicht; keinerlei Anzeichen, dafs er an ein Eingreifen in den Krieg denkt. Da rüstet sich König Ferdinand, von Böhmen her Kursachsen anzugreifen; er läfst dem Herzoge keinen Zweifel darüber, dafs er selbst zu behalten gedenkt, was er erobert; es ist Gefahr vorhanden, dafs Kursachsen in die Hände eines dritten gerät, dem Hause Wettin ganz verloren geht. Als seine Vermittelung von den Schmalkaldenern wiederholt abgelehnt wird, als der Plan, einen ostdeutschen Neutralitätsbund zustande zu bringen, im wesentlichen gescheitert ist und die böhmische Gefahr immer dringender wird, entschliefst sich Moritz endlich, selbst nach Prag zu reisen. Er überzeugt sich hier von der bestimmten Absicht Ferdinands zum Angriff, von den Truppenansammlungen, die in Nordböhmen stattfinden; da entschliefst er sich, den Kurstaat doch lieber selbst zu besetzen, gleichzeitig läfst er seinem Vetter Johann Friedrich anbieten, falls dieser mit dem Kaiser Frieden geschlossen habe, werde er über das jetzt von ihm zu besetzende Land sich nach Spruch der Landschaft mit ihm vergleichen.

Das ist der Hergang, wie ihn die Quellen zeigen. Aus dem Quellenmaterial sind bisher nur einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Notizen gedruckt. Brandenburg wird das in Betracht kommende Material in der von der Kgl. Sächsischen Kommission für Geschichte ihm übertragenen Publikation von Aktenstücken zur Geschichte des Herzogs Moritz vollständig vorlegen. Die aus diesem Aktenmaterial sich ergebende historische Wahrheit ist, dafs Moritz nicht seine Hilfe in diesem Kriege dem Meistbietenden verkauft hat, dafs er vielmehr unpolitisch genug dachte, neutral der Entscheidung zusehen und, wer auch siege, unangegriffen bleiben zu können, dafs aber der Zwang der Umstände und die überlegene politische Kunst der Habsburger ihn schliefslich aus dieser unklug gewählten Stellung hinausmanövrierte und zum Eingreifen in den Kampf zwang.

Auch die Darstellung des Schmalkaldischen Krieges, der bereits von Voigt ausführlich unter Benutzung des gesamten einschlägigen Materiales erzählt worden ist (Moritz von Sachsen S. 211 ff.), ist von Brandenburg nicht ohne wesentliche Ergänzungen oder Abweichungen vorgeführt worden.

Der Krieg an der Donau hatte, nachdem die Schmalkaldener ihre anfängliche Überlegenheit auszunützen versäumt hatten, eine dem Kaiser immer günstigere Wendung genommen. Es war Karl gelungen, immer weiter donauaufwärts zu dringen, während die

Gegner seinen Schritten folgten, ihn aber nicht anzugreifen wagten; es war ihm gelungen, sich ohne Kampf mit den aus den Niederlanden vom Grafen von Büren herangeführten Streitkräften zu vereinigen; seitdem hatte er die Überlegenheit. Da aber kein Teil es auf eine Schlacht ankommen lassen wollte, so hing der Ausgang des Donaufeldzuges wesentlich davon ab, wer seine Truppen länger werde zusammenhalten können trotz der ungünstigen nafskalten Witterung und trotz des auf beiden Seiten herrschenden Geldmangels; denn wenn sie nicht mehr bezahlt wurden, liefen die Söldner davon. Die Witterung richtete in dem zum Teile aus Südländern bestehenden Heere Karls gröfseren Schaden an; aber der Geldmangel machte sich in viel stärkerem Mafse bei den Schmalkaldenern geltend; und das hat nach Brandenburgs Anschauung, welche auf den in Marburg aufbewahrten Korrespondenzen zwischen den Bundeshauptleuten, der Ulmer Bundesversammlung und den einzelnen Bundesgliedern beruht, den Krieg entschieden. Die bisher herrschende Ansicht ist, dafs der Angriff des Herzogs Moritz auf Sachsen indirekt auch den Donaufeldzug entschieden habe. Hierüber s. Brandenburg S. 500.

Mehr geschoben als zielbewufst handelnd trat Moritz in einen Bund mit den Habsburgern, geriet dann in den Krieg. Aber als er einmal darin stand, da fühlte er sich wieder ganz in seinem Element. Im Kriegsrate immer zu schnellem Handeln ohne ängstliches Abwägen der Gefahr drängend, im Kampfe selbst immer unter den Vordersten, immer der erste und letzte im Sattel, so zeigt er sich uns während des Schmalkaldener Krieges, wie in der Wurzener Fehde, wie in Ungarn, wie in Frankreich. Was er that, das that er ganz. Seit der Kampf zwischen ihm und Johann Friedrich ausgebrochen war, dachte er an keine Versöhnung mehr, an keine Rückkehr in den alten Zustand des faulen Friedens. Selbst in den Zeiten, wo seine Standhaftigkeit auf die härteste Probe gestellt wurde, nach der Rochlitzer Niederlage im März, ist er nie mutlos geworden, blieb er immer fest und entschlossen, jetzt auszuhalten, es koste, was es wolle.

Diese schwere Zeit hat seine Selbständigkeit gestärkt. Viele von den Räten, die ihm einst mit zum Kriege geraten hatten, sah er schwankend werden und das Geschehene beklagen, als es schlecht zu gehen schien. Er sah, dafs er sich nur auf sich ganz verlassen könne. Er sah, wie das Volk in Stadt und Land sich immer dem Sieger anschlofs ohne Rücksicht auf Eide und Pflichten; er sah, wie die Volksstimmung, von den Predigern beeinflufst, eine Macht war, die man nicht aufser acht lassen dürfte, er sah, was der Krieg für ein Land bedeute. Aber am gründlichsten lernte er doch eines zu seinem Schaden kennen: die skrupellose Staatskunst des Hauses Habsburg. In Regensburg hatte man ihn betrogen, durch das Aufgebot aller diplomatischen Listen hatte man ihn in den Kampf hineingehetzt; dann hatte man ihn und

sein Land lange Zeit schutzlos dem Feinde preisgegeben und sich die späte Hilfe durch einen Teil des Siegespreises bezahlen lassen; vorsorglich hatte man ihm, damit er nicht zu mächtig werde, die Ernestiner in Thüringen, die Hohenzollern im Stifte Magdeburg in die Flanke gesetzt. Und zuletzt hatte man ihn wieder hinters Licht geführt in einer Angelegenheit, die sein persönliches Gefühl in höchstem Mafse erregte, als man seinen Schwiegervater durch ihn nach Halle locken liefs und dann gefangen nahm. Immer war er ihnen ins Garn gegangen; denn aufgewachsen unter den kleinstaatlichen Diplomaten mit ihren plumpen Listen, ihrer gutmütig beschränkten Zaghaftigkeit im Denken und Handeln und auch im Betrügen, war er der habsburgischen Staatskunst nicht im geringsten gewachsen, die ihre Pläne geschickt auf Beobachtung der Schwächen des Gegners gründete und den Grundsatz, dafs der Zweck die Mittel heilige, mit vollendeter Skrupellosigkeit durchführte. Das Ideal der bisherigen albertinischen Politik, den Staat möglichst fernzuhalten von gröfseren Verwickelungen, ihn zu isolieren innerhalb der Nation, hatte im Schmalkaldischen Kriege kläglich Schriffbruch gelitten. Jetzt stand man mitten drin in den grofsen, ganz Deutschland erfüllenden Kämpfen, ängstlich mufste jeder sich fragen, ob der katholische Kaiser nicht seinen Sieg auszunutzen versuchen werde gegen die Selbständigkeit der Territorien, gegen die Bekenner des Protestantismus, und was man thun könne, um sich dagegen zu wehren. Die nächste Zeit mufste zeigen, ob der junge Kurfürst in den letzten harten Jahren genug gelernt habe, um auf diese Fragen die Antwort zu finden. (Brandenburg S. 556 f.)

Fortlaufende gelehrte Fufsnoten begleiten den Text und gewähren dem Forscher die leichte Möglichkeit der Nachprüfung. Und doch möchte Referent die durchsichtige Lesbarkeit des Werkes, das durch sie erst wahre Bedeutung für die grofsen Massen der Gebildeten erhält, noch über die tiefstgehende Kenntnis auch der genaueren Quellen stellen. Ob wir die Charakteristiken der grofsen Parteien im ganzen deutschen Reiche oder die der führenden Persönlichkeiten lesen oder den Gang der Thatsachen an uns vorüberziehen lassen, überall fesselt neben der allergründlichsten Durcharbeitung des ungeheuren Quellenmateriales der Geschmack einer in edler Sprache dahinfliefsenden Darstellung.

Für die allgemeinen deutschen Verhältnisse sind besonders die grofsen Werke von Ranke und Bezold benutzt. Wie sie und die noch immer, trotz vieler Überholung durch die weiterschreitende Forschung Begeisterung erweckende Darstellung Häussers, wie Baumgartens Werk über Karl V., so wird auch Brandenburgs Werk über Moritz von Sachsen jeder Gymnasialbibliothek zur Zierde gereichen und zwar keineswegs nur in den sächsischen Landen; denn gerade in der umfassenden Darstellung der Beziehungen von Moritz zu den grofsen Bewegungen der Zeit

und zu den Fragen der Reichs- und Kirchenpolitik und in der Würdigung dieser Bewegung selbst liegt ein besonderer Wert. So wird der Einflufs der Reformation auf die sozialen, politischen und landschaftlichen Gegensätze im ganzen Reiche in trefflicher Weise vorgeführt.

Ein zweiter Band soll die Arbeit zum Abschlufs bringen und auch ein Register über beide Bände enthalten. Einstweilen dient ein ausführliches Inhaltsverzeichnis über den ersten Band zur Orientierung über den reichen Inhalt. Das beigegebene Bild ist dem sogenannten sächsischen Stammbuch entnommen, das sich auf der Kgl. Bibliothek zu Dresden befindet. Es entstammt dem Jahre 1546 und ist das einzige authentische Bildnis, das wir aus des Herzogs jüngeren Jahren besitzen. Die gesamte äufsere Ausstattung des Buches ist vortrefflich und entspricht der Gediegenheit des Inhaltes. Der Vollendung des ganzen schönen Werkes wird man im Interesse von Schule und Wissenschaft allseitig mit Spannung entgegensehen.

Marburg. Eduard Heydenreich.

Wilhelm Altmann, Ausgewählte Urkunden zur deutschen Verfassungsgeschichte seit 1806. Zum Handgebrauche für Historiker und Juristen herausgegeben. In 2 Teilen. Berlin 1898, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). 312 bezw. 213 S. gr. 8. 4 bezw. 3 M.

Altmann hat den mit Bernheim gemeinsam herausgegebenen 'Ausgewählten Urkunden zur Erläuterung der Verfassungsgeschichte Deutschlands im Mittelalter', die 'Ausgewählten Urkunden zur Brandenburgisch-Preufsischen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte', sowie 'Ausgewählte Urkunden zur aufserdeutschen Verfassungsgeschichte seit 1776' folgen lassen, jetzt schliefst er seine Urkundensammlungen für das Studium der Verfassungsgeschichte ab und läfst 'Ausgewählte Urkunden zur deutschen Verfassungsgeschichte seit 1806' erscheinen. Diese Urkundensammlung zerfällt in 2 Teile, von denen der erste die Zeit von 1806—66, der zweite die seit 1867 umfafst. Wenn auch zunächst für verfassungsgeschichtliche Übungen in Seminarien, sodann für das Bedürfnis der Juristen und Publizisten, wie auch eifriger Zeitungsleser bestimmt, ist die Sammlung nicht minder zur Vorbereitung des Geschichtslehrers an höheren Schulen geeignet. Die erste Stelle nimmt die Konföderationsakte der deutschen Bundesstaaten vom 12. Juli 1806 ein — wie eigenartig erscheint es, dafs ein deutsches Staatsgrundgesetz in französischer Sprache die Reihe der Urkunden zur deutschen Verfassungsgeschichte unseres Jahrhunderts beginnt und somit den letzten Akt fremder Vorherrschaft in Deutschland einleitet. Auf die Bundesakte vom 8. Juni 1815 folgen die Verfassungsurkunden von Bayern, Baden, Württemberg, Hessen, Sachsen, Hannover und bieten dem Studium

reichen Stoff, wie im Wechsel der Zeiten politische Anschauungen sich verschieben und ändern. Die Wiener Schlufsakte vom 15. Mai 1820 zeigt die reaktionäre Strömung der Metternichschen Politik und lehrt, wie mit vielen schönen Worten das letzte Ziel erstrebt wird, die nationalen Bestrebungen des Volkes zurückzudrängen. Als Beleg, wie abgeändert wird, was früher gewährt worden ist, dient das Landesverfassungsgesetz für das Königreich Hannover vom 6. August 1840. Für die Jahre 1848/9 sind acht Urkunden geboten, die mit der Verfassungsurkunde des österreichischen Kaiserstaates vom 25. April 1848 beginnen und mit dem Gesetze betr. die Wahlen der Abgeordneten zum Volkshause vom 12. April 1849 endigen. Neben dem Gesetze über die Einführung einer provisorischen Zentralgewalt für Deutschland steht das betr. die Einführung einer deutschen Kriegs- und Handelsflagge und das betr. die Grundrechte des deutschen Volkes, neben der Reichsverfassung für das Kaisertum Österreich vom 14. März 1849 finden wir die Verfassung des deutschen Reichs vom 28. März 1849. Gewissermafsen den Abschlufs aller dieser Verfassungskämpfe bildet die Verfassungsurkunde für das Kurfürstentum Hessen vom 13. April 1852, den Übergang aber zur neuen Zeit bildet der Prager Frieden von 1866 — die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes wird völkerrechtlich anerkannt, die Neuordnung der deutschen Verhältnisse dem Sieger von Königgrätz überlassen. Den inneren Aufbau des deutschen Reichs darzustellen, ist die Aufgabe des zweiten Teils, welcher 59 Urkunden bietet, von der Verfassung des norddeutschen Bundes bis zu dem Gesetze, betr. die Deutsche Flotte vom 10. April 1898. Sehr übersichtlich ist in die Verfassung des norddeutschen Bundes die des deutschen Reichs eingefügt, indem die durch die Reichsverfassung geänderten und die darin weggelassenen Stellen der Verfassung des norddeutschen Bundes in kursive, der entsprechende Wortlaut der Reichsverfassung in eckige Klammern gesetzt ist. Die weiteren Urkunden begleiten die Entwickelung des norddeutschen Bundes, wie er seine Thätigkeit bald auf ideelle Güter, wie Freizügigkeit, bald auf so praktische Seiten erstreckt, wie sie in der Mafs- und Gewichtsordnung für den norddeutschen Bund vom 17. August 1868 geordnet werden. Die Urkunden des deutschen Reiches bieten alles, was für die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse von Wichtigkeit ist. Namentlich sind hier auch die Urkunden besonders berücksichtigt, welche die Entwickelung der Organisation innerhalb der Reichsämter darlegen, die fortlaufende Verstärkung der Heeresmacht und die allmähliche Erstarkung der Seemacht zur Anschauung bringen. Daneben finden sich die Gesetze über die Verfassung und Verwaltung von Elsafs-Lothringen und die über die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, alles Gesetze, die teils noch in voller Gültigkeit sind, teils nur noch historischen Wert haben.

Die Auswahl aus der reichen Fülle von Gesetzen, wie sie die Begründung und Entwickelung des Reiches mit sich bringen mufste, ist mit sachkundiger Hand und grofser Sorgfalt getroffen. Die Litteraturangaben, die im ersten Teile jeder einzelnen Urkunde beigefügt sind, genügen für den Historiker, der Jurist wird noch ausdrücklich auf die wertvollen Sonderausgaben von Binding verwiesen, während im zweiten Teile auf das Bundes-Gesetzblatt bezw. das Reichs-Gesetzblatt verwiesen ist. Es ist von dem Herausgeber alles gethan, um ein brauchbares Handbuch zu schaffen. Um so mehr mufs es Wunder nehmen, dafs die Bibliotheken unserer höheren Schulen, soweit ein Einblick in die Schulprogramme darüber zu urteilen gestattet, die Arbeiten Altmanns nicht in der Zahl ankaufen, wie es im Interesse der Geschichtslehrer geboten erscheint. Wenn irgendwo, so gilt es auch bei der neuesten Geschichte, dem Geschichtslehrer die Quellen zugänglich zu machen und so ein tieferes Erfassen der Lehraufgaben zu ermöglichen. Leider scheint die Altmanns Arbeiten ähnliche ausführliche Sammlung für das Mittelalter von Döberl auch im Erscheinen unterbrochen zu bleiben und an den Stellen nicht die verdiente Beachtung gefunden zu haben, an die sie sich wendete. Deshalb sei hier ausdrücklich auf Altmanns Ausgewählte Urkunden hingewiesen, die nach jeder Seite hin dem Lehrer und Forscher dienen, wie ja auch die früheren Teile der Sammlung an dieser Stelle empfohlen worden sind. Die äufsere Ausstattung entspricht dem inneren Werte; klarer, deutlicher, zuverlässiger Druck, sowie handliches Format erleichtern die Benutzung der Sammlung. Möchten nun auch die ausgewählten Urkunden fleifsig von denen benutzt werden, für deren Gebrauch sie bestimmt sind.

Neuhaldensleben. Th. Sorgenfrey.

A. Supan, Allgemeine Erdkunde als Anhang zur Deutschen Schulgeographie. Gotha 1898, J. Perthes. I und 56 S. 8. geb. 0,60 M.

In der Vorrede zu seiner Deutschen Schulgeographie stellte A. Supan in Aussicht, eine zusammenhängende Darstellung der mathematischen und physikalischen Geographie für die höheren Klassen in einem besonderen Heftchen zu geben, wenn sich ein Bedürfnis hierfür herausstelle. Diese allgemeine Erdkunde ist nunmehr als Anhang zur Deutschen Schulgeographie erschienen und wird von allen Fachlehrern mit Freuden begrüfst und mit Dank angenommen werden. Der Inhalt des vorliegenden Heftchens ist gedacht „als Abschlufs des geographischen Unterrichts in den höheren Klassen“ und umfafst folgende Abschnitte: Die Erde als Weltkörper; der Erdkörper; die Erscheinungen der Lufthülle; das Meer; das Land; die Verteilung der Organismen. Dieser reiche Stoff ist auf 56 Seiten abgehandelt, denn, „da der Geographie in den Schulen meist nur ein enger Spielraum ge-

gönnt ist, so war eine Beschränkung auf das Allerwichtigste geboten". Aber gerade in dieser Beziehung zeigt sich die auch bei Besprechung der Deutschen Schulgeographie allgemein rühmend hervorgehobene Meisterschaft des Verfassers.

In klarer, einfacher Weise, die jedoch die wissenschaftliche Begründung nicht aufser Acht läfst, wird zunächst das Wichtigste aus der mathematischen Geographie nachgeholt, die „in der Spezialgeographie nicht zur Darstellung kommen konnte". Aber gerade die Kürze dieses Abschnittes dürfte an vielen Anstalten der Einführung des Buches zunächst hinderlich sein. Nach den Lehrplänen von 1892 ist die Lehraufgabe in der Erdkunde für II A—I „das Wichtigste aus der allgemeinen Erdkunde und Begründung der mathematischen Erdkunde", und zwar soll dieser Unterricht mit dem in der Mathematik oder Physik verbunden werden. Da nun aber bei den Lehraufgaben in der Mathematik für I B nur die mathematische Erdkunde genannt wird, so beschränken sich viele Mathematiker, denen ja dieser Teil des erdkundlichen Unterrichts nach den Lehrplänen übertragen werden soll, auf die Behandlung der mathematischen Erdkunde und meinen für die allgemeine Erdkunde durchaus keine Zeit übrig zu haben, was insofern richtig ist, als die mathematische Erdkunde von ihnen nicht als Teil der allgemeinen Erdkunde, sondern als selbständige Wissenschaft ausführlich behandelt wird. Es ist im Interesse des erdkundlichen Unterrichts deshalb dringend zu wünschen, dafs der Unterricht in der allgemeinen Erdkunde dem Lehrer der Erdkunde übertragen, oder dafs mindestens durch klare Bestimmungen dafür Sorge getragen wird, dafs der Unterricht in der allgemeinen Erdkunde auch wirklich erteilt wird. — Der Abschnitt „der Erdkörper" behandelt Gestalt, Gröfse und Abbildung der Erde, wobei auch die Grundlagen der Projektionslehre zur Besprechung kommen, um dadurch „zum Verständnis des Schulatlas anzuleiten". Eine besondere Berücksichtigung erfahren die orthographische und die stereometrische Projektion, indem der Verfasser „an einem einfachen Beispiele und durch Vorführung scharfer Gegensätze das Wesen der Projektion zu erläutern" sucht. Auch diese kurze aber durchaus klare Darstellung verdient besondere Anerkennung, indem hier wie bei allen anderen Abschnitten dem Lehrer völlig Spielraum gelassen wird, je nach Bedürfnis und vorhandener Zeit erweiternde Zusätze hinzuzufügen. — Im folgenden Abschnitte „Teile des Erdkörpers" bleiben bei Besprechung der Erdkruste und des Erdinnern ebenso wie in dem späteren Abschnitte „das Land" „die geologischen Grundlagen nicht ausgeschlossen, denn ohne sie ist ein Einblick in das Wesen der geographischen Erscheinungen überhaupt nicht möglich". Der Verfasser weifs recht wohl, dafs auf den Gymnasien alle Vorkenntnisse für eine erfolgreiche Darstellung geologischer Verhältnisse fehlen, und dafs

auf keiner Unterrichtsstufe bei den mafsgebenden Lehrplänen Zeit und Gelegenheit ist, diesem Mangel abzuhelfen; deshalb bietet er auch hier wiederum nur das, was jeder Primaner verstehen kann, aber auch wissen mufs, wenn anders er in die allgemeine Erdkunde eingeführt werden soll. — Ausführlicher werden mit Recht „die Erscheinungen der Lufthülle" behandelt; Wetter und Klima, die Verteilung der Temperatur, Luftdruck und Winde, die Niederschläge, Klima- und Vegetations-Zonen und -Regionen werden auf S. 24 — 33 besprochen. Daran schliefsen sich die Grundzüge der Meereskunde; bei den Bewewungsformen des Meeres hätten wohl auch die Seebeben, durch welche die gesamte Wassermasse eines Meeresbeckens in Bewegung gesetzt wird, erwähnt werden können. — Die Entstehung der horizontalen und vertikalen Landformen infolge von innen und aufsen wirkender, einander entgegenarbeitender Kräfte und die verschiedenen Oberflächenformen selbst sind in besonders gelungener Weise zur Darstellung gebracht. Im letzten Abschnitte ist die Verbreitung der Pflanzen- und Tierwelt nur angedeutet, die Einteilung und Verbreitung des Menschengeschlechtes wieder eingehender behandelt.

Nicht unerwähnt darf bleiben, dafs sich in dem Buche zahlreiche Hinweise finden auf des Verfassers Deutsche Schulgeographie, um, was dort schon erörtert, nicht noch einmal zu wiederholen, z. B. Haffbildung S. 43, Gletscher S. 32, Verbreitung der Tiere S. 52. Wie die Schulgeographie lehnt sich endlich auch die allgemeine Erdkunde Supans eng an an den deutschen Schulatlas von R. Lüddecke, auf den fast auf jeder Seite verwiesen wird, um das geschriebene Wort durch die dort gegebene kartographische Darstellung derselben Verhältnisse zu erläutern oder zu erweitern. — Fassen wir unser Urteil über Supans allgemeine Erdkunde noch einmal zusammen, so müssen wir sagen: es ist sehr zu wünschen, dafs dies Heftchen recht viele Verbreitung an den höheren Schulen finde, und dafs es auch da, wo etwa seine Einführung nicht möglich sein sollte, dem Lehrer als Anhalt diene, in welcher Weise der abschliefsende Unterricht in der Erdkunde fruchtbringend gestaltet werden kann. Jedenfalls wird, wo die allgemeine Erdkunde an der Hand eines solchen Leidfadens im Geiste und Sinne des Verfassers gelehrt wird, das Interesse für diesen Gegenstand geweckt werden, und der Erfolg wird nicht ausbleiben. — Nur wenige Druckfehler sind mir aufgefallen: S. 5 Z. 4 v. o. und S. 8 Z. 2 u. 11 v. o. „Himmeläquator" statt wie S. 5 Z. 2 v. o. richtig „Himmelsäquator; aufserdem noch S. 28 Z. 16 v. o. und S. 44 Z. 2 v. u.

Treptow a. d. Rega. K. Schlemmer.

1) Hermann Schubert, Vierstellige Tafeln und Gegentafeln für logarithmisches und trigonometrisches Rechnen. Leipzig 1898, Göschen. 128 S. kl. 8. geb. 0,80 M.

a) Die Logarithmen der goniometrischen Funktionen.

Schubert sagt in der Einführung: „In den trigonometrischen Tafeln sind bei gegebenem Winkel die Intervalle immer so gewählt, dafs man das Gesuchte bis auf die vierte Dezimalstelle immer genau finden kann“. Dem entsprechend sind z. B. von 15° bis 75° die Logarithmen der Tangenten nur von 10 zu 10 Minuten angegeben, dagegen von 75° bis 85° für jede Minute, denn man erhält z. B. aus log tang 74° 50′ und log tang 75° die Logarithmen für die dazwischen liegenden Minuten durch Interpolation genau, dagegen aus log tang 75° und log tang 75° 10′ nicht. — Durch das in der „Einführung“ angegebene Prinzip wird Schubert genötigt, bei den Sinus, Tangens und Kotangens von 2° bis 5°; bei dem Kosinus, Tangens und Kotangens von 85° bis 88° die Logarithmen von 10 zu 10 Sekunden anzugeben, das entspricht aber durchaus nicht dem thatsächlichen Bedürfnis. Im allgemeinen wird man bei vierstelligen Logarithmen auf das Rechnen mit Sekunden verzichten müssen. Es giebt allerdings wichtige Aufgaben, die nicht ohne Sekunden gelöst werden können, z. B. solche, bei denen die von der Stellung der Erde in ihrer elliptischen Bahn abhängigen Änderungen des scheinbaren Sonnenradius, die atmosphärische Strahlenbrechung und insbesondere deren Abhängigkeit von Luftdruck und Temperatur in Betracht gezogen werden. Aber bei solchen Aufgaben liegen die Winkel selten zwischen den engen Grenzen, zwischen welchen man nach Schuberts Tafeln mit Sekunden rechnen kann. — Der eigentliche Mangel, welcher sich aus jenem eigentümlichen Prinzip ergiebt, besteht darin, dafs Schubert für Sinus von Winkeln unter 2°, für Kosinus von Winkeln über 88°, für Tangenten und Kotangenten unter 1° 59′ und über 88° 1′ überhaupt keine Logarithmen bietet, sondern nur Regeln, wie man sich selbst die Logarithmen berechnen kann. Dieselben Regeln stehen zwar auch z. B. in den fünfstelligen Tafeln von Schlömilch, dort sind sie aber nur für die Rechnung mit Sekunden bestimmt, für die einzelnen Minuten stehen die Logarithmen in den Tafeln; dafs letzteres bei Schubert nicht der Fall ist, kann nur als Mangel bezeichnet werden.

b) Die Gegentafeln.

Schubert hebt jetzt nicht mehr wie bei den früher von mir in dieser Zeitschrift rezensierten, bei Teubner erschienenen, fünfstelligen Gegentafeln den angeblichen Zeitgewinn hervor, sondern sagt in der „Einführung“: „Die Gegentafeln ermöglichen es, den Übergang vom Logarithmus zum Numerus oder vom Logarithmus einer trigonometrischen Funktion zum Winkel nach derselben Aufschlagemethode zu bewerkstelligen, wie die Auffindung des

Logarithmus zu einer gegebenen Zahl oder des Logarithmus einer trigonometrischen Funktion zu einem gegebenen Winkel". Hierzu ist Folgendes zu bemerken: α) Die Tafel „von den Logarithmen der Zahlen zu den Zahlen selber" enthält fast genau ebenso viele nach der Gröfse geordnete, wie die den Anfang des Buches bildende Tafel „von der Zahl zum Logarithmus". Erstere bringt also gar keinen Vorteil; denn die „Aufschlagemethode" der Zahlen ist bei beiden Tafeln dieselbe. — β) Über die goniometrischen Gegentafeln „von den Logarithmen der trigonometrischen Funktionen zu den Winkeln" ist in der „Einführung" gesagt: „In den zugehörigen Gegentafeln sind die Intervalle bei dem Gegebenen so gewählt, dafs man den gesuchten Winkel bis auf Minuten genau finden kann". Auf S. 66 steht z. B. $8{,}94 = \log \sin 5^0$ und $8{,}95 \doteq \log \sin 5^0\, 7'$. Die dazwischen liegenden Minuten findet man durch Interpolation. Hat man z. B. den Logarithmus 8,9452, so entspricht, da für eine Minute die Differenz der Logarithmen $\frac{0{,}01}{7}$ ist, eine Differenz von $(8{,}9452 - 8{,}94 =)\ 0{,}0052$ einem Winkel von $\frac{0{,}0052}{\frac{0{,}01}{7}} = 4$ Minuten. Es wäre also $8{,}9452 = \log \sin 5^0\, 4'$; erstens ist dieses falsch, denn der richtige Winkel ist $5^0\, 3'$; zweitens ist das eine zeitraubende und überflüssige Rechnerei, denn aus der vorhergehenden Tafel läfst sich unmittelbar das Resultat entnehmen, und zwar das richtige.

Wegen der Unzweckmäfsigkeit in seinem trigonometrischen Teile kann das Buch nicht empfohlen werden.

2) V. E. Gamborg, Logarithmentafeln. Berlin 1899, Juncker. 96 S. gr. 8.

Dieses Buch enthält ebenso wie das vorige für die natürlichen Zahlen eine Gegentafel, aber nicht für die Funktionen.

Die Eigenart des Buches besteht darin, dafs aufser den fünfstelligen Logarithmen von 1—10 000 und den gleich zahlreichen fünfstelligen Antilogarithmen auch vierstellige Logarithmen für die Zahlen 1—1000 geboten werden. Die goniometrischen Logarithmen sind nur fünfstellig vorhanden.

Die goniometrische Tabelle enthält die Logarithmen für jede Minute. Es sind dabei auch Sekans und Kosekans berücksichtigt.

Es fehlt eine Tabelle der natürlichen Funktionen.

Die Titel der Tabellen und die Überschriften der Seiten sind dänisch; das Titelblatt des Buches und das Vorwort sind deutsch. Es sind also einem dänischen Buche zwei deutsche Blätter vorgeheftet. Indessen wird durch die wenigen dänischen Worte die Benutzung des Buches einem der dänischen Sprache Unkundigen nicht erschwert.

Wenn man von dem Fehlen der einen Tabelle absieht, so kann das Buch empfohlen werden.

Wandsbek. **A. Richter.**

---

1) **Bilder-Atlas zur Zoologie der Vögel, mit beschreibendem Text von W. Marshall. Leipzig u. Wien 1898, Bibliographisches Institut. 60 S. und 134 Bildertafeln. geb. 2,50 M.**

Der Bilder-Atlas zur Zoologie der Vögel ist die Fortsetzung zu dem Bilder-Atlas für die Zoologie der Säugetiere, welcher bereits in dieser Zeitschrift (1898, S. 495) angezeigt worden ist. Bei der Herstellung des neuen Werkes sind dieselben Grundsätze mafsgebend gewesen, wie bei dem Bilder-Atlas für die Zoologie der Säugetiere, auf dessen Besprechung deshalb verwiesen sein mag. Der Text ist kurz im Ausdrucke, aber doch reichhaltig im Inhalt; er giebt keine Beschreibungen — denn die Bilder sollen für sich reden — sondern nur die notwendigsten Angaben über Färbung, Lebensweise und Verbreitung; in der ausführlichen Einleitung wird der Bau des Vogelkörpers aus der Voraussetzung der Flugfähigkeit abgeleitet. — Was den pädagogischen Wert des neuen Bilder-Atlas betrifft, so kann hier nur wiederholt werden, was schon in der angeführten Besprechung gesagt ist. Es steht zu hoffen, dafs das Werk recht weite Verbreitung unter der uns anvertrauten Jugend finden möge. Denn es ist wohl geeignet, die berechtigte Zuneigung zu unseren gefiederten Freunden zu pflegen, Sinn für das Schöne zu erwecken und gediegene naturwissenschaftliche Kenntnisse zu verbreiten. Zur Anschaffung als Prämie möge es daher bestens empfohlen sein.

2) **Josef Pohl, Die Maus. Anregende Betrachtungen über den Einflufs der Körpergröfse auf Bau und Leben der Säugetiere. Für die Jugend. Znaim 1897, Fournier u. Haberler (Karl Bornemann). 54 S. 8. geb. 1 M.**

In der vorliegenden Schrift unternimmt es der Verfasser, den Zusammenhang zwischen der Lebensweise und dem Körperbau der Maus aus mathematischen und physikalischen Gesetzen zu entwickeln. Dabei bietet er dem Leser eine Fülle anziehenden biologischen Materiales dar, und zwar nicht nur von der Maus allein, sondern überhaupt von der Klasse der Säugetiere, deren Vertreter in beständigem Vergleiche herangezogen werden. Die Darlegungen beruhen auf liebevoller Naturbeobachtung und wirken schon dadurch anziehend und anregend. Sie werden es aber besonders durch die Verknüpfung naturwissenschaftlicher Thatsachen mit mathematischen und physikalischen Prinzipien, welche, wo es nur angeht, durch einfache Zahlenrechnungen erläutert werden. Wenn diese Zahlenbeispiele naturgemäfs niemals die komplizierten Verhältnisse der Wirklichkeit wiedergeben, so tragen sie doch eben ihrer Einfachheit wegen zur Erzielung des notwendigen Verständnisses nicht unwesentlich bei. — Den Inhalt mögen einige

beliebig herausgegriffene Kapitelüberschriften andeuten: Wie sich die Tiere gegen Wärmeverlust schützen? Muskelkraft als Ersatz für Körpergröfse. Körpergröfse und Nahrungsmengen. Weshalb ist die Maus kurzsichtig? Der Grundgedanke, den der Verfasser in diesen und den 17 anderen Kapiteln zu entwickeln sucht, ist der, dafs nicht ein Lebensbedürfnis, sondern ein mathematisches Verhältnis den kleinsten und gröfsten Säugetieren die besonderen Formen ihres Leibes und ihrer Lebensäufserungen aufzwingt. Die Art und Weise, wie dieser Gedanke zur Geltung gebracht wird, macht das Buch zur Lektüre für gereiftere Schüler wohl geeignet. Die Anschaffung desselben für die Klassenbibliothek etwa der O III oder U II läfst sich aufs wärmste empfehlen.

Berlin. P. Röseler.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Wilhelm Schmitz.

Der am 17. Juni 1898 zu Köln verstorbene frühere Direktor des dortigen Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums, Geheimer Regierungsrat Dr. Wilhelm Schmitz, war wie als Gelehrter einer der tüchtigsten Schüler Friedrich Ritschls, so als Schulmann und Didaktiker einer der besten Schüler Kiesels.

Da aufserdem die wissenschaftlichen Erfolge auf dem Gebiet der lateinischen Orthoëpie und römischen Tachygraphie Wilhelm Schmitz auch über Deutschlands Grenzen einen Namen gemacht haben, so wird den Lesern dieser Zeitschrift ein Lebensabrifs des Altmeisters der Tironianischen Notenforschung nicht unwillkommen sein.

Geboren zu Calcum bei Düsseldorf am 2. August 1828 als Sohn eines Schullehrers, empfing er in dem einfachen Lehrerhause eine gediegene, den vorzüglichen Gaben seines Herzens und Geistes entsprechende Vorbildung, die ihm in der am Gymnasium an Marzellen in Köln verbrachten Studienzeit von 1844 bis 1849 die Wege ebnete. Herbst 1849 verliefs der an Verstand und Charakter gereifte junge Mann das Gymnasium mit dem Reifezeugnis und studierte in Bonn alte Philologie und Geschichte. Hier fesselte den strebsamen geistesscharfen Studenten besonders Friedrich Ritschl; in dessen Schule eignete er sich die Akribie des Forschers an, welche Schärfe und Kürze des Ausdrucks erstrebt, die jedes überflüssige Wort, jede Zierat und jeden Prunk der Rede verschmäht, um für den klar und scharf erfafsten Gedanken die kürzeste und treffendste Form zu finden. Ein enges Freundschaftsband vereinigte bald den begabten Schüler mit dem genialen Forscher und Lehrer, der ihn zu selbständigem Forschen anspornte, ihm Winke und Belehrung über noch unerforschte wissenschaftliche Gebiete gab und in allem sein treuer Berater war.

Ihm, seinem grofsen Vorbild, sind darum auch die wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten von Wilhelm Schmitz gewidmet.

Schon durch die Fr. Ritschl gewidmete Inaugural-Dissertation Quaestiones orthoëpicae latinae (Bonn 1853) geht dieser Zug der Akribie, die das Wort beim Wort nimmt und die Hauptsache mit treffender Kürze erfafst. Ausgehend von der Stelle in Ciceros Orator 48, § 159, wo die Naturlänge des Vokals in con und in vor F und S behauptet wird, erweist Schmitz in den Endungen ēnsis und ēns ein naturlanges ē, dagegen kurzes e vor nt, ebenso langes o in den Wörtern auf ōns, kurzes o vor nt. Sodann beweist Schmitz in kleineren Abhandlungen, die im Rhein. Mus. erschienen, langes e und a in den Participia Präsentis auf ēns und āns, langes e und o in den Endungen —ensis, esis, essis, ensius, ensimus, onsus, osus, ossus, langes i in quinque, lictor, crispus, Vipsanius, tristis, langes a in axilla, maxilla, paxillus, taxillus, langes e in vexillum, einen kurzen Vokal in den Endungen ustus, estus, ester, estis, esticus, estinus, estris, zuweilen langen Vokal vor gn,

indem er in allen derartigen Untersuchungen die griech. Transskription der Wörter, die Anwendung des Apex und die Zeugnisse der Grammatiker zum Beweise heranzieht. Es folgt die Abhandlung über den vokalischen Anklang des S, der erwiesen wird aus Inschriften, dann 1860 ein Dürener Gymnasialprogramm De J geminata et de J longa, 1863 ebenso De aspiratarum Graecarum Latinarumque pronuntiatione. Alle die erwähnten Aufsätze nebst zahlreichen kleineren Beiträgen zur Aussprache und Wortkunde der beiden klass. Sprachen hat Schmitz auf Rischls Anregung in einem 1877 bei Teubner erschienenen Band 'Beiträge zur Lateinischen Sprach- und Litteraturkunde' vereinigt herausgegeben. Wenn wir auch heutzutage durch die Schriften von Marx und Seelmann nicht nur über die Naturlängen in positionslangen Silben, sondern auch über die sonstigen Regeln der lateinischen Aussprache besser orientiert sind, so ist doch nicht zu vergessen, dafs Schmitz die folgenden Fortschritte in der lateinischen Orthoëpie mit angebahnt hat.

Unterdessen hatte Schmitz 1853 kurz nach der Promotion in Bonn die Prüfung pro facultate docendi bestanden und begann seine Laufbahn als Lehrer in Bonn, dann in Düsseldorf, wo er unter Kiesels Leitung 1855 im Herbst das Probejahr beendigte. Hier in Düsseldorf wurde er von dem als Didaktiker hochgeschätzten Direktor in den Unterrichtsbetrieb eingeführt, und sein Leben lang blieb er dem Manne dankbar, den er als den ersten Didaktiker verehrte. Im Herbst 1855 wurde Schmitz als Hülfslehrer dem Koblenzer Gymnasium überwiesen, dann in der nämlichen Eigenschaft zu Ostern 1856 dem Gymnasium zu Düren. Herbst 1856 wurde er an dieser Anstalt zum ordentlichen Lehrer und im Herbst 1860 zum Oberlehrer befördert. Als solcher siedelte er im Herbst 1865 an das Marzellengymnasium zu Köln über und wurde am 1. Oktober 1868 als Rektor an dem dort neugegründeten kath. Progymnasium eingeführt und im Herbst 1871, nachdem es sich zum vollberechtigten Gymnasium entwickelt hatte, zum Direktor dieser Anstalt, des nunmehrigen Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums ernannt, zum Leiter der ersten Anstalt, der die Ehre zu teil wurde, den Namen des glorreichen Begründers der deutschen Einheit zu tragen.

Ausgerüstet mit einer hervorragenden wissenschaftlichen Bildung, vorgebildet in der Kunst des Unterrichtens von dem scharfsinnigen, erfahrenen Kiesel, begabt mit einer seltenen geistigen Frische und Regsamkeit und mit nie ermattender Schaffenslust, war Schmitz in das Lehramt eingetreten, um die Jugend mit dem Ideal zu erfüllen, das ihm von Jugend auf vorschwebte, mit einer hohen Verehrung für das klassische Altertum. Keinen verschwommenen, weltentfremdenden und weltentfremdeten Idealismus vertrat Schmitz, sondern die gesunde Richtung, die eine tiefe geschichtliche Erkenntnis des Altertums als den besten Schlüssel zum Verständnis der Gegenwart betrachtet. Er wollte, wie er selbst trotz schwankender Gesundheit eine kraftvolle, kernige, eigenartige Persönlichkeit war — das bewies schon seine markante, kräftige Handschrift — auch die Schüler zu möglichster Entfaltung ihrer individuellen Anlagen führen, die in der harmonischen Entwickelung von Geist, Herz und Wille ihren Abschlufs findet. Was er als Lehrer gewirkt hat durch seinen anregenden, alle Kräfte der Schüler anspannenden Unterricht, durch seine weniger aus theoretischem Studium hervorgegangene als aus einer festen, geraden, harmonischen Persönlichkeit unmittelbar wirksame Erziehung, das konnten natürlich am besten seine Schüler beurteilen, die fast ausnahmslos seine Kunst

zu lehren und seine Fähigkeit zu erziehen schätzen gelernt haben. Ein erklärter Feind der hohlen Phrase und des prunkenden Scheins, aller Halbheit und Unklarheit[1]), rastete er nicht, an dem kunstvollen und bei allem Reichtum der Formen doch so durchsichtigen und harmonischen Aufbau der alten Sprachen in den Schülern den Sinn für Einfachheit, Klarheit und Gesetzmäfsigkeit der Darstellung zu wecken und zu veredeln, ebenso wie die Freude an dem Reichtum und der Schönheit der Gedanken und ihres sprachlichen Ausdrucks hervorzurufen. Selbst von Jugend auf, trotz reicher Begabung, an ernste Arbeit und emsigen Fleifs gewöhnt, hielt er seine Schüler zu solider, gründlicher Arbeit an. Selbst bemüht, in seinem Unterricht für die Jugend fafslich und verständlich zu sein, forderte er auch von ihr Bestimmtheit und Sicherheit im Wissen, Klarheit und Schärfe des Ausdrucks. Unklarheit und Verschwommenheit fanden bei ihm nie Gnade. Alles kecke und kühne Aburteilen über Personen und Dinge war ihm bei der Jugend in der Seele zuwider, unbarmherzig griff er Phrasen, Abschweifungen und Verallgemeinerungen an. Aber ebenso weise verstand er es, auf die Eigenart der Schüler einzugehen, sich zu dem Schwachen herabzulassen, das Zutreffende in Antwort und Leistung hervorzuheben, ihn mit Mut und Selbstvertrauen zu erfüllen. Und seine Schüler haben ihm Liebe mit Liebe vergolten. Wie Schmitz selbst in dem einfachen Lehrerhause in strenger Zucht und Sitte nach dem Grundsatz 'ora et labora' erzogen worden war, so sollte auch die ihm anvertraute Jugend in strenger, aber nicht liebloser Zucht zu pünktlichem Gehorsam, zu sauberer Ordnung in Haltung und Arbeit, zu Selbstüberwindung und Selbstverleugnung, kurz zur Festigung und Stählung des Charakters geführt werden. Ohne ein Feind jugendlicher Heiterkeit und unschuldigen Frohsinns zu sein, glaubte er doch, dafs man durch ernste Arbeit und Gewöhnung an Zucht und Sitte die Jugend für die im späteren Leben keinem Menschen ersparten harten Kämpfe, Mühen und Sorgen stählen müsse. Er legte grofsen Wert darauf, ,dafs die Schüler in den Lehren und Vorschriften des religiösen Bekenntnisses unterrichtet und angeleitet würden, diese Vorschriften im Leben zu üben, Friedfertigkeit und Duldsamkeit, Gehorsam gegen Obrigkeit, warme Vaterlandsliebe, Treue gegen das Herrscherhaus und Festigkeit im Glauben zu bewahren'[2]).

Im Unterricht verabscheute er nichts mehr als schablonenhaften Betrieb und methodische Kunstreiterei. 'Ohne Schablone, aber nicht ohne Prinzip!' das war sein Grundsatz. Vielmehr war ihm aller Unterricht eine Kunst, für die man Beruf und Liebe haben und in deren Ausübung eine freie individuelle Bethätigung geduldet werden müsse, natürlich innerhalb der durch die Lehraufgaben und das Unterrichtsziel gesteckten Grenzen. Schmitz verstand es vorzüglich zu unterrichten und zu erziehen, aber er hat nie über Didaktik und Pädagogik geschrieben, sondern nur soweit sich über die befolgten und zu befolgenden Grundsätze geäufsert, als seine Stellung als Direktor ihm dies zur Pflicht machte. Auch in dieser Hinsicht kann Schmitz als Vorbild dienen in einer Zeit, wo m. E. mehr als nötig und erspiefslich ist, über Unterricht und Erziehung von Berufenen und Unberufenen geschrieben

---

[1]) Unter Benutzung der Festrede von Prof. Dr. Liessem beim Jubiläum der Anstalt am 5. Oktober 1893.

[2]) Worte von W. Schmitz gelegentlich des Jubiläums der Anstalt 1893.

wird. Das Beste in Unterricht und Erziehung macht doch die Persönlichkeit des Lehrers, wenn sie sich harmonisch entwickelt hat. Fehlt diese harmonische Entwickelung oder der Beruf, dann nützt das beste Werk über Theorie und Methode nichts. Die junge Anstalt, die er zur Entwickelung zu führen berufen war, fafste er als ein organisch aus eigener Triebkraft sich kräftig entwickelndes Ganzes auf, das man nur ja nicht maschinenmäfsig behandeln und durch allzu viel Eingreifen und Reglementieren mifshandeln dürfe. Darum schonte er, ein Feind alles büreaukratischen Zopfs, in derselben Weitherzigkeit die Individualität der Lehrer, wie er die der Schüler von den Lehrern gewahrt wissen wollte. Einer seiner tüchtigsten Lehrer äufserte sich in diesem Punkte zutreffend, der Vorzug der Schmitzschen Direktion liege darin, dafs es unter ihm möglich sei, sich voll auszuleben, seine individuelle Kraft und Anlage in Erziehung und Unterricht völlig zu entfalten. Wo er aber Pflichtvergessenheit bemerkte, da griff er ebenso schroff und derb wie nachdrücklich ein. Diese äufsere Schroffheit und scheinbare Härte, die man zuweilen an ihm wahrnahm, war, wie dies nicht selten bei schnell denkenden und leicht erregbaren tiefangelegten Naturen der Fall ist, nur die Hülle eines ungemein guten Herzens, was Schüler wie Lehrer wohl empfanden. So war er in der Kunst des Unterrichtens, in seiner wissenschaftlichen Durchbildung, in seiner rastlosen Schaffensfreude, in regem Interesse für die Schule und die Schüler seinen Lehrern ein schwer erreichbares Vorbild, aber auf alle hat er anregend und fördernd eingewirkt, die unter ihm thätig waren. Dank seiner energischen und geistig überlegenen Persönlichkeit, dank seiner reichen Erfahrung und seinem taktvollen, versöhnenden Wesen wurde das einträchtige und erfolgreiche Zusammenwirken des Lehrerkollegiums kaum jemals ernstlich gestört. Ein Beweis für die Hochachtung und Verehrung, die er bei seinen Lehrern genofs, und für die echte Kollegialität, die er in seinem Lehrkörper begründete, ist die Thatsache, dafs seine Lehrer auch nach ihrem Ausscheiden aus der Anstalt immer wieder gern zu dem anregenden und lehrreichen Verkehr mit ihrem früheren Direktor zurückkehrten und mit dem Kollegium Fühlung behielten. Was das Kaiser-Wilhelm-Gymnasium seinem ersten Direktor verdankt, das wird nicht so bald vergessen sein. Hat er doch die Anstalt unter zuweilen recht schwierigen Verhältnissen kraftvoll 27 Jahre hindurch geleitet, sie zu gedeihlicher Entwickelung und hoher Blüte geführt und ihr das Gepräge seiner eigenen eigenartigen Persönlichkeit aufgedrückt.

Wenn die wissenschaftlichen Arbeiten von Wilhelm Schmitz auf dem Gebiet der lateinischen Orthoëpie auch grundlegend gewesen sind, so sind sie doch bald von andern überholt worden. Ganz anders seine Erfolge in der Erforschung der lateinischen Tachygraphie. Da die angestrengte, vielseitige und erfolgreiche Thätigkeit des Altmeisters Tironischer Notenforschung schon anderswo ausführlich besprochen worden ist[1]), dieses Gebiet auch wahrscheinlich den meisten Lesern dieser Zeitschrift ebenso wenig bekannt sein wird wie mir selbst, so beschränke ich mich darauf, die wichtigsten Leistungen von Wilhelm Schmitz unter Benutzung der Arbeit von Dewischeit hervorzuheben. Es war wieder Ritschl, der Schmitz auf dieses wenig bearbeitete Gebiet wissenschaftlicher Erforschung i. J. 1862 in einem Briefe

---

[1]) Wilhelm Schmitz, der Altmeister Tironischer Notenforschung. Ein Gedenkblatt von Kurt Dewischeit im Archiv für Stenographie, 1898.

aufmerksam machte. Ritschl hoffte, Schmitz würde bei der Durchforschung von Gruters Notae Tironis ac Senecae manches alte lateinische Wort finden, das für die Kenntnis der lateinischen Grammatik verwertet werden könnte. In dem Aufsatz 'Tironiana' der Symbola philologorum Bonnensium in honorem Ritschelii collecta (Leipzig 1864) bespricht Schmitz die in Kassel aufbewahrte älteste Handschrift mit Tironischen Noten. Das Ergebnis dieser ersten bedeutendern Arbeit und der folgenden kleineren Aufsätze über diesen Gegenstand, die man in den oben erwähnten 'Beiträgen' zusammengestellt findet, ist die Einteilung der bisher bekannt gewordenen Notenhandschriften und der Beweis, dafs der Dichter Ennius die Grundlagen zur lateinischen Tachygraphie gelegt und später zur Zeit Ciceros dessen Freigelassener und Freund M. Tullius Tiro zu Rom stenographische Schriftbilder mit Erklärungen aufgestellt hat. Befafsten sich die ersten Abhandlungen mit der Geschichte der lateinischen Notenschrift, so geht der Forscher in den folgenden Untersuchungen auf das Tironische Notensystem selbst ein. Durch eine 1869 von Schmitz vorgenommene Vergleichung eines Strafsburger Notenkodex mit dem Gruterschen Druck rettete er den Text der 1870 beim Brande der Strafsburger Bibliothek untergegangenen Handschrift. Interpretation und Emendation der überlieferten Noten und Gruppierung der verschiedenen Notenhandschriften ist der Inhalt der zahlreichen Abhandlungen, die in den 1877 erschienenen 'Beiträgen' vereint sind. Weitere philologische Kreise mit dem Ergebnis seiner Forschung bekannt zu machen und Interesse für das über Gebühr vernachlässigte Gebiet lat. Tachygraphie zu erwecken, war der Zweck des Vortrags 'Über Tironische Noten', den Schmitz zu Trier auf der 34. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 26. September 1879 hielt. (Abgedruckt in dem 34., N. F. 14. Jahrgange dieser Zeitschrift, 1880, S. 63 ff.). Von den nun folgenden zahlreichen Abhandlungen sind den Kollegen leicht zugänglich die in den Jahresberichten des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums zu Köln von 1880 und 1881 veröffentlichten 'Studien zur lat. Tachygraphie'. Das auch für die Geschichte Ludwigs des Frommen wichtige mit Unterstützung der kgl. preufs. Akademie der Wissenschaften herausgegebene Werk 'Monumenta tachygraphica codicis Parisiensis latini 2718' (Hannover 1882 und 1883) und die Erklärung der in der Kölner Dombibliothek von Schmitz entdeckten 13 Handschriften mit Tironischen Noten (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, II. Bd. 1886. S. 109 ff.) bilden die Überleitung zu dem 1893 erschienenen Hauptwerk von Schmitz, den mit Unterstützung der kgl. preufs. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen 'Commentarii notarum Tironianarum cum prolegomenis, adnotationibus criticis et exegeticis notarumque indice alphabetico' (Leipzig 1893, Teubner, 117 S. Grofs-Folio mit 132 Taf.). Dieses grofsartige, prächtig ausgestattete und mit erstaunlicher Akribie durchgearbeitete Werk ist den Manen Friedrich Ritschls gewidmet und rückt das Studium der Tironischen Noten in einen ganz neuen Gesichtspunkt. Zuerst finden wir auf Taf. 1—120 den Notentext nach der Kasseler Handschrift, dem ist beigegeben in einem besonderen 117 S. Gr. Folio starken Druckwerk die kritisch-exegetische Beleuchtung jeder einzelnen Tafel. Diese Beilage handelt von den verschiedenen Handschriften und sonstigen kritischen Hülfsmitteln, die bei der Herstellung dieses Werkes benutzt wurden, ferner von den mit der Geschichte der römischen Tachygraphie zusammenhängenden Namen und dem Alter der verschiedenen Kontingente des Kasseler Noten-

körpers, ferner von den mannigfachen Gesichtspunkten, die die überlieferte Anordnung bestimmten, und es liefert schliefslich ein genaues alphabetisches Register. Das praktisch Wertvollste in dem grofsartigen Werk ist das Verzeichnis der in den verschiedenen tironischen Lexika auf uns gekommenen 13 000 Notenbilder (Zarnckes Litt. Centralblatt 1894, S. 597). „Non omnis moriar!" sagte er einem langjährigen Kollegen und Freunde, als er ihm diese eben erschienene Frucht seines arbeitsfrohen und erfolgreichen wissenschaftlichen Lebens freudestrahlend zeigte. Wie berechtigt diese Äufserung stolzer Zuversicht war, lehrte der ungeahnte Beifall und das uneingeschränkte Lob, das dieses grundlegende Werk bei deutschen und auswärtigen Kennern der lat. Tachygraphie fand. Drei Jahre später folgten als neue reife Frucht seiner wissenschaftlichen Thätigkeit die Wilhelm Wattenbach gewidmeten 'Miscellanea Tironiana' aus dem codex Vaticanus latinus Reginae Christinae 846 (Fol. 99—114) mit 32 Tafeln in Lichtdruck (Leipzig, Teubner, 1896). Mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften giebt Schmitz die 16 überwiegend in Tironischen Noten geschriebenen Blätter jenes Codex in geläuterter Form heraus. Als Erträgnisse aus diesen buntscheckigen, hauptsächlich patristischen Schriften entnommenen Texten bezeichnet Schmitz selbst erweiterte Kenntnis des Tironischen Notenwesens, wertvolle Lesarten zur Verbesserung patristischer Texte, Beiträge zur Geschichte der Arzneimittellehre, endlich lehrreiche Beispiele für Grammatik und Lexikographie des frühmittelalterlichen Lateins, welches mit seiner weitgehenden Gleichgültigkeit gegen Flexionsunterschiede offenbar im Übergange in das Romanische begriffen ist (Selbstanzeige in den Mitteilungen von Teubner, Leipzig 1896. Nr. 3, S. 67). In dem Text seiner Commentarii hatte Schmitz als Schlufsstein zu dem gewaltigen von ihm konstruierten Gebäude lateinischer Tachygraphie ein Lexicon Tironianum in Aussicht gestellt. Schon war er rüstig an der Arbeit — ego totus in lexico Tironiano schrieb er am 24. Mai 1898 einem getreuen Verehrer und Mitarbeiter auf dem Gebiete der Notenforschung, Prof. Dr. W. Ruess in München — als ihn zu früh für die Wissenschaft am 17. Juni 1898 der Tod aus seinem schaffensfreudigen Leben abberief. Sein Neffe, Herr Privatdozent Dr. Ludwig Schmitz zu Münster, hat, einem Wunsche des verstorbenen Oheims entsprechend, die Vollendung dieses letzten Werkes übernommen.

Doch die wissenschaftliche Thätigkeit des Tironikers Schmitz beschränkte sich nicht auf das Gebiet, auf dem er unstreitig die erste Autorität seiner Zeit gewesen ist. Es ist geradezu erstaunlich, was dieser Mann, der Leiter einer starkbesuchten Lehranstalt war, abgesehen von seinen Amtsobliegenheiten, alles geleistet hat. Nur durch den schnellen Geist, den scharfen wissenschaftlichen Blick, das ungemein treue Gedächtnis und das vielseitige Interesse dieses einzigen Mannes läfst sich eine solche Thatsache erklären. Von der feinen Divinationsgabe, die Ritschl auszeichnete, von dem scharfen Spürsinn, der wie infolge eines *δαιμόνιον* auch ohne bewufste logische Einsicht empfindet, wo die Hebel wissenschaftlicher Untersuchung anzusetzen sind, von dieser Gabe genialer Forscher hat Schmitz einen guten Teil miterhalten. An dem nie versiegenden Born geistiger Anregung, die der Verkehr mit Schmitz gewährte, wie viele Schüler, wie viele Lehrer haben an ihm sich gelabt, sich gekräftigt für die sonst so schnell die geistige Kraft und die Willenskraft aufzehrende Thätigkeit im Schuldienst. Wie oft haben

Lehrer, Schüler und Eltern die reine Herzensgüte dieses nicht allein geistig hochstehenden, sondern auch taktvollen, wohlwollenden und edlen Mannes erfahren, wenn sie seinen Rat, seine Unterstützung in Anspruch nahmen! Mit Freudigkeit zu lehren und zu erziehen, Freudigkeit zu wecken, das war ihm Herzensbedürfnis. Diese stetige heitere Stimmung war um so auffälliger, als Schmitz sich selten ganz wohl fühlte. Von schwächlicher Konstitution, hat Schmitz sehr früh die aufreibende Wirkung lauten Sprechens in der verderbenen Luft grofser Klassen kennen gelernt. Die in einer fast beständigen starken Heiserkeit sich äufsernde Erkrankung der Sprachorgane stellte sich schon in den ersten Jahren seines Schuldienstes ein. Allein Schmitz hat das alte billige Sprichwort Sana mens in corpore sano Lügen gestraft, er hat trotz andauernder Kränklichkeit 40 Jahre als Lehrer und Leiter einer grofsen Anstalt mit ausgezeichnetem Erfolg gewirkt und manchen zu Grabe tragen sehen, der ihm ein frühes Ende prophezeite. Körperliche Gebrechlichkeit konnte ihm weder den Lebensmut, noch die Schaffensfreude rauben. Schwerer traf den alternden Gelehrten der Tod des einzigen Kindes, eines Sohnes, der in der Blüte der Jahre dahinstarb, und nur in der Beschäftigung mit der Wissenschaft fand er Trost und Erholung. Doch kehren wir wieder zur wissenschaftlichen Thätigkeit von Wilh. Schmitz zurück.

Die 1889 erschienene Schrift 'S. Chrodegangi Metensis episcopi (742 bis 766) regula canonicorum' (Hannover 1889) ist freilich reich an tironischen Noten, aber das ist nicht ihr einziger Vorzug, sie ist für die Geschichtsforschung dadurch bedeutsam, dafs sie zuerst die Entstehung der heutigen Domkapitel nachweist. Eine rein geschichtliche Arbeit ist 'Franciscus Fabricius Marcoduranus' (1527—1573), ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus. Aufser den persönlichen Verhältnissen des zu wenig gewürdigten Humanisten stellt Schmitz den Umfang und Art der gelehrten Thätigkeit des Dürener Fabricius, die Bildungseinflüsse, unter denen er gestanden, und die individuelle Stellung, in der er sich zu der Kontinuität der humanistischen Entwickelung befunden hat. Diese 1871 zu Köln (Du Mont-Schauberg) herausgegebene Abhandlung hat als Anhang eine Schrift über Petrus Ramus, einen französischen Schulmann, der der Lehrer und das Vorbild des deutschen Humanisten Fabricius aus Düren gewesen ist. Diese Abhandlung ist der Abdruck des Vortrags, den Schmitz am 14. April 1868 in der Versammlung von Lehrern höherer Schulen der Rheinprovinz gehalten hat und der in dem Jahrbuch für Philologie und Pädagogik 1868 S. 567 ff. zuerst veröffentlicht ist. Die rege Teilnahme, die Schmitz der jetzt jährlich um Ostern zu Köln tagenden Versammlung rheinischer Schulmänner widmete, war die Veranlassung, dafs er für 1883/84 zum Vorsitzenden dieses Vereins gewählt wurde. Auf der 23. Versammlung im Jahre 1886 vertrat Schmitz gegenüber allzuhohen Anforderungen an die Schüler bei Übersetzung der Schriftsteller die Ansicht, man könne kaum jemals vom Schüler eine Musterübersetzung verlangen, man müsse mit dem jedesmaligen Standpunkt der Klasse und der Leistungsfähigkeit des einzelnen rechnen. Der Sekundaner z. B. werde die Redensart quo factum est, ut anders übersetzen als der Quartaner. Man könne in dieser Hinsicht den Satz le style c'est l'homme auch umkehren und sagen l'homme c'est le style. So lange einer grammatisch richtig schreibe und spreche, sei seine Sprache berechtigt. Leider zwang ihn sein Halsleiden und die mit dem Alter sich steigernde Schwerhörigkeit in den letzten sieben Jahren seines Lebens, dieser

Versammlung fernzubleiben[1]). Nicht allein für Bibliothekare, sondern für jeden klassischen Philologen interessant ist die Schrift: Schriftsteller und Buchhändler in Athen und im übrigen Griechenland (Heidelberg 1876). Hier schildert Schmitz, wie die griechischen Schriftsteller ihre Schriften verfafsten und dem Publikum zugänglich machten, weiter wie die Privatbibliotheken entstanden, wie selten und teuer die Bücher waren, endlich weist er die Verhältnisse der Bücherabschreiber und der Buchhändler bis auf die römische Kaiserzeit nach. Offenbar hat die eingehende Beschäftigung mit den alten Urkunden behufs Erforschung der tironischen Noten dem Verfasser den Stoff zu dieser Schrift an die Hand gegeben.

Die Jahresberichte des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums von 1878, 1879, 1882 und 1883 enthalten aus der Feder von Wilhelm Schmitz 'Mitteilungen aus den Akten der Universität Köln', denen eine Untersuchung über den Bauernkrieg und die mit demselben zusammenhängenden stadtkölnischen Unruhen auf Grund eines Berichtes des Dekans der Kölner Universität, Wilhelm von Zons, aus dem Jahre 1525 folgte (Publikation der Gesellschaft für rhein. Geschichtskunde, Nr. 8, Bonn 1892). Das hier gesammelte Material gab den Anstofs zu einem für die Genealogie des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit wichtigen Werke, es ist nämlich verwertet in der zusammen mit Dr. Keussen herausgegebenen Matrikel der Universität Köln (1389—1559), zuerst veröffentlicht in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, Bd. XI 1892. N. F. 1. Bd. S. 69 ff.

Aus dem Studium Tironischer Notenhandschriften und ihrer Quelle, der patristischen Litteratur, hatte Schmitz eine umfassende und genaue Kenntnis des nachklassischen und mittelalterlichen Lateins gewonnen. Diese Kenntnis kam ihm gut zu statten bei manchen Beiträgen, die er für den Thesaurus linguae Latinae, dieses grofse mit Unterstützung der deutschen Akademien herauszugebende Werk, in Wölfflius Archiv für lat. Lexikographie und Grammatik lieferte, weiterhin bei Abfassung der lat. Inschrift der Kaiserglocke des Kölner Domes, in der die Einigung Deutschlands und die Entstehung der Glocke verewigt ist, und ebenso bei Abfassung der längeren Inschrift über dem schönen Südportal, die eine kurze Baugeschichte des Domes giebt. Noch wenige Tage vor seinem Tode übernahm er freudig den Auftrag, das Inschriftband zu erneuern, auf welchem nach Einhards Angabe im Innern des Oktogons des Aachener Münsters Carolus Princeps als Gründer der Kirche gepriesen wurde. An der Ausführung dieser Inschrift wurde er durch den Tod gehindert.

Es sind hier nur die hervorragendsten wissenschaftlichen Veröffentlichungen von Wilhelm Schmitz zusammengestellt und kurz gewürdigt. Aufserdem hat er noch zahlreiche kürzere Abhandlungen in deutschen und fremden Zeitschriften veröffentlicht, eine ganze Menge kürzerer Fragmente mit tironischen Noten, die ihm zur Enträtselung übersandt wurden, erklärt und manche Stelle in der patristischen Litteratur auf Grund der Tironischen Noten emendiert. Denn schon vor Erscheinen der grundlegenden Commentarii galt er auf diesem Gebiet im In- und Ausland als erste Autorität, an die sich jeder wandte, der über die geheimnisvollen Zeichen Aufschlufs wünschte.

---

[1]) Auf der Kölner Osterdienstags-Versammlung in diesem Jahre scheint man Schmitz ganz vergessen zu haben.

Es ist erstaunlich, mit welcher geistigen Frische und ungeschwächten Arbeitskraft Schmitz bis wenige Wochen vor seinem Tode seinem den Fernstehenden mühsam und steril erscheinenden Arbeitsgebiet oblag. Gewifs, manche Enttäuschung hat er erlebt, wenn er noch nicht herausgegebene oder gar noch nicht gelesene Notentexte sich aus Rom oder Mailand zuschicken oder photographisch aufnehmen liefs, um sie zu emendieren oder zu enträtseln. Oft genug war das Ergebnis gleich Null oder entsprach kaum der aufgewandten Mühe; aber es war doch wenigstens nachgewiesen, dafs nichts Neues in jenen unerforschten Codices stand. Solche Enttäuschungen konnten seine Schaffenslust und Arbeitsfreude nicht schwächen. Er war ja eine von den beglückten Naturen, denen die schönste Harmonie zwischen Wollen und Können bis zum letzten Athemzug die Schaffensfreude bewahrt, die doch den besten Lebensinhalt eines geistig hochbeanlagten, ideal angelegten Menschen ausmacht. Seine grofsen Erfolge brachten ihn auch in Verbindung und regen geistigen Verkehr mit den verschiedenen Stenographenvereinen, ihren Leitern und ihren Zeitschriften. Wie anregend und vertiefend Schmitz auf diese Gesellschaften eingewirkt hat, geht daraus hervor, dafs er von den bedeutendsten Vereinen z. B. von München, Königsberg und Augsburg zum Ehrenmitglied ernannt wurde und mehrere Zeitschriften nach seinem Tode ihm einen ehrenvollen Nachruf widmeten.

Auch an sonstigen Ehren fehlte es dem verdienten Schulleiter und bedeutenden Gelehrten nicht. Das hohe Ansehen und Vertrauen, das er bei seinen Behörden genofs, kam durch Verleihung des Roten Adlerordens und Ernennung zum Geheimen Regierungsrat zum Ausdruck. Nach Veröffentlichung der Commentarii erhielt er bei Gelegenheit seines 25 jährigen Jubiläums als Direktor des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums im Herbst 1893 den Päpstlichen Gregoriusorden. Doch noch mehr erfreuten ihn die Zeichen der Dankbarkeit und Hochschätzung, der Liebe und Verehrung, die ihm damals von nah und fern entgegengebracht wurden. Bei allem blieb er der einfache, bescheidene Lehrer und Gelehrte, der anderer Leistungen und Verdienste selbstlos und rückhaltlos anerkannte und vor allem seinen eigenen Lehrern und Freunden mit einer seltenen kindlichen Pietät und treuen Dankbarkeit anhing. Wenn es wirklich ein Zeichen vornehmer bescheidener Gesinnung geistig bedeutender Männer ist, dafs sie ihren Lehrern mehr zu verdanken glauben, als wirklich der Fall ist, indem sie ihre eigene vorzügliche Beanlagung, ihren eigenen eisernen Fleifs und die eigenen Erfolge unterschätzen, so darf man auch von Schmitz sagen, dafs er sich selbst geehrt hat, indem er seine Dankbarkeit gegen Männer wie Ritschl und Riesel so oft in beredten Worten zum Ausdruck brachte.

Hart wurde es dem alternden Mann, als sein körperliches Leiden ihn zwang, noch in voller geistiger Frische im Herbst 1895 aus dem Amte zu scheiden. Die Anstalt, die er gegründet und zur vollen Entwickelung geführt hatte in der Zeit des gröfsten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufschwungs, den unser Volk je erlebt hat, blieb ihm auch nach seinem Scheiden aus dem Amt ans Herz gewachsen. Nur die Beschäftigung mit der liebgewonnenen Wissenschaft und der Verkehr mit Kollegen und Freunden konnten ihm einen Ersatz bieten für die aufgegebene Thätigkeit als Gymnasialdirektor.

Nach kurzer Krankheit starb Wilhelm Schmitz am 17. Juni 1898, als Mensch, Lehrer und Gelehrter ein ἀνὴρ καλὸς κἀγαθός.

Köln. A. Curtius.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. Cl. Nohl, Neue Beiträge zur Schulreform. Essen 1898, G. D. Baedeker. III u. 96 S. 1 M.

2. Fr. Bindseil, Der deutsche Aufsatz in Prima. Zweite Auflage, umgearbeitet und inhaltlich vermehrt von Bruno Zielonka. Berlin 1899, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder). IV u. 143 S. steif geh. 2,40 M.

3. C. Th. Michaelis, Neuhochdeutsche Grammatik für höhere Schulen. Zweite Auflage. Bielefeld und Leipzig 1898, Velhagen & Klasing. VIII u. 182 S. geb. 1,50 M.

4. H. Trunk, Zur Hebung des deutschen Sprachunterrichtes. Beobachtungen und Anregungen. Graz 1898, Leuschner & Lubensky. VII u. 141 S. 2 M.

5. Dissertationes philologae Vindobonenses. Volumen sextum. Wien 1898, A. Hölder. 190 S. gr. 8. 4,80 M. Inhalt: 1) H. Klauser, De dicendi genere in Nicandri Theriacis et Alexipharmacis quaestiones. 92 S. — 2) E. Smutny, De scholiorum Terentianorum, quae sub Donati nomine feruntur, auctoribus et fontibus quaestiones selectae. 46 S. — 3) F. Gatscha, Quaestionum Apuleianarum capita tria.

6. K. Quiehl, Französische Aussprache und Sprachfertigkeit. Phonetik sowie mündliche und schriftliche Übungen im Klassenunterrichte. Auf Grund von Unterrichtsversuchen dargestellt. Dritte Auflage. Marburg 1899, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. VIII u. 188 S. 3,20 M.

7. Shakespeare, Heinrich der Vierte. Erster Teil. Für den Schulgebrauch herausgegeben von F. Ulrich. Leipzig 1898, G. Freytag. 128 S. kl. 8. geb. 0,60 M.

8. H. Kihn und D. Schilling, Praktische Methode zur Erlernung der hebräischen Sprache. Grammatik mit Übungsstücken, Anthologie und Wortregister. Zweite Auflage, umgearbeitet von H. Kihn. Tübingen 1898, H. Lauppsche Buchhandlung. IX u. 166 S. 2,40 M.

9. K. Ploetz, Auszug aus der alten, mittleren und neueren Geschichte. Zwölfte, verbesserte Auflage. Berlin 1898, A. G. Ploetz. VIII u. 430 S. kl. 8. geb. 3 M.

10. O. E. Schmidt, Erzählungen aus der Geschichte der neueren Zeit (vom westfälischen Frieden bis zur Gegenwart). Ein Hülfsbuch für den Geschichtsunterricht in den mittleren Klassen. Dritte, verbesserte Auflage. Dresden 1899, Carl Damm. IV u. 148 S. kl. 8.

11. E. Rothert, 30 Karten zur deutschen Geschichte. Kleine Ausgabe der „Karten und Skizzen". Zur raschen und sicheren Einprägung zusammengestellt und erläutert. Düsseldorf o. J., A. Bagel. 30 S.

12. H. J. Klein, Lehrbuch der Erdkunde für höhere Lehranstalten. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage von August Blind. Mit 57 Karten, sowie mit 101 landschaftlichen, etnographischen und astronomischen Abbildungen. Braunschweig 1898, Fr. Vieweg & Sohn. XIV u. 372 S. gr. 8. 2,80 M, geb. 3,20 M.

13. M. Simon, Analytische Geometrie des Raumes. Mit 28 Abbildungen. Leipzig 1898, G. J. Göschen. 200 S. kl. 8. geb. 0,80 M.

14. E. Wrobel, Übungsbuch zur Arithmetik und Algebra enthaltend die Formeln und Auflösungsmethoden in systematischer Anordnung u. s. w. Erster Teil: Pensum der Tertia und Untersekunda. Dritte, verbesserte Auflage. Berlin, W. Werthers Verlag. XII u. 320 S. 8. geb. 2,90 M.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Bemerkungen zum französischen Unterricht in der Gymnasialprima.

Die im Folgenden gebotenen Bemerkungen treten nicht mit dem Anspruche auf, wesentlich Neues zur Geltung zu bringen; wer könnte auf so unendlich durchgearbeitetem Gebiete noch hoffen mit neuen Gedanken zu überraschen? Vielmehr wollen sie den Versuch machen, inmitten des lauten und lebhaften Durcheinandertönens wo nicht neuer Gedanken, so doch stets neuer Forderungen älteren Anschauungen und Erfahrungen Gehör zu verschaffen, die, wie uns bedünkt, in letzter Zeit allzuwenig zu Worte gekommen sind. Sie nicht zu verschweigen erfordert schon die Gerechtigkeit denen gegenüber, die eben aus dieser Auffassung ihrer Aufgaben heraus Nützliches gewirkt haben, heute noch wirken und hoffentlich noch lange wirken werden. Solange wir noch lebendige Persönlichkeiten und nicht methodisch hergestellte Lehrautomaten sind, werden wir uns auch das Recht wahren, dem ewigen: „Das macht man so“ bescheiden zwar, aber doch mit aller Entschiedenheit ein: „So kann man es auch machen“ entgegenzuhalten. Wen der Geist treibt, der mag ja dann nachfragen, ob der, welcher so zu reden sich getraut, denn auch durch einige Erfolge berechtigt ist seine Weise zu verteidigen. Um dieser Art Nachfragen zu erleichtern, sei gleich hier bemerkt, daſs der Verfasser dieser Zeilen, von Haus aus klassischer Philologe, durch besondere Gunst der Umstände lange Zeit den fakultativen englischen Unterricht und dann fast zehn Jahre den französischen Unterricht in den Primen eines Gymnasiums gegeben hat; und es wird gerne dazu das Bekenntnis hinzugefügt, daſs einsichtsvolle Vorgesetzte und willige Schüler ihm jederzeit es erleichtert haben, das Ziel, das er sich gesteckt hatte, zu erreichen.

Aber freilich, dieses Ziel ist durchaus nicht dasselbe, welches jetzt weithin schimmernd den Rufern im Streite um den neusprachlichen Unterricht vor allem anderen erstrebenswert erscheint. Wir wollen gewiſs diejenigen nicht herabsetzen, die durch unermüdliche Anstrengung ihr eigenes Organ zu vollendeter Wiedergabe des fremden Idioms durchgebildet haben, obwohl sich doch die Frage aufdrängt, welche auswärtige Nation denn uns soviel

Entgegenkommen beweise, dafs sie es für Pflicht ihrer Landsleute halte, unser Deutsch ohne fremden Accent zu sprechen; obwohl sich ferner die Erwägung doch nicht ganz zurückdrängen läfst, dafs schliefslich auch die Franzosen, selbst die Gebildetsten, nicht so völlig gleichmäfsig aussprechen, wie wir denn nun von uns verlangen zu sollen glauben. Selbst für den, der unmittelbar für die Aufgabe mit Ausländern mündlich zu verkehren vorbereitet werden soll, kann das vornehmste Ziel doch nur sein, dafs er dem Ausländer verständlich ist und seinerseits die fremde Sprache mühelos versteht, nicht, dafs er sofort für einen Pariser oder — seien wir weitherzig! — für einen Genfer gelte. Nun wird man aber doch nicht leugnen, dafs das eigene Verstehen durch mangelhafte Aussprache dieses oder jenes Lautes nur wenig beeinträchtigt wird, und dafs wir unsere eigenen Lehrer doch wohl zu sehr heruntersetzen, wenn wir behaupten, das von ihnen gelehrte Französisch sei den Franzosen nicht mehr verständlich gewesen. Indes, um diese Fragen handelt es sich für uns gar nicht; wir wollen dankbar anerkennen, dafs die strengeren Anforderungen, welche die Lehrer jetzt an ihre eigene Aussprache stellen müssen, dem neusprachlichen Unterrichte entschieden zu gute gekommen sind, und dafs frühe bessere Gewöhnung auch bei verminderter Übung in den oberen Klassen noch nachhaltig wirken kann. Nur dagegen sei schon hier Verwahrung eingelegt, dafs die knapp bemessene Zeit einer Gymnasialprima noch mit eigenen Aussprachübungen belastet werde.

Das wird ja nun freilich wohl auch nicht gerade beabsichtigt oder wohl gar bei der so rühmlich verbesserten Anfangsmethode als überflüssig bezeichnet werden; aber ein anderes ist selbst durch die neuen preufsischen Lehrpläne sanktioniert: die Sprechübungen, die im Anschlufs an Gelesenes und Vorkommnisse des täglichen Lebens in jeder Stunde stattfinden sollen. Hier mufs man sich klar werden, was nun eigentlich alles in diesen zwei französischen Wochenstunden gethan werden soll; ich zähle es nicht erst auf; jeder, der vor diese Aufgabe gestellt ist, hat sich wohl schon selber gesagt, dafs dies alles unmöglich gleichmäfsig zu erreichen ist. Was ist also zu thun? Der einzelne trifft nach Neigung und Gewissen die Auswahl dessen, was er lehren will, und wir könnten ja ganz froh sein, wenn dieses Stückwerk denn nun doch in sich seinen Wert behielte und zugleich die Möglichkeit selbstthätiger Ergänzung böte. Aber die Frage ist eben, welche von den verschiedenen Anforderungen gerade für den Gymnasialprimaner unerläfslich ist. Und hier sei frei heraus gesagt: die Übung im Sprechen ist es u. E. nicht. Denn zunächst wird man doch fragen dürfen, wieviele dieser Gymnasiasten denn in ihrem Leben in die Notwendigkeit versetzt werden, sich mit Ausländern zu unterhalten; und sollten sie nicht dann doch, wenn anders sie überhaupt die fremde Sprache von irgend einer Seite

her ordentlich angefafst haben, sich ebenso leicht in die Situation hineinfinden, wie ihre Väter im französischen Kriege? Sieht man aber von dem unmittelbaren Nutzen ab, so wäre ja freilich zu bedenken, ob nicht diejenigen Recht haben, die behaupten, eine Sprache, zumal eine lebende, kenne nur, wer sie auch selbst gebrauchen könne. Der Satz ist an sich anfechtbar: nicht einmal die eigene Muttersprache kennen wir alle so, dafs wir sie auf allen Gebieten — man denke nur an die technischen! — gleichmäfsig beherrschen; von jeder fremden lernen wir vollends, solange wir uns nicht dauernd im Auslande aufhalten, nur einen Ausschnitt und jeder doch wohl den, der seinen Interessen am nächsten liegt. Wäre dies nun aber unbestritten für alle die Sprache des täglichen Lebens, so müfste der ganze Unterricht und vor allem die Lektüre darauf zugestellt werden, eben die Umgangssprache zu lehren und zu üben. Ist es denn aber möglich bei zwei wöchentlichen Unterrichtsstunden, von denen alle 14 Tage noch mindestens eine den schriftlichen Übersetzungen gehört, wirkliche Gewandtheit im Sprechen zu erzielen? Oder will man dem Grundsatze getreu, dafs eben ganz vorzugsweise oder gar ausschliefslich die mündlich gesprochene Sprache gelernt werden solle, jene schriftlichen Arbeiten beseitigen? So wie sie sind, mufs man zugeben, dafs allerdings beim Übersetzen aus der fremden Sprache der Gewinn für das Deutsche gröfser ist als für die Kenntnis des Französischen; die alten Extemporalien, die doch keineswegs immer schlecht waren, haben in dieser Hinsicht mehr geleistet, sie dürften aber gerade bei den Neueren kaum Gnade finden; was wohl an ihre Stelle gesetzt wird, die freiere, selbständige Wiedergabe eines gelesenen oder besprochenen Abschnittes wird bei unserer knappen Stundenzahl nie so geübt werden können, dafs auch nur die Mehrzahl der Schüler eine gleichmäfsig befriedigende Leistung aufweise[1]). Uns will hier immer noch das Richtigste dünken, dafs eben, um dem praktischen Gebrauche der modernen Sprache eher gerecht zu werden, auch in der Prima die grammatischen schriftlichen Übungen nicht ganz aufgegeben werden sollten. — Indes, wir verirren uns in Seitenwege. Die Frage war, ob, um mehr Zeit für Sprechübungen zu erübrigen, die schriftlichen Arbeiten zu beseitigen wären, und diese Frage mufs u. E. verneint werden. Es bleibt also die Schwierigkeit, dafs man eine Fertigkeit erzielen soll, ohne die nötige Zeit dazu zu haben.

[1]) Im Vorbeigehen sei hier bemerkt, dafs diejenigen, welche beim ersten Unterrichte immer nur vom gesprochenen Worte ausgehen wollen, sich in dem verhängnisvollen Irrtum befinden, als ob sich mit dem Lautbilde zunächst überhaupt kein Schriftbild im Kopfe des Lernenden verbinde; jeder, der lesen und schreiben gelernt hat, macht sich beim Hören einer Lautgruppe ein mehr oder minder deutliches Bild davon, wie sie geschrieben wird; fixiert man es ihm nicht richtig, so läuft er eben Gefahr, es sich falsch vorzustellen und einzuprägen.

Aber gelänge selbst das, wie uns scheint, Unmögliche, brächten wir unsere Abiturienten wirklich zu einiger Kenntnis und Sicherheit im Gebrauche der modernen Sprache des täglichen Lebens, so wäre damit doch eben wieder nur ein Ausschnitt aus dem Ganzen gewonnen, und wir sähen uns aufs neue vor die Frage gestellt, ob denn nun dieser Ausschnitt gerade der für Gymnasiasten wichtigste sei.

Es wurde schon oben erwähnt, dafs, wollte man jenes Ziel erreichen, auch die Lektüre den Weg dazu ebnen müfste; wir würden also in der Prima möglichst viele moderne Konversationsstücke oder doch andere Werke lesen müssen, die der Sprache des täglichen Lebens nahe stehen. Indes, so bewundernswürdig gerade auf diesem Litteraturgebiete die Franzosen sind, — um ihre Kunst richtig zu würdigen, bedarf es neben grofser Leichtigkeit des sprachlichen Verständnisses einer reifen Lebenserfahrung, wie wir sie unseren Schülern nicht einmal wünschen können; und vor allen Dingen wird es kaum gelingen, das ästhetische Verständnis allgemein zu solcher Höhe zu erheben, dafs nicht das rein stoffliche Interesse am blofs Unterhaltenden des Inhalts immer überwiegt. Ist aber dies der Fall, so sinkt mindestens in den Augen der Schüler das Fach zu sehr unter das Niveau dessen herab, was ihnen sonst im Unterrichte geboten wird. Wie kann man hoffen bei Schülern, denen die erhabensten Gedanken der Menschen aus Plato, Sophokles, Thukydides, aus Cicero, Livius, Tacitus und Horaz entgegentreten, tieferes Interesse zu erwecken für die Späfse eines Scribeschen Stückes? Wir wollen doch nicht nur äufsere Kenntnis der Sprache übermitteln; wir wollen Verständnis und Bewunderung des Grofsen, was überall von Menschen geschaffen ist, erwirken; wir wollen namentlich durch gerechte Anerkennung fremder Volksart dem nationalen Eigendünkel entgegenarbeiten. Dann sind wir aber auch verpflichtet, unseren Schülern die fremde Nation nur von der Seite zu zeigen, die ihnen Respekt einflöfst. Und von solchem Gesichtspunkte aus bietet ja die französische Litteratur eine Fülle ganz vortrefflicher Werke; es gilt nur zu wählen.

Diese Wahl aber habe ich gerne von einer Erwägung leiten lassen, die auch für Schüler wohl verständlich und fruchtbar ist. Zweimal besonders haben die Franzosen auf unsere wie auf die Geschichte der europäischen Völker in neuerer Zeit überhaupt einen tiefgehenden und weitreichenden Einflufs gewonnen. Die erste Periode, das Zeitalter Ludwigs XIV., mufs durchaus den Gymnasiasten in den Erzeugnissen der klassischen Dichtung bekannt werden. Wer hätte nicht mit gröfstem Genusse Molières unvergleichliche Sitten- und Charakterschilderungen reiferen Schülern bekannt gemacht? Aber auch für die Tragödie läfst sich wohl Verständnis erwecken, so dafs die Schüler mit gesunder Anschauung von der nationalen und historischen Bedeutung dieser

Dichterwerke ausgerüstet, nun die Kritik Lessings auf sich wirken lassen können, ohne dafs das Urteil des grofsen Mannes zum blinden Vorurteil unreifer Geister würde. Und wie lehrreich ist es nun hier einerseits, die verwandten Dichtungen des Altertums heranzuziehen, anderseits zu sehen, wie auch unsere gröfsten Dichter sich eingehend mit dieser Litteratur beschäftigt haben, und zwar keineswegs nur ablehnend, sondern dankbar empfangend und das Empfangene selbständig umgestaltend. So ergiebt sich denn hier reichste Gelegenheit, in den grofsen Zusammenhang der Weltlitteratur lebendig einzuführen. — Indes wird man sich nicht verhehlen, dafs die Lektüre dramatischer Werke, die doch eigentlich bestimmt sind, sich rasch vor unseren Augen abzuspielen, nicht über einen gar zu langen Zeitraum hingedehnt werden darf, damit das Interesse an der Handlung nicht zu sehr zersplittert werde. Namentlich bei den Tragödien wird man öfter einmal kürzen können, um die Lektüre doch nicht zu weit über ein Quartal auszudehnen. Denn der breitere Raum gebührt durchaus der zweiten grofsen Gruppe von Litteraturwerken, in die wir unsere Schüler einzuführen wünschen. Die grofsen Umwälzungen, welche vor nun hundert Jahren von Frankreich aus die Welt erschüttert haben, sollen Gymnasiasten auch in nationaler Darstellung bekannt gemacht werden. Liest man in Unterprima irgend eines der Werke über die französische Revolution, so bildet in der Oberprima die Geschichte Napoleons I. die angemessenste Ergänzung dazu. Die Auswahl mufs sich hier auch nach der Schülergeneration richten; den Genufs Taine kennen zu lernen, wird man tüchtigen Schülern nicht vorenthalten wollen, der männliche Ernst Lanfreys aber ist mehr als alles andere geeignet, ebenbürtig neben die grofsen Historiker des Altertums gestellt zu werden.

Leicht wird so die Aufgabe den Schülern nicht gemacht; denn auch zu einer wirklich guten Übersetzung gehört hier überall eine sehr ernsthafte Anspannung der Kräfte. Dies ist aber gerade das, was wir brauchen, um unserem Fache auch in den Augen der Schüler das nötige Ansehen zu verleihen. Weil es ein Nebenfach ist, so mag ihm immerhin weniger häusliche Vorbereitung zugewiesen werden; förderlicher als irgendwo sonst ist hier das unvorbereitete Übersetzen in der Schule. Denn darauf arbeiten wir doch eben hin, dafs nun diese Gebiete der Litteratur den Schülern sprachlich so leicht zugänglich und sachlich so interessant werden, dafs sie auch späterhin gerne noch zu einem französischen Werke greifen, nicht zu oberflächlicher Unterhaltung, sondern zu ernster Belehrung. Sind sie so mit dem Edelsten, was eine geistreiche Nation hervorbringt, vertraut geworden, so werden sie auch, wenn ihnen einmal Gelegenheit gegeben wird, persönlich mit Franzosen zu verkehren, um so leichter das liebenswürdige Entgegenkommen zu wecken vermögen, das eben dieses Volk im Verkehr mit Fremden auszeichnet.

Wählt man nun den Stoff der Lektüre nach den bezeichneten Gesichtspunkten, so ergiebt sich auch für die Behandlung, dafs sie gleichen Ranges mit der der alten Schriftsteller sein mufs. Auch ein Lanfrey kann verlangen, dafs wir seinen nicht immer auf den ersten Blick durchsichtigen Erörterungen mit energischem Bemühen auf den Grund gehen. In dieser Hinsicht kennen wir den Unterschied zwischen Nebenfach und Hauptfach nicht. Wir wollen hier genau so gediegene Arbeit liefern, wie sie die Lektüre der alten Autoren erheischt. Es ist darum nicht zu befürchten, dafs unsere Lektüre sogleich schleppend würde: da der Kenntnis des Wortschatzes vielfach durch die alten Sprachen vorgearbeitet wird, da ferner Gedanken und Ereignisse dem modernen Ideenkreise näher liegen, als bei dem klassischen Altertum, so werden wir uns immer wieder dessen freuen dürfen, dafs wir hier nun doch ganz sicher in jeder Stunde ein gutes Stück Weges gemeinsam zurücklegen können. Wir werden sogar Zeit gewinnen, um hier und da einmal zu rasten und an einem lyrischen Gedichte die Empfindungen kennen zu lernen, welche gewaltige Persönlichkeiten und bedeutende Ereignisse in diesem so pathetisch veranlagten Volke hervorgerufen haben. Und auch die schriftlichen Arbeiten sollen sich ungezwungen, aber doch fest unserem Plane einfügen: entnimmt man sie uns einer anderen Darstellung desselben historischen Gegenstandes oder auch einmal aus der Litteraturgeschichte, so gewinnen wir die willkommenste Ergänzung dessen, was wir mündlich zusammen lesen.

Freilich auch so erhalten wir nur einen schmalen Ausschnitt aus dem weiten Kreise französischen Geisteslebens; aber es ist ein Sector und nicht nur ein Segment. Alles, was wir treiben, führt zu dem innersten Kerne des Wesens dieses so mannigfach anziehenden Volkes zurück, und dringen wir noch weiter in die Tiefe, so offenbart sich auch hier der Zusammenhang mit jener alten Welt, deren ewige Güter wir für unsre Jugend zu hüten berufen sind. Gehen wir aber den Ausstrahlungen jenes glänzenden Brennpunktes geistiger Kultur nach, so nehmen wir dankbar wahr, wie sie sich überall mit anderen Strahlen verbinden, um auch an ihrem Teile Licht zu spenden und dunkele Gebiete für unsere Erkenntnis zu erhellen.

Wir haben unsere Aufgabe beschränkt. Statt mancherlei zu erstreben, suchen wir nur ein Ziel zu erreichen; dieses aber fassen wir fest ins Auge und, wahrlich, wir haben es uns nicht niedrig gesteckt. Aber es ist erreichbar; es gilt nur den Mut zu fassen eben nur dieses, aber dieses auch ganz zu erreichen. Folgen wir dem geraden Wege, der darauf zuführt, so bleiben wir in den Bahnen, die auch sonst der gymnasiale Unterricht wandelt, und sein Hauptziel ist auch das unsere: es ist die Pflege der geistigen Güter der Menschheit.

Sondershausen. Anton Funck.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

H. Ebbinghaus, **Über eine neue Methode der Prüfung geistiger Fähigkeiten und ihre Anwendung bei Schulkindern.** Hamburg und Leipzig 1897, Verlag von Leopold Vofs. 62 S. 8. 1 M.

Die Untersuchungen, von denen Ebbinghaus berichtet, sind veranlafst worden durch eine Bitte des Breslauer Magistrats um eine gutachtliche Äufserung der hygienischen Sektion der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur über den fünfstündigen Vormittagsunterricht. Wie der Magistrat, nach dessen Beobachtungen an den eigenen Kindern der fünfstündige Unterricht eine derartige Abspannung und nervöse Überreiztheit zur Folge gehabt hatte, dafs eine Beseitigung dieser Einrichtung erstrebenswert erschien, auf Grund des Gutachtens sich entschieden hat, ist nicht gesagt worden. Es wurden drei Methoden angewandt, um den Grad der im Laufe des Vormittags bewirkten Ermüdung festzustellen. Erstens hatten die Schüler bei Beginn des Unterrichts, sowie am Ende jeder Unterrichtstunde zehn Minuten lang leichte Additions- und Multiplikationsaufgaben zu rechnen, zweitens sechs bis zehn vorgesagte Zahlen unmittelbar nach dem Anhören jeder Zahlenreihe aus dem Gedächtnis niederzuschreiben. Endlich wurden ihnen Prosatexte vorgelegt, bei denen einzelne Silben oder Teile von Silben ausgelassen waren. Die Lücken der Texte hatten die Schüler sinngemäfs auszufüllen. Die ersten beiden Methoden, die Rechen- und Gedächtnismethode, sind auch sonst schon angewandt worden, die letzte, von E. Kombinationsmethode genannt, ist neu. Aus der Anwendung der ersten beiden Methoden ergab sich nach E.s eigenem Urteil kein greifbares und brauchbares Resultat. Nach den Ergebnissen der Kombinationsmethode vermag er über Ermüdung oder Nichtermüdung bei den oberen und mittleren Klassen gleichfalls kein Urteil abzugeben. Mit grofser Deutlichkeit aber scheint ihm im Laufe des Vormittags ein ganz gleichmäfsiges Zurückbleiben der untersten Klassen (V und VI) hinter dem, was man nach den Leistungen der höheren Klassen von ihnen erwarten sollte, hervorzutreten. Als Endresultat für die gestellte Frage ergiebt sich ihm, dafs es einstweilen dahingestellt bleiben müsse, ob der Unterricht der letzten Vormittagsstunde positiv schädlich sei, dafs es aber fraglich erscheine, ob er in den untersten Klassen noch einen

positiven Nutzen habe. Dieser Ertrag ist, wie man sieht, sehr gering; er verliert aber noch an Bedeutung durch die Überlegung, dafs einerseits die gestellten Aufgaben doch andersartig sind als die gewöhnlichen Schulaufgaben, und dafs andererseits auch die bei diesen Leistungen mitwirkenden äufseren und inneren Faktoren von den in dem gewöhnlichen Unterricht mafsgebenden verschieden sind. Man wird daher keineswegs ohne weiteres von den dabei gemachten Beobachtungen auf die Ermüdungswirkung gewöhnlicher Schulleistungen Rückschlüsse machen, sondern sie nur etwa als Bestätigungen anderweitig gemachter Beobachtungen gelten lassen können. Wirklich beweiskräftig sind nur die im normalen Unterrichtsbetriebe gemachten Erfahrungen. Soweit diese durch eine rein psychologische Methode zu gewinnen sind, ist der Lehrer für diese Aufgabe in erster Linie berufen, der Arzt entbehrlich, so dankbar wir auch für seine hygienische Mitarbeit an der Schule und die vielfach daraus hervorgehenden weiteren Anregungen sind. Es steht für den Lehrer nichts im Wege, auch seinerseits gelegentlich geradezu experimentell zu verfahren, ohne natürlich davon den Schüler, was sehr wichtig ist, etwas merken zu lassen. Kommt man z. B. auf die in verschiedenen Stunden durchgenommenen Pensen etwa am folgenden Tage zurück, ohne dafs die Schüler in der Zwischenzeit Gelegenheit gehabt haben, sich zu Hause mit den Gegenständen zu beschäftigen, so wird man dadurch ein ziemlich deutliches Bild von der in den verschiedenen Stunden für die verschiedenen Gegenstände bewiesenen Auffassungskraft und Leistungsfähigkeit gewinnen und den Grad der im Laufe des Unterrichts eingetretenen Ermüdung feststellen können.

Dafs die Breslauer Untersuchungen, wenn ihnen auch für die Lösung der gestellten Frage eine wesentliche Bedeutung nicht beigemessen werden kann, doch manche charakteristische und interessante Einzelheit zu Tage gefördert haben, ist so natürlich, dafs ich es kaum ausdrücklich hervorzuheben brauche. Ich greife als Beispiel eine Beobachtung heraus, welche E. als überraschend registriert. Nach dem Unterricht im Lateinischen und Griechischen waren nämlich in der folgenden Stunde die durchschnittlichen Kombinationsleistungen, sowohl quantitativ als qualitativ, besser als nach dem Unterricht in Religion, Rechnen, Naturgeschichte und Erdkunde. Es hat dies nach meinem Dafürhalten nichts mit der durch den einen oder den anderen Unterricht hervorgerufenen gröfseren oder geringeren Ermüdung zu thun, sondern es dürfte beweisen, dafs durch den altsprachlichen Unterricht eine bessere geistige Disposition für die folgende Kombinationsthätigkeit geschaffen war, als durch die anderen Unterrichtsfächer, dafs die für die Kombinationsthätigkeit nötigen Denkoperationen durch den lateinischen und griechischen Unterricht besser vorbereitet wurden.

Treptow a. R. A. Haake.

A. Schulte-Tigges, Philosophische Propädeutik auf naturwissenschaftlicher Grundlage für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Erster Teil: Methodenlehre. Berlin 1898, Georg Reimer. 78 S. 8. 1,20 M.

Durch die Lehrpläne vom 31. März 1881 ist die philosophische Propädeutik aus dem Unterrichte der höheren Schulen beseitigt worden. Seit dieser Zeit sannen auch viele von denen, die mit Unlust an die langweilige Steifheit des früheren Unterrichts in der formalen Logik und der dogmatischen Psychologie zurückdachten, auf einen Ersatz, der imstande sei, die naiven Anfänge jugendlichen Philosophierens in sichere Bahnen zu lenken und ihm bestimmte Ziele zu weisen. Merkwürdig ist es, dafs die Forderung des Unterrichts in diesem Gegenstande jetzt von einer Seite erhoben wird, von der er früher wohl am entschiedensten bekämpft worden ist, nämlich von naturwissenschaftlicher. In dem angezeigten Buche ist zugleich der sehr beachtenswerte Versuch gemacht worden, die philosophische Propädeutik auf naturwissenschaftliche Grundlagen zu stellen.

Wie in den letzten Jahrzehnten die physikalische Forschung bestrebt war, sich von der Orthodoxie des metaphysischen Dogmatismus loszumachen und in diesem Bestreben durch methodologische und erkenntniskritische Untersuchungen den gelockerten Zusammenhang mit der Philosophie wiedergewann, so behandelt auch Schulte-Tigges in dem ersten, vor kurzem erschienenen Teile seiner philosophischen Propädeutik die Methodenlehre, während der zweite, der im nächsten Herbst erscheinen soll, und von dem die Inhaltsangabe bereits vorliegt, vorzugsweise Abschnitte aus der Erkenntnistheorie enthalten wird.

In der Methodenlehre finden sich nach einer einleitenden Betrachtung über die Aufgaben der Naturwissenschaft folgende Kapitel: I. Beobachtung und Experiment, II. Naturgesetz (empirisches); Induktion, III. Kausalgesetz und Hypothese, IV. Deduktion. Auf die Gliederung und den Inhalt der einzelnen Kapitel kann hier nicht genauer eingegangen werden. Anordnung und Auswahl des Stoffes sind zweckmäfsig, und man sieht es dem Buche an, dafs es aus dem Unterrichte erwachsen ist. Als besonderen Vorzug rechne ich ihm an, dafs der abstrakte Stoff belebt wird durch zweckmäfsig ausgewählte Beispiele, in denen die wichtigsten Begriffe zur Anschauung gebracht werden, in denen sich naturwissenschaftliches Denken bewegt, sowie die Formen, in denen naturwissenschaftliche Erkenntnisse zustande kommen. Ebenso, dafs die stete Rücksichtnahme auf die geschichtliche Entwickelung der Naturwissenschaft den stufenweisen Fortschritt der Erkenntnis dem Schüler zum Bewufstsein bringt.

Es würde zu weitläufig sein, hier in eine sachliche Kritik der in dem Buche entwickelten Begriffe einzutreten, deren Erörterung sich im grofsen und ganzen an Wundts Logik anlehnt. Bei dem Schwanken der Begriffsbildung und dem steten Um-

wandlungsprozeſs der naturwissenschaftlichen Ideenwelt wird man immer verschiedenen Ansichten begegnen über die Begriffe des Naturgesetzes, der Kausalität, der Hypothese u. s. w. Der Versuch, den Schulte-Tigges mit der Verdeutlichung dieser Begriffe für die Schüler und der Einführung in ihre Gedankenwelt macht, läſst sich in ähnlicher Weise, wie er es thut, auch von solchen anstellen, die von anderem prinzipiellen Standpunkte aus an die Aufgabe herantreten.

Die schwierigste Frage scheint mir die zu sein, woher man die Zeit zu diesen Untersuchungen nehmen soll. Der Verfasser des Buches glaubt, daſs es hierzu keiner besonders zu bewilligenden Stundenzahl bedürfe, sondern daſs die Fächer der Physik, Chemie und Mathematik, sowie das des Deutschen leicht gegen das Ende des Schuljahres (am besten zwischen der schriftlichen und mündlichen Reifeprüfung) je einige Stunden hergeben können. Das mag an einem Realgymnasium, an dem Schulte-Tigges bei lebhaftem Interesse des Direktors für die Sache den Unterricht erteilt hat, möglich sein. Am Gymnasium jedoch erscheint es bei der geringen Stundenzahl, die den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern zugewiesen ist, unmöglich, den Stoff systematisch und zusammenhängend zu behandeln. Der Lehrer der Physik muſs hier mit der sorgsamsten Zeiteinteilung verfahren, wenn es ihm gelingen soll, dem Schüler den Einblick auch nur in die einfachsten Thatsachen und Ideen zu gewähren, die den Bestand der heutigen Physik ausmachen. Trotz dieser miſslichen Lage glaube ich, daſs auch er nicht an der Besprechung gewisser methodologischer und insbesondere erkenntnistheoretischer Fragen vorbeigehen darf, wenn er auch nur gelegentlich und in Vertretungsstunden die Zeit dazu findet. Er wird dadurch nicht nur die philosophische Bildung der Schüler fördern, sondern auch Zusammenhang bringen in die Vielheit der physikalischen Thatsachen, die beim ersten Überblick verworren und widerspruchsvoll erscheinen müssen.

Ein Bedenken muſs hier vorgebracht werden. Gedanken wollen Zeit haben, um zu wachsen und sich organisch zu entwickeln. Das gilt noch für den Erwachsenen, umsomehr für den Schüler. Deshalb muſs der Lehrer früh mit diesen Erörterungen beginnen, wenn sie Leben gewinnen sollen. Daneben aber liegt die groſse Gefahr, durch zu frühe Abstraktion den jugendlichen Geist mehr zu schädigen als zu fördern. Hier den richtigen Weg und in jedem Zeitpunkte das weise Maſs zu finden ist nicht leicht. Dem Buche von Schulte-Tigges, namentlich den klein gedruckten Abschnitten, wird sich auch nach dieser Seite hin mancher nützliche Wink entnehmen lassen. Es sei jedem Kollegen dringend empfohlen, dem die Zeit fehlt, sich durch die groſsen Werke über angewandte Logik hindurch zu arbeiten. Eine Litteraturangabe ist dem Buche beigefügt.

Barmen. Richard Dapprich.

Heinrich Kahnis, Kirchengeschichte für höhere Schulen. Leipzig 1899, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. IV u. 107 S. gr. 8. 1,40 M.

Das Buch ist aus dem Unterricht hervorgegangen, es soll dem Schüler ein möglichst klares, zusammenhängendes Bild von der Entwickelung der christlichen Kirche geben, damit er ein einigermafsen begründetes Urteil über die verschiedenen Erscheinungen und Richtungen in ihr gewinnen, vor allem aber auch eine Stärkung seines evangelischen Bewufstseins und Glaubens davontragen kann. Eine Überladung des Gedächtnisses mit nicht zusammenhängenden Einzelheiten, Zahlen, Namen sei dabei nur hinderlich. Es sei die Absicht, durch den Leitfaden alles Diktieren überflüssig zu machen, um dadurch zur gründlichen Durchsprechung des Stoffes mit den Schülern Zeit zu gewinnen. So der Verf. im Vorwort. Es ist anzuerkennen, dafs Verf. seine Darstellung in zusammenhängender Rede gegeben, die sich durch gefällige Form empfiehlt. Mit Recht hat er der Geschichte der Kirche in der neueren Zeit einen gröfseren Raum gewidmet als der Geschichte der alten Zeit und des Mittelalters. Im ganzen läfst aber die Darstellung Bestimmtheit vermissen, auch in einem Leitfaden will der Leser es merken, ob das Herz des Verf.s lauter schlägt, sei es in Lust oder in Unwillen und Zorn.

Im einzelnen habe ich manche Ausstellung zu machen, auf deren Beseitigung bei einer zweiten Auflage Verf. achten möge. Die Zweiteilung in § 2 „der Petrinische Zeitraum bis 44" und „der Paulinische 44—70" ist unrichtig; die Entwickelung der Petrinischen wie Paulinischen religiösen Richtung erfolgt gleichzeitig und nicht ohne Gegensatz; von einem Abschlufs des Petrinischen Zeitraums mit dem Jahre 44 kann füglich nicht die Rede sein. Die Ausgleichung beider Gegensätze in der katholischen Kirche mufste stärker hervorgehoben werden; in dem ganzen Abschnitt fehlt es an Bestimmtheit. Die Unterordnung der Neronischen Verfolgung und der Zerstörung Jerusalems unter dem Paulinischen Zeitraum ist unrichtig. S. 8 ist der Satz „Christus, der nur scheinbar als Mensch erschien", ungeschickt. Ich vermisse die Darstellung des Werdens der Lehre von der Tradition in den Kämpfen der Kirche gegen die Gnostiker. Neben der Schule von Alexandria mufste S. 14 die Schule von Antiochia erwähnt werden; ebenso mufste im Anschlufs an das Konzil von Chalcedon des symbolum Quicunque gedacht werden. Die Mitteilungen über den Islam S. 23 sind zu knapp; ein Versuch, den Siegeszug desselben aus den versumpften kirchlichen Verhältnissen des Morgenlandes zu erklären, wird nicht gemacht. Der Streit des Augustin mit den Donatisten S. 25 kann übergangen werden. S. 26 ist die Lehre vom peccatum originis — nicht Erbsünde — unklar und verwirrend dargestellt, Augustin berief sich auf den Text der Vulgata Röm. 5, 12: in quo omnes peccaverunt. Die Bemerkungen über die pseudo-isidorischen Dekretalen S. 31 sind

zu knapp, der Ausdruck simonistische Päpste im Zusammenhang unklar. Ein merkwürdiger Fehler ist das völlige Übergehen der Kreuzzüge im Zusammenhang der Darstellung; man mag über die Züge denken, wie man will, aber sie haben doch das kirchliche Leben zweihundert Jahre erfüllt und verdienen darum wohl in einem zusammenhängenden Abschnitt behandelt zu werden. S. 33 fehlt die Bemerkung, dafs Gregor VII. dem Begriffe Simonie eine andere Bedeutung gab, als seine Vorgänger. — Der Zusammenhang der Gründung der Bettlerorden mit den sektiererischen Bestrebungen fehlt, die Bemerkungen über die Dominikaner und die Inquisition sind wahrhaftig matt. S. 35 ist „der in seinem Proslogium errungene ontologische Beweis des Anselm“ ein recht unverständlicher Ausdruck, ebenso ist die Darstellung der Lehre von der satisfactio mangelhaft. — Die Momente, welche den Niedergang der römischen Kirche zum Schlufs des Mittelalters herbeiführten, sind nicht scharf genug hervorgehoben. S. 40 ist der Satz: „Die Verwandlungslehre wurde als Transsubstantiation 1215 bestätigt“ ungeschickt.

In der neueren Kirchengeschichte vermisse ich eine Mitteilung über die griechisch-katholische Kirche.

Ein Inhaltsverzeichnis wäre auch wünschenswert gewesen.

Druck und Papier sind gut.

Stettin. Anton Jonas.

Adolf Stamm, Graphische Darstellung der deutschen Satzlehre nebst einer Interpunktionslehre. Leipzig 1899, Julius Baedeker. IV u. 32 S. 8. 1 M.

Das Buch stellt sich als ein Versuch dar, die deutsche Satzlehre dem Verständnisse des Schülers durch eine besondere Methode leichter zugänglich zu machen. Diese hat sich dem Verfasser im Unterrichte bewährt. Durch das einfache Mittel der Anschauung lassen sich die Schüler, so meint er, für das ihnen nicht sympathische Studium grammatischer Verhältnisse leichter gewinnen und erwerben sich alsbald eine überraschende Gewandtheit im Gebrauche der Zeichen. Bei der Freude über die ihnen neuen Satzbilder verliere der Stoff den ihm anhaftenden spröden Charakter. Wenn schon früher derartige Versuche gemacht sind, so leiden sie nach Stamms Ansicht allesamt an dem Fehler, dafs sie die grofse Mannigfaltigkeit der logischen Verhältnisse im Satzbau oder gar die Architektonik des Stils nicht zur Anschauung bringen. Er selber ist dem gegenüber davon überzeugt, dafs es ihm gelungen ist, die Satzperioden auch für junge Schüler fafslich zu machen, ohne dafs eine Verwirrung in ihren Köpfen zu befürchten sei.

In einem Nachworte erfahren wir, dafs sich dem Verfasser bei dem von ihm angestellten Versuche eine interessante Ver-

schiedenheit in dem Stile der verschiedenen Schriftsteller ergeben hat. Die gröfste Schwierigkeit bietet, so hören wir, die Schillersche Prosa. Eine überraschende architektonische Symmetrie erweise sich an Kleistschen Sätzen. Indem Stamm auch schwierigeren, nicht für junge Schüler bestimmten Aufgaben einen Platz in seinem Buche gegönnt hat, hofft er mit seiner Methode allmählich zu einer Art Physiologie des Stiles aufsteigen zu können. Ein Abmalen des Stiles der verschiedenen Autoren zeige den Weg zu einer vergleichenden Geschichte des Stils. Der Verfasser empfiehlt, in solcher Art z. B. auch die griechischen und römischen Redner miteinander zu vergleichen.

In den letzteren Punkten stimmt der Referent dem Verfasser gern bei. Dafs aber solche äufserst mühsamen Versuche, systematisch betrieben, in die Schule gehören, mufs er in Abrede stellen. Es soll zugestanden werden, dafs das Fassungsvermögen gerade jüngerer Schüler für derartige Zeichensprache ziemlich grofs ist, und dafs man mit etwas ganz Neuem auf einiges Entgegenkommen bei ihnen rechnen kann. Wie lange aber wird das Interesse vorhalten, zumal wenn die vorhandenen Schwierigkeiten natürlich von einer Seite zur andern immer mehr anwachsen? Da ich des Verfassers Methode noch nicht praktisch in der Klasse erprobt habe, so mufs ich bescheidenerweise vor seiner Behauptung, Verwirrung in den Köpfen der Schüler sei nicht zu besorgen, die Segel streichen; doch trage ich kein Bedenken hinzuzufügen, dafs ich bei der Durchnahme des Stammschen Buches mit seinen Strichen und Strichlein, Haken und Ösen, Winkeln, Bogenlinien und Kreuzen nebst Buchstaben, Ziffern und sonstigen Zeichen je zur Rechten und Linken, oben und unten in kurzer Zeit völlig erschöpft war. Möge es meinen Amtsgenossen im Interesse des fleifsig ausgearbeiteten Büchleins anders d. h. besser ergehen! Zu einer Besichtigung desselben lade ich dringend ein; denn von seiner besonderen, um nicht zu sagen absonderlichen Art kann man sich keine Vorstellung machen, wenn man es nicht gesehen hat.

Dafs Stamm seiner Darstellung das Handbuch der deutschen Sprache von Lyon, 1. Teil, zu Grunde gelegt hat, wird Billigung finden. Ob eine (ohne Malereien vorgeführte) Interpunktionslehre in ein solches Buch gehört, ist mir zweifelhaft: der Verfasser hätte sie in einem eigenen Hefte herausgeben können, wenn er schon der Meinung war, dafs in den zahlreichen uns zur Verfügung stehenden Hilfsbüchern die Regeln weder vollständig noch systematisch und übersichtlich genug aufgestellt sind. Übrigens hat ihm in diesem Teile seiner Veröffentlichung im wesentlichen Wilmanns zum Führer gedient. Gleichwohl wird mancher urteilen, hier und da scheine in der Ansetzung der Regeln Willkür zu herrschen. Dagegen ist es nicht unpraktisch, wenn nach einer kurzen Darstellung der wichtigsten Interpunktionszeichen Erläute-

rungen für besondere Fälle gegeben werden, wie man überhaupt dem Verfasser das Zeugnis nicht versagen kann, dafs seine kleine Schrift gründliches Nachdenken und reifliche Überlegung bekundet.

Berlin. Paul Wetzel.

Paul Geyer, Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauung aus seinen philosophischen Schriften gemeinverständlich erklärt. Zweiter Teil. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. VI u. 72 S. 8. 1,60 M.

Der Wunsch, der in dieser Zeitschrift bei Besprechung des ersten Teils des Geyerschen Buches ausgesprochen wurde, es möchte bald die Fortsetzung folgen, ist schnell in Erfüllung gegangen; der zweite Teil liegt vor und legt den Gedankengang folgender Abhandlungen dar: über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten, über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen, zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände, Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst, über naive und sentimentalische Dichtung; aufser einigen kürzeren Exkursen enthält das Buch ferner in Form eines Anhangs einen Auszug aus Schillers Schrift: „Kallias, oder über die Schönheit“ und eine bemerkenswerte selbständige Erörterung über die psychologische Grundlage der Schillerschen Ästhetik und den gegenwärtigen Stand der ästhetischen Theorie. So liegt denn der Versuch abgeschlossen vor, die Gedanken der philosophischen Schriften Schillers kurz und leicht fafslich wiederzugeben und den Gesamtinhalt der einzelnen Abhandlungen übersichtlich gegliedert dem Verständnis weiterer Kreise näher zu bringen. Dafs damit eine Arbeit geliefert ist, die viel Mühe, Nachdenken und Geschick erforderte, wird vielleicht nicht auf den ersten Blick bemerkt, aber sicher von dem erkannt werden, der die knappen, stets nur das Wesentliche hervorhebenden Sätze des vorliegenden Buches mit Schillers breiten Ausführungen vergleicht. Was Geyer gewollt hat, ist in einem Mafse erreicht worden, wie — es überhaupt möglich war. Wird aber damit wirklich ein einigermafsen vollkommnes Verständnis der ästhetischen Ideen Schillers verbreitet, werden z. B. die ästhetischen Briefe durch eine solche Arbeit in gröfserem Mafse Gemeingut der Gebildeten, denn um diese kann es sich doch nur handeln, werden? Geyer hat dem Titel seiner Schrift zufolge eine gemeinverständliche Erklärung beabsichtigt; ich halte eine solche im ganzen auf diesem Wege nicht für möglich; wenn sie überhaupt erreicht werden kann, so glaube ich, ist der einzig zweckmäfsige und Erfolg versprechende Weg der, dafs des grofsen Dichters theoretische Ansichten über das Wesen des Schönen und der Kunst in einer freien, lichtvollen, alle Schwierigkeiten der

wissenschaftlichen Terminologie auflösenden, die abstrakten Ideen möglichst viel durch konkrete Beispiele erläuternden Darstellung vorgeführt werden. Geyers Behandlung wird dem schon irgendwie philosophisch geschulten Leser das Verständnis und den Überblick erleichtern, und ich empfehle sie von neuem den Lehrern des Deutschen angelegentlichst; aber ich möchte dem Wunsche Ausdruck geben, dafs der Verfasser seine Arbeit noch nicht als abgeschlossen ansehe, sondern den Weg, den er bereits in mehreren Exkursen mit Erfolg beschritten hat, weiter verfolge und sich zu einer umfassenden, wirklich möglichst gemeinverständlichen Bearbeitung des ganzen Stoffes entschliefse, den er, wie auch der zweite Teil seiner Schrift beweist, durchaus beherrscht. Hat er sich bisher schon den Dank eines kleinen Leserkreises erworben, so würde ihm dann der eines noch gröfseren Publikums gewifs sein.

Zeitz. G. Kanzow.

J. G. Herder, Abhandlungen. Ausgewählt und für den Schulgebrauch herausgegeben von Ernst Naumann. Erstes Bändchen. Leipzig 1898, G. Freytag. 125 S. kl. 8. geb. 0,70 M.

Der Herausgeber, dem wir bereits eine Ausgabe von Herders Cid in der Sammlung Göschen (1894) und die erste Schulausgabe von Herders „Ideen" in Freytags Schulausgaben verdanken, stellt im vorliegenden Bändchen sechs Herderische Abhandlungen zusammen, die sich sämtlich auf die richtige Würdigung von Sprache und Dichtung beziehen. In einer Zeit, wo das Sprachgut mehr und mehr zu abgegriffener Münze wird, müssen die drei ersten, den „Fragmenten" entnommenen Aufsätze (S. 9—24) anregend und erfrischend wirken und besonders in Schülern der ersten Klassen ein richtiges Gefühl für Form, Inhalt und Wert ihrer Muttersprache erwecken. „Wie Gedanke und Empfindung den Ausdruck bildet", das hat Goethe, wie er selbst bekennt, den „Fragmenten" entnommen (S. 100), und das ist die Grundidee jener Abschnitte. Daran reihen sich Herders Ossian- und Shakespeare-Aufsatz sowie die Abhandlung „Von Ähnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst". Diese grundlegenden Aufsätze sind noch heute lesenswert und dürfen in keiner Auswahl aus Herder fehlen; sind sie doch vornehmlich geeignet, Wesen und Ursprung der Volkspoesie sowie deren Unterschied von der Kunstdichtung zum Bewufstsein zu bringen, auf den Wert und die Bedeutung des „gröfsten Dramatisten im Norden" im Gegensatz zu Sophokles aufmerksam zu machen und eine Vorstellung von Herders echt deutscher Art (S. 7) zu erwecken. Die poetischen Einlagen sind nicht wie in andern Schulausgaben fortgelassen, sie sind zum Verständnis unentbehrlich. Kürzungen des Prosatextes hat sich N. nur an einigen Stellen

erlaubt, namentlich da, wo Herder sich wiederholt. Die Einleitung orientiert rasch über die Zeit des Werdens der Herderischen „Ideen“ und führt in klarer kurzer Darstellung in seine erste, für die Entwickelung unserer Litteratur so folgenreiche Begegnung mit Goethe. In den Anmerkungen (S. 100—125) wird Wert darauf gelegt, Herder aus Herder selbst zu erklären; an Urteilen und Ansichten, die er in anderen Schriften, sei es ergänzend oder bestätigend, auspricht, wird der Zusammenhang seiner geistigen Arbeit dargethan (S. 100, 11 21. 23. 101, 13 1. 15 21. 103, 20 30. 106, 25 5. 27 24. 28. 107, 28 28. 108, 32. 109, 35 11). Bei den eingefügten Liedern ist um der Vergleichung willen jedesmal die betr. Stelle in Herders Volksliedersammlung nachgewiesen. Sachliche Erläuterungen sind vorwiegend aus Herders Schriften beigebracht. Darüber hinaus giebt der Kommentar treffliche Hinweise auf die gleichzeitige Litteratur. Wo sich Herder mit Goethe (S. 101. 105. 102, 17 13. 103, 21 17. 121 u. ö.), mit Schiller (105. 112 u. ö.), mit Bürger (S. 124 zu 96 12), mit Luther (111, 46 36) berührt, werden aus diesen die Belegstellen mitgetheilt; besonders häufig ist auf Lessing (u. a. 101, 13 1. 111,48 32), im Shakespeare-Aufsatz durchgehends auf seine Dramaturgie zurückgegangen, daneben sind die Hauptsätze des Aristoteles über das Drama (griechisch und deutsch) ausgehoben. Auf diese Weise erhält der Schüler eine Ahnung von der gemeinsamen Geistesarbeit unserer Klassiker, die zu sicheren Ansichten über litterarisches Schaffen den Grund legte. Ihm soll zum Bewufstsein kommen, dafs schwierige Probleme nicht im Augenblicke gelöst werden, sondern dauernd einen Gegenstand ernsten Forschens bilden, des Schweifses der Edlen wert. Litterargeschichtliche Notizen sind, wo es irgend anging, des Trockenen, Zahlenmäfsigen, durch Beziehungen auf Herders Studien entkleidet. Auf Sprache und Satzbau ist im Sinne der drei ersten Abhandlungen hingewiesen: S. 102, 16 30. 103, 23 27. 111, 46 12. 124, 93 15. 116, 66 11 . 114, 57 28; 59 11. —

Berlin. F. Seckt.

Uhland, Ludwig der Bayer. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Walther Böhme. Leipzig 1897, G. Freytag. 108 S. kl. 8. geb. 0,60 M.

Uhlands „Ludwig der Bayer“ wird zwar auf der Bühne nur selten zur Aufführung gebracht, eignet sich aber wegen der Schönheit der Sprache und seines nationalen Inhalts vorzüglich zur Behandlung in der Schule; denn es behandelt denselben Vorgang, den Schiller in seinem Gedichte „Deutsche Treue“ (Um den Scepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer u. s. w.) gefeiert hat. Der Herausgeber behandelt in der Einleitung zuerst die Entstehung und geschichtliche Grundlage des Stückes und

giebt dann eine Übersicht über den Gang der Handlung und den Aufbau derselben. Die Anmerkungen halten die rechte Mitte zwischen zuviel und zuwenig und sind stets klar und zweckentsprechend. In einem Anhange ist noch eine Stammtafel Ludwigs des Bayern und Friedrichs des Schönen, eine graphische Darstellung des Aufbaus der Handlung und ein Ortsverzeichnis beigegeben. Druck und Ausstattung sind wie bei allen Freytagschen Ausgaben vortrefflich. Wir können mithin die Ausgabe zum Schulgebrauche auf das wärmste empfehlen.

Gera. F. Hoffmann.

---

1) W. E. Peschel und E. Wildenow, Theodor Körner und die Seinen. Leipzig 1898, E. A. Seemann. VIII u. 401 u. 271 S. 8. 12 M.

Schon seit Jahrzehnten sammelte Peschel mit unermüdlichem Eifer alles, was irgendwie auf Theodor Körner und die Seinen Bezug hatte, und vereinigte es in dem von ihm in Dresden, dem Geburtsort des Dichters, gegründeten Körnermuseum. Das in diesem in reicher Fülle vorhandene Material, dazu aber auch noch manches an anderen Orten befindliche ist in dem oben verzeichneten Buche zu einer Biographie verarbeitet, die an Vollständigkeit alle bis jetzt erschienenen übertrifft. Mit Recht haben sich die Verfasser nicht auf die Persönlichkeit des Dichters beschränkt, sondern ihre Darstellung auf die ganze Körnersche Familie ausgedehnt; denn nicht nur ist die geistige Entwicklung jenes durch die Beziehungen zu den Seinen stark beeinflufst, sondern diese selbst erregen durch ihre geistige Bedeutung unser lebhaftes Interesse, besonders der hochgebildete und mit Schiller durch innige Freundschaft verbundene Vater, die gemütvolle und für Musik besonders begabte Mutter und die als Pastellmalerin mit Erfolg thätige Tante. Den Mittelpunkt bildet natürlich Theodors Leben und Dichten, und ihm ist der gröfste Teil des Werkes gewidmet. Auf manches fällt neues Licht, so u. a. auf die Frage über Körners Tod, und auch auf manches andere Zeitereignis, so auf die Unternehmungen des Lützowischen Korps. Zu der schriftlichen Darstellung, auf deren stilistische Seite wir wie auf ihren Inhalt die gröfste Sorgfalt verwendet finden, tritt ergänzend die glänzende Ausstattung mit Karten, einer Fülle von Porträts, Facsimiledrucken, Nachbildungen von Örtlichkeiten, Gegenständen u. s. w. Das Werk darf so als ein des Lieblings des deutschen Volkes würdiges biographisches Denkmal bezeichnet und besonders auch der deutschen Jugend zur Lektüre empfohlen werden.

2) O. Planer und C. Reifsmann, Johann Gottfried Seume. Leipzig 1898, G. J. Göschen. VIII u. 724 S. 8. 12 M.

Was uns auch heute noch Seumes Schriften lieb und wert macht, das ist der kernhafte und männliche Charakter, der aus ihnen zu uns spricht, die edle, selbstlose, für Freiheit und Vater-

land glühende Gesinnung, die sie beseelt. Nur eine so männlich kräftige Natur konnte solche Schicksale überwinden, ohne in Geist und Gemüt gebrochen oder wenigstens verbittert zu werden. Nichts, selbst das schwerste Geschick, vermochte nach Böttigers treffendem Ausdruck von dem Gepräge dieses harten Thalers etwas abzuschleifen. Das Unglück hat den Adel seiner Gesinnung nur zu steigern, seine Liebe zu den Menschen nur noch mehr zu entfachen vermocht. Anfangs noch in der von Frankreich ausgegangenen Idee eines allgemeinen Weltbürgertums befangen, wurde er bald „ein kühner Vorkämpfer der Befreiung unseres Volkes nicht nur von der Schmach der Fremdherrschaft, sondern auch von dem Druck des ungleichen Rechtsverhältnisses der deutschen Staatsbürger untereinander, der jede nationale Entwicklung lähmte". Noch heute sprechen seine Wahrheiten und Lehren zu uns wie „ein gutes, altes deutsches Gewissen", und sein Wahlspruch: „Nur der ist der Edelste, der das meiste für das Vaterland thut und das wenigste dafür geniefst" ist heutzutage noch ebenso beherzigenswert wie zu seiner Zeit.

In Anbetracht dieser Bedeutung des Menschen und Schriftstellers ist die vorliegende Geschichte seines Lebens und seiner Schriften mit Freude zu begrüfsen. An der Hand eines mit unermüdlicher Sorgfalt gesammelten Materials, unter dem sich eine Menge bisher unbekannter Briefe und Gedichte befindet, führen uns die Verfasser nicht nur das so wechselvolle Leben Seumes vor Augen, dabei über manches ein helleres Licht verbreitend, sondern auch die Entstehung seiner Dichtungen und Prosaschriften. Dabei lassen sie ihn, seine Freunde und sonstige Zeitgenossen selbst möglichst zu Wort kommen. Dadurch sowie durch die Berücksichtigung aller Persönlichkeiten, mit denen Seume in Berührung kam, erscheint nicht blofs Seumes persönliche und schriftstellerische Wirksamkeit im Lichte der gesamten geistigen Entwicklung jener Zeit, sondern diese selbst auch wird vor unserem geistigen Auge lebendig.

Wie Seumes Werke, so sollte auch diese Seumebiographie jeder deutschen Familienbücherei einverleibt werden, damit das von den Verfassern angeführte Wort Wanders, des Herausgebers des deutschen Sprichwörterlexikons, wahr werde: „In jedem Hause ein Seume, und dieser Seume in Fleisch und Blut — und das deutsche Volk feiert seine Auferstehung".

Dem auch äufserlich schön ausgestatteten Buch ist ein Bildnis Seumes in Kupferstich beigegeben.

3) J. W. Nagl und J. Zeidler, Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. Zehnte bis siebenzehnte Lieferung. Wien 1898, K. Fromme. 327 S. 8. Jede Lieferung 1 M.

In den vorliegenden Lieferungen wird zunächst die Geschichte der Litteratur der Humanistenzeit zu Ende geführt und dann zur Zeit der Reformation und Gegenreformation übergegangen. Es

wird hier gehandelt über die Ausbreitung des Protestantismus in den habsburgischen Landen, über die Schuldichtung, das protestantische und katholische Kirchenlied, den Meistergesang, die Zeitgedichte und Lobsprüche, die Anfänge der Kalenderlitteratur, die dramatische Dichtung, die Predigtlitteratur der Protestanten und Katholiken, unter welchen besonders Abraham a Santa Clara eine sehr eingehende Würdigung findet. Das nächste Kapitel befafst sich mit der österreichischen Barock- und der deutschen Renaissancelitteratur. Ausgehend von dem Nachweis, wie das Geistesleben des Südens und des Nordens sich unter der Einwirkung des verschiedenen Verlaufs der politischen und religiösen Verhältnisse ganz verschieden gestaltete und dadurch auch die schon vorhandenen Stammesgegensätze zu voller Entbindung gebracht wurden, besprechen die Verfasser das Schauspiel der Jesuiten, die italienische Hofoper und die Hoffeste, die Alma Benedictina in Salzburg (die Heimstätte benediktinischer Barockkultur), die lyrische und epische Dichtung der Ordensleute, die Volksspiele und das Bauerntheater (den Perchtentanz, das Sternsingen, die geistlichen Spiele, besonders die Passionsspiele), die wandernden englischen Komödianten und das Volksdrama, besonders die Anfänge der Wiener Posse, die lyrisch-epische Volksdichtung (Schnaderhüpfel, Volkslied, Dialektdichtung). Mit der letzten Lieferung ist bereits das Ende des 18. Jahrhunderts erreicht und der erste Band abgeschlossen.

Auch der Inhalt dieser Fortsetzung verdient das Lob, das wir schon dem der früheren Lieferungen zollten. Wissenschaftliche Gründlichkeit, peinlich genaue Quellen- und Litteraturnachweise, übersichtliche Ordnung des fast erdrückenden Stoffes, ausführliche Analysen und Würdigungen der bedeutendsten Litteraturwerke, treffende Charakteristik der litterarischen Epochen und Richtungen vereinigen sich mit geschmackvoller und zweckmäfsiger Unterstützung des Textes durch zahlreiche, nur authentische Illustrationen teils innerhalb des Textes, teils in Form selbständiger Beilagen.

Freiburg i. B. L. Zürn.

Schiller, Demetrius. Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Friedrich Seiler.** Leipzig 1897. G. Freytag. 130 S. kl. 8. 0,70 M.

Die Freytagsche Sammlung von Schulausgaben und Hilfsbüchern für den deutschen Unterricht hat durch dieses Bändchen eine erfreuliche und wertvolle Bereicherung erhalten. Über Zweck und Anlage der Arbeit spricht sich der Verf. selbst in der Vorbemerkung zu den Anmerkungen auf S. 124 folgendermafsen aus: „Durch die im Auftrage des Vorstands der Goethegesellschaft von G. Kettner besorgte grofse, kritische Ausgabe von Schillers Deme-

trius (1894) sind sämtliche bisherigen Ausgaben dieses Dichterwerkes antiquiert worden. Die vorliegende hat den Zweck, die Ergebnisse jener mit äufserster Sorgfalt ausgeführten, streng-wissenschaftlichen Arbeit, welche überdies im Buchhandel nicht zu haben ist, nicht nur der Schule, auf welcher der Demetrius eine ganz andere Stellung einnehmen sollte, als er gemeiniglich thut, sondern auch dem interessierten Publikum zugänglich zu machen. Es war mithin die Aufgabe des Herausgebers, die Fülle des aus Schillers Nachlafs in der Kettnerschen Ausgabe gesammelten Materials den Bedürfnissen des geniefsenden Lesers, nicht des Forschers entsprechend zu sichten, zu ordnen, zu redigieren. Dafs ich in der Einleitung versucht habe, auf Kettners schöne Arbeit gestützt, die Grundlinien des von Schiller mit Meisterhand entworfenen Bildes nachzuzeichnen, wird, wie ich hoffe, zum Verständnis der herrlichen Dichtung beitragen. Der Text ist bei Kettner durchaus unretouchiert wiedergegeben worden. Ich habe mich meinem andersgearteten Zwecke gemäfs bemüht, die kleineren Lücken, soweit mir das möglich war, auszufüllen, um das Werk lesbarer zu machen. Unter dem Texte habe ich jedesmal genau angegeben, welche Worte nicht von Schiller herrühren. Mit den erklärenden Anmerkungen bin ich so sparsam wie möglich gewesen".

Dafs man sich mit dem „Demetrius" im Gymnasium, wenn sich die Zeit dazu irgend erübrigen läfst, gründlicher beschäftige, als es wohl gewöhnlich zu geschehen pflegt, ist in der That sehr wünschenswert, einmal „um der Schönheit und packenden Wirkung des Bruchstücks" an und für sich willen, dann aber auch wegen seiner Bedeutung für die Geschichte der Entwicklung des Dichters und der Fülle der Beziehungen, Rück- und Ausblicke, welche sich hier nach allen Seiten eröffnen. Ist doch auch „das ideelle Grundthema" dieses Stückes aus dem innersten Lebensernste Schillers hervorgegangen, wie K. H. von Stein in den Beiträgen zur Ästhetik der deutschen Klassiker treffend betont hat. (Leipzig, Reclam Nr. 3090 S. 108 ff.). Hat doch ferner Schiller in der Person des Demetrius die Verkörperung der Vorstellung von einem tragischen Helden gefunden, wie sie ihm von früh an vorgeschwebt hat, und in seinem Schicksal diejenige Tragik, welche seinen Vorstellungen von ihrem Wesen zuletzt am meisten entsprach. Spiegeln sich doch in dieser Tragödie, wie sie der Phantasie des Dichters vorschwebte, auch die Welt und Lebensfragen, die Konflikte und ihre Träger, wie sie den Dichter in seinen früheren Dramen beschäftigt und den Gegenstand seiner Studien gebildet haben. Von hier aus richtet sich von selbst der Blick auf den Weg, welchen Schiller zurückgelegt hat, bis er zu diesem Punkte gelangte, auf seine Jugenddramen, auf Don Carlos, wie namentlich auf Wallenstein, Jungfrau von Orleans, zu der nach einem Briefe Schillers an Körner der Demetrius „in einem

gewissen Sinne das Gegenstück" sein sollte, auf die Braut von Messina, aber auch auf „König Oedipus" und Shakespeares „Macbeth", sowie die Rolle, welche diese Dichtungen spielen in der rastlosen Arbeit des Dichters an Klärung und Weiterbildung seiner dichterischen Anschauungen.

Sehr wertvolle Gesichtspunkte zur Würdigung des Stücks auch in der hier angedeuteten Richtung hat G. Kettner in seiner großen Ausgabe des „Demetrius", welche der Arbeit Seilers zu Grunde liegt, hervorgehoben. Vor allem aber ist von Kettner zum ersten Mal in sachkundigster und geschicktester Weise unternommen worden, den Zusammenhang der von Schiller hinterlassenen Papiere zu ermitteln und die Folge der einzelnen Niederschriften so weit als möglich festzustellen zum Zweck der Beschaffung einer „Grundlage für die weitere Untersuchung der Entstehung und Fortbildung der dramatischen Pläne". Das besondere Verdienst dieser nach den strengsten Grundsätzen wissenschaftlicher Methode mit peinlicher Gewissenhaftigkeit besorgten Ausgabe Kettners ist es, endlich diese letzte Geistesarbeit des Dichters in ihrem ganzen Umfange und in ihrer ganzen Bedeutung uns zugänglich gemacht zu haben. Wir kennen jetzt des Dichters Gedanken und Pläne zum weiteren Ausbau des Dramas und haben eine sichere Grundlage zu Versuchen, diesen nach Schillers Absichten auszuführen. „Es ist", wie B. Suphan in dem Vorwort zu Kettners Arbeit bemerkt, „was noch keine historisch-kritische Ausgabe erreicht hat, dem Liebhaber der Genufs des vom Dichter Gewollten und Vollendeten vermittelt und dem Forscher der Einblick in das Schaffen des Dichters".

Auch nachdem die 1815 erschienene unzureichende und von eigenmächtigen Veränderungen nicht freie Auslese Körners aus Schillers Nachlafs ergänzt und berichtigt war durch die Veröffentlichungen in Hoffmeisters „Nachlese zu Schillers Werken" Bd. III (1840) und dann in Goedekes historisch-kritischer Ausgabe, hatte man doch von dem ganzen Umfange der Schillerschen Vorarbeiten und von seiner Art zu arbeiten nicht im entferntesten die Vorstellung, welche man jetzt gewinnt auf Grund der Veröffentlichungen Kettners. Diese Ausgabe bietet ein klares und vollständiges Bild des gesamten Nachlasses zum „Demetrius". Sie beruht auf sorgfältigster Sichtung und peinlich genauer Benutzung des gesammelten Materials, also der Hauptmasse der Handschriften, welche — schon von Goedeke für seine historisch-kritische Ausgabe benutzt — 1889 aus dem Besitze des Freiherrn von Gleichen-Rufswurm in den des Goethe-Schillerarchivs übergegangen ist, ferner der Abschriften der meisten Bruchstücke, welche nach Schillers Tod sein Diener Rudolf angefertigt hat, auch der von Schillers Gemahlin und ihrer Schwester herrührenden Abschriften, die Körners-Ausgabe (1815) zu Grunde liegen, endlich einzelner zerstreuter, in Privatbesitz befindlicher Blätter, welche Kettner

ebenfalls in der Urschrift oder in genauen Abschriften vorgelegen haben.

Das hier gesammelte Material, die zahlreichen Skizzen, in denen der Dichter „sisyphusartig immer aufs neue wieder den Stoff umwälzt, namentlich in den Expositionsscenen, die ihm immer die gröfsten Schwierigkeiten machten“, gewähren den tiefsten Einblick in die Arbeitsweise des Dichters und vermögen namentlich auch in dem Schüler eine lebendige Anschauung zu erwecken von dem Fleifse des Künstlers, wie ihn Schiller in „Ideal und Leben“ geschildert, von dem „Ernst, den keine Mühe bleichet“. Ist doch auch die Geschichte gerade dieses Dramas im Lebensbilde des Dichters nicht zu übergehen, wenn es sich darum handelt, seine erstaunliche Thatkraft lebendig zu schildern, vor der es auch keine Rettung giebt als die Liebe; denn sie vor allem zeigt „das fast übermenschliche Ringen des schöpferischen Willens mit dem erlahmenden Körper“. Was er, um mit K. H. von Stein a. a. O. zu sprechen, durch Darstellung gerade dieses Gegenstandes an ideellem Gehalte mitteilen wollte, das ideelle Grundthema des Demetrius, „war ein entscheidendes Problem seiner Entwickelung gewesen; gerade dann, wenn er an der Natur zweifelte und sich von ihr verlassen glaubte, hatte er um so stärker den Entschlufs „der Gröfse, der Hervorragung im Geistigen“ gefafst. Kann der Mensch durch überstarke Willkür die Natur bezwingen? Kann, wo die Natur versagt, ein starkes Wollen das Unwirkliche verwirklichen? Im Stücke antwortet die Natur, die Wahrhaftigkeit der Dinge auf jene Frage: Nein“. Des Dichters eignes Schicksal hat diese Lösung bestätigt.

Aus den vorstehenden Ausführungen ergiebt sich, dafs ein Versuch, die Ergebnisse der Arbeiten Kettners weiteren Kreisen und insbesondere der Schule zugänglich zu machen, an sich eine dankenswerte Aufgabe ist, und Fr. Seiler hat sie in der hier zu besprechenden Schulausgabe in dankenswerter Weise gelöst.

In der Einleitung giebt der Verf. zuerst einen Überblick über die dem Drama zu Grunde liegenden geschichtlichen Vorgänge, welcher dem Zwecke der Ausgabe entsprechend sehr knapp gehalten ist. Für die Auswahl aus dem reichen Stoffgebiet war wohl der richtige Gesichtspunkt mafsgebend, dafs namentlich das hervorgehoben werde, worin der Dichter von der Geschichte abweicht, während sich im übrigen die Ergänzung aus der Lesung des Dichters und den auf S. 124—129 beigefügten Anmerkungen leicht ergiebt. Wer sich genauer unterrichten will, sei auf den von Boxberger in der Hempelschen Ausgabe abgedruckten Auszug aus einem 1862 erschienenen Vortrag des russischen Professors Lorentz über den falschen Demetrius hingewiesen und namentlich auf die eingehenden, im wesentlichen auf Herrmanns Geschichte des russischen Staates beruhenden geschichtlichen Darlegungen und sonstigen für die Behandlung des Dramas in Prima

beachtenswerten Ausführungen von Franz in den Jahresberichten des Realgymnasiums zu Halberstadt 1892 und 1893. — Maria Nagoi, die Mutter Dimitris, war übrigens die siebente Gemahlin Iwans. — Auf S. 5 hätte mit Rücksicht auf Schillers Entwurf Aufzug III hervorgehoben werden sollen, dafs nach Boris' Tode zunächst allgemein seiner Gemahlin, der Zarin Maria, und ihren Kindern, dem sechzehnjährigen Feodor und Xenia, gehuldigt und erst dadurch, dafs die Truppen zu Demetrius übergingen, die günstige Lage für diesen geschaffen wurde. — Für das Verständnis des Stücks ist auch die Erhebung Hiobs zum Patriarchen von Moskau und Rufsland durch Boris Godunow von grofser Bedeutung (vgl. Franz a. a. O. S. 8); ein Hinweis darauf, etwa in den Anmerkungen, wäre am Platz. — Auf S. 7 wäre eine kurze Andeutung der Schicksale der Romanows mit Beziehung auf I 82 und der Rolle, welche dem jungen Romanow im Drama zugedacht war, nicht überflüssig.

Im zweiten Abschnitt der Einleitung giebt Seiler auf S. 7—9 die wichtigsten Anhaltspunkte aus der Geschichte der Entstehung des Dramas, wobei die Verdächtigung, Schiller habe sich aus selbstsüchtigen Absichten diesem Stoffe zugewandt, gebührend zurückgewiesen wird. — Im dritten Abschnitt nennt Seiler die wichtigsten Quellen, aus denen Schiller geschöpft hat. Bei Anführung der Hauptquelle, der Histoire de Russie von Levesque, wäre noch Margerets begeisterte Schilderung des Prinzen zu erwähnen, auf welche der Dichter nachdrücklich von Wolzogen hingewiesen war. Margeret hatte Demetrius als Kapitän seiner Leibwache besonders nahe gestanden und verteidigte, von seiner Echtheit überzeugt, diesen mit leidenschaftlicher Wärme. Dieser entspricht auch die Darstellung bei Levesque, welcher Margerets Schilderung stark benutzt hat. — Hervorgehoben sei hier noch, dafs, nachdem Kettner die von Schiller benutzten Quellen gründlich nachgewiesen und verglichen hat, jetzt die Bemerkung Boxbergers in der Hempelschen Sammlung S. 333 im wesentlichen hinfällig ist.

Auf S. 11—21 wird der Gang der Handlung im ersten Akt nach seiner ursprünglichen Gestalt besprochen und das Wichtigste aus den Skizzenblättern (bei Kettner S. 83 ff.) und dem II. ausgeführten Szenar (Kettner S. 114 ff.) in geschickter Auswahl und Zusammenstellung nach Schillers Entwürfen dargeboten. Besonders dankerswert ist die vollständige Mitteilung und Beleuchtung der für Schiller charakteristischen 7. Scene, der Abschiedsscene zwischen Demetrius und Lodoiska, zumal sie bei der endgiltigen Fassung des 1. Aktes fortfallen mufste.

Die letztere wird in dem folgenden Abschnitt eingehend gewürdigt nach ihrem dichterischen Werte an sich wie nach ihrem Verhältnis sowohl zu der ersten Fassung mit Begründung der Abänderungen als auch zu den geschichtlichen Quellen. „Ver-

gleichung“ sollte es übrigens heifsen auf S. 23, nicht „Vergleich“. Kürzere Fassung unter Beschränkung auf die für Würdigung der künstlerischen Vollendung der Szene wichtigen Gesichtspunkte wäre für S. 22 und 23, die Besprechung der grofsartigen Reichstagsscene, zu empfehlen. Die ausführliche Inhaltsangabe ist überflüssig, für die Schule unter Umständen schädlich. Vollständig genügen würde es, wenn — auch hier im Anschlufs an Kettner — einfach hervorgehoben würde, dafs Schiller die Scene nach einer kurzen Einleitung in einen epischen und rhetorischen Teil zerlegt hat, beide klar geschieden durch die Hervorhebung der wichtigsten Thatsachen von Seiten des Erzbischofs. Man vgl. des weiteren die ebenso kurze wie treffende Charakteristik der Rede des Demetrius bei Kettner.

In ähnlicher Weise wie der 1. Akt werden auf S. 29—48 auch die übrigen Aufzüge nach Inhalt, Form, Verhältnis zu den Quellen und unter vergleichender Hervorhebung der verschiedenen vom Dichter erwogenen Pläne und versuchten Fassungen besprochen.

Die Einleitung schliefst mit einem Hinweis auf die verschiedenen Bemühungen, das von Körners Hand veröffentlichte Bruchstück fortzusetzen. Zu erwähnen wäre hier auch Goethes mifslungener Versuch, das Werk seines Freundes zu vollenden. Seiler erhofft von der nunmehr ermöglichten Benutzung des vollständigen Nachlasses Schillers bessere Erfolge. Für die hierauf sich beziehenden Ausführungen ist nach Form und Inhalt andere Fassung zu empfehlen. Seiler meint, die Bahn sei noch frei. Es lasse sich hier noch eine wundervolle Palme erringen für den, dem es gelinge, das Schillersche Werk in Schillerschem Geiste zu vollenden. Dazu bedürfe es einer kongenialen Begabung[1]), einer festen und doch vorsichtigen Hand, sorgfältigen Studiums des Schillerschen Nachlasses und williger Unterordnung der eigenen Gedanken unter die Ideeen des Dichters. So werde sich der „kostbare Torso mit den unnahbaren Händen“ bezwingen, so der Demetrius für das deutsche Theater erobern lassen.

Möge sich diese Hoffnung erfüllen! Recht behalten wird schliefslich doch K. H. von Stein, der a. a. O. ausführt, Goethe habe bei seinem oben erwähnten Versuche auf das schmerzlichste erfahren müssen, was im Bereiche idealen Schaffens mit der lebendigen Persönlichkeit Schillers, der nach seinem eigenen Ausdruck „nichts ohne Innigkeit produzieren“ konnte, unwiederbringlich verloren war. „Dieses Wort: „ich kann nichts ohne Innigkeit produzieren“ — bezeichnet auf das deutlichste das eigenst Persönliche in dem dichterischen Schaffen Schillers. Weg mit allen Vorstellungen, welche das Gedachte der Schillerschen Werke als eine Schranke ihres dichterischen Wertes auffassen. Das Grofs-

---

[1]) Die Akkusativkonstruktion bei diesem Zeitwort ist ungewöhnlich und schwerlich zu rechtfertigen.

gedachte der Schillerschen Meisterwerke ist vielmehr gerade der warme Herzschlag ihrer Wirkung, die „Innigkeit", von welcher er hier spricht. Die liefs sich nachempfinden, aber in keinem zweiten, auch selbst in Goethe nicht, wieder zu schöpferischem Walten beleben".

Auf S. 50—100 folgt sodann der Abdruck der ausgeführten Scenen des I. und II. Aufzugs im wesentlichen in der von Kettner festgestellten Fassung. Um das Werk lesbarer zu machen, hat Seiler die kleineren Lücken auszufüllen versucht. Mit diesen Ergänzungen wird man in der Regel einverstanden sein können; doch würden sie wohl besser schon im Text durch verschiedenen Druck als solche gekennzeichnet. Nach V. 319 (320 bei Kettner) findet sich in Schillers Reinschrift eine Lücke, worauf es weiter heifst: „Dafs ich den Thron erobre meiner Väter". Diese Lücke mufs im Text angedeutet werden, wie es an anderen Stellen auch geschehen ist. So wie der Vers 320 hier steht, pafst er nicht in den Zusammenhang und stört beim Lesen. Auch in V. 608: „Den Herrscher beschränkt kein Reichsvertrag" — hätte die Lücke angedeutet werden müssen. — Die Scene (I 3, V. 625 ff.) zwischen Marina und Odowalsky, zu denen sich dann die polnischen „Edelleute" gesellen, hat, mit der früheren Überlieferung verglichen, eine besonders bedeutende und anziehende Erweiterung erfahren auf Grund der von Kettner in dem hier sehr verworrenen Handschriftentext festgestellten, letzten erkennbaren Fassung.

Auf S. 101—123 wird aus Schillers Entwürfen und Skizzen so viel mitgeteilt, als dem Zweck und Umfang der Ausgabe entspricht: I. Allgemeines, II. Gang der Handlung im einzelnen. Die Auswahl aus dem überreichen und in vielfacher Beziehung anziehenden Material war hier besonders schwierig und ist vom Herausgeber mit Geschick und Beschränkung auf das Allerwesentlichste, die ihm gewifs oft nicht leicht geworden ist, getroffen worden. Willkommene Ergänzung bietet jetzt Kettners Ausgabe der dramatischen Entwürfe und Fragmente S. 82—136. — Zu empfehlen wäre hier eine die Übersicht erleichternde Gruppierung des Stoffes innerhalb der einzelnen Aufzüge nach den von Kettner hervorgehobenen Gesichtspunkten etwa durch Zeichen bezw. kurze Bemerkungen am Rande.

Die Anmerkungen auf S. 124 ff. endlich enthalten zunächst Allgemeines über die polnischen Verhältnisse nach Schillers eignen Aufzeichnungen im „Studienheft" und besonders in den „Kollektaneen" und dann einzelne Erklärungen zu den ausgeführten Scenen der beiden ersten Aufzüge unter Beschränkung auf das Notwendigste.

Überflüssige Fremdwörter sind in den Ausführungen des Verf. nicht immer vermieden und von Druckfehlern ist die Ausgabe nicht frei. Im übrigen ist Seilers Arbeit sorgfältig und verdienstlich.

Bonn. H. Neuber.

P. **Nerrlich, Das Dogma vom klassischen Altertum in seiner geschichtlichen Entwickelung.** Leipzig 1894, C. L. Hirschfeld. XIV u. 400 S. 8. 7,50 M.

P. **Nerrlich, Ein Nachwort zum Dogma vom klassischen Altertum.** Neue Briefe an Julius Schvarcz. Ebendaselbst 1899. 76 S. 8. 2,00 M.

Die Zschr. f. GW. hat noch keine ausdrückliche Besprechung des oben an erster Stelle genannten, schon vor fünf Jahren erschienenen und sonst in der Presse viel besprochenen Buches von Paul Nerrlich gebracht. Die Erklärung dieser auffallenden Thatsache liegt gewifs darin, dafs es sehr schwer ist, einerseits einer bedeutenden Leistung die Anerkennung nicht zu versagen, andererseits aber dem Geiste und der Grundgesinnung nichts zu vergeben, mit welcher diese Zeitschrift, wie sie immer gewesen ist, steht und fällt. Doch gelegentlich wenigstens hat diese Zeitschrift des Nerrlichschen Buches in einiger Ausführlichkeit gedacht: ich habe ihm in meinem Aufsatze „Zur Litteratur über die Ideen und Gestaltungen der Humanität" im Jahrgange 1897 die Nr. 29 unter den 47 dort vereinigten Litteraturberichten gewidmet und S. 560—563 ein eingehenderes Urteil über das Nerrlichsche Buch zu begründen gesucht. Mein Gesamturteil über dasselbe ist nicht vollständig ohne meine damaligen Ausführungen, weshalb ich hier nochmals auf dieselben verweise. Andererseits bedürfen jene Ausführungen noch einer Ergänzung, die ich nunmehr im folgenden geben will.

Zunächst habe ich hier die Gedanken zu reproduzieren, welche ich an einem anderen Ort, in dem wissenschaftlichen Feuilleton einer Tageszeitung vom Jahre 1896, zum Streit über „das Dogma vom klassischen Altertum" ausgesprochen habe, also an einer Stelle, die mit dem Tage verfliegt und schwer noch zugänglich zu machen sein dürfte. Ich füge also zu den von mir im Jahrgange dieser Zschr. vom Jahre 1897 gefällten Urteilen über das Nerrlichsche Buch noch die folgenden Betrachtungen hinzu:

Infolge des Erscheinens des Nerrlichschen Buches über „das Dogma vom klassischen Altertum" ist hier und da in der periodischen Presse der Streit um dieses Dogma entbrannt, oder vielmehr, es hat sich mit Leidenschaft das Urteil geltend gemacht, dafs das ein verjährtes Dogma sei, welches endlich zum alten Eisen geworfen werden müsse.

Es ist leicht zu solchem Urteil zu gelangen, wenn man dem Dogma einen überschwenglichen Sinn unterschiebt: dafs das klassische Altertum auf jedem Lebensgebiete als ein Muster vor uns stehe, dafs es insbesondere in Litteratur und Kunst nicht zu erreichen, geschweige denn zu übertreffen sei. Dann ist leicht auf die grofsen Mängel der antiken Staaten und Gesellschaften, auf den geringeren Umfang und den bescheideneren Tiefgang der alten Kultur hinzuweisen, dann ist leicht sich darauf

zu berufen, dafs die moderne Litteratur und Kunst noch ganz andere Höben anstrebt und ganz andere Reichtümer entfaltet als die alte, wenn diese auch ihre erreichbareren Ideale in relativ gröfserer Vollkommenheit erreicht haben mag. Aber die sehr grofse Mehrzahl der deutschen philologischen Schulmänner und Professoren, die doch vor allen die Träger jenes Dogmas sein würden, sind weit entfernt, mit ihrem allerdings mit Überzeugung und Begeisterung gehegten Dogma vom klassischen Altertum noch solchen ausschweifenden Inhalt zu verbinden. In welchem Sinne etwa sie in Wahrheit noch zu solchem Dogma stehen und in welchem Sinne sie allerdings die Erhaltung der Wirksamkeit dieses Dogmas für einen Segen, ja eine Vorbedingung der höheren Bildung unserer Nation halten, das will ich hier versuchen in Kürze einmal festzustellen.

1. Gleichwie nach moderner Auffassung die Natur das Werden der Gattung in dem werdenden Individuum (d. h. in den Stufen seiner Entwickelung vom ersten Keim im mütterlichen Organismus bis zu seiner selbständigen Existenz) wiederholt, so mufs das geistige Leben in den obersten Schichten der Nation, bevor es zum selbständigen Weiterstreben gelangt, die gröfsten Grundzüge des bis dahin zurückgelegten geistigen Lebens der Menschheit wiederholen. Es ist sehr wohl möglich für den Einzelnen, dabei von den sehr fremdartigen Kulturen des Orients — ausschliefslich natürlich der Vorgeschichte des Christentums — abzusehen, aber es ist nicht möglich, erst diesseit der griechischen und römischen Kultur anzufangen. Dazu haben Griechen und Römer zu sehr die Grundlagen fast aller unserer staatlichen und rechtlichen Gestaltungen und wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen gelegt und bis auf die neueste Zeit einen zu grofsen mittelbaren und sogar auch unmittelbaren Einflufs geübt. Insbesondere wirft die alte Geschichte, in ihrer gröfseren Einfachheit und der Verwandtschaft ihrer meisten bedeutenderen Faktoren mit den gegenwärtig wirksamen, auf die neuere so vielfach ein Licht, in dem sich das Verständis der letzteren erleichtert, dafs ihr Studium von der Heranbildung eines an seiner eigenen Geschichte thätigen Geschlechts nicht ausgeschlossen werden darf.

2. Die gegenwärtige Menschheit hat zu viel mit ihren eigenen politischen, wirtschaftlichen, technischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Angelegenheiten zu thun, als dafs für den Einzelnen nach Abschlufs seiner allgemeinen Lern- und Vorbereitungszeit und nach dem Beginn der Arbeit für einen bestimmten Beruf in der Regel noch ein fortgesetztes Studium des Altertums in Aussicht genommen werden könnte. Wo ein solches etwa auf Grund besonderer Neigung und Fähigkeit auch über die Vorbildungszeit hinaus weitergeführt wird, da ist es löblich und erfreulich, aber verlangt werden kann es nicht. Dagegen ist die Jugend bis zum Beginn der Vorbereitung auf den besonderen

Beruf die geeignete Lebenszeit für ein elementares Studium des klassischen Altertums, wie es auf unseren Gymnasien und in beschränkterem Maſse auf unseren Realgymnasien betrieben wird. Daſs dieses Studium — und zwar für ihn natürlich nicht ein bloſs elementares — in Zukunft auf den Stand der altklassischen Philologen beschränkt werden müſste, das ist schon aus dem äuſseren Grunde unmöglich, weil dieser Stand fast ganz verschwinden würde, wenn sein Studium nicht mehr die Grundlage für einen Beruf und eine Existenz abgäbe.

3. Die lateinische und griechische Sprache selber müssen von der Jugend erlernt und können nicht durch Beschäftigung mit Übersetzungen der alten Schriftsteller ersetzt werden. Sprache und sprachliche Werke müssen logischer und erfahrungsmäſsiger Weise ein für alle Mal als der beste Stoff zur Übung und Herausarbeitung der geistigen Kräfte des Menschen gelten. Nun aber wird man der Muttersprache in Verständnis und Gebrauch erst vollkommen Herr, wenn man sich ihrer Eigentümlichkeit durch den Vergleich mit Gebilden bewuſst wird, die zwar der Gattung nach — als Sprache — ihr gleichen, aber der Art nach recht verschieden von ihr sind. Die wahrhaft bildenden Verschiedenheiten müssen an einem Ganzen von gleicher oder auch höherer Vollkommenheit hervortreten. So eignen sich tiefer stehende Sprachen von unzweifelhaft geringerer Vollkommenheit in Flexion und Syntax trotz ihrer noch auffälligeren Verschiedenheit von der Muttersprache nicht zur Ausbildung der Jugend. Aber andererseits können auch die neueren das Lateinische und Griechische nicht voll ersetzen. Dazu sind sie in der organischen Triebkraft ihres Formcharakters schon zu abgeschliffen — die Beugung der Nomina ist schon zu verkümmert, an der Konjugation schon zu sehr das Hilfsverbum beteiligt —, im Satzbau der Muttersprache schon zu ähnlich — die Herrschaft der bequemeren Beiordnung über die logischere Unterordnung im Verhältnis zum Lateinischen und Griechischen schon zu weit vorgeschritten —, im Vorrat der Worte und Wendungen schon zu sehr einem einheitlichen, moderneuropäischen Vorbild unterworfen: die gleiche Ausdrucksweise schimmert schon durch die Tagesblätter aller europäischen Völker hindurch, und diese Tagesblätter sind von dem allergröſsten Einfluſs auf die Handhabung aller modernen Sprachen. Die Ausdruckweise der alten Sprachen in ihrer von dem Modernen weit abweichenden Art zwingt die deutsche Jugend in viel höherem Maſse als z. B. das Französische und Englische dazu, jeden Gedankeninhalt auf seinen Kern und sein Wesen umzudenken, ihn von seiner zufälligen sprachlichen Einkleidung loszulösen, sich von gedankenlosem Nachsprechen fertiger Wendungen zu befreien und diese Wendungen mit freierem Bewuſstsein der Mannigfaltigkeit der Auffassung zu gebrauchen, die ihnen, in einer Richtung fest geworden, zu Grunde liegt. Ich habe noch nicht

den Wert der Ursprache für den **Inhalt** des Gelesenen betont. Lichtenberg sagt freilich einmal, das müsse eine schlechte Schrift sein, die durch Übersetzung viel verliere. Eine solche Hervorhebung der ausschlaggebenden Bedeutung des Inhalts hat ja etwas Bestechendes; aber die sprachliche Form ist doch gerade bei den altklassischen Schriftwerken mit dem Inhalt in so eigentümlicher Wechselwirkung, ihm so fein angegossen, aber auch ihrerseits den Gedanken so fein ausmeifselnd, von solcher sinnlichen und geistigen Schönheit, dafs auch um deswillen die alten Sprachen selber gelernt werden müssen. Wer blofs durch Übersetzungen in die alte Litteratur eindringen wollte, dem erschliefst sich ihr eigentlicher Geist nicht so weit, dafs sie ihm wahrhaft interessant werden könnte; denn spannend, aufregend, prickelnd ist sie in ihrer edlen Einfalt meist nicht.

4. Von der Knechtung der jugendlichen Geister unter ein schwieriges und verwickeltes System grammatischer Regeln sind wir jetzt sehr weit entfernt. Wir haben uns in der systematischen Belehrung, die auch von der konkreten Erscheinung zum Gesetz ausgeht und nicht umgekehrt, auf ein mafsvolles Quantum von Hauptsächlichkeiten beschränken gelernt und überlassen die Feinheiten mehr dem gefühlsmäfsigen Innewerden, dem wir durch Hinweisung auf konkret Ähnliches und Verschiedenes zu Hilfe kommen. Andererseits halten wir grundsätzlich auf scharfe Erfassung des Wort- und Satzverständnisses, weil darin nun einmal das Palladium der bildenden Kraft der alten Sprachen liegt, und tastendes, sich seiner Berechtigung nicht bewufstes Versuchen die beste Wirkung der Beschäftigung mit den alten Sprachen aufheben würde.

5. Die Alten gelten uns für mafsgebend in den beiden Grundforderungen sprachlicher Kundgebung, die wir durch die beiden Stichworte „vernünftig und gefällig“ bezeichnen können. Unter „Gefälligkeit“ ist hier nicht ein niederes Mafs der Formschönheit zu verstehen, sondern ein der Sache wahrhaft entsprechendes Mafs von Schmuck der sprachlichen Einkleidung. Solche Werke der alten Litteratur — dergl., wie z. B. die Sophokleischen Tragödien, auch auf der Schule gelesen werden —, die sich hoch über die Charakteristik durch jene beiden Stichworte erheben, halten sich aber doch ihrer ganzen Art nach in dem Geiste des echt-menschlich Vernünftigen und Schönen und sind ganz frei von dem genialen Subjektivismus spezifischer Talente, dessen Vorbild für die Jugend das allerverderblichste ist. Die Alten besitzen eine Vorbildlichkeit vermöge ihrer Natürlichkeit, inneren Wahrhaftigkeit und ihres Sinnes für die Ausgestaltung des Innern in einer ihm entsprechenden Form. Sie schrieben noch wesentlich aus dem Grunde, weil sie das innere Bedürfnis, etwas Neues zu sagen, hatten. Heute, wo nur noch selten einmal etwas wirklich Neues gesagt werden kann, ist ein

bitziger Wettbewerb der zahlreichen Talente entfesselt, das Vernünftige und Gefällige durch das Geistvolle, Originale, Glänzende und Berauschende zu überbieten. Das ist nun recht schön, wenn es gelingt, die geheime Absichtlichkeit zu verhüllen und dem Ertrotzten den Schein der Natürlichkeit, in der höhere Geistesgaben sich offenbaren, zu verleihen; aber die Hauptsache für alle Höhergebildeten bleibt doch die Fähigkeit, vernünftig und angemessen zu denken, zu sprechen und zu schreiben. Wer es zu noch Höherem bringt, — à la bonne heure; aber dieses noch Höhere, dem nicht als Rückgrat die Vernünftigkeit und Gefälligkeit untergespannt ist, ist nicht wahrhaft trefflich, für die jugendlich Lernenden aber geradezu Gift. Die alte Litteratur dagegen ist noch wesentlich gesund, die Überreizung durch den Wettkampf vieler, die um Ruhm, Lohn und äufserliche Förderungen des eigenen Selbst in den Schranken laufen, ist ihr noch fremd, hat es doch, wie noch kürzlich Dziatzko im „Rheinischen Museum" nachgewiesen hat, ein Autoren- und Verlagsrecht im Altertum nicht gegeben. Bei uns verlangt das die ungeheure Erschwerung des Kampfes ums Dasein fast gebieterisch, indem auf die Waffe des Geistes nicht Verzicht leisten kann, wer sie besitzt; aber für unsere Jugend ist das Vorbild einer Litteratur zunächst segensreicher, die noch singt wie der Vogel, der auf den Zweigen wohnt.

6. Ein unübertroffenes Element der antiken Kultur ist allein die plastische Kunst der Griechen. Wir lassen auch die Jugend von den Werken und Denkmälern dieser Kunst immerhin viel mehr kennen und geniefsen lernen als die Zeiten, wo das Dogma vom klassischen Altertum noch viel unbegrenzter herrschte als heute. Aber wir verkennen doch nicht, dafs das Verständnis und die wahrhaftige Freude an diesen Werken einen gewissen besonderen Sinn der Empfänglichkeit für das in der Anschauung Schöne und Erhabene voraussetzt, und dafs das Wesentliche der bildenden Kraft für alle normal angelegten Naturen in höherem Mafse den schriftstellerischen Denkmälern des Altertums innewohnt; diesen mufs mit aller Entschiedenheit die leitende Stellung verbleiben, eine begleitende räumen wir gern auch der antiken Plastik ein.

7. In gleicher Notlage, auf die Alten zurückzugreifen, wie das Zeitalter der Renaissance und der Reformation, sind wir allerdings nicht. Es läfst sich eine durchaus geeignete Jugendbildung auf dem Grunde der neueren Sprachen und sorgfältig ausgewählter Stücke ihrer Litteraturen ganz gewifs denken, und mit der fast ausschliefslichen Verwendung der alten Sprachen und Schriftwerke zum Jugendunterricht ist es vorüber. Dennoch besteht in den deutschen Kultusministerien, Schulbehörden und Schulmännern, bei der überwiegenden Mehrheit dieser Autoritäten, noch das Dogma vom klassischen Altertum etwa in dem oben

ausgeführten Sinne, und dennoch kann aus den oben für dieses Dogma angeführten Gründen mit dem starken Anteil der klassischen Studien an unserer höheren Jugendbildung nicht aufgeräumt werden.

8. Dem klassischen Altertum kommt auf fast allen Kulturgebieten nicht sowohl die Leistung zu, die höchsten Höhen erreicht zu haben — was nur im homerischen Epos und der bildenden Kunst der Griechen der Fall ist —, als den Grund zu allem, was sich darauf erbaut, gelegt zu haben. Damit aber hat das klassische Altertum nicht nur das Allerschwierigste und Bahnbrechendste geleistet, sondern eben vor allem eine unaufhebbare Verknüpfung gerade mit der allgemeinen Vorbildung des Kulturmenschen gewonnen, welcher gleichfalls die Aufgabe eigen ist, den Grund für die Kenntnisse und Leistungen der besonderen höheren Berufsarten zu legen.

9. Die Spielart des Stockphilologentums ist fast ganz eingegangen. Der höhere Lehrerstand, in dem noch immer die Altphilologen überwiegen, nimmt lebhaften Anteil an allen Seiten des modernen Lebens, ohne dadurch seinem beruflichen Studium etwas zu verkürzen. Er ist erfüllt von dem Glauben an die Klassizität des griechischen und römischen Altertums, aber in dem mafsvollen Sinne, der sich die Augen nicht vor den höheren Kulturaufgaben der Gegenwart und Zukunft verschliefst:

Laudamus veteres, sed nostris utimur annis.

So weit hatte ich mich schon 1896 ausgesprochen, ich füge hier noch das Folgende hinzu:

10. Es kann gar nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden, dafs unser, der vornerrlichschen Gläubigen an die Klassizität des Altertums, die wir auch nach Nerrlich diesen Glauben nicht verloren haben, dafs unser Dogma sich gar nicht auf den gesamten Inhalt des öffentlichen und privaten Lebens des griechischen und römischen Altertums bezieht, folglich auch nicht durch die so vielfach ätzende Kritik, welche die attischen und römischen Personen und Zustände bei den beiden hauptsächlichsten Gewährsmännern Nerrlichs, Th. Mommsen und Julius Schvarcz, gefunden haben, widerlegt werden kann. Die „Klassizität" des Altertums bezieht sich ganz wesentlich auf den Geist der litterarischen Darstellung der griechischen und lateinischen Schriftsteller und Dichter der guten Zeiten. (Nicht einmal so sehr auf die hellenische bildende Kunst, obgleich diese nach einer sehr bedeutsamen Richtung hin das unübertrefflich Vollkommene vielleicht in noch höherem Grade als die antiken Meister der (im weitesten Sinne) redenden Kunst erreicht hat. Denn die bildende Kunst der Griechen ist auf der Bühne der Kulturschöpfungen etwas wirklich Einzigartiges, das auf einem in völkerpsychologischer Beziehung beinahe singulären Instinkt der hellenischen Volksanlage beruhte, in gleicher Weise nirgends sonst vorkommt und auch

mutatis mutandis nicht in dem Umfange vorbildlich ist wie die Meisterschaft in der Handhabung des Gedankens und der Sprache es ist für das unentbehrliche allgemeinmenschliche Bedürfnis der Gedankenmitteilung.) Jener griechische und lateinische Geist in der (kunstvollen, ein bewufstes oder unbewufstes Ideal dieser Sache verfolgenden) Mitteilung des Gedachten durch die Sprache ist es, den wir eigentlich „klassisch" nennen. Ich will die Definitionen dessen, was man unter diesem Prädicamentum fühlt, weder aufzählen noch durch eine neue zu bereichern suchen, sondern mich ohne diesen Formzwang in aller Kürze aussprechen, was ich damit meine. Die Klassizität der antiken litterarischen Darstellung besteht, wenn ich den ihr gegenüber sich stets wiederholenden unmittelbaren Gefühlseindruck auf einen klaren Begriff zu bringen suche, in der Hegemonie der Vernunft über alle dabei beteiligten Seelenkräfte. Die Forderung der Vernunft in Hinsicht auf diese Aufgabe besteht darin, erstens dafs eine Sache (ein sachlicher Inhalt) sich so gebe, wie sie vom Geiste gemeint ist, und zweitens, dafs die Art ihrer Fassung zugleich das instinktive ästhetische Bedürfnis nach der hier in Betracht kommenden formellen Schöheit befriedige. (Selbst das rein Subjektiv-Persönliche, was etwa einmal mitzuteilen ist, verwandelt sich dann in ein Sachliches, dessen Wesen man gerecht werden soll.) Der Stoff dessen, was zu sagen ist, entspricht teils den Eingebungen des unbewufsten Seelenlebens und stellt sich ein, man weifs nicht wie, durch das unwillkürliche Interesse an diesem Gegenstande herangelockt, teils der durch den jedesmaligen Zweck geleiteten Verarbeitung der im Bewufstsein vorhandenen Elemente. Nun ist das Klassische, d. h. das naturgemäfs in dieser Art Vollkommene, dafs die helle und klare Besonnenheit die Gebilde auf dem Plane der zur Mitteilung durch die Sprache drängenden Gedankenproduktion ruhig überschaut, hemmt und zurückweist oder gutheifst, modifiziert, ändert, die zu einem Ganzen zusammengefafsten Scharen auf ihrer Bahn lenkt, kurz, über sie die Herrschaft führt. Das scheint mir das Wesen der antiken sprachlichen Darstellung in ihren mannigfachen Formen; es wird durch seinen Gegensatz zum Modernen noch klarer werden. Natürlich geht auch hier das, was einmal im Wesen dieser Aufgabe liegt, nicht ganz verloren. Aber es wird doch aus seiner führenden Stellung gedrängt durch zweierlei. Erstens drängen sich die vielfach auch zufälligen Gedanken, die aus unbewufstem Grunde emporströmen, ungehemmter und weniger kontrolliert hervor, man freut sich ihrer Fülle, auch wenn sie nicht streng im Dienst der Sache stehen, und man möchte mehr erscheinen als das Verdikt der normalen Geisteskraft, der Objektivität zu dem jedesmaligen Fall, man möchte über höchstpersönliche überfliefsende Schätze zu gebieten scheinen. Das hängt schon mit dem zweiten Punkte zusammen. Mit der sich beschei-

denden Unterordnung unter die Sache (oder gar dem Verschwinden der Person hinter ihr) ist es vorbei, der Autor denkt auch stets an die Rolle, die er in dem Getriebe der geistigen Kundgebungen spielen will, jede seiner Leistungen ist ihm auch eine Etappe auf seinem persönlichen Wege zu einer „Karriere“ im weitesten Sinn. Selbst die begeistertsten Verehrer des klassischen Altertums, wie z. B. unser vortrefflicher O. Weifsenfels, geben zu, dafs heutzutage nicht mehr wie von den Alten geschrieben werden kann: jeder fühlt eben, dafs man aus der souveränen Besonderheit des subjektiven Geistes mehr Zugaben zur reinen Objektivität verlangt, widrigenfalls ein Schriftsteller mit seiner Einfachheit ganz fremdartig anmuten und von denen, die gar nicht wissen, was sie eigentlich damit thun, lächerlich gemacht werden würde. Aber von der Stufe der Vorbildung, der höheren Schule, verlangen wir doch mit Recht, dafs man dort erst einmal zu schreiben lerne (wenn auch mit kindlichem Stammeln, was die innere Seite der Erfahrung betrifft) wie die Alten schrieben, in Unterordnung unter die logische Forderung der Sache, und wir Lehrer erschrecken, wenn statt dessen ein Primaneraufsatz schon etwas von der modernen Ostentationslust, Vornehmheit des Gebahrens und Willkür des subjektiven Geistes an sich hat.

11. Endlich, wenn man einmal bedenkt — oder bei dem höchst verräterischen Mangel an Monumenten sich von Ferne eine Vorstellung davon zu machen sucht —, was denn die zeitgenössischen Völker der alten Griechen und Römer auf der Stufenleiter der menschlichen Entwickelung waren, z. B. die nicht-griechischen vorderasiatischen Völker, die Illyrier, Dalmatier, Gallier, Iberer, unsere eigenen germanischen Vorfahren, **so kann es ja gar kein Zweifel sein,** dafs die Griechen und Römer, die in Zeiten, wo noch alles ringsum im Schlaf und in der Gebundenheit der Kindheit lag, alle grofsen Hauptseiten des Menschenwesens reich und tief und klar entwickelten, verhältnismäfsig selbst in der Gesamtheit ihres Kulturlebens (und nicht nur in dem eben dem Gegner gegenüber allein in Anspruch genommenen eingeschränkten Sinne) „klassische“ Völker zu nennen sind.

Ich gebe nun zu dem aus neun Briefen an Julius Schvarcz bestehenden „Nachwort“ über. Dasselbe ist in summa einerseits recht interessant, andererseits doch nicht allzu erquicklich zu lesen. Interessant, weil eine Fülle bedeutungsvoller Fragen der grofsen Kontroverse über die idealen zukünftigen Prinzipien und die ihnen entsprechende beste Gestaltung des Lehrplanes der höheren Schulen berührt und sehr viele darüber bestehende meist neueste Ansichten verhört werden; etwas unerquicklich, weil in allen Ausführungen Nerrlichs nur gar zu sehr der Ton herrscht, in allem und jedem gegen jede kritische Äufserung über sein

Buch und gegen jede abweichende Ansicht recht behalten zu wollen. Mit der Aufnahme einer Antikritik, die freilich sehr aufgedrungen sein kann, ist immer ein bedenklicher Schritt gethan: der zum *ἄπειρον*. Man kann und mufs im allgemeinen Kritik über sich ergehen lassen, weil man, der kritisierte Autor, in jeder Kritik ja zugleich der Kritik, die ihr Urheber an sich selbst unwillkürlich vollzieht, inne wird. Man soll vernünftigerweise aus der Kritik gern lernen, wo man unrecht hat, so schwer das ohne Übung in der Selbstüberwindung auch dem natürlichen Menschen ankommt; im übrigen projiziert man ja aber die fremde Meinung auf das gesamte Feld, auf das sich die Arbeit bezogen hat und das man nach der langen Arbeit, die man ihm gewidmet hat, noch besser beherrschen mufs als der Kritiker, der von Buch zu Buch einmal verhältnismäfsig flüchtiger auf das zu sprechen kommt, worin man sich als Autor völlig eingelebt hat. Dann trägt man doch stets eine Bereicherung davon, die aber doch nicht immer wieder nach aufsen ihre Wellen zu schlagen braucht: sonst kreuzen sich die Wellen allmählich gar zu bunt. Nerrlich kann es in den ersten sieben Briefen (S. 1—51) nicht unterlassen, sich mit aller und jeder kritischen Stimme, die ihm über sein Buch (durch die Aufmerksamkeit eines die Kritiken zuschickenden rührigen Verlegers) zu teil geworden ist, auseinanderzusetzen, wie gesagt, in dem Geist, dafs er immer recht behalten will. Dafs er nun wirklich immer recht haben sollte, das ist a priori ganz unwahrscheinlich. Aber die Künste der Dialektik, die ihm sehr zu Gebote stehen, wissen es doch dahin zu bringen, dafs durch eine glücklich gesuchte Wendung der Gegner noch immer supplantiert wird, ohne dafs man den Eindruck davonzutragen braucht, dafs da wirklich immer das Wesentliche des Urteils durch das Wesentliche des Gegenurteils besiegt würde. Oft gehen ja auch die Einzelkontroversen so sehr auf die Grundanschauungen der Streitenden zurück, dafs weder eine Einigung noch eine objektive Entscheidung möglich ist, weil hinter den Anschauungen die Individualitäten stehen, die sich nicht wegdisputieren lassen, und aus ihrem Wesen heraus die Dinge so färben müssen, wie sie es thun. Mit einem „sunt haec ut disputantur" — welche köstliche Formel Zielinski sehr glücklich aus Cicero aufgegraben hat — mufs man da oft die Sache achselzuckend dahingestellt sein lassen, welcher der Gegner gerade das Wort redet. Denn welcher Leser hat wohl bei der Flut, welche die ununterbrochene litterarische Produktion auf ihn eindringen läfst, die Mufse, über Hunderterlei rasch hintereinander so religiose mit sich zu rate zu gehen wie der Richter, ehe er ein Urteil fällt? Ich möchte dem Kollegen Nerrlich bei seiner philosophischen Einsicht wohlmeinend raten, die Urteile der litterarischen Kritik doch gelassener aufzunehmen. Bei seinem tiefen Verständnis der E. von Hartmannschen Philosophie weifs er doch, dafs in der Welt die mannigfachen Ideen realisiert

sind und bei ihrem inhaltlichen Gegensatze und ihrer Realisierung durch den Weltwillen hart aufeinander stofsen müssen, was um so mehr hervortritt, wenn die Ideen sich auf prinzipielle Gegensätze beziehen, zu deren Behandlung sein tieferes Naturell ihn hinzieht. Da ist nichts zu machen, da findet Realdialektik statt, mit den Leiden, die sie im Gefolge hat, wenn sich nicht die Vernunft siegreich und frei über sie erhebt.

Der erste Brief ist der Auseinandersetzung mit Herrn Zielinski gewidmet, durch dessen bekannte schöne Cicero-Schrift sich die heftigsten Ausfälle gegen Nerrlichs „Dogma" in einer Weise, die den Verf. des auf alle Fälle doch fleifsigen und gelehrten Buches der Lächerlichkeit und Verächtlichkeit preiszugeben sucht, dahinziehen. Ich mag diese Art der wissenschaftlichen Polemik ganz und gar nicht, aufser wenn offenbares Unrecht oder die zu einer selbstgewählten Aufgabe bewiesene Unfähigkeit noch durch blinde Selbstüberschätzung und Anmafsung geradezu dazu herausfordert. Zielinski und Nerrlich waren durch ihre Stellung zum klassischen Altertum zu Gegenfüfslern gemacht, das rechtfertigt aber doch für Zielinski nicht die gereizte Idiosynkrasie gegen alles, was aus Nerrlichs Geiste hervorgeht, in die er, so oft er nur in die Nähe Nerrlichscher Ansicht kommt, wie ein durch die rote Farbe erregter Puter gerät. Zielinski hätte sein feinsinniges und hochverdienstliches Buch von dieser über alles sachliche Mafs hinausgehenden persönlichen Gereiztheit gegen Nerrlich freihalten sollen. Bei Nerrlich trifft nun natürlich auf den groben Klotz ein grober Keil, und das wird vermutlich noch so weiter gehen. Seit ich E. v. Hartmanns so zahlreiche, bei aller Entschiedenheit stets sachlich und vornehm und aufser in zwei begreiflichen Ausnahmen auch human gehaltene wissenschaftliche Fehden gelesen habe — und ich habe alles von diesem grofsen Autor sogleich gelesen —, ist mir der Geschmack an solcher Klopffechterei nun ganz und gar vergangen. Nerrlich, so über Gebühr herabgesetzt, führt nun in diesem ersten Briefe auch das Wesentliche aller mannigfachen anerkennenden Urteile der Presse über sein Buch als ein Gegengift vor. Das ist ihm nicht zu verdenken, und es ist eine in der Notwehr ihm abgedrungene und nicht aus freien Stücken veranstaltete Reklame für sich selbst; doch darf er sich nicht verhehlen, dafs so wie der Autor sich doch kein Leser für solche Blumenlese des Lobes interessiert. Als hervorragender Gedanke ist mir in diesem Abschnitt aufgefallen die Warnung, „das Volkstum, also den Träger einer Weltanschauung, der Weltanschauung selbst, also dem Altertum oder Christentum, koordinieren zu wollen" (S. 6). Und doch läfst sich das „Volkstum" ja nicht nur so konkret-persönlich, sondern auch als der von ihm getragene geistige Inhalt, zu dem das bestimmte Volk als solches sich hinneigt, auffassen, und das „Altertum" ist auch doch nur ein doppeltes Volkstum. Da liegt doch für Zielinski keine

„Halbwisserei“ vor, wenn er, wie das auch sonst unzählige Male gesagt ist, unsere Bildung auf die drei Wurzeln, das Altertum, das Christentum und das (germanische) Volkstum verfolgt, nur dafs er — welchen Vorwurf ihm aber Nerrlich nicht macht — die allgemeine Menschenvernunft vergifst, die als kritische und produzierende Kraft noch tiefer als jene drei Wurzeln reicht. — Eine kleine Bemerkung pro domo mufs ich hier einschieben. Zielinski halte mir (in seinem bekannten Eingangsaufsatze der Neuen Jahrb.) vor, sagt Nerrlich (S. 7), dafs „eine Studie, die einen Nerrlich ernst nehme, eben damit das Recht verwirkt habe, selber von ernsten Leuten ernst genommen zu werden“. Die „Studie“ wird man doch leicht auf mein ganzes Buch „Die antike Humanität“ beziehen; aber Nerrlich dankbar benutzt (und damit natürlich ernst genommen) hat mein Buch nur in dem dritten Spezialaufsatze seines „Schlusses“, der betitelt ist „Die antike Humanität und der Humanismus“; der übrige Inhalt des Buches hatte mit Nerrlichs „Dogma“ keine Berührung, da er nicht über die Klassizität des Altertums urteilt, sondern ein geistiges Element des Altertums selbst systematisch reproduziert.

Im zweiten Briefe mifst sich Nerrlich mit Cauer. Er sucht gegen ihn zu verteidigen, was auch ich (in Bd. LI a. a. O.) als eine schwache Seite der Nerrlichschen Darstellung hingestellt habe, nämlich die Art, wie er seine Aufgabe, eine Geschichte des „Dogmas“ zu geben, behandelt. Bei entgegengesetzten Urteilen einer und derselben Persönlichkeit über das klassische Altertum lasse sich oft die Cauersche Forderung, eine Entwickelung darin nachzuweisen, gar nicht erfüllen, weil oft nicht einmal die Zeiten, wo beide Urteile gefällt seien, festständen. Nach S. 15 ist Nerrlich von Cauer allerdings mifsverstanden, wenn dieser aus dem „Dogma“ herausgelesen hat, Nerrlich rufe in Sachen der „neuen Religion“ den Staat an; N. stellt ja alles dem Genius des von ihm im 20. Jahrhundert erwarteten neuen Religionsstifters anheim. Auf eine Verständigung über eine Wortdefinition läuft in Wahrheit die Kontroverse S. 16 hinaus, ob auf „philologischer“ Grundlage eine „Weltanschauung“ möglich sei, was Cauer behauptet, Nerrlich leugnet. Nimmt man Philologie nur im Sinne gerade ihrer eigenartigen wissenschaftlichen Technik, etwa als Interpretationskunst, so hat Nerrlich recht; denkt man aber an den Geist, der aus dem Altertum auf solche Philologen übergeht, die mit ihrem ganzen Menschen in ihrer Wissenschaft stehen, so giebt die mannigfach gemachte Erfahrung Cauer recht, nur dafs allerdings eine Weltanschauung, die sich noch jetzt nur auf die Antike gründet, nach so gewichtigen hinzugekommenen Elementen der Erkenntnis unvollständig und unvollkommen sein mufs. Nerrlich schiefst über das Ziel hinaus mit der Behauptung, dafs der menschliche Geist das Bewufstsein seiner selbst erst „in Kant und seinen Nachfolgern“ gefunden hätte; denn welche unvergänglichen Schritte

dazu hat schon das Altertum gethan! Cauer schiefst über das Ziel hinaus mit seiner Behauptung, dafs das Altertum schon die Natur dem Geiste unterworfen habe. Die innere, menschliche Natur der Vernunft zu unterwerfen, hat das Altertum nicht nur seit seiner Periode des „klassischen Rationalismus", wie E. v. Hartmann vortrefflich den innersten philosophischen Sinn der Bemühung des Plato und Aristoteles charakterisiert, sondern schon seit den Tragikern, ja seit Homer glorreich verstanden als die sittliche Aufgabe des Menschenwesens und hat die Lösung dieser Aufgabe für alle Zeiten in Lehre und persönlicher Verwirklichung glänzend vorgebildet; aber in der Unterwerfung der äufseren Natur unter den Geist ist es allerdings in den Kinderschuhen stecken geblieben.

Der dritte Brief wendet sich höchst scharf gegen Ohlert, den man eigentlich wegen der in seinem Buche „Die deutsche Schule und das klassische Altertum" (1891) bekundeten Gesinnung für einen Kampfgenossen Nerrlichs halten sollte. Allein Ohlert ist so sehr von dem naturwissenschaftlichen Element der modernen Denkweise bestimmt, dafs er dem Idealisten Nerrlich geradezu als „Sensualist und Materialist" erscheint (S. 18). Wäre wirklich, wie Ohlert meint, die Ausbildung der Sinne die Grundlage jeder höheren Bildung, „warum sind dann", fragt N. S. 20, „die Indianer nicht die gebildetsten Menschen?" Ist Wissenschaft — zu welcher Auffassung sich allerdings Ohlert mit unserer Naturwissenschaft neigt — erst da, wo ihre Ergebnisse sich nach Mafs und Zahl ausdrücken lassen, dann bleibt fast das ganze Reich des Geistes der Erkenntnis verschlossen, dann wird aber auch das Edelste und Höchste, was die Menschheit bisher erstrebt und errungen, als Danaidenarbeit gebrandmarkt" (S. 21). Insbesondere ist es reiner Selbstbetrug, von dem die Heuchelei gezüchtet wird (S. 22), mit Ohlert anzunehmen, dafs einige religiöse Wahrheiten daneben bestehen können, wenn man einmal der (mechanistischen) Naturwissenschaft das Scepter der theoretischen Autokratie in die Hand giebt. Die biblischen Grundlehren, an die Ohlert bei den ewigen religiösen Wahrheiten denkt, sind damit jedenfalls nicht zu vereinigen (S. 22f.). In Wahrheit ist dieser Protest Nerrlichs gegen den Mann, der der geistige Ahnherr Ohlerts und vieler anderer in dieser Beziehung ist, gegen den Geschichtsschreiber des Materialismus, F. A. Lange, gerichtet. Auch ich halte mit Überweg, E. v. Hartmann und Nerrlich die Langesche Entscheidung des Grenzstreites zwischen Glauben und Wissen für ganz unhaltbar und mufs, für meine Person natürlich überzeugt, dafs ich sie richtiger gezogen habe in meiner Schrift „Ein Umblick über unsern religiösen Horizont" (Berlin 1891, F. Stahn), auf diese hinzuweisen mir erlauben, weil sie für meine begreiflichen Wünsche zu unbekannt geblieben ist. Hatte bis hierher in seinem dritten Briefe Nerrlich gegen Ohlert unzweifelhaft die stärkeren Karten

in der Hand, so mufs man dagegen Ohlert recht geben, wenn er Nerrlich zum Vorwurf gemacht hat (S. 23), dafs die Errichtung des neuen Deutschen Reiches in seinen schulorganisatorischen Ansichten nicht die geringste Rolle spielt. N. beruft sich gegen diesen Vorwurf darauf, dafs ja die Pflege des Deutschtums, wie sie von den Philanthropen, von Herder, von den Romantikern, von Hegel mit grofser Wärme befürwortet sei, in seiner Idealkonstruktion des zukünftigen deutschen höheren Schulwesens nicht im mindesten zu kurz gekommen sei, so dafs er die Schöpfung des Deutschen Reiches nicht besonders zu betonen gehabt habe. Aber das moderne reichsdeutsche Nationalbewufstsein ist doch mit seinem Übergewicht der Begeisterung für die politische Einheit und Machtstellung ein ganz anderes als das alte Gefühl für deutsches Wesen in der Periode unserer klassischen Dichtung, welches seine Liebe viel mehr der kulturellen und universalen Begabung und Bethätigung des deutschen Geistes zuwandte. Von beiden Arten des Patriotismus ist keine in der anderen enthalten, weshalb Nerrlich unrecht hat, aber ihre Verschmelzung zu einer höheren Einheit, in der beide Elemente ihr volles Recht behalten — und richtig sind sie beide nur, soweit sie nebeneinander bestehen können —, ist wahrlich ein Ziel aufs innigste zu wünschen. Ich darf hier aussprechen, dafs es eigentlich die brennende Liebe zu diesem Ziele gewesen ist, welche mir so zu sagen die Zwischenaktsmusik meiner sechs kleinen politischen Schriften eingegeben hat, deren Titel man im Kürschner finden kann, und ebenso die Gedanken meines Heftchens „Ein neues Nationallied“ (Hameln, Fuendeling 1899), welche vor kurzem von einem nicht guten Willen (im Deutschen Wochenblatt vom 11. März 1899) so grausam mifsverstanden sind, dafs ich das γελῶσι δ'ἐχϑροί bis an mein Ohr schlagen zu hören glaubte. Die Front habe ich zu Gunsten des — kurz einmal so zu nennenden — klassischen Deutschtums genommen, weil ich dieses zur Zeit für viel gefährdeter erachten mufs als die „deutsch-nationale“ Gesinnung. — In diesem Abschnitt (S. 18) macht N. — weil ihm Ohlert in fehlerhaftem Ausdruck einen Kampf gegen das „Humanitäts“-Dogma zugeschrieben hatte — auch die angesichts der antiken Humanität ganz unglaubliche Bemerkung, dafs erst in Herders Geiste der Begriff der Humanität aufgegangen sei. Herders Geist und Verdienst im allgemeinen und seine „Briefe zur Beförderung der Humanität“ im besonderen in hohen Ehren, aber wenn er auch das Prinzip der Humanität grofsartig vertieft und mit Schwingen des Enthusiasmus beflügelt hat, so ist das Prinzip selber doch im Altertum in aller Klarheit aufgegangen und auch aufs reichste ausgestaltet worden.

Vierter Brief. Plänkeleien gegen die Kritiken Löschhorns (in der Zschr. f. Philos. u. philos. Kritik, Bd. 107), Adolf Philippis (in der Akad. Revue, 1895. Heft 8), Opitz' (in Bl. für litter. Unterh.

1894, Nr. 18). Dann macht N. dem Rezensenten in den Bl. für das bayer. Gymn.-Wesen, Fleischmann, das Zugeständnis, dafs sein „Dogma“ nur eine Vorarbeit einer zukünftig, von anderen zu leistenden, sich auf das Altertum direkt richtenden Sonderuntersuchung sei. Ich füge hinzu, dafs solche grofse zukünftige „Sonderuntersuchung“ in unbefangenem Geiste reinster Wahrheitsliebe geführt werden möge, die nicht von vorn herein ein bestimmtes Ergebnis suchen und finden will; denn in dem Dienst einer voreingenommenen Gesinnung stellt sich Sophistik ein, die jedes Resultat mit einem Scheine der Wahrheit umgiebt. Sodann giebt N. seine Freude kund über die Rezension in den „Grenzboten“, welche „in der Vorahnung und Forderung eines inhaltlichen Ideals des höheren Unterrichts eine Hauptstärke und eines der unanfechtbarsten Verdienste seines Buches gefunden haben“. Endlich zeigt sich N. beglückt durch das Urteil Rauschs (in der Zschr. für Philos. u. Päd.), der herausgefühlt habe, dafs das Gefühl für das Wohl nnd Wehe der deutschen Jugend die treibende Kraft sei, der Nerrlichs Buch entsprungen, und der in N.s Forderung der radikalen Trennung von Sach- und Sprachunterricht das „Ei des Kolumbus“ erblickt. Bei dieser Gelegenheit mufs ich darauf hinweisen, dafs N. hinsichtlich dieser Forderung zwei höchst wackere Vorgänger hat, die Lehrer H. Wigge und P. Martin, welche in ihrem, wie es scheint, vergessenen Buch „Die Unnatur der modernen Schule“ (Leipzig, Rauert und Rocco 1888) für die Elementarschule diese Forderung mit der gröfsten Energie verfochten und sie zur alles beherrschenden Grundidee ihres Buches gemacht haben.

Fünfter Brief. Verweilung bei dem Gedanken, dafs Sachunterricht der Mittelpunkt des Unterrichts sein müsse. N. nennt in dieser Beziehung „den unsterblichen Trapp“ — dem er im „Dogma“ mit J. H. Vofs zusammen das zweite Kapitel des dritten Buches gewidmet hat — als den Vorgänger, dem er das beste Teil in der Fruchtbarmachung dieses Gedankens schulde. Die Sprache sei auf alle Fälle immer nur Mittel, das wichtigste Instrument des Geistes. Die sogenannten Realien bilden aber nur einen Teil, und zwar den unwichtigeren Teil des Sachunterrichts; den wichtigsten bildet der Inhalt der Geisteswissenschaften. Hier spricht N. einem der bedeutendsten Mitarbeiter dieser Zeitschrift, O. Weifsenfels (vgl. z. B. die köstliche Stelle S. 85 oben dieses Jahrganges), aus der Seele; er spricht übrigens damit auch mir aus der Seele. Man merkt schon, worauf N. hinauswill, ohne es in diesem Briefe namhaft zu machen, — auf seine Centralstellung der Zukunftsreligion im Zukunftsunterricht. Poesie und Kunst, so fährt er fort, sind doch nicht die höchste aller Bethätigungen des menschlichen Geistes (S. 33; vgl. S. 73, wo er Pfizer mit seiner Polemik wider die Überschätzung der Kunst als bahnbrechend bezeichnet). E. v. Hartmann erklärt in der höchst inter-

essanten Anmerkung zu Band I S. 217 seiner „Philos. des Schönen“ jede Aufstellung einer Rangordnung zwischen Wissenschaft, Kunst und Religion für verkehrt, von den sechs möglichen Permutationen aber zwei noch unbenutzt, nämlich K.W.R. und R.W.K., vier dagegen vertreten, nämlich W.R.K. (Schelling in seiner früheren Periode), W.K.R. (Weisse), K.R.W. (Hegel), R.K.W. (Vischer). Auch die Geschichte kann nach N. nicht die berufenste Trägerin des Sachunterrichts sein, weil die Jugend etwas Bestimmtes, Fertiges braucht. Der Unterricht in dem die Nationen Trennenden aber, der jedesmaligen Muttersprache, kann auch nicht „das die Dinge einigende Band“ sein, und unter der Flagge des „Deutschen“ segelt bei uns, man sehe nur die Lesebücher der unteren und mittleren Klassen, der kunterbunteste Inhalt. Man sieht, die Ausführungen dieses fünften Briefes sind von großer prinzipieller Bedeutung.

Im sechsten Briefe wird zuerst das Mißverständnis von sieben verschiedenen Rezensenten angeführt, die Nerrlichs paradoxe Forderung, daß der Religionsunterricht in der dem Ideal entsprechenden höheren Schule der Zukunft der Träger des Sachunterrichts, also der Mittelpunkt des Unterrichts überhaupt sein müsse, auf das Christentum bezogen und dies je nach ihrer Stellung zum Christentum verschieden beurteilt haben. Es folgen S. 36—38 elf Stimmen, die N.s Forderung (nämlich ihre Beziehung auf die in Zukunftsreligion umgewandelte Hegelsche Philosophie) wohl verstanden haben, sie aber aus verschiedenen Gesichtspunkten und mehr oder minder entschieden verwerfen. Es folgen Gustav Engel und ich, die im Prinzip mit N. einverstanden sind, sich aber die auf der Hand liegende Schwierigkeit der Sache nicht verhehlen. Die Bl. für das bayr. G.-W. sekundieren insofern, als sie den so vielfach gar nicht beachteten Widerspruch, der zwischen dem üblichen Religionsunterricht und der Weltanschauung unserer größten „Denker und“ Dichter besteht, konstatieren. (Unsere großen Dichter und auch ihre „Weltanschauung“ werden in der That zur Einwirkung auf dieselben Schüler gebracht, welche den mit ihnen kontrastierenden Religionsunterricht genießen, und der Zwiespalt wird wohl selten hervorgehoben; unsere großen Denker bleiben doch der höheren Schule so gut wie fremd.) Die Liberalen gehen N. nicht weit genug; in der That sind sie ja in Religionssachen so sehr weder Fisch noch Fleisch, daß sie dort nicht in Betracht kommen außer zur Verdunkelung und Vertuschung der wahren Sachlage. Hegel ist nach N. weder von Feuerbach „getötet“ — in dessen letzter Konsequenz „Bakunin, Caserio und Luccheni“ liegen (S. 40) — noch gar von Lotze oder Wundt, und E. v. Hartmann, den N. (S. 65) den bedeutendsten unter den jetzt lebenden „schöpferischen“ Philosophen zu nennen die Sachkenntnis besitzt, steht der Hegelschen Philosophie unendlich näher, als die meisten ahnen. So Nerrlich. Mir ist es natürlich ganz

unmöglich, in einer so grofsen Frage hier ein Votum zu begründen. Mir scheint die Hegelsche Einkleidung seiner Gedanken zum grofsen Teil unaufweckbar tot, Wahrheit und Irrtum seiner Lehren aber zum Teil noch sehr in der Schwebe und keineswegs endgiltig festgestellt. Den Beweis N.s zu Gunsten Hegels aus der „Thatsache des Kuno Fischerschen Monumentalwerks" kann ich nicht im mindesten anerkennen; dergl. „Beweise" halte ich mit Schopenhauer und Steudel für Spafsphilosophie. Den Hegelschen Panlogismus mit religiöser Begeisterung zu erfassen und in einen religiösen Glauben umzusetzen, scheint mir, wenigstens für viele Naturen, sehr wohl möglich. Und eben das ist (S. 43) für N. der Kern des Ergebnisses alles seines Nachdenkens über die höchste und beste Neugestaltung des Unterrichts: dafs er eigentlich in der Übermittelung einer philosophischen Überzeugung bestehen sollte, und dafs, da die Jugend für diese Form der Belehrung noch nicht zugänglich ist, es darauf ankomme, für sie die Philosophie in Religion umzuschmelzen. Die jetzige „Aschenbrödelrolle" (S. 41) der Religion im System des höheren Unterrichts erscheint N. mit Recht als ein schreiendes Mifsverhältnis des Heiligsten, was es giebt, zu dem, was seiner Natur nach so hoch für das Menschenwesen nicht stehen kann. An dieser Stelle wird es angemessen sein, darauf hinzuweisen, dafs für N. die Untersuchung über Wahrheit oder Irrtum des „Dogma" vom klassischen Altertum nicht Selbstzweck ist, sondern dafs sein das Dogma verwerfendes Resultat darauf hinzielen soll, eine andere Konstitution unseres Unterrichtswesens zu befürworten. Nur hieraus wird es gerechtfertigt, dafs im Anschlufs an den Autor selbst auch alle meine kritischen Mitteilungen und Urteile über N.s beide Schriften sich in die Diskussion der ganzen Welt der Reformfrage ausdehnen.

Siebenter Brief: Was N. trotz vermeintlichen Umsturzes des Dogmas noch vom Lateinischen und Griechischen auf dem Gymnasium und also doch auch in seiner zukünftigen Einheitsschule beibehalten wissen will. Also — mit nicht origineller Begründung S. 44—46 — (S. 50) Cäsar, „einige der leichteren Schriften (??) Ciceros, einiges aus Ovid und Horaz; „Xenophon", Homer und „Antigone", für die nämlich (vgl. S. 45) N. eine ganz unberechtigt exklusive Vorliebe hat. Bei so kümmerlichen Resten des Bestehenden müfste freilich das Neue eine ganz gewaltige Kompensation auf seine Schultern nehmen. Aber, mir scheint, das Neue selbst würde doch durch eine gar zu sehr beschnittene Erudition gestützt werden. Allgemein aufgefallen ist, dafs N. — worauf er auch in diesem Briefe zurückkommt — mit seiner Forderung deduktiver, nicht induktiver Form der Behandlung der Grammatik so sehr wider den Strom schwimmt. Aber unsere induktive Methode soll doch auch zu dem Schlufsresultat der

allgemeinen Regel hinführen! Wenn es in der Lektüre sich wirklich nur um den Inhalt handelte, so wären nach N.s Ansicht Übersetzungen sogar vorzuziehen, weil sie einen leichteren Überblick gewähren. Richtig! „Was hat gerade bei uns in Deutschland segensreich gewirkt: die Urtexte der Bibel, Homers und Shakespeares oder die Übersetzungen?“ (S. 48). Unleugbar richtig die vorausgesetzte Antwort; aber die Übersetzer gehören doch der Elite der Nation an, die auf der Schule die Urschriften mufs verstehen gelernt haben, wenn solche Übersetzer nicht ganz vereinzelt dastehen und auf Treue und Glauben wirken sollen! — Die Forderung eines systematischen Unterrichts in der Litteraturgeschichte von Quinta auf (S. 51) wird nicht nur mir als eine solche erscheinen, dafs man seinen Augen nicht traut, sie zu lesen.

Der achte Brief will nur noch das Urteil über die Ansicht von vier Autoren über das Dogma nachholen, die in N.s Briefe selbst noch nicht berücksichtigt sind, zum Teil, weil sie erst inzwischen in einer N. herausfordernden Weise sich über das Dogma geäufsert haben. An Oskar Jäger zuerst erkennt N. die Ehrlichkeit und seinen Mut der Überzeugung an, bemängelt aber die Beweiskraft seiner Gründe für das, was sie beweisen sollen, S. 54 unten in sehr witziger Weise. Wenn Jäger namentlich in Vergleichen (zwischen Lateinischem und Deutschem, d. h. mittels der Sprache zwischen der Denkweise eines alten Kulturvolkes und eines solchen der Gegenwart) den Wert der gymnasialen Beschäftigung mit dem Lateinischen, nach ihm (und der Wirklichkeit) dem Centralfach, findet, so bemerkt N. dagegen: dann mufs der Schüler aber auch die andere Seite des zu Vergleichenden kennen lernen. Er meint: er mufs Sachunterricht über das Wissen der Gegenwart haben. Jägers Stellung zur Religion findet N. (S. 56) mit Recht in einer schwer haltbaren Position zwischen Glauben und kritischem Verhalten schwankend und darin sogar an seinen Antipoden Ohlert erinnernd. In seinen nun folgenden Auslassungen über oder vielmehr gegen Th. Ziegler und U. von Wilamowitz-Möllendorff frappiert N. zunächst durch den Ton, den er gegen so angesehene Universitäts-Professoren anschlägt. In Sachen der wissenschaftlichen Forschung steht allerdings nur Grund gegen Grund, und alle Freimütigkeit gegen die Person ist zu loben, aber was über diese hinausgeht und irgend ins Verletzende übergeht, scheint mir doch nicht zu billigen; wenn wir Gymnasial-Professoren oft nicht ohne Lächeln beobachten, wie sich die Universitäts-Professoren so sehr als eine höhere Klasse empfinden, so vergeben wir uns doch anderseits nichts mit der Anerkennung, dafs sie es doch auch sind, sofern im allgemeinen nur die ausgezeichnetsten wissenschaftlichen Kräfte zu dieser Klasse emporsteigen. Nachfühlen mufs man bei N. die mächtige Auflehnung gegen Th. Ziegler S. 58 oben, die von echtestem pädagogischen Pathos erfüllt ist. Man versäume ja nicht, die Stelle nachzu-

lesen, die zum Ausschreiben zu lang ist. — Mit U. v. Wilamowitz thut dann N. auf 4½ Seiten ziemlich mannigfache Gänge, aber, wie gesagt, in einem Tone, der mir nicht gebührend erscheint. Mag Wilamowitz auch in der Beurteilung der Folgen der Dezemberkonferenz von 1890 zu pessimistisch und in seinen auf das Heilmittel des Hellenismus gesetzten Hoffnungen zu optimistisch sein, man mufs sich doch eingedenk bleiben, dafs man über einen Meister der Philologie spricht. Gut erscheint mir in diesem Abschnitt, dafs N. den gröfseren Goethe im „Werther“ und in der Behandlung des Werther-Themas findet als in der „Iphigenie“. Richtig, dafs v. W. leider die auf das Lateinische bezügliche Seite des „Dogma“ aufzugeben scheint, sofern er immer nur das Hellenentum verherrlicht, und als ob nicht, was eigentlich antike Humanität ist, dem Römertum angehörte, da die Griechen ihre Kalokagathie und alle die Manifestationen ihrer wunderbaren Volksbegabung nie unter dem Gesichtspunkte der Humanität dachten, für welche es in ihrer Sprache sogar an einem Wort fehlte; vgl. meine A. H. S. 26—28, 539f. Ein Beweis für N.s unglaubliche Einseitigkeit der Auffassung des antiken Geistes liegt an der Stelle (S. 62), wo er, U. v. Wilamowitz vorwerfend, dafs er keine Definition der Einheit des antiken Geistes gebe — über welchen Punkt ich mich schon in der Auseinandersetzung mit v. W., Bd. LI dieser Ztschr. S. 556f., ausgesprochen habe —, für seine Person diese Einheit nur in folgenden zwei Punkten findet: erstens in dem Gegensatz von Freien und Sklaven und zweitens in dem Satze: Jeder Fremde ist ein Feind, einer grundverkehrten Nutzanwendung von Ciceros Bemerkung (de off. I, § 37), dafs hostis ursprünglich = peregrinus gewesen sei. — N. schliefst sodann mit einem Urteil über meine aus meinem Buche „A. H.“ hervorgehende Stellung zum „Dogma“; er spricht hier in einem viel honorigeren Tone als unter den letzten drei Nummern und als es meinem Gewicht im Verhältnis zu jenen drei Gelehrten entspricht; aber an dem entschiedenen Gegner in der Dogma-Frage mufs ihm wohl das philosophische Element der Gesinnung anziehend gewesen sein. Auf seine Einwendungen erwidere ich in aller Kürze das Folgende. Erstens: Dafs ich dem Begriff der Humanität einen bestimmteren Sinn (und nicht den allgemeinen, dafs es = „Geist des klass. Altertums“ wäre) gegeben, und warum den Quellen zufolge gerade diesen Sinn, habe ich in der Einleitung des Buches selbst und in meinem Offenen Brief an Th. Ziegler (Leipzig 1897, Fleischer) S. 6—16 gerechtfertigt. Da sich dieser Vorwurf gegen meine Auffassung immer in der Kritik wiederholt, so bitte ich dringend, diese letzten zehn Seiten doch einmal nachzulesen. Also: das Hellenentum steht mir nicht da als das Subjekt (der bewufste Träger) der Humanität, sondern eben seines ganz eigenen hellenischen Geistes; es ist eben für die Vertreter einer Gesinnung, die allein im eigentlichen Sinne „antike

Humanität" zu nennen ist, einer der obersten oder der oberste Gegenstand ihres Erkenntnistriebes, ihrer Verehrung und Liebe. Zweitens: Dafs und in welchem Sinne sich Christentum und antike Bildung vertragen, habe ich in der A. H. S. 1—6 dargelegt und hoffe damit N.s immer wieder ausgesprochenes Vorurteil, dafs sich beide rundweg ausschliefsen, für meinen Teil widerlegt zu haben. Drittens: Ich verlange nicht sowohl für die Jugenderziehung eine christliche Grundlage, als ich glaube, dafs aus Respekt gegen die fremde Freiheit diesem Verlangen seitens der Minorität, die sich gegen das Christentum kritisch stellt, nachgegeben werden mufs, und dafs ich gegen die christliche Grundlage nicht seitens des Herzens, sondern nur seitens des Verstandes Einwendungen habe. Die näheren Ausführungen hierüber in meiner Schrift „Ein wenig mehr Licht über die jüngst erlebte Mobilmachung des Liberalismus" (Berlin 1892, Fr. Stahn) S. 13—32. Viertens: N. weifs nicht, was ich unter Christentum verstehe. Natürlich verstehe ich darunter nicht irgend etwas, was ich mir beliebig dazu zurecht mache, sondern das, was es ist, das Christentum, wie es von der Kirche gelehrt und von den Gläubigen in Willen und Leben ergriffen wird. Fünftens: Wenn ich für die moderne Humanität nur „so matte und nichtssagende Begriffe" wie Menschenfreundlichkeit u. s. w. habe, so meine ich damit nur die im vulgären Sprachgebrauch so genannte Humanität, Herders wundervolle Vertiefung des Inhalts dieses Begriffes habe ich pleno ore anerkannt, S. 542—546. Sechstens: Wenn die Alten schon die Humanität erfafst hatten, „was blieb dann", so fragt N., „unserem Herder, unserer klassischen Dichtung übrig? weshalb erschien das Christentum ....?" Darauf antworte ich: Den der Frage N.s zu Grunde liegenden geschichtsphilosophischen Dogmatismus brauche ich nicht a limine anzuerkennen. Sodann aber füllt ja die antike Humanität nicht alle Weiten des Geistes aus, so dafs der Geist auch nach ihrem Aufgange in mannigfacher Evolution fortfahren kann. Siebentens: Was sich als „Gegenteil der Humanität" in der Wirklichkeit des antiken Lebens auffassen und zusammenstellen läfst, war nicht mein (sondern Schvarcz') Thema; mein Thema war die Zeichnung des Gesinnungssystems der antiken Humanität.

Der neunte Brief behandelt noch Bekämpfer des Dogmas, wenigstens solche Autoren, die es „nach dieser oder jener Seite hin" bekämpfen. Zuerst Raoul Fravy's Question du Latin (1885). Seine Arbeit hängt mit den französischen Bestrebungen zusammen, Frankreich nach der Katastrophe von 1870 zu einer geistigen Regeneration zu führen. N. giebt einen guten Überblick über Fr.s Hauptargumente gegen die Stellung des Lateinischen im Unterricht, mit denen übrigens sehr wohl fertig zu werden sein würde. F. mündet in der N.schen Forderung des Sachunterrichts, in welchem er sich eine vergeistigte „Geographie" als Trägerin

der Anthropologie, diese aber als Ziel der höheren Schule denkt. Es folgt E. v. Hartmanns „Zur Reform des höheren Schulwesens". N. und ich (Bd. LI dieser Ztschr. S. 563, 565f.) sind einig in der Betonung der hervorragenden Bedeutung der Kundgebungen dieses grofsen Denkers zur Schulreformfrage; die Einwendungen, die wir beide gegen sie haben, gehen von der entgegengesetzten Richtung aus, so dafs N. anfechtbar scheint, was ich mit Freude als doch noch eine Stützung des antiken Klassizismus begrüfse, und umgekehrt. — Die anonymen „Beobachtungen über unser klassisches Schulwesen" (1881) reproduziert N., der sie auf dem raisonnierenden Gebiete der pädagogischen Litteratur für die wichtigste Erscheinung der letzten Jahrzehnte erklärt, in ihren Hauptgedanken wieder vortrefflich. Die Bemängelung der beruflichen Vorbildung der philologischen Studierenden auf der Universität, das Urteil über „den umgekehrten Köhlerglauben" der Naturwissenschaftlichen, die Forderung, dafs die (Einheits-)Schule doch auch über Fragen des praktischen Lebens, wie des Elementaren in den Handwerken, Belehrung geben soll, ist auch mir sympathisch, der Radikalismus gegen das Altklassische den meisten Lesern dieser Zeitschrift und mir natürlich nicht, Nerrlich natürlich sehr. — Ein hochzuschätzendes Verdienst hat sich N. dadurch erworben, dafs er zum Schlufs des neunten Briefes, S. 72—76, Paul Pfizers schon 1831 erschienenen „Briefwechsel zweier Deutschen" — nicht gerade wieder aufgegraben, aber doch dem Interesse unserer Zeitgenossen aufs nachdrücklichste empfohlen hat. Ihr Gehalt ist nach N.s vorzüglich gelungener gedrängter Skizzierung höchst bedeutend; sehr bedenklich sind mir die beiden Urteile Pfizers, dafs erstens an der von ihm beklagten „Mutlosigkeit, Hohlheit und Schlaffheit" seiner Zeitgenossen die durch das humanistische Erziehungssystem bedingte Absonderung der Jugend vom Leben und jedem praktischen Interesse schuld sei; denn der jetzt freilich verlassene Grundsatz, dafs die Jugend sich noch in den Vorhallen des „praktischen Lebens" (gemeint ist hier das aktuelle politische) bewegen soll, ist doch durch sehr bedeutungsvolle Motive zu stützen. Zweitens: dafs es schlimm für uns wäre, wenn die Denk- und Sinnesart der Alten aus ihren Schriften auf uns überginge; denn aus ihr gehen auch unvergängliche Schätze vernünftiger Einsicht und gesunden Gefühls auf uns über. Wenn N. aber Paul Pfizer wegen seines kühnen, klaren und energischen Eintretens für die Hegemonie Preufsens in Deutschland sogar „einen der ersten und wichtigsten" Mitbegründer des Deutschen Reiches nennt (S. 75), so drückt er eine schon feststehende Anerkennung des trefflichen schwäbischen Mannes kaum zu hoch aus. N. schliefst: Der politische Teil der Pfizerschen Voraussetzungen, Hoffnungen und Forderungen ist in Erfüllung gegangen: „wer also möchte zweifeln", dafs uns dereinst auch die Erfüllung der Pfizerschen kulturellen Ideale (N. meint das Nerrlich-

sche Programm) beschieden sein werde? N. liebt überhaupt Folgerungen von einer gewissen rhetorisch zu verwertenden Probabilität mit dem Schein des Zwingenden auszustatten.

Es ist mir leider durch die Sache nicht ermöglicht gewesen, die auseinanderstiebenden multa, ja plurima der N.schen Briefe unter eine Einheit zusammenfassen und eine Grundansicht mit ihren Konsequenzen gegen eine Grundansicht mit den ihrigen ins Kampfspiel zu bringen, soweit beide nicht gemeinschaftliche Stücke haben; um so willkommener ist es mir, dafs ich wenigstens gegen das N.sche Buch leicht eine einheitliche Gegenüberzeugung habe ins Feld führen können.

Hameln. Max Schneidewin.

A. Tegge, Kompendium der griechischen Altertümer. Bielefeld u. Leipzig 1899, Velhagen & Klasing. V u. 114 S. 8. geb. 1,20 M.

Die neuen Lehrpläne haben jedenfalls das Gute gehabt, dafs bei der klassischen Lektüre mehr als früher die Erkenntnis der Lebensverhältnisse im Altertum als Ziel der Schule hingestellt wird. Diesem Zwecke dient schon der Leitfaden der griechischen und römischen Altertümer von Wagner und v. Kobilinski, und ihm reiht sich jetzt das Kompendium der griechischen und römischen Altertümer von Tegge an, von dem der 1. Teil, die „Griechischen Altertümer", erschienen ist. Wie ich die gesamte mehr die Innen- als die Aufsenseite des Altertums betonende Richtung mit Freuden begrüfse, so stehe ich auch von vorn herein der vorliegenden Arbeit sympathisch gegenüber.

Der Verfasser behandelt S. 1—28 das heroische Zeitalter, S. 29—60 Athens klassische Zeit, S. 61—114 panhellenische Dinge. Sparta ist ganz ausgeschlossen, was zwar vom Standpunkte des Historikers aus bedauerlich, aber durch die Auswahl der Gymnasiallektüre erklärlich ist. Das homerische Leben wird ziemlich ausführlich geschildert, entsprechend der vielen Zeit, die Homer auf der Schule mit Recht eingeräumt ist. Dafs ferner bei Besprechung der athenischen Verhältnisse der Gang einer Volksversammlung, die Machtbefugnisse der einzelnen Beamten, die gesamte Staatsverwaltung eingehend erörtert sind, bedarf um so weniger der Rechtfertigung, als die Schüler von jenen Dingen nur äufserst dunkle Vorstellungen zu haben pflegen. Unter „Panhellenisches" werden besonders die Abschnitte über Kultus und Privatleben bei der Lektüre des Herodot, Sophokles und Demosthenes fruchtbringend verwendet werden können, und die gefällige Schilderung des Trinkens, und was dazu gehört, leitet auf Horaz und die römischen Verhältnisse über. Überall zeigt es sich, dafs der Verfasser die für die Schule mafsgebenden Gebiete beherrscht, und stets bringt er nur die sichersten Ergebnisse. Doch scheint mir der Umfang, 114 z. T. sehr eng gedruckte Seiten, noch immer

zu grofs. Vielleicht wäre bei einer anderen Disposition manche Wiederholung zu vermeiden gewesen. Es genügt, wenn der Schüler an einer Stelle das Nötige über griechische Kleidung erfährt. Die Abschnitte „I. Historisches Zeitalter. Kleidung" (S. 13—15) und „III. Panhellenisches. Kleidung" (S. 102ff.) wären also zusammenzuziehen gewesen. Und, um auf Einzelheiten zu kommen, wenn auf S. 42 steht: „Während ihres Amtes waren die Buleuten wie die Beamten frei vom Kriegsdienst und hatten im Theater einen Ehrensitz in der Orchestra", so braucht dies S. 45 nicht wiederholt zu werden. Mancherlei Details konnten wegbleiben, wie S. 35 Anm., S. 47 über Polizeibeamte, S. 56ff über Einnahmen, S. 58ff über Ausgaben des Staates. Vereinzelt ist aber auch der Synonymik, Etymologie und Terminologie zu viel Spielraum gewährt, so dafs ich wünschte, der Pädagoge hätte dem Philologen gegenüber seinen Standpunkt schärfer behauptet.

Über Einzelheiten wird man bei griechischen Staatsaltertümern immer verschiedener Ansicht sein können; doch da sich der Verfasser den besten Kennern anschliefst, dürfen seine Ansichten meist als wohlbegründete gelten. Zu S. 94 Z. 20 möchte ich bemerken, dafs schon Lysander das Hammonium befragte, zu S. 88 Z. 35, dafs der Opfertod des Kodrus nicht historisch ist; die Bedeutung des Ostracismus als „heilsame Luftveränderung" hätte ich mehr betont gewünscht, ebenso den Grund seiner Abschaffung. Die griechischen Theater (S. 84 Z. 20) waren unbedacht (sic! nicht unbedeckt) wegen der klimatischen Verhältnisse. S. 45 Z. 19 mufs es heifsen „Amtsführung" statt „Amtes". S. 30 fehlt bei (δημο)ποίητοι der Accent, S. 33 bei ἔγκτησις ist er nur angedeutet. Kommt πείρινς (S. 24) wirklich vor? Ein Inhaltsverzeichnis fehlt leider.

Druck und Ausstattung sind vorzüglich, die Illustrationen gut und zweckmäfsig ausgewählt, so dafs, wie in der Vorrede treffend bemerkt wird, ein Bilderbuch vermieden ist. Die Benutzung des Kompendiums sei zur Einführung in das Verständnis des antiken Lebens, zur Belebung und Vertiefung des Unterrichts warm empfohlen.

Bunzlau. Georg Haehnel.

Albrecht Reum, Französische Stilübungen für den ersten Aufsatzunterricht. Ein Ergänzungsheft zu jedem französischen Lehrgange, vorzugsweise jedoch zu Buchners Lehrmitteln für den französischen Unterricht und den daselbst vom Verfasser bearbeiteten Lehrbüchern für Vor-, Unter- und Mittelstufe. Bamberg 1899, C. C. Buchner Verlag. VIII u. 152 S. 8. 1,50 M.

Nachdem der Verfasser bereits in dem Osterprogramm des Vitzthumschen Gymnasiums vom J. 1896 ausführlich entwickelt hat, dafs und wie der französische Aufsatz an deutschen Schulen zu pflegen sei, übergiebt er nun der Öffentlichkeit eine auch für

die Hand des Schülers bestimmte Sammlung von Aufgaben zur Anfertigung französischer Aufsätze. Dieselbe zerfällt in 10 Lektionen; an der Spitze einer jeden Lektion steht ein stilistisches Gesetz, welches zunächst durch mehrfache Beispiele erläutert wird; dann folgen je 10 Themata, die so geordnet sind, dafs sie vom Leichteren zum Schwereren aufsteigen. Dadurch hat man die Möglichkeit, in den höheren Klassen die sämtlichen 10 Lektionen wiederholt durchzuarbeiten, ohne dieselben Aufgaben benutzen zu müssen.

Das Geschick, mit dem der Verfasser die Stoffe gesichtet und planmäfsig gruppiert hat, und die Sorgfalt in der methodischen Ausführung verdienen volle Anerkennung. Das Gegebene ist offenbar das Resultat jahrelanger, mühevoller Studien; auch zeigt sich überall volle und sichere Beherrschung der französischen Sprache. Der Stoff bewegt sich auf Gebieten, die dem Schüler nahe liegen, und hält sich innerhalb seines Gesichtskreises. Dabei ist die Behandlung derart, dafs auch seine sachlichen Kenntnisse vielfach vermehrt und geklärt werden. Geübt wird der beschreibende und erzählende Stil, auch in der Form von Dialogen und Briefen Nach dem Grundsatz repetitio mater est studiorum werden die wichtigsten Gesetze und Phrasen immer von neuem zur Anwendung gebracht. Die Übungen verlangen von dem Schüler keine Arbeit, die über seine Kräfte geht; dem unfruchtbaren, vergeblichen und abschreckenden Suchen nach Stoff wird vorgebeugt, sogar das Aufsuchen der Vokabeln und Wendungen wird ihm erspart, nicht nur um ihn nicht zu überbürden, sondern auch um ihn vor Falschem zu bewahren; er erhält gewissermafsen die Bausteine geliefert, er hat sie nur den Regeln gemäfs zusammenzufügen; natürlich mufs jeder Aufsatz vorher gründlich in der Klasse besprochen werden; aber eine solche Besprechung, so sorgfältig sie sein mag, genügt nicht, weil sie nicht haftet; deshalb kommt das Buch dem Schüler zu Hilfe. Der Verfasser verspricht sich von solchen Aufsatzübungen auch eine planmäfsige Erweiterung des französischen Wortschatzes und will durch sie das französische Denken systematisch üben. Sie sollen möglichst früh beginnen. Auf der ersten Stufe begnügt er sich mit der Aufstellung von Mustersätzen, an denen zahlreiche Variationen vorgenommen werden; die Sätze werden allmählich erweitert; schon im zweiten Jahre beginnen dann kleine Aufsätze. Wie sich nun der Verfasser im einzelnen diese Übungen und die Benutzung des Buches denkt, das wolle der geneigte Leser in dem oben erwähnten Programm nachlesen, dessen Lektüre ich auch sonst empfehlen kann; namentlich mache ich auf die S. 30 ff. ausgeführte Besprechung von zehn Gegenständen (tableau noir, table, chaise, couteau, chapeau, soulier, montre, voiture, maison, ville) nach den sieben Gesichtspunkten espèce, matière, fabricant, parties, destination, qualités, spécialités aufmerksam; diese Übungen können auch für den deutschen Aufsatz fruchtbar gemacht werden.

Darnach erscheint das Buch als ein recht brauchbares Hilfsmittel, um den französischen Aufsatz planmäfsig zu pflegen. Zugleich läfst es sich zu Sprechübungen vortrefflich benutzen.

Von Druckfehlern notiere ich, indem ich einige unbedeutende übergehe: S. 4 le ruisseau bruisant = bruissant. S. 35 Z. 1 v. o. le = les. S. 52 énumerez = énumérez. S. 75 emmailotés = emmaillotés oder noch besser emmaillottés. S. 80 egarder = regarder. S. 90 l'éléfant = l'éléphant. S. 105 les bicyclettes y compris = comprises. S. 142 Z. 2 v. u. die Hände = den Händen. Aufserdem bemerke ich S. 110 lichen fehlt Angabe der Aussprache. S. 115 romanesque romantisch lies romanhaft (romantisch romantique). S. 31 j'espère faire mon examen lies subir. S. 131 c'est difficile de dire — à. S. 45 cela dit würde ich nicht erklären lorsqu'il eut dit cela, sondern lorsque cela fut (eut été) dit. S. 61 würde ich die Umschreibung des Objekts durch c'est — que, wo que Relativ ist, lieber mit c'est — qui zusammenstellen als mit denjenigen Umschreibungen, in welchen que Konjunktion ist.

Herford i. W. Ernst Meyer.

Wilhelm Vietor, Einführung in das Studium der englischen Philologie mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis. Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit einem Anhang: Das Englische als Fach des Frauenstudiums. Marburg 1898, N. G. Elwert. X u. 102 S. 8. 2,20 M.

Wohl mancher, der in den siebenziger Jahren und auch noch im Anfange der achtziger Jahre, zu einer Zeit also, wo die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiete der historischen Entwickelung der neueren Sprachen schon grofse Fortschritte gemacht hatte, und wo die Wichtigkeit der Lautphysiologie für das Studium und die Erlernung einer fremden Sprache mehr und mehr erkannt wurde, neuere Sprachen studierte, hat die Erfahrung machen müssen, dafs er im ersten Semester, trotz redlichen Willens, seine Studien wenig gefördert sah, dafs er bei seinem Eintritt in die Universität gewissermafsen ratlos der Frage gegenüberstand, wie er seine Studien einrichten sollte. Während seine Kommilitonen der anderen Fakultäten: Theologen, Juristen, Mediziner und auch die Altphilologen nach ganz bestimmten Studienplänen arbeiteten, blieb dem Neuphilologen nichts anderes übrig, als sich entweder an einen der Professoren zu wenden, um ihn um Rat zu fragen, oder, wenn er aus falscher Bescheidenheit dies zu thun versäumte, willkürlich, wie es wohl meistens geschah, die Vorlesungen auszuwählen und es dem Zufall zu überlassen, ob er das Richtige traf. Daher ist es denn wohl dem Referenten nicht allein so ergangen, dafs er im ersten Semester Vorlesungen belegte, die, weil sie für Vorgerücktere bestimmt waren, ihm zum gröfsten Teil unverständlich blieben.

Das ist nun mittlerweile ganz anders geworden. Nicht nur werden jetzt an den meisten Universitäten besondere Vorlesungen zur Einführung in das Studium der neueren Sprachen angezeigt,

sondern es giebt auch eine Reihe trefflicher Werke, welche bezwecken, dem Studierenden den Weg zu zeigen, den er einzuschlagen hat, um seine Studien praktisch einzurichten und seine Studienzeit gebührend auszunützen. Was *Koschwitz, Anleitung zum Studium der französischen Philologie,* für den Studierenden der französischen Sprache und Litteratur ist, das ist das vorliegende Büchlein für den Studierenden der englischen Sprache und Litteratur. Wie sehr ein solches Buch als ein Desideratum empfunden wurde, erhellt aus der Thatsache, dafs es bereits in zweiter Auflage erschienen ist. Die zweite Auflage unterscheidet sich nicht wesentlich von der ersten. Der Verfasser hat sich vor allem bemüht, „das Buch besonders in bibliographischer Hinsicht auf die Höhe der Zeit zu bringen“.

Das Buch zerfällt in fünf Kapitel: I. Die englische Philologie und die Anforderungen der Praxis, II. Die englische Aussprache, III. Sprachkenntnis und Sprachbeherrschung, IV. Das historische Studium der Sprache und Litteratur, V. Die pädagogischen Anforderungen des Lehrerberufes. Der Anhang handelt von dem Englischen als Fach des Frauenstudiums. Das Buch zeichnet sich durch Klarheit und Übersichtlichkeit der Darstellung sowie durch eine auf langjähriger Erfahrung beruhende sachgemäfse Beurteilung der einschlägigen Fragen aus. Im Gegensatz zu Storm, welcher der praktischen Spracherlernung das wissenschaftliche Studium einer fremden Sprache vorausgehen lassen will, und auch im Gegensatz zu Sweet, welcher das wissenschaftliche und praktische Studium als zwei von einander getrennte Disciplinen behandelt wissen will, betrachtet der Verfasser die Aneignung einer guten Kenntnis der modernen Sprache als die beste Vorstufe für das eigentliche wissenschaftliche Studium. „Man mufs mit dem praktischen Erlernen der lebenden Sprache anfangen, dann mit den älteren Stadien der Sprache durch einige der wichtigsten Texte Bekanntschaft machen, endlich im Zusammenhang wissenschaftliche Grammatik, Sprachgeschichte und Etymologie studieren“ (S. 13), das ist der Studiengang, den er vorschlägt.

Sehr richtig ist die Ansicht, dafs die geeignetste Zeit für den Aufenthalt im Ausland die Zeit nach dem Staatsexamen ist (S. 14). Sehr beherzigenswert ist auch das, was der Verfasser über den innigen Zusammenhang der mündlichen und schriftlichen Sprachbeherrschung auf S. 43 sagt, wenn er auch über die Leistungen unserer Abiturienten auf diesem Gebiete etwas gar zu gering zu denken scheint.

Es würde jedoch zu weit führen, im einzelnen näher auf die Fülle anregender Gedanken und beherzigenswerter Ratschläge einzugehen. Sicher ist, dafs der angehende Philologe an der Hand dieses Führers den richtigen Weg einschlagen wird, der ihn ohne Zeitverlust zu seinem Ziele führt. Ist das Buch in erster Linie für Studierende bestimmt, so wird aber auch der amtierende Lehrer es nicht ohne Nutzen zu Rate ziehen. Er findet hier die

Werke aufgeführt, welche am geeignetsten sind, ihm über die neuesten Fortschritte seiner Wissenschaft Auskunft zu geben.

Dortmund. Ewald Goerlich.

Richard Müller, Geschichtliches Lesebuch. Darstellungen aus der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts für höhere Lehranstalten, Seminarien und andere, sowie zum eigenen Studium ausgewählt. Göttingen 1898, Vandenhoeck und Ruprecht. VI u. 319 S. 8. 3,60 M, geb. 4 M.

Während die Herausgeber der in den letzten Jahrzehnten erschienenen Quellenbücher, wie Schilling, Zurbonsen, Jäger-Moldenhauer u. a., lediglich Quellenmaterial bieten, versucht der Verfasser in dem vorliegenden Buche „seine Leser mit einzelnen ausgewählten, besonders anschaulichen Schilderungen unserer grofsen Historiker, sowie auch mit einigen wichtigen historischen Urkunden und denkwürdigen Reden der Neuzeit bekannt zu machen und dadurch die Lust zu späterem selbständigem Studium in ihnen zu wecken“. Die Zusammenstellung enthält folgende 21 Stücke:

I. Belle Alliance (v. Treitschke).
II. Erste Jahre des Bundestages (v. Sybel).
III. Die deutsche Burschenschaft und das Wartburgfest (v. Treitschke).
IV. Einwirkung der Julirevolution auf Deutschland (v. Sybel).
V. Ein Prophet des neuen deutschen Reiches (Pfizer).
VI. Das Hambacher Fest (Freytag).
VII. Die Anfänge der Eisenbahnen in Deutschland (v. Treitschke).
VIII. Das Schattenreich in der Paulskirche (Oncken).
IX. Die Trennung von Österreich und der preufsische Erbkaiser (Oncken).
X. Aus der Frankfurter Nationalversammlung:
   1. Rede Uhlands vom 22. Januar 1849.
   2. Rede Dahlmanns vom 22. Januar 1849.
   3. Rede Welckers vom 17. März 1849.
XI. Rede des Abgeordneten v. Bismarck vom 21. April 1849.
XII. Deutschland von 1850—1856 (Maurenbrecher).
XIII. Denkschrift des Bundesgesandten Herrn v. Bismarck vom März 1858.
XIV. Persönlichkeit und Absichten Wilhelms I. bei seinem Regierungsantritt (Marcks).
XV. Die schleswig-holsteinische Frage und der Ursprung des dänischen Krieges (Maurenbrecher).
XVI. Die Schlacht bei Königgrätz (v. Sybel).
XVII. Operationsplan und Aufmarsch der deutschen Armee 1870 (Generalstab).
XVIII. Die Schlacht von Sedan (v. Moltke).
XIX. Die Kaiserproklamation zu Versailles (Oncken).
XX. Aus der Kaiserbotschaft vom 17. November 1881.
XXI. Rede des Reichskanzlers Fürsten Bismarck vom 6. Februar 1888.

So anziehend und umsichtig ausgewählt auch alle Abschnitte erscheinen, so kann Ref. doch ein Bedenken nicht unterdrücken. Der Verf. hat das Buch sowohl für höhere Lehranstalten, Seminarien u. a. sowie zum eigenen Studium für manche Freunde der Geschichte, denen die gröfseren Werke nicht zugänglich sind, bestimmt. Aber niemand kann zweien Herren dienen. Es liegt auf der Hand, dafs vieles, was dem Erwachsenen Teilnahme abgewinnt, doch nicht für Schüler geeignet erscheint. Gewifs hat der Herausgeber recht, wenn er meint, die Wünsche in betreff der Aufnahme würden sehr verschieden sein, und allen gerecht zu werden, sei ein hoffnungsloses Unternehmen. Aber das wird er selbst nicht bestreiten, dafs sich in der Sammlung mehrere Stücke befinden, die für den Schüler zu hoch gehalten sind. Hierzu rechnet Ref. Nr. IV, V 1 (wogegen V 2, die Führerschaft Preufsens in Deutschland, mit Freude zu begrüfsen ist), IX erste Hälfte S. 122—131, besonders aber X. Es bedarf im Unterricht eines sehr genauen Eingehens auf die Verhandlungen in der Paulskirche und es gehören dann noch aufsergewöhnlich gereifte Primaner dazu, um diesen an sich gewifs ergreifenden Reden mit Verständnis und Teilnahme zu folgen. Selbst XI hat nicht die Bedeutung wie die Rede, in der Bismarck sich im vereinigten Landtag von 1847 über den Grund der Erhebung von 1813 ausspricht. Nr. XV giebt eine nicht ganz zuverlässige und keineswegs übersichtlich gehaltene Darstellung der schleswig-holsteinischen Verhältnisse.

Sollte dem Buche eine zweite Auflage beschieden sein, so empfiehlt Ref. dem Verf., es nur für den Gebrauch der Schule zuzuschneiden, die eben erwähnten Abschnitte auszuscheiden und andere, die in höherem Grade bei der Jugend Teilnahme zu erwecken geeignet sind, dafür aufzunehmen. Ref. erlaubt sich hierzu einige Vorschläge zu machen. Zunächst die herrliche Darstellung des Verfassungsbruches von 1837 in Hannover und des Protestes der Göttinger Sieben aus Treitschke IV 643—668. Der gewaltige sittliche Ernst, der aus dieser Angelegenheit spricht, wird seinen Eindruck auf die Jugend nicht verfehlen. Ferner würde es sich empfehlen, einiges von der Entstehung des Zollvereins zu bringen, damit das jetzige Geschlecht einen Begriff davon bekommt, unter welchen Schwierigkeiten Preufsen damals die Einigung Deutschlands vorbereitet hat. Wenn die Darstellung aus Sybel nicht passend erscheint, müfste allerdings der Stoff aus Treitschke Band III und IV zusammengesucht werden, wobei namentlich IV 379, die Schilderung des 1. Januars 1834, nicht vergessen werden dürfte. Statt des Abschnittes XV möchte Ref. die klassische Schilderung Treitschkes von der Schlacht bei Eckernförde vom 5. April 1849 vorschlagen. Für die Rede Bismarcks vom 21. 4. 1849 könnte vielleicht der köstliche Brief an den General von Gerlach vom 22. 6. 1851 (Bismarckbriefe, 6. Auflage S. 61—72) Platz finden. Ja, Ref. würde kein Bedenken tragen, aus Bismarcks

Gedanken und Erinnerungen besonders geeignete wirksame Abschnitte zur Aufnahme vorzuschlagen. Wenn so das Buch nur für die Jugend berechnet ist, müfste es, um die wünschenswerte Verbreitung zu finden, im Preise herabgesetzt werden. Aber auch schon in seiner jetzigen Gestalt verdient es durchaus für Schulbibliotheken und strebsame Primaner empfohlen zu werden.

Bensberg. N. Beeck.

Otto Kaemmel, Der Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Leser. Zweiter Teil: Die Neuzeit. Leipzig 1898, Fr. Wilh. Grunow. XIV u. 454 S. 8. 3 M.

Mit dem zweiten, die Neuzeit behandelnden Teile ist Kaemmels vortrefflicher „Werdegang des deutschen Volkes“, dessen ersten Teil Referent in dieser Zeitschrift 1897 S. 296 ff. angezeigt hat, vollendet. Die Eigenschaften, durch die die erste Hälfte dieses Werkes vor zahlreichen anderen sich vorteilhaft auszeichnet, machen auch den zweiten Teil zu einer höchst ansprechenden Gabe für den Tisch des deutschen Hauses, für Schüler- und Volksbibliotheken, sowohl für den, der in die Entwickelung des eigenen Volkes sich erst einführen lassen will, als für den Historiker von Fach, der bei der schönen, edlen Sprache Kaemmels auch längst bekannte Dinge gern wieder lesen und das Urteil dieses hervorragenden Gelehrten über eine Menge von Einzelheiten mit Interesse vernehmen wird. Nicht aber auf der Fülle der zahlreichen, mit Geschmack ausgewählten Einzelheiten beruht in erster Linie der Wert des Buches, auch nicht auf dem das ganze Buch durchwehenden Enthusiasmus, dem Besten, was es nach Goethe in der Geschichte giebt, sondern vor allem, wie dies auch der Titel „Historische Richtlinien für gebildete Leser“ andeutet, auf dem steten Zusammenhang, in den die Einzelerscheinungen mit dem Ganzen gesetzt sind, in dem klaren Gesamtüberblick über unsere nationale Geschichte. Da der Verfasser den Stoff in meisterhafter Weise beherrscht, so gerät er niemals in die Gefahr, die Übersichtlichkeit und Durchsichtigkeit durch das Eingehen auf untergeordnete Dinge zu trüben.

Referent teilt durchaus den prinzipiellen Standpunkt Kaemmels, der zwar wohl erkennt, dafs die materiellen Verhältnisse mitbestimmend auf die Gestaltung des Lebens der Völker einwirken, es aber doch ablehnt, dafs die materiellen Verhältnisse allein oder auch nur in erster Linie das Werden der deutschen Nation bestimmt haben und noch bestimmen. Kaemmel sucht die geistigen Mächte, die grofsen Ideen und die grofsen Persönlichkeiten, die diese Ideen aufstellen oder zur Verwirklichung zu führen suchen, als die Mittelpunkte der Entwicklung hinzustellen und sieht daher im Staat die höchste Leistung des irdischen Menschen, in der Darstellung staatlicher Handlungen und sittlicher Thaten die erste und nächste Aufgabe aller Geschichtschreibung. Da die politisch-nationale Entwickelung in den Vordergrund ge-

rückt ist, so ist darnach, nicht nach kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, die Einteilung der grofsen Perioden gewählt. Der vorliegende zweite Band des Werkes schildert zunächst die landeskirchlich-ständische Zeit 1517 bis 1648 in den drei Abschnitten: „Die Gründung des Protestantismus und das habsburgisch-spanische Kaisertum 1517 bis 1558", „Das Wachstum der kirchlichen Reaktion 1558 bis 1618" und „Der Entscheidungskampf 1618 bis 1648". Der sich hieran reihende Zeitraum 1648 bis 1858 „Die preufsisch-österreichische Zeit" gliedert sich wiederum in drei Abschnitte: „Die Begründung des brandenburgisch-preufsischen Staates und der österreichischen Grofsmacht 1648 bis 1740"; „Die Erhebung Preufsens zur Grofsmacht und die Auflösung des alten Reiches 1740 bis 1806/7"; „Anläufe zur Neugestaltung 1807 bis 1858". Der letzte Zeitraum „Die deutsche Kaiserzeit seit 1858" weist zwei Abschnitte auf: „Die Gründung des Deutschen Reiches 1858 bis 1871" und „Der Ausbau des Deutschen Reiches 1871 bis 1888". Eine ausführliche Inhaltsangabe S. V—XII und marginale Überschriften erhöhen die Übersichtlichkeit. Die vorzügliche Ökonomie, die wie dem ersten, so auch dem zweiten Teil des Werkes eigen ist, hat es ermöglicht, eine bewundernswürdige Fülle von Gedanken auf verhältnismäfsig wenig Raum zu gefälligem, klarem Ausdruck zu bringen.

Die an denkwürdigen Geschehnissen so überaus reiche Geschichte unseres Volkes läfst sich ungleich schwerer in so knappem Rahmen wie bei Kaemmel darstellen, als in umfangreichen Werken wie etwa in Kaemmels Deutscher Geschichte (Dresden 1889, Höckner). Der eine Leser wird ungern dies, der andere jenes vermissen. Und doch mufsten sich diese Richtlinien überall auf das Wesentlichste beschränken. Ein Vorwurf kann daher aus dem Fehlen von Einzelheiten kaum abgeleitet werden. So vermifst z. B. Referent S. 371 ff. eine Betonung des Einflusses der Romantik und der klassischen Philologie auf die moderne Geschichtschreibung, ferner neben den Monumenta Germaniae und den Veröffentlichungen der Münchener historischen Kommission auch die anderen grofsen Quellenwerke der neuesten Zeit. Ebenso hätte bei der grofsen Verbreitung der von Marx und Engels begründeten materialistischen Geschichtsauffassung Ref. es für wünschenswert gehalten, S. 374 f. eine ausführlichere Kritik dieser zwar wissenschaftlich haltlosen, aber im höchsten Mafse allgemeingefährlichen Lehre zu geben. Die neuesten Arbeiten, die insbesondere der Jurist Stammler in Halle, der Historiker Bernheim in Greifswald, der Philosoph Barth in Leipzig und der Theolog Ottomar Lorenz publiziert haben und deren Ergebnisse Referent in seinem Aufsatz „Materialistische Geschichtsauffassung" (Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1898 Nr. 18) zusammenzufassen versucht hat, ermöglichen es, von den verschiedensten Seiten das Grundverkehrte jener Auffassung darzuthun.

Die Knappheit des Umfanges, der vom Verlag der „Grenzboten" dem Verfasser vorgezeichnet war, bringt die grofse Schwie-

rigkeit mit sich, dafs der Leser eben durch die Kürze der Darlegung zu falschen Schlüssen geführt wird, denen nur eine ausführliche Darlegung genügend vorbeugen kann. Es mufs aber dem Kaemmelschen „Werdegang" nachgerühmt werden, dafs die Wahl des Ausdruckes nicht weniger vorsichtig, als elegant geschehen ist und selten der nachdenkende Leser in die Lage kommen wird, aus Kaemmels Worten Dinge herauszulesen, die dieser selbst gar nicht gemeint hat. Hier und da wird aber doch eine nochmalige Durchsicht in dieser Beziehung, was dem ersten Wurf nicht schon völlig gelang, noch bessern können. Im Interesse einer solchen Nachprüfung und einer zweiten Auflage, die Kaemmels so zweckentsprechendes schönes Werk ohne Zweifel bald erleben wird, möchte Referent noch einige Einzelheiten erörtern. Es ist nicht völlig richtig, mit Kaemmel II S. 24 zu behaupten, dafs die Reichsgewalt im Bauernkriege „schlechterdings nichts gethan" habe. Diese sorgte vielmehr dafür, dafs die Bauern, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben, nicht gedrückt werden sollten. Der Abschnitt „Folgen des Bauernkrieges" ist insofern nicht recht anschaulich, als einerseits gesagt wird, dafs „zahlreiche Dorfschaften noch lange Jahre unter der drückenden Last von Kriegssteuern seufzten", andererseits berichtet wird, dafs „die wirtschaftlich-rechtliche Lage der Bauern durch friedliche Vereinbarungen wesentlich verbessert wurde". Auszusprechen wäre gewesen, dafs der Bauernkrieg weder eine allgemeine Verschlechterung, noch eine allgemeine Verbesserung der Lage des Bauernstandes zur Folge hatte. Jansen zwar behauptet, die Lage der Bauern sei durch die Reformation verschlechtert; aber auch nach dem Bauernkrieg hören wir, dafs Bauern z. B. Rittergüter aufgekauft haben. Auch was Kaemmel S. 19 über den „Ursprung des Bauernkrieges" sagt, ist einer Verbesserung fähig. Es wird hier nicht bestimmt ausgesprochen, dafs das Charakteristische des grofsen Bauernkrieges die Verquickung der sozialen und wirtschaftlichen Beschwerden mit den kirchlichen war, und dafs auch diese teilweise sehr materieller Art waren. Wer über die aufserhalb der Religion liegenden Ursachen der Bauernbewegungen sich bei Kaemmel orientieren will, mufs, da „die zahllosen Beschwerden des Bauernstandes" II 19 als bekannt vorausgesetzt werden, in Bd. I S. 344 nachlesen und wird dadurch leicht zu einer Überschätzung des Einflusses des römischen Rechtes auf die bäuerlichen Verhältnisse gelangen; denn die vollständige Rezeption desselben fällt erst in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Auch konnte hervorgehoben werden, dafs die Astrologen für 1524 eine sündflutartige Überschwemmung und die Züchtigung der geistlichen und weltlichen Gewalten durch eine grofse Revolution weissagten, vgl. J. Friedrich, Astrologie und Reformation oder die Astrologen als Prediger der Reformation und Urheber des Bauernkrieges (München 1864). In Bd. II auf S. 19 stellt Kaemmel das religiöse

Moment an die Spitze der Betrachtung und sagt dann S. 20, dafs „die Bewegung in der kleinen „Grafschaft" (warum nicht „Landgrafschaft"? vgl. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 2. Aufl. S. 490) Stühlingen begann". Aber in Stühlingen waren lediglich wirtschaftliche und politische Motive vorhanden; religiöse Dinge hatten mit dem dortigen Ausbruch des Aufstandes nichts zu thun. Vgl. jetzt auch Hangelstange, Die soziale Lage des süddeutschen Bauernstandes im Mittelalter (Göttinger Dissertation 1897). Dafs aber die Bauernbewegungen nicht von der Reformation ausgegangen sind, kann angesichts der ultramontanen Geschichtsschreibung nicht scharf genug betont werden. So hat schon Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode 1522—26 (Freiburg 1851) den Bauernaufstand „den ersten Losbruch der Umsturzpartei in Deutschland" genannt. S. 154 heifst es bei Kaemmel: „Von gesamtstaatlichen Behörden fand der Kurfürst [Friedrich Wilhelm von Brandenburg] nur den 1604 gegründeten Geheimen Rat vor, den er 1651 reorganisierte". Hierzu ist zunächst zu bemerken, dafs der 1604 gegründete Geheimrat (vgl. Bornhak in den Forschungen zur brand.-preufs. Gesch. Bd. 5) fürs erste nicht sowohl eine Ober- und Centralinstanz, als eine arbeitsteilende Fachabteilung bildete, um den Kurfürsten in der auswärtigen Politik zu beraten, dafs er aber allerdings den Keim zu der spätern Entwickelung eines obersten Centralkollegiums enthielt. Kurfürst Friedrich Wilhelm gab ihm bereits April 1641 eine neue Instruktion, der dann die Rekonstruktion von 1651 folgte. Es empfahl sich also, entweder auf beide Jahre hinzuweisen oder das Jahr ganz wegzulassen. S. 155 erzählt Kaemmel: Da die brandenburgischen Stände 1666 erklärt hätten, dafs die durch Errichtung eines stehenden Heeres erwachsenden Lasten unerschwinglich seien, so habe der Kurfürst den Städten 1667 nach holländischem Muster anstatt der überaus drückenden Kontribution „eine indirekte Steuer auf Lebensmittel und Kaufmannswaren" vorgeschlagen. Allein die Vorschläge des Grofsen Kurfürsten auf Errichtung der für Preufsen so überaus wichtig gewordenen Accise gehen weiter zurück, als dies Kaemmel angiebt. Bereits dem brandenburgischen Landtag von 1652 bis 1653 schlug Friedrich Wilhelm vor, die modi generales nach holländischem Muster einzuführen, womit vor allem eine Vielheit von direkten und indirekten Einzelsteuern gemeint war, die in niederen Sätzen nach allen Seiten den Realbesitz, das reale Einkommen, den realen Verkehr erfassen sollte. Der Kurfürst stiefs aber damals wie 1661 auf den heftigsten Widerstand hauptsächlich der Ritterschaft; erst als 1667 die populäre Bewegung die städtischen Magistrate einigte, auf die Seite der Regierungsprojekte zu treten, kam es zu dem Versuche, in den brandenburgischen Städten das auf sie fallende Kontributionsquantum durch eine Kombination von Klassensteuern und indirekten Konsumtionsabgaben zu erfüllen,

während das platte Land seine alten Kataster und die alte Erhebungsweise der Kontribution beibehielt, weil die Ritterschaft von der neuen Steuerart absolut nichts wissen wollte. Vgl. hierzu aufser Schmollers berühmten Arbeiten Breyssig im Jahrb. f. Gesetzgebg., Verwaltg. u. Volksw. im D. R. N. F. XVI und in Forsch. z. brandenb.-preufs. Gesch. V und desselben Geschichte der brandenburgischen Finanzen 1640—97 I 1895. Die Bedeutung der Regie unter Friedrich dem Grofsen wird von Kaemmel S. 226 nicht genügend erläutert. Dieser giebt nur an, die Regie sei „eine besondere Zentralbehörde“ gewesen, der „die Verwaltung der indirekten Steuern“ übertragen worden sei. Es finden sich in der modernen Litteratur so vielfach ungenaue und unrichtige Anschauungen über die Regie, dafs hier noch einige Bemerkungen folgen mögen nach den Ansichten des der Wissenschaft und seinen Schülern viel zu früh entrissenen Naudé, wie er sie in seinen Marburger Universitätsvorlesungen über preufsische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte vertrat. Zunächst ist es vollkommen richtig, dafs Kaemmel die Regie nicht, wie das oft geschieht, als eine Erhöhung der Steuern auffafst. Thatsächlich wurden die Steuern gar nicht erhöht. Die Regie ist vielmehr eine Verbesserung der alten schwerfälligen Verwaltung und der Grenzbewachung. Allein durch den Fortfall des Schmuggels wollte Friedrich die Einnahmen verbessern. Friedrich wollte eine bessere Verteilung der Steuern, die Steuern für die unteren Klassen auf Kosten der Reichen vermindern. Die Regie hat stark zur Einheit des preufsischen Staates beigetragen. Das ist vielfach nicht beachtet worden. Den vier Provinzialministern wurden die indirekten Steuern entzogen und unter einheitliche Verwaltung gestellt. Eine Grenzkontrolle hatte bisher fast nur an den Thoren der Städte bestanden (Thorkontrolle); dagegen nach aufsen hin war fast kaum eine Kontrolle vorhanden. Friedrich der Grofse hat zum ersten Male den im Zollverein später verwirklichten Gedanken betont, der preufsische Staat solle sich durch eine Zolllinie abscheiden, wodurch Preufsen ein wirtschaftliches Sondergebiet würde. Auch über die Zahl der französischen Beamten zur Eintreibung der Regie sind zahlreiche Irrtümer verbreitet. Denn die Schriften der Physiokraten und der deutschen Doktrinäre haben die Zahl dieser Franzosen bei weitem übertrieben. In Wahrheit wurde kaum $1/10$ der Beamtenstellen mit Franzosen besetzt. An der Spitze aber dieser Franzosen stand ein Deutscher: von der Horst. Auch ist es unrichtig, dafs Friedrich der Grofse sich ganz von De Lannay habe beherrschen lassen; er hat vielmehr viele seiner Vorschläge abgelehnt. Ganz falsch ist die Meinung der Liberalen, dafs Friedrich der Grofse seine bisherigen Räte prinzipiell beseitigt habe. Der Grund für die französische Ratgebung war der, dafs die heimischen Räte nichts zu raten wufsten; die geistige Überlegenheit der Franzosen war aber ganz natürlich, da in Frank-

reich das Steuerwesen weit höher stand als in Preufsen. Vgl. W. Schulze, Geschichte der preufsischen Regieverwaltung I. 1888 und Schmoller in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1888 und in der Deutschen Rundschau von demselben Jahre.

Kaemmel hat die neueste Zeit bis zum Tode Kaiser Friedrichs III geführt. „Eine erschütternde Tragik gestaltete die neunundneunzig Tage seiner Regierung zu einem qualvollen, hoffnungslosen Kampfe zwischen der markverzehrenden Krankheit und dem fürstlichen Pflichtgefühl, den der edle Dulder mit christlicher Standhaftigkeit und mit dem Mute eines Helden führte. Am 15. Juni 1888 entschlief er im Neuen Palais bei Potsdam. Mit dem Säbel, den er bei Wörth, am Tage seines schönsten Sieges, getragen hatte, wurde er zur letzten Ruhe gebettet, und sein ältester Sohn, Kaiser Wilhelm II (geb. 27. Januar 1859), bestieg den Thron. Indem sich die deutschen Fürsten um ihn scharten, als er am 25. Juni den Reichstag zum erstenmale feierlich eröffnete, bekundeten sie vor aller Welt, dafs das Deutsche Reich unerschütterlich feststehe, und der junge Herrscher selbst knüpfte mit der Versicherung, dafs er des Staates erster Diener sein wolle, die Zukunft an die besten und gröfsten Überlieferungen der Hohenzollern an". Mit diesen Worten schliefst Kaemmel S. 453 seine Erzählung, um noch S. 453 und 454 die Zukunftsaufgaben der deutschen Politik in kurzen, markigen Worten darzulegen. In der Geschichte der letzten Jahrzehnte ist dem Ref. aufgefallen, dafs dem grofsen Kriege gegen Frankreich nur der geringe Raum S. 417—431 eingeräumt ist. Am Verfasser kann das kaum liegen; denn Kaemmel hat sich unter anderen auch durch eine in mehreren Heften erschienene Geschichte des Krieges von 1870/71 vorteilhaft bekannt gemacht, die vom Zwickauer Verein für gute und wohlfeile Volksschriften herausgegeben wurde und auf sehr eingehenden Studien von Originalberichten, auch französischer Schriftsteller, basiert ist; Kaemmels kurze Zusammenfassung des Kriegsganges bis zur Schlacht bei Sedan aber ist wiederholt mit bestem Erfolg im Rahmen der gymnasialen Sedanfeier verwandt worden. Der Verleger hat also wohl dem Verf. hier unliebsame Schranken gesetzt. Erwägt man aber, wie wenig unsere Jugend von jenen Heldentagen weifs, so wird man für eine zweite Auflage wünschen, dafs der Verlag von Fr. Wilh. Grunow einen erheblich gröfseren Raum für diese Zeit zur Verfügung stellt.

Wenn im vorstehenden einige kleine Ausstellungen gemacht sind, so können und sollen dieselben den hohen Wert des Kaemmelschen Buches in keiner Weise beeinträchtigen. Dasselbe ist und bleibt eine hocherfreuliche Publikation, der die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Die äufsere, elegante Ausstattung entspricht der Gediegenheit des Inhaltes. Kaemmels „Werdegang" verdient insbesondere für Gymnasialbibliotheken auf das wärmste empfohlen zu werden.

Marburg. Eduard Heydenreich.

Th. Lindner, Die deutsche Hanse. Ihre Geschichte und Bedeutung für das deutsche Volk. Leipzig 1899, Ferd. Hirt. 215 S. 8. 4 M.

Auf Grund eingehender Kenntnis der Quellen, aber mit Vermeidung jeder Weitläufigkeit ist hier ein abgerundetes Gesamtbild unserer mittelalterlichen Seemacht gegeben. Ausgehend von der Zeit Heinrichs des Löwen, der so viel gethan, um die ostelbischen Länder für Deutschland zurückzugewinnen, zeigt der Verf., wie die im ehemaligen Wendenlande und weiterhin in Preufsen und Livland neugegründeten Städte, an ihrer Spitze Lübeck, sich mit den älteren Städten in Sachsen und am Niederrhein vereinigten, um die Anfänge des deutschen Seehandels, die schon im 11. Jahrhundert in London und Wisby erkennbar sind, weiter auszubilden und ihren Kaufleuten im Auslande Schutz und Achtung zu verschaffen. Unter den Seekriegen, die dazu nötig waren, wird der in den Jahren 1368 und 1369 gegen Dänemark geführte mit Recht hervorgehoben. Spätere Kriegsthaten, die mehr von einzelnen Hansestädten ausgingen, werden kürzer erwähnt; mehr Gewicht wird auf die Darstellung des mannigfaltigen Handelsbetriebs und des eigentümlichen Lebens in den Kontoren gelegt. Es ist ein weiter Raum, den die hansische Handelsthätigkeit umfafst, von Nowgorod bis London und Brügge und seit etwa 1470 auch nach Lissabon und Sevilla; lange Zeit sind die wohlerworbenen Privilegien ausgenutzt und behauptet worden, so dafs der deutsche Kaufmann in Rufsland, den skandinavischen Reichen und England dem einheimischen weit überlegen war, in Brügge und Spanien fast gleichberechtigt. Inneren Zwiespalt aber erzeugt das Streben der rührigen Holländer, in den Ostseehandel einzudringen; es ist bezeichnend, dafs Wullenwevers mifslungenes Unternehmen davon ausging, die Holländer auszuschliefsen. Wenn er die Entscheidung über den dänischen Königsthron geben zu können vermeinte, so ist wohl zu beachten, dafs zehn Jahre zuvor solche Entscheidung dem vereinten Eingreifen der Seestädte Lübeck, Rostock, Stralsund, Danzig in Bezug auf Dänemark und Schweden gelungen war. Dieser Erfolg deutscher Seemacht ist S. 162 erwähnt, aber hätte wohl noch mehr hervorgehoben werden können. Die Mängel der Hanse liegen in dem losen Gefüge des Bundes, doch hebt der Verf. mit Recht S. 114 die Bedeutung der Hansetage hervor. Man hatte keine ständige Kriegsflotte und bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts keine ständige Bundeskasse, aber auf Beschlufs eines Hansetages ward gerüstet und gezahlt, und besonders die auswärtigen Niederlassungen empfingen ihre Vorschriften von den versammelten Ratssendboten der Heimatstädte. Vorsichtig ist die Hanse in ihrem Verhalten zu Kaiser und Reich; sie will nicht als politischer Sonderbund erscheinen, sie steht den Fürsten nicht als geschlossener Städtebund gegenüber, sondern gestattet stets ihren Mitgliedern, dem Landesherrn schuldigen Gehorsam zu

leisten: so hat sie denn an manchen Reichsfürsten und namentlich an der Macht des deutschen Ordens einen Rückhalt, und die Kaiser sind ihr wohlgesinnt, aber wirksamen Schutz kann das Reich ihr nicht gewähren. Das zeigt sich namentlich an dem Streit mit England unter der Königin Elisabeth, welcher S. 153 kurz erzählt wird. Gegenüber der erstarkten Staatsgewalt in den früher von der Hanse abhängigen Ländern kann der Städtebund sich nicht mehr behaupten; sein Ende wird durch den dreifsigjährigen Krieg herbeigeführt.

Das Buch schliefst mit einem „Rückblick und Ausblick", um die Gegenwart mit der Vergangenheit in Beziehung zu setzen. „Die Geschichte der Hanse ist die eindringliche Mahnung, dafs nur die Stellung zur See ein Volk reich und stark macht. Die traurigen Verhältnisse, welche zu ihrem Ende führten, bestehen heute nicht mehr, wohl aber leben in unserem Volke noch die Eigenschaften, die sie gründeten und mit stolzem Leben erfüllten". Um dieses Leben zu veranschaulichen, ist das Buch mit zahlreichen, hübsch ausgeführten Abbildungen ausgestattet. Man sieht mit Vergnügen die alten Städtebilder von Wisby und Nowgorod, die Thore, Kirchen und Rathäuser, die noch jetzt die ehemaligen Hansestädte zieren; auch Siegel, Wappen und Münzen geben mannigfache Belehrung. Von den Staatsmännern und Feldherren der Hanse sind keine Bilder auf uns gekommen, mit Ausnahme Wullenwevers, dessen Bild, so wie es ein neuerer Maler auf Grund des absichtlich entstellten Originals aufgefafst hat, den Titel ziert. Die Hanse dankt ihre Entfaltung bedeutenderen Männern, als er war; sie hat auch nach seinem Sturze sich noch behauptet, aber man hat doch nicht mit Unrecht in seinem Unglück die Vorbedeutung für den Untergang der Seemacht des deutschen Bürgertums gesehen. Wie weit diese Macht einst, ums Jahr 1400, reichte, zeigt die beigefügte Karte des hansischen Handelsgebiets.

Das gewandt und anregend geschriebene Buch ist sehr geeignet, der Jugend dieses bedeutsame Stück deutscher Geschichte nahe zu bringen und ihre Teilnahme dafür zu erwecken. Und das thut not; handelt es sich doch, wie Prof. Dr. Schäfer in Heidelberg in seiner historisch-statistischen Darlegung „Deutschland zur See" 1897 nachgewiesen hat, um die grofse Frage, ob die Deutschen „weiter zu den führenden Völkern der Welt zählen sollen oder nicht."

Lübeck. Max Hoffmann.

Arnold Zehme, Die Kulturverhältnisse des deutschen Mittelalters, im Anschlufs an die Lektüre zur Einführung in die deutschen Altertümer im deutschen Unterricht geschildert. Mit 77 Abbildungen. Leipzig 1898, G. Freytag. XVI u. 216 S. 8. geb. 2 M.

In der Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1893 S. 705 ff. begründete O. Lyon zum ersten Male mit Nachdruck die Einführung in die deutschen Altertümer als eins der so vielen und bedeutsamen Ziele des deutschen Unterrichts. Besonders sei es

des Realgymnasiums Aufgabe, den Schüler in den Geist des deutschen Altertums einzuführen. Daher sei bei der Lektüre Berücksichtigung der Kulturverhältnisse unserer Vorzeit von selbst geboten, ohne die das Verständnis der altdeutschen Litteratur unmöglich sei. An der Hand der Quellen solle der Schüler in lebendiger Schilderung erfahren, wie unsere Vorfahren ihre Häuser bauten, wie sie sich kleideten, wie ihr geselliges Leben verlief. Mit dem Bau der Ritterburg müsse der Schüler des Realgymnasiums so vertraut sein, wie der Gymnasiast mit dem Bau des griechischen Theaters. Die Forderung Lyons hat A. Zehme in der genannten Zeitschrift 1896 S. 29 ff. auch für den Unterricht an Gymnasien als durchaus zeitgemäfs bezeichnet im Einklang mit der Weisung der neuen Lehrpläne, die Herzen der Jugend für „deutsche Sprache, deutsches Volkstum und deutsche Geistesgröfse“ zu erwärmen und in Tertia und Sekunda die Schüler in die germanische Sagenwelt und in die altdeutsche Litteratur besonders einzuführen. Unter sorfältiger Benutzung der einschlägigen Litteratur hat er dann eine Skizze entworfen zur Einführung in die deutschen Altertümer auf Grund der deutschen Lektüre der einzelnen Klassen und Mittel und Wege dazu (Nacherzählungen, Vorträge, Aufsätze) recht einsichtig erörtert. Eine Ausführung dieser Skizze ist das vorliegende Werkchen.

Es behandelt die Familie und Gemeinde als Schutz- und Friedensgenossenschaften (S. 1—15), die staatlichen Verhältnisse (S. 16—76), namentlich die Stände und das Lehnswesen (S. 44 bis 58), die Wohnungsverhältnisse (S. 77—128), vor allem die Städte (S. 98—128), und giebt schliefslich Bilder aus dem ritterlichen Leben, nämlich: Erziehung bis zum Ritterschlage (S. 129 bis 136), Schwertleite, Ritterideal und Freundschaft (S. 136—142), Alltagsleben auf der Burg (S. 142—146), Jagd (S. 146—156), Gastlichkeit (S. 156—163), hohe Feste, Sängertum, Fahrende (S. 163—171), Turnier und Ritterrüstung (S. 171—189), Kriegsverhältnis (S. 189—198), aus dem Leben der ritterlichen Frauen (S. 198—212). Zum deutlichen Beweise, dafs wir in einem Zeitalter der Anschauungs- und Vervielfältigungsmittel leben, sind nicht weniger als 77 Abbildungen hinzugefügt — sie nehmen über ein Drittel des Büchleins ein. Verf. äufsert sich im Vorwort nicht weiter darüber, ist vielleicht für die Auswahl auch nicht verantwortlich zu machen. Jedenfalls wäre in dieser Beziehung weniger mehr gewesen. Die aus den bekannten, im gleichen Verlage erschienenen Werken von Schultz entnommenen Abbildungen sind meist wohlangebracht; gegen einige andere aber mufs der Geschichtslehrer entschieden Verwahrung einlegen. Figur 18 S. 78 und Figur 28 S. 91 sind ganz ungeschichtlich; Figur 44 S. 113, 49 S. 120, 51 S. 123 u. a. gehören nicht in ein Buch, das betitelt ist „Die Kulturverhältnisse des deutschen Mittelalters“, und so oft man sie auch sieht, falsch sind die Abbildungen Karls

des Grofsen mit langem Barte doch (vgl. S. 19 und S. 21). Endlich — was hat denn der Schüler von Illustrationen wie Nr. 3 S. 22, Nr. 4 S. 23, Nr. 9 S. 40, Nr. 11 f. S. 56 f.? Durchaus nicht verkenne ich die grofse Wichtigkeit, die zweckmäfsige Bilder für die Belebung des Unterrichts haben. Aber in Bezug auf mittelalterliche Helden ist es oft das allein Richtige, wenn die freischaffende Einbildungskraft in keiner Weise gehemmt wird.

Als mir Z.s Schrift von der Redaktion zur Besprechung zuging, nahm ich mit den Amtsgenossen, die den deutschen Unterricht in den Sekunden erteilen, Rücksprache, und sämtliche Herren unterzogen auf meine Bitte das Büchlein einer eingehenden Prüfung. Unser übereinstimmendes Urteil geht nun dahin: es ist ein sehr brauchbares Hilfsmittel, in erster Linie für den Lehrer, der in Obersekunda Deutsch unterrichtet, dann aber auch für die Schüler in dieser Klasse, wenn sie einen an die Volkssagen sich anlehnenden sog. freien Vortrag zu halten haben und sich den Stoff dazu aus der Lektüre selbst sammeln müssen. Gerade dabei kann ihnen das knapp, klar und übersichtlich gehaltene Werkchen gute Dienste thun. Vielleicht hilft es auch, den ethischen und kulturgeschichtlichen Gewinn aus der mittelhochdeutschen Lektüre zusammenzustellen und zu verwerten, und deshalb sei es insbesondere denjenigen Fachgenossen empfohlen, von denen der Wert dieser Lektüre nicht besonders hoch angeschlagen wird. Auch als Prämie kann es sehr wohl benutzt werden, denn die Ausstattung ist in jeder Hinsicht gut. — Einzelne Bedenken hätte ich, was den Inhalt anlangt, namentlich bei dem Lehnswesen, der Entstehung der Städte und den Wohnungsverhältnissen zu äufsern. Doch sind über manche dieser Fragen auch unter den Historikern „von Fach“ die Ansichten noch nicht geklärt, und der Verf. ist in erster Linie Germanist. Er hat aber die wichtigsten einschlägigen Geschichtswerke sehr sorgsam ausgezogen. Meines Erachtens hätte er das Lehns- und Gerichtswesen kürzer, dafür aber das Kriegswesen eingehender behandeln können.

Also mit verschiedenen Abbildungen kann ich, auch in dieser Hinsicht ein Feind des Luxus, mich nicht befreunden, zweifle aber nicht, dafs dem Wunsche des Verf. entsprechend sein fafslich und anschaulich geschriebenes und gut gemeintes Büchlein sich manche Freunde unter Lernenden und Lehrenden erwirbt.

Görlitz. E. Stutzer.

H. Dobriner, Leitfaden der Geometrie für höhere Schulen. Leipzig 1898, R. Voigtländers Verlag. IX u. 139 S. 8. 2,40 M, geb. 2,80 M.

Der vorliegende Leitfaden enthält den geometrischen Lehrstoff, den die preufsischen Lehrpläne für die mittleren Klassen höherer Schulen vorschreiben; er gliedert sich in drei Teile, von denen der

erste die reine (konstruktive) Planimetrie, der zweite die rechnende Planimetrie, der letzte die Anfangsgründe der Stereometrie enthält.

Der Leitfaden gehört, wie auch Verf. hervorhebt, zu den „kurzen Lehrbüchern". Er ist im wesentlichen eine Zusammenstellung der mathematischen Hauptsätze, die Beweise werden nur in (oft sehr) knappen Andeutungen gegeben und die wichtigsten im Unterrichte zur Verwendung kommenden Gesichtspunkte durch kurze Merksätze hervorgehoben. Bei der Ableitung von Sätzen wird in der vielseitigsten Weise von der Bewegung der geometrische Gebilden — Verschiebung, Drehung, Wendung — Gebrauch gemacht; der Verfasser vermeidet aber dabei von achsialer, centrischer Symmetrie u. s. w. zu sprechen, da „die Schwierigkeiten für den Anfänger sich steigern, wenn man mit Begriffen operiert, die ganze Reihen von Anschauungen zusammenfassen".

Dafs Verf. die Lehre von den Parallelen, wie das jetzt schon von mehreren neueren Autoren geschehen ist, hinter die Dreieckslehre stellt, vereinfacht die Entwicklung und bietet den Vorteil direkten Anschlusses an die Sätze vom Parallelogramm. — Manchem wird auch die eingehende Behandlung der perspektivischen Figuren, sowie eine Anleitung zum perspektivischen Zeichnen (im dritten Teile) erwünscht sein. — Besonders eingehend wird zur Veranschaulichung der Flächengleichheit die Zerlegung der Figuren (Quadrate, Parallelogramme, Dreiecke) behandelt, die „eine Gruppe höchst wissenswerter Eigenschaften der ebenen und geradlinigen Figuren kennen lehrt". „Die Geometrie ist die erste unter den Naturwissenschaften und hat deshalb nicht nur Fertigkeiten und logische Schulung, sondern auch Kenntnisse zu übermitteln". Leider wird der Lehrer wohl nur wenig Zeit für diese Übungen finden. [1])

Eine besonders ins Gewicht fallende und wohl überhaupt ganz neue Änderung bringt Verf. bei der Behandlung der Proportionalität von Strecken und der Ähnlichkeit geradliniger Figuren. Er geht nämlich zum Begriffe der Proportion über, ohne dabei den Begriff des Verhältnisses als den eines Bruches, einer Division zu Grunde zu legen. „Vier Strecken a, b, c, d bilden eine Proportion, wenn das Rechteck aus den inneren Gliedern (b und c) gleich dem Rechtecke aus den äufseren Gliedern (a und d) ist". Er benutzt mithin den Satz, der beim gewöhnlichen Verfahren als nächste Schlufsfolgerung aus einer Proportion, als Probe für ihre Richtigkeit abgeleitet wird, zur Definition derselben. Da man in ähnlicher Weise bei der Erklärung der Grundoperationen verfährt [Eine Zahl (Subtrahendus) von einer anderen (Minuendus) subtrahieren heifst, eine dritte Zahl (Differenz) suchen, welche zur ersten addiert die zweite ergiebt, sowie: Eine Zahl (Dividendus) durch eine andere (Divisor) dividieren heifst, eine dritte Zahl (Quotient) suchen, welche mit der zweiten multipliziert die

[1]) Vergl. übrigens: Schönemann, Mechanische Verwandlung der Polygone. Soest 1884, Westhoff.

erste wiedergiebt u. s. w.], so liegt in dieser Erklärung an sich nichts Befremdliches. Das Verfahren hat den Vorteil, dafs die Begriffe der Kommensurabilität oder Inkommensurabilität bei den nun folgenden Sätzen gar nicht in Frage kommen, es verknüpft ferner das ganze System planimetrischer Sätze (die Sätze von der Inhaltsgleichheit und von den Verhältnissen) fester mit einander; es verschleiert aber auch den Begriff der Proportionalität und des Verhältnisses. Beide Begriffe sind dem Schüler aus dem früheren Unterrichte (Rechnen, Algebra) bekannt und bestimmt; hier werden nun dieselben Begriffe in ganz anderer Weise definiert als vorher, ohne dafs die Koincidenz beider Erklärungen nachgewiesen wird; dadurch aber wird das mathematische Gewissen des Schülers beunruhigt. — Der Begriff des Verhältnisses ist offenbar der einfachere und wird daher nach allgemeinen pädagogischen Grundsätzen vorangehen müssen; die Proportion ergiebt sich dann als eine Gleichung zwischen zwei Verhältnissen. — Die Schwierigkeit, die der Fall der Inkommensurabilität mit sich bringt, wird dadurch hinreichend erledigt, dafs man zeigt, dafs der mögliche Fehler kleiner gemacht werden könne, als jede noch so kleine angebbare Gröfse.

Im Zusammenhange mit der Erklärung der Proportionalität steht die Bestimmung des Begriffes der Ähnlichkeit. Von der landläufigen Erklärung: „Zwei Figuren sind ähnlich, wenn sie übereinstimmen 1) in den homologen Winkeln, 2) im Verhältnis der homologen Seiten“ wird Abstand genommen, um nicht auf dem Begriffe des Verhältnisses fufsen zu müssen. Nach dem Verf. sind zwei Figuren ähnlich, wenn sie übereinstimmen in allen entsprechenden (Haupt- und Neben-Winkeln), d. h. in allen Winkeln, die man durch Verbindung entsprechender Punkte (z. B. beim Viereck durch die Diagonalen) erhalten kann. Daraus wird dann auf rein planimetrischem Wege die Gleichheit von Rechtecken abgeleitet, die man aus den Seiten ähnlicher rechtwinkliger Dreiecke bilden kann u. s. w.

Was dieser ganzen Behandlungsweise ihren Reiz und eine gewisse Berechtigung verleiht, ist die Lostrennung von aller und jeder algebraischen Rechnung; alle Folgerungen ergeben sich auf rein planimetrischem Wege und zeugen in ihrer Eigenartigkeit für eine grofse Selbständigkeit der Auffassung des Verf.s — Man wird aber dennoch diesen Entwicklungsgang von einer gewissen Künstlichkeit nicht frei sprechen können; jedenfalls ist das bisher allgemein übliche Verfahren einfacher, natürlicher und leichter verständlich, wenn es auch nicht so konsequent planimetrisch ist und einige algebraische Erklärungen und Sätze als bekannt zu Grunde legt und benutzt.

Eine grofse Erleichterung für den Unterricht bildet ohne Zweifel die in sehr zweckmäfsiger Weise durchgeführte Verwendung farbiger Figuren, besonders um die Flächen hervortreten zu

lassen, auf die sich die Aufmerksamkeit der Schüler konzentrieren soll, leider wird sie sich an der Schultafel kaum allgemein verwerten lassen. Auch soll die Reichhaltigkeit an Figuren (375 Figuren auf 139 Seiten Text) noch besonders hervorgehoben werden.

Im zweiten und dritten Teil (Rechnende Planimetrie und Anfangsgründe der Stereometrie) weicht das Buch in Einzelheiten von dem herkömmlichen Gange ab; es möge aber noch erwähnt werden, dafs die Erweiterung der Definition von Sinus und Kosinus auf stumpfe Winkel durch die Forderung der formellen Gültigkeit des Sinus- und Kosinus-Satzes für den Fall des stumpfwinkligen Dreiecks gewonnen wird.

Sehen wir von einigen kleineren Verbesserungen, welche Figuren und Ausdruck an manchen Stellen erfahren könnten, ab, so haben wir alles in allem genommen ein Buch vor uns, welches ganz neue Gesichtspunkte in der Planimetrie in Form eines konsequent durchgeführten Systemes zur Geltung bringt und das daher, mag man das eingeschlagene Verfahren adoptieren oder nicht, für alle Fachgenossen von hohem Interesse ist.

Brilon i. Westf. Albert Husmann.

Franz Bley, Botanisches Bilderbuch für jung und alt. Zweiter Teil, umfassend die Flora der zweiten Jahreshälfte. 216 Pflanzenbilder in Aquarelldruck auf 24 Tafeln. Mit erläuterndem Text von H. Berdrow. Berlin 1898, Gustav Schmidt (vorm. Robert Oppenheim). VIII u. S. 97—192. 8. geb. 6 M.

Im 52. Bande dieser Zeitschrift auf S. 343—345 ist der erste Teil des „Botanischen Bilderbuches" lobend besprochen worden, sowohl was seinen Zweck, als was die Art der Ausführung der Bilder und des begleitenden Textes anlangt. Dort sind aber auch schon einige allgemeine Ausstellungen gemacht, die auch auf diesen Teil zutreffen: das gleiche — und zwar recht kleine — Format für alle dargestellten Pflanzen erschwert das Erkennen, zumal wenn grofse und kleine Pflanzen dicht neben einander stehen, die einen also stark verkleinert, die andern wohl gar vergröfsert sind. Auch das durch die Kleinheit der Wiedergabe bedingte Weglassen einiger zum „Bestimmen" wichtigen Pflanzenteile fällt wieder hier und da auf. Aus diesem Grunde wird es dem Anfänger schwer werden, die Hauhechel (Tafel 25, 5) sicher zu erkennen, da die Hülsen nicht mitgezeichnet sind und die Behaarung zu schwach angedeutet ist, die Nelkenwurz (26, 5), da die unteren Stengelblätter weggelassen, das Kunigundenkraut, die Dürrwurz (38, 3 u. 4) und den Beifufs (45, 3), weil die dargestellten Bruchstücke schlechthin zu winzig sind, auch weil die Rispe des Kunigundenkrauts zu dürftig und zu wenig eben ist. In vielen andern Fällen ist aber diesem Übelstand durch Beigabe einzelner wichtiger Pflanzenteile, besonders vergröfserter Blüten abgeholfen.

Die Farbe ist weniger gut als in der Mehrzahl der Bilder getroffen bei Blutauge (26, 6), Bilsenkraut (29, 3), Giftwulstling (35, 2), Weidenröschen (36, 4) und Vogelknöterich (42, 2). Diese Ausstellungen sind aber geringfügig, verteilt man sie auf 216 Pflanzenbilder und denkt man zudem an die Schwierigkeiten, die sich noch immer dem Farbendruck von Pflanzenbildern entgegenstellen. — Recht erwünscht kommen gewifs vielen die ziemlich zahlreichen Pilzabbildungen, zumal sie recht charakteristisch sind und auch die Auswahl aus der Fülle der Arten praktisch ist. In dem beschreibenden Text hätte aber die Färbung des Sporenpulvers durchweg erwähnt werden müssen.

Im übrigen wandelt Berdrow in seinen Beschreibungen mit Recht auf denselben Bahnen wie im ersten Teil. Das Biologische, zumal Blütenbiologische, ist reichlich berücksichtigt; den Mitteilungen aus der volkstümlichen Pflanzenkunde ist durch Benutzung alter „Kräuterbücher“ ein recht anmutendes Gewand gegeben; auch die ursprüngliche Heimat der Nutz-, besonders Küchenkräuter findet Berücksichtigung. Die ausführliche Darstellung der Trüffel- und Champignonzucht und die Angabe über den Gewinn, den diese Betriebe abwerfen, ist dankenswert. — Angabe der natürlichen Familie und Linnéschen Klasse erleichtern den nebenhergehenden Gebrauch einer Flora. Auch fehlen morphologische Hinweise nicht ganz, wenn sie auch, dem Plane des Buches entsprechend, in beschränkter Ausdehnung auftreten. Gröfsenangaben — wegen des gleichen Formats der Pflanzenbilder besonders notwendig — sind bei den Samenpflanzen durchgängig gemacht, fehlen aber leider bei den Pilzen.

Berdrow versucht, das Mycelium der Pilze durch den Zusatz „so zu sagen die Pilzwurzel“ zu erläutern (S. 174), was, als irreführend, besser vermieden worden wäre. Die Angabe: „Die Zellfäden (der Röhrlinge) schmarotzen auf den verwesenden organischen Stoffen“ (S. 187) trifft gleichfalls nicht das richtige; hier wäre ein genaueres Eingehen auf die eigentümliche Ernährungsweise der Schwämme, die eben kein Schmarotzen ist, am Platze gewesen. Neben den von Berdrow angeführten volkstümlichen Namen für Clavaria flava (S. 189) kommt in den polnisch redenden Gebieten — wenigstens unseres Ostens — die Bezeichnung „baran“ vor, die im Plattdeutschen als „Pilzkebuck“, d. i. Bock der Pilze, wiederkehrt.

Auch dieser zweite Teil des ansprechenden Buches sei als schönes und nützliches Geschenk für alte und junge Naturfreunde und zur Anschaffung für Schülerbibliotheken warm empfohlen.

Allenstein O.-Pr. B. Landsberg.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

August Dühr
† 5. September 1896.

Mehr denn fünfzig Jahre hat der Schulmann, welchem diese Zeilen gelten, in ungeschwächter Kraft und mit segensreichem Erfolge in seinem Berufe gewirkt. Diese Thatsache allein, die in den Annalen unseres höheren Schulwesens zu den seltenen Ausnahmen gehören dürfte, sichert ihm die Teilnahme der Berufsgenossen. Und wir können annehmen, dafs diese wächst, wenn es sich um einen Vertreter unseres Faches handelt, der Zeit seines Lebens seine Aufgabe als ein unentwegtes Streben nach den höchsten Idealen des Lehrberufes aufgefafst hat, der nicht blofs ein vortrefflicher Lehrer, sondern auch ein unermüdlicher Forscher und Gelehrter war, für den Schule und Wissenschaft untrennbar in eins verschmolzen und der seinen Schülern nur das Beste darbot, wozu ihn ein Leben im Dienste der Wissenschaft befähigte. Er war aber auch eine charaktervolle Persönlichkeit, er, der nur für seine Schule lebte und wie in allen Dingen, so auch in der Schule ganz war, was er war. So wird es denn dem Unterzeichneten, der nicht blofs als sein einstiger Schüler bekennen darf, dem Unterricht des Verstorbenen, sondern auch dem späteren Verkehr mit dem edlen und verehrungswürdigen Manne und begeisterten Altertumsfreunde sehr viel zu verdanken, und den unlösliche Bande der Dankbarkeit über das Grab hinaus mit ihm verknüpfen, gestattet sein, zugleich ein persönliches Bedürfnis zu befriedigen, wenn er diesem einen kurzen Nachruf widmet. Ist doch Dühr auch weiten Kreisen kein Fremder, da er nicht nur mit einer ganzen Reihe namhafter Gelehrter und Schulmänner noch fast in seinen letzten Lebensjahren in brieflichem Verkehr gestanden hat, sondern namentlich durch seine griechischen Übersetzungen deutscher Dichtungen wiederholt die gelehrte Öffentlichkeit beschäftigt hat.

August Gustav Friedrich Dühr wurde am 10. Mai 1806 in dem mecklenburg-strelitzschen Städtchen Stargard als Sohn des dortigen Präpositus D. geboren[1]. Seinen Vater hat er nicht gekannt, da derselbe als ein Opfer

[1] Die Daten aus der Zeit bis zu der Berufung D.s nach Friedland sind aus den von der Hand des Greises entworfenen Pagellae de vita mea scriptae entnommen, welche sein jüngster Sohn, Herr cand. theol. Siegfried Dühr, nebst anderen Erinnerungen an den Entschlafenen, seinen Schriften u. s. w. mir freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Ihm sowie Herrn Gymnasialdirektor Dr. J. Strenge in Parchim sei für manche gütige Auskunft über D.s Lebensgang auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

der damals das Land Mecklenburg plündernden Franzosen schon im Jahre 1808 verstarb. Unter der liebevollen Hut der zärtlichen und doch strengen Mutter verlief die Kindheit, unterbrochen nur durch einen längeren Besuch in Rostock, wo der Knabe auch den ersten Elementarunterricht empfing, um dann in die sog. Kantor- oder Rektorschule seiner Vaterstadt einzutreten. Der Schreibunterricht wurde hier nach einer schlechten Methode erteilt, was er selber später als Grund dafür anführte, dafs er es nie zu einer guten Handschrift bringen konnte; freilich berief er sich da auch wohl im Scherze auf das alte Wort: Docti male pingunt. Der lernbegierige Schüler machte schnelle Fortschritte, versäumte aber über den Büchern nicht, sich in der anmutigen Umgebung der alten Obotritenstadt tüchtig herumzutummeln. Da der Knabe den Gesang liebte, so wanderte er auch oft des Winters im tiefen Schnee weit hinaus aufs Land, um als Solosänger bei Leichenbegängnissen sich vier, oft acht 'gute Groschen' zu verdienen. Die Mutter hatte ihn für eine gelehrte Laufbahn bestimmt; daher nahm er Privatunterricht im Latein, der ihm täglich morgens 7—8 Uhr (auch im Winter!) von dem Rektor Weinrich erteilt wurde. Seinen (einzigen) Mitschüler überholte er bald und er konnte noch in Stargard das Griechische beginnen (freilich ohne Accente, die sein Lehrer bekannte selbst nicht zu verstehen!). Ostern 1819 wurde der fast 13jährige Knabe auf das Gymnasium der nur eine Meile von seinem Heimatsorte entfernten Nachbarstadt Neubrandenburg gebracht; die Schule in dem entfernteren Friedland, welche damals den besten Ruf in Mecklenburg hatte und zu der von Verwandten geraten war, wurde also nicht gewählt. Schon in Stargard hatte D. sich in einer lateinischen Ansprache von seinen Lehrern und Mitschülern verabschiedet; so wurde er denn von dem damaligen Neubrandenburger Rektor Prof. Walther zu seiner eigenen grofsen Überraschung in die Untersekunda gesetzt. Der Übergang in die fremden Verhältnisse, besonders das ungewohnte 'Sie' wurde dem Knaben nicht leicht. Dankbar erinnerte er sich noch nach langen Jahren der Neubrandenburger Familien, in denen ihm damals Freitische gewährt wurden. Unter seinen Lehrern gedachte er mit grofser Pietät im späteren Leben des Pror. Fuldner, des Prof. Arnd, der mit dem lernbegierigen Schüler privatim Griechisch und Hebräisch trieb, und Milarchs, dessen Unterricht in der Metrik ihm auf der Universität im Kolleg bei Böckh sehr zu statten kam.

Nach 3½jährigem Besuche der Prima bezog D. Michaelis 1824 die Universität Berlin, wo er sich bei der theologischen Fakultät einschreiben liefs. Doch mehr als die Vorlesungen Neanders und Hengstenbergs fesselte den für das Studium der Altertumswissenschaft trefflich Vorbereiteten der grofse Philologe Böckh, dessen Anregungen für seine wissenschaftliche Richtung dauernd mafsgebend geblieben sind. Auch Schleiermacher beeinflufste den älteren Studenten nachhaltig. Nach Beendigung des siebenten Studiensemesters nahm er eine Hauslehrerstelle an; auf ihr bereitete er sich für das erste theologische Examen vor, das er vor dem Neustrelitzer Konsistorium ablegte. Im Jahre 1830 trat er eine Hauslehrerstelle in Brunn (bei Friedland i. M.) im Hause des Landrats von Oertzen an, eines 'vir nobilissimus et gente et mente'. Er wufste seinen Zögling so weit zu fördern, dafs derselbe in die Ib des Grauen Klosters in Berlin aufgenommen werden konnte. Aufser den alten Sprachen hatte er mit ihm namentlich eifrig Mathematik getrieben, wie er überhaupt 'docendo magis magisque docere

amavit'. So sah er sich denn nach einer öffentlichen Wirksamkeit um. Eine Meldung an das Carolinum in Neustrelitz kam zu spät, auch in eine erledigte Collaboratorstelle zu Parchim wurde er, obwohl er in engere Wahl kam, in Schwerin nicht gewählt. Daher entschlofs er sich, es in Preufsen zu versuchen, und legte zu diesem Zweck in Berlin sein Oberlehrerexamen ab. Zum Glück wurde er aber seinem engeren Heimatlande erhalten. Noch vor Beendigung des Examens pro facultate docendi (unter seinen Examinatoren nennt er Lange und A. Meinecke) kam an ihn der Ruf, den erkrankten Subrektor am Friedrich Franz-Gymnasium zu Parchim zu vertreten.

So siedelte er denn nach Parchim über und wurde am 5. Januar 1835 'introduciert'. Bis Ostern 1840 hat D. hier gewirkt, anfangs als 'Gehilfslehrer', seit Ostern 1836 als vierter Collaborator. Diese Parchimer Jahre sind ihm zeitlebens wert geblieben. An der Spitze der Anstalt stand ein wissenschaftlich ebenso tüchtiger wie persönlich humaner Mann, der Direktor Zehlicke; ihm und seinen Sonnabendabenden, wo im Hause des Direktors für die Kollegen offene Tafel war, hat D. stets ein dankbares Angedenken bewahrt. Auch sonst fand er in dem Kollegium den ihm zusagenden wissenschaftlichen Sinn und anregenden Verkehr, namentlich mit dem Oberlehrer Steffenhagen verknüpften ihn bald Bande der Freundschaft. Auch an dem geselligen Leben Parchims nahm er eifrig teil, auf Bällen und im Kasino fehlte er nie; hier bildete er sich auch zu dem begeisterten Verehrer des Schachspiels heran, der er zeitlebens geblieben ist, wofür u. a. eine Sammlung von gelegentlich verfafsten 'Schachliedern' Zeugnis ablegt. Mit dem Eifer und der Freudigkeit des Lehrers von innerem Beruf widmete er sich dem Unterricht und der Erziehung der ihm anvertrauten Jugend, deren Willigkeit und Gehorsam er noch später rühmte. Es waren die Kleinen, denen seine Arbeit galt. Er unterrichtete Religion in IV (an dem Friedrich Franz-Gymnasium herrschte damals noch das Parallelklassensystem), Rechnen in V, Naturkunde (die ihm als ein so ganz fremdes Gebiet auf seinen Wunsch wieder genommen wurde) in IV, Deutsch in V, Griechisch in IV und Hebräisch in II und I. Abgesehen von dem letztgenannten Unterricht, welcher ihm Gelegenheit gab, seine tüchtige Kenntnis der Sprache des Alten Testaments zu verwerten, forderte seine Parchimer Lehrthätigkeit von ihm das schwere Opfer der Selbstverleugnung. ,Obwohl', rühmt sein Direktor Zehlicke in einem Bericht an das Scholarchat vom 6. April 1840, 'er im höchsten Grade befähigt und geeignet war und daher auch eine sehr lebhafte Neigung in sich trug, dem philologischen und mathematischen Unterricht in den höheren Klassen vorzustehen, widmete er sich doch mit Treue und Unverdrossenheit dem Elementarunterricht mit voller Liebe und Freudigkeit'. So konnte denn auch das Osterprogramm 1840 von ihm berichten, dafs er 'mit gesegnetem Erfolge gewirkt und sich um die Schuljugend ein von dieser durch dankbare Liebe und hingebende Folgsamkeit und von seinen Mitarbeitern freudigst anerkanntes grofses Verdienst erworben' habe. Als er die Anstalt verliefs, sahen ihn Direktor und Kollegen mit Wehmut scheiden. 'Sie konnten der Stadt, der Schule und dem Lehrerkollegium, das ihn gewonnen hatte, zu seinem Erwerbe nur Glück wünschen'.

Nämlich da zu einem Aufrücken am Parchimer Gymnasium nur wenig Aussicht war und in Friedland eine Vakanz eintrat, so meldete sich D. im Winter 1839/40 dahin. Zu Weihnachten legte er in der Aula des dortigen

Gymnasiums seine 'Probelektion' ab (Religion in II, Hebräisch in II, Horaz und Französisch in I, Griechisch in III, Geschichte und Geographie in IV!). Er wurde gewählt und am 28. April 1840 durch den damaligen Rektor Hermann Schmidt (später in Wittenberg) in das Prorektorat eingeführt. Nachdem der mit ihm zugleich in die Anstalt als Konrektor eingetretene Dr. Robert Unger lateinisch über die Notwendigkeit des Lateinschreibens und -sprechens geredet hatte, hielt D. eine gleichfalls lateinische Rede über die Wichtigkeit des Studiums der antiken Sprachen für Gymnasien. Er übernahm das Ordinariat der Tertia samt dem lateinischen, griechischen und deutschen Unterricht, dazu Religion in II, Französisch und alte Geschichte in I, sowie das Hebräische in den beiden oberen Klassen. Diese Fächer hat er im wesentlichen beibehalten (mit kleinen Änderungen, so gab er eine Zeit lang Deutsch in II und den ganzen Geschichtsunterricht in I und leitete längere Zeit die Turn- und Schwimmübungen), bis er im Jahre 1858 infolge des Wegganges des Konrektor Krahner, der in das Direktorat des Gymnasiums zu Stendal berufen wurde, in das Konrektorat aufrückte. Zugleich wurde er Klassenlehrer von Sekunda mit Lateinisch, Deutsch, Französisch, Religion und Geschichte. Dann hat er noch vereinzelt in anderen Klassen ausgeholfen (so mit Rechnen in R. IV, Französisch und Mathematik in III), doch behielt er von jetzt ab den lateinischen und französischen Unterricht in II, zu welchem später der griechische hinzutrat, und den französischen in I samt dem hebräischen bei. Zum 1. Januar 1863 wurde ihm durch den Grofsherzog von Mecklenburg-Strelitz der Professortitel verliehen. Von Natur mit einem starken Körper und einer widerstandsfähigen Gesundheit ausgestattet, so dafs er allen Anstrengungen des Berufslebens und der Studien Trotz zu bieten vermochte, hatte er aus Gesundheitsrücksichten seinen Unterricht nie auszusetzen brauchen: da erkrankte er im Dezember des Jahres 1873 so gefährlich, dafs er für den Rest des Schuljahres vertreten werden mufste. Am 10. Mai 1876 feierte er in völliger körperlicher und geistiger Frische unter herzlicher Anteilnahme der Kollegen und Schüler seinen 70. Geburtstag. November 1878 wurde er von einem schweren Augenleiden heimgesucht, eine harte Prüfung für den noch so geistesfrischen alten Herrn und mit ganzer Seele seinem Berufe ergebenen Lehrer. Erst im Mai 1879 konnte er, nachdem er sich in Berlin einer Augenoperation erfolgreich unterzogen hatte, seinen Unterricht zunächst teilweise, zu Michaelis dieses Jahres wieder im ganzen Umfange aufnehmen. Am 5. Januar 1885 durfte er, was wenigen in unserem Berufe vergönnt sein mag, sein 50jähriges Amtsjubiläum begehen. Ein Festaktus in der Aula, Begrüfsung durch Deputationen von mehreren mecklenburgischen Schwesteranstalten, den früheren Direktor des Gymnasiums, Direktor Dr. J. Strenge-Parchim u. a. m., ein Fackelzug der Schüler und ein gemeinsamer Festkommers erfreuten den hochverdienten Mann an seinem Ehrentage, auf den er mit freudigem Stolz schauen durfte, ebenso innig, wie anderseits dem seltenen Manne diese Ovation herzlicher Liebe und Dankbarkeit Ehre machte. Mit dem Schlufs des Schuljahres schied er denn auch aus der Stellung aus, welcher seine Lebensarbeit während eines halben Jahrhunderts gegolten hatte, und trat in den, in diesem Falle wahrlich wohlverdienten, Ruhestand. Noch zehn Jahre konnte der Greis sich seines otium cum dignitate erfreuen, ja bis zum Jahre 1889 vermochte er noch am Gymnasium denjenigen Unterricht zu erteilen, welcher ihm ganz besonders

ans Herz gewachsen war, den hebräischen. Körperlich ungebrochen und auch geistig noch von einer staunenswerten Regsamkeit, hat er noch an seinem Lebensabende nicht blofs der Erinnerung seiner Lebensarbeit, sondern auch seinen gelehrten Interessen gelebt.

D. konnte auf eine reichgesegnete Lehrthätigkeit zurückblicken. Unübersehbar grofs war die Zahl der Männer, die im Dienste des Vaterlandes, der Gemeinde, der Schule und der Kirche Tüchtiges geleistet und zu angesehener Lebensstellung gelangt waren und die als seine Schüler bekannten, ihm das Beste schuldig zu sein. War er doch auch ein Lehrer von Gottes Gnaden. Wie schon sein Parchimer Direktor von ihm bezeugt, dafs der Brennpunkt seiner segensreichen Thätigkeit ein liebevolles Gemüt gewesen sei, dafs der Ernst der Pflichttreue und die Strenge der Gesetzmäfsigkeit ihm seine aufserordentlichen Erfolge sicherten, so hat auch seine Friedländer Wirksamkeit von diesen schönen Lehrertugenden Zeugnis abgelegt. Ein echter Sohn seines Heimatlandes, verband er mit unverfälschter Wahrhaftigkeit eine gewisse Natürlichkeit und Derbheit, die jedoch nicht verletzte, weil seine Schüler den Kern, der sich unter der spröden Schale barg, wohl erkannten und zu schätzen wufsten. Der pflichttreue und sittlich ernste Mann konnte scharf, ja schroff sein, wo er Mangel an gutem Willen oder gar sittliche Schäden erblickte; aber ebenso liebevoll wandte er sich den ernst Strebenden zu. Die reichen Schätze seines Gemütslebens vermochte aber nur recht zu würdigen, wer als Schüler in näheren Verkehr mit ihm treten durfte, ihm schlofs der sonst so zurückhaltende Mann sein Inneres auf, und weit über die Schulzeit hinaus reichten wohl solche anregende Wirkungen. Durch und durch anspruchslos und schlicht, machte er von sich selbst nicht viel Aufhebens noch liebte er es, seine Gefühle zu zeigen. Und doch, wie hätte der fromme und für alles Grofse und Schöne begeisterte Mann seine Schüler nicht doch bisweilen tiefere Blicke in sein Innerstes thun lassen sollen? Seine im festen Glauben an den gekreuzigten Gottessohn wurzelnde Religiosität und sein tiefer sittlicher Lebensernst wirkten wahrhaft vorbildlich, und seine glühende Vaterlandsliebe entzündete und nährte die Flamme des Patriotismus. Den grofsen Kanzler des neuen deutschen Reichs verehrte er ganz besonders hoch — Bismarcks Bild hatte einen Ehrenplatz in seinem Arbeitszimmer —, und so gab es auch wohl Augenblicke im Unterricht, in denen er seine Schüler für des neuerstandenen Reiches Gröfse und Herrlichkeit begeisterte. Ich erinnere mich noch der Rührung, welche ihn übermannte, als wir Schüler dem teueren Lehrer eine Nachbildung des damals gerade im Teutoburger Walde enthüllten Hermannsdenkmals verehrten; von dem Schöpfer desselben hatte er uns voller Begeisterung erzählt. Für das klassische Altertum beseelte ihn eine aus tiefem Verständnisse für die Schönheit seiner Dichtkunst entsprungene Liebe. So wufste er auch seinen Schülern die Gedankenwelt der Griechen und Römer zu erschliefsen und die alten Schriftsteller auch für das spätere Leben wert zu machen. Gern las er mit vorgerückteren Schülern privatim die Dichtungen des Sophokles. Meisterhaft verstand er es, die Weisheitsschätze der Alten zu erklären, die Gestalten der homerischen Dichtung schienen ihm liebe Freunde zu sein. Wie er allem äufseren Gedächtniswesen abhold war, so drang er im Sprachunterricht überhaupt auf ein gründliches Verständnis von Form und Inhalt. Ein gründlicher Kenner der alten Sprachen, überhaupt ein feiner Kopf in grammatischen

Dingen, begnügte er sich nie damit, seinen Schülern die Sprachkenntnisse mechanisch zu vermitteln, sondern leitete sie dazu an, soweit ihr Verständnis reichte, sich über die Gründe der Sprachgesetze Rechenschaft zu geben. Im französischen Unterricht führte er mit Vorliebe die Formen und syntaktischen Erscheinungen auf das Lateinische zurück und pflegte so den geschichtlichen Sinn in seinen Schülern. Eine besondere Vorliebe hatte er von jeher für den hebräischen Unterricht. Diese Sprache beherrschte er so gründlich, dafs es ihm ein Leichtes war, auch schwere Texte unpunktiert zu lesen (eine Übersetzung des Neuen Testaments ins Hebräische hatte er begonnen, als Fr. Delitzsch die seine herausgab und ihn dadurch von einer Fortsetzung zurückhielt). So gab er seinen Schülern tüchtige Kenntnisse in diesem Fache mit auf die Universität. Er hatte sich — wenigstens in den letzten Jahrzehnten — die hebräischen Lektionen auf die freien Nachmittage gelegt und erteilte sie in seiner Wohnung. Der Schlafrock und die lange Pfeife vervollständigten das Bild des gemütlichen Verkehrs, in dem er hier mit seinen Schülern stand. Die Freudigkeit, welche er gerade diesem Unterricht zuwandte, ging auf sie über, und sie kamen gern zu dem wohl strengen, aber doch so liebenswürdigen Lehrer. Da kam es wohl auch vor, dafs er ihnen Interessantes aus der Fachlitteratur vorlas und mit der ihm eigenen Wärme auf die wissenschaftlichen Fragen des Hebräischen, die ihn gerade beschäftigten, einging. Tiefe Eindrücke haben sie von da mitgenommen, mancher hat für seine späteren wissenschaftlichen Studien dort die Richtung gewonnen.

D. konnte auf seine Schüler nachhaltig wirken, weil er zugleich ein eifriger Gelehrter war. Er stand dem Unterricht nicht mit kühler Objektivität gegenüber, sondern er lebte und webte in ihm mit der ganzen Stärke seines Gefühlslebens und mit dem Ernste seines Forschergeistes. Was er lehrte, war in gewissem Sinne Selbsterlebtes, er konnte seinen Schülern stets von seinem Eigenen geben. Seine wissenschaftliche Thätigkeit hat denn auch manche schöne Frucht getragen. Wie er ein gründlicher Kenner Pindars und der Tragiker war, so hatten ihn metrische Fragen frühzeitig beschäftigt. Abgesehen von seinen zahlreichen, in griechischer Kunstform verfafsten Gedichten sind auch die einer metrischen Übersetzung der I. Ol. Ode Pindars beigegebenen Ausführungen im Osterprogramm des Friedländer Gymnasiums vom Jahre 1865, sowie die Abhandlung über Metrik und Rhythmik im Programm vom Jahre 1885 Ergebnisse seiner eingehenden metrischen Studien. Seiner Beschäftigung mit der griechischen Grammatik entstammt die Abhandlung über die Accentuation der Krasis im Griechischen im Programm vom Jahre 1878. Auf dem Gebiete der römischen Litteratur war von ihm schon im Jahre 1847 als Programmabhandlung eine Übersetzung der VI. Satire des Persius und eine Dissertatio de discrimine, quod intercedit inter satiram Persianam et Horatianam erschienen. Seinen französischen Sprachstudien entsprang eine Veröffentlichung des Textes der altprovençalischen Nobla leyczon nebst Übersetzung und erklärenden Noten (sprachl. Art) im Programm von 1869, sowie in den Programmen von 1852 und 1859 Bemerkungen zu Hirzels französischer Grammatik. Endlich mag von seinen wissenschaftlichen Arbeiten noch eine Übersetzung und Studie über das hebräische Deboralied (Richter 5) im Programm des Jahres 1865 erwähnt sein. Aber auch sonst hatten seine Studien einen ebenso erstaunlichen Umfang, wie sie Gründlichkeit und Tiefe besafsen. Einen Briefwechsel über wissen-

schaftliche Fragen führte er u. a. mit dem gleichaltrigen Professor F. V. Fritzsche in Rostock, und noch bis in die 90er Jahre stand er in regem brieflichen Verkehr über Fragen der hebräischen Grammatik mit Professor Kautzsch in Halle. So gab der Greis an wissenschaftlichem Interesse dem Manne nichts nach. Selbst die neueren Fortschritte der Altertumswissenschaft blieben ihm nicht fremd. Die epochemachenden Ausgrabungen seines Landsmanns Heinrich Schliemann interessierten ihn auf das lebhafteste. Durch die Vermittelung einer gemeinsamen Bekannten kam es in den 80er Jahren zu einem Briefwechsel zwischen beiden Männern. Unter D.s Nachlasse finden sich, sorgsam in einer Mappe geordnet, fünfzehn Briefe Schliemanns aus der Zeit vom 14. Januar 1882 bis zum gleichen Datum 1890 (!). S. sandte ihm aus Troja als *μνημόσυνα τῆς Ἰλίου* Spinnwirteln (*τρία*, schreibt er dazu, *ἐν τῇ τρίτῃ, τῇ κεκαυμένῃ πόλει, τῇ ὁμηρικῇ Ἰλίῳ ὑπ' ἐμοῦ εὑρεθέντα ἀτέχνως γεγλυμμένα σπονδυλοειδῆ σκεύη, οἷσπερ ἀναμφισβήτως εἰς ἀναθήματα τῇ πολιούχῳ θεῷ τῇ Παλλάδι Ἀθηνᾷ Ἐργάνῃ ἐχρῶντο*), aus Athen das Bild seiner Familie und seines dortigen Wohnhauses. D.s eigene Briefe an Schliemann liegen zum Teil in Abschrift bei. Sie sind alle in echtem klassischen Griechisch geschrieben und verraten gediegene Sprachkenntnisse, so dafs S. nicht mit Unrecht urteilt: *ἦ μὴν πάντες ἡμεῖς τὴν σὴν περὶ τὴν ἑλληνικὴν λέξιν θαυμασίαν δεινότητα ἐκπληττόμεθα.*

Nicht minder als auf die Wissenschaft gingen D.s Neigungen auf die Kunst. Wie er ein Freund der Musik war — noch in den letzten Wochen seines Lebens setzte er sich an das Klavier, um daraus Trost im Leiden und Erquickung zu schöpfen —, so war er ein begeisterter Verehrer und feinsinniger Kenner der Dichtkunst. Ja er war selbst ein Dichter: siebenzig Gelegenheitsgedichte in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache vereinigt seine Sammlung, der er als Motto Schillers Wort vorgesetzt hat: 'Wenn ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt, glaube nicht (sic!) Dichter zu sein!' So urteilte der bescheidene Mann selber, andere haben seiner Kunst mehr Anerkennung gezollt. Kein Geringerer als Alexander von Humboldt rühmt in seinem Dankschreiben (d. d. 10. Juli 1855 'nachts') für ein schwungvolles alcäisches Gedicht, das diesen grofsen Mann feiert: 'Sie haben — mein ganzes unvorsichtig kühnes Unternehmen des Kosmos in seiner gegliederten Folge geschildert, planmäfsig genauer entwickelt, als ich es in ungebundener Rede je zu thun imstande gewesen wäre: dabei, und das ist ein seltenes Verdienst Ihrer schwierigen Komposition, sinkt die Sprache in den philosophischen Anklängen nicht zur beschreibenden dichterischen Prosa herab; die hohe Begeisterung, welche das geordnete Weltall erregt, strömt gleichmäfsig durch das ganze Gedicht einher'. In der That zeigen auch die meisten übrigen seiner deutschen Gedichte, dafs es nicht ein Versemacher war, der sich in ihnen versuchte, sondern wahres und tiefes Gefühl, feinsinnige Gedanken und eine seltene Beherrschung von Metrum und Dichtersprache zeichnen sie mehr oder weniger aus. Wie die pietas für das innerste Wesen dieses Mannes charakteristisch ist, so sind auch seine Gedichte samt und sonders pignora pietatis, der Verehrung und Freundschaft, welche ihn mit seinem grofsen Verwandtenkreise und mit gleichgesinnten Männern verband. Herrscht in den Gedichten der früheren Zeit das alcäische Versmafs, das er meisterlich handhabte, vor, so wählte D. später mit Vorliebe den Jambus, teils in Ottaven, teils in Tri-

metern. Auch eigens komponierte Festgesänge und scherzhafte Sachen, die dem Schachspiel gelten, finden sich. Mit besonderer Vorliebe dichtete der Gelehrte in der Sprache des Horaz, ja er verstand es, und darin ist er wohl ziemlich einzigartig, die griechische Dichtersprache eines Pindar und eines Alcäus zu neuem Leben zurückzurufen. Den durch gleiche gelehrte Studien mit ihm Verbundenen sandte er wohl zur Verherrlichung ihrer Festestage lateinische Oden in dem schwungvollen alcäischen oder sapphischen Versmaſse oder in Distichenform. Sie sind es fast ohne Ausnahme wert als Zeugnisse einer geradezu staunenswerten Beherrschung der lateinischen Verstechnik und Dichtersprache weiteren Kreisen im Druck zugänglich gemacht zu werden. Doch ganz einzigartig dürfte wohl D.s Kunst in der Aneignung der originalen griechischen Kunstform dastehen. Seine *ποιημάτια* beginnen mit einer alcäischen Ode von 27 Strophen im lesbischen Dialekt, die er an seinen hochverehrten Lehrer A. Böckh zum 50jährigen Doktorjubiläum richtete. Von den übrigen sechsundzwanzig griechischen Festgedichten zeigen noch vierzehn die gleiche Strophenform, daneben begegnen als Metrum der daktylische Hexameter, das Distichon, die Formen des Anakreontikon und des Skolion und endlich das Versmaſs der I. Ol. Ode Pindars, in welchem er u. a. 1864 dem Genius *Σχακεσπεαρίου τοῦ πάνυ* eine begeisterte Huldigung darbrachte.

Daſs es den für alle Poesie so empfänglichen Mann drängte, auch aus fremden Zungen und fernen Zeitaltern sich das Wertvollste mit Hilfe seiner Kunst anzueignen, beweist er durch die vortreffliche Übertragung des herrlichen Deboraliedes, auf welche schon oben hingewiesen wurde. Und es ist kein Wunder, daſs er sich auch sonst in der poetischen Übersetzung in die Muttersprache versucht hat. D. hat sich aber auch den Ruhm erworben, deutsche Dichtungen in die fremde Sprache, nämlich die griechische, zu übertragen. Nicht als ob er hier bloſs Gelegenheit suchte, sein sprachliches und metrisches Talent zu bethätigen und dem Erzeugnisse deutschen Geistes ein fremdes Gewand umzuhängen, er hat seine Aufgabe tiefer erfaſst und das deutsche Gedicht in seine künstlerische Heimat zurückgeführt.

Dazu luden ihn ganz besonders Geibels 'Erinnerungen an Griechenland' ein. In der Sammlung '*Ἐμμανουὴλ Γειβελίου Ἀναμνήσεις Ἑλλαδικαί. Ἐν Στρηλιτίᾳ τῇ Νέᾳ παρὰ Θεοφίλῳ Βαρνηουιζίῳ αωξζ*' hat D. diese lyrischen Ergüsse eines rechten Sohnes der hellenischen Erde zu Griechenliedern auch in Form und Sprache der Alten gemacht. Hören wir Geibels Urteil über D.s Übersetzungskunst; er schreibt diesem in einem Briefe vom 25. November 1867 u. a.: 'Ich kann Ihnen das eigentümliche Gefühl nicht beschreiben, mit welchem ich diese leichten Lieder im Faltenwurfe der antiken Gewandung wieder erblickte; so mag der Vater den von langer Reise zurückgekehrten, verwandelten und selbständig gewordenen Sohn mit Wohlgefallen betrachten. Der Rhythmus scheint mir durchweg glücklich getroffen und die oft wörtlich treue Wiedergabe des Originals bewunderungswürdig. Ein weiteres Lob würde Anmaſsung sein, da meine Kenntnis des Griechischen zur Zeit nicht über das Maſs hinausgeht, das ein gebildeter Laie aus seinem Schulsack ins Leben mitzunehmen pflegt; ich lese eben noch meinen Homer und dann und wann mit Hilfe des Lexikons ein Sophokleisches oder Euripideisches Stück. — Verzeihen Sie, wenn ich in bescheidener (!) Erwiderung Ihres lieben Ehrengeschenkes Ihnen ein paar Gedichte aus neuester Zeit zu

bieten wage. Ich weifs, dafs die grofsen vaterländischen Geschicke auch Ihr Herz bewegen, und so darf ich mich wohl der Hoffnung hingeben, dafs Ihnen wenn auch nicht überall die Dichtung, doch die darin ausgesprochene Gesinnung zusagen werde'. Geibel übersandte die mit eigener Hand sorgfältig geschriebenen Gedichte 'Am Jahresschlusse 1866: Hast du endlich allverständlich', 'Den Bauleuten bei Eröffnung des norddeutschen Reichstages. Februar 1867: Nun aus Ost und West der Sturm', 'Was wir wollen. April 1867: Was soll dies Spiel der List', 'Aus den Tagen von Salzburg. August 1867: Deutsches Volk, was säumst du länger?' und 'Ein Ruf über den Main. Oktober 1867: Nun steht das Haus gezimmert'. Schon vorher hatte er die Übertragung von Horaz Epod. VII: 'Wohin, wohin, Vermess'ne (sic!), stürmt ihr? Warum reifst', der Sapphischen Ode: 'Die du thronst auf Blumen, o Schaumgeborne' und die Ibykusfragmente: 'Frühling ward es, und wieder blüht', 'Wieder unter schwarzen Wimpern' D. zugeschickt. Sie sind alle in das klassische Liederbuch aufgenommen. Doch datiert der Briefwechsel beider Männer aus noch früherer Zeit. Zu Geibels Ode: 'Am 18. Oktober 1863: Den Tag des Ruhms zu feiern am Siegesmahl' hatte D. dem Dichter eine griechische Übersetzung überreicht, die mit den Worten beginnt: *Στέψαι κύπελλον τοῖσδ' ἐπινικίοις Μοῖσαν κελεύμαν ἀδυθρόον θεάν.* Geibel schrieb damals: '— Denn that es mir schon wohl, in einem gediegenen an der Betrachtung des hellenischen Altertums vollgereiften Geiste einen Genossen vaterländischer Gesinnung und der sich mir mit Allgewalt aufdrängenden Anschauung zu finden, so mufste es mir eine doppelte Freude gewähren, das eigene Gedicht mit seltener Kunst umgestaltet und es doch in allen Hauptzügen völlig unversehrt im Spiegel desjenigen Idioms wiederzuerblicken, von dem ich, einem innern Zuge nachgebend, diesmal die Form entlehnt hatte. Ich bin freilich nicht mehr Philolog genug, um Ihrer bewunderungswürdigen Leistung in alle Feinheiten folgen zu können, so viel aber ist mir von meinen immer mit Vorliebe und zum Teil an Ort und Stelle betriebenen griechischen Studien übrig geblieben, dafs ich den wirkungsvollen Gesamteindruck Ihrer schönen Nachdichtung froh und dankbar aufzunehmen vermochte. Zugleich hat Ihr freundlich anerkennendes Wort dazu beigetragen, mir die letzten, immer noch genährten Zweifel an der Zulässigkeit antiker Odenformen im Deutschen zu zerstreuen; ich komme von Tage zu Tage mehr zu der Überzeugung, dafs sie, namentlich wo es die Behandlung eines vorzugsweise gedankenhaften Stoffes gilt, uns kaum durch ein einheimisches Mafs zu ersetzen sind. Wenn das Volk sie nur zu lesen wüfste!' Von allgemeinerem Interesse ist auch mancher andere der in den 60er und 70er Jahren an den 'Freund' geschriebenen Briefe, welche sich mehrfach mit der Stellung des Dichters zu der Schleswig-Holsteinischen Frage und mit seinem körperlichen Ergehen beschäftigen. Nur ein ästhetisches Urteil G.s sei hier noch angeführt. D. hatte sich mit der Frage einer plattdeutschen Übersetzung der homerischen Dichtungen befafst (sein Sohn, Dr. August D., hat diesen Gedanken vor kurzem in die Wirklichkeit übertragen[1]), und G. schreibt hierüber am 29. April 1869: 'Über die Möglichkeit

[1]) Dieselbe hat dem Verf. warme Anerkennung eingetragen, doch hat es auch an absprechender Beurteilung nicht gefehlt. Offenbar unberechtigt ist der Vorwurf, dafs Dührs Sprache gar kein Plattdeutsch sei, weil — sie nicht

einer plattdeutschen Homerübersetzung in Prosa traue ich mir kein Urteil zu. Dergleichen Probleme werden nur durch die That gelöst. Auf den ersten Blick freilich scheint Theokrit dem Idiom unseres Landvolkes näher zu liegen'. Erst am 27. Juli 1882 haben beide Männer sich von Angesicht zu Angesicht gesehen. D. besuchte den im Seebade Travemünde weilenden kranken Dichter und wurde von ihm, der sonst alle Besuche ablehnte, angenommen. Noch im Jahre 1883 hat D. ein Geibelsches Gedicht, das Idyll Eutin, in homerischer Sprache klassisch übersetzt, er sandte diese Übertragung als Ehrengabe zu der Enthüllung des Joh. Heinr. Vofs-Denkmals. Unter dem seiner Sammlung einverleibten Exemplare finden sich die Worte: 'Nunc itaque et versus et caetera ludicra pono! a. 1885', darunter wieder vom Jahre 1886 ein 'Nondum!'

In der That veröffentlichte der Greis zum Staunen der gelehrten Welt noch im Jahre 1888 das Meisterwerk seiner Übersetzungskunst, Goethes Hermann und Dorothea in griechischer Sprache! Hier schien noch mehr als in Geibels Dichtung die klassische Kunstform zur Übertragung in das Griechische aufzufordern. War es doch nicht blofs die in unzähligen Einzelheiten an das homerische Vorbild erinnernde epische Dichtersprache, sondern auch die homerische Plastik und die homerische Naivetät der Goetheschen Gestalten und Situationen, welche ihn zur Rückführung dieses Epos in die Sprache Homers antrieben. Und bewundernswürdig ist dieses Denkmal der Gelehrsamkeit und der poetischen Produktivität D.s, würdig trat es der Kockschen Übersetzung der Iphigenie Goethes an die Seite. Es ist mir nicht bekannt, wie weit die Vorarbeiten zu diesem Werke zurückdatieren, der Hauptsache nach ist es im Laufe des Jahres 1887 entstanden. Aber welche Summe angespanntesten Fleifses, welche Schaffenskraft steckt in dieser Arbeit, welche wunderbare Geistesfrische mufs der schon mehr als

---

der Reutersche mecklenburg(-schwerin)sche Dialekt sei. Im allgemeinen wird man den Gründen, welche Dühr in der Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht VII S. 180ff. für sein kühnes Unternehmen geltend macht, seine Zustimmung nicht versagen können. Eine kleine, wenigstens Versbau und Sprache veranschaulichende Probe, Il. IV 311ff., möge hier Platz finden:

Schmunzelnd em gewohrt' de mächt'ge Heereskönig Agamemnon,
Und sin' fründlich Würde flögen an de ollen Uhren ran:
„Wenn, oll Herr, as Jünglingsmaud di in dat frische Hart deiht lewen,
Knee und Bein' so wullen mit doch und de Kraft wir frisch doch blewen!
Doch dat Öller kriggt s' all unner, as ok di nu'; ick wull denn doch,
Dat dat mücht' 'nen annern gellen und dat du to d' Jungen tellt'st noch!"
Und de olle Reis'ge Nestor nickköppt d'rup und gaww em Antwurt:
„Je, dat segg man mal! Wat wull ick leiwer! Oft heww ick dt' bedu'rt,
Dat d't mit mi nich so mihr is as süs; ja, ded ick so noch wesen
As to de Tid, as den starken Eurythalion, 'nen Helden uterlesen,
Dal ick schlög! Doch pleg'n de Götter all ehr' Gawen nich tosamen
An de Minschen to vergewen. Jung wir 'k dunn; doch nu is kamen
Äwer mi dat Öller. Doch bün unner Rofs und Reisige ok so
Ick noch ümmer girn mit Rad und Red, so as dat kümmt de Ollen to.
Lanzen breken lat 'k de Jungen, de wid nah mi süud geburen
Und ehr' Körperkräft' to wisen as Soldaten blot man luren".

80jährige Mann noch besessen haben, als er dies monumentum summae eruditionis schuf! Es wurde D. nicht leicht, für die Dichtung einen Verleger zu finden. Eine Zeitströmung, welche in einem solchen Werke höchstens eine gelehrte Spielerei zu sehen geneigt ist, stellte demselben nur einen geringen Leserkreis in Aussicht. Perthes in Gotha übernahm den Verlag unter der Bedingung, dafs auf dem Wege der Subskription dem Werke eine genügende Beteiligung des gelehrten Publikums zugesichert würde. Mit bangen Erwartungen sah D. dem Ausgange des Unternehmens, für welches sein Schwiegersohn, Direktor Dr. J. Wychgram in Leipzig, unermüdlich thätig war, entgegen. Und es wurde ihm eine Enttäuschung erspart. Noch gab es Freunde des klassischen Altertums genug, welche mit Freuden auf dieses Werk des in seiner Art einzig dastehenden Kenners griechischer Sprache und Dichtkunst subskribierten. Es erschien denn auch unter dem Titel: 'Goethes Hermann und Dorothea. Ins Altgriechische übersetzt von Prof. Dr. A. Dühr. Gotha, Friedr. Perthes, 1888'. Dem Ausgraber Trojas, H. Schliemann, und seiner Gattin Sophie ist es gewidmet. Kock hatte bei seiner Übersetzung der Goetheschen Iphigenie immer noch den Vorteil des griechischen Stoffes, D. hatte einen modernen Stoff, das Leben und die Anschauungswelt einer deutschen Kleinstadt des Ausganges des 18. Jahrhunderts in die altgriechische Sprache zu übertragen. Dazu bedurfte es nicht blofs einer tüchtigen Beherrschung der epischen Sprache Homers, sondern auch der Kunst, die Goetheschen Gestalten und Gedanken der Empfindungswelt des griechischen Altertums anzupassen. Die Hauptsache hat da ja freilich der Dichter selbst schon gethan, doch kamen für diesen mehr Form und poetischer Gehalt in Betracht. Soweit solche Schwierigkeiten überhaupt zu bewältigen sind, hat D. sie glänzend überwunden.

Es sei gestattet, den Anfang des Gesanges *Πεπρωμένη καὶ ἐλεημοσύνη* herzusetzen:

Οὔ ποτ' ἐρήμας ὧς τοι ὄπωπ' ἀγορὴν καὶ ἀγυίας,
εἴποις δ' ἂν κεκορῆσθ' ἠδ' ἐξαποτεθνάμεν ἄστυ·
οὐ πεντήκονθ', ὡς δοκέει, ἐλίποντο πολιτέων.
ὢ πολυπρηγμοσύνης· ὁρμῶσι τροχῶσι θ' ἅπαντες
5 *αὔτως θηεῖσθαι φυγάδων ταλάνων στόλον οἰκτρόν.*
ἦ μακρὸν μὲν ἄπεστιν ὁδός, τὴν κεῖνοι ἴασιν,
καδ' δ' ἔδραμον θερμῆσι μεσήμβριοι ἐν κονίησιν·
οὔ κεν ἐγὼ κινοῖμι πόδ' ἄλγεα εἰσοράασθαι
ἀνδρῶν τῶνδ' ἐσθλῶν, οἳ χρήματα νῦν σώσαντες
10 *δύσμοροι ἠδ' ὄχθας καλὰς Ῥήνοιο λιπόντες*
δεῦρ' ἔφυγον διελευσόμενοι μυχὸν ἄφθονον ἠδέ
ἄγκεος εὐκάρποιο πτύχας γουνούς τ' ἀπόδημοι.
εὖ μάλ' ἐπισταμένως τε, φίλη γύναι, υἱὸν ἀφεῖκας,
φάρεα σὺν λακίδεσσι λίνου, βρῶσίν τε πόσιν τε
15 *τοῖς δειλοῖς δόμεναι· τόδε γὰρ χρέος ὀλβίου ἐστίν.*
ὡς δεινός τοι παῖς ἐλάαν δαμάαν τέ μοι ἵππω·
ἦ καλὴ δὴ ἅμαξα νέη, ῥέα δ' ἐν δίφροιιν
ἕζοιντ' ἂν πίσυρες, πρὸς δ' ἡνίοχος ὀκρίβαντι,
νῦν παῖς οἷος ἔλασσ', ὡς δ' εὖ ὅ γε ῥίμφα τε κάμπτει.
20 *ὣς προσέειπ' ἄλοχον προθύροις ἔνι ἥμενος οἴκου*
πανδόκος εὔκηλος χρυσέῳ γε λέοντ' ἐπισήμου.

Am dankbarsten konnte wohl das neugriechische Volk für diese Gabe sein, welche ihm das Kunstwerk des gröfsten deutschen Dichters durch den berufensten Übersetzer zu eigen machte. Wie weit ihm dort Anerkennung zuteil geworden ist, weifs ich nicht. Jedenfalls hat der schöne Grufs, welchen der über die Verbindung der Schwester des deutschen Kaisers mit dem Erben des hellenischen Königsthrones hocherfreute Greis dem Kronprinzenpaare zur Vermählungsfeier nach Athen sandte, ein Epithalamium in alcäischer Strophenform, dort nicht den Anklang gefunden, den man billigerweise hätte erwarten sollen. Schliemann schrieb ihm freilich (aus Paris, August 1888): '*Ἣν ἐρώτησάς με πρὶν περὶ τούτου, σφόδρα Σε ἀποτρέψαιμι ἂν τοῦ παντάπασιν ἀνωφιλίμου καὶ ἀχαρίστου ἔργου, ἀφ' οὗ οὐδέποτε οὐδεμίαν ἀπολήψῃ χάριν*'. Glücklicherweise ist dies wohl das einzige seiner zahlreichen Gedichte, welches seinen Hauptzweck, zu erfreuen und zu beglücken, verfehlt hat. Noch einmal hat der Greis seitdem in die Saiten gegriffen, um einen lieben Freund zur Silberhochzeit zu begrüfsen: das griechische Gedicht — vom 10. Februar 1890 — ist nicht gedruckt worden, eine Abschrift, vom Verfasser selbst mit zitternder Hand geschrieben, liegt der Sammlung seiner *ποιημάτια* bei; es schliefst:

Δοίη δ' οὖν αὐτὸς δηρὸν ἔτι οἶκον ἐχόντοιν
σφῶιν ἀπήμαντον τὸν βίοτον διάγειν
ἠδ' ἦμαρ χρύσειον ἰδέσθαι, Σοὶ δ' ἀφικέσθαι
πενταχονταετοῦς τέρμα διδασκαλίης.

(Feci horis antemeridianis d. IX. m. Februarii a. 1890.)

So hat sich D., auch darin reich begnadigt, bis in sein höchstes Alter den wissenschaftlichen Sinn und die Freude am geistigen Schaffen, aber auch die lebendige Anteilnahme an den Geschicken des Vaterlandes bewahrt. Vor mir liegt ein Brief vom 18. März 1888, aus dem ich eine für die Gesinnung des teueren Mannes bezeichnende Stelle hersetzen möchte: '— Wer heute Briefe schreibt, kann den Verlust unseres teueren Kaisers nicht unerwähnt lassen. Ich habe seit der Stunde, wo die Kunde von dem Heimgange des ersten protestantischen Kaisers — Erb-, nicht Wahlkaisers! — auch nach Friedland kam, fast keinen anderen Gedanken gehabt, als das, was jetzt nicht Deutschland allein, sondern die ganze zivilisierte Welt bewegt. Solch einen Herrscher, wie wir Deutsche an Kaiser Wilhelm gehabt, sah die Geschichte noch nicht: ihm kommt nicht Friedrich der Grofse, nicht der grofse Kurfürst, nicht Friedrich Barbarossa, nicht Karl der Grofse gleich! — Ein wahrer Siegesheld und auch Friedensfürst, und des Friedens Hort! Die letzten Lebensstunden, sie waren erbaulich; ich habe die Berichte über sein seliges Sterben nicht ohne Thränen lesen können. Wie schön und einfach wahr, ergreifend hat Kögel im Dom an dem Sarge vor der hohen Trauerversammlung geredet! — Wer so lebte und so stirbt, der stirbt wohl! — —'. Erst nachdem D. das 85. Lebensjahr überschritten hatte, machten sich die Gebrechen des Alters fühlbarer. Im Oktober 1891 klagte er mir in einem Schreiben (von der Hand eines seiner Angehörigen): 'Die schwerste Last, welche das Alter mir bringt, ist das Nachlassen der Sehkraft, lesen und schreiben kann ich gar nicht mehr, doch, Gott sei Dank, meinen Weg noch überall allein finden. Im übrigen geht es mir leidlich wohl'. Seit dieser Zeit hat er denn auch die Feder nicht mehr angesetzt. Anfangs liefs er sich noch gern aus Horaz und Homer vorlesen, doch schwand all-

mählich auch dafür das Interesse. Der körperlich noch rüstige Greis litt viel an Schlaflosigkeit. Da fand er denn wohl Trost in religiösen Betrachtungen, auch Schriften wie Ahlfelds Buch über das Alter und E. Curtius' Rede über das gleiche Thema liefs er sich immer wieder gern vorlesen. Viel weilte er auch in seinem schönen Garten, welcher hinter dem Hause an der 'Fischerburg', das ihm seit vielen Jahren zu eigen gehörte, lag, und rauchte hier immer noch mit Behagen seine Zigarre. In seinem Studierzimmer blickte er wohl mit stiller Wehmut auf seine geliebten Bücher und äufserte sich besorgt über ihr ferneres Schicksal, im übrigen hatte er auch am Vorlesen das Interesse verloren. Am 31. August 1896 wurde er von einem Gehirnschlage betroffen, acht Tage später verschied er sanft, friedlich schlummerte er in ein besseres Leben hinüber. Die Bibelworte 1. Joh. 3, 2 und Ps. 90, 10, die ihm ganz besonders teuer gewesen waren, bildeten den Text der Grabrede, welche ihm der seinem Hause befreundete Geistliche hielt. Ja, köstlich war dies Leben gewesen, köstlich in dem Sinne, wie man das Bibelwort nach der Lutherschen Übersetzung versteht, denn angestrengte Arbeit bildete seinen Inhalt; köstlich war dies Leben aber auch, weil es allzeit den höchsten Gütern, die der Mensch sein eigen nennen kann, zugewandt war und weil es überreich an Segen auch für andere gewesen ist.

In seinem Hause hat es ihm neben reichem Glück nicht an Leid gefehlt. Seine erste Lebensgefährtin, mit der ihn Bande der innigsten Liebe verknüpften, wurde ihm durch den Tod entrissen, nachdem sie ihn mit zwei Söhnen und zwei Töchtern beschenkt hatte. Doch erblühte ihm durch die Schliefsung einer zweiten Ehe, aus der ein Sohn entstammt, neues Glück. Sein Verwandtenkreis war ein sehr grofser, und er pflegte alle diese Beziehungen eifrig. Den harmlosen Freuden des Lebens keineswegs abgeneigt, lebte der treffliche Mann doch lediglich der Schule und der Wissenschaft. Für das moderne Wirtshausleben fehlte es ihm schon an Zeit, auch mochte es ihm zu wenig gehaltreich erscheinen. Dagegen unterhielt er einen regen Umgang mit Männern, mit denen ihn die gleichen Interessen verbanden. So stand er in eifrigem persönlichen Verkehr mit seinen Direktoren Rob. Unger und J. Strenge. Und eine solche Verbindung löste auch räumliche Trennung nicht, sie dauerte bis zum Lebensende fort. So schwer sich der wenig zugängliche Mann anschlofs, so treu hielt er zu denen, deren Wert er erkannt hatte. Auch den brieflichen Verkehr mit anderen Gelehrten und Schulmännern pflegte er bis in die letzten Jahre hinein.

Dühr war noch einer jener Schulmänner, welche in ihrem Berufe ganz aufgingen, freilich nicht in seinen Äufserlichkeiten, sondern in seinem innersten Kern, der ihm nichts anderes war als die Pflege der Wissenschaft. Mit ganzer Treue hat der teuere Mann diesem seinem Berufe nicht blofs gedient, er hat ihm in Wahrheit gelebt. Wir können daher diese Aufzeichnungen aus dem Lebensbilde des Verewigten passend schliefsen mit dem Prophetenworte Dan. 12, 3, welches er einst selbst einem Freunde in poetischer Form zugerufen hat, und das sich auch an ihm erfüllen wird:

Οὕτως προφατᾶν ἐκτελέσεις λόγους·
διδάσκαλοι γ' ὡς ἀστέρες οὐρανοῦ
λάμψοντι, πιστοῖς τ' ἐς τελευτάν
κεῖθι θεὸς στεφάνωμα δώσει.

Ohlau. Paul Dörwald.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. C. Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. XII. Jahrgang (1897). Berlin 1898, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). 13 M.

2. J. Schmidt, Das Gesetz der deutschen Prosa. Mahnung für Schriftsteller und Journalisten. Wien 1898, Verlag von Friedrich Beck. 16 S.

3. Karl Krauses Deutsche Grammatik für Ausländer jeder Nationalität mit besonderer Rücksicht auf ausländische Institute im Inlande und deutsche Institute im Auslande neu bearbeitet von Karl Nerger. Fünfte, verbesserte Auflage. Berlin 1898, W. Werthers Verlag. VIII u. 279 S. 4 M, fein geb. 4,80 M.

4. Karl Krauses Deutsche Grammatik für Ausländer. Auszug für Schüler. Nach der fünften, verbesserten Auflage bearbeitet von Karl Nerger. Berlin 1898, W. Werthers Verlag. VIII u. 200 S. geb. 2,40 M.

5. J Wulff, Lateinisches Lesebuch für den Anfangsunterricht reiferer Schüler, nach Perthes' Lateinischen Lesebüchern bearbeitet. Zweite Auflage. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. XII u. 75 S. Hierzu gehört:

6. J. Wulff, Wortkunde zu dem Lateinischen Lesebuche für den Anfangsunterricht reiferer Schüler. Zweite Auflage. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. 156 S. Beide Bücher zusammen geb. 3,40 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1896 S. 133.

7. Die neugefundenen Lieder des Bakchylides. Text, Übersetzung und Kommentar von Hugo Jurenka. Wien 1898, A. Hölder. XX u. 162 S. gr. 8. 7 M.

8. Euripidis fabulae. Ediderunt R. Prinz et N. Wecklein. Vol. II pars 2: Supplices, ed. N. Wecklein. Leipzig 1898, B. G. Teubner. 67 S. gr. 8. 2 M.

9. E. von Sallwürk, Fünf Kapitel vom Erlernen fremder Sprachen. Berlin 1898, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder). IV u. 87 S. 1,40 M.

10. H. Bihler, Die historische Sprachforschung im französischen Unterricht der Gymnasien. Progr. Freiburg i. B 1898. 17 S. 4.

11. Boileau, L'art poétique. Edited with introduction and notes by D. N. Smith. Cambridge 1898, The University Press. XXXII u. 104 S. kl. 8. geb. 2 sh. 6 d.

12. M. Cantor, Politische Arithmetik oder die Arithmetik des täglichen Lebens. Leipzig 1898, B. G. Teubner. X u. 136 S. 8. geb. 1,80 M.

13. Močnik, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra nebst einer Aufgaben-Sammlung für die oberen Klassen der Mittelschulen, bearbeitet von A. Neumann, 25. Auflage. Wien und Prag 1898, F. Tempsky. V u. 306 S. geb. 1 fl. 85 kr.

14. Močnik, Lehrbuch der Arithmetik für Unter-Gymnasien, bearbeitet von A. Neumann. Abteilung I: für die 1. und 2. Klasse, 35. Auflage, 124 S. geb. 90 kr.; Abteilung II: für die 3. und 4. Klasse, 26. Auflage, 110 S. geb. 80 kr. Wien und Prag 1898, F. Tempsky.

15. M. Krafs und H. Landois, Das Mineralreich in Wort und Bild. Mit 93 Abbildungen. Sechste, verbesserte Auflage. Freiburg i. B. 1898, Herdersche Verlagshandlung. XII u. 135 S. 1,40 M, geb. 1,75 M.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Was wir für den Unterricht in der Muttersprache von den Franzosen zu lernen haben.[1])

Wohl jeder Deutsche, der einen fachwissenschaftlichen oder populär geschriebenen Artikel einer der zahlreichen französischen Zeitschriften zur Hand nimmt, wird von der sprachlichen und rhetorischen Form, in der ein Stoff irgend welcher Art ihm dort geboten wird, angenehm berührt. Sind es auch meist nicht Ergebnisse eigner Forschung oder Gedanken von sonderlicher Tiefe, die der Verfasser vorträgt, so ist doch das Ganze gewöhnlich in so natürlich fliefsender Rede geschrieben, so klar und übersichtlich geordnet und so geschickt auf die beabsichtigte Wirkung zugespitzt, dafs vor dem ästhetisch wohlthuenden Eindruck das Bedenken, das die Oberflächlichkeit des Inhalts bisweilen erregen könnte, zurücktritt, ja wohl schwindet.

Wenn damit auch keineswegs gesagt sein soll, dafs diese Kunst der Darstellung uns Deutschen ganz abgeht; wenn wir im Gegenteil mit Freuden feststellen dürfen, dafs die letzten zwei bis drei Jahrzehnte auch in dieser Beziehung uns eine entschiedene Wendung zum Besseren gebracht haben: so ist doch auch andererseits nicht zu leugnen, dafs durchschnittlich selbst die besten unserer allgemeinwissenschaftlichen und in noch gröfserem Umfange unsere Fachzeitschriften hinter denen der Franzosen gerade in diesem Stücke noch immer zurückstehen.

Und Ähnliches gilt von der Kunst der unmittelbaren Sprachgestaltung, der freien Rede. Auch hier fehlt es ja bei uns nicht vollständig an Persönlichkeiten, die, stets schlagfertig, mit zielbewufstem, wohlgesetztem Wort ihre Zuhörer zu packen und in der Richtung des eigenen Denkens mit sich fortzureifsen vermögen. Aber im ganzen gehören sie doch zu den Seltenheiten, während umgekehrt in Frankreich die Leute nicht häufig und deshalb bald dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen sind, die, wie von Zola berichtet wird, in Wahlversammlungen oder Ge-

---

[1]) Dieser Aufsatz ist im wesentlichen die Wiedergabe eines in der Berliner Gymnasiallehrergesellschaft gehaltenen Vortrages.

richtsverhandlungen kein Sätzchen vorzubringen wissen, zu dem sie das Konzept nicht fertig in der Tasche mitgebracht haben.

Im ganzen, darüber kann wohl kaum Streit oder Zweifel sein, produciert der Franzose in seiner Muttersprache leichter und gefälliger als der Deutsche, und man wird schwerlich irre gehen, wenn man die Erklärung dafür zum Teil in der verschiedenen Naturanlage beider Völker sucht, wie sie uns schon aus der Schilderung Cäsars entgegentritt. Aber wer nur einen flüchtigen Einblick in die pädagogischen Schriften und in den schulmäfsigen Betrieb unserer westlichen Nachbarn gewonnen hat, weifs auch, wie hohen Wert sie auf die Ausbildung dieser Anlage bei ihren Kindern legen und wie die Geschicklichkeit im Gebrauche der Muttersprache in weit höherem Grade als bei uns Gegenstand der Pflege in jeder Art von Schulen und recht eigentlich der gesellschaftliche Mafsstab für den Umfang der genossenen Schulbildung ist.

Den Wert dessen, was wir Deutsche als Kulturträger und was wir speziell auf dem Gebiete der Schule leisten, wollen wir sicherlich weder von anderen verkleinern lassen noch auch selbst unterschätzen. Aber ebenso sollten wir uns auch andererseits, wenn wir unsere führende Stellung unter den Völkern Europas in geistiger Hinsicht behaupten und bewahren wollen, vor Überhebung und vor dem Wahne hüten, als ob wir von anderen nichts zu lernen hätten. Zumal wer im fremden Lande reist, sollte dorthin nicht die vorgefafste Meinung mitbringen, dafs er notwendigerweise alles schlechter finden müsse als daheim.

Von diesen Gedanken geleitet, hat der Schreiber dieser Zeilen, als ihm im Winter 1897 bei einem zweimonatigen Aufenthalte in Paris durch hohe Vermittlung umfassende Gelegenheit zum Hospitieren in den dortigen Schulen geboten wurde, sein Hauptaugenmerk auf den Unterricht in der Muttersprache gerichtet, in der Absicht, den Gründen nachzuspüren, welche die unverkennbare Überlegenheit der Franzosen auf diesem Gebiete erklären, und zu erwägen, was von dem Guten, das er dort finden würde, auf unsere Verhältnisse etwa übertragbar wäre. Die Ergebnisse dieser Beobachtungen und Überlegungen sollen im Folgenden mitgeteilt werden.

Der Ruf nach „Reform" ist ja in unserer Zeit ziemlich allgemein, und wo er auf dem Gebiete der Schule erhoben wird, läuft das Verlangen nur zu oft auf nichts anderes hinaus, als dafs die Stundenzahl für das Fach, das der Redende oder Schreibende vertritt, um ein Weniges oder um ein Beträchtliches vermehrt werde, wobei dann eine Kollision mit den Interessen anderer Fächer nicht zu vermeiden ist. Reformpädagogen dieser Art würden wahrscheinlich, wenn sie die Lehrpläne der französischen Lycées und Collèges mit denjenigen unserer höheren Lehranstalten vergleichen, über die Gründe, welche die besseren Erfolge der

ersteren im Unterrichte in der Muttersprache erklären, bald im Reinen sein. Denn in der That weisen in Frankreich in den Klassen, die unseren neun Gymnasialstufen entsprechen, die Programme des Enseignement classique, durch alle Klassen hindurchgerechnet, wöchentlich 38—39, diejenigen des Enseignement moderne trotz des Fehlens einer der „Philosophie“, unserer Oberprima, entsprechenden Stufe, sogar 48 Stunden für das Französische auf, während bei uns das Deutsche, selbst wenn man die Geschichtserzählungen in VI und V mithinzurechnet, nach den Lehrplänen von 1892 nur mit Stundenzahlen von 26 für das Gymnasium, 28 für das Realgymnasium, 34 für die Oberrealschule bedacht ist. Dies Zahlenverhältnis fällt um so mehr ins Gewicht, wenn man bedenkt, dafs die Gesamtstundenzahlen mit Rücksicht auf die Arbeitsstunden, die études, in Frankreich viel niedriger sind als bei uns; sie gehen für keine Klasse mit Ausnahme der obersten über wöchentlich 20—21 hinaus.

Läfst man sich jedoch durch solche Ziffern, die in Frankreich auf einem noch geduldigeren Papiere stehen als bei uns, nicht blenden und blickt den realen Verhältnissen, wie sie sich in der Praxis gestalten, ins Auge, so wird man finden, dafs das Mifsverhältnis zwischen den für die Muttersprache angesetzten Stundenzahlen in beiden Ländern gar nicht so grofs ist, wie es scheint, und jedenfalls zur Erklärung der besseren Erfolge, deren die Franzosen sich rühmen dürfen, allein nicht ausreicht.

Denn zunächst kennt man in Frankreich überhaupt für die sprachlichen Fächer keine Lehrstunden in unserem Sinne, sondern nur zweistündige classes (classes du matin von 8—10 und classes du soir von 2—4), in denen 2—3 Gegenstände nach einander, das Französische beispielsweise in Verbindung mit einer oder zwei fremden Sprachen, abgehandelt werden. Und da dem Lehrer, der diese Unterrichtsgegenstände in seiner Hand vereinigt, eine feste Einteilung seiner Zeit nicht durch den Glockenschlag vorgeschrieben wird, so gestaltet sich in Wirklichkeit die Sache, nach meinen Erfahrungen wenigstens, sehr häufig so, dafs der Unterricht in der Muttersprache zu Gunsten desjenigen in den fremden Sprachen, oft nicht unerheblich, verkürzt wird.

Dazu kommt noch ein anderes. Es ist in Frankreich nicht üblich, dafs der Lehrer die ganze Klasse gleichmäfsig unterrichtet und die Aufmerksamkeit aller seiner Schüler auch nur während des Hauptteils der Stunde unausgesetzt in Anspruch nimmt. Da seine zweistündige Lektion durch keine Pause unterbrochen wird, so hiefse das auch wohl von der Spannkraft jugendlicher Schüler zu viel verlangen. Überwiegend richtet der französische Lehrer nach dem nun einmal herrschenden und von den Einsichtigen unter den dortigen Schulmännern grundsätzlich mifsbilligten Verfahren seine Frage nur an einen Schüler, und ich habe es nicht selten erlebt, dafs er sich eine halbe, ja wohl auch

eine ganze Stunde mit einem solchen ausschliefslich beschäftigte, ohne dafs durch eine eingestreute Zwischenfrage die übrigen zu geistiger Mitarbeit herangezogen wurden. Dafs ein so geleiteter Unterricht nicht dieselben Erfolge zeitigen kann wie ein nach deutscher Art erteilter, der in jedem Augenblick die volle geistige Spannung sämtlicher Schüler erfordert, liegt auf der Hand. Wenn trotzdem der Unterricht in der Muttersprache drüben günstigere Resultate zu Tage fördert als bei uns, so werden wir die Erklärung dafür in anderen, mehr innerlichen Motiven zu suchen haben als in denen, die uns eine Vergleichung der wöchentlichen Stundenzahlen an die Hand giebt.

Als das erste, wenn auch nicht wichtigste dieser Motive möchte ich hinstellen, dafs jeder französische Lehrer, der Unterricht in seiner Muttersprache zu erteilen hat, weifs, nicht blofs, was in derselben lexikalisch zulässig, was „schriftgemäfs", sondern auch was grammatikalisch korrekt ist. Sein deutscher Kollege weifs das für seine Muttersprache in einer grofsen Anzahl von Fällen leider nicht.

Um diesen Satz zu erläutern, der vielleicht manchem herausfordernd oder paradox erscheinen könnte, wird es genügen, ein paar Beispiele anzuführen.

In lexikalischer Hinsicht brauche ich nur auf die Fremdwörter hinzuweisen, die von dem einen Lehrer gänzlich verworfen, von anderen in gröfserem oder geringerem Umfange geduldet werden. Wenn ich nun aber die Frage aufwerfe, was denn eigentlich ein Fremdwort sei, wie sich der Begriff desselben gegen den des Lehnworts abgrenze, so ergiebt sich sofort, dafs in diesem Punkte nicht zwei, die überhaupt ernstlich darüber nachgedacht haben, einerlei Meinung sind. Aber auch wenn wir von dieser äufserst schwierigen Frage absehen, durch deren Anregung ich nicht das Kampfesgeschrei der Puristen in diese Blätter hereintragen möchte, so tauchen in unserer wie in jeder wirklich lebendigen Sprache täglich neue Wörter und Wendungen auf zur Bezeichnung neuer Begriffe oder zur schärferen, prägnanten Ausprägung schon vorhandener. Wann ist der Zeitpunkt gekommen, um ihnen das Bürgerrecht zu verleihen, sie in unserer Sprache ‚ehrlich" zu machen? Sind fremdsprachlich, durchqueren, das Belichten einer photographischen Platte, Vorbedingung, vormärzlich wirklich so ganz sprachwidrige oder überflüssige Neubildungen, wie uns der Verf. der „Sprachdummheiten" glauben machen will; sind sie es in demselben Mafse wie etwa drahtlich, baldmöglichst, Aufserachtlassung, vereinnahmen, Herabminderung u. a., die gröfstenteils der „grofse Papierene" auf dem Gewissen hat? Ist die Wendung es ist nicht an dem schriftgemäfs oder nicht? Ist es zulässig von den Betreffenden zu reden, an die ein Erlafs gerichtet ist, obwohl sie doch streng genommen nichts und niemand be-

treffen, sondern höchstens von etwas, nämlich dem Erlasse, betroffen werden?

Noch weit schlimmer aber als hier sieht es auf dem grammatischen Gebiete aus. Oder kann mir der gelehrteste Kenner unserer Muttersprache zuverlässig sagen, ob er, bevor er in einen Saal trat, in der Garderobe — Verzeihung, im Kleiderraume — seinen Hut an den Nagel hängte oder hing, ob seine Schüler an seinen Lippen hangen oder hängen, ob ihre Versetzungsschicksale von ihm abhangen oder abhängen? Heifst es: ich habe sagen hören oder gehört, ich habe ihn kennen lernen oder gelernt? Lädt oder ladet man uns zum Abendessen ein? Sage ich besser: er wandte sich von uns (wie er nannte) oder er wendete; sage ich: wenn er hier vor uns stände oder stünde? Was ist richtig: das wirst du niemand, niemandem oder niemanden weis machen? Habe ich die Wahl oder nicht zwischen jenseit und jenseits der Berge, im Raum und im Raume, geradeswegs und geradenwegs, jedesfalls und jedenfalls? Trinken wir das Wohl des Freundes in edlem weifsem oder in edlem weifsen Weine, und wenn dem einen oder anderen das letztere möglich oder gar besser erscheint, thun wir es dann auch wohl nach alter deutschen und nicht doch lieber nach alter deutscher Sitte? Schreiben wir: Euer Excellenz berichte ich ganz gehorsamst .... oder nach dem Vorgange des gröfsten deutschen Staatsmanns das historisch falsche Eurer Excellenz? Stehen wir an den Ufern des Rhein oder des Rheins, und weiter: des grünen Rhein oder des grünen Rheins, vor den Thoren des stolzen Rom oder des stolzen Roms? Lassen wir das erstere zu, dann bedanken wir uns wahrscheinlich auch nächstens für den Beweis Ihres freundlichen Interesse und verzichten auf die weitere Durcharbeitung eines so umfassenden Pensum, wie ja schon Rud. Hildebrandt in seinem sonst trefflichen Buche „Vom deutschen Sprachunterricht" von der Bildung des Neutrum (S. 188) und von der Pflege des volkstümlichen Deutsch (S. 83) spricht. — Und um zum Schlusse auch noch ein paar Beispiele aus der Syntax beizubringen: Mufs es heifsen ich glaubte, es sei oder es wäre noch nicht so spät, oder darf ich beides sagen? Ist es grammatisch zulässig oder nicht, wenn ein Schüler spricht: Würden nicht so viele im Saale bleiben, so wäre das Gedränge im Vorraume unerträglich? und darf er auch sagen: Wenn nicht so viele im Saale bleiben würden statt: blieben?

Ich breche hier ab; denn jeder, der die einschlagende Litteratur verfolgt hat, weifs, dafs ich noch mehrere Bogen mit Fragen ähnlicher Art füllen könnte, auf welche die gründlichsten Kenner der deutschen Sprache und ihrer Geschichte entweder keine bestimmte oder jedenfalls nicht alle die gleiche Antwort geben würden.

Nun ist mir zwar nicht unbekannt, dafs Fälle ähnlichen Schwankens, wenngleich in weit geringerer Zahl, auch im Französischen vorkommen, und ich bin linguistisch und sprachphilosophisch zu gut geschult, um nicht zu wissen, dafs der lebendige Strom der Sprachentwicklung gerade in solchen neu an die Oberfläche tauchenden und allmählich darunter versinkenden Bildungen flutet und dafs es ein ebenso vergebliches wie, objektiv betrachtet, verkehrtes Bemühen wäre, diesem Wechsel der Erscheinungen, selbst wenn er wie bei uns in einen alles verschlingenden Strudel auszuarten droht, durch ein vom Ufer her ertönendes Machtwort Stillstand gebieten zu wollen. Um keinen Preis möchte ich mit Riegel und seinen Anhängern im deutschen Sprachverein die Einsetzung einer Akademie befürworten, die nach dem Muster der französischen darüber zu entscheiden hätte, was für die Nation im ganzen auf ein paar Jahrzehnte als gut Deutsch gelten soll. Meine Absicht ist lediglich auf die Schule gerichtet: für diese aber, meine ich, ist es unleidlich, dafs ein Lehrer des Deutschen in der einen Klasse als durchaus erlaubt, ja vielleicht als mustergültig hinstellt, was ein anderer auf der nächstfolgenden Stufe oder ein in derselben Klasse in einem anderen Fache unterrichtender Kollege als unerträglich, als ganz abscheulich verspottet und verschreit. Wir verzetteln nicht nur mit diesem Hin- und Hergerede viel Zeit, die der Franzose zu besseren Dingenz zu verwenden weifs, sondern wir stumpfen auch dadurch das natürliche Gefühl und das Interesse unserer Schüler für die Reinheit der Muttersprache ab und vermindern die Achtung, die sie vor dem Gegenstande und vor der Person ihrer Lehrer haben sollten.

Es wäre kaum ausführbar und übrigens auch nicht einmal ganz zweckentsprechend, wenn in dem Kollegium jeder einzelnen Anstalt eine Einigung über streitige Fälle, wie ich sie hier angeführt habe und wie sie in weit gröfserer Anzahl in den Schriften von Andresen, August Lehmann, Rud. Hildebrandt und anderen zu finden sind, durch Konferenzberatungen erzielt und wenn danach dann in allen Klassen verfahren werden sollte. Wenn ernstlich Abhilfe geschafft werden soll, so wird nichts anderes übrig bleiben, als dafs, wie es s. Z. ja für die Rechtschreibung und zwar auf eine Anregung aus dem Schofse der Berliner Gymnasiallehrer-Gesellschaft geschehen ist, von Seiten des Unterrichtsministers oder noch besser von Reichswegen — wenn es denn doch einmal in unserer parlamentarischen Zeit ein Diktator nicht sein kann — eine Kommission eingesetzt wird mit dem Auftrage, die wichtigsten Fälle, in denen der deutsche Sprachgebrauch in lexikalischer oder grammatikalischer Hinsicht schwankt, zu sammeln und, was in jedem von ihnen für die Schule zu Recht bestehen soll, nach feststehenden Normen und nach gleichmäfsigen wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu entscheiden. Wollte eine solche Kommission sich nicht, wie es leider bei

Regelung der Schulorthographie geschehen ist, mit halben Mafsregeln begnügen, sondern überall klare und bindende Beschlüsse fassen; würde ihren Bestrebungen nicht, wie es leider dort ebenfalls geschehen ist, durch Anordnungen derselben Behörde, welche die Kommission eingesetzt hat, schnurstracks entgegenwirkt, so würde sie für ihre Entscheidungen bei allen Verständigen bald willige Unterordnung finden und bei etwa widerstrebenden Querköpfen allmählich erzwingen. Jedenfalls wäre damit unserer Jugend, die unter dem gegenwärtigen Zustande, ohne es zu wissen, leidet, ein grofser Dienst geleistet; und — worauf es mir im Augenblicke vorzugsweise ankommt — wir könnten den Wettkampf mit den Franzosen hinsichtlich des Unterrichts in der Muttersprache unter minder ungünstigen Bedingungen, als sie bisher bestanden, fortführen.

Aber freilich: eine durchgreifende Besserung ist von diesem Vorschlage, auch wenn er an mafsgebender Stelle Beachtung und praktische Durchführung finden sollte, noch nicht zu erwarten. Wenn der Unterricht in der Muttersprache mit gröfserem Nachdruck und mit glücklicherem Erfolge bei uns betrieben werden soll, so genügt es nicht, dafs der Lehrer weifs, was im Deutschen schriftgemäfs, was grammatisch zulässig ist, sondern es ist vor allen Dingen erforderlich, dafs er es auch lehrt, dafs er seinen Schülern die Mittel in die Hand giebt, um das, was das Wesen und die Eigenart ihrer Muttersprache in grammatikalischer wie in lexikalischer Hinsicht ausmacht, auch zu verstehen. Und das geschieht in hohem Mafse und mit grofsem Geschick in Frankreich; es geschieht leider bei uns auch nach den neuesten Lehrplänen, die für den Unterricht in der Muttersprache nur das Ziel, aber nicht die Wege zeigen, noch nicht in dem nötigen Umfange und nicht in der richtigen Weise.

Nun liegen ja allerdings, das dürfen wir nicht vergessen, die Dinge für französische Kinder von Hause aus wesentlich anders als für die unsrigen. Wer einen Satz wie: Chers enfants, soyez sages oder Les rois habitent des châteaux magnifiques oder gar La maison que nous avons habitée, était bien élevée richtig schreiben oder auch nur immer richtig sprechen will, mufs aufser leidlich entwickelten grammatischen Grundbegriffen auch noch eine Fülle formaler Kenntnisse besitzen, wie sie ähnlich für den korrekten Gebrauch unserer Muttersprache kaum in Frage kommen. Daher wird denn auch in der Classe préparatoire, die unserer 1. Vorschulklasse entspricht (jedoch mit dem Unterschiede, dafs man in Frankreich hier schon eine lebende fremde Sprache, Deutsch oder Englisch, zu lehren beginnt) neben der Unterscheidung der Wortarten auf Übungen in der Deklination, der regelmäfsigen Konjugation und der Motion der Adjektiva grofses Gewicht gelegt. In der VIIIe und VIIe der französischen Schulen, die dem Alter der Schüler nach unserer VI und V entsprechen, wird dann, noch

ehe der Unterricht im Lateinischen anfängt, die Formenlehre mit den unregelmäfsigen Verben beendigt und der Hauptnachdruck auf die Analyse grammaticale (Zerlegung nach Wortarten und Wortformen) und später auf die Analyse logique (die Zerlegung nach Satzteilen) gelegt. Und auch in den folgenden drei Klassen, welche im Gegensatze zu den vorhergehenden, der Division élémentaire, die Division de grammaire bilden und in denen der Unterricht im Lateinischen und Griechischen anfängt, werden die auf der früheren Stufe gewonnenen grammatischen Kenntnisse durch unermüdliche Wiederholung und durch fortgesetzte Übung der Analyse grammaticale und logique, die sich überwiegend an Lesestücke anschliefst, vertieft und befestigt. Ich habe in Paris einer beträchtlichen Anzahl von Lehrstunden beigewohnt, in denen ich diese Art des Betriebes verfolgen konnte, und ich habe bei den Knaben niemals Ermüdung, sondern immer nur das regste Interesse und, soweit die Lage eines Besuchers ein sicheres Urteil gerade hierüber gestattet, durchweg auch recht befriedigende unmittelbare Erfolge wahrgenommen. Daher begreift es sich denn auch, dafs in den Anfängen des lateinischen Unterrichts die bei uns so häufigen Fehler, die auf Vermischung der grammatischen Kategorieen zurückzuführen sind, nach dem, was ich selbst beobachtet habe und was mir von einem erfahrenen Lehrer bestätigt wurde, kaum vorkommen.

Die wichtigste Folge aber dieses in Frankreich ganz allgemein und auf Grund langjähriger Tradition geübten Verfahrens ist, dafs die Schüler der oberen Klassen eines Lycée oder Collège, sowohl des Enseignement classique als auch des Enseignement moderne, ein Verständnis für den Bau ihrer Muttersprache und für die Gründe der in ihr waltenden Gesetze haben, wie es leider bei uns nur wenige Gebildete und selbst unter den Lehrern des Deutschen nur diejenigen, die speziell Germanisten sind, besitzen. Die Prüfungs-Aufgaben und Prüfungs-Arbeiten der französischen Schulen, wie sie alljährlich u. a. in einer Reihe von pädagogischen Zeitschriften veröffentlicht werden, legen dafür Zeugnis ab. Ein solches Verständnis aber, behaupte ich, ist unerläfslich, wenn ein Schüler oder einer, der es gewesen ist, eine richtige Schätzung für das stilistische Geschick oder für die stilistischen Schönheiten eines fremden Autors gewinnen und selbst ähnliche Vorzüge in seiner eigenen Schreib- und Redeweise entwickeln soll.

Es ist nun einmal nicht anders, die Muttersprache ist das Mittel, ist das Werkzeug zur Ausprägung unserer Gedanken, und wer ein Werkzeug, sei es als Handwerker, sei es auch als Künstler richtig, zweckentsprechend gebrauchen soll, der mufs auch die Teile kennen, aus denen es besteht und die Art ihrer Zusammensetzung, das Prinzip ihres Zusammenwirkens mit klarem Bewufstsein erfafst haben. Ohne dies bleibt er in seinem Gewerbe wie in seiner Kunst im günstigsten Falle ein Routinier, gemeinhin ein Stümper.

Wie liegen nun in dieser Beziehung die Dinge bei uns?

Um die Antwort auf diese Frage zu finden, werden wir gut thun, im Geiste den Bildungsgang eines unserer Knaben zu verfolgen, der seinen deutschen Unterricht seit 1892 nach den neuen Lehrplänen, aber auch vorher schon nach nicht wesentlich anderen Grundsätzen empfangen hat.

Seine erste Unterweisung in Sprachlehre erhielt unser kleiner Freund in der 2. Vorschulklasse und war in diesem Wissenszweige beim Abschlusse des Vorschulkursus so weit gefördert, dafs er einige Kenntnis der Wortarten, wenigstens der flexiblen, mit ihren Abwandlungen und der wichtigsten Bestandteile des einfachen Satzes, Subjekt, Prädikat, Objekt, auf die höhere Lehranstalt mitbrachte.

Dabei kann es ihm dann freilich begegnet sein, dafs er in die Hände eines Lehrers fiel, der in völliger Verkennung seiner wirklichen Aufgabe, aber nicht ganz im Gegensatze zu dem, was hervorragende pädagogische Theoretiker fordern, statt ihn auf induktivem Wege in das Verständnis der grammatischen Termini einzuführen, ihn eine schier endlose Reihe unverständlicher und unverstandener Benennungen auswendig lernen und im Gefolge davon eine noch längere Reihe von Paradigmen der Dekl. und Konj. mit Einschlufs des Inf. Fut. Pass. und des 1. und 2. Supinums aufschreiben und ableiern liefs.

Allein die Leute aus der alten Schule, die nach solchem Schema unterrichteten und ohne Störung von Seiten ihrer Vorgesetzten unterrichten durften, sind mit der Zeit Gott sei Dank doch wohl immer seltener geworden. Allmählich hat sich ja trotz der zweideutigen Haltung, welche die Theoretiker und die meisten der vorhandenen Lehrbücher in dieser Hinsicht einnehmen, die Erkenntnis Bahn gebrochen, dafs der grammatische Unterricht in den Vorklassen einer höheren Lehranstalt ein ganz anderes Ziel hat und daher nach ganz anderen Grundsätzen erteilt werden mufs als in der Volksschule, dafs es bei den Zöglingen der ersteren nicht wie bei denen der letzteren darauf ankommt, ihnen einzuprägen, dafs der Gen. Sing. von der Vater: des Vaters und nicht Vaterns, der Nom. Plur. die Väter und nicht anders lautet — das werden sie, soweit sie es nicht wissen, allmählich schon aus der Praxis der Schule lernen —, sondern ihnen ein Gefühl dafür, was der Gen. zum Unterschiede vom Nom., Dat., Acc., was der Plur. im Gegensatze zum Sing. ist, und an der Hand von Ausdrücken wie Umlaut, Ablaut, schwache, starke Deklination u. s. w. ein beginnendes Verständnis für die in unserer Sprache vorhandenen Bildungsmittel, für die in ihr waltenden Bildungsgesetze beizubringen.

Nehmen wir also an, dafs unser Schützling den Fährlichkeiten, die ihn schon in der Vorschule umlauerten, glücklich entronnen und mit den durch die Verordnungen vorgeschriebenen

Kenntnissen im Deutschen nach VI gelangt ist. Dafs aber diese Kenntnisse genügend befestigt waren, scheint wohl die hohe Schulbehörde selbst nicht angenommen zu haben; denn sie schreibt als deutsch-grammatisches Pensum für VI vor: „Redeteile und Glieder des einfachen Satzes; Unterscheidung der starken und schwachen Flexion“ mit dem Zusatz in Klammern: „Terminologie durchaus in Übereinstimmung mit dem lateinischen Unterrichte“. Der gewissenhafte Lehrer unseres jungen Gymnasiasten hat denn auch wohl von Zeit zu Zeit eine viertel oder eine halbe Stunde angesetzt, um das Pensum der Vorschule, die Formenlehre zu wiederholen und weiter einzuüben. Die eigentliche Satzlehre aber behielt er, da er den Schwerpunkt des deutschen Unterrichts mit vollem Recht auf die Lektüre und was sich daran anschliefst, legte, dem fremdsprachlichen, d. h. in unserem Falle, dem lateinischen Unterrichte vor, in dem ja zu Anfang jeder Satz, bevor er übertragen wird, logisch zergliedert werden mufs. Er glaubte damit auch mehreren in den Lehrplänen gegebenen, nicht schwer verständlichen Winken am besten nachzukommen.

Allein trotz dieser syntaktischen Belehrungen und Übungen, die ja auch nicht im entferntesten ausreichten und ihren Zweck schon deshalb verfehlen mufsten, weil sie für das Bewufstsein des Kindes immer nur die fremde Sprache im Auge und in dem Gefühl für die Muttersprache nirgends festen Boden hatten, schwankte er beständig, ob er die Stadt durch urbs oder urbem, der Stadt durch urbis oder urbi, den Reichen durch divitem oder divitibus, er wird loben durch laudabit oder durch laudatur und gar nun er wird verraten durch prodet oder durch proditur, ob er gut durch bonus oder bona oder bonum etc. oder gar durch bene übersetzen sollte. Ja ich habe sogar munkeln gehört, dafs er noch in V da kam er hartnäckig durch cum veniret und als er kam dafür durch quam veniebat wiederzugeben versuchte. Nun wurde ihm gesagt, was er schon früher gehört und als logisch angelegte Natur zu verstehen sich geweigert hatte, dafs der Nom. auf die Frage wer oder was?, der Acc. dagegen auf die Frage wen oder was?, das Aktivum auf die Frage: Was thut das Subjekt? und das Passivum auf die Frage stehe: Was wird mit dem Subjekt gethan? Ja da sein Lehrer ein sehr geschickter Mann war, so belehrte er ihn sogar dahin, dafs das Prädikatsnomen gut auf die Frage wie beschaffen?, das Modaladverb gut auf die Frage auf welche Weise? und nicht, wie manche seiner Kollegen wohl bisweilen thaten, dafs beide auf die Frage wie? antworteten. Da der Knabe nun überdies aufser den allgemeinen Geistesgaben aus dem Elternhause auch noch die Gewöhnung an ein leidlich reines Deutsch mitbrachte, so lernte er mit der Zeit, wenn auch nicht in der Sexta, so doch in der Quinta und Quarta, vielleicht nicht infolge der ihm erteilten Unterweisungen, sondern trotz derselben, einen einfachen Satz ohne groben Verstofs

gegen die grammatischen Grundbegriffe ins Lateinische übersetzen. Allein das mufs doch wohl jeder, der sehen will, zugeben: sein Verständnis für das innerste Wesen und für den eigenartigen syntaktischen Bau seiner Muttersprache wurde durch diesen Betrieb, der immer nur auf die fremde Sprache hinzielte, nicht in dem Mafse, wie es möglich und wie es nötig war, gefördert. Genau ebenso ging es nun weiter in V und IV mit der Lehre vom erweiterten und vom zusammengesetzten Satze; auch sie wurde nur, soweit es für die Interpunktionsregeln erforderlich schien, im deutschen Unterrichte abgehandelt, im übrigen aber wälzte man sie auf die Lateinstunden ab. Und da nun in der UIII mit der vieldeutigen Pensenbestimmung: „zusammenfassender Überblick über die wichtigsten der deutschen Sprache eigentümlichen Gesetze“ der deutschgrammatische Unterricht auf der Schule sein Ende erreichte und auch die sprachgeschichtlichen Belehrungen, die sich in OII an die Proben aus der mhd. Dichtung anschliefsen sollten, aus Mangel an Zeit auf das Allernotdürftigste beschränkt bleiben mufsten, so ist es nicht zu verwundern, dafs er heutigen Tages als Primaner in ganz elementare Erscheinungen seiner Muttersprache keinen klaren Einblick gewonnen hat. Die Konstruktionen des Acc. c. inf. und des Abl. resp. Gen. abs. sind ihm aus dem Lateinischen und Griechischen genau bekannt, aber er gerät in Verlegenheit, wenn er Analogieen aus dem Deutschen herbeibringen soll, und wenn jemand ihm sagen wollte, dafs die sogenannte Konjunktion „falls“ nichts anderes als ein Gen. absol. sei, so würde er ihn wahrscheinlich recht verdutzt ansehen. Dafs froh in dem Satze die Kinder sind froh ebenso wie in der Verbindung die frohen Kinder ein Adj. und kein Adv. ist, hat er nun wohl auf die Autorität seiner Lehrer und aller fremden Sprachen hin endlich glauben müssen; aber auf die Frage: Was für ein Satzteil oder was für eine Wortart ist z. B. tot in dem Satze: tot lag Thetis' grofser Sohn oder gar in dem anderen: man schlage ihn mit dieser Keule tot?, auf diese Fragen bin ich nicht sicher, von ihm die richtige Antwort zu erhalten. Von früher Jugend auf hat er gelernt, dafs es im Deutschen 2 Genera Verbi, 3 Modi und 6 Tempora giebt. Aber die Überlegung, dafs ich werde gehen ein Präsens, ich habe gebaut wie ich bin gekommen ein Präsens, dafs wir werden gerufen ebenso gut ein Activum ist wie wir rufen, dafs gekommen in ich bin gekommen ein Prädikatsnomen im Nom., dagegen gebaut in wir haben gebaut ein solches im Acc. ist, alle diese Überlegungen hat er, so nahe sie ihm auch durch das Studium fremder Sprachen gelegt sind, noch nicht angestellt. Alle Feinheiten im Gebrauche der Tempora und Modi des Lateinischen, Griechischen, Französischen weifs er, soweit seine Reminiscenzen aus den mittleren Klassen reichen, am Schnürchen aufzuzählen; aber

welches der Begriff des Perfektums oder des Konjunktivs im Deutschen sei, ist er nicht imstande zu entwickeln: das Kind kennt vor lauter Gelehrsamkeit — die eigene Muttersprache nicht. Er ist gekommen übersetzt unser Primaner längst nicht mehr durch ventus est: aber woher es kommt, dafs wir das sogenannte Perf. Act. gewisser Verba mit haben, anderer mit sein bilden, nach welchem Prinzip wir dabei verfahren; warum es heifsen mufs: ich habe übersetzt, aber ich bin übergesetzt, ich habe zwei Stunden geschwommen, aber ich bin ans Ufer geschwommen, das sind Fragen, die auch nur aufzuwerfen ihm nicht in den Sinn gekommen ist. Und weshalb er ist getötet nicht ebenso gut wie er ist getötet worden ein Perfektum sein soll, will ihm durchaus nicht in den Sinn; denn im Lateinischen heifst doch beides: necatus est. — Sehen, können in den Sätzen: ich habe ihn laufen sehen und das hättest du früher sagen können erklärt er in aller Unbefangenheit für Infinitive. — Dafs die Konjunktion „wenn“ ursprünglich ein Zeitadverb war und diese Funktion noch bewahrt hat in Sätzen wie: „Wenn Xenophon etwas Efsbares fand, verteilte er es unter die Soldaten oder Wenn du etwas Neues von unserem Freunde gehört haben wirst, so mache mir schleunigst Mitteilung davon, das will ihm keineswegs mehr einleuchten, nachdem ihm in der griechischen Grammatik diese Sätze — fälschlich — als hypothetische vorgeführt worden sind. Und den Unterschied zwischen Konjunktion und Pronominaladverbium, das Gesetz der deutschen Wortstellung hat er augenscheinlich auch als Primaner noch nicht erfafst; sonst würde er nicht das kausale daher, deshalb für nebenordnende Konjunktionen erklären.

Bei solcher Unkenntnis der elementaren Grundlagen der deutschen Grammatik kann es denn nicht ausbleiben, dafs unser Pflegebefohlener sich in seiner Muttersprache, wenn er sie spricht oder schreibt, nicht ohne Zwang bewegt, dafs ihm die wichtigsten Grundbedingungen eines guten Stils, Unmittelbarkeit und natürliche Frische, verloren gehen. Um den Schwierigkeiten der Genitivbildung zu entgehen, spricht er statt von König Friedrichs Thaten oder des Königs Friedrich Thaten lieber von den Thaten von König Friedrich. Aus Unsicherheit über die Bildung des Perfekts mit sein oder haben sagt er statt er ist von seinem Unternehmen abgestanden lieber er hat davon Abstand oder gar, wenn er fleifsiger Zeitungsleser ist, er hat davon Umgang genommen. Um sich nicht über die Frage der Trennbarkeit oder Untrennbarkeit der Partikel zu entscheiden, nimmt er zu der aus dem Telegrammstil herstammenden Mifsbildung er anerkennt und er obsiegt freudig seine Zuflucht, und da er, wie wir schon oben sahen, die Grenze zwischen Pronomen, Adverbium und Konjunktion nicht scharf zu

ziehen versteht, so schreibt er u. a. in einem Briefe: „Der Fall wird sicher eintreten, und werde ich mir dann erlauben“.

Da keiner meiner verehrten Leser meinen Musterschüler von Angesicht kennt, so werden viele derselben vielleicht meinen, ich hätte sein Bild doch in etwas zu schwarzen Farbentönen ausgemalt; und ich bekenne willig, dafs ich die hier vorgeführten Züge auch wirklich nicht an einem Einzelnen vereinigt gefunden habe. Aber sie sind, das möchte ich doch hervorheben, alle unmittelbar aus dem Leben der Schule, wenn auch glücklicherweise nicht aus der Praxis der jetzt von mir geleiteten Anstalt, geschöpft und gestatten demjenigen, der überhaupt sehen will, einen Schlufs darauf, wie es in den Köpfen — nicht blofs unserer Schüler aussieht. Und wenn man mir ferner entgegenhalten sollte, dafs die Zustände doch nicht auf allen Schulen die gleichen sind, dafs einzelne Lehrer des Deutschen für die grammatische Ausbildung ihrer Zöglinge mehr thun als andere, so ändert das doch nichts an der bedauerlichen Thatsache, dafs in sehr vielen Fällen nichts oder wenigstens nicht genug, nicht das Richtige geschieht; dafs die amtlichen Lehrpläne, die in vielen Stücken so ausgiebige Vorschriften und Ratschläge erteilen, hier das, was dringend not thut, nicht fordern, ja nicht einmal empfehlen.

Und welches ist das Mittel, das hier Abhilfe und Heilung des vorhandenen Übels verheifst?

Die Antwort darauf ist so einfach und so naheliegend, dafs man sich fast scheut, sie noch ausdrücklich zu geben. Wir müssen thun, was man in den Schulen Frankreichs, dort freilich durch die Eigenart der Sprache gezwungen, ganz allgemein schon seit langen, langen Jahren thut; wir müssen verfahren, wie der zu früh verstorbene Franz Kern in seinen Schriften es allen Schulmännern mehr als einmal ans Herz gelegt und wie auch andere nach ihm es als das Richtige erkannt und hier und da in die Praxis übergeführt haben. Wir müssen, womöglich schon von der 2., jedenfalls von der 1. Vorschulklasse an Wortzergliederungen und in den beiden untersten Gymnasialklassen, wiederholungsweise auch noch in der IV, Satzzergliederungen im Anschlusse an kurze, inhaltlich besprochene Lesestücke zu einem für alle höheren Schulen verbindlichen Zweige des deutschen Unterrichts machen. Die Zeit dazu ist ohne Erhöhung der Stundenzahlen zu finden, das Verfahren ist in der Hauptsache durch Kern, wenn ich auch manches einzelne, wie z. B. seine Satzbilder, nicht acceptieren möchte, klar vorgezeichnet.

Wenn wir dann in den mittleren Klassen bei der Einführung in die Syntax der fremden Sprachen vielleicht noch entschiedener und gleichmäfsiger, als es bisher zu geschehen pflegt, auf die Erscheinungen der Muttersprache Bezug nehmen, überall an die letztere anknüpfen, von ihr ausgehen wollten, so würden wir für diese Belehrungen im Geiste der Schüler einen Stützpunkt

und sie selbst ausreichend für einen nach allen Seiten erfolgreichen Betrieb vorbereitet finden. Der Ertrag würde sicherlich nicht nur dem Verständnisse der eigenen, sondern auch der Auffassung syntaktischer Verhältnisse in den fremden Sprachen zu gute kommen. Voraussetzung dabei ist freilich, dafs die grammatische Terminologie, deren Lehrbücher und Lehrer sich bedienen, in allen Sprachen und in allen Klassen — mindestens einer und derselben Anstalt — die gleiche sei.

Verfahren wir nach diesen Andeutungen, so werden wir es in einer Reihe von Jahren dahin bringen, dafs die Schüler unserer oberen Gymnasialklassen und nicht nur diese, sondern — sprechen wir offen — auch unsere jungen Lehrer den grammatischen Verhältnissen ihrer Muttersprache nicht mehr so ahnungslos und unberaten gegenüberstehen, wie es leider jetzt vielfach der Fall ist.

Auf die in dieser Beziehung bei uns herrschenden Zustände und Anschauungen wirft es nach meiner Auffassung ein ganz eigentümliches Licht, dafs ein Mann wie O. Jäger, dem doch niemand Mangel an Vaterlandsliebe oder an Verständnis für die Aufgaben des Jugendunterrichts nachsagen wird, den jungen Lehrern, die er in Kunst und Handwerk ihres Berufes einzuführen hat (Lehrkunst und Lehrhandwerk S. 51), über den Betrieb des grammatischen Unterrichts in der Muttersprache kaum etwas anderes zu sagen hat als: „Hoffentlich wird uns hier nicht, wie im Lateinischen und Französischen zugemutet, die Grammatik auf induktivem Wege aus der Lektüre abzuleiten". Kennt er die methodischen Schriften von F. Kern nicht oder will er sie nicht kennen? — Positiv aber weifs dieser selbe Mann, dem doch sonst alles geistlose und pedantische Wesen in den Tod verhafst ist, seinen Zuhörern nichts anderes zu empfehlen als: den kleinen Abrifs der deutschen Grammatik von Otto Lyon aus der Sammlung von Göschen in Stuttgart, ein ganz elementar gehaltenes Schriftchen, in dem der ödeste Paradigmengeist sein Wesen treibt, „sich einzuprägen" und den Extrakt daraus in Dosen von etwa einer halben Stunde wöchentlich ihren Schülern einzuflöfsen. Es sollte mich nicht wundern, wenn die jungen Lehrer unter der Anleitung Jägers die amtlichen Lehrpläne dahin verstanden hätten, dafs man den Unterricht in der deutschen Grammatik aus dem Lehrplane der unteren Klassen ohne Schaden für das Gymnasium vollständig streichen könne. Über das grammatische Pensum der UIII geht Jäger in der That mit beredtem Stillschweigen hinweg.

Nachdem ich die Jägersche Schrift gelesen hatte, habe ich auch aufgehört mich darüber zu verwundern, dafs ein sonst ruhiger Beurteiler, der so von Liebe für seinen Gegenstand erfüllt ist wie Rudolf Lehmann, in seinem Buche über den deutschen Unterricht (2. Aufl. S. 113) den Schwerpunkt des grammatischen Betriebes so einseitig auf die Formenlehre gelegt zu sehen wünscht

und die methodischen Vorschläge Kerns abzuthun meint mit den kurzen Worten, man solle die Durchführung der theoretischen Gedanken Kerns „so viel als möglich an die Erlernung der fremden Sprachen anschliefsen, in die deutsche Stunde dagegen nur das hineinziehen, was praktisch unentbehrlich und durch den Vergleich mit fremden Sprachen nicht zu gewinnen ist". (S. 124.)

Nun wohl, wie viel von dem, was ein Abiturient unserer Gymnasien von seiner Muttersprache meist nicht weifs, praktisch d. h. für den richtigen und in jeder Hinsicht angemessenen, zweckmäfsigen eigenen Gebrauch derselben doch unentbehrlich ist; wie viel von dem, was jeder deutsche Jüngling beim Beziehen der Hochschule von seiner Muttersprache wissen sollte, durch den Vergleich mit fremden Sprachen nicht zu gewinnen ist, sondern eher dadurch in den Hintergrund gedrängt wird, das habe ich vorher an einer Anzahl von Beispielen, die ich jeden Augenblick beliebig vermehren könnte, gezeigt. Hinzufügen möchte ich nur noch das eine:

Goethe hat gesagt: Wer fremde Sprachen nicht kennt, weifs nichts von seiner eigenen. Und er hat recht, hat dreimal recht. Hüten wir uns nur, das treffliche Wort für die Gymnasialpädagogik in der Weise umzukehren: Wer sich mit fremden Sprachen abgiebt, braucht von seiner Mutterprache vorher nichts zu wissen und auch nachher nichts von ihr zu lernen.

Die Franzosen sind in diesem Stücke nationaler gesinnt als wir; sie wissen die Bedeutung der Sprache für das geistige, für das nationale Leben trotz allen unseren grofsen Sprachphilosophen, trotz allen Reden unserer hochgesinnten Patrioten besser zu schätzen als wir. Da wir nun so selten Gelegenheit haben, uns unsere westlichen Nachbarn zum Muster zu nehmen, so sollten wir uns um so weniger die in diesem Falle sich einmal bietende Möglichkeit dazu entgehen lassen.

In dem, was ich hier über den Betrieb des grammatischen Unterrichts gesagt habe, liegt nach meiner Auffassung der wichtigste Vorzug begründet, den die französischen Schulen hinsichtlich der Ausbildung in der Muttersprache vor den unsrigen voraus haben. Ich kann jedoch nicht schliefsen, ohne noch ein Wort hinzuzufügen über die Art und Weise, wie man in Frankreich die Schüler in das begriffliche Verständnis der Worte ihrer Muttersprache einführt.

Auch in dieser Beziehung, das wird ja wohl ein jeder Schulmann bereitwillig zugestehen, geschieht auf unseren höheren Schulen herzlich wenig, und über das dabei zu beobachtende Verfahren sich zu verbreiten hält man gemeinhin für unter unsrer Würde oder mindestens für überflüssig. Nachdem in der untersten Vorschulklasse elementare Sprechübungen auf Grund von Anschauungsbildern mit den Kindern angestellt worden sind, läfst man den damit angesponnenen Faden regelrechter Belehrung

fallen und beschränkt sich auf eine gelegentliche Erklärung abgelegener Wörter und Wendungen, die in der Lektüre oder im mündlichen Unterrichte vorkommen und bei deren Deutung dann naturgemäfs die Eigenarbeit der Schüler nur in geringem Umfange in Anspruch genommen werden kann. Dem eigentlichen Bedürfnis, namentlich in formaler Hinsicht, in Bezug auf die Schulung des logischen Vermögens, entspricht das hier Geleistete entschieden nicht. Aber auch in materieller Beziehung habe ich oft genug die Beobachtung gemacht und auch den Lehramts-Kandidaten, die ich anzuleiten hatte, den Nachweis dafür geliefert, dafs Schüler, nicht blofs einzelne, sondern klassenweise, bei Wörtern, die uns Erwachsenen ganz geläufig sind und die uns gar nicht in den Sinn kommt ihnen zu erklären, bis in die mittleren Klassen hinein nichts oder, was fast noch schlimmer ist, nicht das Richtige denken, am wenigsten aber das, was sie denken, in Worte zu fassen vermögen. Die unausbleibliche Folge davon ist dann, dafs sie auch in den Oberklassen für synonymische Unterscheidungen in der Muttersprache, soweit sie nicht durch Vergleichung mit fremden Sprachen zufällig darauf hingeführt sind, kein lebendiges Gefühl, für den Wechsel im Ausdruck nicht den nötigen Vorrat zur Verfügung und für die malerische Kraft und Schönheit der gerade in unseren volkstümlichen Wendungen so häufigen Metaphern kein rechtes Verständnis haben. Oder glaubt man ernstlich, dafs in der Prima einer deutschen höheren Lehranstalt, wenn sie nicht gerade durch einen germanistisch geschulten Lehrer auf dergleichen hingeführt worden ist, viele Schüler zu finden sind, die über den wörtlichen Sinn landläufiger Redensarten wie über die Klinge springen, aufs Tapet bringen, im Stiche lassen auch nur nachgedacht, geschweige denn deren Deutung gefunden hätten oder die über die Gründe der bestrickenden Gewalt, welche der Stil eines Bismarck auch selbst im Lesen auf sie ausübt, sich selbst oder anderen Rechenschaft zu legen vermöchten?

Wesentlich anders als bei uns, die wir auch hier trotz der in dieser Hinsicht vortrefflichen Ratschläge von R. Hildebrandt die Politik des laisser faire und laisser aller noch immer mehr als billig zu lieben scheinen, verfährt man in Frankreich.

Abgesehen davon, dafs die Lehrer bei Gelegenheit der Lektüre weit sorgfältiger als bei uns auf die Erklärung von Wörtern, die den Schülern irgend wie dunkel sein könnten, eingehen und mit grofser Geschicklichkeit dabei selbst Schüler der untersten Klassen zum Selbstfinden und zu logisch präziser Fassung der Definitionen anleiten, befindet sich in den Händen der Knaben ein mit zahlreichen Illustrationen versehenes Wörterbuch ihrer Muttersprache — am verbreitesten ist das auch im Gebrauche unserer Schüler oft zu findende Nouveau Dictionnaire Illustré des Pierre Larousse in der Édition classique —, ein Buch, in welchem die gebräuch-

lichsten, im Dictionnaire de l'Académie vorkommenden Wörter ähnlich wie dort durch eine kurze Umschreibung oder, soweit es möglich ist, durch eine Abbildung erläutert werden. Ich habe mich in den Pariser Schulen davon überzeugen können, wie die Knaben, denen allerdings auch die Benutzung dieses Dictionnaires für die Präparationen eines mit ihnen durchzunehmeden Lesestücks geradezu aufgegeben war, in ihrer Begriffsbildung im allgemeinen dadurch gefördert und zur Achtsamkeit auf Einzelheiten, die unseren Schülern nur zu leicht entgehen, zur Zusammenstellung und genauen Unterscheidung synonymischer Wörter angeleitet, daran gewöhnt waren. Eine Abneigung gegen den Gebrauch dieses Hilfsmittels, das nach dem ersten Eindrucke für mich etwas Pedantisches, mir geradezu Widerstrebendes an sich hatte, konnte ich nirgends wahrnehmen; im Gegenteil habe ich durch Besprechung mit einzelnen Schülern der unteren und mittleren Klassen festgestellt, dafs das jetzt wohl schon in der hundertsten Auflage vorliegende, von dem Herausgeber der grofsen Encyclopédie Larousse herrührende Büchlein als eine Quelle reicher und willkommener Belehrung von ihnen wertgeschätzt wurde. Ohne gleich die ohnehin leicht erregbare Produktionslust unserer jungen Kollegen nach dieser Seite hin lenken zu wollen, möchte ich deshalb doch im Kreise der Fachgenossen die Frage aufwerfen, ob nicht durch die Schaffung eines ähnlichen, vielleicht sogar mit noch besseren Illustrationen auszustattenden Hilfsmittels, in dem natürlich auch die Synonymik und die Deutung der landläufigsten bildlichen Redensarten zu berücksichtigen wäre — eines nach dem Bedürfnisse der neuen Zeit umgestalteten Orbis pictus —, dem deutschen Unterrichte ein guter Dienst zu leisten wäre.

Gleichviel aber ob dieser Gedanke nun Zustimmung finden möge oder nicht, möchte ich doch auf Grund der im Frankreich gemachten Beobachtungen allen Lehrern des Deutschen recht dringend ans Herz legen, in den unteren Klassen auf die Worterklärung und in den mittleren auf synonymische Unterscheidungen so viel, als es irgend ohne die Beeinträchtigung anderer Unterrichtsziele möglich ist, einzugehen und dabei darauf zu dringen, dafs die Schüler die Begriffsbestimmung so viel als möglich selbst finden, jedenfalls imstande sind, sie in logisch scharfer Fassung wiederzugeben.

Philosophie ist nach der Herbartschen Definition Bearbeitung der Begriffe; und wenn denn auch leider die Einführung in die Philosophie selbst in dem bescheidenen Umfange, in dem sie früher unseren Schülern geboten werden konnte und den französischen Knaben mit dem glücklichsten Erfolge noch heute geboten wird, aus unseren Lehrplänen gestrichen und auf Bemerkungen im Anschlusse an die Lektüre des einen oder anderen platonischen Dialogs reduziert ist, so sind wir um so mehr verpflichtet, das zu thun, was noch in unserer Macht steht, um den Geist unserer

Jünglinge, bevor sie zur Hochschule gehen, für das philosophische Studium, ohne das keine Fachwissenschaft denkbar ist, vorzubereiten. Die Deutung der Wörter der Muttersprache, von der Vorschule an in zweckmäfsiger Weise und mit pädagogischem Takte betrieben, ist ein, und zwar ein sehr wichtiges Mittel dazu.

Sollte jemand hinsichtlich der günstigen Wirkung, welche dieser Betrieb auf die eigene Stilbildung der Schüler ausübt, im Zweifel sein, so wende er seine Blicke — nach Frankreich.

Berlin. G. Schulze.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

O. **Altenburg**, Die Kunst des psychologischen Beobachtens. Band II, Heft 3 der Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, herausgegeben von H. Schiller und Th. Ziehen. Berlin 1898, Reuther & Reichard. 76 S. 8. 1,60 M.

Der Verfasser geht von der Thatsache aus, dafs der Unterricht in der Beurteilung und Behandlung der Schüler leicht in einen schablonisierenden Betrieb verfällt, indem er Fleifs und Aufmerksamkeit, wir können hinzufügen, auch Verständnis und Betragen als gegebene, gewissermafsen unabänderliche Eigenschaften hinnimmt und nicht berücksichtigt, dafs dieselben sich aus sehr verschiedenen Faktoren zusammensetzen, deren Kenntnis es in vielen Fällen ermöglicht, durch ein individualisierendes Verfahren auf die Entwicklung der Zöglinge in der bezeichneten Richtung einzuwirken. Arbeit, Fleifs, Selbstthätigkeit, auf die es im Unterricht ankommt, sind keineswegs — so führt der Verfasser aus — wie dies die Praxis stillschweigend vorauszusetzen scheint, die Ausgangspunkte für das Lernen, sondern die Folgen und Wirkungen der erziehlichen Thätigkeit, wie sie sich in, mit und unter dem Lernprozefs entwickeln, ihn begleiten und als nachhaltiger Niederschlag des befruchteten geistigen Lebens bis in unendliche Fernen überdauern. Und es sind, wie er hervorhebt, nicht immer die schlechtesten Schüler, deren geistig-ethische Eigenart eine individualisierende Behandlung erforderlich macht.

Die Faktoren der geistigen Entwicklung festzustellen, ist, wie sodann bemerkt wird, Sache der pädagogischen Psychologie.

Der Verfasser sucht nun in drei Abschnitten die teils hemmenden, teils fördernden Einflüsse aufzuzeigen, denen das geistige Werden der Schüler unterworfen ist, und unterscheidet hierbei solche Einflüsse, die sich aus der besonderen Umgebung (Landschaft, Grofs- oder Kleinstadt, Haus und Gesellschaft) herleiten und solche, die sich als Folge vorübergehender oder dauernder pathologischer Zustände ergeben, sowie endlich solche, welche der unmittelbaren Einwirkung des Unterrichts und der Lehrordnung unterliegen. Im Anschlufs an den zweiten Abschnitt wird auf Grund des beigebrachten Materials die Frage erörtert, wie weit für Zöglinge, die dauernde Anomalieen in ihrem geistigen Wesen er-

24*

kennen lassen, der Besuch öffentlicher Schulen überhaupt noch einen Erfolg haben könne. Überall finden sich wertvolle, aus der Praxis geschöpfte methodische Winke eingestreut, wie der Unterricht zu gestalten sei, um befruchtende Einwirkungen auf das geistige Leben der Schüler auszuüben. Auffallend ist es, dafs der Verfasser vom Standpunkt des erziehenden Unterrichts — nicht blofs vom Standpunkt des Staates, der sich die Gewähr gründlicher Durchbildung für seine künftigen Organe verschaffen will — für die Schlufsprüfungen eintritt, obgleich er die Nachteile des durch die Rücksicht auf diese bedingten Drills nicht verkennt.

Das Schlufswort geht auf die Frage ein, in welchen Grenzen die Berücksichtigung der Individualität innerhalb des Organismus unserer Schulen berechtigt und möglich sei.

Im ganzen ist die Schrift die Frucht reichhaltiger Beobachtung der Eigenart der Schüler und so vorzüglich geeignet, auch andere zu der Kunst des psychologischen Beobachtens anzuleiten.

Soll ein individualisierendes Verfahren planmäfsig geübt werden, so ist hierzu die Kenntnis der psychologischen Funktionen erforderlich, die im Unterricht zur Anwendung kommen, eine Kenntnis, die den Lehrer in den Stand setzt, den Zöglingen bei ihrer Denkarbeit zu folgen und sie dabei anzuleiten, gegebenenfalls auch die hervortretenden Hindernisse zu beseitigen. Welcher Art diese Funktionen sind, habe ich im 6. Heft des laufenden Jahrgangs der Schiller-Ziehenschen Sammlung im einzelnen nachzuweisen gesucht.

Wittstock. A. Huther.

M. Evers, Sprach- und Stilgeschichte. Erster Teil der deutschen Sprach- und Litteraturgeschichte. Berlin 1899, Reuther u. Reichard. 284 S. 8. 4,80 M.

Das Buch ist aus der Unterrichtspraxis hervorgegangen und wendet sich an „die weiteren Kreise der Gebildeten“, insbesondere an die gebildete Jugend. Trotz mancher Berührungspunkte im einzelnen steht es in seiner ganzen Anlage doch in bewufstem Gegensatze zu den meisten neueren Schriften über die deutsche Sprache (Behaghel, Dunger, Kluge, Lyon, Osthoff, Pietsch, Scherer, Weise u. a.).

Nach einem einleitenden Teile, der über Wesen, Form und Inhalt, Gesetzmäfsigkeit der Sprache handelt, giebt der Verf. an der Hand geschichtlicher Entwickelung einen Gesamtüberblick über die verschiedenen Perioden der deutschen Sprach- und Stilgeschichte unter steter Hervorhebung der führenden Hauptpersonen, ihrer Eigenart und ihres Einflusses und im Anschlufs an die Ergebnisse der bisherigen Forschung. Natürlich konnte es bei solcher Stoffeinteilung nicht ausbleiben, dafs häufig auf andere Stellen

bezw. Abschnitte des Buches hingewiesen wurde, zumal ein Schriftsteller oft in mehrfacher Beleuchtung vorgeführt wird. Auch mufste in diesem ersten Teile wiederholt auf den späteren zweiten hingedeutet werden.

Einen besonderen Vorzug des Werkes bilden die 112 Sprach- und Stilproben aus allen Perioden der deutschen Sprachgeschichte von Wulfila bis Bismarck. Sie veranschaulichen in trefflicher Weise die Eigenart einzelner Schriftsteller (Walther v. d. Vogelweide, Luther, Goethe, Schiller, Bismarck) wie auch die ganzer Richtungen (höfische Epik, Minnesang, geistliche Prosa, Meistergesang, Volkslied, weltliche Prosa). Demselben Zwecke dienen die eingefügten Tabellen (indogermanische Sprachstämme, germanische Lautverschiebung, Mundarten). Die praktische Brauchbarkeit des Buches wird ferner erhöht durch die Teilung und Anordnung des Stoffes, die Verwendung verschiedener Drucktypen zur Scheidung von Haupt- und Nebensächlichem, durch ein sehr eingehendes Inhaltsverzeichnis zu Anfang und ein zuverlässiges Namen- und Sachregister am Schlusse, die ein Nachschlagen erleichtern.

Die Ausstattung des Buches ist einfach und gediegen, auch der Druck, von Kleinigkeiten abgesehen, deutlich und übersichtlich. Druckfehler und kleine Versehen, die in einer neuen Auflage beseitigt werden mögen, sind mir aufgefallen: 35, 17 veal, 61, 21 gleichfalls, 159, 5 nun, 162, 14 Réfugié, 168, 40 ruft, 170, 15 grobsinnlicher, 171, 11 glänzendere, 171, 34 Schnörkeln, 218, 37 mannigfaltigsten, 221, 22 kindlich, 222, 28 Schenkendorf (s. 221, 46), 240, 19 Boz - Dickens, 245, 46 Bedeutung, 246, 19 Laokoon.

Das Werk kann allen Kollegen, besonders aber der deutschen Jugend aufs wärmste empfohlen werden.

Barmen. J. Leithaeuser.

Herman Schiller, Studien und Versuche über die Erlernung der Orthographie. In Gemeinschaft mit Heinrich Fuchs und August Haggenmüller veröffentlicht. Band II, Heft. 4 der Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, herausgegeben von H. Schiller und Th. Ziehen. Berlin 1898, Reuther & Reichard. 76 S. 8. 1,50 M.

Ich bin der Redaktion dieser Zeitschrift sehr dankbar dafür, dafs sie mir obige Schrift zur Besprechung hat zugehen lassen; denn der Inhalt dieser Studien ist durchaus Wasser auf meine Mühle. Es war mir besonders interessant und erfreulich, wie diese Schrift Schillers und meine Studie über die Kunst des psychologischen Beobachtens (derselben Sammlung II. Bd. 3. Heft) gänzlich von einander unabhängig und unbeeinflufst entstanden und zu den gleichen Ergebnissen gelangt sind, die Schillers auf Grund exakter Experimente, die meinige aufgrund langjähriger Beobachtungen und praktischer Arbeit als Lehrer und als Direktor.

So lange ich pädagogisch denken gelernt habe, bin ich nicht nur auf die Mängel in der Kunst des Sehens und auf die Mängel in der Kunst des Hörens bei der Ausbildung unserer Schüler aufmerksam geworden und habe auf sie aufmerksam gemacht (s. über Selbstthätigkeit, Jahrb. des Vereins für wissensch. Pädag. 1877 S. 109; Didaktische Studien II, Neue Jahrb. für Philol. u. Pädag. 1877 S. 88ff.; Sprach- und Sprechübungen zur Germania des Tacitus, Lehrpr. u. Lehrg. Heft 38 S. 34f., zuletzt Kunst des psychol. Beobachtens S. 8, 20 f., 12, 23, 51), noch viel mehr bin ich dem planmäfsigen Zusammenwirken der Kunst des Sehens mit der des Hörens nachgegangen. Eigentlich ist es ein ganz einfacher, ja selbstverständlicher, ich möchte sagen von der Natur selbst gegebener Gedanke, dafs Auge und Ohr, Feder und Zunge, Schreiben und Sprechen sich zum harmonischen Bunde vereinigen müssen, wenn gewisse grofse Partieen dessen, was die Schüler lernen, richtig aufgefafst, fest und sicher innerlich aufgenommen, durch Übung erst recht befestigt und zum geistigen Eigentum werden sollen; es könnte schier wunder nehmen, weshalb von einer so selbstverständlichen Thatsache so viel gesprochen und geschrieben wird, doch aber kann ein Einblick in die alltägliche Praxis in Haus und Schule davon überzeugen, wie viel noch in weiten Kreisen das Verständnis für diesen so fruchtbaren Gedanken fehlt, wie vielfältig daher die Praxis sich die Konsequenzen ebenso in der Gestaltung des darbietenden wie des wiederholenden und übenden Unterrichts, ja in der Anleitung zu zweckmäfsiger und erfolgverheifsender Hausarbeit entgehen läfst. Jedermann giebt ohne weiteres zu, in den französischen Worten moi, roi, loi, fois, croix ist das Gehörbild ein anderes als das Gesichtsbild; das Ohr hört moă, roă, loă, foă, croă, das Auge sieht oi, oder gar ois oder oix. Für den festen Besitz können wir doch nur einstehen, wenn der Schüler an demselben Wortbild sich der Verschiedenheit der Gehör- und Gesichtsvorstellung bewufst ist, von einem wirklichen Können des Schülers ist doch nur dann die Rede, wenn er dem Gehörbild entsprechend spricht, dem Gesichtsbild entsprechend schreibt. Man braucht nun ja nur einen Blick in allerlei Praxis zu thun, um zu begreifen, warum so ungeheuer viel falsch geschrieben wird. Diese einfache psychologische Thatsache ist ja vielleicht inbezug auf das Französische und Englische am augenfälligsten; sie erklärt gewifs auch die orthographischen Vereine in England; sollte sie aber für das feste Können im Griechischen, Lateinischen, Deutschen nicht ganz in derselben Weise gelten?

Solche Erwägungen sind es, welche Schiller bei seinen Studien über die Erlernung der deutschen Rechtschreibung geleitet haben. Man wird ja freilich nicht umhin können, darauf hinzuweisen, wie es ein ererbter Fehler des Deutschen zu sein scheint sich inbezug auf die Aussprache seiner Muttersprache recht gehen

zu lassen. Manche Völker rundum halten in dieser Beziehung viel mehr auf sich. Ich möchte glauben, meine Bemerkungen über diese und ähnliche Fehler des deutschen Volkscharakters (Über Selbstthätigkeit S. 93 f.) sind auch durch die Thatsache der weiteren, sonst so grofsartigen Entwicklung des deutschen Volkstums in den letzten Jahrzehnten noch nicht überholt worden. Vielfach hat sich noch eine gewisse Ziererei der Aussprache hinzugefunden, z. B. inbezug auf die Aussprache des r. Eine oberste Instanz insachen guter Aussprache wird bei uns wohl stets ein frommer Wunsch bleiben. Die Recitatoren, die den Weg so gern in unsere Schulen suchen, vermag ich doch nicht ohne weiteres als Musterbilder der guten, artikulierten, nicht gezierten muttersprachlichen Vortragsweise gelten lassen. Doch kann ich nicht genug die Aufmerksamkeit hinlenken auf die Gedanken Schillers von der alles überwältigenden Gewalt des gesprochenen, vorgetragenen, also gehörten Wortes, insonderheit des Dichterwortes, wenn er in den „Sängern der Vorwelt“ sagt:

An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut.

Ich bin überzeugt, mehr Schulung und Übung in der Handhabung des gesprochenen, also gehörten Wortes würde mehr und leichter Sicherheit in der Herrschaft über das geschriebene, also gesehene Wort gewähren.

Wenn ich nun zur Orthographie mich wende, so könnte man sich leicht versucht fühlen, die orthographische „Frage“ zu berühren. Ich hege die Überzeugung, dafs diese Frage über kurz oder lang wieder aufgerollt werden mufs. Das ferner stehende Publikum verwechselt beharrlich den Inhalt der orthographischen „Reform“ vom Jahre 1880 mit der Stellung der Ressorts und der Öffentlichkeit zu dieser Reform. Wer inmitten des praktischen Schullebens gestanden hat, der kann es doch nicht als einen behaglichen Zustand bezeichnen, wo noch jeder Lehrer seine eigene Rechtschreibung hatte und sie seinen Schülern aufnötigte, wo der übereifrige Phonetiker alles für „Unsinn“ erklärte, was auf geschichtliche Überlieferung hinwies, und wo den Anhänger der geschichtlichen Überlieferung ein gelindes Gruseln überlief, wenn hier ein h oder ein zweites a oder e entfernt, dort an dem gerüttelt wurde, was geschichtlich geworden war. Besser war es ja in der Schule sicherlich geworden, als die widerstrebenden Geister bis auf weiteres durch den Kompromifs zwischen Phonetik und historischer Überlieferung beschwichtigt wurden. Wir haben wenigstens seitdem in der Schule eine gewisse Einheitlichkeit. Aber so sehr auch der seinerzeit geschlossene Kompromifs der Weiterbildung fähig und in gewisser Hinsicht auch bedürftig ist, auf der Schule lastet wie ein Alp dies, dafs ein erheblicher Teil der Presse und des Buchgewerbes, dafs das Gesangbuch, dafs verschiedene Ressorts die Gefolgschaft abgelehnt haben. Ein zwie-

spältiges Wesen ist in praxi unvermeidlich. Es kommt doch so, dafs ein von Kindheit auf nach der orthographischen Reform geschulter früherer Schüler sich ängstlich nach einem Wörterbuch der „alten“ Orthographie umsieht, wenn er vor der schriftlichen Prüfung seines Faches und Ressorts steht, in welchem die Schulrechtschreibung nicht gelten gelassen wird. Meines Erachtens liegt der Schwerpunkt der Frage noch nicht einmal so sehr in der Weiterentwicklung der Rechtschreibung selbst als in der Anbahnung einer über den Rahmen der Schule hinausreichenden Einheitlichkeit, eines allgemeinen Anschlusses der deutschen Öffentlichkeit an eine volkstümliche Rechtschreibung — ohne Partikularismus und Sondergeist.

Weshalb ich diese Frage hier berührt habe? Ich wollte nur vor dem Irrtum warnen, als habe H. Schiller in der vorliegenden Schrift ein Recept aus dem psychologisch-physiologischen Laboratorium darbieten wollen, nach welchem die Jugend gerade die jetzige Schulorthographie mit unfehlbarer Sicherheit erlernen könnte. Die Bedeutung der vorliegenden Schrift kann also nicht liegen in der Stellung zur orthographischen Frage, sondern in dem Werte der zur Erlernung der Orthographie angestellten Experimente und Ermittelungen. Haben wir es ja doch hier mit psychologischen Studien zu thun. Für die Psychologie ist es an sich ganz gleichgültig, ob wir Tier oder Thier, Mut oder Muth, selig oder seelig schreiben. Für den denkenden Lehrer ist ja nur dies die Frage, wie, d. h. auf welchem psychologischen Wege eignet sich der Schüler das Wort so fest an, dafs er es sicher sprechen und schreiben kann.

Die Erhebungen nun, welche H. Schiller für die deutschen Worte in der ersten Vorschulklasse, für die lateinischen in der Sexta seines Gymnasiums hat anstellen lassen, können überall in gleicher Weise angestellt werden. Sie erstrecken sich auf alle möglichen Kombinationen des Sehens und Hörens in gegenseitiger Isolierung wie in gegenseitiger lockerer oder strafferer Vereinigung. Die Ergebnisse, wie sie in der Form einer Durchschnittszahl der bei jeder einzelnen Kombination gemachten Fehler zum Ausdruck kommen, weisen klar und deutlich auf die Thatsache hin, die mir nach meinen Wahrnehmungen nicht zweifelhaft sein konnte, nämlich dafs die Zahl der Fehler sich vermehrt, je mehr Sehen und Hören gegeneinander isoliert werden, sich vermindert, je planmäfsiger und zweckentsprechender die Verbindung zwischen Sehen und Hören, Sprechen und Schreiben hergestellt wird. Ich verweise auf die Zusammenfassung der Ergebnisse S. 48, 51, 53, 58—59; abgesehen von der Regel der Rechtschreibung handelt es sich überall um die Vereinigung des Klangbildes mit dem Sehbilde: „Nach wie vor bleiben Hörbild, Sehbild und Regel die Hauptstützen des Rechtschreibunterrichts; das Sprechen dient im wesentlichen nur zur Einprägung des Hörbildes, das Buchstabieren

und das Abschreiben zur Befestigung des Sehbildes". „Hören und Sehen sind ebenso unbestreitbar für die Mehrzahl der Menschen bei Erwerbung von Wortbildern die wichtigsten Quellen; auf ihre richtige Pflege wird demnach zunächst unsere Aufmerksamkeit sich richten müssen" (S. 60). Ich hebe besonders noch die Bemerkungen hervor, welche von dem Diktieren handeln, denn sie beleuchten ziemlich grell manche Irrtümer der Praxis: „Darum darf nicht diktiert werden, was nicht so fest eingeübt ist, dafs die meisten Schüler fehlerlos schreiben" (S. 61). Wir mögen in praxi diesen Satz vielleicht ein wenig einschränken, richtig aber ist, was S. 61f. gesagt wird: „Es kann als sicher gelten, dafs das Diktieren an sich für die Orthographie einen sehr geringen Wert besitzt, und dafs es diesen erst erhält durch die ihm vorangegangene Übung und Befestigung des Wortbildes bis zu völliger Sicherheit". Ich freue mich, mich mit dem Herrn Verfasser inbezug auf diese Ergebnisse völlig eins zu wissen; vergl. meine Kunst des psycholog. Beobachtens S. 63—66, und die praktischen Winke S. 26.

Wir sind in dieser den Interessen des Gymnasialwesens gewidmeten Zeitschrift gewifs berechtigt, nach den Konsequenzen zu fragen, welche sich aus den oben mitgeteilten Ergebnissen für den Gymnasialunterricht ergeben; ich darf mich wohl auf Andeutungen beschränken.

Jeder Sprachlehrer wird sich sagen müssen: ich erziele um so sichrere Erfolge, ich bin um so mehr davor sicher, die Fehler meiner Schüler aus falschen Quellen abzuleiten, je mehr ich meine Schüler zu vereinigtem Sehen **und** Hören, zu vereinigtem Schreiben **und** Sprechen bringen kann. Volksschullehrer, mit denen ich aus Anlafs der Vorbildung eigner oder fremder Kinder hierüber sprach, gaben die Richtigkeit dieses Gesichtspunktes freudig beistimmend zu, selbst wenn die Praxis mehr oder weniger unbewufst geübt wurde. Auch die Eltern können für die Vorbildung ihrer Kinder nicht besser sorgen, als wenn sie nachdrücklich darauf halten, dafs ihre Kinder zu Hause laut, deutlich, artikuliert lesen und **von solchem Gelesenen** immer wieder etwas leise sprechend abschreiben oder nach Diktat niederschreiben. — Kindern etwas zum häuslichen Auswendiglernen aufgeben, ohne dafs die Aufgabe ihrem Auge und Ohr vorher nahegebracht worden ist, ist eine Tortur, eine Versündigung an Kindern. — Die Schüler müssen ernstlich und konsequent dazu angehalten werden, Vokabeln, die sie zu Hause lernen sollen, sich durch Sprechen **und** durch kontrollierendes Schreiben einzuprägen. Man überzeuge sich nur einmal selbst von dem Unverstand, dem Ungeschick und der Unbeholfenheit in der Hausarbeit! Es ist sehr heilsam, dafs deren tägliches Quantum festgelegt ist, aber wer denkt an das Quale, wer vermag da wirksam helfend einzugreifen? Ich bin überzeugt, wenn mit den Anforderungen an die Hausarbeit, wie

sie oben gekennzeichnet sind, Ernst gemacht werden soll, so wird der stets bereite Einwand entgegengehalten werden: Mangel an Zeit. Mit dem Chor der „Rufer im Streit" braucht man nur von Überbürdung zu sprechen. Ich frage, was ist überbürdender, die vielen Privat- und Nachhülfestunden, welche, wie ich von verschiedenen Seiten höre, jetzt massenhaft grassieren sollen und welche doch die Lücken aus dem Unterricht oder der Arbeit für den Unterricht beseitigen sollen, oder eine zweckmäfsig geleitete Selbstthätigkeit, die den Schülern das Bewufstsein des Könnens, der geistigen Kraft, somit Interesse mehr und mehr einflöfst und somit gerade das Gefühl zunehmender Leichtigkeit der Arbeit entstehen läfst? Kann zu solcher Selbstthätigkeit im Wiederholen, Üben, Befestigen durch Sprechen und Schreiben nicht jeder wohlwollende Lehrer Anleitung geben durch Rat und That?

Angesichts der sich fast immer mehr verbreiternden Lücken in den sprachlichen Elementen ist der Weg der mündlichen, wenn auch systematischen Wiederholung der Grammatik von A bis Z der erfolgloseste; das giebt mir jeder Schüler zu, der wider besseren Rat diesen Weg betreten und damit nur — Zeit verloren hat. Es können hier nur zweckmäfsige schriftliche Übungen in Verbindung mit Übungen der Zunge, also mit Sprechübungen helfen. Nur müssen die Lehrer ihren Schülern inbezug auf das, was zweckmäfsig, gern helfen.

Sind die Schüler an die Lektüre zusammenhängender Texte herangeführt, welche Aufgaben blühen dann dem Unterricht für die vereinigte Hör- und Sehkunst? In allen möglichen Variationen gelte das Gesetz: das Gesprochene (Gehörte) mufs in Geschriebenes (Gesehenes), das Gesehene (Gedruckte, Geschriebene) in Gehörtes (Gesprochenes) umgesetzt werden. Es war eine vortreffliche Übung unseres Lehrers Rudolf Merkel, dafs er uns Tertianer täglich ein paar Zeilen Griechisch aus dem Gelesenen sorgfältig schreiben liefs; wir lernten deutlich und ganz korrekt schreiben. Die Lehrer, denen die in den Lehrplänen vorgesehenen schriftlichen Arbeiten in den Sprachen teils zu wenig, teils zu viel sind, mögen aus obigem Gesetz die Fingerzeige entnehmen, um nicht nur durch die Klassen- und Hausarbeiten, sondern durch die gesamte Gestaltung ihres Unterrichts zu dem rechten Verhältnis zwischen Mündlichem und Schriftlichem zu gelangen. Man kann in jeder Fremdsprache wöchentlich etwas an die Tafel schreiben zum Nachsprechen und Nachschreiben; der Versuch analytischen Eindringens in das Verständnis wird sich von selbst entwickeln. Schon mit Rücksicht auf die in den oberen Klassen geforderten Übersetzungen ins Deutsche müssen von früher Zeit ab systematisch abgestufte Übungen im Nachschreiben des Gelesenen und Erklärten nach Diktat in sämtlichen Sprachen, die auf der Schule gelernt werden, die Muttersprache nicht ausgeschlossen, angestellt werden. Wenn man sieht, wie

leicht der Unwille, ja der Hohn sich Ausdruck verschafft über die vielen Fehler, welche selbst Primanern noch beim Diktieren griechischer, französischer, lateinischer Texte passieren, so kann man erwägen, wie sorgfältig abgewogen gerade beim Diktieren der Weg vom Bekannten zum Unbekannten sein mufs.

Wenn man ferner glaubt, das bischen laute Lesen der Stelle, welche gerade zum Übersetzen und Erklären daran ist, werde einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen, so irrt man sich. Nach der Auslegung und nach Feststellung der deutschen Übersetzung mufs der Text abschnittweise im Zusammenhange sinngemäfs und mit lebendigem Nachempfinden vorgetragen werden; bei Versen ist ja darauf zu halten, dafs am Ende der Verse im Vortrage nicht Haltepunkte gemacht werden, die nicht durch Interpunktion, Sinn und Gedankengang geboten sind. Das Memorieren von Textespartieen läfst sich oft wirksam mit Zergliederung und Wiederaufbau (Analyse und Synthese) verbinden (s. Bausteine zur Erklärung der vierten Dekade des Livius, Lehrpr. u. Lehrg. Heft 50 S. 21 ff.).

Wollen wir endlich nicht immer nur uns mit dem Gefühl einer stümperhaften Arbeit an den alten Klassikern quälen, wollen wir in unseren Schülern auch nur noch einen Funken von aufdämmernder Schönheitsahnung erwecken, wollen wir, dafs die Jugend auch nur ein bifschen mit- und nachempfinden lerne, so wie Schiller es in den „Sängern der Vorwelt“ gemeint hat, so lassen wir sie nur ihre mit brütenden Augen überschauten oder überflogenen Texte nun auch ihren Ohren recht nahe bringen. Geht's daheim nicht, weil lautes Lesen und Vortragen auf Hemmnisse stöfst oder auf Mifsverständnisse, vielleicht auch auf Mifsdeutungen, dann Glückauf, wo die Umgegend es noch gestattet, hinaus in den Wald unter rauschende Wipfel, hin ans rauschende Wasser, nur hinaus ins Freie, es müfsten merkwürdig stumpfe Naturen sein, denen da nicht am lauten Vortrage etwas von der ewigen Schönheit und Jugend Homers, Horazens, Schillers u. s. w. aufzukeimen anfinge!

Glogau. Oskar Altenburg.

Das Nibelungenlied, bearbeitet von Karl Holdermann. Fünfte, wesentlich verbesserte Auflage von Rehorn. Berlin 1897, Reuther & Reichard. 115 S. 8. 0,75 M.

Das vorliegende Buch gehört zu der Sammlung deutscher Schulausgaben, deren Verfasser es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Meisterwerke der deutschen Litteratur in einer den Bedürfnissen der höheren Schulen entsprechenden soliden und billigen Ausstattung unserer Jugend zugänglich zu machen, und man kann den von den Herren Herausgebern dabei befolgten Grundsätzen nur zustimmen. Was den Zuschnitt des hier zu besprechenden

Heftes anlangt, so ist es der bei derartigen Ausgaben heutzutage übliche, d. h. es enthält eine neuhochdeutsche Übertragung der nach Ansicht des Verfassers wertvollsten Partieen (etwa 700 Strophen) des Nibelungenliedes, während das, was sonst noch zum Verständnis des Zusammenhangs notwendig ist, in den verbindenden Text verwiesen wird.

Die Anforderungen nun, die man an solche neuhochdeutsche Übersetzung zu stellen berechtigt ist, sind nicht gering; soll sie doch nicht nur den Sinn und Geist des Originals möglichst getreu wiedergeben, sondern auch den Forderungen der modernen Metrik und Rhythmik gerecht werden und endlich in klassischem Neuhochdeutsch geschrieben sein, das sich im Gebrauch der Wortformen und im Wortgefüge von der mittelhochdeutschen Vorlage nicht beeinflussen lassen darf. Diesen Anforderungen wird die vorliegende Übertragung nicht immer gerecht; es kommen nicht nur metrische Härten und Ungenauigkeiten vor, sondern es wird auch vielfach der neuhochdeutschen Sprache Gewalt angethan.

Reime wie: vorbei — herbei (V 3), begofs — grofs (VI 36), meine Mann (sic!) — gethan (VII 44), gethan — an (ib. 43), ab — Hab' (VIII 5), gleichen — zeigen (XIV 37) waren doch wohl zu vermeiden. Auch sind die Reime auf Rüdeger, Geiselher und Volker schon wegen ihrer Häufigkeit (X 5 u. 6, XI 15, XIV 41, 46, 48, 50, 57) kaum erträglich. An sprachlichen Unebenheiten und Härten erwähne ich I 9[1] (die Mutter sprach da so), III 5[1] (wie stattlich sei dein Mann; vgl. II 3[2]), V 37[2] (und einer Rede stehen = geliche jehen), VI 25[4] (sollte sein getragen), VI 38[3] (arg); IX 35[1] (Schar zu Schare), XIV 27[3] (als dafs meine Herr Rüdeger es gut), XV 29[3] (er wollt' ihn vor sich lassen nicht kommen in den Streit = er wolde in vor im lazen niht komen in den strît). Nicht sonderlich geschmackvoll klingt auch der Reim XIV 21 (Gedenke doch nur dessen, Dafs nie so schlimme Männer bei einem Wirt zu Gast gesessen). Den Gesetzen des Wohllauts widerspricht IX 7 (An einer wilden Weide Ast sein Rofs er schnelle band).

Schier an Simrocksches Reckendeutsch wird man erinnert XIV 38[4] (wie sehr ihr mich auch reutet), X 18 (unerbangt), XV 47 (hindann), XVI 5 (zuthal = zetal), VIII 6 (mit gütlichen Sitten). Manches wieder klingt zu modern-volkstümlich, z. B. XIV 25[4], XV 12[3] u. a.

Ein Versehen liegt wohl zu Grunde VIII 5 (was nützt mich Macht und Reichtum), XIV 30 (als der edle Markgraf anlangte vor das Haus), XV 65 (sind ab die Meinen erlegen in dem Streit) und XIII 10[3, 4].

Als höchst bedenklich, der Idee des N. widersprechend, mufs es bezeichnet werden, wenn VI 28 Gunther der feige König genannt wird, und wenn VI 32 von ihm gesagt wird „aufs neue log der König“.

Die Auswahl als solche ist im ganzen geschickt getroffen. Zwar vermifst man u. a. ungern die herrliche Schilderung Kriemhildens in der 5. Avent., und überhaupt erscheint der Inhalt bis zum Streit der Königinnen zu stark gekürzt, doch will ich darüber mit dem Herrn Verf. nicht rechten. Die den einzelnen Abschnitten gegebenen Überschriften sind der Übersichtlichkeit sehr förderlich.

Der verbindende Text ist z. T. gar zu skizzenhaft und dürftig (vgl. S. 37, 68, 73). So wird die Episode „Hagen und Dietlinde", auf welche Lessing im „Laokoon" besonders aufmerksam macht, Irings Tod u. a. gar nicht erwähnt. Das an sich löbliche Bestreben, sich möglichster Kürze zu befleifsigen, verleitet den Herrn Verf. zuweilen sogar zu logischer Unklarheit. Z. B. heifst es S. 37: „Diese (die Brüder) zürnten und zeigten sich anfangs bereit, Hagen zu bestrafen. Doch klüglich vermied er es, Kriemhilden zu begegnen, so lange, bis deren Zorn seine Heftigkeit verloren hatte . . .".

Anhang I enthält 41 Strophen im mittelhochdeutschen Text (Rüdegers Tod). Wenn aber der Herr Verf. meint, damit den neuen Lehrplänen Genüge zu thun, so ist er doch wohl im Irrtum. Weshalb soll der Lehrer gezwungen werden, gerade diese „Proben" alljährlich zum Ausgangspunkt für seine sprachlichen Unterweisungen zu nehmen? Wer möchte sich z. B., um von anderen Partieen nicht zu reden, dazu die herrlichen Eingangsstrophen entgehen lassen?

Im Anhang II werden allgemeine Erläuterungen gegeben, 1. über die Entstehung des N., 2. über die verschiedenen Sagenkreise, 3. über die Nibelungenstrophe. Diese Erörterungen sind ja zur Orientierung ganz nützlich, aber was über die Entstehung gesagt wird, ist doch gar zu nichtssagend und elementar. Welches waren denn die treibenden Kräfte, die zur Umgestaltung des N. beigetragen haben? Auch die Bemerkung, dafs „unrichtige Zusammenstellungen (sic!) unterlaufen" sind, bedarf der Erläuterung und Berichtigung.

Anhang III enthält die Nibelungensage in nordischer Fassung.

Das Buch ist also, wie man sieht, sehr reichhaltig (auch ein Titelbild „Kriemhilde vor der Leiche ihres Gatten" nach Schnorr von Carolsfeld ist beigegeben), doch ist es bei manchen Vorzügen, die ihm nicht abzusprechen sind, noch sehr verbesserungsbedürftig. Namentlich die Übersetzung hält nach der formal-ästhetischen Seite hin einen Vergleich mit der Legerlotzschen Übertragung nicht aus.

Druckfehler finden sich I 24^{1}, I 33^{2}, IV 9^{1}, VIII 17^{3}, IX 45^{2}, IX 56^{4}, IX 61^{2} („Sohnes" st. „Vaters"), XIV 12^{2}, XV 52^{1}.

Blankenburg a. H. R. Wagenführ.

Michael Bernays, Zur neueren und neusten Litteraturgeschichte. Band III. Leipzig 1899, G. J. Göschensche Verlagshandlung. XIV u. 354 S. 8.

Den beiden ersten Teilen der Schriften „Zur Kritik und Litteraturgeschichte“ von M. Bernays ist nun wider Erwarten der dritte gefolgt, und zu unserer Freude steht auch noch der vierte in Aussicht. Der Ausgabe dieses und des letzten Bandes hat sich Georg Witkowski in anerkennenswerter Weise unterzogen. Dem Titelblatte ist das nach dem meisterhaften Porträt v. Lenbachs gefertigte photographische Abbild von Bernays vorausgeschickt. Dafür sei dem Herausgeber unser Dank gesagt. In dem Vorworte spricht sich Witkowski mit Wärme über die Eigenart der Schriftstellerei des grofsen Meisters aus und rechtfertigt die Auswahl der folgenden Aufsätze aus dem Schatze der hinterlassenen Schriften; das Meiste freilich und Beste, was Bernays an geistigen Schätzen aus den ungeheuren von ihm verarbeiteten Massen gewonnen hatte, sei mit ihm zu Grunde gegangen; das gewaltige Gesamtbild aller älteren und neueren Litteraturen, das vor seinem Geiste stand, die Linien, die er über die Jahrtausende hinweg von einer grofsen Erscheinung zur andern führte und durch die er das weit Getrennte zur Einheit verband, habe er mit lebendigem Worte oft genug Freunden und Schülern zu zeichnen gewufst, aber niemals habe er sie mit festem Griffel so, wie er und vielleicht kein anderer der Zeitgenossen sie erblickt, aufs Papier zu bannen und damit den Späteren als Erbe zu erhalten versucht. — Der Inhalt des Buches umfafst drei Gruppen Aufsätze, die erste Gruppe behandelt Shakespeare, die zweite beschäftigt sich mit der klassischen Zeit der deutschen Litteratur, die dritte bietet vier Charakteristiken von Loebell, Welcker, Uhland, Scheffel. Die Aufsätze über Shakespeare sind schon früher erschienen, der erste 1865, der letzte 1884, ihrem Inhalte nach werden sie ewig jung bleiben; jedem Kenner und Freunde des Dichters werden sie ein wertvolles Besitztum sein. Der erste behandelt im Anschlufs an das Buch des Franzosen A. F. Rio die Frage, ob Shakespeare ein katholischer Dichter gewesen. Was zur Beantwortung dieser Frage beigebracht werden kann, finden wir hier zusammengestellt; aber dies allein würde der Arbeit nicht den unvergleichlichen Reiz geben, es ist vielmehr die feine Art der Kritik, mit der er den französischen Priester, der Shakespeare für die römische Kirche in Anspruch nimmt, niederschmettert, und die in allen Bernaysschen Schriften in Staunen setzende Begabung, mit der er den Leser willig seine Strafse führt und ihm Einblicke in die geistige Werkstätte des englischen Dichters und in das Verständnis seiner unvergleichlichen Dichtungen gewährt. Wir werden hier von derselben magischen Kraft hingerissen, die uns beim Lesen Lessingscher Kritiken packt, wir müssen folgen, weil wir mit jedem Schritte vorwärts immer mehr von seinem Geiste in uns aufzu-

nehmen meinen. Der Verehrer Shakespeares findet hier, was oft in der eigenen Brust nur dunkel wogt, in der schönsten Form und in vollster Klarheit ausgesprochen, er mufs in seinem Innern vor der Gröfse des Genies erschaudern, das solche Dichtungen erschaffen. Sh. war kein Katholik, wie der Franzose in frommer Wut die Leser mit einem Truggewebe zu fangen sucht, und wir? „wollen wir Sh. etwa zum bewufsten Vorkämpfer des Protestantismus weihen? Das bleibe ferne von uns. Wir erheben uns mit Entschiedenheit gegen alles, was die Ansicht des Dichters und seiner allumfassenden Werke beschränken könnte: wir wollen den Dichter vor allem als Dichter erkannt wissen". — Der zweite Aufsatz gilt der Delius' Ausgabe der Shakespeareschen Werke. Der Verf. führt aus, wie die weltgeschichtliche Bedeutung des englischen Dichters zuerst von Führern und Meistern unserer Litteratur geahnt, dann eingesehen und ausgesprochen wurde: die Engländer selbst müssen eingestehen, dafs Sh. in seiner wahren Künstlergröfse zuerst von uns gezeigt worden ist; B. verweilt mit Liebe bei der Schlegelschen Übersetzung, die mit genialischer Treue die Worte des Dichters wiedergegeben, und wendet sich dann mit voller Anerkennung der Deliusschen Arbeit zu. Für die Beharrlichkeit, die den Herausgeber Sh.s auf seiner langgestreckten Laufbahn nicht ermüden liefs, ist ihm denn auch der schönste Lohn geworden. Das Studium des Dichters hat sich unter uns, seitdem jene grofse Arbeit vollendet vorliegt, gehoben und erweitert. Der Kommentar, mit welchem Delius die Worte des Dichters begleitet, bildet den eigenartigsten Vorzug und bestimmt den Charakter dieser Ausgabe; er ist auf Leser berechnet, die sich des Englischen bis zu einem gewissen Grade bemächtigt, aber die Sprache Sh.s, in der auch dem heutigen Engländer so viel Unverstandenes begegnet, in ihrer Besonderheit noch nicht gefafst haben. So hat Delius zuerst allen Deutschen einen einladenden Weg durch die ursprünglichen Schöpfungen des englischen Dichters gebahnt, und auch die, welche auf diesem herrlichen Pfade nicht geradezu seiner Führung bedürfen, finden in ihm einen stets förderlich anregenden Weggenossen. Wer wollte nicht diesem dankbar anerkennenden Urteile beistimmen?

Zu der Abhandlung „Sh. als Kenner des Wahnsinns" wurde Bernays durch die Studie des Arztes Dr. K. Stark „König Lear" veranlafst. Die Bemerkung des Arztes: „Sicher hat Sh. Geisteskranke beobachtet" will B. nicht gelten lassen, das „sicher" sei in ein „möglich" zu ermäfsigen. Wer will, so fährt er fort, dem Ahnungsvermögen des Dichters, mit dem er das All umfafst, die Grenze setzen? Ja B. erhebt sich zu den überschwenglichen und darum doch sehr anfechtbaren Worten: „Der wahre Kenner des Dichters weifs, dafs Sh. an sich und seinen Werken mit dem Ernst des echten Künstlers gearbeitet hat, er weifs aber auch, dafs es vergeblich ist, den Mitteln nachzuspüren, durch welche

das Genie zum Erkennen und Bezwingen der Wirklichkeit und ihres unerschöpflichen Inhaltes gelangt". — Der nächste Aufsatz „Zum Studium des deutschen und englischen Sh." ist wiederum höchst anregend und belehrend; anfangend mit der Besprechung einzelner Stellen, die in den Sh.-Erklärungen verfehlt sind, geht er zum Preise zweier deutschen Werke über, der Delius' Ausgabe und des Sh.-Lexikons von Alex. Schmidt; letzteres, ein Denkmal jenes Fleifses, dem man das ehrende Epitheton des deutschen zu geben pflegt, bildet ein Schatzhaus der Shakespeareschen Sprache, das offen steht für jeden, der sich die Mittel zum wissenschaftlichen Verständnis des Dichters erwerben will. Die eingehende Kritik des Werkes begründet dies Urteil und wie weiter gerade durch dasselbe die Einsicht in Sh.s Dichtungen gefördert ist. So hat abermals ein Deutscher sich dem Dichter des stammverwandten Volkes in rühmlichen Dienst gegeben. Am Schlufs dieses Aufsatzes berührt B. die Frage: Who was the author of Shakespeare's plays? Er weist die Autorschaft Bacons weit ab, „Bedlam, have done! Wahnwitz, hör' auf!" so schlieſst er. Ob Bernays jetzt auch noch so kurzweg aburteilen würde? es sind manche Jahre seit der Abfassung dieses Aufsatzes verflossen, und die Vertreter der Autorschaft Bacons sind wohl auf dem Plan! Über die Aufsätze „Zur deutschen Litteratur" darf ich mich kurz fassen. Zunächst erhalten wir eine meisterhafte Abhandlung „Über den Charakter der Emilia Galotti", weiter einen Aufsatz „Zur Erinnerung an Lessing", der sich besonders mit dem Verhältnis zwischen Lessing und dem braunschweigischen Hofe beschäftigt, weiter die geistreiche Abhandlung über „Die Triumvirn in Goethes römischen Elegieen", über „Schillers Malteser", über einen alten Aufsatz Fr. Schlegels. Daran schliefsen sich die Charakteristiken Loebells, Welckers, Uhlands, Scheffels.

Alles in diesen Aufsätzen Gebotene ist so anregend, begeisternd und entzückend und schliefst sich so voll und ganz in seinem inneren Werte den in den früheren Bänden veröffentlichten Abhandlungen an, dafs wir, wie früher, auch diesen Band ganz besonders den Lehrerbibliotheken zur Anschaffung empfehlen.

Stettin. Anton Jonas.

Schiller, Dramatische Entwürfe und Fragmente. Aus dem Nachlafs zusammengestellt von Gustav Kettner. Ergänzungsband zu Schillers Werken. Stuttgart 1899, J. G. Cotta Nachfolger. 307 S. 8. 2 M.

Mit der Herausgabe dieser dramatischen Entwürfe und Bruchstücke aus dem Nachlasse Schillers hat sich Gustav Kettner, der sich bereits durch seine aufserordentlich fleifsige und geschickte Arbeit über den Demetrius und die Herausgabe der kleineren dramatischen Fragmente Schillers hochverdient gemacht hat, von neuem den Dank aller Freunde des Dichters erworben.

Wie er selbst in der Einleitung hervorhebt, ist seit Ch. G. Körner, welcher 1815 am Schlufs der ersten Ausgabe von Schillers Werken neben den ausgearbeiteten Szenen des „Demetrius“ eine kurze Übersicht der Handlung dieses Dramas, des „Warbeck“, der „Malteser“ und „der Kinder des Hauses“ nach Schillers Szenarien veröffentlichte, der Versuch noch nicht wieder unternommen worden, den reichen Schatz von dramatischen Entwürfen und Fragmenten des Dichters seinem Volke zu erschliefsen, obwohl inzwischen der ganze Nachlafs ans Licht getreten ist und wir einen viel umfassenderen und tieferen Einblick in seine Pläne gewonnen haben. Durch seine oben bereits erwähnte Ausgabe von „Schillers dramatischem Nachlafs“ (Weimar, Böhlau 1895) hat Kettner es dem gelehrten Forscher ermöglicht, „an diesen Dokumenten dichterischen Schaffens den Schaffensprocefs immer schärfer zu erkennen“. Durch die vorliegende Ausgabe soll auch weiteren Kreisen die Werkstatt des Dichters erschlossen werden. „Denn Schillers Gröfse als Dramatiker lernt erst der völlig würdigen, der neben den vollendeten Dramen auch die Torsi dieses Michelangelo unter den Dichtern überschaut“. Die Ausgabe hat sich das Ziel gesetzt, „die dramatischen Entwürfe in lesbarer Form zu bieten; sie will dem Leser aus den zerstreuten Bruchstücken die Dramen, so wie sie zuletzt vor dem Geiste des Dichters standen, aufbauen helfen“. Zu diesem Zwecke hat der Verfasser an der Hand der letzten Aktschemata die Skizzen und Entwürfe der einzelnen Szenen in ihrer letzten, relativ abgeschlossenen Gestalt ausgewählt und zusammengefügt. In Anmerkungen sind ältere Entwürfe da abgedruckt, wo sie neben jüngeren wesentliche Züge zur Ausgestaltung der betreffenden Szene boten. An dem Wort des Dichters ist auch da niemals gerührt worden, wo der Text aus einer Fülle einzelner Skizzen und Notizen musivisch zusammengesetzt werden mufste wie z. B. bei den „Kindern des Hauses“ und der „Prinzessin von Celle“.

In weiteren Bemerkungen rechtfertigt der Verf. die Anordnung der Dramen nach Gattungen durch den Hinweis, dafs eine solche nach der Entstehungszeit nicht durchzuführen sei und so dem Leser am besten ermöglicht werde, den ganzen Umfang von Schillers dramatischem Schaffen zu ermessen und auch hier zu erkennen, wie seine dramatische Dichtung in dem historischen Charakterdrama ihren Mittelpunkt habe. Nach einigen treffenden Bemerkungen über den engen Zusammenhang, in welchem „Demetrius“, „Warbeck“ und „die Prinzessin von Celle“ mit den letzten Schöpfungen des Dichters stehen, folgen auf S. 6—32 kurzgefafste Einleitungen zu den auf S. 33—307 abgedruckten Texten selbst. Sie enthalten in knappster und ansprechendster Form die zum Verständnis der einzelnen Stücke nötigen geschichtlichen und sonstigen Angaben, Quellennachweise sowie vortreffliche Winke zu ihrer Würdigung, namentlich auch hinsichtlich

ihres Verhältnisses zu Schillers Vorbildern sowie anderen Werken des Dichters und dessen künstlerischen Anschauungen und Zielen überhaupt. So bietet die Ausgabe auch nach dieser Seite hin einen sehr dankenswerten Beitrag zur Schillerlitteratur.

In der angedeuteten, gehaltvollen Art werden gruppenweise nach ihrer inneren Verwandtschaft die einzelnen Stücke besprochen, zunächst der Demetrius, Warbeck und die Prinzessin von Celle. „Von dieser Gruppe von Dramen, die moderne geschichtliche Stoffe mit einem Reichtum von Personen und einer Fülle des Lebens, wie sie Shakespeares Dramen boten, darzustellen unternehmen“, heben sich scharf die in der einfachen Technik der klassischen Tragödie gedachten ab: „die Malteser“, „Themistokles“ und „Agrippina“. Besonders eingehend werden „die Malteser“ behandelt. Es folgen „Elfride“ und „die Gräfin von Flandern“, in welchen „das Geschichtliche in das Sagenhafte oder Phantastisch-Romanhafte verschwimmt“. Die in deutlichen Umrissen im Entwurf der „Elfride“ hervortretende selbständige und höchst charakteristische Auffassung der Motive der Personen und des tragischen Problems, das sich Schiller zu einer analytischen Behandlung wie im „König Oedipus“ zu eignen schien, wird treffend hervorgehoben. Zu diesen „Sujets des entdeckten Verbrechens“, denen der Gedanke des unaufhaltsam durch die irdische Gerechtigkeit sich vollziehenden Waltens der Nemesis zugrunde liegt, gehören noch „die Polizei“, „die Kinder des Hauses“ und „die Braut in Trauer“ oder „zweiter Teil der Räuber“. In anziehender Weise wird namentlich der erstgenannte Entwurf beleuchtet: Schillers Absicht, in einem grofs angelegten bürgerlichen Trauerspiel, in dem „Luise Millerin“ bisher sein einziger Versuch geblieben war, ein Bild von „Paris in seiner Allheit“, im Leiter seiner Polizei, dem Polizeileutnant Argenson, eine Herrschernatur wie Wallenstein darzustellen, sowie was ihn bestimmte, diesen Plan fallen zu lassen und an eine komische Behandlung des Stoffes zu denken. Nach kurzer Erörterung des für eine Oper zurechtgelegten Stoffes in dem Entwurf „Rosamund oder die Braut der Hölle“ und der Anschauungen Schillers über die Oper bespricht Kettner die aus Schillers Vorliebe für Reisebeschreibungen erwachsenen Versuche, „eine dramatische Handlung zu erfinden, in der die fruchtbarsten Motive der Seereisen, der aufsereuropäischen Zustände und Sitten, der damit verknüpften Schicksale und Zufälle gleichsam in einem Mittelpunkt konzentriert würden“, Versuche, zu deren Ausführung Aufzeichnungen vorliegen in den Entwürfen „das Schiff“, „die Flibustier“ und „das Seestück“.

Wie der Verf. auch dem an sich Unbedeutenden wertvolle Seiten zur Beleuchtung der dichterischen Eigenart Schillers abzugewinnen versteht, zeigen die diesen Teil der Arbeit abschliefsenden Bemerkungen zu dem „Lustspiel im Geschmack von Goethes Bürgergeneral“ und zu „Körners Vormittag“. Das erstere ist

eine einer Anregung Goethes zu verdankende rasch hingeworfene Skizze, die man unter Goethes Papieren gefunden hat. Der Verf. bemerkt darüber: „Man wird in dieser Skizze, so flüchtig sie ist, doch die geistige Freiheit und Heiterkeit bewundern, die der Dichter damals im Ringen mit dem gewaltigen Stoff des „Demetrius“ und unter dem Drucke der schweren Krankheit sich bewahrt hat. Dafs er auch die Kraft besessen hätte, den Entwurf mit guter Laune auszuführen, beweist neben dem starken komischen Element, das seine ersten Dramen durchzieht und noch zuletzt wieder in der Piastenszene des „Demetrius“ so überraschend zum Durchbruch kommt, am besten ein kleiner dramatischer Scherz aus seiner Dresdener Zeit: „Körners Vormittag“. Alles, was die Poesie verlangt: rasche Szenenführung, ein lebendiger, rasch sich entwickelnder Dialog, eine derbe, mit einzelnen äufseren Zügen arbeitende und besonders Lieblingswendungen geschickt aufgreifende Charakteristik — alle diese Mittel finden wir in dieser harmlosen Improvisation gleichsam spielend verwendet“. Sie ist ein auch um der auftretenden Personen willen interessanter Scherz, den Schiller entwarf zur Aufführung im häuslichen Kreise an Körners Geburtstag am 2. Juli 1787. Schiller selbst wollte die fremden Rollen übernehmen, während die Hausgenossen offenbar sich selbst spielen sollten.

Auf diese einleitenden Bemerkungen, deren reichen Inhalt die vorstehenden Mitteilungen nur flüchtig andeuten konnten, folgen dann die besprochenen Entwürfe selbst, dargeboten mit der gründlichen Sachkenntnis und gewissenhaften, zuverlässigen Genauigkeit, die Kettners Arbeiten auszeichnen. In einem Anhang ist noch das Bruchstück einer Übersetzung des „Britannicus“ von Voltaire abgedruckt.

Bonn. H. Neuber.

---

1) P. Wessel, Mittelhochdeutsches Lesebuch für die Obersecunda höherer Lehranstalten. Gotha 1898, F. A. Perthes. 92 S. 8. 1 M.

2) P. Wessel, Geschichte der deutschen Dichtung für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Bis zur Reformation. Für Obersecunda. Ebenda 1898. 36 S. 8. 0,60 M.

Die preufsischen Lehrpläne vom Jahre 1892 verlangen für OII: „Einführung in das Nibelungenlied unter Veranschaulichung durch Proben aus dem Urtext, die vom Lehrer zu lesen und zu erklären sind. Ausblicke auf nordische Sagen und die grofsen germanischen Sagenkreise, auf die höfische Epik und die höfische Lyrik. — Einzelne sprachgeschichtliche Belehrungen durch typische Beispiele“.

Auf dem durch diese Worte gegebenen Boden steht der Verf. mit seinem mhd. Lesebuche. Dies zeigt zunächst die getroffene Auswahl. Über die Hälfte des ganzen Buches umfassen die Proben

aus dem Nibelungenlied; dann gehören 17 Seiten dem Kudrunliede, aus dem nur das Allerwichtigste entnommen ist; es folgen dann auf acht Seiten einige Abschnitte aus „Der arme Heinrich", den Beschlufs machen 41 Lieder von Walther von der Vogelweide. Wenn so die Auswahl im ganzen den Absichten der Lehrpläne entspricht, so ist sie auch im einzelnen wohl zu billigen. Die 20 dem Nibelungenliede entnommenen Abschnitte (hier sind am Rande die Ziffern nach Lachmanns Zählung vermerkt, so dafs man gleich sieht, wie sich der Abschnitt ins ganze Lied hineinfügt) sind wohl geeignet, eine gründliche „Einführung" in das Lied zu bieten; überdies sind die hier und da im Zusammenhang naturgemäfs entstandenen Lücken durch verbindenden Text ausgefüllt. Zur Förderung des Verständnisses des Schülers dient es auch, dafs jeder Abschnitt eine den Inhalt kurz zusammenfassende Überschrift hat. Die beiden Hauptteile sind überschrieben: 1. Siegfrieds Ermordung. 2. Chriemhilds Rache. Mit der letzteren Bezeichnung kann man sich einverstanden erklären; die erstere giebt aber doch nur den Abschlufs des ersten Teils an; man könnte eigentlich nur sagen: bis zu Siegfrieds Ermordung.

Einen Ausblick auf andere germanische Sagenkreise, insbesondere die nordischen, eröffnen die aus dem Kudrunliede beigebrachten Proben. Natürlich ist der erste Abschnitt desselben unberücksichtigt gelassen, und die erste Probe führt uns die List vor, mit welcher Hilde in das Hegelingenland gebracht wird, insbesondere die Macht des Gesanges Horands. In den aus dem dritten Teile entlehnten Abschnitten ist vor allem Kudruns ausharrende Treue in das rechte Licht gestellt, es folgt dann ihre Befreiung. — Die Zählung der Strophen erfolgt hier nach der Ausgabe von Martin. Die historische Epik wird hier nur durch einige wenige Abschnitte aus „Der arme Heinrich" veranschaulicht. Es ist die Frage, ob hier nicht der Parcival geeigneter gewesen wäre; allerdings darf diese Dichtung natürlich nicht unerwähnt bleiben, wie sie der Verf. auch in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" erwähnt und ihren Inhalt auch kurz angegeben hat. An sich hat ja „Der arme Heinrich" in der That viel Anziehendes. Die hier getroffene Auswahl gewährt eine Übersicht über den Inhalt der Dichtung.

Dafs sich Walther von der Vogelweide zur Einführung in die höfische Lyrik am meisten empfiehlt, liegt auf der Hand. Von ihm enthält das Buch denn auch eine ganz beträchtliche Anzahl von Liedern des mannigfachsten Inhalts, so dafs alle Seiten der dichterischen Thätigkeit des grofsen Lyrikers hervortreten. Der Herausgeber reiht seine Proben ein in die Abteilungen: A. Mai- und Minnelieder. B. Politische Sprüche. C. Lehrhafte Sprüche. D. Wanderleben in Lied und Spruch. E. Geistlich-asketische Dichtung.

Überschauen wir das über die Auswahl Gesagte, so werden

wir zugeben, dafs dieselbe im ganzen den Forderungen der Lehrpläne gerecht wird. Dasselbe läfst sich auch von der Anlage und Ausführung sagen. Die Lehrpläne verlangen, dafs der Lehrer die Proben aus dem Urtext lesen und erklären soll. Daraus folgt von selbst, dafs Anmerkungen, grammatische Beilagen und ein Wörterbuch fortfallen mufsten, eben diese haben nach unserer Ansicht nur dann einen Platz, wenn man eine Vorbereitung seitens des Schülers verlangt. Die Lektüre ist naturgemäfs eine gemeinsame in der Klasse, und hier tritt die Erklärung des Lehrers ein. Der Herausgeber denkt sich die Sache so, dafs der Nibelungentext in den ersten Wochen etwa in der von Zupitza empfohlenen Weise grammatisch erklärt werden solle. Wenngleich wir diese Art für ganz praktisch halten, ist es uns doch fast schon zweifelhaft, ob dies nicht bei der hierfür in O II so kurz bemessenen Zeit zu weit geht. Wir werden uns mit einem vielleicht noch geringeren Mafse grammatischer Kenntnis begnügen müssen, wenn wir all den in O II dem deutschen Unterricht zufallenden Aufgaben gerecht werden wollen. Nichtsdestoweniger halten wir es wohl für möglich, dafs der Schüler, wenn ihn der Lehrer ein wenig eingeführt hat, selbst die mhd. Verse lesen und bis zu einem gewissen Grade auch sprachlich verstehen kann. — Eine andere, hierher nicht gehörende Frage ist es, ob eine solche Einführung in die mhd. Sprache und Litteratur als genügend anzusehen ist. Die Forderung, dafs eine eingehendere Beschäftigung mit dem Mhd. auf der deutschen höheren Schule anzustreben sei, verstummt nicht, und wer könnte bestreiten, dafs sie eine grofse Berechtigung hat? Indes wir stehen hier, wie schon bemerkt, auf dem durch die neuen Lehrpläne gegebenen Boden. — Dafs der Herausgeber in die Schreibweise der Wörter einige Gleichmäfsigkeit zu bringen gesucht hat, ist nur zu billigen. Andernfalls würde nur eine Verwirrung entstehen, die bei dem ganzen immerhin doch nur äufserlichen Betriebe nur noch unheilvoller wirken müfste.

In engster Beziehung mit dem mittelhochdeutschen Lesebuche steht desselben Verf.s Geschichte der deutschen Dichtung für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, für Obersekunda. Nach einer Einleitung, welche über die deutsche Sprache und die deutsche Verskunst handelt, die mir aber für einen Obersekundaner schon fast zu viel zu bieten scheint, gliedert sich der in jener Klasse zu behandelnde Zeitraum in drei Abschnitte: 1. Das germanische Heidentum. 2. Das römisch-katholische Christentum. 3. Das Erstarken des weltlichen und nationalen Geistes. In dem ersten Abschnitte finden aufser den Volkssagen die Götter- und Heldensagen und die Tiersage eine Stelle. Die einschlägigen Dichtungen werden hierbei gestreift. — Der zweite Abschnitt trüge vielleicht besser die Überschrift: Geistliche Dichtung, weil hier doch das eigentlich Römisch-Katholische weniger zur Geltung kommt als das Christliche überhaupt. Übrigens könnte man den

Parcival, der in dem dritten Abschnitt vorkommt, inhaltlich auch zu jener christlichen Dichtung hinzurechnen. — Verf. will dem Schüler in seinem Buche die Entwickelung unseres geistigen Lebens vorführen, damit er die litterarischen Erscheinungen aus dem Geiste der Zeit begreifen lernt. Die Einteilung in anderen Lehrbüchern erscheint ihm oft ganz äufserlich, er vermifst vielfach eine einheitliche Disposition. Wir geben zu, dafs er eine solche innegehalten hat, aber wir meinen denn doch, dafs der hier in Betracht kommende Zeitabschnitt der deutschen Dichtung nur bis zum Ausgang der mhd. Periode zu führen ist, d. h. bis zur Blüte mhd. Dichtung mit einem Hinweis auf den dann eintretenden Verfall. So gehört denn der hier auf S. 31 behandelte Hans Sachs nicht mehr in diesen Abschnitt der Dichtung und in diese Klasse, wie ihn denn auch die Lehrpläne augenscheinlich der IB zuweisen, wenn sie bei dieser Klasse sagen: „Lebensbilder aus der deutschen Litteraturgeschichte vom Beginn des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in knapper Darstellung“. Dasselbe gilt wohl auch von den Volksliedern und Volksbüchern, die wir ebenfalls nicht zum Lehrstoff der Obersekunda rechnen.

Für die mhd. Lektüre mufs der Schüler der Obersekunda ein Buch in der Hand haben. Welche Auswahl getroffen werden soll, wird von dem Urteil und Geschmack des Lehrers abhängen. Wir können die von Wessel in seinem Lesebuch gebotene nur bestens empfehlen. Der Preis von 1 M ist ein mäfsiger, die Ausstattung recht gut. Anders steht es mit der „Geschichte der deutschen Dichtung“. Meistens werden wohl die Bemerkungen genügen, welche der Lehrer bei der Lektüre und im Anschlusse an dieselbe macht. So erscheint uns denn überhaupt ein Buch in der Hand des Schülers nicht notwendig. Will der Schüler es zu seiner Privatlektüre benutzen — und dazu kann man es ihm empfehlen — so wird er mancherlei Nutzen und Anregung daraus schöpfen.

Krotoschin. R. Jonas.

Emil Ermatinger und Rudolf Hunziker, Antike Lyrik in modernem Gewande. Mit einem Anhang: Die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen. Frauenfeld 1898, J. Huber. 88 S. kl. 8. 1,60 M.

Jede Kunst ist schwierig und hat nur wenige berufene Meister. So auch die Übersetzungskunst. Zahllose übten und üben sie, und nur ein kleines Häuflein errang und erringt wirklich die Höhe — ich nenne Schlegel, Gildemeister, Heyse, Legerlotz, von Wilamowitz-Möllendorff, Bulle —, und wie über jede Kunstübung gehen auch hier die Ansichten weit auseinander — ich erinnere an die Arbeiten von Tycho Mommsen, von Wilamowitz, Julius Keller, Paul Cauer.

Goethe vergleicht die Übersetzer mit geschäftigen Kupplern, die uns eine halbverschleierte Schöne als höchst liebenswürdig anpreisen und eine unwiderstehliche Neigung nach dem Original erregen. Lessing vergleicht die Übersetzung mit einem umgekehrten Teppich, Schopenhauer mit der Transposition eines Musikstückes in eine andere Tonart oder mit dem Cichorien-Surrogat.

Die einen fordern für die Übersetzung das genaue Festhalten nicht nur des Gedankens, sondern auch der metrischen Form; es erscheint ihnen stilwidrig, z. B. antike Lyrik in gereimte Vierzeilen zu gieſsen, da der Körper vom Geist nicht zu trennen sei, und ein also umgedichtetes Poem will ihnen wie die Venus von Milo im Korsett und Spitzenrock erscheinen.

Die andern meinen, ein genaues, sklavisches Festhalten an Form und Inhalt sei unmöglich, einmal da nur wenige Worte einander völlig decken in den verschiedenen Sprachen, da die besten Metaphern, die schärfsten Witze, die tiefsten Gefühle aus dem Kern der Nation, also aus dem innersten Leben der Sprache kommen, und da ferner mit jeder Sprache auch ein bestimmter Stil, ein bestimmtes Versmaſs gegeben ist, so daſs von der einen in die andere übersetzen nichts anderes heiſsen könne als in diesen andern Stil, in das andere Versmaſs umdichten.

Wilamowitz sagt: Es gilt, des Dichters Gedanken, Empfindungen, Stimmungen frei aus sich zu geben, weil er (der Übersetzer) sie ganz in sich aufgenommen hat; dies ist Übersetzen; nicht mehr, aber auch nicht weniger; es ist kein Dichten; das dürften wir nicht, gesetzt wir könnten es. Aber der Geist des Dichters muſs über uns kommen und mit unsern Worten reden. Die neuen Verse sollen auf ihre Leser dieselbe Wirkung thun wie die alten zu ihrer Zeit auf ihr Volk und heute noch auf die, welche sich die nötige Mühe philologischer Arbeit gegeben haben.

Wilamowitz hat in seinen meisterhaften Übersetzungen antiker Tragödien durch die That bewiesen, was er in der Einleitung zum Hippolytos des Euripides vom Übersetzer fordert.

Auf ähnlichen Standpunkt stellt sich das liebenswürdige Büchlein der beiden Schweizer Ermatinger und Hunziker; die recht lesenswerte Abhandlung des letzteren am Schluſs geht von dem Gedanken aus: der Übersetzer muſs die alte Form zerschlagen, um eine neue herzustellen, und dabei ist es vor allem seine Pflicht daran zu denken, daſs er ein Kunstwerk vor sich habe, und daſs er ein Kunstwerk schaffen will. Und zum Schluſs heiſst es: der Übersetzer will nichts Ewiges schaffen; er ist bestrebt, dem Ewigen ein vergängliches Kleid überzuwerfen, und wie die Zeiten, so müssen die Übersetzungen sich umgestalten. Jedes Volk, jedes Jahrhundert hat seinen eigenen Horaz. Aber gerade dadurch ist er unvergänglich, daſs jede Zeit ihn besitzen kann, daſs er auf jedes Volk in seiner Weise wirkt. Der Wein bleibt derselbe, ob wir ihn aus einer goldenen Schale trinken

oder ob er uns in einem Römer kredenzt wird. Soll Homer ein Deutscher werden, so mufs er im deutschen Erdreich wurzeln, so gut wie Schiller. Nur einmal strahlt die Sonne des Genius ungetrübt und unmittelbar; allen späteren Zeiten wandelt sie hinter Wolken, und ein Übersetzer darf sich glücklich schätzen, wenn ihre Flammenpfeile hie und da den Dunstkreis durchbrechen.

Dem Philologen wird es bei den Übersetzungen, die sich auf elf Griechen (Archilochos, Sappho, Bakchylides, Asklepiades, Meleagros, Philodemos, Palladas, Paulus Silentiarios, Rufinos, Theaitetos Scholastikos) und fünf Römer (Catullus, Horatius, Tibullus, Propertius, Statius) erstrecken, doch wohl häufig so ergehen, dafs ihm die gereimten gleichtönenden Vierzeilen gegenüber den kunstvolleren antiken Gebilden (z. B. der sapphischen und alcäischen Strophe) zu schlicht erscheinen; ja, sie werden ihm hie und da zu klappern scheinen. Es erfordert immer schon hohe Kunst wirklich dichterischer Kraft, für den Gefühlsgehalt nun auch die unserer Art entsprechende und gleich schwungvolle, lebendig bewegte sprachliche Gestalt zu finden. Sprache ist wortgewordener Geist, Übersetzen heifst also den fremden Geist in eigenen Geist umsetzen durch das Medium des Wortes, aber diese Metempsychose setzt Kongenialität voraus; dafs diese nun in allen dargebotenen Liedern hervortrete, wird man nicht rühmen, ja auch nicht fordern können, wohl aber kann man sagen, dafs sie zumeist wirklich Talent und echtes Geschick in dieser schweren Kunst beweisen.

Wer eben lebt und webt in dem antiken Original, in der Form und in der Empfindungsweise, der wird immerhin erst ein wenig abstrahieren müssen von alledem; er wird bedenken müssen, die Lieder sollen als Umdichtungen, als Ersatz besonders denen dienen, die das Original nicht verstehen. Aber er wird auch oft seine helle Freude haben, als grüfse ihn ein trauter Geist der antiken Welt, zu neuem Leben wiedergeboren; und er wird bekennen müssen, dafs diese Strophen viel gefälliger, leichter, deutscher daher ziehen als die in schwerem Rüstzeug der antiken fremdartigen Metren einherstolzierenden Strophen anderer gefeierter Übersetzer, wie z. B. Geibels, dafs sie Antikes und Modernes glücklich verschmelzen.

Als Probe sei gewählt Prop. III 5, v. 1—10: Letzter Wunsch:

Wenn einst mein Auge schliefst des Todes Hand,
Sollt prunklos ihr zur Ruhe mich geleiten!
Kein langer Zug mit reichem Trauertand
Soll prangend hinter meinem Sarge schreiten!
Nicht soll aus Tubamund ein dumpfes Grüfsen
In eiteln Klängen mein Geschick beklagen!
Nicht soll mit elfenbeinverzierten Füfsen
Ein Prunkgestell die Totenbahre tragen!

O legt mich nicht auf seid'ne Kissen nieder!
Und wenn die dürst'gen Flammen mich verschlingen,
Soll sich kein Weihrauchduft zum Himmel schwingen!
O nein! Es wird ein überreicher Lohn
Dem Dichter meist zu teil, wenn meine Lieder
Als Leidgefolge mit mir ziehn zum Grabe,
Dafs still ich vor der Totenfürstin Thron
Sie niederleg' als meine schönste Gabe.

Neuwied. Alfred Biese.

Ivo Bruns, Die Persönlichkeit in der Geschichtsschreibung der Alten. Untersuchungen zur Technik der antiken Historiographie. Berlin 1898, Wilhelm Hertz. VIII u. 104 S. 8. 2,40 M.

Diese Studie ist die Fortsetzung einer früheren Schrift („Litterarisches Porträt der Griechen") und wie diese höchst lesenswert. Bruns verfolgt den Unterschied zwischen direkter (wissenschaftlicher) und indirekter (künstlerischer) Charakteristik bei Polybios und Livius. Ersterer ist natürlich ausgesprochenster Vertreter jener Technik; als grundsätzlicher Anhänger der indirekten Manier wird Livius in Anspruch genommen, nur mit manchen sachlich begründeten Abweichungen und einigen wirklichen Ausnahmen (Papirius Cursor, Cato, wo Livius wohl einer direkt charakterisierenden Quelle gefolgt ist).

Zunächst ist von vorn herein zuzugeben, dafs Abweichungen nicht befremden können. „Die indirekte Charakteristik bedarf eines gewissen Spielraums". Wo sie zu weit führen würde, können auch grofse Dichter bei aller Kunst, mit der sie vielleicht sonst die Charaktere sich dramatisch vor uns entfalten lassen, der direkten Schilderung nicht entbehren. Man denke an Homers Thersites, an Hermann und Dorothea: „Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfnis" u. s. w., an Zolas Paris, wo der kleine Massot dem Dichter als Sprachrohr dient und uns im Plauderton die Galerie der Parlamentarier fix und fertig gemalt vorführt. Denn billiger Weise wird man solches Verfahren nicht mehr als indirekte Technik gelten lassen. Ebenso sollte nun freilich Bruns die beiden durchaus direkten Charakteristiken Hannibals Liv. XXI 4 und XXVIII 12 nicht als blofse Begründungen der vorher erzählten Thatsachen bezeichnen und gewissermafsen entschuldigen. Oder kommentiert die *inhumana crudelitas, perfidia plus quam Punica* u. s. w. an ersterer Stelle wirklich nur den an die Spitze gestellten Satz, dafs Hannibal gleich bei seiner Ankunft die Herzen der Soldaten gewann? Nein, umgekehrt ist dieser Satz blofse Überleitung zu der bewufst direkten Charakteristik, ebenso gut wie z. B. c. 19 *haec derecta percunctatio et denuntiatio belli magis ex dignitate populi Romani visa est quam de foederum iure verbis disceptare* nur des

Exkurses über die Bündnisse wegen dasteht und nicht umgekehrt. Und auch die Würdigung Hannibals XXVIII 12, nach einem Polybianischen Exkurs gearbeitet, geht weit über den Rahmen einer blofsen Begründung hinaus.

So sind denn der Abweichungen von seiner sonstigen künstlerischen Praxis bei Livius gar nicht so wenige, wie Bruns will. Was aber alles in des Schriftstellers Erzählungen, Schilderungen, Reden als indirekte Charakterzeichnung in Anspruch zu nehmen sei, ist naturgemäfs erst recht verschiedener Deutung fähig. Und es hätte wohl der Vorfrage bedurft: Inwiefern liegt es überhaupt in seiner Absicht, uns Charaktere zu zeichnen? Gerade die erstere Stelle über Hannibal ist in ihrer tendenziösen Einseitigkeit dafür lehrreich. Taine Essai sur Tite Live (Paris 1856) S. 212 sagt über die Stelle: *Tite Live songe moins à nous faire connaître Annibal qu'à nous bien disposer pour les Romains; c'est intéresser à leur succès et excuser leurs défaites que montrer le génie et les vices de leur ennemi.* Ganz richtig ist das noch nicht. Livius will nicht plaidoyieren für die Römer, aber Spannung, Besorgnis für sie will er erregen und weiter nichts. Und darauf allein ist seine Auslassung über Hannibals Charakter zugeschnitten. Überhaupt ist sein Endzweck durchaus rhetorisch, *varie animos legentium movere*, das ist sein Ziel; das ist ihm durchweg gelungen und hat seinen Ruhm gegründet. Natürlich braucht er, um stimmungsvoll zu erzählen, auch die Charaktere; aber sie sind, ähnlich wie im Intriguenlustspiel, Mittel, die Situation ist der Zweck, und meist genügt ihm die Schablone. Hier z. B. braucht er den Typus eines Attila. Als solchen stellt er uns Hannibal vor; das genügt ihm. Alle wirklich wesenhaften, individuellen Züge, deren er hier doch wohl leicht einige hätte haben können, auch ohne umfassendere Studien, fehlen. Den Reiz einer vertieften. psychologischen Analyse, welcher einen Tacitus und Plutarch und z. T. schon Sallust auszeichnet, vermissen wir bei Livius. Wo dergleichen sich einmal findet, wie bei der Schilderung Catos, ist es sicher nicht Livius' Werk. Er ist psychologisch ein Stümper, wie schon die schülerhaften Zergliederungen von Überraschung, Bewunderung, Schuldbewufstsein und Furcht zeigen, wofür ich in meinen „Historisch-kritischen Untersuchungen zur dritten Dekade", Halle a. S. 1898, S. 691 Beläge gegeben habe.

Hätte Bruns das mangelnde Verständnis seines Autors für lebenswahre und konsequente Modellierung der Personen und anderseits sein Abzielen auf den jeweiligen Effekt klargestellt, so würde das Kapitel über die „Mittel der indirekten Methode" — Urteile der Zeitgenossen, Wirkung auf sie, Aussprüche der zu schildernden Personen — wohl etwas anders ausgefallen sein. Er hält das meiste der Art, was bei Livius vorkommt, für unhistorisch, für seine „stilistische Erfindung", auch z. B. die widersprechenden Urteile über Scipio XXIX 19 und XXVIII 35, 5, die „sich die Wage

halten sollten"! Auch würde er über Livius' Grundsätze in Bezug auf „Elogien" (Nachrufe) nicht so ratlos gewesen sein S. 55: „Bei Hannibal fehlt es, auch scheinen Rom feindliche Herrscher ausgeschlossen. Nicht nur Syphax', auch des Philippos' Tod wird ohne Elogium berichtet". Die Sache ist sehr einfach. Die Nachrufe sollen überhaupt nicht nur rühren. Bei Hannibal und Syphax aber, welche selbst mit sentimentalen Worten über ihr Schicksal von der Bühne abgetreten sind, war das Thema erschöpft.

Vorstehende Bedenken thun dem an die Spitze gestellten Urteil über die Schrift keinen Eintrag. Dafs sie zu Einschränkungen und Einsprüchen anregt, ist auch ein Verdienst.

Lippstadt. H. Hesselbarth.

P. Cauer, Grammatica militans. Erfahrungen und Wünsche im Gebiete des lateinischen und griechischen Unterrichts. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. VI u. 168 S. 8. geb. 5,60 M.

P. Cauer steht den neuen Lehrplänen mit gemischten Gefühlen gegenüber. Er ist ein Freund der neuen Lehrpläne, aber zugleich ein ergrimmter Feind ihrer Übertreibungen. Und eine solche Übertreibung findet er in der Stellung, welche sie der Grammatik zugewiesen haben. Sie unterschätzen nach seiner Meinung die Bedeutung des grammatischen Unterrichts, wenn sie die Grammatik nur als Dienerin der Lektüre, als Hülfsmittel für das Verständnis der Schriftsteller ansehen und sie nur noch in beschränktem Mafse betrieben wissen wollen. Überzeugt von dem hohen Werte der Grammatik erfüllt es ihn mit Unmut, dafs in den oberen Klassen selbständige grammatische Erörterungen oder Übungen verboten sind. Während beide Disziplinen, Lektüre und Grammatik, jede in ihrer Weise, demselben Zwecke, der vertieften Geistesbildung, dienstbar sein und deshalb für gleichwertig erachtet werden müfsten, hätten die Lehrpläne den Betrieb der Grammatik, der früher auf Kosten der Lektüre allerdings zu weit ausgedehnt wurde, in einem Grade eingeschränkt, dafs auch das Ziel, dem sie jetzt ausschliefslich dienen solle, das Verständnis der Schriftsteller, nicht mehr erreicht werde. Er will daher in der vorliegenden Schrift zeigen: „Wie kann der grammatische Unterricht, inmitten all der Hemmungen, unter denen er zur Zeit leidet, doch als selbständige Macht wirksam werden? Wie lassen sich aus ihm Kräfte entwickeln, die dazu helfen, den, der sie erwirbt, klüger und besser zu machen?" (S. 8). Was der Verf. nach dieser Richtung seit Jahren zu thun versucht und zugleich theoretisch erwogen hat, das will er mitteilen.

Cauer hat nun, man wird es willig und dankbar zugestehen, in verschiedenen Kapiteln seines Buches, insbesondere in Kap. IV—X, wo er von Psychologie und Logik, von der histori-

schen Grammatik und einzelnen Gebieten der Syntax spricht, in geistvoller Weise den Beweis geführt, dafs ein richtig betriebener grammatischer Unterricht sich sehr wohl die Achtung einer selbständigen Macht verdienen kann. Ich gebe auch ohne weiteres zu, dafs er den Schüler klüger macht. Auch jene Forderung mag noch berechtigt sein, welche Cauer in den Preufs. Jahrbüchern in der Anzeige von Wernicke, Kultur und Schule, erhebt: „Unser Geschlecht soll aus der antiken Gedankenwelt praktische Klugheit hinausnehmen“. Aber dafs er den Schüler auch „besser zu machen“ geeignet ist, diese weitere Wirkung möchte ich doch ablehnen und diese moralische Kraft lieber den ethischen, den Gesinnungsstoffen überlassen. Man würde auf den immerhin befremdenden Ausdruck „besser machen“ (S. 8) nicht sonderliches Gewicht legen und ihn für einen lapsus calami halten, welcher dem Schreiber leichthin entschlüpft ist, wenn es Cauer nicht so bitterer Ernst mit diesem Axiom wäre. An verschiedenen Stellen seines Buches kommt er darauf zurück, so S. 128, 133, 144, wo er am Schlusse einzelner Ausführungen bemerkt, dafs eine richtige grammatische Erkenntnis oder Auffassung gewisser sprachlicher Unterschiede oder sprachlicher Entwickelungen den Jüngling wohl „gerechter in seinem Urteil, geschickter zu einem Leben in gesitteter Gemeinschaft, verständiger in wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen, in den Formen der Religion wie des Rechtes“ machen dürfte. In solchen Schlüssen, solchen ebenso sonderbaren wie entlegenen und erzwungenen Nutzanwendungen, welche an die stärksten Übertreibungen der Neuherbartianer erinnern, kann ich eine geschickte Apologie der Grammatik nicht erblicken.

Angesichts dessen und der übrigen Ausführungen dieses Buches, welche mir durchaus sympathisch sind, deren ich jedoch in einzelnen Ausläufern nicht beistimmen kann, drängt sich die Frage auf: Was heifst und zu welchem Ende studiert man Grammatik? Welche Stellung und welchen Wert hat sie in unseren höheren Schulen? Ich denke darüber so: 1. Die Grammatik dient notwendig zum Verständnis der Schriftsteller. Ohne sichere Kenntnis der Formen und grammatische Gründlichkeit läuft das Lesen der Schriftsteller auf ein wertloses und planloses Hin- und Herraten hinaus. Die Grammatik ist also zunächst Mittel zum Zweck. 2. Die Grammatik hat aber auch den Zweck in sich, logisch-sprachliche Schulung oder, wie ich lieber sagen würde, sprachliche Schulung, geistige Gymnastik zu geben. Sie vermag das mindestens in demselben Grade wie die Lektüre. Sie systematisch durchzuarbeiten gehört sich für eine wissenschaftliche Schule. Mindestens mufs der Schüler der oberen Klassen befähigt werden, sie als ein System anzuschauen. Utinam bonus essem grammaticus! Mit diesen Worten Scaligers schlofs Usener die Wiesbadener Philologenversammlung. Wir verlangen also, und darin wird mir wohl Cauer beistimmen, ein solches

grammatisches Wissen, dafs nicht blofs die Lektüre keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnet, dafs man nicht blofs eine Kenntnis der dazu nötigen Formen und Ausdrucksweisen besitzt, sondern auch ein vertiefteres grammatisches Wissen, ein Sprachverständnis. Sprachkenntnis und Sprachverständnis sind sehr verschiedene Dinge. Ein Kellner besitzt eine Kenntnis der französischen oder englischen Sprache, er wendet ihre Formen ohne Fehler an, aber er besitzt nicht das Sprachverständnis, um zu verstehen, wie z. B. der Franzose sagen kann *distinguer l'ami d'avec le flatteur, séparer la tête d'avec le corps* oder wie Corneille im Cid sagen kann

précipice élevé, d'où tombe mon bonheur!

Auch ein Quintaner versteht den Ausdruck: *seines Bleibens war nicht länger hier*, aber wohl nur ein Schüler der oberen Klassen wird sich den Genetiv hier erklären können oder wissen, was es mit den Worten: Die Menschen wollen *sich meinen Geist* nicht mehr strafen lassen (Genesis 6, 3 Luth.) auf sich hat. Ein solches volles Verständnis der Lektüre gewinnt man nur, wenn man sich der Funktion der verschiedenen sprachlichen Ausdrucksmittel bewufst ist, und dieses Geistes der Sprache mufs der Schüler einen Hauch verspüren, und ein dahin gehendes grammatisches Wissen gehört doch wohl zu dem Rüstzeug, mit welchem das Gymnasium, die wenn auch elementare, so doch vornehmste geistige Ringschule unserer hochgebildeten Zeit, den Schüler ausstatten mufs. Erwirbt man es nicht, so kommt man um die beste Frucht des Studiums der Sprache, um die geistige Gymnastik, welche ja an jeder Sprache gewonnen werden kann, am ersten aber am Griechischen und Lateinischen schon wegen der ihnen zustehenden überwiegenden Stundenzahl.

Es ist ein eigentümliches Schicksal, welches die Grammatik in unserem Jahrhundert betroffen hat. Es gab eine Zeit, wo sie das fundamentum gymnasiorum war — ich denke an die mittleren Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Als sie Luft und Raum genug sich zu entfalten hatte, da fehlte ihr das Licht der Sprachwissenschaft und der Psychologie; sie stand unter dem Banne der Logik, und so verknöcherte sie mehr und mehr. Jetzt, wo das Licht der Sprachwissenschaft und der Psychologie sie erhellt und sie mit neuem Leben erfüllen kann, steht ihr auf den Gymnasien nicht mehr der frühere Raum zu Gebote. Die Grammatik ist auf dem besten Wege, eine Wissenschaft der Sprache zu werden. Den Geist der Sprache zu erfassen und zu begreifen, dazu macht sie die neuere Psychologie tüchtig; aber leider fügten es die Verhältnisse so, dafs die köstlichen Früchte des frischer und lebenskräftiger entwickelten Baumes nicht mehr in die Schule hineinreiften und auch — nos, dico, philologi desumus, wir lassen es noch sehr daran fehlen, diese geistige Gymnastik zu entfesseln, die gewaltigen Kräfte zur Bildung des Geistes aus dem Schlummer

zu rufen. Denn die grammatischen Lehrbücher wurden immer dürrer, öder, skelettartiger; nur dem mechanisch zu lernenden Stoffe gönnte man noch Raum und dachte dabei, es sei noch übergenug, was der Schüler zu lernen und sich anzueignen habe, und der Lehrer glaubte vielfach, seiner Pflicht genügt zu haben, wenn seine Schüler die so komprimierten Regeln der Grammatik im Kopfe hätten. Über dieser Einpaukerei und mechanischen Memorierarbeit wird das eigentlich Bildende der Grammatik, das, was ihr Hoheit, Adel und Würde verleiht, nur zu leicht übersehen, das, was sie zur Erkenntnis der Sprache und der in ihr waltenden Kräfte, zur Erkenntnis des Geistes der Sprache und des redenden Menschen beiträgt, vergessen. Ein knappes Knochengerüst des grammatischen Aufbaues erschwert die Durchgeistigung des Stoffes.

Drängte man früher die Grammatik in die Magdstellung, auswendig gelernt zu werden, um richtig lateinisch zu schreiben, so behält man jetzt trotz des veränderten Zieles doch das alte Mittel bei und vermag sich noch nicht genug zu der Erkenntnis durchzuringen, dafs sie gewürdigt werden mufs als mächtiger Faktor, das fremde Idiom als den Niederschlag des Geistes eines fremden Volkes zu verstehen; in der toten Sprache liest man tote Worte, die doch eine so lebendige Sprache führen könnten, wenn man ihre Seele zu erkennen sich Mühe geben wollte! Sehr schön — aber woher die Zeit nehmen? dicit philologus et salvat animam suam. Ich lasse diese Entschuldigung nicht gelten. Es liegt mir fern, den Vorwurf zu erheben, dafs jene Entschuldigung nur eine Verschleierung der Bequemlichkeit oder der mangelnden Fähigkeit ist. Thatsächlich — und dies kann man aus Cauers Buche lernen — kann die Grammatik auch unter den heutigen Lehrplanverhältnissen noch dem geistigen Gehalte dienstbar gemacht werden. Aber man glaubt wirklich, die veränderte Stellung der Grammatik als Dienerin der Lektüre bringe sie in diese Rolle einer handwerksmäfsigen, mechanischen Fertigkeit — und doch ist die grammatische Schulung, wie sie als Ziel verlangt wird, schlechterdings unvereinbar mit solcher Auffassung der Grammatik. Sie ist und bleibt noch etwas, was über der Lektüre schwebt; sie ist und bleibt Regentin und Dienerin der Lektüre zugleich, die ohne sie einen grofsen Teil ihres Wertes einbüfst. Als Dienerin der Lektüre erschliefst sie das Verständnis des Wortes und des Gedankens an sich; als Herrscherin der Lektüre macht sie, in rechter Weise betrieben, diese erst fruchtbar, erschliefst das tiefere Verständnis des Gelesenen, führt in die Werkstatt des sprachschaffenden Geistes ein, macht das Tote lebendig. Unser Grundsatz sei: Weniger Gedächtnisarbeit, mehr kausale Verknüpfung der sprachlichen Thatsachen! „Die wahre Syntax der Zukunft“, so sagte schon P. Weierstrafs, der Bruder des berühmten Mathematikers, im Progr. Dt.-Crone 1865, „wird erst dann möglich werden, wenn

man sich entschlossen hat, das Gewebe des Sprachgeistes psychologisch aufzufassen und zu behandeln".

Nach dieser Darlegung meines Standpunktes brauche ich nicht weiter zu versichern, dafs ich Cauer (S. 5) darin durchaus beistimme, „dafs Grammatik und Lektüre, weil sie demselben Zwecke dienen, der tieferen und feineren Bildung des Geistes, auf gleiche Stufe neben einander gestellt werden müssen". „Die sprachlich-logische Schulung liegt überwiegend auf der grammatischen Seite und verlangt ein selbständiges Dasein". Bestrebt, die alte Philologie aus der Verknöcherung zu erretten, sie mit der neueren Sprachwissenschaft zu versöhnen und mit dem Licht und Leben der Psychologie zu erfüllen, stehe ich von jeher mit Cauer auf demselben Boden. Soweit also Cauers Buch durch Mitteilungen aus der grammatischen Praxis, wie sie sein sollte, die Grammatik zu Ehren bringt, bin ich um so mehr mit ihm einverstanden, als dies vielfach in gleicher Weise geschieht, wie ich es in den Junggrammatischen Streifzügen und in meiner lat. Schulgrammatik versucht habe. Da Cauer von letzterer nicht spricht, so hälte ich es nicht für überflüssig, darauf hinzuweisen, dafs meine Lat. Grammatik ganz in dem von ihm gewünschten Geiste gehalten ist, dafs eine grofse Zahl seiner praktischen Belehrungen selbst und ähnliche Instruktionen in dieser Grammatik zu finden sind. Ich erinnere nur an den steten Hinweis Cauers, das hypotaktische Verhältnis aus dem parataktischen zu erklären — vgl. *quin* u. a., *licet, cum* inversum, die Zeitgebung nach *simulac, utrum* (Cauer S. 122, Ziemer § 321); man vergleiche ferner meine Erklärung des sog. Accusativus graecus Lat. Gr. § 172 mit Cauers S. 81, 2. Ich will die Beispiele nicht häufen. Aber erstens schadet es nichts, dafs Alterkanntes wiederholt wird — wird es doch oft, so lange es ein *ἅπαξ εἰρημένον* bleibt, nicht beachtet —, zweitens hat Verf. die Einzelheiten oft in einen anderen lehrreichen Zusammenhang gerückt. Sagt doch schon der weise Aristoteles: *Πάντα γὰρ σχεδὸν εὕρηται μέν, ἀλλὰ τὰ μὲν οὐ συνῆκται, τοῖς δ' οὐ χρῶνται.* Bei dem wohlbegründeten Ansehen, welches der Name Cauer in allen philologischen Kreisen geniefst, hat seine Schrift berechtigtes Aufsehen erregt und wird noch weiterhin fühlbar wirken gleich dem Steine, der ins Wasser geworfen, weithin Kreise zieht und die Oberfläche in Bewegung setzt. Jeder kann aus dem Buche etwas lernen. Wer aber, mit Cauer einverstanden, die Bruchstücke, die er aus seiner durchgeistigten Lehrpraxis mitteilt, gern zu einem die ganze lat. Grammatik umfassenden System vervollständigt sehen möchte, der findet wohl in meiner Lat. Grammatik einen weiteren ihn befriedigenden Ausbau. Aber auch die griechische Grammatik geht bei Cauer nicht leer aus; so spricht er besonders S. 91 ff. über den Unterschied des griechischen Tempusgebrauchs vom lateinischen, S. 105 ff. vom griechischen Modusgebrauch, S. 138—144

über die griechischen Bedingungssätze, nachdem er zuvor von den lateinischen geredet, überall bemüht, eine schärfere Formulierung der in ihnen waltenden Gesetze zu finden. In den meisten Fällen ist ihm dies auch gelungen.

Das ganze Buch ist voll von Bruchstücken einer grofsen Konfession. Es sind Herzensergiefsungen eines Unzufriedenen. Und

in Worten
Erleichtert sich der schwerbeladne Busen.

Er beklagt, dafs der Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Praxis immer mehr verloren gehe. Darum sagt er S. 150: „Es mufs gelingen, den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Praxis wiederzugewinnen“. Seine Absicht war eben, der zunehmenden Entfremdung zwischen beiden Gebieten entgegenzuarbeiten. Wenn er aber S. 145 sagt: „Dieses Buch wird nach zwei Seiten hin Mifsfallen erregen: bei den Gelehrten, weil es die Wissenschaft mit Rücksichten der Erziehung verquickt, und bei den Pädagogen, weil es den Unterricht mit wissenschaftlichen Anschauungen belastet“, — so ist die erste Besorgnis nur insoweit zutreffend, als wir oben bereits bemerkt haben; denn die Grammatik ist keine Morallehre, die andere bei der Einschränkung, welche Cauer selbst für die Geltendmachung wissenschaftlicher Anschauungen gewahrt wissen will, grundlos. Denn überall, sowohl in der Aufnahme der Ergebnisse der neuesten Sprachforschung, wie in der historischen Erklärung sprachlicher Thatsachen in der Schule steht Verf. auf dem Standpunkt nicht der Ablehnung oder enthusiastischen Befürwortung, sondern des besonnenen Abwägens und weisen Mafshaltens: erst soll der Schüler die Formen als etwas Gegebenes kennen lernen, ehe man versuchen kann, ihm die sachliche Berechtigung klar zu machen (vgl. S. 42). In dem V. Kapitel: Historische Grammatik, das zu den besten gehört, tritt dies klar zu Tage. Ich kann nicht finden, dafs Verf. damit zu viel verlangt. Auf allen Stufen wird sich Gelegenheit finden, zum Zweck der sprachlichen Schulung und allgemeinen Bildung gegebene Formen zu erklären oder ihr Werden und Entstehen aufzudecken; das so Erklärte wird wertvoller sein und fester sitzen als das mechanisch Angeeignete, aber vorzugsweise wird jene wissenschaftlichere Gestaltung des grammatischen Unterrichts doch in die oberen Klassen zu verlegen sein.

Ich glaube also auch nicht, dafs Cauers überzeugte Worte in den Wind der Wüste hineingeredet sind. Ich wünschte, dafs sie von allen klassischen Philologen beherzigt würden. Cauer hat ein feines Gefühl für die Imponderabilien des grammatischen Sprachunterrichts. Er denkt wohl mit Goethe:

Zerstreutes Wesen führt uns nicht zum Ziel,

darum ist er für den systematischen Betrieb der Grammatik. Und alles, was er beibringt, soll zeigen, wie geistbildend ein solcher Unterricht werden kann.

Die ganze Sammlung gleicht einem frischen Strauſse Blüten und Blumen vom Feld und von der Heide der grammatischen Unterrichtspraxis; neben den Kräutern fehlen auch nicht die Unkräuter. Vieles, Lehre wie Lehrton, erinnert mich an meinen unvergeſslichen Lehrer Moriz Haupt, dem Chr. Belger in seinem schönen Buche „Moriz Haupt als akademischer Lehrer" (Berlin, W. Weber 1879) ein Denkmal gesetzt hat, welches leider, wie einst das Grabmal des Archimedes in Syrakus, vergessen zu sein scheint. Zum Beispiel der Satz S. 85 bei Cauer: „Hier ist eine leidige Gewohnheit zu sagen, der Dativ stehe statt „*a* mit dem Ablativ" oder „statt ὑπό", als ob so beliebig eins für das andere gesetzt werden konnte", — dieser Satz klingt genau so, als hätte ihn Haupt selbst gesprochen. Ich weiſs aber nicht, ob Cauer noch Haupts Schüler gewesen; denn der starb bereits 1874.

Was nun Einzelheiten anbetrifft, so bin ich ganz einverstanden mit Cauers Einschränkung des Prädikats, vgl. S. 14, mit der Ablehnung der Verdeutschung der grammatischen Kunstausdrücke (S. 17), mit dem Eintreten der psychologischen oder historischen Betrachtung der Sprache an richtiger Stelle (42. 59. 65. 67), mit der weisen Einschränkung etymologischer Erklärungen (76), mit dem (gegen A. Dittmars „polemische" Grunddeutung des lat. Konjunktivs gerichteten) Tadel, alles oder möglichst viel aus einem Grundbegriffe zu konstruieren (102). Kräftig, vielleicht zu kräftig geht Cauer der Induktion im II. Kap. zu Leibe, für welches ich daher statt des horazischen Mottos: O imitatores, servum pecus! lieber den frei nach Goethe veränderten Spruch

> Wollt ihr mir von der Induktion
> Nicht auch ein kräftig Wörtchen sagen?

gewählt haben würde. — Der Ausdruck „Wortstock" ist nicht, wie S. 16 zu lesen, von Waldeck erfunden, sondern stammt von Perthes. Da auch ich diese Bezeichnung für eine glückliche halte, so habe ich sie in meiner Grammatik § 14 aufgenommen. In dieser würde Cauer auch finden, daſs ich gleichwie er S. 35 bei der Erklärung der Formen facturus fuerim u. s. w. in abhängigen Sätzen auf unabhängige zurückgehe (Lat. Gr. § 313). Auf seine Erklärung des sog. Accusativus graecus S. 81 habe ich selbst schon § 172 hingewiesen; aber ohne die Cauersche beanstanden zu wollen, halte ich doch meine Erklärung von indutus vestem durch die mediale Bedeutung des Passivs — vgl. recordor rem — für dem Verständnis des Schülers zugänglicher als Cauers Hinweis auf die ursprüngliche aktive Kraft des Verbalnomens. Zuzugeben ist, daſs meine Erklärung nicht für alle Beispiele paſst, weshalb ich auch solche Beispiele herangezogen habe, wo kein Participium vorkommt wie *os humerosque* deo similis und entsprechende deutsche Ausdrücke. — Was die Erklärung des lat. Acc. c. inf. anbetrifft, welchen Cauer den kleinen Schülern verständlich zu machen sucht, so ist die Cauersche Praxis für Anfänger gewiſs

zu empfehlen; das Zurückgehen auf deutsche Analogieen eignet sich mehr für spätere Stufen. Den Abl. abs. erkläre ich Lat. Gr. § 276 ganz so, wie Cauer S. 42. — Die Ableugnung des absoluten Gebrauchs des lat. Imperfekts und die Behauptung, dafs das Imperfekt immer die Gleichzeitigkeit in der Vergangenheit ausdrücke, von der Dauer ganz unabhängig, wird befremden. Aber Cauers Satz S. 89: „Also auch die wiederholte Handlung hat mit dem Imperfekt nichts zu schaffen“, ist durchaus richtig und wird durch Delbrück (vgl. Syntax der indog. Sprachen II 305 f.) gestützt: „Der Sinn (einer wiederholten Handlung) entsteht vielmehr durch die Situation“. Für den, welcher die weiteren Ausführungen Delbrücks S. 312—314 verfolgt, kann die Sache nicht zweifelhaft sein. Doch ist auch hier der griechisehe und der lateinische Sprachgebrauch zu unterscheiden. Wer den Sprachgebrauch Herodots und Homers kennt, weifs, dafs das Imperfekt hier gerade zur Erzählung gebraucht wird, im Gegensatz zum konstatierenden Aorist; vgl. Delbr. S. 268. — Auf S. 92 vermisse ich dort, wo von der „Art der Handlung“ und von der „Zeitstufe“ die Rede ist, den Hinweis auf die grundlegende Schrift von G. Herbig, Aktionsart und Zeitstufe (Sep.-Abdr. aus Indog. Forsch. VI 250 ff.). — Zu S. 97 Ῥεχθὲν δέ τε νήπιος ἔγνω vgl. Delbrück a. a. O. 301. Der Aorist ist punktuell im Sinne Delbrücks zu erklären = im Nu, im Augenblick, schnell, also ἔγνω „hat schnell oder im Augenblick erkannt“; dazu pafst auch das Beispiel Cauers S. 98 Δ 275 ff. .... ὑπό τε σπέος ἤλασε μῆλα, wo der Aorist das Eilige oder die Rapidität des Vorganges bezeichnet, sowie Cauers Beispiel Γ 33 „wie ein Mensch, nachdem er eine Schlange kaum erblickt hat, schon (schnell) zurückgeschreckt ist“. Der Aorist ist hier von einer angenommenen Gegenwart aus bestimmt. Wenn also auch die Erklärung für den gnomischen Aorist in Sentenzen und Vergleichen je nach den einzelnen Stellen verschieden sein mufs, so ist doch die feine Bemerkung Cauers S. 98 unten richtig, wenn er auf die Definition der Fabel bei Lessing verweist, eine Bemerkung, aus welcher wir den geistvollen Erklärer Homers und den ausgezeichneten Grammatiker sogleich wiedererkennen. — Die Erklärung des Acc. c. inf. in ursprünglich unabhängigen, später relativ angeknüpften Sätzen (S. 116) pafst nicht auf Fragesätze wie Quo illos animo fuisse arbitramur? Man vergleiche lieber deutsche Sätze wie: Worauf glaubst du, dafs ich warte? (Herder) u. ä. Über diese verschränkten Fragesätze habe ich noch nirgends eine völlig befriedigende Erklärung gefunden; sie verdienen eine eingehende Monographie.

Mit herben Worten tritt Verf. im Schlufskapitel „Wissenschaft und Praxis“ der Universitätsphilologie entgegen, welche eine systematische Berücksichtigung der Bedürfnisse des Gymnasialunterrichts, z. B. die Erklärung der Schulschriftsteller, vornehm ablehnt; scharf tritt er aber auch gegen die Neuherbartianer auf, die mit ihren

Formalstufen den höheren Unterricht elementar gestalten; er vermeidet aber hierbei den ironisch-sarkastischen Ton der Erbitterung, in den O. Jäger (Lehrkunst und Lehrhandwerk) bei der Bekämpfung der „Lehrprobendidaktik“ verfällt. Ich glaube, dafs die grofse Mehrzahl der Gymnasialphilologen Cauers Standpunkte in dieser Frage beitritt. Man vergleiche Alys Aufsatz in dieser Zeitschrift 1898 S. 65, der an eine briefliche Äufserung eines Universitätsprofessors anknüpft: „Überhaupt sei die Universität nicht dazu berufen, Gymnasiallehrer auszubilden“, weshalb der Briefschreiber auch die archäologischen Ferienkurse, weil sie zum Dilettantismus verleiten, verurteilt. Gerade deshalb, weil das Gymnasium den späteren Philologen jetzt weit weniger ausbilden kann, als es früher möglich war, mufs die Universität hier ergänzend eintreten, und es ist dringend zu wünschen, dafs unsere Universitätslehrer den Bedürfnissen der Gymnasiallehrer sich nicht verschliefsen. Sie können das, ohne sich und ihrer Wissenschaft irgend etwas zu vergeben. „Es mufs gelingen, den lebendigen Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Praxis wiederzugewinnen“.

Doch ist es Zeit, an den Schlufs zu denken. Mit dem Titel „Grammatica militans“ hat Verf. vielleicht manchem ein Rätsel aufgegeben, das er selbst zu lösen an keiner Stelle sich herbeiläfst. Wie man einst von einer Ecclesia regnans sprach, so konnte man auch bis vor kurzem von einer Grammatica regnans sprechen, welche nun gleich der Ecclesia pressa — d. h. gleich der katholischen Kirche in Staaten, wo sie in weltlichen Dingen an die Staatsgewalt gebunden ist —, zu einer Grammatica pressa geworden ist. Nach dieser Analogie hätte Verf. sein Buch auch „Grammatica pressa“ nennen können. Aber wer unter einem Druck leidet, sucht sich von ihm zu befreien. Und mancher, der nicht aktiv als militans gegen den Druck ankämpft, denkt doch wohl in der Stille wie Goethe (Epigr. Der Narr epilogiert 16):

Senkt sich das Rad und quetscht mich nieder,
So denk ich: nun, es hebt sich wieder.

Das ist auch Cauers Hoffnung, wie man aus S. 7 entnehmen kann: „Und vielleicht, dafs wir aushalten, bis der Morgen wieder kommt, die Sonne aufgeht und den ganzen bösen Spuk verscheucht“.

Mag man „Grammatica militans“ verstehen, wie man will, jedenfalls kann Cauer von sich und diesem Buche sagen:

Nec militavi non sine gloria.

Colberg. H. Ziemer.

Hugo Willenbücher, Cäsars Ermordung am 15. März 44 v. Chr. Mit einem Titelbilde. Gütersloh 1898, C. Bertelsmann. (Gymnasial-Bibliothek von E. Pohlmey und Hugo Hoffmann. 29. Heft.) 58 S. 8. 1 M.

Ein seltsames Heft, das zu manchen Bedenken Anlafs giebt. Es enthält z. B. ganz auffallende geschichtliche Irrtümer. So heifst

der Volkstribun, den Tiberius Gracchus absetzen liefs, Octavius, aber nicht, wie hier S. 2 behauptet wird, Drusus. Dann aber ist es doch wahrlich ein wunderbares Mifsgeschick, wenn jemand über Cäsars Ermordung ein Buch veröffentlicht und darin beide Häupter der Verschworenen, Brutus und Cassius, falsch nennt. Dieser heifst C. Cassius Longinus; Willenbücher nennt ihn S. 36 Spurius Cassius Longius. Ich nehme an, dafs Longius statt Longinus ein Druckfehler ist; aber Spurius? Sollte da vielleicht jener alte Spurius Cassius Viscellinus verwirrend vorgeschwebt haben, der 486 v. Chr. Geb. wegen Strebens nach der Alleinherrschaft hingerichtet wurde? Und Brutus' voller Name ist M. Junius Brutus. Man erstaunt, wenn er S. 38 eingeführt wird als M. Brutus Cäpion (sic!). Caepio ist ein Cognomen der gens Servilia, und die Mutter unseres Brutus ist Servilia, eine Tochter des Servilius Caepio, in jungen Jahren einst Cäsars Geliebte (S. 44); sollte sie das Unheil angerichtet haben? — S. 18 f. Anm. 6 führt der Verf. aus Sueton an: iacta est alea; das wird doch jetzt überall geschrieben: iacta alea e s t o, entsprechend dem griechischen *ἀνεῤῥίφθω κύβος*. — Shakespeares Julius Cäsar, dessen Berücksichtigung in einer Schrift für Schüler über Cäsars Ermordung so aufserordentlich nahe lag, wird nicht genannt, auch nicht benutzt aufser einigen Anführungen S. 56. Ist es billig zu verlangen, dafs Schüler ohne irgend einen Hinweis gleich den Ursprung des Citates kennen: „Da warf Undank, stärker als Verräterwaffen, ganz ihn nieder"? Gleich darauf begegnet dem Verf. wieder ein seltsames Versehen. Er schreibt o h n e Anführungsstriche: I h r G ö t t e r, welch ein Fall war das! Bei Shakespeare sagt Antonius III, 2: „O m e i n e B ü r g e r, welch ein Fall war das". Soll das nun ein Citat sein, so ist es ungenau angeführt; ist die Änderung aber absichtlich vorgenommen, so ruft der Christ Willenbücher die römischen Götter an.

Auch sonst ist schwer zu verstehen, was für einen Grundsatz der Verf. beim Citieren befolgt. Von den ersten 25 Seiten sind nur zwei ohne Anmerkungen, und diese sind zum Teil recht lang; ist das der richtige Weg, um Schüler zum Lesen des Buches anzulocken? Sehr oft aber verweisen die Anmerkungen nur auf Buch und Kapitel der Quellenschriftsteller, auch solcher, die dem Schüler ganz fern liegen, wie Sueton, Macrobius, Velleius Paterculus, Plinius, Joannes Lydus, oder auf Geschichtsschreiber der Neuzeit, wie Weber, Oncken, Delorme, Drumann u. a. Was soll das? Sollen die Leser das nachschlagen? Das könnten unsere Schüler nicht einmal, wenn sie wollten, denn sie besitzen die Werke nicht. Ich glaube, der Verf. hat nur das Bedürfnis gehabt, vor der Öffentlichkeit den Nachweis zu führen, dafs er nach den Quellen gearbeitet hat. Was wir dem Schüler zum Lesen bieten, soll aber ein in seiner Art fertiges Kunstwerk sein, an dem die Spuren mühseliger Arbeit getilgt sind.

Überhaupt ist es aber mit der Quellenmäfsigkeit so ein eigen Ding. Man darf doch nichts aus den Quellen übernehmen, was unserer Denkweise widerspricht. Sulla thut den Ausspruch, dafs in Cäsar viele Marius steckten, „wie infolge göttlicher Eingebung“ (S. 5)! Der Heide Sueton sagt Caes. 1: sive divinitus, sive aliqua coniectura; wie darf ein Christ das so ohne weiteres übernehmen? Oder soll wirklich gesagt werden, dafs Gott Sullas Geist erleuchtet habe? — Auch sonst finden sich über die römische Religion schiefe Ausdrücke; so wenn es S. 43 von den sibyllinischen Büchern heifst: „Waren doch ihre Prophezeiungen schon so oft für Rom eingetroffen, dafs sie das grofse Ansehen verdienten, in welchem sie bei den Römern standen“. Wirklich verdienten? Doch nur nach römischem Aberglauben zu verdienen schienen! — Hört es sich nicht kindlich naiv an, wenn S. 53, Anm. 1 der Verf. sagt, er habe die den Tod Cäsars verkündenden Vorzeichen sämtlich erwähnt, unter anderm deshalb, weil „eines oder das andere sich wirklich zufällig ereignet haben konnte“. Solche Vorzeichen führt man nur an, weil der Glaube an sie charakteristisch ist für die damalige Zeit, für Zeiten grofser Erregung überhaupt; ob aber wirklich so etwas „zufällig“ geschehen ist, das ist doch in der That völlig gleichgültig!

Anderswo begegnen Urteile, bei denen man stutzt. Willenbücher will S. 22, Anm. 2 Cäsars Verhalten gegen die Usipeter und Tenkterer zwar nicht rechtfertigen, aber doch „Cäsar gerecht werden“, d. h. anführen, was sich zu seiner Verteidigung sagen läfst. Dabei weist er darauf hin, dafs die Feinde auf einer viel tieferen Kulturstufe standen als die Römer, und „dafs die Deutschen in der That eine grofse Gefahr für die gallischen Eroberungen Cäsars, in zweiter Linie für Rom selbst bildeten“. Jenes heifst: den Wilden gegenüber, heutzutage Beispiels halber den Indianern, ist Wortbruch und Betrug nicht so schlimm; dieses: in der Not ist jedes Mittel erlaubt. Wollen wir das unsern Schülern sagen? — Dec. Brutus hatte von Cäsar manches Gute erfahren, und trotzdem nahm er an der Verschwörung teil, ja spielte dabei eine hervorragende Rolle. „Es ist fast unbegreiflich, wie ein Mann im Hinblick auf diese Thatsachen“ (Übertragung wichtiger Kommandos in Gallien, bleibendes Denkmal in den Kommentarien, Bestimmung zum Konsul für das nächste Jahr), „so sehr die menschliche Natur verleugnen konnte. Oder sollte es etwa nur Vaterlandsliebe gewesen sein“ . . . (S. 50). Eine Phrase wie „die menschliche Natur verleugnen“ scheint uns in solchem Falle heute nicht mehr am Orte. Das sagt man wohl von einem Anarchisten, der eine wehrlose Frau niedersticht, aber nicht von einem fanatisierten Parteigänger; denn wir wissen leider, dafs es sehr der menschlichen Natur entspricht, mit schönen Parteigrundsätzen die Gemeinheit oder die Ehrsucht zu bemänteln, und dafs persönliche Dankbarkeit gegen Parteigegensätze nicht aufkommt.

Cäsars Verhältnis zu seinem Konsulatskollegen Bibulus, um dessen willen man von einem Konsulat des Julius und des Cäsar sprach, wird S. 12 so geschildert: „Alles dieses aber thut er trotz der Einsprache seines Kollegen Bibulus auf eigene Faust durch die Volksversammlung“. Da ist doch das, worauf es ankommt, dafs Bibulus überhaupt nicht mehr öffentlich erschien, sondern in seinem Hause blieb (domo abditus, Suet. 20), ganz weggelassen. Vielleicht hat der Verf. das auch als bekannt vorausgesetzt, wie so manches, was die Schüler gern recht anschaulich geschildert sähen. S. 6 wird „der bekannte Vorfall mit den Seeräubern“ nicht erzählt, sondern für ihn auf Plutarch verwiesen, wo die Schüler ihn nachlesen mögen; S. 7 heifst es, dafs „der Anblick der Alexanderstatue im Herkulestempel zu Gades und ein merkwürdiger Traum“ ihn zu gröfseren Unternehmungen anspornten; aber weder die Gedanken vor der Alexanderstatue noch der Inhalt des Traumes wird berichtet, wohl aber Dio 37, 52 angeführt. Cäsars Interesse für lateinische Grammatik wird S. 44 angedeutet, aber nirgends wird darüber gesprochen; S. 27 lesen wir von dem Anticato, den er „bekanntlich“ verfafste. Das sind eben Dinge, die Schülern n i c h t ohne weiteres bekannt sind! Willenbücher lehnt es S. 14, Anm. 2 ab, die Kriege in Gallien zu erzählen, nicht weil das mit seinem Thema nichts zu thun habe (im Festhalten des Themas ist er nicht eben ängstlich, und es liefse sich darüber auch zum Thema manches Gute sagen), sondern weil sie aus den Kommentarien „zu sehr bekannt“ seien. Ebenso ist nach S. 20, Anm. 3 der Bürgerkrieg mit Pompejus „aus den Schriften Cäsars u n d s e i n e r F o r t s e t z e r genügend bekannt“; Verf. glaubt also, dafs die Schüler Cäsars Fortsetzer gelesen haben! — Cäsars Beziehungen zu Kleopatra werden zweimal angedeutet S. 40 Anm. und S. 24, Anm. 3. Ist das auch wieder „genugsam bekannt“? Oder sollte es als allzu menschlich nicht besprochen werden? Dann mufsten auch die Andeutungen wegbleiben. — Bei der Besprechung von Cäsars Thätigkeit berichtet der Verf. S. 21: „Ferner ergänzte er den Senat, n a h m n e u e P a t r i z i e r a u f“, und er spricht S. 26 von Cäsars „Recht der Patrizierernennung“. Das ist aber doch etwas dem Schüler ganz Fremdes! Die erste Stelle ist ja wörtlich übersetzt aus Suet. Caes. 41: senatum supplevit; patricios allegit. Aber solche Quellenmäfsigkeit, die das Unverständliche nicht erklärt, hat keinen Wert. Der kurze Ausdruck ist sogar irreführend, als ob Cäsar neue Patrizier i n d e n S e n a t aufgenommen hätte. Die Sache wird klar aus Tac. Ann. XI 25: Isdem diebus in numerum patriciorum ascivit Caesar (Claudius) vetustissimum quemque e senatu aut quibus clari parentes fuerant, paucis iam reliquis familiarum, quas Romulus maiorum et L. Brutus (nach anderen Berichten Tarquinius Priscus) minorum gentium appellaverant, exhaustis etiam quas dictator Caesar lege Cassia (45 v. Chr. Geb.) et princeps Augustus

lege Saenia (29 v. Chr. Geb.) sublegere. Dort teilen die Herausgeber das Nötige mit. Es handelt sich nach Mommsen, Röm. Gesch. III 470f., um den Versuch, im Gegensatz zu dem republikanisch gesinnten Amtsadel, der Nobilität, den uralten Geburtsadel, das Patriziat, für den kaiserlichen Hof neu zu beleben. Und das sollen die Schüler verstehen?!

Vielleicht die wunderlichste Leistung in der Beziehung lesen wir S. 30: „In seiner Kleidung und Bewegung (war er) etwas stutzerhaft, — man konnte beobachten, wie er sich öfter nur mit einem Finger kratzte“, wozu Plut. Caes. 4 angeführt wird. Das ist ja wieder durchaus quellenmäfsig, aber ebenso auch durchaus unverständlich. Sich in Gesellschaft anderer zu kratzen, gilt bei uns nicht gerade als fein, geschweige denn als stutzerhaft. Um verständlich zu machen, was das sagen will, fehlt dreierlei. Erstens ist der Ausdruck an dieser Plutarchstelle unvollständig. Es fehlt nämlich die Ergänzung, wo der Stutzer sich kratzt. Das erfahren wir aus Plut. Pomp. 48: Clodius will auf dem Forum Pompejus verhöhnen. Er hat zu dem Zweck einen Haufen von Schreiern um sich und thut verschiedene Spottfragen, auf die dann jedesmal der Chor brüllt: Pompejus! Wer ist ein übermütiger Alleinherrscher? Pompejus! Wer kratzt sich nur mit einem Finger den Kopf? (*τίς ἑνὶ δακτύλῳ κνᾶται τὴν κεφαλήν;*) Pompejus! Das wird bestätigt durch Lucian, Praec. rhet. 11: *τῷ δακτύλῳ ἄκρῳ τὴν κεφαλὴν κνώμενον*, und durch Juvenal, Sat. IX 133: undique ad illos convenient et carpentis et navibus omnes, qui digito scalpunt uno caput. Zweitens ergiebt sich aus dieser Zusammenstellung und besonders aus der Juvenalstelle, wo der Relativsatz geradezu eine Umschreibung des Begriffes Stutzer ist, dafs hier gar nicht von dem die Rede ist, was die einzelnen wirklich thun, sondern dafs wir einen allgemein gebräuchlichen sprichwörtlichen Ausdruck vor uns haben. Wenn ich im Deutschen sage: Dem habe ich tüchtig den Kopf gewaschen, so habe ich dazu Wasser und Seife nicht gebraucht, und wenn ich jemanden über den Löffel barbiert habe, so ist das ohne Löffel und ohne Rasiermesser geschehen. Es ist also mindestens sehr zweifelhaft, ob Cäsar wirklich die Angewohnheit gehabt hat, sich den Kopf mit einem Finger zu kratzen. Drittens, wie erklärt es sich, dafs etwas als stutzerhaft gilt, was wir nicht als fein ansehen würden? Das ergiebt sich aus der Stelle in Plutarchs Cäsar, die Willenbücher anführt. Cäsar hat durch Luxus und Pracht die Augen des Volkes auf sich gezogen. Seine Gegner, die Nobiles, beachten das anfangs nicht; sehr zu ihrem Schaden. Cicero zuerst wird bedenklich und äufsert dann doch: Bei seinen sonstigen Mafsregeln erkenne er das Trachten des Mannes nach der Alleinherrschaft. „Aber wenn ich sein Haar betrachte, das so übermäfsig sorgsam frisiert ist, und wenn ich sehe, wie er nur mit einem Finger sich (den Kopf) kratzt, dann

glaube ich doch wieder nicht, dafs er so gefährliche Pläne hegen könnte“. Also: der Stutzer kratzt sich den Kopf, wenn er ihm juckt, nur mit einem Finger, um die sorgfältige Frisur nicht in Unordnung zu bringen. Ist es nun gestattet, den Schülern etwas vorzusetzen, wobei sie sich nichts oder wenigstens schwerlich das Richtige denken können?

So macht vieles, sehr vieles den Eindruck von allerlei Steinen, die zu einem Bau zusammengefahren sind. Mit grofsem Fleifse ist alles mögliche herbeigeschafft; aber es ist noch nicht gesichtet, also vieles Unbrauchbare liegen geblieben, und das Brauchbare ist noch nicht behauen. Dasselbe Urteil gewinnt man bei Betrachtung der Anlage des Ganzen. Wer über Cäsars Ermordung schreibt, mufs natürlich mancherlei vorherschicken, aber doch nicht unterschiedslos alles, was sich über sein Leben beibringen läfst. Es gilt nach grofsen Gesichtspunkten, mit einheitlichem Grundgedanken das vorzubringen, was am Ende zur Ermordung führt, also vor allem den Weg zu skizzieren, auf dem er sich der Alleinherrschaft nähert. Statt dessen erhalten wir S. 1—4 einen Überblick über die römische Geschichte von 300 bis 48 v. Chr. Geb., und dann S. 4—25 (das ganze Heft enthält aufser dem Schlufs 57 Seiten!) ein ausführliches Leben Cäsars, bei dessen Lesung man das Gefühl hat, im Sande der Notizen zu versinken. Über Dinge, die mit der Ermordung nichts zu thun haben, werden wir in Anmerkungen ausführlich unterrichtet, so über den Begriff der obnuntiatio S. 2 Anm. 1, über die auctoritas senatus Anm. 2; über die Unverletzlichkeit der Tribunen werden Anm. 3 zwei Stellen aus Livius und Appian ausgeschrieben und zwei andere aus Livius und Plutarch angeführt, und so geht es weiter. — Und was hier zu viel gethan ist, das ist im Schlufs zu wenig gethan. Was haben die Verschworenen erreicht? Welches sind die Folgen des Mordes? Darüber werden wir mit kaum einer Seite abgespeist, wobei ich noch die unvermeidlichen Anmerkungen mitrechne.

Leider mufs ich zum Schlusse hinzufügen, dafs nicht einmal die Darstellung gewandt und korrekt ist. Als Beispiel mag hier genügen, dafs nach S. 57 Cäsar „an den vielen empfangenen Wunden mit dem Tode rang“. Man leidet wohl an Wunden, ringt aber nicht an ihnen mit dem Tode! — Dafs Schüler dieses Heft mit Genufs und Förderung lesen werden, bezweifle ich.

Neustrelitz. Th. Becker.

Breymann, Französisches Lehr- und Übungsbuch für Gymnasien. Zweite Auflage. Teil I. München und Leipzig 1898, R. Oldenbourg. X u. 260 S. gr. 8. geb. 3 M.

Hier liegt uns ein Buch vor, das der vom Verfasser auf dem Titel besonders namhaft gemachten Schulgattung, dem Gymnasium,

in jeder Hinsicht empfohlen werden kann. Wer seine Schüler in einer geringen Zahl wöchentlicher Lehrstunden und in wenigen Jahren dazu führen will, einen französischen Schriftsteller leicht zu verstehen, mit den hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten der französischen Grammatik sich vertraut zu machen und daneben auch noch eine gewisse Fähigkeit in der praktischen Handhabung der Sprache zu erlangen, der wird zweifellos mit diesem Buche sein Ziel erreichen.

Die französischen Muster- und Übungsstücke sind auf eine bestimmte grammatische Erscheinung zugeschnitten. Die Stücke unter 1 (§ 32 bis § 44) beispielsweise dienen der Einübung von avoir und être und von diesen das erste zunächst der Veranschaulichung der entsprechenden Präsensformen. Da heifst es u. a. für être: *Les parents de mon père et de ma mère* **sont** *mes grands-parents. Tu* **es** *mon cousin, ta sœur* **est** *ma cousine. Vous* **êtes** *frère et sœur.* Und so geht es weiter, inhaltlich zugleich immer einen einheitlichen Stoff im Zusammenhang behandelnd. Das erste Stück trägt die Überschrift *La famille*, das zweite *Au jardin*, das dritte *A la campagne*, einige Stücke später finden wir *La fin des grandes vacances* und *La foire*, dann wieder *Les étrennes*, *Classification de la matière*, *Les richesses du sol*, *Les fraises*, *Les continents*, *Le calendrier*, und so setzen sich die *Leçons de choses* durch das ganze Buch fort. Besondere Aufmerksamkeit ist dem Briefstil gewidmet, der — wenn man überhaupt an eine schriftliche praktische Verwertung der modernsprachlichen Kenntnisse denkt — doch wohl in erster Linie in Betracht kommt. Da finden wir schon auf der fünften Seite der Übungen den *Brief eines Vaters an seinen Sohn*, vier Seiten später und dann wieder sieben Seiten später einen *Freundesbrief*, hierauf ein *Empfehlungsschreiben*, auf S. 65 eine *Lettre de congé*, S. 71 wieder eine *Lettre d'un père à son fils* und dazu mehrere Briefe bekannter Persönlichkeiten. Hinter den Lesestücken folgen jedesmal französische Einzelsätze, die Gelegenheit geben sollen, die in dem betreffenden Abschnitt behandelte grammatische Erscheinung in der fremden Sprache — auch ohne Zuhilfenahme der Übertragung ins Deutsche — zu üben. So heifst es in dem Abschnitt über avoir und être: *Konjugiere j'ai raison* (*tort, peur*), *j'ai sommeil* (*faim, soif*), *j'ai un petit frère, j'ai douze ans*; *je suis juste* (*brave, heureux, lâche, pauvre*), *je suis de Berlin et non pas de Paris, je suis à Munich* (*à Rome, à Florence*)" u. s. w.

Endlich tritt zu dem allen noch das deutsche Stück, das zum Übersetzen bestimmt ist, und damit geht der Verfasser von der ausgesprochenen Reformrichtung ab und auf die ältere Schule zurück. Und zweifellos birgt die Beigabe von Übersetzungsstoffen in das Lehrbuch selbst, zumal wo sie so zeitig wie hier auftreten, die Verführung in sich, mit diesen Übungen anzufangen, bevor Mund und Ohr noch recht an den fremden Laut gewöhnt sind,

und stellt sich so der Gewöhnung zum praktischen Gebrauch der Sprache in den Weg. Aber da von einem eigentlichen Vertrautwerden mit dem fremden Idiom bei der geringen Stundenzahl in unseren Gymnasien überhaupt nicht die Rede sein kann, vielmehr eine tüchtige grammatische Durchbildung im Vordergrunde steht, so ist, wie schon gesagt, das Buch vollständig an seinem Platz.

Was mir an dem Werke nicht recht angebracht erscheint, das ist besonders die ausführliche Behandlung von Laut und Schrift, da diese doch unter der kundigen Führung des Lehrers geübt werden sollen. Für den Selbstunterricht aber würde das Gegebene trotz der unverkennbar darauf verwandten Sorgfalt doch nicht ausreichen. Befremdend wirken auch manche Ausdrücke in diesen Abschnitten, wie *Engelaute* und *Mittellaute* (§ 5), *stimmhafter Gaumenzahnlaut* (§ 17), *vokalisches* und *konsonantisches h* (§ 19) und so noch einiges andere. Umgekehrt wiederum ist die sonst in Schulbüchern nur selten anzutreffende Berücksichtigung der Aussprache in der feierlichen, gewählten Rede zum Unterschied von der gewöhnlichen Sprechweise ein Vorzug des Buches. Von höchst zweifelhaftem Werte scheinen mir die Leseübungen (§ 24 bis 31) mit Interlinear-Version. Endlich kann es dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, dafs die weitgehende Rücksicht auf die grammatische Verwertung der Übungsstücke dem Verfasser einige gezwungene und im praktischen Leben kaum zu verwertende Produkte entlockt hat. Hierzu rechne ich vor allem den Brief (§ 44) mit den zwölf Subjonctif-Formen in wenig mehr als zwölf Zeilen. Doch wer einmal an einem ähnlichen Werke gearbeitet hat, wird wissen, wie schwer diese Klippe zu vermeiden ist; und zumeist ist es dem Verfasser doch gelungen, seinen Übungsstücken den idiomatischen Charakter zu bewahren.

Die Grammatik ist sehr sorgsam und übersichtlich gestaltet, die Satzlehre darin enthält nahezu alles, was man von einem Gymnasialabiturienten verlangen mag. Das Vokabelverzeichnis zu den einzelnen Stücken sowie das alphabetische Vokabular lassen nirgends im Stich. Druck und sonstige Ausstattung sind mustergiltig, nennenswerte Druckfehler kaum zu finden.

Frankfurt a. M. M. Banner.

W. Herbst, Historisches Hilfsbuch. I: Alte Geschichte. Ausgabe für Gymnasien. Achtzehnte Auflage von O. Jäger. Wiesbaden 1899, C. G. Kunzes Nachf. II u. 177 S. 8. 2 M.

1864 ist dieses Buch zuerst erschienen; es hat also fast alle zwei Jahre eine neue Auflage erlebt — ein glänzender Erfolg. Es hat die älteren Lehrbücher, wie die von E. A. Schmidt, Dietsch, Pütz zum Teil verdrängt und behauptet seinen Platz neben den neueren von Brettschneider, Neubauer und Schenk. Seine Brauch-

barkeit beruht wohl zunächst auf der klaren und nüchternen Darstellung. Indem es weder geistreiche Übersichten, noch fesselnde Bilder oder charakteristische Anekdoten giebt, nimmt es dem Lehrer nicht das Beste vorweg, sondern bleibt die bescheidene Grundlage für dessen Vortrag. Sodann beschränkt es sich auf das unmittelbar Notwendige, auf die griechische und römische Geschichte; das Morgenland wird bei Gelegenheit der Perserkriege kurz abgethan, allgemeine Erörterungen über Chronologie und Äen fehlen. Und seitdem durch die neuen Lehrpläne die alte Geschichte beschnitten ist, hat der Herausgeber noch tüchtig gestrichen; die 13. Auflage war 35, die 17. noch 7 Seiten stärker als die vorliegende. Dieses Mal sind die Kürzungen eigentlich alle zu billigen; Wiederholungen, Breiten des Ausdrucks und anfechtbare Auffassungen sind über Bord geworfen, meist aus der älteren römischen Geschichte, dabei sind mit leichter Hand stilistische Härten geglättet. Das Mindestmafs an Stoff wird nun wohl erreicht sein, höchstens könnten noch Kleinigkeiten als überflüssig fehlen, z. B. die Wiederholung der neun Archonten mit ihren Funktionen S. 50, vgl. S. 27, die sagenhaften oppidula Ficana, Politorium, Tellenae und Medullia S. 96, das unglückliche Paläopolis S. 118, von dem Beloch meint, „es wäre Zeit, die Paläopolitaner endlich aus unseren Geschichtsbüchern zu streichen", die erste Mafsregel Sullas S. 138 „er stellte die Stimmordnung der Centurien wieder her", nachdem Ed. Meyer jene Deutung der Appianstelle (bell. civ. 1, 59) als falsch erwiesen hat. Auch P. Cethegus könnte unter Sullas Anhängern fehlen, desgleichen die Wiederholung: „Sulla . . . war ein Mann von feinster Bildung . . . dabei von feiner wissenschaftlicher Bildung". Empfehlen aber möchte es sich, manche Dinge gleichmäfsiger zu behandeln. Die Kriegsentschädigungen, die sich die Römer zahlen liefsen, sind meist in Talenten angegeben, 238 und 197 aber unerwähnt geblieben, 189 heifst es „ungeheure Summen", während „15 000 Talente" kürzer und klarer wäre; 168 wird der Schatz des Perseus plötzlich auf 24 Mill. M berechnet, während nach der üblichen Gleichung: 1 Tal. = 5000 M die 6000 Tal. 30 Mill. M geben; 241 würden die 3200 Tal. besser 16 Mill. M gleichgesetzt (statt 16⅓).

Die Gröfse der Länder wird verzeichnet bei Iran und dem Perserreiche, bei Makedonien — übrigens doppelt so grofs als von Beloch —, bei Doris, Attika und Lakonika, hier sogar zweimal und zwar verschieden, S. 21 auf 4789 qkm, S. 49 auf 2894 qkm; dagegen fehlt diese Angabe bei Griechenland, Italien, dem imperium Romanum. Bei der Geographie Griechenlands müssen die Inseln doch wohl mehr berücksichtigt und die Westküste Kleinasiens als durchaus griechisches Kulturland in den Kreis der Betrachtung gezogen werden; dann verzichtet man gern auf die übertriebene Genauigkeit in der Angabe der Berghöhen

zu Gunsten runder Zahlen (Olymp 2974 m, Gran Sasso 2825 m), S. 175 erscheint Vergil ohne Vornamen und nur mit einem Werke, während Ovid und Horaz aufser ihrem Vornamen jener mit zwei, dieser mit allen Werken angeführt werden. Die Litteraturgeschichte ist überhaupt eigentümlich behandelt: „Die bedeutendsten Elegiker waren Kallinos, Tyrtäos, Mimnermos, Solon, Theognis u. a.“ „Hauptträger der melischen Poesie waren Alkman, Arion, Alkaios, Sappho, Stesichoros, Anakreon“. Das sind der Namen bald zuviel, zumal wenn dagegen des letzten, höchsten Geschenks der Ionier, der Philosophie, garnicht gedacht wird. Anaxagoras ist der erste Philosoph, der genannt wird, Thales wird nachträglich bei Sokrates genannt. Aber Akademiker, Peripatetiker, Epikureer und Stoiker finden keinen Raum. Gegenüber Äschylos und Sophokles treten Euripides und Aristophanes sehr zurück, sie werden mit einem kurzen Urteil beiläufig abgefunden. Während die mittlere Komödie durch zwei Namen vertreten ist, fehlt Menander samt der ganzen neueren. Sollte nicht auch bei den Römern Terenz, Lukrez, Varro, Tibull, Properz, Seneca, die beiden Plinius, Quintilian und Iuvenal eine Erwähnung verdienen, namentlich wenn Ausonius, Claudian und Salvian dastehen? Dafs die griechische Litteratur auch im Kaiserreiche noch Früchte gezeitigt hat (Plutarch), erfährt der Schüler ebenso wenig, wie dafs die Christen über die Anhänger der Isis und des Mithras durch ihre Schriftstellerei gesiegt haben (Kirchenväter). Die wichtigsten Gesetze des Ständekampfes werden nur in Übersetzung geboten, während sich z. B. die lex Sulpicia, Aurelia, Iulia de agro Campano noch der ehrwürdigen lateinischen Fassung erfreuen.

Die Anordnung ist öfter wenig übersichtlich, was das Lernen erschwert. An den dritten makedonischen Krieg wird die verlorene Notiz von der Unterwerfung Istriens geknüpft. Warum ist sie nicht bei der Knechtung Oberitaliens erwähnt, wohin sie nach Zeit und Ort gehört? Der vierte makedonische Krieg mufste vor dem letzten punischen stehen. Damit würde erst der Osten im Zusammenhang von 200—146 behandelt, dann der Westen; vgl. auch Florus 1, 30: *fato quodam quasi ita convenisset inter Poenos et Macedonas, ut tertio quoque vincerentur, eodem tempore utrique arma moverunt, sed prior iugum excutit Macedo.* Ebenso mufs es auffallen, dafs in der Reihenfolge der Provinzen Afrika zwischen Makedonien und Griechenland steht, dafs S. 136 die Bundesgenossen in einer ganz ungeographischen Reihenfolge aufgezählt werden; „*Marsa manus, Paeligna cohors, Vestina virum vis*“ giebt den Fingerzeig. Warum steht Sallust vor Cäsar, Ovid vor Horaz? Warum sind die Kriege der Kaiser Augustus (S. 162) und Marcus (S. 166) nicht chronologisch aufgezählt, wodurch auch eine *gradatio ad maius* sich ergebe?

Ein Schulbuch sei ein klarer Absud der wissenschaftlichen Forschung. S. 12 sind wohl unter den Schatzhäusern nicht die

Thesauren von Olympia und Delphi zu verstehen, sondern die Kuppelgräber, deren bekanntestes das sogenannte Schatzhaus des Atreus ist. Die Darstellung der Adelsherrschaft in Athen S. 27 ist verworren. Menexenos hat recht, wenn er sagt: *βασιλῆς ἡμῖν ἀεί εἰσιν*. Das Königtum wurde nicht aufgehoben, sondern nur aufs Altenteil gesetzt dadurch, dafs ihm erst ein Feldherr, dann ein Regent beigegeben ward: *le roi régnait, mais il ne gouvernait pas*; dazu kam die zeitliche Beschränkung. Gab Aristides wirklich den Theten Zutritt zu allen Ämtern (S. 46)? Gehörten zum attischen Seereich mehr als 300 Städte (S. 59)? Beloch I 386: „Die Zahl mochte etwa 200 betragen". Wo findet sich die Nachricht, dafs Myronides bei Tanagra geschlagen sei (S. 48)? Die Quellen erzählen nur von seinem Siege bei Oinophyta. S. 98 wird dem Servius Tullius die Einteilung in 30 Tribus zugeschrieben, während Mommsen, Staatsrecht III 1, 162 schreibt: „Dafs die dem Könige Servius selbst beigelegte und in dieser Entwicklung das primitive Stadium darstellende Tribuseinteilung sich lediglich auf die *urbs Roma* mit ihren vier *tribus urbanae* bezog, wird einstimmig bezeugt". Ebenda werden 194 Centurien angenommen, trotzdem nach Mommsen III 1, 286 die Zahl 193 feststeht und die sechste Centurie der Unbewaffneten als Fiktion erwiesen ist. S. 135 heifst es, die Germanen sollten 350 (viertbalbhundert) Jahre nach ihrem ersten Auftreten das Römerreich zertrümmern; es sind aber doch mindestens 200 Jahre mehr. S. 137 „Es sollten nach einer Nachricht 8, nach einer andern 15 neue Tribus gebildet werden" widerspricht der Mommsenschen Darstellung III 1, 179: „Anfänglich wurden dafür 10 neue Tribus eingerichtet oder auch — die Berichte schwanken — die Neubürger auf 8 der bisherigen Tribus beschränkt". Cicero wurde doch nicht nach Thessalonice verbannt, sondern es wurde ihm nur verboten, *ne intra quadraginta milia passuum esset*, worauf er jene Stadt zum Aufenthalt wählte. Augustus ward doch wohl nicht *princeps senatus*, sondern *civium* trotz Dio *πρόκριτος τῆς γερουσίας* (57, 8); vgl. Mommsen II 2, 775. Die Konsulargewalt auf Lebenszeit nahm er aber nicht an: *ὑπατείαν τέ μοι τότε διδομένην καὶ ἐνιαύσιον καὶ διὰ βίου οὐκ ἐδεξάμην*, Mon. Anc. 3, 6, und Mommsen sagt II 2, 872: „Als allgemeinen und festen Bestandteil des Principats hat kein Kaiser die konsularische Gewalt geführt"; dagegen stützte sich der Principat auf die prokonsularische Gewalt (*τὴν ἀρχὴν τὴν ἀνθύπατον ἐς ἀεὶ ἔχειν*).

Endlich eine Reihe bescheidener Bitten und Vorschläge zu Änderungen. Nach Wellhausen (S. 97) ergiebt sich für die israelitische Geschichte eine sichere Chronologie erst seit dem Jahre, wo die assyrischen Synchronismen anheben, 854 v. Chr.; danach berechnet er Salomons Tod auf 950; bei Herbst erfahren wir genau die Regierungszeit, 993—953. E. Meyer sagt: „Nur dafs die Hyksos 400 Jahre vor Ramses II (um 1300) geherrscht

haben, steht fest“ (Ägyptische Geschichte S. 212); hier wird (S. 35) der Hyksosherrschaft ein Ende gemacht „um 1684“. Quälen wir doch unsere Schüler nicht mit so unsicheren Daten! Unrichtig heifst es (S. 19): „Ursprünglich waren sie (die pythischen Agone) auch musische, dann blofs ritterliche und gymnische Wettspiele“. Die älteren Auflagen hatten richtig: Ursprünglich waren sie musische, seit 586 auch ritterliche und gymnische Wettspiele. S. 110 hiefse es besser beim Ogulnischen Gesetze statt der unbestimmten „Priesterstellen“ Pontifikat und Augurat. Ziffern bei den verschiedenen Trägern der Namen Hiero, Ptolemäus, Attalus, Nikomedes würden manchem Irrtum wehren; bei Mithridat VI, der damit ausgestattet ist, wäre sie wohl zu entbehren. Nicht der Legat des Metellus, sondern der Konsul, der vorher Legat gewesen, erhielt den Oberbefehl gegen Iugurtha (S. 134), und Catulus war 101 nicht mehr Kollege des Marius (S. 135); im Jahre 133 wurde nicht Kleinasien, sondern nur das pergamenische Reich „für eine römische Provinz erklärt“ (S. 127). Aus dem Sulpicischen Gesetze wird (S. 138 u.) plötzlich der Plural. Gegen wen Sulpicius (S. 137) dem Marius den Oberbefehl übertragen liefs, kann man nur aus den älteren Auflagen erfahren. Bei dem leidenschaftlichen Kampfe um die Geschworenenstellen, der von C. Gracchus bis Pompejus tobt, müfste doch wohl auch der Beginn der *iudicia perpetua* verzeichnet sein. Die Worte: „Cäsar trieb die . . . Usiper und Tenkterer nach treuloser Gefangennehmung ihrer Führer zurück“ (S. 150) erschöpfen den Vorgang, um deswillen Cato den Cäsar an die Germanen ausgeliefert wissen wollte, mit nichten. Der unglückliche Carbo wird zweimal gefangen genommen (S. 140), und es heifst doch das Verdienst des Pompejus stark übertreiben, wenn es ebenda lautet: „Pompejus . . . vernichtete die Marianische Partei“. Der Zusatz „in Sicilien und Afrika“ darf nicht fehlen. S. 154 ist anfangs nur vom „Sohne des Pompejus, Sextus,“ die Rede, nach der Schlacht bei Munda taucht plötzlich auch Gnäus auf. Dafs Sallust auch Historien verfafst, ebenso, dafs Cäsar auch über seinen Bürgerkrieg und Tacitus die Annalen geschrieben hat, müssen unsere Schüler doch wohl auch wissen. S. 122 mufs endlich geändert werden: „Ursachen des ersten makedonischen Krieges“ in „des zweiten“, S. 138 „Cinna (Konsul 87—83)“ in „87—84“; denn S. 139 steht richtig, dafs Cinna 84 ermordet wurde. S. 174 „Wallachei u. Moldau“ in „Rumänien“.

Druckfehler sind ziemlich vermieden: S. 12 *Λάρισαι*, früher *Λάρισαι* statt *Λάρισαι*; leider sind vielfach die Punkte über dem I und A und O weggefallen (Agypten, Ota), und bei den griechischen Wörtern ist oft statt des Akuts der Gravis gesetzt (*ἂρχων, ἂλλος*). Warum ist Bonifatius (S. 173) wieder mit c geschrieben? Die vorige Auflage hatte richtig *t*.

Braunschweig. Friedrich Cunze.

F. **Schultz, Lehrbuch der Geschichte** für die Mittelklassen von Gymnasien und Realgymnasien und für Realschulen. Leipzig, Dresden, Berlin 1898, L. Ehlermann. VIII u. 284 S. 8. 2,80 M.

Es macht sich mehrfach im Unterrichtsbetrieb das Bestreben bemerkbar, die durch die Notwendigkeit der Unterrichtsverteilung und den Wechsel von Lehrern gestörte Kontinuität des Unterrichtes bis zu einem gewissen Grade wenigstens dadurch zu sichern, dafs man ein einheitliches Unterrichtswerk zu Grunde legt. So sehen wir denn auch die Verfasser von Lehrbüchern für die oberen Klassen, die in den letzten Jahren in regem Wetteifer Vortreffliches geleistet haben, beschäftigt diese Bücher nach rückwärts für die mittleren Klassen zu ergänzen. Die Aufgabe hat ihre besondere didaktische Schwierigkeit, da es Männern, die seit Jahren an Unterricht in der Prima gewöhnt sind, nicht immer gelingen will, den für Quartaner und Tertianer angemessenen Ton zu treffen.

Es liegt uns vor: „Lehrbuch der Geschichte für die Mittelklassen von Gymnasien und Realgymnasien und für Realschulen von Ferd. Schultz". Der erste Eindruck ist sehr freundlich, wegen der Ausstattung, die ihm die rührige Verlagsfirma gegeben: gutes Papier, schöner Druck — es liegt etwas Anheimelndes wohl auch in den „deutschen" Typen. Denn so lange fast unsere gesamte belletristische Litteratur und die Zeitungen sich dieser Zeichen bedienen, werden „lateinische" Lettern in einem deutschen Buche etwas Befremdendes für Schüler — wenigstens jüngere — behalten. Der Druck ist nahezu fehlerfrei; ich habe entdeckt S. 206 Regniner S. 103 Anm. aller Idealen; dazu einige Zahlen, bei denen vielleicht auch Versehen des Verfassers vorliegen mögen: Heimkehr Ludwigs aus Italien 1329, nicht 1330 (S. 87), S. 92 mufs es heifsen 1368f. statt 1369, S. 94 Ziskas Tod 1424, S. 149 Karl XII. kam 22. November 1714 in Stralsund an, S. 193 Erschiefsung des Herzogs von Enghien 1804. Gegen die Hervorhebung von wichtigen Namen u. s. w. durch Sperr- und Fettdruck ist nichts einzuwenden, nur vermifst man ein strenges Prinzip. Wie kommen beispielsweise Antoninus Pius und Alexander Severus zu dem Fettdruck, der Otto II., III. und vielen anderen versagt wurde? oder warum wird er Konrad II. vorenthalten, während Heinrich V. damit bedacht ist? S. 208 ist Liebertwolkwitz gesperrt gedruckt, Wachau nicht, während das Umgekehrte am Platze wäre.

Der Stil des Verfassers ist, wie er sein soll. Während über die für Oberklassen angemessene Darstellungsform eines geschichtlichen Hilfsbuchs die Meinungen noch weit auseinandergehen und die einen in tadelloser Glätte, die andern gerade in der Vermeidung selbständiger Sätze, in der Notizenform, die das Nachschreiben, aber nicht das Nachdenken überflüssig machen soll, die wirksamste Form gefunden zu haben glauben, ist man mit

Recht wohl allgemein darüber einig, dafs für die Mittelklassen nur die zusammenhängende, schlichte, klare Darstellung in nicht zu langen Sätzen in Frage kommt. Bei Schultz findet sich kein einziger mifsratener Satz; wobei auch die Sachlichkeit der Sprache wohlthuend wirkt, die alles Phrasenhafte verschmäht. Er sagt also beispielsweise: „Da Karl II. von Spanien kinderlos und sein baldiger Tod zu erwarten war“ nicht aber: „der letzte Habsburger auf Spaniens Thron wankte kinderlos dem Grabe zu“. Verbesserungsbedürftig erscheinen nur einige Sätze, in denen der Verf. dem modernen Hang zum Substantivum erlegen ist, z. B. S. 114 die Kurwürde gelangte durch Übertragung von Wittenberg an Herzog Moritz an die albertinische Linie, ähnlich S. 154, S. 162, 142, 145. Sonst entspricht die durchsichtige Einfachheit des Satzbaues der Forderung, dem Tertianer ein Vorbild für das eigene Nacherzählen zu geben. Ein einziger Satz dürfte zu lang geraten sein S. 228: In diesem Sinne — gewann.

Eine Unklarheit wird jedoch hier so wenig erzeugt wie durch einige nicht ganz einwandfreie Relativsätze, z. B. S. 158 Für die Provinzial-Verwaltung setzte er Kriegs- und Domänenkammern ein, zu denen später noch das Departement der auswärtigen Affären kam, S. 154, S. 57 aus dessen Händen. Einigemale ist die Apposition nicht schön und z. T. sogar Mifsverständnisse ermöglichend verwendet: S. 141 der Kaiser, des Kurfürsten Schwiegersohn, mehrere Reichsstände = der Kaiser, der des Kurfürsten Schwiegersohn war. S. 96. 64. 67. Besonderen Anstofs hat mir bei allen Lehrbüchern für Mittelklassen, die ich kenne, die geringe Sorgfalt in der Wahl des angemessenen Ausdruckes erregt. Obwohl ich daraufhin nun das Buch von Schultz besonders angesehen habe und glauben darf, dafs mir nichts von Bedeutung entgangen ist, ist die Beute des Jagdzuges verhältnismäfsig recht unerheblich. Zu unbestimmt oder abstrakt ist der Ausdruck z. B. S. 16 „es kamen Volksbewegungen in Flufs“ statt das Bedürfnis nach mehr Land veranlafste Wanderungen; S. 178 „unter den Strömungen des Fridericianischen Zeitalters“, S. 104 „neue geistige Strömung“, S. 84 würde ich statt „Herstellung der Ordnung“ das bezeichnendere Wort „Landfriede“ wählen. S. 226 heifst es: während dieser Zeit machte Preufsen im Innern Fortschritte; — es wird dann aber die Erwerbung von Hohenzollern und Wilhelmshaven angeführt.

Sachlich nicht ganz zutreffend wird S. 197 gesagt: „entwand den Sieg“. Man kann Pr.-Eylau doch nicht als Niederlage Napoleons darstellen, das rechtzeitige Eintreffen der Preufsen verhinderte nur einen Sieg; so S. 27 „hob den Gegensatz auf“ statt liefs nicht aufkommen, S. 56 „von jedem neu ernannten Geistlichen,“ worunter doch nur Bischöfe und Reichsäbte zu verstehen sind, S. 59 bedeutet „Laieninvestitur“ nicht blofs „Be-

leihung mit weltlichem Gut", sondern die Einsetzung der Bischöfe u. s. w. durch den König. Unklar sind folgende Stellen S. 247 jenseits des Flusses, ähnlich S. 207; S. 249 soll man die Sache beim rechten Namen nennen und nicht von Ducrot sprechen, „der aus Sedan entkommen war", sondern der unter Bruch des Ehrenwortes aus der Kriegsgefangenschaft entflohen war. S. 182 weifs man bei der Stelle „weniger gemäfsigte als unruhige Elemente" nicht, ob das „weniger" sich auf die Zahl oder den Grad beziehen soll; S. 240: „das Bundespräsidium — wurde vom Bundeskanzler geleitet; S. 79 „bis zu seinem vielleicht nicht unfreiwillig erfolgten Tode". Was ist ein deutsches Kernland? (S. 69 vgl. S. 134), was eine „freigewählte" Nationalversammlung (S. 222)? Diese Ausstellungen betreffen aber immer nur Einzelheiten, die mit geringer Mühe zu verbessern sind, Schönheitsfehler sozusagen. Es mufs also betont werden, dafs durchgehends die Sprache angemessen, klar, eindringlich und frisch ist und sich von phrasenhaftem Aufputz wie von Trockenheit gleich weit entfernt hält.

Besonders mächtig des treffenden Wortes zeigt sich der Verf. in den kurzen Charakteristiken, die er hervorragenden Persönlichkeiten wie Karl und Otto d. Gr., Blücher u. s. w. widmet. Hier ist eine noch umfangreichere Unterstützung des Lehrers durch das Hilfsbuch wünschenswert; es wird sich niemand, der nicht beständig über Elite-Generationen verfügt hat, der Wahrnehmung verschliefsen, wie sehr noch auf der Oberstufe das Interesse der Schüler sich fast ausschliefslich dem Geschehen und den Persönlichkeiten zuwendet und wie wenig ihnen daneben alles Zuständliche bedeutet, wie mühsam man Teilnahme und elementares Verständnis für Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte anbahnen mufs. Doch nicht nur die Neigung und das Verständnis des Tertianers unterstützt die Forderung ausgedehnterer Charakteristik, sondern die Sache selbst, besonders in der deutschen Kaisergeschichte, wo so oft Blüte und Verfall allein auf die Persönlichkeit des Herrschers zurückzuführen sind. Wünschenswert ist in solchen Charakteristiken auch die Berücksichtigung der äufsern Erscheinung. Alles sinnlich Vorstellbare macht in dem Alter, für welches das vorliegende Lehrbuch bestimmt ist, einen bleibenderen Eindruck und hinterläfst Anknüpfungspunkte für später. Meist ist Schultz diesem Bedürfnis des Knabenalters entgegengekommen, manchmal auch nicht, wie z. B. bei Rudolf v. Habsburg und dem Grofsen Kurfürsten. Es ist dabei von ihm wie von andern nicht nach einem erkennbaren Prinzip verfahren. Denn mit welchem Grunde enthält er Kaiser Heinrich IV. vor, was er Sigmund gewährt? Und weshalb müssen Stein und Scharnhorst hinter Blücher und Yorck zurückstehen?

Übrigens gehört Scharnhorsts Verwundung und Tod nicht in eine Anmerkung (S. 205), wenn man die Ernennung Kleists

zum Kleist von Nollendorf in den Text aufnimmt. Meines Erachtens sollten sich Anmerkungen in einem solchen Buche beschränken auf Citate oder Erläuterungen im Text gebrauchter Ausdrücke, z. B. Devolutionskrieg. Es scheint mir aber nicht angängig, den Krimkrieg, wie Schultz thut, in einer Anmerkung zu erledigen, ihm mithin ebensoviel Gewicht beizulegen wie dem Schimmel von Bronzell. Sehen wir uns also die Stoffauswahl und Stoffeinteilung näher an.

Entsprechend der Forderung der Lehrpläne hat sich Schultz auf die deutsche Geschichte beschränkt; die Geschichte der aufserdeutschen Staaten Europas ist in einen „Anhang" verwiesen, die Begründung der „Vereinigten Staaten" kommt überhaupt nicht vor. Aber so engherzig sind die Vorschriften doch nicht, dafs wir unsern Schülern den Nachweis des Zusammenhangs der deutschen Kulturentwicklung insbesondere mit der französischen vorenthalten sollten; darauf, nicht auf eine lückenlose Übersicht der äufseren Begebenheiten in England u. s. w. kommt es an, und insoweit gehört das Allerwesentlichste der französischen Geschichte des M.-A. in den Text und nicht in den Anhang. Platz dafür ist schnell gewonnen, wenn man das Gedächtnis der Schüler von einer Anzahl unnötiger Namen entlastet. Ohne Schmerz würden wir verschwinden sehen: S. 15 Sentius Saturninus, S. 21 die angelsächsischen Reiche und den Namen Egbert, S. 23 den „Patricius" Orestes, S. 26 König Rother, S. 55 Gunhild, die Ausdrücke Valvassoren und Capitani, eine Reihe Ortsnamen: Damiette (67), Königslutter (10), Asti, Chieri, Tortona (71), Crema (72), Lucka (84), „den herrlichen Camposanto von Pisa" (86), das Kloster Nimpsch bei Grimma (S. 107) u. s. w. u. s. w. Denn trotz aller kurbrandenburgischen Sympathieen, die ich mit dem Verfasser teile, erscheinen mir für die deutsche Geschichte der Oberst von Mörner und Oberstleutnant Henniges weniger bedeutend als die Jungfrau von Orleans, die Niederlage bei Simbach und die Kabinetsträte Lombard u. s. w. eher zu entbehren als das Notwendigste aus der englischen Geschichte des 17. Jahrhunderts.

Man kann sich ja freilich aus dem Anhang holen, was man zu brauchen glaubt; aber dafs hier ein Fehler in der Anordnung besteht, zeigt sich doch gelegentlich. Was soll der Schüler mit den Ausdrücken „Whigregiment" und „Toryministerium" (S. 146) anfangen, wenn man den Anhang nicht benutzt?

Auf Details, die dem Unterricht erst Leben und Farbe verleihen, soll selbstverständlich auch das Lehrbuch nicht verzichten, doch müssen die Einzelheiten charakteristisch sein. Im allgemeinen hat der Verf. darin eine glückliche Hand, doch möchten wir z. B. S. 22 statt der silbernen Ketten Gelimers lieber etwas über Person und Ende Totilas und Tejas haben. So wird wohl jeder besonders an der ersten Auflage eines Lehr-

buches dies oder jenes vermissen, worauf er gerade sein Augenmerk gerichtet hat. Für das einzige Unentbehrliche aber von dem, was bei Schultz fehlt, möchte ich die innere Regierung Preufsens unter Friedrich Wilhelm II. halten, da sie doch zum Verständnis der Entwicklung Preufsens bis 1806 notwendig ist.

Die Einteilung des Stoffes ist praktisch und ungezwungen, die Übersicht durch Stichworte am Rande erleichtert, die Disposition durchgehends einfach und klar; ich verweise nur auf den § 63, der die schwierige Zeit von 1848—1851 behandelt. Wenn hier einmal von der chronologischen Folge abgewichen und die dänische Frage erst später im Zusammenhang behandelt wird, so ist das vom didaktischen Standpunkt aus nur zu billigen. Einige Unebenheiten werden leicht zu beseitigen sein; so wird S. 8 der Sohn des Germanikus genannt, dieser selbst erst S. 15. Vielleicht stellt man § 3 und § 2 — Marc Aurel um und verbindet den Rest von 2 und 4. Der Überblick über die Entwicklung des Mönchtums scheint mir S. 29 nicht an der rechten Stelle. Ich würde lieber die Kulturthätigkeit der Benediktiner in einem besonderen Abschnitt behandelt sehen (vgl. S. 103), entsprechend wie es bei der ritterlichen und städtischen Kultur geschehen ist, die späteren Orden bei ihrer Entstehung.

Das kulturhistorische Element ist sonst überall völlig ausreichend berücksichtigt, auch alles für den Untersekundaner über Verfassungen Wissenswerte dargeboten. Die Anforderungen hierin gehen nirgends über die Leistungsfähigkeit eines normalen Schülers hinaus. Zwar würde ich S. 87 beim Streite Ludwigs des Bayern mit dem Papste „die jung aufblühende Rechtswissenschaft“ lieber beiseite lassen; aber man kann, nach meiner Erfahrung, das hier Gesagte ebenso in elementarer Weise verständlich machen wie S. 136 den Zusammenhang der Universitätsgründungen um 1500 mit der Einführung des römischen Rechtes. Es kostet nur Zeit. Dagegen wäre eine Unterstützung durch das Lehrbuch sehr wünschenswert in Bezug auf die „Stände“. Wer hätte beim Unterricht in Mittelklassen noch nicht die Erfahrung gemacht, welche Menge von Unkenntnis und verkehrten Vorstellungen sich an dieses Wort knüpft! Es erscheint bei Schultz zuerst S. 137, aber ohne Erläuterung. Wenn nicht früher, so ist hier bei der Regierung Joachims II.) die passende Stelle, über die Entstehung der Landstände, das Wachsen ihrer Macht, den Unterschied von den Reichsständen u. s. w. das Notwendige zu sagen.

Eine kerngesunde Vaterlandsliebe, Freude am Heldentum der Vorzeit und der Machtstellung der Gegenwart, geht durch das ganze Buch; gelegentlich tritt auch ein kräftiger Brandenburger und sogar Charlottenburger Lokalpatriotismus hervor. Diese vaterländische Gesinnung ist auch in unserer Schülerschaft vorhanden, kann als selbstverständlich vorausgesetzt, braucht durch den Unterricht nicht erst mühsam erzeugt zu werden;

sie ist durch die Schule nur zu vertiefen und zu reinigen von öder Selbstüberhebung. Nur einmal verfällt Schultz in den Ton, dem deutschen Nationalcharakter ohne weiteres die Tugenden der Offenheit, Ehrlichkeit und Frömmigkeit beizulegen (S. 58). Das rächt sich sofort. Derjenige nämlich, der so als Vertreter des Deutschtums dasteht, ist ein Franzose, Kaiser Heinrich VII.! Auch vor den Gefahren der socialdemokratischen Lehren brauchen wir unsere Jugend der höheren Schulen nicht eigens zu behüten. Ich möchte deswegen die Anmerkung von Hellwig auf S. 257, die der „Bekämpfung" der Sozialdemokratie gewidmet ist, lieber nicht aufgenommen sehen; einmal enthält sie eine unrichtige Auffassung des sozialdemokratischen Programms, und zweitens gehört die „Bekämpfung" einer politischen Partei weder in die Prima noch in die Untersekunda.

Wir können also unser Urteil dahin zusammenfassen, dafs durch das Buch von Schultz die Hilfsmittel für den Geschichtsunterricht eine wertvolle Bereicherung erfahren haben. Das Buch ist in sachlichem Tone frisch und gefällig geschrieben, dem Standpunkte der Klassen, für die es bestimmt ist, durchaus angemessen, entspricht den Forderungen der preufsischen Lehrpläne, zeichnet sich aus durch Klarheit der Darstellung und Gliederung. Wir dürfen ihm daher wohl einen guten Erfolg voraussagen: es wird nicht nur denjenigen Anstalten, die bereits die Lehrbücher von Schultz für die oberen Klassen benutzen, eine willkommene Vorstufe und Ergänzung bieten, sondern es wird sich auch aus eigener Kraft Freunde erwerben und eher zum Bahnbrecher des Buches für die Oberstufe werden.

Barmen. Max Wiesenthal.

A. Zeehe, Lehrbuch der Geschichte der Neuzeit für die oberen Klassen der Gymnasien. Laibach 1898, Kleinmayr & Bamberg. VIII u. 251 S. gr. 8. geb. 2 K 80 h.

Schneller als dem ersten der zweite — vgl. diese Zeitschrift 1892 S. 566 f. und 1897 S. 304 ff. — ist dem zweiten der dritte und letzte Band gefolgt. Ein einleitender Abschnitt (S. 3—20) behandelt den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit nach vier Hauptgesichtspunkten: Erfindungen, Entdeckung Amerikas und Auffindung des Seeweges nach Ostindien, Humanismus, Renaissance. Ich hätte die letzten beiden zusammengefafst, in einem besonderen Abschnitte aber, den ich in den meisten Hilfsbüchern vermisse, die Umwandlung der staatlichen Verhältnisse behandelt, und zwar 1) Streben nach zusammenfassender, einheitlicher Staatsgewalt a) in Deutschland und in Italien in den Einzelstaaten, b) in Frankreich, England und Spanien in nationalen Monarchieen; 2) Begründung des europäischen Staatensystems; 3) Neue Lehre

vom Staate durch Macchiavelli. Bei 1) hätte dann die S. 26 mitgeteilte Äufserung Maximilians, er sei ein König der Könige, der spanische Herrscher ein König der Menschen, der französische ein König der Tiere, angeführt werden können, und lehrreiche kurze Rückblicke, zugleich Einleitung zum zweiten Abschnitt, wären möglich gewesen. — Der erste Zeitraum ist betitelt: Das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation (S. 22—89), der zweite: Das Zeitalter der absoluten Fürstenmacht (S. 91—153). Bei diesem scheidet Verf. den höfischen und den aufgeklärten Absolutismus. Jene, von Roscher zuerst angewandte, Bezeichnung ist nicht ganz einwandfrei. Denn „höfisch" ist auch der aufgeklärte Absolutismus. Aber was dafür sagen? Die Bezeichnung „schrankenloser Absolutismus" kann als tautologisch angegriffen werden. „Grundsätzlich" aber ist der ältere Absolutismus gerade so gut wie der aufgeklärte, obschon sich dieser freiwillig Schranken setzte (vgl. Kosers treffliche, von Z. S. 97 offenbar benutzte Abhandlung über die Epochen der absoluten Monarchie in der neueren Geschichte, Historische Zeitschrift N. F. XXV 1889 S. 246 ff.). — Am einfachsten wird es sein, wenn man den ganzen Abschnitt in folgende drei Unterabteilungen zerlegt: Zeit Ludwigs XIV., Zeit der pragmatischen Sanktion, Zeit Friedrichs des Grofsen. — Der dritte Zeitraum, überschrieben: Das Zeitalter der französischen Revolution, der constitutionellen, nationalen und sozialen Bestrebungen (S. 155—249), zerfällt in drei Kapitel: Die französische Revolution, die Zeit der Verfassungskämpfe im westlichen Europa, die Zeit des Vorherrschens der nationalen Bestrebungen; Einigung Italiens und Deutschlands; der wirtschaftliche Aufschwung und die soziale Frage. Innerhalb dieser einzelnen Abschnitte ist die Anordnung hin und wieder nicht zeitlich, sondern sachlich.

Wiederholungstabellen sind nicht hinzugefügt, und das thut der Brauchbarkeit des Buches durchaus nicht Abbruch. Denn die unentbehrlichen Hauptthatsachen mit den nötigen Zahlen merkt sich der Schüler am einfachsten und behält sie am sichersten, wenn er in den mittleren und den oberen Klassen ein und dasselbe kurze, aber übersichtliche, nur den Lernstoff enthaltende Hilfsmittel benutzt (vgl. diese Zeitschrift Band 48 S. 403 f.). Z. giebt aber in einem Anhange die Lage der weniger bekannten Orte an; z. B. „Fernpafs sö. v. Ehrenberg", „Plewna sw. v. Szistowa", „Világos sw. v. Arad". Wird in solcher Weise nicht das wenig Bekannte durch nicht viel besser Gewufstes erklärt? Auch hege ich Zweifel, ob die Schüler den Anhang stets nachzuschlagen nicht zu bequem sind. Sicherer wäre es in jedem Falle gewesen, die Lage solcher Orte im Texte selbst in Klammern näher anzugeben. Angeheftet sind neun Stammtafeln: Habsburger, Haus Habsburg-Lothringen, Hohenzollern, Häuser Bourbon und Orleans, Dynastieen der Tudors, Stuarts und Hannover,

Oldenburger, schwedische Dynastieen, russische Dynastieen Romanow und Holstein-Gottorp, Haus Bonaparte.

Die Auswahl des Stoffes läfst im allgemeinen den erfahrenen Lehrer erkennen, der durch sorgfältige Sichtung Verständnis und Interesse der Schüler zu fördern weifs. Auch Z. ist der Ansicht: den Kern des Unterrichts bildet die politische Geschichte; aber er verschliefst sich nicht der Erkenntnis, dafs, um volles Verständnis zu erzielen, auch die sogenannte Kulturgeschichte gebührend zu berücksichtigen ist. Dabei hat er in jeder Hinsicht weise Mafs zu halten verstanden, namentlich was die volkswirtschaftlichen Thatsachen betrifft, die von bedeutendem Einflufs auf die politische Geschichte waren. Über die Leistungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften hätte ich zuweilen etwas mehr gebracht, bei der Kunstgeschichte öfter etwas weniger. Gerade bei dieser Stoffauswahl aber wird es niemals jemand allen recht machen, — und das verschlägt auch weiter nichts. Denn in allererster Linie hängt von der Lehrerpersönlichkeit der Erfolg gerade des Geschichtsunterrichts ab!

Was die Auffassung des Stoffes betrifft, so schreibt Verf. als katholischer Deutsch-Österreicher. Unter den Litteraturangaben S. 22 steht an erster Stelle — Janssens Werk. Damit ist der religiöse Standpunkt genugsam gekennzeichnet. Eine Äufserung sei aber doch als Beispiel besonders angeführt. „Der Dominicaner Tetzel — that nichts, um das Volk über seinen Irrtum aufzuklären" (S. 29). — Einseitige Bevorzugung der vaterländischen Geschichte, Befangenheit in Bezug auf Österreichs Verdienste zeigt sich nirgends, vielmehr sind alle Ereignisse der aufserösterreichischen Geschichte, die allgemeine Bedeutung haben oder im engeren Zusammenhange mit der österreichischen Entwicklung stehen, gebührend berücksichtigt. Mit Recht verweilt Z. länger bei dem „Heldenzeitalter" Österreichs (S. 104 ff.) und hebt mit Recht den „Aufschwung" seines Vaterlandes in neuester Zeit hervor (S. 235 ff.). Auch der gelegentliche besondere Hinweis auf österreichische Dichter wie Grün (S. 26) und namentlich Grillparzer (S. 74 und 219) ist nur zu billigen. Recht lehrreich gerade in unseren Tagen ist die Schlufsbemerkung: „Wie das Leben in der Natur, durchzieht auch das geschichtliche Leben der Menschheit Kampf und Krieg" und die Schlufsanmerkung: „Im 19. Jahrhundert verliefen für Europa nur 31 Jahre ganz friedlich. Seit dem Jahre 1495 — hatte unser Kaiserstaat 227 Kriegs- und 176 Friedensjahre. Er führte in dieser Zeit 63 Kriege gegen äufsere Feinde".

„In der neuesten Zeit verfolgt die Geschichtsschreibung eine kollektivistische Richtung, indem sie die einzelnen Persönlichkeiten mehr in den Hintergrund drängt" heifst es S. 247. Die Berechtigung dieser neuesten Richtung erkennt Verf. innerhalb gewisser Grenzen an, läfst daneben aber auch die alte Auf-

fassung zu ihrem Rechte kommen: Männer machen die Geschichte. Bei Benutzung des Z.schen Lehrbuches mufs also der Schüler den unzweifelhaft richtigen Eindruck gewinnen, dafs nicht die Zustände allein mafsgebend sind, sondern dafs auf die Pläne und Thaten der führenden Persönlichkeiten im Frieden und im Kriege mindestens gerade so viel ankommt. Und wir, die wir Bismarcks geniales Walten mit erlebt haben, wollen auch fürderhin die Jugend lehren: keine übertriebene Verehrung grofser Männer, aber noch viel weniger übertriebenen Massenkultus! So lassen sich doch wohl ohne Voreingenommenheit beide Richtungen vereinen. Unser Verf. urteilt über Persönlichkeiten wie Gustav Adolf, Wallenstein, Napoleon I. treffend, geht auf streitige Fragen aber nie näher ein. Dadurch unterscheidet sich sein Buch von dem in Österreich viel gebrauchten Gindelyschen (vgl. z. B. in diesem die Anmerkung S. 55 — 8. Aufl. — mit dem von Z. S. 55 über Maria Stuart Gesagten). Was Metternich betrifft, so hätte Verf. vielleicht etwas schärfer urteilen müssen. In einer Anmerkung (S. 200) sagt er: „Wegen seines grofsen Ansehens bei den mächtigsten Herrschern der Zeit hiefs M. vielfach 'der europäische Minister', bei seinen Gegnern wohl auch 'der Kutscher von Europa'“. Ich meine: nachdrücklicher, und zwar im Texte, mufste hervorgehoben werden, dafs M. im Verein mit Alexander von Rufsland für ein halbes Jahrhundert Europas Schicksal bestimmt hat und von höchst unheilvoller Bedeutung für die Deutschen in Österreich wie für die übrigen Deutschen geworden ist. Verf. unterschreibt sicherlich das Urteil, das jüngst Zwiedineck-Südenhorst in seiner Deutschen Geschichte 1806—1871. I. (Stuttgart, Cotta 1897) S. 549 über M.s oberflächliche und haltlose Politik gefällt hat: „M. hat sich um den geschichtlichen Werdeprozefs des Staates nicht gekümmert, dem er eine neue Grundlage zu geben versuchte“. Im übrigen aber befinde ich mich, was die Hervorhebung des Wirkens der grofsen Persönlichkeiten betrifft, im Einklang mit dem Verf., und dafs er bedeutsame Äufserungen in den Anmerkungen (namentlich S. 33. 44. 76. 131. 133. 164. 200) mitteilt, gefällt mir sehr. Abstraktes wird auf solche Weise durch Konkretes erläutert. Daneben wird in den Anmerkungen manches minder Wichtige, aber doch Lehrreiche und Interessante mitgeteilt; vgl. besonders S. 23. 133. 163. 168. 177. 200. 223. Die ebenfalls in Anmerkungen gegebenen Litteraturnachweise dagegen, wie solche auch bei Gindely sich finden, mufs ich in einem für Gymnasiasten bestimmten Lehrbuche — das kein Lesebuch sein soll! — als überflüssig ansehen, wenigstens in dem Umfange, wie sie ihn bei Z. haben. Dafs er auf Ranke, Treitschke u. ä. Historiker hinweist, wird man nur billigen. Aber den Jünglingen, auch wenn sie bald die Hochschule beziehen wollen, nutzt es gar nichts zu lesen, dafs Ehrenberg (S. 31), Wittich (S. 85), Anton (S. 101), Berndt (S. 229)

u. ä. etwas veröffentlicht haben, mag dies auch noch so gediegen sein. Übrigens ist die S. 225 angeführte, ganz vortreffliche Arbeit von Marcks als besonderes Buch erschienen, und zwar bereits in dritter, wesentlich verbesserter Auflage!

Recht wichtig ist, dafs Z. gelegentlich auf frühere Zeiten zurückgreift, auch auf alte Geschichte, und noch wichtiger, dafs sich höchst löbliches Streben nach Klarheit auch in Bezug auf die Ausdruckweise zeigt. Bei der gewaltigen Stofffülle nämlich kann der Lehrer nur so verfahren, dafs er einerseits eine Übersicht über 'die epochemachenden Begebenheiten der Weltgeschichte' giebt, andererseits aber einzelne besonders wichtige Teile der vaterländischen Geschichte recht eingehend behandelt — dabei wird auch mit Rücksicht auf das nie auszusetzende Weiterarbeiten in der Wissenschaft ein Wechsel stattfinden müssen. Unerläfslich ist es nun bei diesem Verfahren, dafs der Schüler einzelne kleinere Abschnitte seines Lehrbuches durchliest, ehe sie im Unterricht berührt sind, und dann darüber kurz berichtet. Mit Erfolg und ohne grofsen Zeitaufwand ist dies jedoch nur möglich, wenn im Lehrbuche lebendige Erzählung mit gedrängter, knapper Ausdrucksweise und scharfer Gliederung vereinigt sind. Das ist im allgemeinen bei Z. der Fall, und wenn er gelegentlich den Schülern nicht ganz leichte Gedankengänge zumutet, so ist das auch nicht vom Übel. Denn auch der Geschichtsunterricht soll das Denken fördern (vgl. diese Zeitschrift Band 47 S. 734 f.)! Aufgefallen ist mir hinsichtlich des Ausdrucks: „kirchliche Gegenreformation“ (S. 60), „da(?) dieses — angestrebt hatte“ (S. 135), „selten wurde eine Grofsmacht — niedergeworfen, vielleicht aber — gearbeitet“ (S. 181), „in Blüte gestanden war“ (S. 241), und manche Nebensätze, in denen der Fortschritt der Handlung berichtet wird, z. B. „was aber der König ablehnte“ (S. 231). In solchen Fällen halte ich nur den Hauptsatz für richtig. Inhaltlich würden in einer neuen Auflage schärfer zu fassen beziehungsweise zu verbessern sein besonders folgende Stellen: „Er nannte sich König in Preufsen, weil er nur Ostpreufsen besafs“ (S. 114), „durch eine (!) aufgefangene Depesche“ (S. 132), „die jede Staatsbildung störenden politischen Stände“ (S. 138), „Scharnhorst begründete die allgemeine Wehrpflicht“ u. s. w. (S. 182; eine recht ungenaue Darstellung!), „Preufsen hielt unter Friedrich Wilhelm IV. am Absolutismus (!) fest“ (S. 200). Vermifst habe ich S. 135 die genaue Darlegung der Bedeutung des siebenjährigen Krieges, S. 193 die Angabe, wann Napoleon zurückkehrte, und S. 227 eine nähere Auseinandersetzung über die Rechtsgrundlage der schleswig-holsteinischen Frage.

Folgende Druckfehler sind mir aufgefallen: Reich statt Recht (S. 27 Anm. 4), 14 statt 15 (S. 63), ihn statt sich (S. 230), insoferne (S. 243), heranzicht (S. 247).

Die Ausstattung in Druck und Papier läfst nichts zu wünschen übrig, und der Preis ist durchaus angemessen.

Görlitz. E. Stutzer.

F. v. Lühmann, Übungsbuch für den Unterricht in der Goniometrie und der ebenen Trigonometrie. Berlin 1898, Verlag von Leonhard Simion. IV u. 81 S. 8. 1,60 M.

Mit Recht hebt der durch seine schriftstellerische Thätigkeit auf mathematischem Gebiete rühmlichst bekannte Verfasser hervor, dafs durch die neuen Lehrpläne von 1891 das geometrische Pensum der Gymnasien bedeutend vergröfsert worden ist, und dafs daher, da die zur Bewältigung desselben gegebene Stundenzahl dieselbe geblieben ist, der mathematische Unterricht es bei den aufserordentlich bescheidenen Anforderungen an die häusliche Arbeitszeit der Schüler, wie sie bisher bei einer richtigen Methodik möglich war, nicht mehr bewenden lassen kann. Da der Lehrstoff aber nach wie vor im Unterrichte so durchgenommen werden mufs, dafs er in der Lehrstunde im wesentlichen erfafst wird und seine feste Einprägung durch häusliche Arbeit nur eine geringe Arbeitszeit erfordert, so ist es unerläfslich, dafs den Schülern aufser den zur Korrektur bestimmten schriftlichen Arbeiten auch noch weitere Übungsaufgaben zur häuslichen Bearbeitung gestellt werden. Um nun die Übelstände zu vermeiden, die ein Diktieren dieser Aufgaben notwendig mit sich bringt, ist es zweckdienlich, dem Schüler eine Zusammenstellung derselben in einem Übungsbuche in die Hand zu geben, da es im Lehrbuche für diesen Zweck meist an Raum mangelt.

Verf. teilt den Übungsstoff ein in: 1) Aufgaben aus der Goniometrie, 2) Aufgaben aus der ebenen Trigonometrie, und schliefst daran eine Tabelle vollständig berechneter Dreiecke zu Zahlenbeispielen.

Im 1. Teile ist der Verf. „bestrebt gewesen, für jede Definition, jede Regel, jede Formel ausreichenden Übungsstoff zu beschaffen“ und zugleich die Aufgaben so einzurichten, dafs sie auf möglichst einfache Resultate führen, weil nur solche die Schüler befriedigen und so gewissermafsen die auf die Rechnung verwendete Mühe belohnen; dieser Teil macht ungefähr die Hälfte des Buches aus. — Der 2. Teil beschränkt sich, abgesehen von einigen Aufgaben aus der praktischen Trigonometrie, auf die Berechnung von Dreiecken. Die Aufgaben dieses Teiles bilden gewissermafsen einen kurzen Auszug aus der gröfseren Sammlung trigonometrischer Aufgaben von Dr. H. Lieber und F. v. Lühmann; sie haben aber den Vorzug, dafs sie nicht sachlich, sondern methodisch geordnet sind, so „dafs Aufgaben derselben Gruppe an die Leistungsfähigkeit der Schüler ungefähr gleiche Anforderungen stellen“. Die Aufgaben, welche durch einfache

Anwendung der Hauptfälle zu lösen sind, gehen voran; es folgen dann die, welche sich nicht mit Hilfe der Hauptfälle lösen lassen. Unter diesen nehmen wieder diejenigen, die man auf den Radius des umbeschriebenen Kreises (r) und die Winkel des Dreiecks (α, β, γ) zurückführen kann, einen hervorragenden Platz ein; aber auch für die Einführung eines Hilfswinkels ist eine grofse Anzahl von Aufgaben vorgesehen. Ein Paragraph enthält derartige Aufgaben, welche auf Gleichungen 2. Grades führen; dieselben werden hier in eleganter Weise auf goniometrischem Wege gelöst. — Der letzte Abschnitt des Buches enthält eine Anleitung zur Determination trigonometrischer Aufgaben, die zwar wegen ihrer Schwierigkeit von der Gesamtheit der Schüler im allgemeinen nicht gefordert werden darf, aber an der Hand und unter Beihilfe des Lehrers ein aufserordentlich schätzenswertes Übungsmaterial liefert.

Vorliegendes Werk dürfte sich bei seiner mafsvollen und zweckmäfsigen Auswahl für die Hand des Schülers besonders eignen und kann deshalb für die Benutzung beim Unterricht warm empfohlen werden.

Brilon. Albert Husmann.

Paul Knuth, Handbuch der Blütenbiologie unter Zugrundelegung von Hermann Müllers Werk: Die Befruchtung der Blumen durch Insekten. Leipzig 1898, Wilh. Engelmann. 400 u. 697 S. 8. 28 M.

Seitdem Ch. Darwin die durch Ch. K. Sprengel begründete, aber bald wieder in Vergessenheit geratene biologische Blütenforschung zu neuem Leben erweckt hat, ist sie zu einem mächtigen Zweige am Baume der botanischen Wissenschaft herangewachsen. Namhafte Forscher widmeten sich ihr allerorten; am meisten für ihre Einwurzelung und Ausbreitung hier bei uns in Deutschland that wohl H. Müller, dessen aus hoher Begeisterung für die Sache und emsigstem Fleifse hervorgegangene Schriften geradezu grundlegende Bedeutung erlangt haben. Aber seit Erscheinen seines ersten Werkes ist ein Vierteljahrhundert vergangen, und mit der Anzahl derer, die sich mit Blütenbiologie beschäftigen, ist die Menge der darüber erschienenen Schriften so riesenhaft gewachsen, dafs z. Z. die fast übergrofse Fülle der einschlägigen Litteratur von dem Einzelnen gar nicht übersehen werden kann, besonders da der gröfste Teil der Beobachtungen in Zeitschriften niedergelegt und darum oft sehr schwer zugänglich ist. Für den in diesem Zweige der Wissenschaft Fortgeschrittenen fehlte ein Werk, das ihm eine Totalübersicht über das Gebiet ermöglicht, für den Anfänger, da H. Müllers klassisches Buch: „Die Befruchtung der Blumen durch Insekten" kaum noch zu haben ist oder doch nur zu sehr hohem Preise erworben werden kann, ein solches, das ihn mit Sicherheit hineinleitet und auf Schritt und Tritt sein Interesse rege erhält.

Diesem schon seit längerer Zeit unabweisbaren und stetig wachsenden Bedürfnisse kommt nun das Erscheinen des oben genannten Buches entgegen. Die Engelmannsche Verlagsbuchhandlung, bekannt ja durch die vortreffliche Ausstattung ihrer Verlagsartikel, hat in dem Bestreben, H. Müllers unvergängliches Werk in ein neues Gewand zu kleiden, einen glücklichen Griff gethan, indem sie den durch seine zahlreichen blütenbiologischen Schriften seit lange rühmlich bekannten Prof. Dr. P. Knuth mit der Bearbeitung betraute. Unter seinen Händen, in dreijähriger unablässiger Arbeit, hat es sich nun zu dem vorliegenden dreibändigen „Handbuch der Blütenbiologie" erweitert. Welch eine ungeheure Arbeitsleistung das gewesen ist, dürfte wohl schon aus dem dem ersten Bande angehängten Litteraturverzeichnisse hervorgehen, das, bis zum 1. April 1898 fortgeführt, 2871 Nummern aufweist, die fast alle mehr oder weniger genau durchgearbeitet werden mufsten. Zur Zeit liegt nur der erste Band und die erste Hälfte des zweiten fertig vor; das genügt aber, um ein Urteil über das so verdienstvolle Werk zu gewinnen. Dieses kann nur in rückhaltloser Anerkennung bestehen und mufs den lebhaften Wunsch erregen, das noch Fehlende möchte möglichst bald nachfolgen[1]).

Der erste, mit dem Bildnisse J. G. Koelreuters geschmückte Band bringt aufser dem schon erwähnten Litteraturverzeichnis auf 240 Seiten eine bescheidenerweise als Einleitung bezeichnete ausführliche Übersicht über alle bei der Blütenbiologie in Frage kommenden Verhältnisse, während der zweite Band, dessen erste Hälfte das Bildnis H. Müllers bringt, die bisher in Europa und im arktischen Gebiete gemachten blütenbiologischen Beobachtungen umfafst; der dritte Band wird sich mit Aufsereuropa beschäftigen. Zum Zwecke seiner Fertigstellung befindet sich der Verf. augenblicklich auf einer Reise um die Erde. Den noch ausstehenden Teilen sollen zur Ausschmückung die Porträts von noch fünf hervorragenden Blütenbiologen beigegeben werden.

Die sogenannte Einleitung im ersten Bande giebt zunächst einen Überblick über die geschichtliche Entwickelung der Blütenbiologie, in dem die hervorragendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete ausführlicher besprochen werden, und darnach eine recht eingehende, dabei sehr übersichtlich geschriebene Darstellung des heutigen Standes dieser Disciplin. Auf eine Übersicht über die Arten der Bestäubung und der Geschlechtsverteilung bei den Pflanzen folgt eine Besprechung der Autogamie, der Geitonogamie, Xenogamie, Heterostylie, Kleistogamie, Parthenogenesis und darnach eine solche über die verschiedenen, vom biologischen Standpunkt sich ergebenden Blumenklassen, unter denen natürlich den Insektenblütlern der meiste Raum zuerteilt ist. Auf gegen 70 Seiten

[1]) Nach Mitteilung der Verlagsbuchhandlung soll die zweite Hälfte im August oder September d. J. erscheinen.

schildert der folgende Abschnitt zuerst die blumenbesuchenden Insekten in systematischer Reihenfolge, bespricht ihre hier in Betracht kommenden Organe und gliedert sie dann nach ihrer verschiedenen Wichtigkeit für die Befruchtung und dem verschiedenen Grade ihrer Anpassung in verschiedene Stufen. Ein Abschnitt über die Methode der blütenbiologischen Forschung fafst alles darüber Bekannte zusammen und verrät in vielfach eingestreuten Winken den Mann der Praxis.

In der Reihenfolge des De Candolleschen Systemes bringt der zweite Band in seiner ersten Hälfte die Blüteneinrichtungen der Ranunculaceen bis zu den Compositen einschl. und teilt die Bestäuber mit. Zu den in Europa einheimischen Pflanzen zieht der Verf. auch die des arktischen Gebietes hinzu und erwähnt auch, zwar oft etwas kurz, die an aufsereuropäischen Pflanzen bei uns gemachten Beobachtungen. Da der dritte Band sich mit der aufsereuropäischen Flora beschäftigen soll, so könnte es scheinen, als würden dadurch unnötige Wiederholungen bedingt. Aber andererseits ist dadurch auch für solche — und es dürften nicht wenige sein —, die sich auf die europäische Flora beschränken wollen, eine gröfsere Vollständigkeit erreicht worden. Dafs derartige Einwanderer gegen die Einheimischen in der Ausführlichkeit der Betrachtung zurückstehen, dürfte sich wohl aus dem Umstande erklären, dafs ihnen die einheimischen ihnen angepafsten Blütenbesucher fehlen und dafs sie darum hier nur eine geringe Zahl solcher aufzuweisen haben.

Schon beim blofsen Durchblättern dieses Teiles wird man durch die Menge der guten Abbildungen (210) angenehm berührt; besonders den mit den Schriften H. Müllers Vertrauten heimelt es ordentlich an, wenn er hier so viele alte liebe Bekannte wiederfindet. Das ist aber ganz erklärlich, da das Buch zuerst nur als Neuausgabe des H. Müllerschen Werkes, aber mit Anmerkungen geplant war. Auch in dieser erweiterten Gestalt ist es in M.s Geiste geschrieben, und mit Recht ziert sein Bild diesen Band. Doch sind nicht nur die Müllerschen Zeichnungen reproduziert, sondern wir finden auch eine Anzahl anderer guter teils von anderen Autoren, teils aus des Verfassers anderen Werken entlehnt, ebenso eine beschränkte Anzahl ganz neuer.

Im grofsen und ganzen geht Verf. bei der Besprechung der einzelnen Pflanzen in derselben Weise vor wie H. M., indem er zuerst nach genauem und umfangreichem Citieren der Autoren, deren Beobachtungen von ihm benutzt worden sind, die Einrichtung der Blüten ausführlich darlegt, ihre Anlockungsmittel hervorhebt, die Art, wie die Bestäubung zustande kommt, genau beschreibt und endlich Besucherlisten aufstellt. Diese letzteren scheinen mir oft zu ausführlich, und ich meine, es hätte sich wohl ein leitender Gesichtspunkt für eine Kürzung finden lassen. Auch fällt in ihnen eine Ungleichmäfsigkeit auf, indem sie meist

ganz ausführlich nach den einzelnen Beobachtern aufgeführt, bisweilen aber gruppenweise angeordnet sind. Letzteres geschieht insonderheit mit den Besuchern aus H. Müllers „Alpenblumen“, aus des Verf.s eigenem Werke: „Blumen und Insekten auf den nordfriesischen Inseln“ und aus zwei Werken von Mac Leod, die gleichfalls ein abgeschlossenes Gebiet betreffen. Warum diese Werke ausgesondert werden, ist mir nicht recht erfindlich. Allerdings wäre es durch die Hineinziehung ihrer langen Listen noch viel breiter geworden, oder — und dies ist wohl das wahrscheinlichere — der Verf. wäre zu einer Kürzung und Zusammenziehung in Gruppen geradezu genötigt worden, was dem Buche nur zum Vorteil gereicht hätte. Was die Genauigkeit und Sicherheit der Bestimmungen anbetrifft, so ist ja eine Nachbestimmung geradezu unmöglich; wenn man aber den Generalstab von Spezialisten durchsieht, die den Verf. mit ihrer Fachkenntnis unterstützt haben, so kann man sich nicht der Einsicht verschliefsen, dafs in diesem Zusammenwirken doch eine bedeutende Garantie für die Richtigkeit liegt.

Dafs bei einem Werke wie dem vorliegenden, in dem eine so riesenhafte Menge von Einzelbeobachtungen verarbeitet werden mufste, ab und zu auch etwas übersehen werden, auch hier und da ein kleiner Irrtum unterlaufen konnte, das scheint mir natürlich und kann kaum hoch angerechnet werden. Genaue Durchsicht einer erheblichen Zahl von Pflanzen hat mir nur Geringfügigkeiten ergeben, die ich bei den so bedeutenden Vorzügen des Buches hier gar nicht erwähnen mag. Nur ein mir aufgestofsener erheblicherer Irrtum soll berichtigt werden.

Bei Malva rotundifolia L. beschreibt Verf. auf S. 206 die Blüteneinrichtung nach H. Müller (S. 171). Nun hat aber H. Müller bei seinen Untersuchungen überhaupt keine Malva rotundifolia L. vorgelegen, sondern was er beobachtet hat, bezieht sich auf Malva neglecta With., da nur diese bei Lippstadt vorkommt. So erklärt sich auch der Widerspruch zwischen H. Müllers Beobachtungen von Insektenbesuch und denen von Warnstorf, auf den Verf. sogar aufmerksam macht. Malva rot. ist eine ost- und nordeuropäische Art, die nicht in Westfalen vorkommt, noch weniger in der Rheinprovinz und Holland und Belgien. Es müssen darum auch die von Mac Leod in Flandern und in den Pyrenäen gemachten Beobachtungen auf Malva neglecta bezogen werden. Auffallend ist es, dafs dem Verf. die grofse Übereinstimmung seiner Abb. 61 von Malva neglecta (besonders Nr. 5) und Müllers Abbildung von Malva rotundifolia, die in Nr. 60 wiedergegeben wird, entgangen ist.

Trotz dieser kleinen Ausstellung dürfte nach dem oben Gesagten ein Gesamturteil über das Buch nur in rückhaltloser Anerkennung bestehen und der daraus hervorgehenden Überzeugung, dafs jeder, der sich eingehend mit Blütenbiologie beschäftigen

will, in Zukunft Knuths Handbuch kaum wird entbehren können. Ganz besonders betrifft dies den Lehrer der Naturgeschichte an höheren Schulen, dem es unentbehrlich sein wird, sei es zur Vertiefung seiner Vorbereitung auf den Unterricht, sei es als kaum je versagendes Nachschlagebuch.

Es ist wohl unnötig, hier noch des Breiteren auseinandersetzen zu wollen, welchen umgestaltenden Einflufs die Entwickelung der Biologie, besonders der der Fortpflanzungsorgane, auf den botanischen Unterricht ausgeübt hat, wie sie ihn gleichsam als Sauerteig nach und nach von Grund an durchsetzt hat. Wer heut in erfolgreicher Weise Botanikunterricht geben will, mufs über ein ganz anderes Rüstzeug von Kenntnissen verfügen, als noch vor etwa 20 Jahren erforderlich war. Um sich das zu erhalten und zu mehren, dazu gehören litterarische Hülfsquellen. Wie spärlich die aber in einer kleinen Stadt fliefsen und wie schwer sie da zu beschaffen sind, davon haben solche Kollegen, denen das Schicksal die Grofs- oder Universitätsstadt oder einen ihr benachbarten Ort zur Ausübung ihres Berufes angewiesen hat, schwerlich eine Ahnung. Nun finden sich aber die meisten unserer höheren Schulen in Kleinstädten, viele auch noch in Gegenden mit schlechten Verkehrsverhältnissen, und die Lehrer an solchen Anstalten empfinden diesen Mangel oft sehr drückend, besonders an Gymnasien, da bei diesen die Bibliotheken in Hinsicht auf die naturwissenschaftlichen Fächer meist sehr mager ausgestattet zu sein pflegen. Jeder würde da gewifs gern zu einem Werke greifen, das wie das vorliegende eine so treffliche Totalübersicht über einen grofsen und wichtigen Gebietsteil darbietet, wenn der hohe Preis nicht wäre. Was bis jetzt vorliegt, kostet ungebunden 28 M., was noch aussteht, wird diesen Betrag zweifellos übersteigen. Das ist viel Geld, zwar nicht für das Was und das Wie des von der Verlagsbuchhandlung Dargebotenen, wohl aber für jemand, der auch auf anderen Gebieten der Naturwissenschaft zu Hause sein mufs und bleiben will; denn naturwissenschaftliche Schriften sind meist sehr teuer und veralten heut recht schnell. Unzweifelhaft müssen da die Lehrerbibliotheken eintreten, und es möge darum diese Anzeige mit dem Wunsche und der Hoffnung schliefsen, dafs in Kürze keine derselben dem betr. Lehrer mehr die Auskunft erteilen müsse: Nicht vorhanden!

Kreuznach. L. Geisenheyner.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. **Zukunftsgymnasium und Oberlehrerstand.** Grundlinien für eine dringende Neugestaltung des gesamten höheren Schulwesens. Von einem Schulmann. Wolfenbüttel 1899, J. Zwissler. 41 S. 0,75 M.

2. R. **Klufsmann, Systematisches Verzeichnis der Abhandlungen,** welche in den Schulschriften sämtlicher an dem Programmtausche teilnehmenden Lehranstalten erschienen sind. Nebst zwei Registern. Dritter Band. 1891—1895. Leipzig 1899, B. G. Teubner. VII u. 342 S. gr. 8. 8 M.

3. J. **Fath, Wegweiser zur Deutschen Litteraturgeschichte.** Bibliographischer Grundrifs für Vorlesungen und zum Selbststudium. Teil I: Die älteste Zeit bis zum 11. Jahrhundert. Würzburg 1899, Stahel'sche Verlags-Anstalt. VIII u. 90 S. Lex.-Form. 1,60 M.

4. **Männer der Zeit.** Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Herausgegeben von **Gustav Diercks.** Dresden und Leipzig. Verlag von **Carl Reifsner.** Bisher sind erschienen die ausgezeichnet geschriebenen, erschöpfenden und höchst interessanten Biographieen folgender Männer (von allen ist zugleich das Portrait beigefügt): 1) **Heinrich von Stephan** (von E. Krickeberg). 320 S. 8. 2,40 M, geb. 3 M. — 2) **Alfred Krupp** (von H. Frobenius). 240 S. 8. 2 M, geb. 2,60 M. — 3) **Fridtjof Nansen** (von E. v. Enzberg). 272 S. 2 M, geb. 2,60 M. — 4) **Friedrich Nietzsche** (von H. Gallwitz). 280 S. 8. 2,40 M, geb. 3 M. — 5) **Franz Liszt** (von E. Reufs). 326 S. 8. 3 M, geb. 3,60 M. — 6) **Max von Forckenbeck** (von M. Philippson). 393 S. 8. 4 M, geb. 4,60 M. — 7) **Ludwig Windthorst** (von J. Knopp). 300 S. 8. 3 M, geb. 3,60 M. — Alle Bände sind sehr gut ausgestattet und einzeln käuflich.

5. A. **Holder, Alt-Celtischer Sprachschatz.** Elfte Lieferung (II S. 513—768): Mĕdĭŏ-lānŏ-n — Nōrĭ-cī. Leipzig 1899, B. G. Teubner.

6. W. **Wägner, Rom.** Geschichte und Kultur des römischen Volkes. Für Freunde des klassischen Altertums, besonders für die deutsche Jugend. In neuer Bearbeitung herausgegeben von O. E. **Schmidt.** Sechste Auflage. Mit 276 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig 1899, Otto Spamer. XV u. 826 S. eleg. geb. 12 M. — Der Text des auf einen Band verkürzten Werkes ist in vorzüglicher Weise umgearbeitet und die Illustration ganz neu gestaltet. Das Buch ist für unsere Jugend wie geschaffen und wohl geeignet, für das klassische Altertum Begeisterung zu erwecken.

7. **Comicorum Graecorum fragmenta.** Edidit G. **Kaibel.** Vol. I fasc. 1. Berolini 1899 apud Weidmannos. VIII u. 256 S. gr. 8. 10 M. [Poetarum Graecorum fragmenta auctore U. de Wilamowitz-Moellendorff collecta et edita, vol. VI fasc. 1.]

8. **Verhandlungen des achten allgemeinen deutschen Neuphilologentages** vom 30. Mai bis 2. Juni 1898 zu Wien. Herausgegeben vom Vorstande der Versammlung. Hannover 1898, Verlag von Carl Meyer (G. Prior). 142 S. 2 M.

9. **Wilke-Dénervaud, Anschauungs-Unterricht im Französischen.** Zweite, unveränderte Auflage. I: Le printemps. Leipzig und Wien 1899, Raimund Gerhard. 16 S. 0,30 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1897 S. 509.

10. K. Deutschbein, Kurzgefafste englische Grammatik und Übungsstücke für reifere Schüler, insbesondere für die Oberklassen der Gymnasien. Teil I: Grammatik. Fünfte, verbesserte Auflage. Cöthen 1898, Otto Schulze. VII u. 134 S. 0,80 M.

11. H. Plate, Lehrgang der englischen Sprache. In zeitgemäfser Neubearbeitung. 75ste, der Neubearbeitung 10te Auflage von G. Tanger. Dresden 1899, L. Ehlermann. IX u. 271 S. 1,80 M, geb. 2,40 M.

12. E. Wilke, Anschauungsunterricht im Englischen. Zweite Auflage. Leipzig und Wien 1898, Raimund Gerhard. Heft 1—8, mit Bildern je 0,45 M, ohne Bilder je 0,30 M; Heft 9: Wörterbuch 0,60 M.

13. Thora-Goldschmidt, Bildertafeln für den Unterricht im Englischen. 26 Anschauungsbilder mit erläuterndem Text und einem systematisch geordneten Wörterverzeichnis. Für die deutschen Sprachgebiete autorisierte Ausgabe. Leipzig 1898, F. Hirt & Sohn. 72 S. 4. geb. 2,50 M.

14. Hölzl's Wandbild „die Wohnung“ in Handausgabe. 12 Kr. = 0,20 M.

15. M. Krafs und H. Landois, Das Pflanzenreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte dargestellt. Mit 239 eingedruckten Abbildungen. Neunte, verbesserte Auflage. Freiburg i. B. 1898, Herdersche Verlagshandlung. XI u. 218 S. 2 M, geb. 2,35 M.

16. H. Püning, Grundzüge der Physik. Mit einem Anhange: Chemie und Mineralogie. Zum Gebrauche für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Dritte Auflage. Münster i. W. 1898, Aschendorff. VII u. 208 S. geb. 2 M.

17. Ludwig Günther, Keplers Traum vom Mond. Mit dem Bildnis Keplers, dem Facsimile-Titel der Originalausgabe, 24 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. Leipzig 1898, B. G. Teubner. XXII u. 186 S. gr. 8. 8 M.

18. F. v. Hemmelmayr, Lehrbuch der organischen Chemie für die sechste Klasse der Oberrealschulen. Prag 1899, F. Tempsky. IV u. 153 S. geb. 1,15 fl.

19. M. Krafs und H. Landois, Lehrbuch für den Unterricht in der Zoologie. Mit 224 Abbildungen. Fünfte, nach den neuen Lehrplänen verbesserte Auflage. Freiburg i. B. 1898, Herdersche Verlagshandlung. XIV u. 348 S. 3,30 M, geb. 3,70 M.

20. H. Buchner, Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Leipzig 1898, B. G. Teubner. IV u. 139 S. kl. 8. geb. 1,15 M. (Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens, 1. Bändchen.)

21. Julius Lohmeyers Vaterländische Jugendbücherei. München, J. F. Lehmanns Verlag. Dieses neue Unternehmen verdient in hohem Mafse Beachtung. Die reich illustrierten Erzählungen sind wegen ihres patriotischen Inhalts und der vortrefflichen Darstellung für die Jugend sehr zu empfehlen und sollten in keiner Schülerbibliothek fehlen. Erschienen sind bis jetzt:

J. v. Wildenradt, Johann von Renys, der Kampf um die Marienburg. 1899. 128 S. gr. 8. geb. 1,60 M.

F. Lienhard, Der Raub Strafsburgs. 84 S. gr. 8. geb. 1 M.

A. Ohorn, Aus Tagen deutscher Not. 93 S. gr. 8. geb. 1,20 M.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Der Gymnasiallehrer und die Kunst.

Vor mir liegt das bunte Titelblatt eines neuen Werkes: „Der moderne Stil“ von A. Lyongrün mit der Devise: „Dahin ist die kalte Antike, lebendiges Wesen entnehmen wir nur der Natur“. Oben eine moderne Venus mit dem Lorbeer, unten eine schwarze Fratze im griechischen Helm. Die Aufschrift am Schildrande bezeichnet sie als „Antike“. Bei der Betrachtung fiel mir ein, was gelegentlich an unserem Konferenztische über den Rückgang der Leistungen in den Humanioribus geäufsert wurde: dafs in der Verachtung, mit der sich das Publikum und besonders die Eltern der Schüler über den Wert der toten Sprachen und dessen, was damit zusammenhängt, ausliefsen, der Hauptgrund unserer Klagen liege. Das sind in der That die heimlichen Widersacher des Gymnasiums, die trotzdem, getrieben durch das leidige Berechtigungswesen, ihre Söhne zu uns schicken, wo ihrer Meinung nach nichts mehr erreicht wird. In letzter Zeit hat sich aber auch die Zahl derer bedenklich gemehrt, die öffentlich, aus gespitzter Feder, einen giftigen Hafs gegen alles spritzen, was bis jetzt den Kern der Gymnasialbildung ausgemacht hat. Man nimmt nunmehr persönlich Stellung gegen uns. Es ist Mode geworden, den Philologen als offenbaren Kunstfeind und verrannten Büchermenschen zu schmähen und die Leute zu preisen (natürlich meinen sich die meisten Schreiber in erster Linie selbst), „die trotz der humanistischen Bildung noch Sinn für die Natur und das Schöne haben“. Vgl. Ztschr. f. Innen-Decor. April-Heft 1898; Deutsche Kunst u. Decor. Juni-H. 2; Kunstwart Juli-H.; Deutsche Kunst Juni-H.: „Büchermenschen u. bildende Kunst“, wo ausgeführt wird, wie die Schule den Sinn für die Wirklichkeit durch die Gewohnheit des ewigen Schwarz auf Weifs planmäfsig abstumpfe und die Phantasie der Schüler dadurch einschläfere, dafs man sie nur lehre, alles Geschaute auf den Gedankeninhalt hin zu prüfen. Solche und noch schlimmere Vorwürfe kann man überall in der täglich wachsenden Kunstlitteratur lesen und leicht gewahr werden, wie böse wir bei Künstlern und Kunstschreibern daran sind. Berühmt wegen unserer Kunstkennerschaft sind wir

ja niemals gewesen, nur dafs man ehedem harmlos darüber spottete, wie Otto v. Leixner in seiner humoristischen „Anleitung in 60 Minuten Kunstkenner zu werden“, die unter dem Motto „Geistesgegenwart ist die erste Bedingung der Kennerschaft“ als Hauptregel für frisch-fromm-freies Urteilen empfiehlt, seine Unterhaltung so einzurichten, dafs, wolle man z. B. von Kunst reden, man sich an die Gymnasiallehrer wenden müsse, wenn aber von Philosophie, dann an die Husarenoffiziere. Der Ruf gediegener Kennerschaft könne dann nicht ausbleiben. Das war ein launiger Hieb, der uns nicht tief ging; jetzt aber redet man eine andere Sprache, die dem Philologen auf die Dauer denn doch nicht ganz gleichgiltig bleiben kann. — Langes Buch von der künstlerischen Erziehung der deutschen Jugend, Darmstadt 1893, hat nicht wenig dazu beigetragen, das grofse Publikum auf eine wunde Stelle des Gymnasiums aufmerksam zu machen, das in einem bedeutenden, für unsern nationalen Wohlstand hochwichtigen Fache weder Fähigkeiten weckt noch ausbildet. Man hat danach angefangen, von oben her die Sache mit mehr „Wohlwollen“ zu behandeln; dabei ist es aber geblieben, und wir sind heute noch ebenso weit wie früher. Erst wieder in neuester Zeit hat eine Verfügung unseres westfälischen Provinzial-Schul-Kollegiums vom 11. Juni 1898 den Direktoren den Zeichenunterricht ans Herz gelegt, der Nützlichkeit und des hier zu Tage tretenden praktischen Bedürfnisses wegen. Es wurde auch hier wieder der mangelhafte Zeichenlehrer gestreift, und dies trieb mich zu den folgenden Zeilen zusammen mit dem Umstande, dafs ich in derselben Woche, als uns diese Verfügung zur Kenntnis kam, Zeuge war, wie sich ein Kollege einer anderen höheren Anstalt rühmte, den Schülern seiner Klasse vom Zeichenunterricht abgeraten zu haben. Sollte die Mifsstimmung der Kunsteifrigen gegen uns doch nicht so ganz unberechtigt sein? — Mir liegt vor allen Dingen daran, mit einigen Worten zu beweisen, dafs der klägliche Erfolg des Kunstunterrichtes auf dem Gymnasium in allerletzter Linie dem Zeichenlehrer in die Schuhe zu schieben ist, dafs die Gründe vielmehr bei uns selbst und weiter oben zu suchen sind. Bei dieser Gelegenheit soll auch der Versuch gewagt werden, einen Weg zu zeigen, auf dem es vielleicht möglich ist, ein Resultat im Langeschen Sinne zu erreichen, ohne anderen Stunden etwas zu nehmen oder neue hinzuzusetzen.

Je vornehmer eine Familie ist, desto mehr hat sie es von jeher durch Verpflichtungen höherer Art, ganz besonders aber der Kunst gegenüber bewiesen. Bis in die neueste Zeit hinein hat es jedoch unsere pekuniäre Stellung kaum einem Mitgliede der oberen Zehntausend begehrlich gemacht, in unseren Reihen seinen Beruf zu suchen, der bei so schweren Anforderungen und schwieriger Ausübung so wenig äufsere Anerkennung und Gewinn verheifst. Jetzt könnte Aussicht dazu vorhanden sein; aber es wird

noch eine geraume Zeit dauern, bis der nun einmal leider mit der materiellen Schätzung verbundene soziale Wertbegriff auf eine höhere Stufe gestiegen ist, denn der läfst sich nicht so schnell erhöhen, wie etwa eine Gehaltsskala. — Wir Lehrer bringen also gewöhnlich von Haus aus verhältnismäfsig wenig mit, was mit Kunst zu thun hätte. Dem Theologen geht es ebenso, und wie weit die evangelische Kirche dadurch Not leidet, darauf hat Frommel in seinem trefflichen Buche über „die Kunst im Hause" gut hingedeutet. Auch der Theologe kommt vom Gymnasium, wo die paar Jahre von Quinta bis Ober-Tertia mit zwei wöchentlichen Zeichenstunden nicht ausgereicht haben, dem Schüler Sinn für Kunst zu wecken oder ihn gar eine geschickte Hand gewinnen zu lassen. Der Jurist bleibt von Gesellschaftswegen mehr mit Kunstdingen in Berührung, und den Mediziner zwingt sein Beruf geradezu zur Kunst. Das zeigen Anatomen wie Brücke und Henke, die berühmte Kenner und Kunstschriftsteller geworden sind. Wir Lehrer stehen also thatsächlich am schlechtesten; denn giebt dem Theologen seine Kirche noch dann und wann künstlerische Anregung, so können wir Philologen dies von unseren Schulpalästen nur sehr wenig sagen. — Auf der Universität wäre Gelegenheit, die auf dem Gymnasium gelassene Lücke auszufüllen, aber wir wollen einmal Umfrage halten, wie viele Zeit gefunden und Neigung verspürt haben, das Wissenswerteste auf diesem Gebiet zu belegen. Die mangelnde Zeit kam auf Rechnung des Prüfungsreglements, die fehlende Neigung auf die des Gymnasiums. Als Mitglied eines philologischen Vereins ist es mir mit Aufgebot aller Beredsamkeit in vier Jahren kaum gelungen, drei Mitglieder zu gemeinschaftlicher Teilnahme an archäologischen Übungen zusammenzubringen. Trotzdem hatten wir alle Ursache, unserem Dozenten für Archäologie sehr dankbar zu sein. Aber jeder hatte so viel anderes zu thun. Dem Philologen kann man, glaube ich, am allerwenigsten den Vorwurf der Idealitätslosigkeit machen oder ihm nachsagen, er treibe Allotria auf der Universität. Dazu hat er gewöhnlich kein Geld und, mit Rücksicht auf die schweren Examina, auch keine Zeit; denn an einem Tage soll er die ganze grofse Summe, die für ein Oberlehrerzeugnis gefordert wird, auf einem Brett zahlen, hinter dem lauter Spezialisten sitzen. Auf die mufs er sich natürlich besonders einrichten. So wird man gezwungen, den Grund zum eigenen Spezialistentum zu legen, zum Buchgelehrten, der immer gesellschaftsfeindlich ist, während die Beschäftigung mit der Kunst gerade das Gegenteil wirkt. Dafs unsere jungen Leute oft so schwerflüssig im Verkehr sind, gegenüber denen anderer Nationen, liegt doch wohl auch zum Teil an unserem einseitigen Erziehungsgang, der die wissenschaftliche Seite des Unterrichts stärker betont, als für die harmonische Gesamtausbildung gut ist. — Tritt der Kandidat in das Lehramt, so wird ihm im Seminarjahr eine unschätzbare Zeit geboten, den

ganzen Schulapparat kennen zu lernen. Das ist die fruchtbarste Periode in der Entwicklung des modernen Philologen, aus der er für seine spätere Thätigkeit unendlich viel lernen kann. Man mufs an den meisten Unterrichtsdisziplinen teilnehmen, erfährt ihren Zweck und Zusammenhang zugleich mit ihrer theoretischen und praktischen Handhabung. Nach den technischen Fächern aber, Zeichnen, Turnen, Singen, ist auch hier noch kein Verlangen. Warum unterläfst man es, die Kandidaten auch zu ihren technischen Kollegen in Beziehung zu setzen, warum gönnt man ihnen keinen Einblick in ganz anders geartete Unterrichtsweisen, die besonders für den Zeichenlehrer mit viel gröfseren Schwierigkeiten verknüpft sind als für die Wissenschaftler? So aber kann es kommen, dafs der Oberlehrer erstaunt darüber ist, dafs der Zeichenlehrer sich auch Gymnasiallehrer nennt, der seiner Meinung nach doch gar nichts mit dem Gymnasium zu thun hat! — Während der langen Wartezeit nach dem Probejahr läfst der oft harte Kampf der Einzelnen um ihr Dasein kaum Mufse dazu, versäumte Kunststudien nachzuholen. Im Gegenteil, da sucht man, um der Konkurrenz die Spitze bieten zu können, seine Fakultäten zu erhöhen oder Fehlendes „nachzumachen“. Von den Lehrern ist also hierin schlechterdings keine Abhilfe zu erwarten; es bliebe nur übrig, dafs sich der Direktor der Anstalt oder die Behörde für die Ausbildung unserer künstlerischen Erziehung begeisterten. Gingen sie aber einerseits aus derselben rein wissenschaftlichen Schule hervor wie die Lehrer, so mufs man anderseits auch zugeben, dafs sie gerade jetzt, wo alle Tage mehr vom Putz des alten Gymnasiums abbröckelt, alle Hände voll zu thun haben, den Bau zu halten, um sich noch eingehend um die technischen Fächer bekümmern zu können. Trotzdem hat es der Oberleitung manchmal auch ein wenig an gutem Willen gefehlt. L. Koch in seinem Bericht über die Abhaltung des ersten Cyklus von kunstgeschichtlichen Vorträgen am Gymnasium zu Bremerhaven (Osterprogramm 1898) klagt, dafs er zu seinem Zweck keine Lichtbilder habe bekommen können, weil der Vorstand des Helios (Prof. Dr. B. Meyer) sein Versprechen, für alle höheren Schulen Deutschlands ein Leihinstitut einzurichten und für 40 Mark das nötige Anschauungsmaterial zu liefern, nicht gehalten habe. Grund? Das von Prof. Meyer im August 1896 an alle Direktoren höherer Schulen gesandte Rundschreiben soll nur von zehn Anstalten beantwortet zurückgekommen sein. Die Lehrer der wissenschaftlichen Fächer haben sich dann und wann des Besuches ihres Direktors oder eines inspizierenden Schulrates zu erfreuen, der von ihrer Arbeit Notiz nimmt und ihnen nötigenfalls helfend und beratend zur Seite steht. Ich möchte wissen, wie viele technischen Lehrer sich gleich ehrender Berücksichtigung rühmen können. Das mufs schon früher so gewesen sein; denn mir ist aus meiner ganzen Schulzeit nicht ein einziger solcher Besuch

erinnerlich. Die meisten Zeichensäle legen auch beredtes Zeugnis davon ab. Man kann gewöhnlich alles andere darin treiben, nur nicht zeichnen. An Material fehlt es ebenso wie an einer Bestimmung dessen, was vorhanden sein müfste. Wird der Zeichenetat nicht anderweitig verwandt, so wird er noch öfter unverständig verausgabt; denn um das, was angeschafft wird, kümmert sich ja keiner, weil es keiner versteht. Es bleibt dem Zeichenlehrer überlassen zu kaufen, was er will, oder sich zu behelfen, wie er kann. Wohl dem Gymnasium, dem mit seiner Hilfe gedient ist. Vergleicht man damit die Unterrichtsräume der Physiker und den Aufwand ihrer Kabinette, der nach neueren Ansichten nicht im rechten Verhältnis zu dem zu stehen scheint, was an positivem Nutzen für die gesamte Geistesausbildung dabei herausspringt. so mufs man wieder fragen: Wer bestimmt hier das Mafs, und nach welchen Grundsätzen wird gemessen? Sogar der Turnlehrer steht in der Wertschätzung seines Faches weit über dem Zeichenlehrer; freilich ohne dafs er sich hierfür beim Gymnasium zu bedanken hätte. Dafs dort des Guten zu viel gethan wird, geben auch schon die Turnlehrer zu. Man lese darüber G. Riehms „Kurzes Wort gegen die Überschätzung des Turnens" im Jahresbericht des Stadtgymnasiums zu Halle a. S. von 1895, dessen kleine Abhandlung auch wegen einiger anderer interessanter Punkte lesenswert ist. Verliert nun der Zeichenlehrer bei so auffallender Nichtbeachtung seines Faches dennoch nicht das Interesse daran und erreicht er trotzdem etwas, so ist es ein wahres Wunder. Diese Minderbewertung ist aber ganz allgemein. Ich weifs von einem Falle, dafs der Zeichenlehrer gute Schülerarbeiten im Zeichensaal zu einer kleinen Ausstellung vereinigt hatte zur Anregung für die, die zeichneten und nicht zeichneten, ganz besonders aber für die Herren Kollegen, die eingeladen wurden zu kommen und sich vom Kunstbetrieb ihrer Schule zu überzeugen. Der Erfolg war ebenso überraschend wie der des Rundschreibens an die Anstalten bezüglich des so billig angebotenen Anschauungsmaterials: es kam Keiner! Allem, was mit Kunst zu thun hat, steht man kühl bis ans Herz hinan gegenüber. Diese blaue Wunderblume kann bei uns nicht zum Blühen kommen. Sind doch die meisten Gymnasien dazu die am wenigsten geeigneten Blumentöpfe. Von den Universitäten ist nicht viel Besseres zu berichten. Anstatt Muster eines künstlerisch ausgestatteten Raumes zu sein, gleichen sie gar zu oft langweiligen Kasernen, die Lehrer und Schüler froh sind mit dem Rücken ansehen zu dürfen. Deshalb braucht das Gymnasium noch nicht gleich eine Bildergalerie zu werden oder den Eintretenden über seine erste und letzte Bestimmung im Zweifel zu lassen. Wenn nun der Zeichenlehrer zu allerletzt noch eine Stütze an der Schulbibliothek fände, so wäre ihm ein guter Bundesgenosse gegeben. Aber auch das ist nicht der Fall. Zwar gelten wir noch immer als das bücher-

bedürftigste Volk auf der Welt, Bibliophilen aber sind bei uns noch ziemlich selten, am seltensten glaube ich in den Kreisen, deren Handwerkszeug die Bücher sind. Nach dem Besitz schön ausgestatteter Bände ist kein Verlangen. Die Leihbibliotheken fahren fort, uns unedler Geschmacklosigkeit anzuklagen. Könnte nicht durch geeignete Werke, illustrativen oder dekorativen Charakters, in der Art z. B., wie sie die Kelmscott Press in England, die vor nun bald zehn Jahren drüben unter Morris eine neue Ära des Buchwesens heraufführte, Kunstsinn sowohl wie Liebe zum Buch bei den Schülern geweckt werden? Kunstgeschichten und Abhandlungen ähnlicher Art thun es nicht.

Was soll nun geschehen? — Nach dem oben Gesagten kann kein Zweifel sein, dafs nur durch gleichmäfsiges Vorgehen von unten auf, nicht aber durch Nachhelfen an der Spitze etwas erreicht werden kann. 1) Die erste Forderung aber, ohne die alle andern halb sind, mufs die sein, dafs der Zeichenunterricht obligatorisch für alle Klassen wird. Anders kommt uns kein Gefühl und kein Verständnis für das, was uns fehlt und was man alle Tage lauter und ungeduldiger von uns fordert. — 2) Auf der Universität sollte jeder Philologe gehalten sein, seinen Studienplan so einzurichten, dafs er, gleichviel, ob klassischer Philologe, Germanist oder Romanist, sich etwas mit der Kunst des Landes, dessen Litteratur und Sprache er studiert, beschäftigte, ganz besonders aber der Historiker und Theologe. Man ist nur halb in das klassische Altertum eingedrungen, wenn man die griechische und römische Kunst nicht kennt. Ja es ist nicht schwer nachzuweisen, dafs unsere grofsen Künstler bessere und erfolgreichere Interpreten antiker Geisteskultur waren als unsere grofsen Philologen. — 3) Im Seminarjahre wäre es für die Kandidaten ein grofser Gewinn, wenn man sie die technischen Fächer so weit kennen lehrte, dafs sie deren Betrieb nicht nur im Zusammenhang mit dem Ganzen verstehen lernten, sondern auch im Notfalle fähig wären, für kurze Zeit hier eine Vertretung zu übernehmen. Dazu braucht man kein Turner oder Maler von Fach zu sein, wohl aber sollte man die Art der Beschäftigung kennen und von der Schule her eine einigermafsen ausgebildete Hand mitbringen. — 4) Zur Teilnahme an archäologischen Kursen sollten in erster Linie nur diejenigen aufgefordert werden, die auf der Schule gezeichnet und sich auf der Universität in der Kunstgeschichte umgethan haben. Ohne gute Grundlage ist die im Kurs verbrachte Zeit meist erfolglos. Einige Jahre mag die in Italien oder sonst wo geweckte Begeisterung wohl vorhalten, dann aber erlahmt sie gewöhnlich, weil ihr der Nährboden fehlt. Es bleibt in den meisten Fällen etwas Angelerntes und kann auf andere deshalb nicht erzieherisch wirken. Man wird schwindlig, wenn man die Berichte der Kollegen liest, die als Teilnehmer solcher Kunstfahrten mit dem führenden Fachmann von Werk zu Werk, von

Stadt zu Stadt hasteten. Ballin in seinen „Erinnerungen an den 5. archäologischen Cursus deutscher Gymnasiallehrer in Italien" giebt uns ein Beispiel dafür (Progr. d. Herzogl. Friedr. Gymn. Dessau 1897). Es dürfte auch nicht bei den blofs archäologischen Kursen bleiben. Andere Gebiete auch für andere Lehrer, namentlich Zeichenlehrer, müfsten dazukommen, die Gelegenheit also erweitert, der Stoff aber beschränkt werden. Man müfste die kurze Zeit nur in Florenz oder nur in Rom oder warum nicht auch in Berlin, München oder Dresden ausnützen. Die Teilnehmer müfsten ein Jahr vorher benachrichtigt werden, dafs sie sich genügend vorbereiten könnten. So wäre doch etwas für den Unterricht zu erwarten. Nichts verlangt eben mehr Konzentration und zum Hervorrufen einer Stimmung ruhigere Vertiefung als das Betrachten eines Kunstwerkes, und nichts verleitet hinwiederum mehr zur Oberflächlichkeit als dieses schnelle Geführtwerden unter geistreichen Anmerkungen, die dann gewöhnlich länger haften als die Vorstellung des Werkes, dem sie gelten. Da das Kunstwerk selber zu uns sprechen möchte, kommt man dabei ihm gegenüber auch in einen beunruhigenden Zwiespalt seiner Gefühle. 5) Es sollten geeignete Lehrer in das Ausland geschickt werden, um in Frankreich, speziell aber in England, den Kunstunterricht an den öffentlichen Schulen zu studieren. Wer wissen will, wie das geschieht und in welchen Räumen, den verweise ich auf den Aufsatz von Spielmann im Magazin of Art, Nov.-H. 1897, über „Metropolitan Schools of Art: Harrow School. A notable experiment" und auf einen anderen in der Märznummer desselben Blattes von 1898 über die Schule von Rugby unter der Aufschrift: „Art Teaching at the Publie Schools". Über das Schulmuseum ist im Septemberheft berichtet. Man kann dort inne werden, was drüben für die Ausbildung des guten Geschmacks von der Schule aus gethan wird. Was für Nutzen für die Gesamtheit davon zu erwarten ist, liegt auf der Hand. In Paris wird man neidisch, wenn man sieht, wie auch die unbemittelten Kinder in den Hôtels de Ville freien Unterricht in allen möglichen Kunstübungen haben können und zwar von den besten Lehrern, die sich dort ihren Ruf holen. Ebenso wird an gleicher Stelle für künstlerische Sprachpflege des Volkes durch Lese- und Deklamierübungen gesorgt. — Was thut man bei uns zur öffentlichen Erweckung und Ausbildung des Kunstsinnes? — 6) Endlich ist eine gute Aufsicht nötig, der der Kunstunterricht unterstellt werden mufs. Sie hat darauf zu sehen, dafs in durchaus geeigneten Räumen gutes Übungs- und Anschauungsmaterial vorhanden ist und dafs der Kunstunterricht genau im Sinne der betreffenden Anstalt, für uns also für das Gymnasium passend, erteilt wird. Daraus ist zu verstehen, dafs diese Inspektoren nur aus dem Kreise der akademischen Lehrer zu nehmen sind, da sonst der Kunstunterricht doch nur neben der Schule herlaufen wird, der ihm aber einverleibt werden soll.

Das müfste an den Lehrern gethan werden. Für die Schüler kämen noch einige andere Punkte in Betracht, die ich mit wenigen Worten andeuten möchte. — Will man wirklich mit der Anerziehung eines gesunden Kunstverständnisses Ernst machen, so mufs ganz unten mit dem Lesen und Schreiben angefangen werden; mit einer absolut sauberen Aussprache und klangvollen Deklamation, die auch dem kleinsten Wicht Gefühl für das, was Kunst ist, beibringen kann. Deshalb sollten Schulfeiern sorglichst als Mittel zu diesem Zweck ausgenutzt werden. Der Schulgesang, einzeln und im Chor, hätte hier ebenso seinen Sporn und seine Probe, wie Reigen-, Riegen- und Preisturnen an patriotischen Gedenktagen. Und nun das böse Geschmiere auf dem Gymnasium! Das kommt zum Teil von der immer noch üblichen Schrägschrift. Mufs nicht der Zeichenlehrer, was sein Kollege am Körper und Hefte der Knaben verdreht, die Stunde darauf mit vieler Mühe wieder einrenken? Oder wie, wenn er beides lehrt, Schreiben und Zeichnen? — Im deutschen Unterricht mufs das Lesebuch auch die Haupthilfe für unsere Zwecke bieten. Sein Umfang braucht deshalb nicht zuzunehmen, nur müfste einiges Entbehrliche durch Notwendigeres ersetzt werden. Was das Bessere sein könnte, dafür finden wir in des Engländers Ruskin Büchern eine Fülle von Mustern. Leider ist er, dem England seine ästhetische Erziehung und sein feineres Kunstverständnis verdankt, bei uns wenig bekannt. Erst in neuester Zeit ist einiges in Übersetzung von Jacob Feis bei Heitz in Strafsburg erschienen. So die „Sammlung von Naturansichten und Schilderungen", „Was wir lieben und pflegen müssen" und die „Wege zur Kunst". Nur um auf jenen wunderbaren Mann auch hier aufmerksam zu machen, will ich einige Kapitelköpfe der Feis'schen Sammlung herausgreifen und zeigen, um was es sich handelt. Im erstgenannten Buche lesen wir über die Berge und die Liebe zu ihnen, über die Farbe der Felsen, über die Landschaft in Bezug auf ihren sittlichen Einflufs, über das irdische Paradies, über unsere Häuser u. a. m. Im zweiten über Kunst und Moral, über den Geschmack und das Sehen, über die Grundbedingung künstlerischer Wahrhaftigkeit, über edle Tracht, über die Kunst als höchste Sittlichkeit u. a. m. In Frankreich und England kann man in den Händen der Kinder Lesebücher finden, die auch mit guten Textillustrationen hervorragende Kunst- und Industriewerke, dem Verständnis der Stufe entsprechend, für die sie bestimmt sind, behandeln. All das erklärt mit die regere kunstgewerbliche Thätigkeit drüben und ihr Glück auf dem Weltmarkt; denn wir müssen ja doch in grofser Münze an Frankreich und England bezahlen, was wir an künstlerischer Geschmacksausbildung uns pfennigweise abgespart haben. Das aber ist die am schlechtesten angebrachte Sparsamkeit, zumal bei dem uns noch immer innewohnenden Hang, das Gute und ganz besonders das Schöne in der Ferne zu suchen. Mit dem verbesserten Lese-

buche aber ist die Sache nicht abgethan. In einer deutschen Stunde sollte, unter allen Umständen in den unteren und mittleren Klassen, reiner Anschauungsunterricht getrieben werden. Das wäre die denkbar beste Vorbereitung auf die Hauptleistung jeder deutschen Schule, auf den deutschen Aufsatz, und bedeutete keine Einbufse an der Stundenzahl, sondern viel eher ein Plus. Eine besondere Seite dieses Schulanschauungsunterrichtes hat neuerdings der Direktor der Hamburger Kunsthalle, Prof. Lichtwark, gepflegt, dessen Schriften ebenfalls in keiner Gymnasialbibliothek fehlen sollten. Sie geben eine Fülle vortrefflicher und fruchtbarer Anregungen. In einer Broschüre „Zur Organisation der Kunsthalle" findet man den Vortrag abgedruckt, den er im „Schulwissenschaftlichen Bildungsverein" über „die Kunst in der Schule" gehalten hat. Für uns sind seine „Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken" ganz besonders wichtig. Er nimmt seine Anschauungsübungen an Gemälden der Hamburger Kunsthalle vor, anderen wären die Reproduktionen der National-Galerie zu empfehlen. — Der Anschauungsunterricht, den wir am Laokoon treiben, bringt uns nicht vorwärts, obgleich mancher es noch nicht zugestehen will. Hoffentlich aber ist die Zeit nicht mehr fern, wo man aufhört, an diesem Werke sich mit seiner Erklärung und den Schriftsteller mit seiner Darstellung vor den Schülern preiszugeben. Bei unserer künstlerischen Vorbildung können wir ihn doch nicht fruchtbar machen, und einen Schriftsteller vor Schülern auf Schritt und Tritt zu korrigieren, ist zum mindesten gewagt. — Wie reich in den unteren Klassen Gelegenheit ist, Sinn für Ästhetik und Liebe zur Kunst zu wecken, zeigt neben dem deutschen Unrerricht ganz besonders der naturwissenschaftliche. Es giebt fast kein Gebiet, wo der Lehrer gleich stark und gleich ungesucht durch den Gegenstand selbst dazu geführt würde. Nur müfste hier weniger streng wissenschaftlich verfahren werden, um der Phantasie mehr Spielraum zu lassen und wirkliche Liebe zur Natur zu wecken, die bei dem jetzt sich immer stärker vordrängenden Sport mehr und mehr zurücktritt. Die Naturgeschichte sollte vom Zeichenlehrer gegeben werden. Bei der Behandlung der Pflanzen kann er auf die Entstehung fast aller Stilarten weisen und zugleich Interesse schaffen und Verständnis für unser Kunstgewerbe, als in der Hauptsache angewandte Pflanzen- und Tierkunde, besonders wenn er nach Lebensgemeinschaften verfährt. Vielleicht wäre es auch sonst gut, wenn nicht so streng nach dem Fachlehrersystem vorgegangen würde, wenn auch der Philologe dann und wann Geschichte oder Naturwissenschaften und der Mathematiker etwas Sprachliches treiben müfste. Für eine künstlerische Schuleinheit und Konzentration wäre damit unendlich viel gewonnen. Nur müfste bei der Aufstellung des Stundenplans die für den Nichtfachmann nötig werdende gröfsere Vorbereitungszeit berücksichtigt werden. — Wie es mit Geschichte

und Religion zu halten sei, darüber ist man sich einig, nur nicht über unsere Hauptfächer, die alten Sprachen. In diesen Stunden viel mit Bildern zu hantieren, scheint mir ganz unthunlich. Man hilft dort mit Bildern nur zu leicht über Nachdenken und Vorstellen hinweg und bevormundet meistens die Phantasie. Ich wüfste auch gar nicht, wie man Zeit dazu finden könnte, wenn man mit seinem Pensum fertig werden will. Bei der Lektüre wird man schon ganz von selbst so viel auf Ästhetik und Kunst gewiesen, dafs man die Bilder fast ganz dabei entbehren kann. Oft regen auch einige Striche an der Wandtafel die Vorstellungskraft hundert Mal mehr an als alle Bilder der Welt. Die zum Unterricht wünschenswerten Vorlagen müfsen anderswo auf längere Zeit dem Auge dargeboten werden und dürfen nicht illustrativ ad hoc in den Text geklebt werden, aus dem sie eben so schnell wieder verschwinden. Das heifst eins durch das andere schädigen, nicht heben. Gut scheint mir die Methode, die in Bremerhaven am Gymnasium eingeführt ist. An einer Korridorstelle, wo alles vorbei mufs, hängen unter Glas wöchentlich gewechselte Vorlegeblätter mit ganz kurzen Anmerkungen. Am Semesterschlufs werden sie zu Gruppen vereinigt ausgestellt und klassenweise besprochen. Vgl. Koch im Osterprogramm der Anstalt von 1896. Noch besser wäre es, wenn das wichtigste Anschauungsmaterial als bleibender Wandschmuck stets sichtbar wäre und das ausgewechselte zusammen mit anderen Kunstbüchern oder Blättern irgendwo zugänglich gemacht würde. — Einige Kollegen halten eine Ergänzung des klassischen Sprachunterrichtes durch Vorträge über Kunstgeschichte für wünschenswert, und es sind bereits Proben davon erschienen. Dieses Verlangen ist bei unserem Hang zum Dozieren zu natürlich, als dafs diese Forderung nicht hätte vorausgesehen werden können. Man will auch hier über Kunst reden, wo man einzig und allein Gefühl dafür langsam und systematisch entwickeln sollte. Bei der historischen Betrachtungsweise mufs man sich aber dem Kunstwerk überordnen, während wir den Schülern nur beizubringen hätten, wie sie sich der Kunst unterordneten, wie sie Verständnis und Freude an ihr fänden. Vorträge über Kunstgeschichte bringen uns eine neue Wissenschaft, die, wenn sie auf das klassische Altertum beschränkt bliebe, wieder nur Stückwerk wäre und keinen Segen brächte. Ein Gymnasiast mit allen griechischen und römischen Kunstepochen und Stilunterschieden im Kopfe brauchte später modernen Kunstwerken gegenüber nicht urteilsfähiger zu sein als die Mitglieder unserer Kunst-Kommissionen von heute, die in Erkenntnis eigener Unzuständigkeit die höchste Entscheidung nachsuchen, die dann wiederum ganz ungerechtfertigter Weise bekrittelt wird. Das ist unserer nicht würdig. — Bei historischer Betrachtung kann man, namentlich in so spärlichen Stunden, die noch dazu aufserhalb des Lektionsplanes liegen, nicht viel nach rechts und links

blicken. Der Hinweis auf die Moderne aber oder der Vergleich mit dem Gegensatz (Raffael, Michel Angelo — Bach, Wagner u. a.) ist hier die Hauptsache und darf nicht ausbleiben, wenn anders wir auf der Schule keine falschen Mafsstäbe für die Beurteilung unserer Zeit schaffen wollen. Wenn wir z. B. in Prima Homer und die alten Historiker und Redner lesen, die sich alle in weitschweifigen Tiraden eine Güte thun und damit den Leuten ihrer Zeit auch weidlich Befriedigung schafften, so wird, wenn man nicht sine studio et ira auf den diametralen Gegensatz zur Moderne weist, der Schüler nicht klar sein, wo nun eigentlich das Kunstideal steckt, ob bei den ihm in der Schule unermüdlich gepriesenen und zu Hause gescholtenen Alten, oder bei den verlästerten und doch von ihm bevorzugten Modernen. Heute schreibt man in allen Zeitschriften Preise aus für die kürzeste Geschichte, wie man schon früher einaktige Opern prämiierte. Sparten uns die Alten nichts von ihrem Empfinden, so mufs jetzt das meiste anempfunden und zwischen den Zeilen gelesen werden. Man geht darauf aus, durch wenig inhaltlich oder klangfarbig gefügte Worte Stimmung zu suggerieren, und die Skizze herrscht in der Litteratur jetzt ebenso wie in der Kunst. Die Kunstideale wechseln eben, und wir müssen uns hüten, eine Zeit auf Kosten der andern herabzusetzen; denn für die Gegenwart soll erzogen werden, und das Verständnis für ihr Ideal ist auch schon auf der Schule anzubahnen. Dafs dies am besten vermittelst des klassischen Altertums geschehen kann, wer wollte es leugnen? Deshalb ist auch das Gymnasium ganz besonders dazu berufen, den modernen Forderungen gerecht zu werden und für die Gegenwart zu erziehen. Das sollten die Leute bedenken, die ihm die griechische Lebensader unterbinden möchten. — Also keine Kunstgeschichte auf dem Gymnasium, die bleibe für die Lehrer; keine Klassikerlektüre mit viel Bildern, die besser dauernd dem Auge geboten werden; aber dennoch Kunst in der Schule! So etwa wie eine Zentralheizanlage, die irgendwo unsichtbar für die im Hause Verkehrenden angebracht ist und ihre Röhren ebenso versteckt durch alle Zimmer sendet, überall gleichmäfsige und behagliche Wärme verbreitend. Etwas weniger Lichter, aber mehr Helligkeit! Wer gewahr werden will, wie bei uns die vielen Kerzen auffallen, der sehe sich nur Stundenplan und Aufgabenbuch der Untertertianer an.

Es mag ja wohl noch lange alles, was in diesem Sinne vorgeschlagen wird, verlorene Liebesmüh sein, aber die Zeit mufs doch kommen, wo wir mit Goethe empfinden, dafs „die Anlage, das Grofse und Schöne willig und mit Freuden an herrlichen Gegenständen Tag für Tag und Stunde für Stunde auszubilden, das seligste aller Gefühle ist“.

Dortmund. C. Steinweg.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Jul. Asbach, Darf das Gymnasium seine Prima verlieren? Düsseldorf 1899, L. Schwann. 18 S. 8.

Diese kleine Schrift wendet sich gegen den neuerdings von E. v. Sallwürk und W. Münch gemachten Vorschlag, den Kursus des Gymnasiums auf sieben oder sechs Jahre zu verkürzen und eine dreifach gegliederte höhere Schule daran anzuschliefsen, welche ihren Schülern die Wahl bietet, entweder die alten Sprachen oder die neueren Sprachen oder Mathematik und Naturwissenschaften vorzugsweise zu betreiben. Damit soll der Überbürdung, an der die jetzige Prima zu leiden scheine, entgegenwirkt, vielleicht auch die jetzt bestehende Trennung von drei Arten neunklassiger höherer Schulen wieder beseitigt werden. Aber ist es heilsam, schon dem 16jährigen Schüler die Abwendung von denjenigen Wissenszweigen, die ihm weniger zusagen, zu gestatten? Das Gymnasium hat bisher danach gestrebt, seinen Zöglingen eine vielseitige, zu selbständigen Studien befähigende Vorbildung zu geben, und billige Rücksicht auf Verschiedenheiten der Neigung und Begabung hat schon die preufsische Abiturientenprüfungs-Verordnung von 1834 genommen, indem sie Ausgleichung schwächerer Leistungen in der Mathematik durch vorzüglichere in den alten Sprachen und umgekehrt zuliefs. Die Vereinigung der beiden Hauptrichtungen, der sprachlich-geschichtlichen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen, bis zur Erreichung eines Standpunkts, den man als geistige Reife für die Universität bezeichnen kann, ist immer als ein Vorzug der deutschen Gymnasien bezeichnet worden, und bei den Verhandlungen der Schulkonferenz von 1890 hat Helmholtz, der grofse Physiker, sich entschieden für Beibehaltung dieser Vereinigung, und zwar wie bisher mit stärkerem Betrieb der den Geist mannigfaltiger anregenden Sprachen, ausgesprochen. So erfordert denn unsere Prima tüchtig vorbereitete Schüler und einsichtiges Zusammenwirken der Lehrer; aber sie gilt uns auch als die Krone der Anstalt, und von ihr geht zum guten Teil der wissenschaftliche Geist aus, der die jüngeren Schüler allmählich durchdringen mufs, wenn sie nach

dem Ziele, zu wissenschaftlichen Studien befähigt zu sein, mit Erfolg streben sollen. Richtig sagt der Verfasser der vorliegenden Schrift: „Soviel Mathematik und Physik, wie das Gymnasium bietet, mufs auch der Jurist kennen, und der Mathematiker, der der humanistischen Bildung früh entfremdet wird, mufs einseitig werden; der Neuphilologe, der weniger Latein als unsere heutigen Primaner lernt, ist wirklich zu bedauern". Er weist auch darauf hin, dafs die in dem sechs- oder siebenjährigen Gymnasialkursus erworbene Bildung eine unvollständige sei. Soll nun die für das bürgerliche Leben als ausreichend anerkannte Stufe der Abschlufsprüfung in Untersekunda auch schon zu wahlfreier Beschäftigung mit den Wissenschaften berechtigen? Nein, es wäre zu früh und das Unheil der Halbbildung würde entsetzlich wuchern. Bei der grofsen Ausdehnung, die das Reich der Wissenschaften zur stolzen Freude unseres Jahrhunderts gewonnen hat, ist es dringend nötig, dafs die wissenschaftliche Vorbildung umfassend sei, damit jeder an seiner Stelle auch die Fortschritte anderer Wissenskreise einigermafsen würdigen könne. Mancher dankt es der Schule, wenn er auch nur Elemente besonderer Wissenszweige mitgenommen hat, dafs er doch von Botanik, Aussprache des Mittelhochdeutschen, Mythologie u. a. etwas weifs, obgleich sein Hauptstreben darauf nicht gerichtet war.

Asbach tritt auf Grund der Erfahrung, die er in längerer Amtsthätigkeit, seit einigen Jahren als Direktor des Gymnasiums zu Düsseldorf, gewonnen hat, für das fernere Bestehen unserer Gymnasien mit einer „die begabteren Schüler zur Selbstthätigkeit anregenden" Prima mit Lebhaftigkeit ein. Er fügt einige Wünsche hinzu, betreffend Verbesserungen der Lehrpläne von 1892, doch mafsvoll an das Bestehende anknüpfend; namentlich müsse der Unterricht in der Geschichte durch engere Verbindung mit dem griechischen Unterricht und durch Wiederholungen in Oberprima verstärkt werden, und der Zeitraum 1813—1870 müsse schon in Untertertia behandelt werden, er komme in Untersekunda zu spät an die Reihe, es sei ein wohlthätiger Wechsel des Pensums, wenn in Untertertia das Mittelalter beim Jahre 1273 abgebrochen werde, um im letzten Vierteljahre die Herstellung des Deutschen Reiches zu betrachten, dann sei in Obertertia der Zeitraum von 1273—1740 zu behandeln. Wir stimmen diesen Vorschlägen von Herzen zu; Eltern und Schüler werden es dem Gymnasium danken, wenn die gröfste Zeit der deutschen Geschichte der jugendlichen Wifsbegier nicht vorenthalten und im Gesamtkursus dreimal behandelt wird; um so williger werden sie dann auch der Vertiefung in ideale Zeiten des Altertums zustimmen, zumal wenn Sprach- und Geschichtsunterricht in der Hand eines Lehrers, der womöglich die klassischen Stätten aus eigner Anschauung kennt, vereinigt sind.

Der Schlufs der Schrift wirft einen kurzen Blick auf die Reformgymnasien, die unserer Jugend das Französische in so

starkem Maſse aufdrängen; der Verfasser geht auf prinzipielle Fragen nicht ein, hebt aber treffend zwei Mängel hervor: „Wenn man die alten Sprachen erst in den mittleren Klassen beginnt, kommen auf der oberen Stufe die realistischen Fächer zu kurz in einer Zeit, in der sich die Schüler nach einem Lebensberufe umsehen. Auch eine Überbürdung der Knaben in den Jahren der Entwickelung zum Jüngling ist bei dem intensiven Betrieb der klassischen Sprachen in den mittleren Klassen zu befürchten". Es wird sich schon zeigen, daſs diese Schulreform, wenn sie gröſsere Verbreitung gewinnt, die klassischen Sprachen immer mehr bei Seite schiebt und in ihnen überhaupt nur ein unvertieftes Wissen erzielt. Dem gegenüber ist es Pflicht des alten Gymnasiums, seinen Unterricht in den neueren Sprachen recht an das Lateinische anzuschlieſsen, die daraus sich ergebende Erleichterung recht nutzbar zu machen, was wiederum am besten geschieht, wenn in den mittleren Klassen Latein und Französisch von demselben Lehrer gelehrt wird.

Lübeck. Max Hoffmann.

Theodor Lipps, Komik und Humor. Eine psychologisch-ästhetische Untersuchung. (Beiträge zur Ästhetik. Herausgegeben von Theodor Lipps und Richard Maria Werner VI.) Hamburg 1898, Leopold Voſs. VIII u. 264 S. 8. 6 M.

Eine tüchtige psychologisch-ästhetische Arbeit, die in das innere Wesen der behandelten Fragen eindringt und Klärung schafft für die Probleme des Komischen und Tragischen, hat auch für die Pädagogen, die antike und moderne Lustspiele und Tragödien oder überhaupt Poesie zu deuten haben, Interesse und Wichtigkeit.

Wer heutigen Tages ästhetische Fragen behandelt, hat sich mit keinem Forscher in höherem Maſse auseinanderzusetzen als mit dem Münchener Psychologen und Ästhetiker Th. Lipps.

Aus der Schule Wilh. Wundts hervorgegangen, hat er nicht nur selbständige Stellung gefunden in psychologischen Fragen (z. B. in den „Grundthatsachen des Seelenlebens"), sondern auch die von seinem Meister nur gelegentlich gestreifte Ästhetik auf psychologischen Grundlagen aufzubauen unternommen. Da diese nun in Art und Terminologie eigenartig sind, so ist nicht zu verwundern, daſs oft der Gegensatz zwischen dem Alten und dem Neuen gröſser erscheint, als er thatsächlich ist; und so ist auch die L.sche Geringschätzung der heutigen Psychologie, die den Wald vor lauter Bäumen nicht sähe, gröſser, als diese verdient; aber es verdrieſst ihn, noch nicht weiter und tiefer mit seinen Theorieen durchgedrungen zu sein.

Ernste, scharfsinnige Gedankenarbeit enthält auch diese neueste Schrift über Komik und Humor; es ist eine überaus

saubere, peinlich genaue Darlegung; nicht leicht fliefsen Begriffe ein, die nicht auf ihre Wurzeln zurückgeführt und einer sorgsamen Prüfung unterworfen würden. Oft unterbrechen etwas umständliche Ausführungen den Gang der Untersuchung, sei es über klarere psychologische Erscheinungen wie Aufmerksamkeit oder solche, die wir nur metaphorisch deuten können wie Enge und Schwelle des Bewufstseins, psychische Kraft, Stauung (= Verblüffung, Verwunderung) und Abflufs oder Wellenhöhe der Vorstellungen u. s. w. Alles das wird aus dem bildlichen Gewande gelöst und auf das wirklich Erfahrungsmäfsige, d. h. auf möglichst einfache Gesetze zurückgeführt, wie auf das der Association, sei es der Ähnlichkeit oder der Erfahrung, und des Kontrastes, der psychischen Hemmung, der Selbstkorrektur psychischer Hemmungen u. s. f.

Es ist ungemein fesselnd, wie L. Momente, welche auch andere schon entdeckt und gedeutet haben, nun auf seine Formeln bringt und so ein eigenes, einheitlich in sich abgeschlossenes Gebäude aufführt. Pflegt doch überhaupt der Fortschritt der Wissenschaft vor allem darin zu bestehen, dafs ein fruchtbarer Gedanke oder noch besser deren mehrere die früher geltenden durchleuchten und erweiternd und vertiefend in sich aufnehmen.

Es ist ungemein fesselnd, wie L. sein scharfsinniges Spiel der Verurteilung und Ummodelung mit den Theorieen seiner Vorgänger, wie besonders Hecker, Groos, Kräpelin, Schopenhauer und Wundt selbst treibt; Jean Paul, Vischer und Heymans finden noch am ehesten Gnade; es ist vortrefflich, wie er nachweist, dafs dieser oder jener mit seiner Definition das zu Erklärende voraussetze und sich also im Kreise drehe, und wie dann aus der Kritik, aus dem Kampfe der Aporieen allmählich sich die Thatsache herausschält, dafs das Komische auf einem Kontrast beruht, und zwar einem unerwarteten Kontrast, nicht der Gefühle (Lust und Unlust), sondern der Vorstellungen, und zwar der Vorstellungen des Grofsen und des Kleinen, des Wichtigen und des Nichtigen.

Ein Etwas wird zu einem Nichts: das ist der Grund aller Komik; wir erwarten etwas Bedeutungs- und Eindrucksvolles, und es stellt sich ein für unsere Anschauung und unser Gefühl minder Bedeutsames ein (vgl. S. 99 u., 130. 152). Dies wird — nicht ohne Künstlichkeit — an dem Fettleibigen, dem übermäfsig Hageren, dem Neger u. s. w. erläutert; das Fett soll komisch sein, weil es als bedeutungslose Wucherung, die Hagerkeit, weil sie als nichtig an Kraft, die schwarze Hautfarbe, weil sie als „relativ würdelos", „ein relatives Nichts" erscheint. Auch wenn L. mit grofser psychischer Energie das Gefühl der Heiterkeit, dies zweite wichtige Moment des Komischen, auf das „der Kleinheit oder des Kleinen, des an der Oberfläche Bleibenden, des Leichten, Schwebenden" einschränken will, so ist dies zu eng.

Es umfafst die souveräne, interesselose (im Sinne Kants) Geistesfreiheit, die Ungebundenheit und Erhabenheit oder, wie L. sagt, „das Übergewicht der verfügbaren Kraft oder der Verfügbarkeit dieser Kraft über die Energie, mit der das Objekt von sich aus diese Kraft beansprucht“.

L. unterscheidet an Gattungen des Komischen die objektive, subjektive (Witz), naive Komik; in der „Psychologie der Komik“ wird das Gefühl der Komik als ein eigenartiges gedeutet, als das Gefühl des Heiteren oder des Leichtnehmens, des Übergewichtes, das Lust erzeugt: „ein leichter und ungehemmter Wellenschlag seelischer Bewegung, bald dies bald jenes leicht emporhebend und ins helle Licht des Bewufstseins setzend, so stellt sich mir mein inneres Geschehen dar, während vorher ernste Gedanken, gravitätisch einherschreitend und sich drängend, mein Inneres erfüllt hatten“ (148). Die Komik kann in doppelter Weise in ihr Gegenteil umschlagen, das eine Mal in ernste Unlust, das andere in ernste Befriedigung; bei der objektiven Komik zergeht die angemafste Erhabenheit des Nichtigen, beim Naivkomischen kommt erst recht das Wertvolle in seinem Werte zum Bewufstsein und wirkt als das Erhabene, das es ist (162). Die Komik, die an sich keinen ästhetischen Wert hat, hebt sich zum Humor empor. Der Humor tritt neben die Tragik, der eine gleichartige Aufgabe zufällt; nur dafs dort das Nichtige, hier das Leiden den Durchgangspunkt bildet und die Vermittelung vollzieht. Humor und Tragik, das sind die beiden Weisen, im Leben und in der Kunst durch Dissonanzen der Konsonanz, d. h. dem Guten erst die rechte Kraft zu geben (163 u.). Um dies zu erläutern und ungemein sauber und klar die Unterarten des Komischen zu gewinnen, entwickelt L. seine Anschauungen über Association, auf die er auch alles Vermenschlichen, Beseelen, Durchgeistigen zurückführen will; andere sprechen von einer Kraft der Phantasie, der Einfühlung (Vischer), Verschmelzung (Volkelt), inneren Nachahmung (Groos), und ich selbst von der anthropozentrischen Nötigung der Begriffsübertragung, kurz von dem Metaphorischen, das ich auf Analogie und Proportion zurückführte — freilich spricht auch L. S. 233 von unserer „alles vermenschlichenden Phantasie“ —, und in meiner „Philos. des Metaph.“ (S. 31) stellte ich den Witz als den gröfsten metaphorischen Gaukler dar, dessen Analogieen die ungleichsten Paare zusammenkoppeln; das Metaphorische ist hier die blitzartige Auslösung der Spannung zweier verschiedener Sphären.

Auch wie Lipps beim Humor (S. 199 f.) den ästhetischen Genufs als „ein Miterleben, als ein Sich selbst gegenwärtig werden im anderen“, als „Sympathie“ deutet, ist mir besonders sympathisch, sintemalen es auch einen Grundgedanken meiner „Philos. des Metaph.“ (z. B. S. 3. 19 u. s. w.) bildet. L. sagt sehr richtig (S. 224): Das Sympathiegefühl ist objektiviertes Selbstgefühl. —

Die letzten Abschnitte haben besonders allgemeineren Wert; sie deuten mehr an und dringen doch in die Tiefen der Fragen; die Abschnitte über die Tragik beschäftigen sich u. a. mit Volkelts „Ästhetik des Tragischen", die zuviel Aufserästhetisches in den Begriff hineinmische, und weisen zurück auf des Verf.s Schrift „Der Streit über die Tragödie". Das Wichtigste ist kurz gesagt (228): Mitfreude ist Genufs, Miterleben des Leidens ist höherer Genufs. Wie dies ausgeführt wird, ist vortrefflich.

Für vieles (z. B. S. 229f.) würde ich den Begriff des Kontrastes geltend machen, vgl. diese Ztschr. Bd. 51 S. 385f. Als tragisch bezeichnet L. jede Art des ernsten Konfliktes. Fein und scharf analysiert L. den Begriff des Humors, doch läfst er ihn auch als Weltanschauung, als Stimmung gelten (vgl. m. kl. Schr. „Fritz Reuter, Heinr. Seidel und der Humor in der neueren deutschen Dichtung" S. 5f.), und wenn L. als die Aufgabe des Humors hinstellt (S. 241), Erhabenes liebenswert erscheinen zu lassen, weil es andererseits seine Aufgabe ist, Erhabenes im Verborgenen, in der Enge und Gedrücktheit, im Geringgeachteten und Verachteten, in jeder Art der Kleinheit und Niedrigkeit aufzusuchen, so findet dies gewifs auch bei unseren grofsen Humoristen seine volle Bestätigung, denn der Grundzug des deutschen Humors ist — wie ich in der oben erwähnten Schrift dargethan habe — der idyllische, das Vollglück der Beschränkung, das nicht ohne Tiefe des Gemütes denkbar ist, die souveräne Heiterkeit eines starken Geistes und eines tief fühlenden Herzens, das in seinen Tiefen Daseinsfreude und Sterbenswehmut vereint und zur Harmonie läutert.

Neuwied. Alfred Biese.

Gotthold Klee, Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Dritte, verbesserte Auflage. Berlin 1898, G. Bondi. 176 S. 8. M. 1,50, geb. M. 2,00.

Selten hat ein für die Zwecke der höheren Schulen bestimmtes Lesebuch eine so einmütige, freudige und wohlverdiente Anerkennung gefunden wie die 1895 erschienene Litteraturgeschichte von Klee, die bereits in der dritten, 5000 Exemplare starken Auflage vorliegt. Autoritäten der litterargeschichtlichen Forschung wie der Pädagogik (Adolf Stern, Aug. Sauer, Rud. Lehmann, Otto Lyon u. a.) stimmen überein, dafs der Verfasser, der übrigens bereits durch zahlreiche frühere Schriften germanistischen wie auch pädagogischen Inhalts Beruf und Befähigung für die so überaus schwierige Aufgabe bewiesen, mit seltenem Geschick und Glück den Forderungen der Wissenschaft wie der Schule in gleicher Weise gerecht geworden ist. Dabei regnet es scharfe Seitenhiebe auf Kluges allbekannte Litteraturgeschichte, die nicht nur als „vollkommen veraltet" bezeichnet wird, sondern gar „als ein abschreckend ledernes Machwerk", dessen Benutzung

„als eine Entschuldigung für den Abscheu unserer „Gebildeten“ gegen alle Dichtung gelten“ könne. — Enthalten nun solche Übertreibungen auch ein starkes Unrecht gegen ein Buch, das bei seinem Erscheinen (freilich vor 30 Jahren!) seine Verdienste hatte und, wie Rez. an sich selbst erfahren, keineswegs immer abschreckend, sondern wohl auch recht anregend wirkte, so ist doch zuzugeben, dafs es heute weder wissenschaftlich noch didaktisch auf der Höhe der Zeit steht und ungezählte Fehler von Auflage zu Auflage schleppt (Rez. könnte dem Verfasser ein schönes Bouquet davon überreichen). „Kluges“ Nachfolger zu werden in der Gunst des Publikums wie in der Herrschaft in den Schulen ist kein Buch berufener, keines würdiger als das von Klee, das auf selbständigen Quellenstudien ruhend den verlorenen Zusammenhang mit der Wissenschaft wiederherstellt und — unter Vermeidung früherer pädagogischer Mifsgriffe — den reichen Stoff nach den Gesetzen historischer Entwickelung in kraft- und gehaltvoller Kürze zu klarer und lebensvoller Darstellung bringt.

Um Klees wohlgelungenes Werk aber mehr und mehr der musterhaften Korrektheit zu nähern, deren ein Schulbuch bedarf, bei dem jeder, auch der unbedeutendste Fehler „fortzeugend immer Böses mufs gebären“, bedarf es bei der ungeheuren Ausdehnung des Stoffes der Unterstützung fachmännischer Kreise zur Ausmerzung von Fehlern und Mängeln, die so viel umfassenden Büchern selbst bei reichstem Wissen und gröfster Sorgfalt des Verfassers zunächst fast mit Notwendigkeit anhaften, einer Mitarbeit, die alle mir bekannten Rezensionen vermissen lassen oder richtiger nicht zu leisten beabsichtigen.

Ich beginne mit einigen sachlichen Berichtigungen, die vielleicht z. T. von allgemeinerem Interesse sein dürften.

S. 57 Z. 13. Luthers schönes Weihnachtslied „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ ist nicht „ganz frei gedichtet“, vielmehr ist die erste Strophe und wohl auch die Melodie dem Spielmannsliede entlehnt:

> „Ich kumm aus frembden landen her
> und bring euch vil der neuen mär,
> der neuen mär bring ich so vil,
> mer dann ich euch hie sagen wil“.

S. 57 Z. 15. Dafs Luther „zu einigen seiner Kirchenlieder selbst die Melodie fand“, ist leider nicht erweislich; sicher ist, dafs er „Ein feste Burg“ nicht selbst komponiert hat, wie Klee behauptet. Die älteste bekannte Niederschrift des Liedes mit Text und Noten vom Jahre 1530 (geschrieben vom Kapellmeister Walther zu Torgau) trägt von Luthers eigner Hand die Empfangsbescheinigung: „Hat myr verehret meyn guter Freund Herr Johann Walther Componist Musice zu Torgaw 1530, dem Gott gnade. Martinus Luther“. (Vgl. den Lutherkodex von Otto Kade, Dresden 1873.) Walther, nicht Luther, ist also der

Komponist; denn offenbar kann das durch Luthers Beischrift geehrte Geschenk nicht in der blofsen Kopie einer Quartseite bestanden haben, das Geschenk war die von Walther gesetzte Melodie; Componist Musice bedeutet nicht etwa Kapellmeister, sondern Komponist der bezeichneten Melodie. Luther selbst hat wohl nur bekannte oder Volksweisen für Kirchenlieder zurecht gemacht, wie in seinem Weihnachtsliede.

S. 55 Z. 19 v. u. In Gefsners Idyllen ist nur von Schäfern, nicht von Fischern die Rede (auch in der gröfsern Idylle „Der erste Schiffer“ nicht).

S. 113 Z. 3 v. u. wird Goethes Ballade „Das Veilchen“ auf Lili bezogen; sie ist aber zwei Jahre vor Goethes Bekanntschaft mit Lili entstanden; Lotte Jacobi hatte das Gedicht bereits im Januar 1773.

S. 131 Z. 6 v. u. Schiller erhielt die auf drei Jahre versprochene Ehrengabe von 1000 Thlr. (in preufsischer Münze übrigens 1200 Thlr.) nicht drei, sondern vier Jahre lang (1792 bis 1795 einschliefslich). Kuno Fischer. Schillerschr. IV S. 187 Anm.

S. 109 Mitte. Das bekannte Lied von Claudius beginnt nicht: „Wenn e i n e r eine Reise thut“, sondern „wenn j e m a n d“ u. s. w.

Die Würdigung der Dichter ist markig und gehaltvoll, dabei so besonnen, dafs man sich fast nie zum Widerspruche angeregt fühlt. So verdienen alles Lob die kurzen Worte über die litterarische Bedeutung Lessings, Wielands, Herders, Kants (!), Goethes und Schillers; selbst bei vielumstrittenen Fragen wie bei der Charakteristik Heines und seiner Nachfolger (S. 155 f.), bei der Behandlung des modernen Naturalismus (S. 171 f.) kann man Klee nur beipflichten.

Nicht zutreffend erscheint mir sein Urteil an folgenden Stellen:

S. 75 Z. 13. Dafs Gottsched „ohne Gemüt“ war, ist unrichtig; seine innige Heimatsliebe, sein lebhafter Patriotismus (auch den Franzosen gegenüber!), seine Opferfreudigkeit im Dienste der Freunde und rührende Liebe für seine alte Mutter zeugen dagegen. Vgl. Gottlieb Krause, Gottsched und Flottwell S. 70 ff.

S. 82 Z. 2. Dafs „Winckelmanns Auffassung der Antike nachhaltiger auf die Dichtung als auf die (bildende) Kunst wirkte“ ist unzutreffend. Carstens, Canova, Thorwaldsen u. a. verraten aufs deutlichste die mächtige Einwirkung von Winckelmanns Preis der antiken Kunst, während bekanntlich Lessing seinen Laokoon mit einem Vorstofs gegen ihn eröffnet.

S. 82 Z. 15 v. u. Der Einflufs von Rousseaus Lehre wird „ebenso verderblich wie segensreich“ genannt; in jener Zeit vollkommenster Unnatur in Staat und Gesellschaft, Familie und Erziehung, Kunst und Leben war die frohe Botschaft von der Rückkehr zur Natur trotz aller Übertreibungen und Mifsverständnisse doch unendlich viel segensreicher als verderblich.

S. 118 Z. 13 heifst es: „Goethes Wirkung ist noch heute nicht abgeschlossen“; sie wird es nie sein! „Es kann die Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehn“!

S. 140 konnte deutlicher hervorgehoben werden, dafs in der Braut von Messina eine innige Verkettung von Schuld und Schicksal den tragischen Untergang des Fürstenhauses herbeiführt, und dafs es grundfalsch ist, das Drama eine Schicksalstragödie zu nennen.

S. 154 Mitte. In der Streitfrage, was P. Schlemihls Schatten bedeute, erscheint mir die Auslegung als „die in der öffentlichen Achtung bestehende äufserliche Ehre“ zu farblos und fernliegend. Die Vorrede von Chamissos Freund Hitzig zum „Schlemihl“ macht es mehr als wahrscheinlich, dafs der Dichter in der 1813 (!) entstandenen Erzählung, vielleicht ungewollt und ungewufst, seinem durch die Macht der Zeitereignisse gesteigerten Schmerz der Vaterlandslosigkeit poetischen Ausdruck verliehen hat.

S. 171 Z. 10 v. u. stellt Klee den Familien- und Zeitroman auf die allertiefste Stufe; was sind aber die besten Romane von Dickens, was Reuters Stromtid anders als Familien- und Zeitromane?

Verhältnismäfsig zu kurz behandelt sind m. E. der Heliand (S. 14), Jean Paul (S. 142; keine halbe Seite!) und Geibel (S. 161). Insbesondere verdient Geibel, in dessen Dichtungen Christentum, Griechentum und Deutschtum, d. h. die Urquellen aller höhern sittlich-nationalen Bildung, sich so innig wie bei keinem andern Dichter durchdringen, im Jugendunterrichte eine bevorzugte Stellung (der Cottaschen Buchhandlung gebührt das Verdienst, durch Veranstaltung einer billigen „Auswahl aus Geibels Gedichten für die Schule“ dies ermöglicht zu haben).

Um Raum zu gewinnen könnte die Erwähnung des lateinischen (!) Romans Ruodlieb, des Dichters Eilhard von Oberge, etlicher minder bedeutender Humanisten, Kirchenliederdichter und Prosaiker des 16. Jahrhunderts unterbleiben, doch hat der Verf. den früheren Auflagen gegenüber hier schon kräftig aufgeräumt. Dagegen dürfen wir wohl erwarten, dafs er den letzten Abschnitt des Buches, der fast nur Namen und Zahlen bringt, künftig etwas weiter ausführt.

Nachgetragen zu werden verdienen folgende Einzelheiten:

S. 29, 1. Tristan und Isolde haben unbewufst einen zauberisch wirkenden Liebestrank genossen, wodurch das Widerwärtige ihrer verbrecherischen Leidenschaft gemildert erscheint. Auch Klees Beurteilung der Dichtung bedarf darum einer Milderung.

S. 69 Z. 2 v. u. Johann Scheffler war früher Protestant (1624—1653).

S. 95. Bei Besprechung der Hamburger Dramaturgie ist unentbehrlich der Hinweis, dafs Lessing hier wieder das Genie in seine Rechte gesetzt hat.

S. 113 Z. 4. Herder weist den jungen Goethe auch auf die Bibel als eine Hauptquelle wahrer Poesie hin.

S. 141 Z. 7 v. u. Neben „Tell" ist die „Jungfrau von Orleans" als Quelle nationaler Begeisterung zu nennen; sie rühmt darum besonders Königin Luise in einem Briefe an Frau v. Berg (Sept. 1809).

S. 143. Eine klare Unterscheidung der Begriffe klassisch und romantisch wäre wünschenswert. Vgl. dazu Kern, Lehrstoff für den deutschen Unterricht S. 188 f.

Von entscheidender Bedeutung in didaktischer Beziehung ist es, dafs der Verf. es vermeidet, fertige Urteile über Dichterwerke den Schülern gleichsam in den Mund zu legen, die dann, statt selbstthätig Geist und Geschmack zu üben, denkfaul und selbstbewufst auswendig gelernte fremde Urteile mit überlegener Miene nachsprechen, ein unerfreulich lächerlicher Anblick.

Mit gleichem pädagogischem Takt unterläfst es Klee Inhaltsangaben und Analysen von Dichtungen zu geben, die in der Schule gelesen werden. Welch ein Fortschritt gegenüber den Büchern von Werner Hahn, Kluge, Egelhaaf u. a.! Was sollen dem Schüler Inhaltsangaben der Schillerschen Dramen! Wird ihm doch durch solches geschwätzige Vorwegnehmen die schönste Freude an den Dichtungen, die des ersten unbefangenen Genusses, nutzlos verkümmert! — Etwas ganz anderes ist es mit Schriften, die in der Schule nicht gelesen werden, wie den Werken mancher mittelalterlichen Epiker. Da ist es sogar wünschenswert, dafs in wenigen Zeilen gesagt wird, wovon die Dichtung handelt, damit Namen wie Alphart und Laurin, Iwein und Parzival nicht leerer Schall bleiben.

Stil und Darstellung sind treffend und klar, kraftvoll und lebendig und darum durchaus geeignet, Verständnis wie Freude an unserer vaterländischen Litteratur zu wecken.

Nur wenige Ausstellungen sind hier zu machen.

S. 3 Mitte. Das wichtige Gesetz der Lautverschiebung hätte klarer und gründlicher dargestellt, auch an gut gewählten Beispielen fafslich gemacht werden sollen.

S. 47 § 35 vermifst man die Unterscheidung von Volksliedern, d. h. Liedern, an denen das Volk selbst mitdichtete und die darum in sehr verschiedenen Fassungen vorliegen, während man die Verfasser beinahe niemals kennt, und volkstümlichen, d. h. von bekannten Dichtern im Volkstone verfafsten Liedern.

S. 41 Mitte. Walther von der Vogelweide nennt man besser einen patriotischen als politischen Dichter; der letztere Name hat keinen guten Klang. „Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!"

Nicht mit Unrecht hat man Klee, weil er die Lebensgeschichte der gröfsten Dichter, um Raum zu sparen, in blofsen Satzfragmenten giebt, Neigung zum Telegrammstil vorgeworfen,

was freilich manche gerade als genialen Kunstgriff rühmen; ich meine, ein paar Seiten mehr hätten weder dem Buche noch dem Verleger Schaden gebracht, und gehaltvolle Kürze, auf die sich Klee so vortrefflich versteht, ist für jeden Leser geniefsbarer und auch zur Aufnahme für den Schüler geeigneter als dieses Haché.

Auch die Vorliebe für den Gebrauch der Klammer ist auf Streben nach Kürze zurückzuführen. Übertrieben ist jedoch dieses an sich löbliche Bemühen, wenn in einer ersten Klammer die kurze Lebensgeschichte des Dichters, in einer zweiten, ja dritten die Anfangszeilen seiner Lieder gegeben werden.

Unzutreffende Ausdrücke, wie sie noch in der zweiten Auflage mehrfach sich fanden, sind in der dritten fast gänzlich ausgemerzt; nur von der Greifbarkeit einer Idee (S. 141), die doch immer etwas Abstraktes ist, würde ich nicht reden. Dagegen findet sich eine nicht geringe Zahl orthographischer Fehler wie leicht erkennbarer Druckfehler. So ist zu verbessern: Wilibald Pirckheimer, Tausende von Herzen, Fruchtbringende und Deutschgesinnte Gesellschaft, Westöstlicher Divan (als Titel!), Harsdörfer, unselbständig, im folgenden, standhalten, Überschwenglichkeit, im einzelnen, das Höchste, seinesgleichen, ohnegleichen, epikureisch und Epikureismus, Buttler, das Heinische Kokettieren nicht Heinesche (vgl. Wustmann); in einem Schulbuche ist ja nichts unbedeutend. Darum wäre auch ein häufigeres Anwenden von Absätzen und Zahlzeichen im Interesse der Schüler wünschenswert, da der sinnliche Eindruck bekanntlich dem Gedächtnisse des Lernenden wesentlich zu Hilfe kommt.

Es bleibt noch übrig, darauf hinzuweisen, dafs den neuen preufsischen Lehrplänen vom Jahre 1892 keins der vorhandenen Litteraturgeschichtsbücher besser entspricht als das von Klee, das viel Zeit, die der Lektüre zu gute kommt, zu sparen und dabei doch der geschichtlichen Betrachtung zu ihrem Rechte zu verhelfen bestrebt ist (Vorwort), das Inhaltsangaben, Analysen der Dichtungen, fertige Urteile zu geben meidet, jedoch den „geschichtlichen Blick schärfen", die „grofsen Erscheinungen in ihrem historischen Zusammenhange" begreiflich machen will. Verlangen doch auch die neuen Lehrpläne „Bekanntschaft mit den wichtigsten Abschnitten der Geschichte unserer Dichtung an der Hand des Gelesenen" (S. 13), „Lebensbilder aus der deutschen Litteraturgeschichte vom 16. Jahrhundert bis auf die bedeutenderen neueren Dichter" (S. 15 und 16), „enge Verbindung des Deutschen mit der Geschichte" (S. 71); wie wäre das anders erfolgreich und ohne grofsen Zeitverlust möglich, als durch häusliche Benutzung eines solchen litterarhistorischen Hilfsbuchs? Wenn aber auf Belebung und Pflege des vaterländischen Sinnes nach den neuen Lehrplänen ein Hauptgewicht gelegt werden soll (S. 13 und 71), so dürfte kein Buch für unsere

Jugend geeigneter sein; denn ein freudiger Hauch echter Begeisterung für Deutschlands Dichtung und Gröfse durchweht das ganze Werk.

Königsberg i. Pr. Max Nietzki.

Karl Hachtmann, Olympia und seine Festspiele. Gymnasial-Bibliothek von Pohlmey und Hoffmann. 30. Heft. Gütersloh 1899, C. Bertelsmann. 100 S. mit 23 Abbildungen. 8. 1,60 M.

Schon im Jahre 1889 hatte K. Hachtmann seiner Ausgabe der vierten Verrinischen Rede Ciceros (Gotha bei F. A. Perthes) einen Anhang beigegeben, in dem auf die zur Besprechung heranzuziehenden Kunstwerke hingewiesen wurde. Im Osterprogramm des Bernburger Gymnasiums gab er eine sehr dankenswerte Anweisung für die Behandlung der in jener Rede Ciceros erwähnten griechischen Kunstwerke. Zu einer durch den Kunstsinn der Hellenen reichgeschmückten Stätte, zu dem Festplatze von Olympia, führt er jetzt in der oben erwähnten Schrift seine jugendlichen Leser.

Es war ein ruhmvolles Friedenswerk des neuerstandenen Deutschen Reiches, das am 13. April 1874 — also vor fünfundzwanzig Jahren — durch den Vertrag mit der griechischen Regierung über die Ausgrabung des Festplatzes von Olympia eingeleitet wurde. Die früheren Schicksale der einst hochberühmten, dann in Verfall geratenen und durch die Anschwemmungen des Alpheios zugedeckten Altis schildert der Verfasser im ersten Kapitel.

Das zweite Kapitel ist der Beschreibung des Festplatzes, seiner Baulichkeiten und Kunstwerke gewidmet. Der Plan der Altis (S. 21) und die Rekonstruktion von Bohn (S. 19) orientieren den Leser und veranschaulichen ihm die ehemalige Pracht und den landschaftlichen Hintergrund. Mit Recht ist der Besprechung der beiden Giebelgruppen des Zeustempels, deren Statuen zwar zertrümmert aufgefunden worden sind, aber dennoch eine viel sicherere Rekonstruktion als die des Parthenon zulassen, ein breiter Raum vergönnt worden (S. 31—43). Zwei gute Abbildungen erleichtern das Verständnis der Beschreibung und geben von der ruhigen, harmonischen Komposition des Ostgiebels und von der leidenschaftlich bewegten, bisweilen etwas harten Gestaltung der Kampfscenen des Westgiebels eine anschauliche Vorstellung. Die Festschrift, die G. Treu der 44. Philologen-Versammlung in Dresden gewidmet hat, bildet hier die Grundlage. Der enge Anschlufs an Treus wohldurchdachte Ergänzung und Anordnung ist durchaus zu billigen. Neben den Giebelgruppen werden der Hermes des Praxiteles und die Nike des Paionios gebührend gewürdigt.

Im dritten Kapitel wird die Einrichtung der Festspiele und ihr Verlauf geschildert und die Bedeutung Olympias für die Kultur der Hellenen dargelegt.

Der Verfasser hat in dem vorliegenden Hefte der Gymnasial-Bibliothek in gefälliger Form den Gymnasiasten ein treffliches Hilfsmittel geboten, sich über die Bedeutung von Olympia und über den hohen Wert der dort durch deutsche Forscher entdeckten Kunstwerke zu unterrichten. Dem Lehrer, der auf Olympia zu sprechen kommt, wird das Büchlein ein willkommener Führer sein; für ihn sind die im Anhange gebotenen Nachweise der beim Unterrichte zu verwendenden gröfseren Abbildungen höchst nützlich und wertvoll.

Homburg v. d. Höhe. E. Schulze.

Griechische Tragödien übersetzt von U. v. Wilamowitz-Moellendorff. Berlin 1899, Weidmannsche Buchhandlung. kl. 8. geb. I. Sophokles' Oedipus 84 S., 1 M, II. Euripides' Hippolytos 99 S., 1 M, III. Euripides' Der Mütter Bittgang 91 S., 1 M, IV. Euripides' Herakles 85 S., 1 M. Diese vier Tragödien zusammen in einem Bande, 2. Auflage (355 S.), fein gebunden 6 M.

Um seinen Übersetzungen griechischer Tragödien, die, vom griechischen Texte und von Erläuterungen begleitet, über den Kreis der Philologen nicht hinausgedrungen waren, eine gröfsere Verbreitung zu verschaffen, hat sich der Verf. entschlossen, davon gesonderte Ausgaben zu veranstalten. Hier liegen vier Bändchen vor, die für einen mäfsigen Preis gut ausgestattet und gebunden zu haben sind. Andere Bändchen, darunter eine Übersetzung von Aischylos' Agamemnon und Choephoren, werden von ihm in Aussicht gestellt. Den einzelnen Stücken sind umfangreiche einleitende Bemerkungen vorausgeschickt. Aufserdem sind dem Oedipus und dem Hippolytos je vier Seiten Bemerkungen zum griechischen Texte hinzugefügt.

Über die gewinnende Kraft solcher Übertragungen werden allerdings die des Griechischen Unkundigen am besten urteilen können. Die andern werden nicht unbefangen genug sein: bald werden sie etwas vermissen, bald wird ihnen das Bestreben, etwas genau wiederzugeben, zu unleidlichen Härten und Sprachverrenkungen zu führen scheinen. Ihre Überzeugung geht deshalb auch meist dahin, dafs man die alten Tragiker und Dichter überhaupt in der Ursprache lesen oder ungelesen lassen soll. Von dem Inhalte, dem Gange der Handlung, der Motivation, der Kunst der Charakteristik läfst sich ja auch durch Referate dem des Griechischen Unkundigen eine richtige Vorstellung verschaffen; die sprachlichen Schönheiten aber durch eine philologisch einigermafsen treue Übersetzung im richtigen Lichte zu zeigen, möchte selbst dem gewandtesten Übersetzer bei dem so verschiedenen Charakter der beiden Sprachen nicht immer möglich sein. Wer sich dazu geschickt zeigt, ille per extentum funem mihi

posse videtur ire. In der vorliegenden Übersetzung ist in dieser Hinsicht sehr Anerkennenswertes geleistet. Man sieht, dafs der Verf. sich lange in der Kunst der metrischen Übertragung geübt hat. So steht denn zu hoffen, dafs seine Darbietungen von manchen, die nach dem Griechischen dürsten, aber an der Quelle selbst sich nicht satt trinken können, mit dankbarer Freude werden hingenommen werden. Aber auch auf das Interesse der Philologen hat er ein Anrecht. Seine Übersetzung will ja zu gleicher Zeit ein Kommentar sein. Sie geht den Einzelschwierigkeiten nicht aus dem Wege; gerade an solchen Stellen, deren Auffassung streitig ist, sucht sie durch die Art der Übertragung Licht zu spenden. Man wird also anerkennen müssen, dafs der Verf. damit einen bemerkenswerten Beitrag zur besseren Kenntnis des griechischen Dramas geliefert hat.

Zunächst einige Bemerkungen über den Stil des Verfassers. Seine Verse sind fliefsend; sie haben trotz des Ringens mit einer so weit von der unsrigen abliegenden Sprache nur selten etwas Gewaltsames und sind sogar reich an glücklichen Ausprägungen. Die Prosa seiner Einleitungen macht nicht in demselben Grade den Eindruck des Natürlichen, Mühelosen, Unbeabsichtigten. Wenn man es nicht wüfste, würde man es nach seiner Schreibart nicht vermuten, dafs der Verf. in den besten Zeiten des Altertums eine liebe Heimat gewonnen hat und mit den griechischen Meistern der Darstellung im täglichen Verkehre lebt. Sein Stil ist ein durchaus moderner und individueller Stil. Denen, die ihm ähnlich sind, wird er gerade deshalb vielleicht gefallen. Wer ihm aber nicht ähnelt noch auch ähneln will, wird an seiner Art seine Gedanken zu entwickeln, seine Sätze zu bilden, seinen Ausdruck zu wählen vieles auszusetzen finden. Dazu kommt, dafs man nicht eigentlich den Eindruck einer starken, naiv waltenden Individualität gewinnt, sondern vielmehr den des Beabsichtigten und Herausfordernden. Bisweilen hat seine Schreibweise auch etwas Orakelhaftes und Herakliteisches. Mancher Leser wird deshalb von seinen Einleitungen sagen, was Cicero vom Heraklit sagte: Qui quoniam quae dixit intellegi noluit, mittamus. Natürlich meine ich damit nicht, dafs er sich der communis intellegentia hätte anbequemen und so über das griechische Drama schreiben sollen, dafs jeder Bildungsphilister, kommend vom „übertischten Mahle“, ohne sonderliche Anstrengung seine vorbereitenden Betrachtungen hätte lesen können.

Doch betrachten wir die Einleitungen zu den einzelnen Stücken, vor allem die zum Hippolytos. Wer die Art des Verfassers kennt, wird von ihm nicht etwas dem Ähnliches erwarten, was sonst wohl auf solchen einführenden Seiten über die poetischen und dramatischen Vorzüge und über den Aufbau eines Stückes gesagt zu werden pflegt. Er wendet sich vielmehr mit voller Kraft dem zu, was ihm das Wesentliche scheint. Vor allem sucht

er den Ursprung der Hippolytossage zu erklären. Was er bietet, ist von bemerkenswerter psychologischer Tiefe. Er verfolgt den Mythos zurück bis zu dem Augenblick, wo er zuerst aus dem Keime eines Gefühls sich herausrang. Dieses Gefühl aber, aus welchem jene zugleich gewinnende und seltsame Sage geboren ist, ist nach seiner Meinung ein ewiges, allen Wechsel der Zeiten zu überdauern bestimmtes, immer noch von einem Schimmer von Heiligkeit umwobenes, so viel es auch im Zustande der Civilisation von seiner ursprünglichen poetischen Kraft eingebüfst hat. Für das griechische Mädchen zumal, sagt er, war mit dem Hochzeitstage vorbei die Zeit des Spiels und der Freiheit. Es folgte nun der Ernst, die Arbeit und die Entsagung. Aus dem Schaudern der Unschuld heraus scheint das Lied vom Hippolytos geboren, das Lied vom Tode der Jugend und Reinheit. Und aus Trözen stammt es. Dort zogen die Bräute, der heimischen Sitte gemäfs, hinauf in das Heiligtum, der Gottheit das Opfer ihrer Jungfrauschaft, den Lockenschmuck ihres Hauptes, darzubringen, unter Thränen, während ihnen die Gespielinnen das heilige Lied sangen, das sie selbst oft mitgesungen hatten. „Das ist das Gefühl, aus welchem die trözenischen Mädchen das Lied vom Hippolytos sangen, von dem schönen Jüngling, der für seine Keuschheit starb. Was ist es anders als der Exponent dieses Gefühls?“ Diese regelmäfsig wiederkehrende Stimmung hat nach dem Verf. in Hippolytos einen Träger gefunden. Ob eine noch ältere Sage zu Grunde liegt, darüber läfst sich nichts sagen; jedenfalls ist alles Frühere „vor seiner Funktion als Hochzeitsdämon verschwunden“. Zu diesem Träger des Hochzeitskultes in Trözen hat sich später die Novelle vom keuschen Jüngling gesellt, die mit jenem Kulte nichts zu thun hat, aber gleichfalls ein menschliches Motiv von allgemeiner und ewiger Gültigkeit enthält und deshalb unter verschiedenen Namen in den verschiedenen Litteraturen immer wiederkehrt. Zu dieser spekulativen Erklärung gesellen sich für die Einzelheiten der Sage andere, die einen mehr antiquarischen Charakter tragen und für welche der Verf. in seinem Wissen ja eine reichfliefsende Quelle besafs.

Jeder wird einräumen, dafs jene Deutung der Sage nicht an der Oberfläche geschöpft ist. Die Urelemente des menschlichen Empfindens müssen als ewig gelten. Wer in den alten Sagen nichts wiederzuerkennen vermag, was nach dem Bilde unseres eigenen Wesens ersonnen scheint, drückt sie damit zu Kuriositäten herab, die recht unterhaltend sein können, aber auf eine tiefere Teilnahme keinen Anspruch haben. Man mag die Methode des Verfassers kühn nennen; aber es ist nicht blofs dem wissenschaftlichen, sondern auch dem poetischen Triebe durchaus geziemend, so weit zurück zu streben.

Die Hochzeitstimmung der trözenischen Mädchen, aus welcher er die Sage entstehen läfst, wird vielen allerdings recht unantik

erscheinen. Man stellt sich das Griechentum als lebensfreudig vor. Was A. W. v. Schlegel im Anfange seiner Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur über die verschiedene Färbung der antiken und modernen Lebensauffassung sagt, ist oft wiederholt worden. Der Mensch, namentlich der nachsprechende Mensch, liebt die reinlichen Grenzscheidungen. Aber selbst auf die Gefahr hin, manchen ihre wohl geordneten Kenntnisse in Verwirrung zu bringen, mufs man immer wieder daran erinnern, dafs uns aus der griechischen Litteratur keineswegs ein ewig wolkenloser Himmel entgegenlacht. Einige Wölkchen zeigen sich schon bei Homer. Eine heilige, aber düstere Glut umwebt die Tragödie des Aischylos. Sophokles hat trotz seiner εὐκολία tief pessimistische Stellen. Über Euripides sind alle immer in dieser Hinsicht einig gewesen, und das eben ist der Grund, weshalb die, welche den Medusenblick des Unglücks nicht aushalten können, seine Poesie als so ungriechisch und unmoralisch verschrieen haben. Die griechischen Lyriker nun vollends sind reich an Klagen über die Hinfälligkeit und den trügerischen Charakter des Lebens und enthalten klar ausgesprochen die Formel des modernen Pessimismus. Auch aus der griechischen Litteratur also würde ein Pessimistenbrevier reiche Beiträge schöpfen können.

Gleichwohl sträubt sich etwas in uns, der von dem Verf. gegebenen Deutung der Hippolytossage zuzustimmen. Die innige und tiefe Freude neigt sich allerdings dem Schmerz zu, und die moderne Litteratur verdankt der geschickten Ausnutzung des Schmerzes ihre psychologische Tiefe und ihre eigentümlich gewinnenden Beleuchtungen. Die Hochzeitstimmung aber, die der Verf. in der Sage vom kläglichen Tode des Hippolytos wiederzuerkennen glaubt, ist weder griechisch, am allerwenigsten dem Kindeszeitalter des Griechentums entsprechend, noch modern. Was eine ferne Zukunft noch bringen kann, vermag man allerdings nicht vorauszusagen. Der heutige Mensch aber mufs trotz der gewaltigen Fortschritte des Pessimismus antworten, dafs die schaudernde Ahnung, als betrete man den Weg des Todes, nicht, wie der Verf. will, die natürliche, in den Tiefen unseres Wesens vorbereitete Hochzeitstimmung ist, vor allem nicht die des liebenden Mädchens. Wohl möglich, dafs viele zurückblickend in jenem Tage, der ihre Unschuld einem rauhen Gatten überlieferte, den Anfang ihrer Leiden zu erkennen glauben. Auch die ohne Zweifel, die zu einer verhafsten Ehe gezwungen wurden, waren mehr zu einem Trauer- als zu einem Freudenliede aufgelegt. Doch dies letztere gehört in die Klasse der besonderen Fälle, aus welchen sich nie, der natürlichen Empfindung zum Trotz, eine allgemeine Sitte entwickeln konnte. Wenn Herodot von Völkerstämmen berichtet, bei denen die Geborenen mit Klagen begrüfst, die Gestorbenen mit Freude begraben wurden, so ist das keineswegs dieselbe Auflehnung gegen eine natürliche Empfindung. Jeder

Geborene wird immer wieder mit jener Daseinslust geboren, welche die Vorbedingung alles Lebens ist; die, welche den Neugeborenen als zum Unglück geweiht beklagen und den Gestorbenen als glücklich preisen, sind ja andere, in denen jene angeborene Empfindung durch die traurigen Erfahrungen des Lebens in ihr Gegenteil verkehrt worden ist. Man hat also Mühe, an die Deutung des Verfassers zu glauben; doch soll damit nicht geleugnet werden, dafs sie für das moderne, in schmerzlicher Empfindung schwelgende und mit dem Schmerze liebäugelnde Herz etwas eigentümlich Sympathisches hat.

Aber auch wenn man der Empfindung Schweigen gebietet und jene Deutung blofs mit dem Verstande prüft, so begreift man nicht, wie das liebende, bräutlich geschmückte Mädchen sich im Hippolytos wiedererkennen konnte. Das Lied vom Hippolytos singend, sagt der Verf., sang sie „das Lied vom Tode der Jugend und Reinheit“. Sie selbst beklagt die Jugend und Reinheit, die sie, dem Gatten sich ergebend, verlieren, die in ihr, man mag es so nennen, den Tod erleiden soll. Deckt sich das aber mit dem Schicksal des Hippolytos? Er wahrt ja seine Reinheit. Eben deshalb mufs er den Tod erleiden. Oder meint der Verf., dafs die bräutlichen Mädchen zu diesem „Hochzeitsdämon“ wie einem Ideale emporblicken, das zu erfüllen sie leider nicht die Kraft haben, dem sie aber, im Begriff ihre Reinheit aufzugeben, aus dem Drange ihres über eine so gräfsliche Notwendigkeit trauernden Herzens eine verehrungsvolle Huldigung darbringen, eine Huldigung, die gewissermafsen den Sinn eines vorausgeschickten Sühnopfers haben würde?

Auch die an diese Deutung der Sage sich anschliefsende Charakteristik der Phaidra und des Hippolytos, wie ihn Euripides schildert, ist ungemein anregend. Zustimmen kann man dem Verf. nicht immer, aber er regt zum Nachdenken an und zwingt oft förmlich zum Widerspruche. Um sich die von einem alten Dichter geschaffenen Charaktere verständlich zu machen, mufs man sie sich ins Moderne übersetzen. Das thut der Verf. nun in einer so unerschrockenen Weise, als wäre es seine Hauptabsicht, die ängstlich objektiven Menschen in ihrer Ruhe zu stören und wo möglich zu Wutausbrüchen zu bringen. Aus jeder Seite spricht der Hafs gegen die Philistermoral und Philisterästhetik. Seine Art ist insoweit berechtigt, als es unmöglich ist, sich das Drama eines alten Dichters zu beleben, wenn man, was dort vorgeht, nicht mit seinem modernen Herzen nachzuempfinden versteht. *Τὰ ὅμοια γιγνώσκεται τοῖς ὁμοίοις.* Aber man darf doch andererseits nur das Substantielle der modernen Empfindung zur Erklärung herbeirufen. Gerade Euripides, dessen Tragödien so viel moderne Keime enthalten, eignet sich für solche Analysen, die das Antike durch das Gegenwärtige zu erläutern suchen. Aber man mufs sich dabei hüten, der alten Empfindung ein modernes Kleid überzu-

ziehen und in Ausdrücken von ihr zu reden, die den Hörer sofort in den Kreis moderner, von der Natur und ihrem ursprünglichen Wesen abgeirrter Empfindungen bannen. Sonst kommt in die Charakteristik etwas Stilloses und nicht blofs für den Philistersinn, sondern auch für die, die ein weiteres und gröfseres Herz haben, Beleidigendes. Hier ein Beispiel. „Phaidra", sagt der Verf., „ist durchaus eine Frau der vornehmen Welt, kennt und erfüllt ihre Pflichten: sie hat Mann und Kinder, Verwandte und gesellschaftliche Stellung und weifs die Rücksichten, die sie allen schuldig ist, wohl zu wahren. Ihr Ruf ist tadellos, aber ein innerliches Verhältnis hat sie zu Kindern und Mann nicht, geschweige zu etwas anderem. Ihrem Leben fehlt der Segen der Arbeit, und sie ist zu gescheit, um an dem Müfsiggange und der leeren Geselligkeit ein Genüge zu finden. Sie hat schlaflose Nächte, in denen sie weltschmerzlichen Gedanken nachhängt u. s. w." Das ist frisch und zwingt den Leser, in der Phaidra etwas mehr als einen blutlosen Schatten zu erblicken; aber es sind falsche Töne in dieser Charakteristik. H. Weil, der berufene Interpret des Demosthenes und Euripides, hat vor kurzem unter dem Titel Études sur le drame antique ein Buch veröffentlicht, in welchem er sich viel mit den Meinungen unseres Verfassers beschäftigt und es auch an Anerkennung nicht fehlen läfst. An ein ausgedehntes Citat aus dessen Herakles schliefst er folgende Bemerkung: „Nous avons tenu à traduire ce morceau aussi fidèlement que possible, pour faire sentir la manière de l'auteur et ces anachronismes de style au moyen desquels il se plaît à rapprocher les idées antiques de nos conceptions modernes".

Es giebt eine lederne und langweilige Objektivität, die aus Besorgnis Fremdes hineinzutragen vor jedem bezeichnenden Worte zurückschreckt. Aber auch nach der entgegengesetzten Seite kann man zu weit gehen. Est inter Tanain quiddam socerumque Viselli. Das eben wirft man ja Racine vor, aus den Helden der alten Sage und Geschichte Menschen des Jahrhunderts Ludwigs XIV. gemacht zu haben. Dabei hat sich dieser Dichter doch von der Berührung mit der Oberfläche seiner Zeit ängstlich ferngehalten. Nur die Art, wie in seinen Tragödien zu Königen gesprochen wird, und der breite Raum, den die Liebe und die Liebesleidenschaft darin einnehmen, erinnern an die Zeit, in der er lebte. Im übrigen zeigt sich darin gerade das Unzureichende seiner dichterischen Begabung, dafs er die Leidenschaft wohl fein zu analysieren, aber ihre abstrakte Allgemeinheit nicht hinlänglich durch individuelle Züge zu beleben versteht. Wer dem Dichter bei der Behandlung mythologischer und historischer Stoffe die Pflicht auferlegt, auf jede Berührung mit dem Gegenwärtigen zu verzichten, kann nur eine Arbeit von antiquarischem oder gelehrtem Interesse von ihm erwarten. Das eben ist die unentrinnbare Enge aller menschlichen Begabung, dafs man das Treiben

der andern nur verstehen kann, wenn man in sein eigenes Herz blickt. Darin aber zeigt sich andererseits die wahre Gröſse der dichterischen uud philosophischen Begabung, daſs man, sein Wesen bald verengernd, bald erweiternd, sich zu einem Repräsentanten der Menschheit zu machen versteht. Nach Thukydides soll die Geschichte die Gegenwart im Spiegel der Vergangenheit zeigen. Von der Poesie vergangener Perioden kann man umgekehrt sagen, daſs man das Kleid wohl, welches sie übergeworfen hat, historisch erläutern, ihren geheimen Sinn aber aus dem uns noch Gegenwärtigen erklären müsse. Freilich darf man nun nicht alles aus der Oberfläche des modernen Lebens erklären, sondern aus dem, von welchem das auf der Oberfläche Sichtbare nur der zeitlich zufällige und stets unvollkommene Ausdruck ist. Weil das Auge sonnenhaft ist, sagt Goethe, kann es das Licht erblicken. So vermag auch das ideenhafte Auge des wahren Dichters wie des wahren Kritikers hinter dem, was in Platons Sprache als *γιγνόμενα* zu bezeichnen wäre, *τὰ ὄντως ὄντα* zu entdecken. Zieht man aber zur Erläuterung nur moderne Erscheinungen, nicht moderne Wesenheiten herbei, so läuft der Kritiker Gefahr, statt eindringlich zu charakterisieren und das Verständnis zu vermitteln, vielmehr zu travestieren und allerhand falsche Nebenvorstellungen zu erwecken.

Es kommt bei den Erklärungen des Vergangenen durch das Gegenwärtige auch sehr viel auf die Wahl der Worte an. Gilt es doch zugleich den Zauber des Ursprünglichen zu wahren, der über die Werke einer weit zurückliegenden Zeit gebreitet zu sein pflegt. — Gerade die Phaidra des Euripides bietet in dieser Hinsicht ungewöhnliche Schwierigkeiten. Der Herausgeber erkennt in ihr die „Unverstandene" der modernsten Litteratur, deren Unglück im Grunde darin besteht, daſs sie das Gegenwärtige nicht zu erfassen, nicht in ein fruchtbares Feld ihrer Thätigkeit umzuwandeln versteht. Sucht man in der griechischen Litteratur nach einem Ahnherrn für diese Klasse von Frauencharakteren, so kann es allerdings kein anderer sein als Euripides. Er hat die bewuſst empfindenden, schmerzlich über ihre Lage grübelnden Frauen zuerst auf die Bühne gebracht, und was sich dem Ähnliches bei Sophokles findet, muſs wohl auf den Einfluſs des Euripides zurückgeführt werden. Wie oft erklären seine Heldinnen wie Goethes Iphigenie, daſs der Frauen Zustand beklagenswert ist, nur fügen sie nicht, wie diese, hinzu, daſs sie deshalb nicht mit den Göttern rechten. Gleichwohl finde ich, daſs unser Herausgeber die Phaidra in einem falschen Lichte zeigt. Es ist wahr, daſs sie sich in schlaflosen Nächten Betrachtungen ergiebt, die man weltschmerzlich nennen kann; aber ihre Trauer ist nicht die eigentlich objektlose träumerische Trauer der modernen „Unverstandenen", die nur auf eine Veranlassung zur Verzweiflung lauert, um sich begierig daraufzustürzen. Phaidra leidet an einem ganz bestimmten

Unglück und zwar an einem solchen, welches ohne die Hilfe eines der griechischen Empfindung und Denkweise kundigen Interpreten nicht recht verstanden werden kann. Der Herausgeber stellt sie sich als eine Frau der höheren Stände vor, in deren unbefriedigtes Dasein plötzlich mit Gigantenschritt die Leidenschaft tritt und ihre so lange ängstlich gewahrte Korrektheit jämmerlich zu Falle bringt. Ich gestehe, dafs eine solche Erklärung an sich dem Euripides gegenüber nicht ohne Berechtigung ist. Man denke z. B. an die Art, wie er den mystischen und mythologischen Zustand des von den Furien verfolgten Orestes ins Menschliche übersetzt hat. Mit der Phaidra aber steht es doch wohl anders. Euripides kann, wenn er will, so gut wie einer den Geist der volksmäfsigen Mythologie wahren: hier, meine ich, hat er ihn gewahrt.

Aphrodite und Artemis sind hier, wie der Verf. selbst sagt, nicht körperlose Abstraktionen, sondern leibhaftige Götter, Personen von Fleisch und Blut. Man begreift es also nicht recht, wenn er bei seiner Erklärung so ganz von der persönlichen Aphrodite absieht und geradezu sagt, sie könne für das Verständnis von dem, was geschieht, fehlen: diese Menschen hätten ihre Handlungen selbst zu verantworten, es brauche kein Gott vom Himmel herabzukommen, damit eine femme incomprise zu Falle komme, ein reiner Jüngling Blutschande und Meineid mehr fürchte als den Tod, und der alternde Gatte einer jungen hübschen Frau in der Eifersucht sich vergesse. Der Erklärung, die er von dem sittlichen Kerne der beiden Gottheiten giebt, wird jeder gern zustimmen; aber für den wenn auch ungläubigen Euripides sind Aphrodite und Artemis ganz persönlich wollende Personen, und auch für uns sind sie es, so lange wir im Banne dieser Dichtung sind, ganz ebenso wie das Gespenst im Hamlet durch die Magie des Dichters zu einer Realität für den Zuschauer wird, so dafs sich die Haare bei seiner Erscheinung emporsträuben, wie Lessing sagt, mögen sie ein gläubiges oder ein ungläubiges Gehirn bedecken.

Die leidenschaftliche, zum Tode betrübte Liebe galt dem Griechen als ein von der Göttin der Liebe aus Laune (*ἄμαχος ἐμπαίζει θεὸς Ἀφροδίτα*) oder zur Strafe verhängtes Unglück. So liebt die Phaidra des Euripides. *Κύπρις γὰρ οὐ φορητός, ἢν πολλὴ ῥυῇ.* Sie selbst ist unschuldig, aber Aphrodite bedient sich ihrer erbarmungslos als eines Mittels, um sich an Hippolytos, ihrem Verächter, zu rächen. Vergebens sträubt sie sich gegen die verzehrende Leidenschaft. Sie beschliefst deshalb lautlos zu sterben und das Geheimnis ihrer sündigen Liebe mit ins Grab zu nehmen. Als dieses Geheimnis aber durch die vorwitzige Dienstfertigkeit der Amme dem Hippolytos verraten ist, sieht sie, um ihre Ehre und die Ehre ihrer Kinder zu retten, kein anderes Mittel als die Verleumdung. Wenn v. Wilamowitz ferner sagt, sie habe kein innerliches Verhältnis zu ihrem Manne, so ist das wohl richtig, aber nicht in dem modernen Sinne, der an eine durch

eine Konvenienzehe unbefriedigt gelassene Frau der höheren Stände denken läfst. Euripides hat, wie mir scheint, die Situation, um seine Wirkung nicht zu zersplittern, nach dieser Seite vielmehr nur unausgeführt gelassen. In einem modernen Stücke allerdings würde der Empfindung für den Gatten ein breiterer Ausdruck gegönnt werden müssen. Die Griechin hält es für Pflicht, dem Gatten treu zu sein; aber zu Beteuerungen ihrer Liebe neigte sie wenig. Im Drama hat vor allem Euripides selbst auch für diese Empfindung rührende und innige Töne zu finden gewufst, und Deianira ist von allen Frauencharakteren des Sophokles der am meisten sympathische. Aber von Phaidra erfahren wir überhaupt nicht, was ihr der Gatte war. Die Leidenschaft, die von ihrer Seele Besitz genommen hat, die von der Göttin über sie verhängte, gestattet jetzt keine andere Empfindung neben sich, aufser dem Gedanken an die Schande, die die Unglückliche unterliegend über ihren Gatten und ihre Kinder bringen würde (*ὡς μήποτ' ἄνδρα τὸν ἐμὸν αἰσχύνασ' ἁλῶ, μή παῖδας οὓς ἔτικτον*).

Was den Hippolytos betrifft, so weist der Verf. mit Recht auch auf das Grobe, Anmafsende, Unliebenswürdige seines Charakters hin. Dieser Hippolytos ist für den modernen Leser schwer zu verstehen, weil wir an ein reineres Ideal von Heiligkeit gewöhnt sind. Racine durfte ihn so seinem Publikum nicht bieten, aber etwas mehr Originalität hätte er ihm doch lassen sollen. Bei ihm nimmt statt seiner Phaidra die erste Stelle ein. Diese hat er mit seiner ganzen psychologischen Kunst gezeichnet, des Euripides Schöpfung sich zu nutze machend, aber weit darüber hinausgehend. Wer die Phèdre von einer berufenen Schauspielerin, wie deren Frankreich stets hat, dargestellt gesehen hat, von Leidenschaft durchwühlt und vergebens sich in Reue und Selbstanklagen verzehrend, wird nicht mehr in das übliche Urteil einstimmen, Racine sei ein anmutiger, aber schwächlicher Dichter, er wird vielmehr überrascht und erschüttert ausrufen: Spirat tragicum satis et feliciter audet.

Es scheint nicht nötig, über die drei anderen Einleitungen an dieser Stelle in gleicher Ausführlichkeit zu berichten. Der Verf. besitzt in hohem Grade die Kunst, den Leser aufzurütteln und ihn zu zwingen, sich eine Meinung zu bilden. Geschüttelt zu werden ist nun freilich nicht durchaus angenehm und macht übrigens auch leicht störrisch. Mancher Punkt hätte auch wirklich mit weniger Zorn gegen die, die anders denken oder anders zu denken sich versucht fühlen möchten, erörtert werden können. So z. B. was er über den Chor der Mütter in der Einleitung zu den Hiketides und über das rationelle Nachrechnen der schulmeisterlichen Erklärung und Stubenästhetik sagt. Was ist natürlicher, als Unwahrscheinlichkeiten der Handlung zunächst verstandesmäfsig, wenn irgend möglich, sich klar machen zu wollen? Es gehört zu den Vorzügen des Verfassers, um einen charakte-

ristischen, wenn auch nicht eben schönen Ausdruck Goethes zu gebrauchen, zu den heifs genaturten Menschen zu gehören. Aber chacun a les défauts de ses vertus. Der attisch schreibende und denkende H. Weil, der ihm so wohl will, fügt doch der Anerkennung seiner Leistungen diese Einschränkung hinzu: On peut cependant regretter le ton hautain et blessant de certaines attaques où l'auteur s'est laissé entraîner par sa nature ardente et son humeur batailleuse.

Die schwungvollste und einheitlichste von diesen Einführungen ist die zum Herakles. Sie besitzt wirklich eine in die Höhe ziehende Kraft. Der Verf. interpretiert die Absicht des griechischen Dichters aus der breiter entfalteten modernen Empfindung, wie er überhaupt gegen die konventionelle, zu sehr ins Enge gezogene Auffassung des klassischen Altertums protestiert. Euripides selbst würde vielleicht zu manchem, was hier gesagt wird, den Kopf schütteln; aber in der Richtung, finde ich, hat sich der Herausgeber nicht getäuscht. Der wahre Sinn von manchem früher Gewollten wird in der That auch erst klar, wenn eine höhere Stufe des Bewufstseins erreicht ist.

Am meisten Schwierigkeit bereitet dem Leser die Einführung zu Sophokles' Oedipus. Was dort über die Religiosität des Sophokles gesagt wird, ist mir wenigstens, trotz wiederholten Lesens, nicht gelungen zu verstehen.

Gr. Lichterfelde bei Berlin. O. Weifsenfels.

W. Arndt, Schrifttafeln zur Erlernung der lateinischen Paläographie. Erstes Heft. Dritte, erweiterte Auflage, besorgt von M. Tangl. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 30 Tafeln und 9 Seiten. gr. fol. 1897. 15 M. Zweites Heft, Tafel 31—70 und 34 Seiten. gr. fol. 1898. 15 M.

Keines der zur Erlernung und zum Studium der lateinischen Paläographie erschienenen Tafelwerke hat sich besser bewährt als die mit grofsem pädagogischem Geschick, höchster Beherrschung des Stoffes und anerkennenswerter Reichhaltigkeit in der Aufnahme der verschiedenen Schriftarten von Arndt besorgten Tafeln. Die Vorzüge derselben, die trotz des hohen Preises dem inzwischen heimgegangenen Verfasser die Freude einer zweiten Auflage bereiteten, sind durch die erweiterte dritte Auflage nur noch gesteigert. Diese ist von Michael Tangl, dem Nachfolger Wattenbachs auf dem Berliner Lehrstuhl für Paläographie, besorgt. Der festbegründete Ruf eines unserer ersten Handschriftenkenner, den Herr Prof. Tangl geniefst, spiegelt sich deutlich auch in den Verbesserungen wieder, die seine kundige Hand diesen „Schrifttafeln" hat zuteil werden lassen: die Texte sind genau verglichen, Entbehrliches ist ausgeschieden, Lücken sind mit Glück ergänzt, das ganze Werk ist dem heutigen Standpunkt der paläographischen Wissenschaft angepafst.

Die beiden Hefte behandeln die Entwickelung der lateinischen Bücherschrift von der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts bis zur zweiten des 15; sie wollen nicht Handschriftenkunde lehren, wohl aber den Schriftcharakter erkennen und verstehen helfen. Das erste Heft beginnt mit der römischen Kursive. Es folgen Proben von Kapital- und Uncialschrift. Von der Halbunciale gehen die Tafeln dann zu den sogenannten Nationalschriften über und laufen durch die Übergangsschrift aus in Proben, die von dem achten bis an den Schlufs des 13. Jahrhunderts reichen. Auch das zweite Heft beginnt wieder mit der römischen Majuskel-Kursive und bietet Tafeln aus den verschiedenen Zeiten und Schriftarten. An sich ist diese Anordnung ein Mangel. Der bereits früher ausgesprochene Wunsch nach genau chronologischer Anordnung der Tafeln innerhalb beider Hefte war durchaus gerechtfertigt. Dafs er nicht erfüllt worden ist, hat in einem rein äufserlichen Umstande seine Ursache: da die neue Auflage des zweiten Heftes nicht gleichzeitig mit der des ersten erscheinen konnte, so mufste, um nicht die dringende Neuausgabe des ersten Heftes noch weiter zu verzögern und dadurch den Gebrauch beider Hefte nebeneinander zu hindern, auf die Erfüllung jenes Wunsches verzichtet werden. Eine Art Ersatz bietet die dem zweiten Hefte beigegebene Übersicht der Tafeln beider Hefte nach Schriftart und Alter. Damit die drei Auflagen ungeachtet des Umstandes, dafs sich die Nummern einzelner Tafeln bei einer Neubearbeitung verschoben, nebeneinander gebraucht werden könnten, ist auf A. Schultes Anregung eine Konkordanztabelle der Bestände und Zählungen der drei Auflagen angefügt.

Seitdem der Lichtdruck in gröfserem Umfange zuerst in Zangemeister und Wattenbachs Exempla codicum latinorum litteris maiusculis scriptorum im Jahre 1876 erprobt worden war, hat man unablässig daran gearbeitet, die Technik desselben zu verbessern; eine lange Reihe von Reproduktionen von Manuskripten, die auf solche Art gewonnen worden, liegt vor. Dieses Vervielfältigungsverfahren gilt jetzt als das wünschenswerteste von allen. So sind denn auch die in dieser dritten Auflage neu hinzugekommenen Tafeln in Lichtdruck reproduziert. Die zweite Auflage beruhte gänzlich auf der Vervielfältigungsmethode durch Photolithographie; nur dadurch konnte ein wesentlich teurerer Preis vermieden werden. Bei dem Reproduktionsverfahren durch Lichtdruck wären die vorhandenen Steine entwertet und die Neuauflage wesentlich verteuert worden, sie hätte damit aufgehört, ein weitverbreitetes Hilfsmittel für die paläographischen Studien zu sein. So verblieb es für den alten Bestand dieser Tafeln bei der Photolithographie, die Neuaufnahme von Tafeln aber wurde durch Lichtdruck hergestellt.

Bei dem zweiten Heft hat in der dritten Auflage der Text eine ganz wesentliche Veränderung erfahren. Arndt hatte diese

Erläuterungen zu den Tafeln so knapp als möglich gehalten. Von den Texten war in der Regel nur der Anfang aufgelöst, im übrigen wurde auf den letzten der vorhandenen Drucke verwiesen. Arndt glaubte, wie seine Vorrede zur zweiten Auflage dies klar ausspricht, dafs auch der, welcher ohne Anleitung durch einen erfahrenen Lehrer mit eigener Kraft sich ans Werk macht, an der Hand dieser Tafeln zu der Fähigkeit, mittelalterliche Handschriften selbst lesen zu können, gelangen werde, wenn er daneben Wattenbachs Anleitung zur lateinischen Paläographie ordentlich durcharbeitet. Jedoch ist für den Selbstunterricht das Fehlen vollständiger Textauflösungen und ausführlicherer Erläuterungen bei den zum Teil schwierigen und fehlerhaften Stücken ein sehr erschwerender Umstand, zumal es sich dabei um Texte handelt, die in der Provinz gar nicht vorhanden und auch an gröfseren Bibliotheken nicht jedermann zu jeder Zeit zugänglich sind. Dem von verschiedenen Seiten (vgl. z. B. Mitteilungen aus der historischen Litteratur, herausgegeben von der historischen Gesellschaft in Berlin 1897, S. 267) geäufserten Wunsche, dem Selbstunterricht durch einen gröfseren Umfang von Textauflösungen zu Hilfe zu kommen, ist Herr Prof. Tangl in seinem zweiten Heft jetzt dadurch nachgekommen, dafs er sich entschlofs, allen schwierigen Schriftproben und allen nach dem 11. Jahrhundert fallenden überhaupt vollständige Textauflösungen beizufügen.

Kommen diese Schrifttafeln nach alledem unsern Geschichtslehrern bei ihren privaten Studien als ein Hilfsmittel ersten Ranges zu gute, so möchte Referent noch ein Moment hervorheben, das direkt auf den Gymnasialunterricht selbst Bezug nimmt: die einzelnen, lose im Umschlag liegenden Tafeln, in den Schaukästen unserer Klassenzimmer ausgestellt, können als sehr gutes Anschauungsmittel bezeichnet werden. Dahin gehören die pompejanischen Mauerinschriften (Heft II Tafel 31 c, d, e), deren Facsimile dem Corpus Inscriptionum Latinarum IV (Taf. III 7 und Taf. XXXVII) entnommen sind, dahin ferner die Nachzeichnung der Wachstafel aus Pompeji nach dem Facsimile von G. De Petra, Le Tavolette cerate di Pompei, Napoli 1877, Tav. I (vgl. Mommsen Hermes XII S. 135); dahin ebenso die Probe aus dem Herculanensischen Papyrus, der das Gedicht auf die Schlacht bei Actium enthält und in den Jahren 31 v. Chr. bis 79 n. Chr. geschrieben sein mufs. Während früher nur die Nachbildung im zweiten Bande der Volumina Herculanensia vorlag und man nach dieser schliefsen mufste, dafs in der Schrift schon eine starke Annäherung an die Unciale vorhanden sei, zeigen die genaueren von Scott, Fragmenta Herculanensia Oxford 1885 gegebenen Nachzeichnungen, dafs noch durchaus der Kapitalcharakter der Buchstaben bewahrt geblieben ist, vgl. auch Zangemeister und Wattenbach, Exempla codicum latinorum litteris maiusculis scriptorum, Heidelberg 1876, Taf. 3. Eine besondere Erwähnung verdient sodann der von Herrn Prof.

Tangl neuaufgenommene wohlgelungene Lichtdruck einer Römischen Majuskel-Kursive eines Papyrus des British Museum Nr. CCXXIX vom Jahre 166 (vgl. Paleographical Society II 190). Diese Tafel gewährt den Schülern eine vorzügliche Anschauung eines Papyrus überhaupt: Jede Faser des Gewebes ist deutlich sichtbar, gleich als ob der Papyrus selbst vor uns läge; auch wird es den Schülern interessant sein zu sehen, wie sehr der Papyrus zerfressen ist. Über die Entwickelung dieser Schriftart, die wir bisher fast nur aus Wachs- und Bronzetafeln kannten, und ihre allmähliche Ausbildung aus der Kapitale haben erst die Papyruspublikationen der letzten Jahre volleres Licht verbreitet (vgl. insbesondere den von Mommsen in der Ephemeris epigraphica 7, 456 ff. publicierten, um 10 Jahre älteren, aber minder gut erhaltenen Papyrus vom Jahre 156). Diese Schrift ist noch keine reine Kursive, aber die Umformung der Buchstaben und ihre wenigstens teilweise Verwendung zu Kursiveverbindungen hat bereits begonnen. Der älteste Papyrus der Sammlung Erzherzog Rainer hält in beiden Hinsichten etwa die Mitte zwischen der noch reinen Capitale der Herculanensischen Papyri und dieser von Herrn Prof. Tangl. dargebotenen Schriftprobe. Den Mischformen des Contextes steht die reine Capitale der ersten Unterschrift und die entwickelte Kursive der folgenden gegenüber.

Findet der altklassische Philologe in diesen Schrifttafeln mannigfache Belehrung, so gilt dies in noch weit höherem Mafse von dem Historiker, der in den oberen Gymnasialklassen die Geschichte des Mittelalters vorzutragen hat. Auch dem Schüler werden diese Tafeln, mit einigen allgemeinen Bemerkungen über das Schriftwesen des Mittelalters vorgelegt, eine nützliche Anregung bieten und zur Erweckung und Belebung des historischen Sinnes sehr günstig beitragen. Man wende nicht ein, dafs zu einer Behandlung des mittelalterlichen Schriftwesens im Rahmen des Gymnasialunterrichts kein Raum existiere. Selbstverständlich kann von einer systematischen Darlegung dieses Gegenstandes nicht irgend wie die Rede sein. Wohl aber findet sich im Unterricht, z. B. bei der Darlegung der kulturellen Bedeutung des mittelalterlichen Mönchswesens, wiederholt Gelegenheit auf das Schriftwesen und seine Geschichte kurz hinzuweisen. Während der Pausen können dann im Klassenzimmer hinter Glas und Rahmen diese Tafeln ausliegen oder aushängen. Der Schüler hat sie auf solche Art in allen Pausen und insbesondere auch vor Beginn der ersten Unterrichtsstunde vor Augen, und wenn er zeitig in die Schule kommt, wird er reichliche Mufse zur Betrachtung finden, der Lehrer aber wird sich gern der Mühe unterziehen, auch in solchen aufserhalb der eigentlichen Lehrstunde gelegenen Momenten einige anregende Bemerkungen zu machen. Referent hat gefunden, dafs die Schüler für derartige Darbietungen ganz dankbar sind. Allerdings war er dabei stets in der Lage,

Originalmanuskripte anstatt der Abbildungen auszulegen; und diese Handschriften waren so instruktiv, dafs auch seine Kollegen von diesem Anschauungsmittel Gebrauch machten. Es ist natürlich nicht jeder in der Lage, derartige Originale zu verwenden. Aber die Abbildungen der Arndt-Tanglschen „Schrifttafeln“ sind mit gröfster Treue gearbeitet. Insbesondere weisen die in der dritten Auflage neuhinzugekommenen Tafeln nicht nur jedes Strichelchen der Tinte, sondern auch die Farbe des Schreibstoffes und jeden auch noch so kleinen Fleck, jede Nuancierung der Farbe des Papiers, des Pergaments oder des Papyrus und jede im Original etwa sichtbare Faser oder Beschädigung mit so vollkommener Treue auf, dafs die Abbildung das Original für Unterrichtszwecke in jeder Beziehung vollständig ersetzt. Um eine ungefähre Anschauung von der Vielseitigkeit des Gebotenen zu geben, führe ich einige der Tafeln besonders an und greife aus den umfänglichen Erläuterungen einige kurze Notizen heraus, die ein allgemeineres Interesse zu erregen geeignet erscheinen. Zu den ältesten Papierhandschriften auf deutschem Boden zählt das „Concept-“ oder „Missiv“buch des Albertus Bohemus. Aus dem Autograph desselben ist in der dritten Auflage auf Tafel 26 eine Abbildung dargeboten, enthaltend den Beginn der Streitschrift eines Ungenannten aus der Zeit des ersten Lyoner Concils (vgl. Böhmer-Ficker-Winkelmann, Reg. Imperii Nr. 7550), fehlerhaft gedruckt bei Höfler, Albert von Beham und Regesten Papst Innocenz IV., Bibliothek des literar. Vereines in Stuttgart 16, 61, danach unvollständig bei Huillard-Bréholles, Historia dipl. Frider. sec. 6, 278, vollständig und korrekt bei Winkelmann, Acta imperii inedita 2, 709f. Z. 6. Der Schreibstoff wurde allgemein als Baumwollpapier bezeichnet (Höfer a. a. O. Einleitung S. XXI—XXII und Catalog. codd. latin. bibl. reg. Monac. zu Nr. 2574b), bis Wiesners Arbeiten hierin eine völlige Umwälzung hervorriefen. (Die mikroskopische Untersuchung des Papiers mit besonderer Berücksichtigung der ältesten orientalischen und europäischen Papiere, Wien 1887, Sonderabdruck aus den „Mitteilungen aus der Sammlung des Papyrus Erzherzog Rainer“, 2. und 3. Band.) Wiesner hat von älteren deutschen Papieren allerdings nur die Urk. Friedrichs II. für das Kloster Göfs von 1228, dafür aber umso zahlreichere italienische Papiere des 13. Jahrhunderts untersucht. Da aber die italienische Provenienz des in der Kanzlei Friedrichs II. und von Albertus Bohemus verwandten Papiers keinem Zweifel unterliegt, so wird das Ergebnis Wiesners wohl auch für die vorliegende Handschrift zutreffen: Hadernpapier, höchstens mit geringfügiger Beimischung von Baumwolle. Ein Beispiel der Überarbeitung eines berühmten Geschichtswerkes durch den Autor liefert, ebenfalls nur in der dritten Auflage, Tafel 27; hier wird uns mit einer Schrift des 14. Jahrhunderts (c. 1342) in verschiedenen Redaktionen das Geschichtswerk des

Abtes Johann von Viktring, der liber certarum historiarum, vorgeführt. Die Randschrift ist Autograph des Autors und enthält eine Umarbeitung des ersten Buches (vgl. Böhmer, Fontes rerum Germanicarum I 277, Z. 27—278 Z. 22). Die Abbildung gewährt einen interessanten Einblick in das Werden eines solchen Geschichtswerkes und läfst in der äufsersten Ausnutzung des Raumes den Wert des Schreibstoffes erkennen. Bemerkenswert ist überdies die Ähnlichkeit der Schriftart mit der in gleichzeitigen Urkunden K. Ludwigs des Bayern (Kaiserurk. in Abb. IX 17). — Wenn der Lehrer die goldene Bulle erläutert, so wird er Tafel 28 der dritten Auflage in den Ausstellungskasten einstellen können. Hier wird eine Seite aus einer im Auftrag K. Wenzels im Jahre 1400 hergestellten, mit Miniaturen reich verzierten Abschrift der Goldenen Bulle geboten. Das Blatt ist als Beispiel einer Prachthandschrift interessant. Der Inhalt der Miniatur wird durch die Malervorschrift: imperator in maiestate sua suscipit litteras a militibus et civibus richtig angegeben. Der Miles ist durch gelocktes Haar gegenüber dem schlichthaarigen Bürger gekennzeichnet. Der Kaisermantel ist blau, der des Ritters grün, der des Bürgers rot; Goldgrund. Die Initiale P ist blau, der Grund rot, die Füllung grün. — Tafel 36, die bereits in der zweiten Auflage vorhanden war, sei hier wegen der die Länge einer halben Seite einnehmenden Initiale genannt. Wenn der Lehrer die Ornamentik mittelalterlicher Klosterhandschriften erwähnt, kann er von dieser Tafel im Interesse der Anschauung guten Gebrauch machen. — Eine Vorstellung von der Mannigfaltigkeit mittelalterlicher Schriftentwickelung wird der Lehrer geben können, wenn er eine Probe der „Nationalschriften" auslegt. Tafel 38 eignet sich hierzu noch aus zwei besonderen Gründen: Es liegt hier das Autograph eines der berühmtesten mittelalterlichen Autoren vor, des Leo von Ostia (vgl. Leonis et Petri Chronica monasterii Casinensis Mon. Germ. Scriptores VII S. 555 f.) Diese Abbildung läfst zweitens durch interlineare und marginale Nachträge einen Blick in die Entstehungsgeschichte eines Geschichtswerkes thun. — Von den in Deutschland vorhandenen angelsächsischen Handschriften hätten zwei wohl eine Aufnahme in diese „Schrifttafeln" verdient: einmal die von Ranke edierten Randglossen eines codex Fuldensis, in denen er eigenhändige Handschrift des Bonifacius hat wieder erkennen wollen [1]), und sodann die gröfste angelsächsische Handschrift, die es auf deutschem Boden überhaupt giebt, nämlich das älteste Fuldaer Cartular im Staatsarchiv zu Marburg. Eine Abbildung zweier Seiten dieses Cartulars gedenkt Referent im Zusammenhang einer paläographisch-diplomatischen Untersuchung der hier vereinigten Fuldaer Traditionen demnächst zu veröffent-

---

[1]) Codex Fuldensis ed. E. Ranke, Marb. et Lips. 1868. Vgl. Wattenbach, Anleitung zur lateinischen Paläographie S. 17 ff.

lichen; denn die einzige, bisher veröffentlichte Probe dieses wichtigsten Bestandes der 100 000 Urkunden des Marburger Staatsarchivs bei Joh. Friedr. Schannat Corpus traditionum Fuldensium (Leipzig 1724) besteht nur aus fünf Zeilen und reicht an die Technik unserer heutigen Reproduktionsweise nicht heran. Unter den angelsächsischen Handschriften, die in den Arndt-Tanglschen Tafeln berücksichtigt sind, ist dem Inhalte nach noch am meisten Tafel 41 von Interesse, wo aus einer Berliner Handschrift eine Probe aus den Homiliae S. Gregorii mitgeteilt wird (vgl. die Mauriner Ausgabe der Werke Gregors des Grofsen I. col. 1191f.). — Ein sehr anschauliches Bild des Eintragens von Glossen giebt Tafel 52. Die in dieser Handschrift enthaltenen Glossen sind herausgegeben von Steinmeyer in Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum XV (Neue Folge III) S. 539—541. Interessant auch für den Gymnasiallehrer ist ferner Tafel 67: Konzept der Reichskanzlei vom 10. April 1459 (Wien, K. u. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Fridericiana, Fasc. I). Das Stück enthält den Entwurf einer Supplik K. Friedrichs III. bei Papst Pius II. Ein Dispens für einen istrianischen Geistlichen vom Makel der Irregularität, den dieser sich wegen nichtvorsätzlichen Totschlagens zugezogen hatte. Dieses Stück ist erst von Tangl in der dritten Auflage hinzugefügt worden. — Vom Standpunkt des Anschauungsunterrichtes aus betrachtet ist unter allen Abteilungen dieser „Schrifttafeln" die Abbildung einer Seite des Nekrologs des Nonnenklosters Möllenbeck der dritten Auflage wohl die bestgelungene. Dieselbe gehört zu den schönsten Darstellungen eines Nekrologs, die es überhaupt giebt. Die linea angelica, die litterae feriales und die fortlaufende Tagesbezeichnung nach altrömischer Weise lassen einen Blick in das Wesen mittelalterlicher Kalendarien thun. Die Eintragungen der Verstorbenen sind von verschiedenen Händen zu verschiedenen Zeiten unternommen und ergeben eine deutliche Vorstellung des täglichen Lebens mit seinen Zinsablieferungen, Todesfällen und Seelenmessen. Dieser Möllenbecker Nekrolog ist nach einer Abschrift Schminkes von Schrader in Wigands Archiv für Geschichte und Altertumskunde Westphalens 5, 342ff. herausgegeben. Einen Kommentar hierzu lieferte Moyer in der Zeitschrift f. vaterl. Gesch. u. Altertumskunde, herausgegeben von Meyer und Erhard 2, 1—105, und Moyer und Falkenheiner ebenda 3, 89ff. Vgl. Heldmann, Das Kloster Möllenbeck in der Grafschaft Schaumburg, Rinteln 1896 S. 13.

Die äufsere Ausstattung ist, dem gediegenen Inhalt entsprechend, ganz vorzüglich. Die Arndt-Tanglschen „Schrifttafeln" gehören zu den allerbesten Erscheinungen der neusten historischen Litteratur und verdienen die wärmste Empfehlung.

Marburg. Eduard Heydenreich.

1) Th. Schiemann, H. von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre. Zweite Auflage. München 1898, R. Oldenbourg. XII u. 291 S. 8. geb. 6 M.

Schon die erste Auflage dieses Buches konnten wir nach Form und Inhalt als eine bedeutende litterarische Erscheinung bezeichnen (Jahrg. 1897, S. 421). An der Hand eines sehr reichen Materials besonders an Briefen zeichnete der Verfasser die so interessante Entwickelung Treitschkes von der frühesten Kindheit bis zu der grofsen Entscheidung, die das neue Deutschland begründete und mit der auch Treitschkes Lehr- und Wanderjahre innerlich und äufserlich ihren Abschlufs fanden. Wir empfehlen das Buch aufs wärmste auch in seiner zweiten Auflage. Der Text wurde auf Grund neuen Materials sorgfältig durchgesehen, und die beiden Schlufskapitel wurden umgearbeitet. Eine sehr erwünschte Zugabe sind zwei Bildnisse Treitschkes aus jener Zeit.

2) Gedichte von Ludwig Uhland, herausgegeben von E. Schmidt u. J. Hartmann. Zwei Bände. Stuttgart 1898, J. G. Cotta. VIII u. 478, IV u. 384 S. 8. Zusammen 14 M.

Ein hervorragender Litterarhistoriker und ein intimer Freund Uhlands haben sich vereinigt, um jetzt, wo der ganze schriftliche Nachlafs Uhlands der Erforschung zugänglich ist, in dieser kritischen Ausgabe vor unsern Augen Uhlands Lyrik „von der redseligen Frühe bis zum verstummenden Alter“ auszubreiten, uns nicht nur ihr Werden und Reifen überhaupt, sondern auch die verschiedenen Gestaltungen vieler Lieder und Balladen, den Meister bei der Arbeit bis ins Kleinste zu zeigen. Mit Recht haben die Herausgeber den schönen Kranz, den der Dichter selbst gewunden, nicht zerpflückt, sondern die Anordnung und Auswahl, in der der Dichter seine Gedichte letztwillig der Mit- und Nachwelt beschert hat, unangetastet gelassen, dieser Sammlung, die den gröfsten Teil des ersten Bandes einnimmt, dann im Anhang die aus älteren Auflagen oder in Einzeldrucken erhaltenen oder im Nachlafs des Dichters gefundenen Gedichte aus der Zeit seiner Reife (1810—1861) beigefügt, letztere in chronologischer Reihenfolge. Der zweite Band enthält den mit peinlicher Sorgfalt gearbeiteten kritischen Apparat zu den Gedichten des ersten Bandes, Uhlands Jugendgedichte vor 1810 und den kritischen Apparat zu diesen.

Die äufsere Ausstattung dieser Ausgabe entspricht ganz ihrem inneren Werte.

3) Graf von Schacks gesammelte Werke. Sechster bis neunter Band. Stuttgart 1898/99, J. G. Cotta. 557, 544, 490, 457 S. 8. Jeder Band 3 M.

Da wir schon im vorigen Jahrgange S. 106 ff. auf die Bedeutung hingewiesen haben, die Graf von Schack als Dichter, Übersetzer, Gelehrter und Gönner der Kunst beanspruchen darf, so begnügen wir uns hier, den Inhalt der weiteren unterdessen er-

schienenen poetischen Werke desselben anzugeben. Sie enthalten den Rest der Dramen, im ganzen dreizehn, unter denen wir besonders die beiden aristophanischen Komödien „Der Kaiserbote“ und „Cancan“ hervorheben mit ihrem sarkastischen Witz und ihrer ausgelassenen Laune und doch auch wieder ihrem tiefen Ernst, von denen erstere die verunglückten Einheitsbestrebungen des deutschen Volkes 1848/49, die zweite den Untergang des zweiten Kaiserreichs in Frankreich, die Erhebung in Deutschland und die Wiedererrichtung des deutschen Kaisertums behandelt, die der Dichter schon am Schlufs der ersten 1850 verfafsten Komödie vorhergesagt hatte. Aufserdem finden wir in den vorliegenden Bänden zwei weitere Sammlungen erzählender Dichtungen, die tiefsinnige Mythe „Memnon“ und das an bewegter Handlung und innerem Gehalt reiche kulturhistorische Gedicht „Weltmorgen“, das uns in den Schicksalen des Johanniterritters Egon die gröfsten und folgenschwersten Ereignisse der so bewegten Zeit des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit vorführt. Auch der Inhalt dieser Bände liefert wieder Beweise der reichen Erfindungskraft, der blühenden Sprache, der selbständigen Gedankenwelt und der echt modernen Empfindung des Dichters. Ihm selber aber, der so oft klagte, dafs er bei redlichem Streben so wenig zur Geltung gekommen, sei dieser Erfolg seiner Werke, die schon nach so kurzer Zeit die dritte Auflage erlebten, auch nach seinem Tode von Herzen gegönnt.

4) G. Chr. Lichtenbergs ausgewählte Schriften, herausgegeben von Adolf Wilbrandt. Stuttgart 1899, J. G. Cotta. XII u. 368 S. 8. 5 M.

Mit Recht wird Lichtenberg von Wilbrandt als einer der klassischen Schriftsteller der Deutschen bezeichnet, wenn er auch kein Hauptwerk hinterlassen hat, wegen des Reichtums und der Tiefe seiner Gedanken, seiner scharfen Menschenbeobachtung, seines geistreichen Witzes, seines edlen Charakters und seines musterhaften Stiles. Wilbrandt verdient deswegen unseren Dank durch die vorliegende Auswahl aus dem Besten der schriftstellerischen Thätigkeit Lichtenbergs. Das meiste steuerten die nicht für den Druck bestimmten Aufzeichnungen seiner „Gedenk- oder Tagebücher“ bei, das Heiterste und Tiefsinnigste, was Lichtenberg geschrieben, „ein Buch der Weisheit und des Witzes“, daran schliefst sich Verwandtes aus anderen Schriften und kleinere Abhandlungen, darunter besonders wertvoll die Theaterbriefe aus England und die Abhandlung über Physiognomik. Den Schlufs bildet eine Auswahl aus den Briefen, besonders aus den an den Buchhändler Dietrich gerichteten, die uns den heiteren Humoristen in seiner ganzen Liebenswürdigkeit zeigen.

Freiburg i. B. L. Zürn.

K. P. Schulze, 50 Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische für die Prima eines Gymnasiums. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. 62 S. 8. kart. 0,80 M.

Das vorliegende Buch ist aus langjähriger Schulpraxis hervorgegangen und dürfte vielen Lateinlehrern auf der Oberstufe eine willkommene Gabe sein. Mit Recht sagt der Verfasser in der Vorrede, dafs die meisten älteren Vorlagen zum Übersetzen ins Lateinische den Bedürfnissen der Schule nicht mehr entsprechen, weil sie Anforderungen stellen, die heut unerfüllbar sind. Da das Lehrziel für das Lateinische in den neuen Lehrplänen nicht unwesentlich niedriger gesteckt ist, besonders auch weitgehende Rücksichtnahme auf die Lektüre verlangt wird, so dürfte diese Thatsache durchaus begreiflich erscheinen. Aber auch die jüngeren Sammlungen, die bereits auf Grund der neuen Bestimmungen ausgearbeitet sind, finden den Beifall des Verfs nicht, da sie sich oft zu wörtlich an den lateinischen Text anlehnen und fast nur als Gedächtnisübung Wert haben. Vorliegendes Buch will nun die Mitte zwischen den beiden Gegensätzen innehalten; es soll sowohl dem schriftlichen wie dem mündlichen Übersetzen dienen und speziell auch in der meist wiedereingeführten siebenten Lateinstunde seine Verwendung finden. Die Absicht des Verfassers kann als erreicht bezeichnet werden. Die Vorlagen lehnen sich zwar mehr dem Inhalte als der Form nach an den lateinischen Text an, manche sind auch freier gestaltet: im ganzen sind sie aber doch so gehalten, dafs ein Primaner mittlerer Begabung auch heute noch imstande ist, sie ohne wesentliche Nachhülfe richtig zu übersetzen. Freilich wäre dem Verf. anzuraten, in einer zweiten Auflage Fufsnoten hinzuzufügen, die einerseits weniger bekannte Vokabeln und Wendungen angeben, andererseits gelegentliche grammatische und stilistische Hinweisungen bieten. Er würde damit die Brauchbarkeit des Büchleins wesentlich erhöhen. Wünschenswert ist auch die Tilgung mancher allzu modern gefärbter Ausdrücke, wie „Ultimatum“ und „terrorisieren“ (St. 28), „Konservative“ (29), „Parfum“ (35), „Kaiserliche Prinzen“ (45); ferner möchte Ref. Cicero nicht als „Emporkömmling“ (24) bezeichnet wissen; „*homo novus*“ ist allerdings schwer übersetzbar. Dagegen ist anzuerkennen, dafs der deutsche Ausdruck ein durchaus guter ist, weit besser als in den meisten ähnlichen Büchern, ohne dafs dadurch die Übertragung ins Lateinische erheblich erschwert wird. Auch ergiebt, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, die Version durchweg einwandfreies Latein. Übermäfsig lange Perioden sind — gewifs mit Recht — vermieden; ebenso sind die Exercitien keineswegs mit grammatischen und stilistischen Regeln überladen: vielmehr ist deren Verwendung eine äufserst mafsvolle, aber doch derartig, dafs der Primaner seine Bekanntschaft mit der Grammatik und Stilistik hinreichend nachweisen kann. Vielleicht entschliefst sich Verf., in der zweiten Auflage das immer noch so

beliebte *tantum abest* zu beseitigen (z. B. St. 28, 41, 48); es findet sich in den lateinischen Übungsbüchern viel öfter als bei den lateinischen Schriftstellern.

Ich komme zuletzt auf den Inhalt der Vorlagen. Von 50 Aufgaben sind 22 dem Livius nachgebildet, darunter acht der ersten Dekade, die doch wohl nur selten in den Schulen gelesen wird. Hier ist nach meiner Meinung des Guten zu viel geschehen. Im übrigen ist die Auswahl durchaus zu billigen; es folgt eine Reihe von Stücken nach bezw. über Cicero (13), eins über den Anfang von Caesars bell. civ., drei Horazstücke, eine vita des Vergil, zehn Übungen im Anschlufs an Tacitus. Einige Aufgaben lehnen sich an Peters Geschichte Roms und Gardthausens Augustus an. Sehr glücklich ist, was Ref. noch besonders hervorheben möchte, die vielfache, recht ansprechende Heranziehung der Horazlektüre (vgl. z. B. St. 17, 19, 42). Zum Schlufs noch eine Frage der historischen Kritik. Darf man sagen, dafs Tiberius den Germanicus aus Neid (St. 43, 46, 47) aus Deutschland abberufen habe? Und dafs Germanicus sich in der That Verdienste um Rom erworben hat? Die moderne Geschichtsauffassung steht in dieser Frage auf Seiten des Tiberius.

Die Ausstattung des Buches ist splendide, der Druck im wesentlichen korrekt. Folgende Fehler sind dem Ref. aufgefallen: S. 27 äginatischen st. ägatischen, S. 53 Kosuln st. Konsuln, S. 58 Herrschschaft st. Herrschaft. — Ref. empfiehlt nach Vorstehendem das Werk der Aufmerksamkeit der Fachgenossen und wünscht ihm die verdiente Verbreitung.

Berlin. Max Koch.

---

1) R. Sternfeld, Französische Geschichte. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1898, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 203 S. kl. 8. 0,80 M.

Wer sich für Frankreich interessiert und in ein paar Stunden eine wohldisponierte, in kurze Kapitel eingeteilte französische Geschichte lesen will, dem kann man das Büchlein nur empfehlen. Es wendet sich an die Gebildeten, beginnt mit einer Orientierung über die geographische Lage und die günstigen Naturbedingungen des Landes, die es mit sich brachten, „dafs Frankreich mehrfach in der Geschichte eine wichtige Vermittlerrolle zwischen den Völkern gespielt hat“, geht dann über auf die Entstehung der französischen Nation und behandelt die Geschichte des Volkes bis herab auf die Verurteilung des Hauptmanns Dreyfufs und seine Verteidigung durch den Romanschriftsteller Zola. Die politische Geschichte, die das Rückgrat der ganzen Darstellung bildet, ist aus einem Gusse hervorgegangen, gewandt und anregend geschrieben, ohne den Leser durch Zahlenanhäufung zu ermüden. Den einzelnen Kapiteln schliefsen sich an geeigneten Stellen in

Petitdruck gehaltene Darlegungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Zustände, wissenschaftliche und sonstige kulturelle Bestrebungen, kurze Charakterzeichnungen hervorragender geschichtlicher Personen auf das glücklichste an. Zugleich ist der Inhalt zuverlässig, da er auf genauer Sachkenntnis des Verf.s beruht, der sich durch seine Studien auf dem Gebiete mittelalterlicher französischer Geschichte schon mehrfach bekannt gemacht hat. Hat aber nicht Vogel in der Hist. Zeitschr., Bd. 56, S. 385f., überzeugend nachgewiesen, dafs Chlodwig erst im Jahre 506 seinen entscheidenden Sieg über die Alamannen erfochten hat und zum Christentum übergetreten ist, während Verf. an der traditionellen Zahl 496 festhält?

Vielleicht darf Ref. auch einige Druckfehler anführen, die ihm beim Durchlesen aufgefallen sind und in der zweiten Auflage dann um so leichter vermieden werden können. S. 61 mufs es heifsen Karl 6. für Karl 7; S. 83 für 1509 vielmehr 1508, da schon in diesem Jahre am 10. Dez. die Ligue von Cambrai geschlossen wurde; S. 163: am 27. Febr. für 25. Febr.; S. 166: bei Ligny am 16. Juni, nicht am 16. Juli, welcher Druckfehler sich übrigens in den folgenden Zeilen von selbst berichtigt; S. 173: Schafott für Schaffott. Ein Latinismus ist es, wenn Verf. den König die Reichsstände „nach Paris" (S. 59) versammeln läfst.

2) Wilhelm Pfeifer, Lebensbilder aus der neueren Geschichte. Halle a. S. 1898, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 122 S. 8. 1,50 M.

Das Buch ist ohne einleitende Vorrede, die auch unnötig ist, da sich ohne weiteres aus dem Inhalte ergiebt, dafs es für Kinder von 9—12 Jahren bestimmt ist, denen Lebensbilder Luthers, des Kurfürsten Friedrichs I., des Grofsen Kurfürsten, Friedrichs des Grofsen und Blüchers in schlichter, zu Herzen gehender Sprache, die sich stellenweise zur Gesprächsform erhebt, geboten werden, wie S. 60: 'So würde der Reiter aus Erz vielleicht sprechen, wenn er reden könnte. Sieh ihn dir nur an, wenn du einmal über die Brücke gehst, wie er das kühne Antlitz zu dem stolzen Königsschlosse seiner Enkel wendet'; oder S. 63: 'Wenn du Sanssouci besuchst, wird man dir die Zimmer zeigen' u. s. w. Zahlen sind äufserst sparsam verwendet; so kommen z. B. in dem 29 Seiten füllenden Leben Luthers im ganzen nur vier Zahlen vor, von dem Geburts- und Todesjahr abgesehen. Die Kinder bekommen beim Lesen einen Begriff davon, was unter Papst und päpstlicher Macht, unter Bann und Acht, Reichstag, Kaiserwahl u. s. w. zu verstehen ist. Alles wird an seinem Orte und im Zusammenhang der Dinge ohne gelehrte Auseinandersetzung meist nach dem zu billigenden Grundsatze: „Erst die Sache, dann der Name der Sache", in leicht verständlicher Weise erzählt, nicht etwa trocken erklärt. Vier der Lebensbilder sind mit einem charakteristischen hübschen Holzschnitt versehen.

Die Schlachten bei Rofsbach und Leuthen sind 1757, nicht 1756 geschlagen worden, wie der Setzer glauben machen will. In dieselbe Rubrik gehört auch „das Künste" für das Kühnste. Luther ist nicht „etwas länger als ein Jahr" auf der Wartburg gewesen, sondern etwa zehn Monate, also fast ein Jahr. Participia und Infinitiva werden in etwas auffallender Weise absolut gebraucht. Was will das aber bedeuten gegenüber den Vorzügen des Buches, das man für Schülerbibliotheken nur empfehlen kann!

3) Ludwig Epstein, Vaterländische Geschichte für den Schul- und Selbstunterricht. Zugleich ein Lesebuch für unser Volk und Heer. Neu-Ruppin 1895, Verlag von Rud. Petrenz. VII u. 289 S. 8. 4 M.

Nach einer kurzen Übersicht über die Vorgeschichte der Mark Brandenburg geht die Darstellung auf die Hohenzollern und ihre Wirksamkeit über, wobei ein besonderes Gewicht auf die Förderung der Volkswohlfahrt gelegt wird, erhebt sich zu allgemeiner deutscher Geschichte überall da, wo eine grofse Bewegung das deutsche Volk ergreift, wie zur Zeit der Reformation, des dreifsigjährigen Krieges, der Befreiungskriege u. s. w., und schliefst mit dem Hinweis auf die Fürsorge, die Kaiser Wilhelm II. vom Anfang seiner Regierung an den Armen und Bedrängten gewidmet hat. Der Stoff ist übersichtlich verteilt, die Persönlichkeit und das Familienleben der Kurfürsten und Könige aus dem Stamme der Hohenzollern mit Liebe behandelt, wie überhaupt das biographische Moment mit Nachdruck betont ist; eine besondere Pflege hat die historische Anekdote erfahren, die freilich für Geschichte ausgegeben wird; die Darstellung ist von einer gewissen Volkstümlichkeit des Ausdrucks und epischen Breite.

Diese Eigenschaften des Buches, die man in gewissem Sinne als Vorzüge ansehen kann, werden aber durch viele Mängel stark beeinträchtigt. Beginnen wir mit dem Hinweis auf die Druckfehler. S. 5, Z. 17 wird der Sinn entstellt durch die fehlenden Worte: es gegen. S. 11, Z. 7 von unten steht 'der' für 'den'. S. 30: 'In der Zeit von 1378 bis 1414 gaben sich drei Bischöfe zugleich als Nachfolger Petri aus', was umgeändert werden mufs in: zwei, zuletzt sogar drei. S. 45 fällt der Blick auf: 'Bauernkreig'. Auf S. 75 läfst der Setzer den Kurfürsten Georg Wilhelm erst 1840 sterben. S. 162 liest man 'Friedrich Wilhelm II.' statt III.; S. 172 '6. Oktober 1807' statt des Richtigen '9. Oktober'; S. 175 'in welcher' statt 'in welchen'; S. 288 'Aufstandes' statt 'Ausstandes'.

Im sprachlichen Ausdruck hat sich Verf. mehrfach vergriffen. Es ist doch mindestens gewagt, zu schreiben: 'Schwärmerische Bewegungen zur Zeit der Reformation' (S. V u. S. 45), da wir unter 'schwärmerisch' gemeinhin etwas anderes verstehen, als an diesen Stellen gemeint ist. Wenn Verf. S. 30 schreibt: 'Während der Regierung Joachims brach die Reformation aus', und S. 33 'Bis zum Ausbruche der Reformation',

so kennzeichnet sich der Ausdruck 'Ausbruch' schon durch den abhängigen Genetiv 'der Reformation', die eine allmähliche friedliche Umbildung andeutet, als schief. S. 43 nennt Verf. merkwürdiger Weise den französischen König Franz I. den 'Gegenkaiser' Karls V. S. 62 steht 'der jülich-klevesche Erbschaftsstreit', als wenn es sich dabei um eine Hinterlassenschaft privatrechtlicher Natur handelte, statt 'Jülich-Klevischer Erbfolgestreit'. Wenn S. 79 gesagt wird: 'so schlofs er ... mit Frankreich 1673 den Frieden zu Vossem ...' und dann fortgefahren wird: 'dessenungeachtet folgte er im nächsten Jahre abermals (?) der Aufforderung des Kaisers zum Kriege gegen die Franzosen', so wird damit ein unberechtigter Vorwurf gegen den Grofsen Kurfürsten ausgesprochen. S. 124 'ein Bündnis ..., welches beabsichtigte' ist doch sicher nur ein lapsus calami. S. 152 wird das allgemeine Landrecht als 'Gesetz' bezeichnet. Mehrfach begegnet der mindestens ungewöhnliche Ausdruck 'dortselbst', z. B. S. 215. Ebenso wenig kann man S. 256 'Nicht minder besorgt war der Kaiser auch darauf' gelten lassen.

Auch an sachlichen Unrichtigkeiten fehlt es nicht. Dafs Luther während des Augsburger Reichstages im Jahre 1530 auf dem Schlosse zu Koburg das Lied: 'Ein' feste Burg ist unser Gott', gedichtet habe, wie S. 41 behauptet wird, ist ein längst erkannter Irrtum. Bereits 1608 (S. 65) soll Kaiser Rudolf II. den Böhmen den Majestätsbrief verliehen haben, während es doch erst am 9. Juli 1609 geschah. 'Ferdinand II. ... wurde zum deutschen Kaiser gewählt' (S. 65) ist unbestreitbar, aber ebenso unbestreitbar falsch ist es, wenn fortgefahren wird: 'Als solcher war er auch gleichzeitig König von Böhmen'; denn die böhmische Königswürde hing keineswegs von der Kaiserwahl ab. Die Angabe auf S. 77: Der Grofse Kurfürst bekam 1648 'Hinterpommern und Kammin, sowie die Stifter Halberstadt, Magdeburg und Minden als weltliche Fürstentümer' mischt Richtiges mit Unrichtigem. S. 95 wird die Gründung der Universität Halle aus dem Jahre 1694 in das Jahr 1692 zurückversetzt. Die Bemerkung auf S. 154: 'In der dritten Teilung (1795) fiel an Preufsen das Land links der Weichsel mit der Hautstadt (sic!) Warschau, aus dem es die Provinzen Neuostpreufsen und Neuschlesien bildete' erweckt die falsche Vorstellung, dafs Neuostpreufsen links der Weichsel liege. S. 171 heifst es: 'Gegen Ende des Jahres 1808 war endlich die ungeheuere Kriegsschuld vollständig abgetragen, und ... am 10. Dezember konnten wieder preufsische Truppen in Berlin einziehen. Nun erst ging Stein an die Lösung seiner eigentlichen Aufgabe'. Nun erst? Stein war ja damals bereits aus dem preufsischen Staatsdienst entlassen! S. 189 wird erzählt: 'Nach diesem herrlichen Siege — nämlich an der Katzbach — nannten die Soldaten ihren Blücher den Marschall Vorwärts', während es nach Treitschkes Deutscher Geschichte vielmehr die Kosaken gewesen sind, die ihn

beim Eindringen in Leipzig am 19. Oktober „mit dem Ehrennamen Marschall Vorwärts“ begrüfsten. Überhaupt scheint das Leben Blüchers dem Verf. besondere Schwierigkeiten geboten zu haben; denn S. 202 wird der Leser durch folgende Mitteilung überrascht: ‘Nachdem ihn König Friedrich Wilhelm III. nach der Schlacht an der Katzbach zum Feldmarschall ernannt hatte’ — vgl. übrigens S. 193, wo ihm Verf. diese Würde nach der Schlacht bei Leipzig verleihen läfst —, ‘erhob er ihn im Jahre 1815 zum Fürsten von Walstatt’. Richtig ist, dafs die Ernennung zum Feldmarschall in Leipzig stattfand und die Erhebung zum Fürsten von Wahlstatt durch Kabinettsorder: Paris, den 3. Juni 1814. Den Irrtum, als habe König Wilhelm I. an seine Gemahlin, die Königin Augusta, nach der Schlacht bei Sedan geschrieben: ‘Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!’ teilt Verf. mit vielen. Der Dreibund kam nicht 1887 (S. 250) zu stande, sondern schon 1883 und wurde 1887 zum ersten Male erneuert. In dem tabellarischen Anhang wird Lauenburg irrtümlich unter dem Jahre 1864 als preufsische Erwerbung bezeichnet, die doch erst der Gasteiner Vertrag von 1865 zeitigte.

Mit besonderer Sorgfalt ist das Feld der historischen Anekdoten angebaut, die in einem Lesebuche „für unser Volk und Heer“ ja ganz an ihrem Platze sind, wenn sie als solche bezeichnet werden, aber nicht, wenn sie im Gewande geschichtlicher Wahrheit auftreten, zumal nicht in einem Buche, das „zunächst als Leitfaden für den vaterländischen Geschichtsunterricht in Seminaren, Präparandenanstalten, Mittel-, Fortbildungs-, Realschulen, Gymnasien u. s. w. bestimmt“ ist. Die geschichtliche Haltlosigkeit der oft erzählten Begegnung Friedrichs d. Gr. mit den österreichischen Offizieren nach der Schlacht bei Leuthen im Schlosse zu Lissa (S. 131) hat Koser (Forschungen zur Brandenb. und Preufs. Gesch. 1888, Bd. I S. 605—618) unwiderleglich nachgewiesen. S. 141 wird ‘die weltbekannte Geschichte von der Mühle zu Sanssouci’ wieder aufgetischt, ebenso S. 200 ‘die Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht’ u. s. w. Dafs in dem Buche auch Widersprüche vorkommen, ist umsoweniger verwunderlich, als sich nirgends eine Hindeutung auf selbständiges Quellenstudium oder kritische Benutzung abgeleiteter Darbietungen erkennen läfst, die mit volkstümlicher Prägung des Stoffes sehr wohl vereinbar sind. So wird S. 92 die Kurfürstin Dorothea, die zweite Gemahlin des Grofsen Kurfürsten, die Begründerin der Dorotheenstadt Berlins genannt, S. 100 dagegen der Grofse Kurfürst als Begründer. S. 163 läfst Verf. Friedrich Wilhelm III. über Küstrin, ‘wo er mit seiner Gemahlin und seinen Kindern zusammentraf’, nach Königsberg flüchten, S. 133 aber die Königin Luise ‘mit ihren Kindern zunächst nach Stettin und dann nach Königsberg’ eilen. Ein anderer Widerspruch, die Ernennung Blüchers zum Feldmarschall betreffend, ist schon oben erwähnt worden.

An der Aufgabe, ein Buch zu schreiben, das zugleich als Leitfaden für höhere Schulen und als Lesebuch für Volk und Heer bestimmt ist, mufste Verf. scheitern, weil beide Zwecke unvereinbar sind. Denn ein solcher auf wissenschaftlicher Grundlage beruhender Leitfaden mit seiner Kürze und Beschränkung auf das Notwendigste, dessen Auswahl und Form nach der Fassungskraft der Schüler, dem Ziele und der Zeit des Unterrichts getroffen wird, kann zwar den darnach unterrichteten Schülern als Lesebuch dienen, aber nicht „zugleich ein Lesebuch für unser Volk und Heer" sein, das in volkstümlicher Darstellung und epischer Breite einherschreiten mufs, dessen Verfasser auch Blumen am Wege pflücken und den Leser zuweilen von der grofsen Heerstrafse des geschichtlichen Fortschritts auf Seitenpfade geleiten darf, um Herz und Geist Erfrischendes zu bieten. Ein Lesebuch für Volk und Heer wird das besprochene werden können, wenn es der notwendigen Umgestaltung unterworfen worden ist.

Stargard i. Pomm. R. Brendel.

Harry Brettschneider, Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Vier Teile, enthaltend die Lehraufgaben der Quarta bis Untersekunda einschliefslich. Halle a. S. 1898 und 1899, Buchhandlung des Waisenhauses. I. Teil VI u. 100 S. II. Teil 92 S. III. Teil 86 S. IV. Teil 124 S. 8. Je 1 M.

Unter den seit vielen Jahren im Gebrauch befindlichen Leitfäden der Geschichte für mittlere Klassen scheint mir nach längeren Erfahrungen der von David Müller-Junge der beste zu sein. Für diese Unterrichtsstufe ist besonders wichtig die anschauliche, lebendige Darstellung, die es dem Schüler ermöglicht, Ereignisse und namentlich Persönlichkeiten klare Gestalt gewinnen zu lassen, so dafs er für sie Teilnahme empfindet, womöglich begeistert wird. Dazu reicht aber die Vorerzählung des Lehrers nicht aus, vielmehr müssen die Schüler in ihrem Lehrbuche nachlesen können, so dafs ihnen der Zusammenhang klar wird und sie auch eine einigermafsen zusammenhängende Wiedererzählung zu bieten vermögen. Gerade das ermöglicht der genannte Leitfaden mehr als z. B. der von Eckertz[1]). Nun ist auf der in den mittleren Klassen errichteten einfachen, aber festen Grundlage in den oberen der Bau weiter aufzuführen, zu sichern und im einzelnen etwas auszuschmücken; nicht aber handelt es sich um einen Neubau. Das hier gebrauchte Hilfsmittel mufs also stets in möglichst engen, wohlerwogenen, sachlichen und formellen Beziehungen zu dem auf der mittleren Stufe benutzten Buche stehen[2]).

---

[1]) Auch angesichts der soeben — d. h. drei Wochen nach Schulanfang — erschienenen 23. Auflage, in der wenigstens teilweise die dringend nötige Umarbeitung endlich erfolgt ist, mufs ich bei obigem Urteil verharren.

[2]) „Von einer Seite ist das Erscheinen des mittleren Kursus fast zur Bedingung für den Gebrauch des oberen gemacht worden", heifst es bei Brettschneider Teil 2 S. III.

Der richtige Weg wäre daher wohl der, zunächst dieses, dann jenes zu verfassen. Jüngst ist das umgekehrte Verfahren wiederholt eingeschlagen, z. B. von Wessel, Schultz und auch von Brettschneider. Dieser, der „auf vieljährige Erfahrung“ zurückblickt und durch sein (in dieser Zeitschrift im Jahrgang 1894 S. 43 und 1895 S. 478 etwas zu ungünstig beurteiltes) Hilfsmittel für die oberen Klassen und seine didaktische Schrift „Zum Unterricht in der Geschichte“ vorteilhaft bekannt geworden ist, hat mit glücklicher Feder auch ein Unterrichtswerk für die Mittelstufe verfafst. Wenn es auch nicht den eingangs erwähnten Leitfaden in den Schatten zu stellen vermag, so weist es doch grofse Vorzüge auf. Ich glaube es allen Fachgenossen zur Prüfung empfehlen zu können. Denn nach einigen Richtungen hin ist in ihm ein methodischer Fortschritt zu erblicken, und darauf, weniger auf Einzelheiten, will ich etwas näher eingehen.

Verf. sagt im Vorwort zum 1. Teile mit Recht, dafs kein Unterrichtsgegenstand „einer festen didaktischen Tradition“ noch in dem Grade entbehren dürfte wie die Geschichte, und dafs die Lehrbuchfrage allein Sache der Praxis ist. Die Darstellung seines Hilfsbuches hat er nicht zu eingehend gestaltet, damit der Lehrer nicht überflüssig werde, aber auch nicht zu dürftig, „damit der Fassungskraft der Schüler nicht zuviel zugemutet werde“. Mir scheint, es ist ihm gut gelungen, die richtige Mitte inne zu halten; nur bei § 91 im ersten Teile und bei § 43 im zweiten Teile hege ich leise Zweifel. Ein blofser Streit um Worte dürfte es übrigens sein, wenn Verf. im 2. Teile S. III sich gegen die Bezeichnung „Lehrbücher“ wendet im Unterschied von „Hilfsbüchern“; setzen jene sich wirklich „mehr oder weniger an die Stelle des Lehrers“, so liegt das ausschliefslich an diesem selbst, soweit ich nach meiner Kenntnis der sehr zahlreichen Schulbücher zu beurteilen vermag.

Als Beispiel für Auswahl und Behandlung des Stoffes sei angeführt, was in dem 1. Teile S. 20 über die Veranlassung zu den Perserkriegen sich findet. Und damit klarste und zugleich kürzeste Kritik geübt wird, möge die Darstellung, wie ich meinerseits sie etwa geben würde, daneben gesetzt werden. Der Sperrdruck soll hervortreten lassen, welche Thatsachen meines Erachtens in vollerer Form nur in dem Lehrbuche für IV, knapp oder überhaupt nicht in dem für O II enthalten zu sein brauchen, entsprechend dem verschiedenen Standpunkte beider Stufen.

Verf.

„Das persische Reich war durch **Eroberung** entstanden. Somit ist es begreiflich, dafs Darius es durch Eroberung zu erweitern trachtete. Er unternahm einen Zug gegen die Skythen, welche nördlich vom Schwarzen Meere wohnten, und überschritt die Donau auf einer Brücke,

Ref.

Auch Darius wollte sein ungeheures Reich durch **Eroberungen** vergröfsern. Er zog mit einem gewaltigen Heere über die Donau, um die **Scythen** zu unterjochen. Aber seine Scharen gerieten in den Steppen am Schwarzen Meere in solche Not, dafs er sich endlich zum Rück-

deren Bewachung griechischen Fürsten anvertraut wurde. Da machte **Miltiades**, der ein Fürstentum auf dem thracischen Chersonés besafs, den Vorschlag, die Brücke abzubrechen, damit der König umkäme. Doch dem widersprach **Histiäus** von Milet; und so fand Darius, als er aus Mangel an Lebensmitteln umkehren mufste, die Brücke erhalten. Miltiades floh nach der Heimat seines Geschlechtes, nach Athen, von wo sein Oheim einst ausgewandert war; Histiäus aber erhielt vom Könige zum Dank ein Fürstentum in Thracien.

War auch die Eroberung des Skythenlandes mifslungen, so hatte der Kriegszug des Darius doch das Ergebnis, dafs Thracien unterworfen wurde. Es war zu erwarten, dafs die Perser hier nicht Halt machen würden: auch die Freiheit der Griechen war nun bedroht. Vorläufig aber wurde König Darius durch einen Aufstand der ionischen Griechen an der Verfolgung solcher Pläne gehindert.

zuge entschliefsen mufste. Zur Bewachung der Brücke waren die Machthaber der ionischen Städte zurückgelassen. Da ihre Herrschaft nur unter persischem Schutze gesichert war, so leisteten sie willig Heeresfolge. Unter ihnen befand sich der Athener **Miltiades**, dessen vom Oheim geerbtes Fürstentum auf dem thracischen Chersones die Perser unterworfen hatten. Dieser riet, auf die Nachricht vom Rückzuge, die Brücke abzubrechen und sich unabhängig zu machen. **Histiäus** aber, der Tyrann von Milet, widersprach aus Furcht, von seinen Unterthanen vertrieben zu werden. Die anderen stimmten ihm bei, und der Grofskönig war gerettet. Um seiner Rache zu entgehen, kehrte Miltiades nach Athen zurück, wo er noch zu grofsen Thaten als Vorkämpfer für die fortan bedrohte griechische Freiheit bestimmt war.

Nämlich es war Histiäus, gegen den der Verdacht entstanden war, er plane Verrat, unter ehrenvollem Vorwande nach Susa berufen und dort festgehalten worden. Von hier aus schickte er an seinen Schwiegersohn **Aristagoras**, der in Milet sein Nachfolger geworden war, geheime Botschaft, er möge die griechischen Städte zur Empörung bringen. Der Anschlag gelang. Nun wandte sich Aristagoras um Hilfe an das Mutterland. Von Sparta wurde er abgewiesen; doch **Athen** schickte 20 und **Eretria** auf Euboia 5 Schiffe zu Hilfe. Die Aufständischen verbrannten Sardes. Aber inzwischen hatte Darius ein starkes Heer gesammelt, welches die Griechen zu Lande schlug, worauf die Athener nach Hause segelten. Bei dem weiteren Vordringen der Perser kam Aristagoras und auch Histiäus ums Leben: diesem war es gelungen, dem Könige vorzuspiegeln, er wolle den Aufstand dämpfen. Eine griechische Flotte wurde infolge der Uneinigkeit ihrer Führer bei **Lade**, einem Inselchen gegenüber Milet, geschlagen, worauf **Milet** selber von den Persern erstürmt wurde. Damit war

Darius schenkte dem Histiäus aus Dankbarkeit einen Landstrich im südlichen Thracien. Da der kluge Grieche aber seine Macht zu erweitern suchte, so berief ihn Darius unter ehrenvollem Vorwande nach Susa. Histiäus merkte bald, dafs er „goldene Fesseln“ trüge und reizte deshalb seinen Schwiegersohn und Nachfolger in Milet, **Aristagoras**, zum Aufstande an (er schrieb seine Aufforderung auf den kahl geschorenen Schädel eines Sklaven). Der Anschlag gelang. Da die ionischen Städte allein aber zu schwach waren, so wandte sich Aristagoras um Hilfe an das Mutterland. Der Spartanerkönig Kleomenes wies ihn ab: der auf einer Erztafel ihm gezeigte Weg nach Susa erschien ihm zu weit. Von **Athen** aber erhielt Aristagoras 20, von **Eretria** auf Euboia 5 Schiffe. Die Aufständischen äscherten Sardes ein (darob geriet Darius in gewaltigen Zorn und trug einem Sklaven auf, ihm täglich beim Mahle zuzurufen: „Herr, gedenke der Athener!“), wurden dann aber infolge ihrer Uneinigkeit und wegen der Überlegenheit der Perser besiegt. Nun segelten die Athener

der Aufstand zu Ende. **Ionien war nun wieder den Persern unterworfen.**"

und Eretrier nach Hause, die Ionier aber wurden zur See bei **Lade**, einem Inselchen gegenüber Milet, geschlagen. Die Perser zerstörten darauf **Milet** und nahmen eine Küsten- und Inselstadt nach der anderen ein. Histiäus hatte durch allerlei Vorspiegelungen von Darius seine Entlassung erlangt, bei seinen Landsleuten aber keine Aufnahme gefunden (sie trauten ihm nicht); als Freibeuter ward er von den Persern ans Kreuz geschlagen. Auch Aristagoras nahm ein ruhmloses Ende.

Für IV scheint es mir also ratsam, einige rein persönliche, aber recht bezeichnende Einzelheiten zur Belebung der Darstellung aufzunehmen; in den späteren Teilen ist das nicht mehr so erforderlich. Wie bei jenem Abschnitte, so ist auch sonst völlige Zustimmung überhaupt unmöglich. Aber in den Grundanschauungen herrscht zwischen Br. und mir Einverständnis. Die nicht seltenen Verweisungen auf Früheres sind didaktisch wichtig. Sie setzen natürlich voraus, dafs die Schüler nach ihrem Aufrücken in die höhere Klasse im Besitz des Hilfsbuches der früheren bleiben.

Die Gliederung des Lehrstoffes ist in den Grundzügen dieselbe wie im Hilfsbuche für die obere Stufe; die Abweichungen ergeben sich aus leicht verständlichen Rücksichten. Die erste Periode des Mittelalters ist bis 919 geführt (im Buche für U I bis 843), die weitere Einteilung ohne Rücksicht auf die Herrschergeschlechter aber beibehalten. Neu in solchem Lehrmittel dürfte das Verfahren sein, auch äufserlich durch Ziffern und durch den Druck die eingehende Gliederung kenntlich zu machen, damit sowohl dem Lehrer der Unterricht wie dem Schüler die Wiederholung erleichtert wird. In den ersten Teilen scheint mir aber in diesem recht löblichen Bestreben etwas zu weit gegangen zu sein. Vgl. I S. 18: „Kyros unterwarf 1. Medien. 2. Darauf bezwang er Lydien" oder II S. 70: „Das Konzil zu Konstanz hatte drei Aufgaben zu lösen: 1. die Aufgabe, die Einheit der Kirche wieder herzustellen; 2. die Aufgabe, über die Ketzerei des Johann Hus zu befinden; 3. die Aufgabe, die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformieren". Bei 3. werden dann wieder „zwei Dinge" hervorgehoben: 1) das unsittliche Leben der Geistlichen, 2) die hohen Steuern. An solchen und ähnlichen Stellen herrscht doch unnötige Weitschweifigkeit. Auch verfährt Verf. nicht immer in derselben Weise. I S. 59f. wird geschieden: „a) Ursache. Veranlassung. b) der Hannibalische Krieg bis 216", S. 82 aber: a) Ursache. b) Veranlassung. c) Verlauf. § 17 b) findet sich die § 66 ausdrücklich gegebene Gliederung nicht, und sie scheint auch unnötig.

Die Schule hat den Zeitforderungen vorsichtig Rechnung zu tragen; denn für das wirkliche Leben der Gegenwart wollen wir doch unsere Zöglinge bilden. Ein auf dem festen Grunde der Einzelkenntnisse beruhendes Verständnis gewisser staatlicher und wirtschaftlicher Begriffe nun müssen die Schüler mit ins Leben nehmen. Deshalb ist schon in den mittleren Klassen dafür Sorge zu tragen, dafs ihnen die allerwichtigsten einigermafsen nahe gebracht werden. „Der Unterricht in den Oberklassen rückt nicht von der Stelle, wenn Dinge wie Strafrecht und bürgerliches Recht, Reichsstände und Landstände, Reichsunmittelbarkeit und Landeshoheit, direkte und indirekte Steuern — jedesmal erst erklärt werden müssen". Br. hat in dieser Hinsicht allen billigen Anforderungen völlig entsprochen, sich aber wohl gehütet, dem Schüler der Mittelklassen „mit anscheinend wissenschaftlichen, thatsächlich oft dilettantischen Definitionen zu kommen, noch gar in systematischer Zusammenstellung. Derartige Dinge sind zu erläutern an der Stelle, wo sie im geschichtlichen Zusammenhange vorkommen, und zwar — möglichst durch Beispiel und Anschauung". So heifst es III S. 14: „säkularisieren vom lat. saeculum 'das Jahrhundert', allgemeiner 'die Zeitlichkeit, Weltlichkeit' im Gegensatz zur Ewigkeit, dem der Kirche Zugehörigen, also = weltlich machen" oder S. 70: „Salz wurde Staatsmonopol (d. h. nur der Staat durfte Salz gewinnen und verkaufen. Monopole haben den Zweck, die Staatseinkünfte zu vermehren)".

Der Teil für OIII ist im Verhältnis zu den anderen etwas dünn ausgefallen. Br. beruft sich zur Erklärung auf die gegenwärtig geltenden preufsischen Lehrpläne, nach denen die Aufgabe der Klasse „etwas zu klein" sei. Allerdings geht es nicht an, die brandenburgische Vorgeschichte oder die preufsische Provinzialgeschichte ausführlicher zu behandeln. Aber weshalb sind nicht die zum Verständnis der deutschen Geschichte unentbehrlichen europäischen Ereignisse, wie die Kämpfe zur Zeit Ludwig XIV. und der nordische Krieg, etwas eingehender dargestellt? Da mufs die OIII gerade so gut wie die UII der OI vorarbeiten, so dafs in dem gewöhnlich zu ausführlichen Leitfaden für die letztgenannte Klasse manche Thatsachen nicht wiederholt zu werden brauchen, vielmehr der Lehrer sich mit Hinweisen auf das früher benutzte Buch begnügen kann. Über den Verrat in Strafsburg 1681 z. B. findet sich bei Br. (S. 61) nichts und über Prinz Eugen zu wenig.

Wiederholungstabellen im Anhange sollen dem Schüler, „wenn er dem Unterricht aufmerksam gefolgt ist, das Nachlesen des Textes der Darstellung überhaupt ersparen. Die Stichworte, die er in der Tabelle findet, werden ihn sofort an die Bedeutung und den Zusammenhang der Dinge erinnern". In dieser Hinsicht bin ich etwas anderer Meinung. Nach meinen im Westen und im Osten gemachten Erfahrungen eignet sich der Schüler den unentbehrlichen Lernstoff dann am sichersten und liebsten an und

frischt ihn für zusammenfassende Wiederholungen dann am einfachsten und zugleich am umfassendsten auf, wenn er in allen Klassen ein und dasselbe möglichst kurze, tabellarische Hilfsmittel benutzt, das nur den Lernstoff, zugleich aber das vollständige Gerüst des geschichtlichen Gebäudes nach einheitlichen Umrissen enthält, nicht aber, wenn er in jeder Klasse eine neue Wiederholungstabelle (im ganzen also sieben!) vorfindet, wie bei Br. Ich stimme aber durchaus zu, wenn er sagt: „Überbürdung wird hervorgerufen nur durch die Zusammenhanglosigkeit des historischen Unterrichts, das mechanische Einpauken toter Begriffe und vereinzelter Thatsachen. Wo aber Zusammenhang ist, da ist Klarheit; und wo Klarheit ist, da ist keine Überbürdung“.

Was die Schreibart der Eigennamen im 1. Teile angeht, so mufs der gewöhnliche Gebrauch allein entscheiden. Folgerichtige Durchführung eines Grundsatzes würde unzweckmäfsig sein. Ob aber die Formen Kleisthenes und Kleitos neben Darius und Pisistratus stehen dürfen, scheint mir doch fraglich.

Manche sachliche und sprachliche Einzelheit wird Verf. bei einer 2. Auflage wohl selbst ändern. Um nicht noch mehr Raum zu beanspruchen, führe ich nur Folgendes an. I S. 41 unten „wollte“ nach „Anerbieten“. S. 48 Klienten nur „Tagelöhner“. S. 79 „beabsichtigte“ und „Bewerbung“ nacheinander. II S. 26 „Rettung geschah“, „kaufen that man“. Die Aufzählung in § 71 scheint am Schlufs von § 79 besser angebracht. S. 46 „der Investiturstreit“ ist eine zu enge Bezeichnung (vgl. § 79 Schlufs). Wäre nicht der Abschnitt „die Kreuzzüge“ in einem für III bestimmten Buche besser mit der Kaisergeschichte verbunden? III S. 4 § 7 b) könnte vereinfacht werden. S. 11 § 14 Luthers Worte stehen nicht unzweifelhaft fest. S. 21 vermisse ich die Belagerung von Metz. S. 24 § 32 b) ungeschicktes Satzgefügė, ebenso IV S. 15 § 15. III S. 27 § 36 die Ursache ist nicht hervorgehoben; statt des Vorblickes wäre besser § 46 ein Rückblick gegeben. S. 38 § 49 „Ostabhang“ trifft für Anhalt nicht zu. S. 61 der Vers stand auf einer Medaille. S. 73 § 93 der Name mufs erklärt werden („staatliche Festsetzung“). IV S. 9 § 9 Schlufs war Friedrichs zweimalige Anfrage an Maria Theresia zu erwähnen, dafür konnte S. 10 die „Citation“ fehlen. S. 15 § 16 „überlebend“ ist überflüssig. S. 19 für „à la vedette“ liest man gewöhnlich „en vedette“. S. 24 unten Regie-Verwaltung. S. 25 § 27 „That vor“ statt „gegenüber“. S. 70 § 81 1. und 2. können zusammengefafst werden. S. 71 b) fehlen Namen wie Al. von Humboldt, Rauch, Schinkel. S. 74 unten mufs es heifsen „mit vollendetem 25.“; man vermifst den Zusatz: „beide Kammern können Gesetze vorschlagen“. S. 77 § 88 ist das Londoner Protokoll nicht erwähnt; § 94 war darauf hinzuweisen. S. 80 ist „mittelbar“ nicht ganz klar. S. 82 „Staatshaushaltsetat“ ist eine — allerdings auch amtlich gutgeheifsene — Tautologie. S. 86 mufs

„Bistritz“ geschrieben werden. In den kurzen biographischen Angaben — bei Roon vermifst man sie — ist S. 54 das Plusquamperfektum, S. 59f. das Imperfektum angewandt.

Der Druck ist äufserst sorgfältig, die ganze Ausstattung verdient das gröfste Lob! Karten fehlen gänzlich; II S. 32 weist Verf. auf die Karte in Klammern hin. Aber werden die Schüler der Weisung zu Hause alle folgen? Oder sollen sie stets den geschichtlichen Atlas bei sich haben? Ich meine: auch in der Beziehung trifft der im Eingang erwähnte Leitfaden von D. Müller-Junge das Richtige.

Schliefslich hebe ich ganz ausdrücklich hervor, dafs meine im allgemeinen sehr anerkennende Besprechung auch auf Erfahrungen beruht, die ich in verschiedenen Klassen mit verschiedenen Abschnitten des Br.schen Hilfsbuches gemacht habe. In UII legte ich es fünf Stunden dem Unterricht zu Grunde.

Görlitz. E. Stutzer.

R. H. Blochmann, Die Sternkunde, gemeinfafslich dargestellt. Mit 69 Abbildungen, 3 Tafeln, 2 Sternkarten. Stuttgart 1899, Strecker und Moser. XVI u. 315 S. 8. 5 M.

Wenn auch in den letzten Jahren mehrere gute populär-astronomische Werke erschienen sind, so dürfte das vorliegende aller Wahrscheinlichkeit nach doch rechten Anklang und weite Verbreitung finden. Denn während die populären Astronomieen von Newcomb-Vogel, Littrow-Weifs, W. Meyer umfangreiche Werke sind, die oft auch von Fachmännern, besonders wegen ihrer Verzeichnisse der Doppelsterne, Bahnelemente und physikalischen Konstanten der Planeten u. s. w. zu Rate gezogen werden, so ist die Blochmannsche „Sternkunde“ ein Buch von bescheidenem Umfange, dafür auch von billigerem Preise, welches sich nach des Ref. Meinung namentlich an die Jugend wendet, wenn es auch von Erwachsenen gewifs gern gelesen werden wird. Verf. hat sich seine Aufgabe dadurch nicht etwa leicht zu machen gesucht, dafs er, wie Ref. glaubt, namentlich ein jugendliches Publikum als seinen Leserkreis voraussetzt, sondern dürfte eher die Worte sich zur Richtschnur genommen haben, dafs für die Jugend das beste gerade gut genug sei.

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte, deren erster „die Beziehungen der Gestirne zu einander“, mit andern Worten: die mathematische Geographie behandelt, der zweite die astronomischen Instrumente, der dritte die Bewegungen der Himmelskörper und der vierte ihre physikalische Beschaffenheit. Näher auf den dargebotenen Stoff einzugehen, würde hier zu weit führen. Verf. hat es verstanden, dem Leser von den einzelnen Gebieten wie Zeitrechnung, Finsternissen, Störungen, Photographie, Photometrie, Himmelsmechanik u. s. w. dem Rahmen des Werkes entsprechend

nicht zu viel und nicht zu wenig zu bringen. Die Schreibweise ist glatt, leicht verständlich und interessant. Eine genügende Anzahl von Abbildungen, unter denen die des Mondes besonders hervorzuheben sind, ist dem Texte beigegeben.

Ohne den Wert des Buches dadurch herabdrücken zu wollen, möchten wir den Leser doch auf einige Versehen des Verf.s hinweisen. Auf S. 74 wird die Anziehungskraft des Mondes auf die Erde mit der Sonne verglichen und gesagt, dafs durch die geringe Entfernung des Mondes „zum grofsen Teil“ der durch die Verschiedenheit der Mafse hervorgerufene Unterschied der Anziehung ausgeglichen würde; die Anziehung des Mondes auf die Erde beträgt immerhin nur $^1/_{150}$ der Sonnenanziehung. — Als typisches Bild eines Mauerquadranten kann der auf S. 85 dargestellte nicht gelten. Wesentlich ist nicht die senkrecht zum Quadranten stehende Mauer, die allerdings beim Tychonischen Quadranten vorhanden war, später aber fortfiel, sondern die parallel zu ihm stehende, hier nicht abgebildete, auf der er, auch bei Tycho, befestigt war. — Sonderbarer Weise ist auf S. 175 bei Aufzählung der auf der Sonne vorkommenden Elemente das Eisen nicht mit aufgeführt, obwohl es bei weitem am sichersten, durch über 1000 Spektrallinien, nachgewiesen ist. — Wenn es ferner auf S. 177 heifst: „Das Spektrum der Corona zeigt deutlich jene dunklen (Fraunhoferschen) Linien“, so liegt hierin mindestens eine Übertreibung. Vorhanden werden die dunklen Linien wohl sein, jedenfalls dann aber nur aufserordentlich schwach, denn wenn auch einige Beobachter sie wahrgenommen haben wollen, so haben die meisten sie doch nicht erkennen können. — Zu S. 178 ist zu bemerken, dafs das Coronium, wenn man seine Existenz durch jene grüne Linie als nachgewiesen ansehen will, nicht nur in der Chromosphäre, sondern auch in der Corona vorkommt, welchem Umstand es auch seinen Namen verdankt. — Die Erklärung für die Erhaltung der Sonnenstrahlung durch die Kontraktion der Sonne rührt von Hermann von Helmholtz her, nicht von seinem Sohne Robert, wie S. 179 gesagt ist. Dafs (S. 193) „der senkrechter auffallende Lichtstrahl dem Erdboden mehr Wärme zuführt als der horizontale“ ist zu populär ausgedrückt auf Kosten der Richtigkeit. In Laienkreisen traut man allerdings dem senkrechten Strahl wohl eine gröfsere Kraft zu als dem horizontalen, die Wahrheit aber ist, dafs ein Strahlenbündel, je näher es senkrecht auffällt, eine um so geringere Fläche trifft und diese daher um so mehr erwärmt.

Diese Versehen oder Ungenauigkeiten können aber dem Wert des Ganzen keinen grofsen Abbruch thun. Jeder wifsbegierige Schüler von etwa 16 Jahren an, aber auch jeder in der Astronomie noch wenig bewanderte Erwachsene wird gern und mit Nutzen in dem sich auch durch schöne Ausstattung empfehlenden Buche lesen.

Jena. Otto Knopf.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

24. Hauptversammlung des Vereins von Lehrern höherer Unterrichtsanstalten der Provinz Hessen-Nassau und des Fürstentums Waldeck.

Wie alljährlich, so fand auch diesmal am Tage vor Himmelfahrt die Hauptversammlung des Vereins von Lehrern höherer Unterrichtsanstalten der Provinz Hessen-Nassau und des Fürstentums Waldeck statt. Über 200 akademisch gebildete Lehrer aus allen Teilen der Provinz hatten sich dazu in der Aula der Oberrealschule zu Hanau eingefunden. Auch Se. Excellenz Herr Oberpräsident Graf Zedlitz-Trützschler nebst den Provinzialschulräten Herrn Geheimrat Dr. Lahmeyer und Herrn Dr. Paehler, Herr Landrat von Schenck und Herr Oberbürgermeister Gebeschus-Hanau nahmen an der Versammlung teil. Herr Gymnasialdirektor Dr. Braun-Hanau als Vorsitzender des Ortsausschusses eröffnete die Verhandlungen um 10 Uhr und hiefs die Erschienenen, besonders die Ehrengäste, herzlich willkommen. Er sprach weiter über das gegenseitige Verhältnis der einzelnen Disciplinen des höheren Unterrichts, der klassisch-philologischen, mathematisch-naturwissenschaftlichen und modern-sprachlichen; sie alle seien Töchter einer Mutter, der philosophischen Fakultät, darum müfsten sie sich auch als solche fühlen und gegenseitig achten. Das sei nicht immer geschehen. Am friedfertigsten seien noch die Altphilologen, die nur ihren Besitzstand zu verteidigen strebten, ohne auf fremdes Gebiet überzugreifen. Die Vertreter der modernen Sprachen möchten bedenken, wie mannigfach sie auf die Hilfe der alten Sprachen, besonders des Lateinischen, angewiesen seien; umgekehrt aber könnten auch die Altphilologen viel von den Neuphilologen lernen, besonders bezüglich des mündlichen Gebrauches der Sprachen. Noch immer habe das Lateinsprechen trotz der Einschränkung des lateinischen Unterrichts guten Erfolg für die sichere Einprägung und Einübung der Sprache; aber selbst im Griechischen liefsen sich noch Sprechübungen anstellen, wie er aus seiner eigenen Praxis mitteilen könne, mit gutem Erfolge. Freilich gleiche ja die heutige Lage der klassischen Philologie an den preufsischen höheren Lehranstalten der Lage Preufsens nach der Schlacht bei Jena: wie seien die Altphilologen noch vor wenigen Jahren so zuversichtlich gewesen — und heute nach der Schulreform? Magno proelio victi sumus. Am besten werde das gegenseitige Verhältnis der einzelnen Disciplinen des höheren Schulunterrichts sich gestalten, wenn jeder das Werk und die Arbeit seiner Kollegen aus den andern Fächern achte und schätze; daraus allein erstehe der Geist echter Kollegialität, der auch die heutigen Verhandlungen durchwehen möge.

Darauf ergriff Herr Oberpräsident Graf Zedlitz-Trützschler das Wort. Er bat, es nicht als leere Redensart aufzunehmen, wenn er sage, er werde mit Interesse den Verhandlungen der Versammlung folgen; er hoffe, gerade für sein Amt als Vorsitzender des Königl. Provinzial-Schulkollegiums hier Belehrung zu finden. Schon in früheren Jahren habe er sich eng verbunden gefühlt mit dem Schulwesen des ganzen Staates und besonders mit den höheren Schulen. Er hege den herzlichen Wunsch, von den Versammelten als Kollege betrachtet zu werden und sich selbst als solcher zu fühlen.

Sodann begrüfste Herr Oberbürgermeister Gebeschus-Hanau die Versammlung namens der Stadt Hanau und des Kuratoriums der Oberrealschule. Die Stadt Hanau habe bewiesen, dafs sie für die Schule alles übrig habe und zu allen Aufwendungen, die im Interesse der Jugendbildung geschähen, bereit sei. In ihrem Namen wünsche er der Versammlung guten Verlauf.

Der Vorsitzende gedachte dann der im Laufe des letzten Jahres verstorbenen Vereinsmitglieder, deren Andenken die Versammlung durch Erheben von den Sitzen ehrte.

Nachdem Herr Oberlehrer Zobel-Wiesbaden als Schatzmeister des ständigen Ausschusses Rechenschaftsbericht über die Vereinskasse und die Ide-Stiftung abgelegt und Decharge erhalten hatte, erstattete der Vorsitzende des ständigen Ausschusses, Herr Prof. Dr. Lohr-Wiesbaden, Bericht über die Thätigkeit des ständigen Ausschusses im abgelaufenen Vereinsjahr und die Entwickelung der Vereinsangelegenheiten. Der Ausschufs sei nicht müfsig gewesen, habe sich vielmehr lebhaft an der Delegiertenversammlung beteiligt und auch mit Mitgliedern des Abgeordnetenhauses Beziehungen unterhalten, um die Interessen des Standes zu fördern. Verschiedene Forderungen des höheren Lehrerstandes seien erfüllt: die neue Prüfungsordnung für die Kandidaten des höheren Schulamts sei erlassen, die deutlich zeige, wie wohlthätig es gewirkt habe, dafs die Vertreter des Standes zu ihrer Vorberatung seitens des Herrn Ministers zugezogen seien. Das einheitliche Prüfungszeugnis sei erreicht: von manchen Seiten sei der Gedanke geäufsert, es sei ein Mangel, dafs noch drei Prädikate beibehalten seien: dem stimme er nicht bei; die drei Prädikate seien ganz richtig bestimmt; die Festsetzung nur des einen Prädikates „bestanden“ würde der Mittelmäfsigkeit Thür und Thor geöffnet haben, und das würde ein Schaden für den Stand gewesen sein. Die Vertreter des höheren Lehrerstandes hätten bei der Vorberatung gefordert, dafs nur der Kandidat für bestanden erklärt werde, der die facultas docendi in zwei Fächern für alle Klassen erhalte: aber die oberste Behörde habe aus praktischen Gründen, weil die Zahl dieser Kandidaten zu gering sei, jene Forderung abgelehnt. Ein Fortschritt sei es auch, dafs jetzt Fachmänner, nicht blofs Universitätsprofessoren, überall in den Wissenschaftlichen Prüfungskommissionen säfsen. Ferner sei erreicht die Beseitigung der sog. Funktionszulage an den Staatsanstalten durch Alterszulagen nach 9, 12 oder 15 Jahren; nur an städtischen Anstalten führe sie noch ein viele bekümmerndes Dasein. Leider zerreifse der Nachtragsetat mit seinen für die Lehrer an städtischen Anstalten weit ungünstigeren Bestimmungen die Einheitlichkeit des Standes; besonders schlecht stände es mit den Lehrern an den städtischen Nichtvollanstalten: das dumpfe Murren dieser Kinder Israels in der Wüste sei berechtigt. Mit Recht hätten die Delegierten die geplante Zulage von 600 M für eine ganz kleine Zahl auserlesener Professoren ab-

gelehnt. Erreicht sei es, dafs alle Professoren den Rang der Räte IV. Klasse erhielten. Die Gleichstellung mit den Richtern im Gehalt sei immer noch nicht erreicht. Aber der alte Stellenetat sei wenigstens jetzt ganz verschwunden und in die Rumpelkammer gewandert, in der noch für mancherlei anderes Platz sei. Das nächste Ziel müsse sein, auf eine Herabsetzung der jetzt noch viel zu hohen Pflichtstundenzahl auf 18 Stunden wöchentlich für die älteren, auf 20 für die jüngeren Oberlehrer hinzuwirken.

Der Jahresbericht wurde von der Versammlung mit lautem Beifall aufgenommen. Herr Gymnasialdirektor Dr. Braun-Hanau sprach namens der Versammlung den Wunsch aus, Herr Prof. Lohr möge den Vorsitz nicht, wie er beabsichtige, niederlegen, sondern in gleich trefflicher Weise weiter führen. Als nach einstündiger Frühstückspause die Verhandlungen wieder eröffnet werden, teilt Prof. Lohr mit, dafs er dem allgemeinen Drängen nachgegeben habe und sich zur weiteren Übernahme des Vorsitzes bereit erkläre, was von der Versammlung beifällig begrüfst wird.

Auf Bitte des Herrn Dr. Brunswick wird der ständige Ausschufs ermächtigt, zum Gustav Freytag-Denkmal in Wiesbaden einen Beitrag aus der Vereinskasse nach seinem Ermessen zu bewilligen.

Darauf hielt Herr Prof. Valentin-Frankfurt a. M. den angekündigten Vortrag über „Goethes Faust in der Schule". Der hauptsächlichste Einwand, der gegen die Lektüre von Faust in der höheren Schule erhoben werde, dafs das Gedicht über den Horizont der Schüler hinausgehe, beruhe auf der allgemein verbreiteten Auffassung der Faustdichtung, als ob der Dichter in das Gedicht möglichst viel hineingeheimnifst habe, weshalb man hinter dem Gedicht, hinter den vielen Persönlichkeiten, die darin auftreten, weit mehr suchen müsse, als zunächst scheine. Aber diese Auffassung sei falsch. Faust müsse als realistische Dichtung betrachtet werden; daher müsse man durchaus von den Voraussetzungen ausgehen, die der Dichter selbst stelle. Goethe führe uns in das 16. Jahrhundert, in die Zeit der vorkopernikanischen Weltanschauung, wo man sich nach mittelalterlicher Weise Gott und den Satan körperlich vorgestellt habe, eine Zeit, die beherrscht sei von der Vorstellung von Himmel und Hölle als einander entgegenwirkenden Mächten: die ganze Welt sei nach dieser Vorstellung erfüllt von Geistern, die sich von dem Menschen berufen liefsen. Die Kraft dazu gewinne der Mensch durch die Magie. Diese sei im ganzen Mittelalter von der Kirche niemals geleugnet worden, wenn auch ihre Ausübung als strafbar gegolten habe. In scharfem Gegensatze ständen Gott und der Satan einander gegenüber: zwischen beiden stehe der Mensch; aber er werde nicht ihr willenloser Spielball, sondern in ihm lebe eine Kraft, durch die es ihm möglich werde, sich nach der einen oder nach der anderen Seite hin zu entscheiden, die sittliche Kraft, mit der Gott ihn ausgestattet habe, um die Seligkeit zu erlangen. Es sei nicht als Verbrechen anzusehen, wenn der Mensch nach Erkenntnis des ihm Verborgenen strebe, selbst durch Hilfe der Magie. Etwa 60 Jahre lang habe Goethe an der Faustdichtung geschaffen. Zu wahrer Einheit sei die Dichtung erst gelangt durch den neuen schöpferischen Gedanken, dafs das Böse in der Hand Gottes zum Mittel werden müsse, das Gute zur Gestaltung zu bringen. Zuerst werde der Gegensatz zwischen Gott und Mephisto geschildert: dieser sei nicht Satan selbst, sondern nur einer seiner bösen Geister, eine schalkhafte Natur, der sich unter Gottes

Gesinde mengen könne. Faust werde ihm von Gott als zu ihm (Gott) gehörig bezeichnet; das reize den Mephisto; Gott überlasse ihm den Faust, solange er auf Erden weile, damit er den Teufel reize. Dann führe uns der Dichter auf die Erde. Faust trete auf, in voller Verzweiflung, da sein Streben nach Erkenntnis des Überweltlichen ihn zu keinem Resultat geführt habe; er stehe unmittelbar vor dem Selbstmorde. Gott greife jetzt ein, nicht persönlich, sondern durch die guten Geister, durch das Ertönen der Osterglocken, des Gesanges aus der Kirche. So werde der Verzweifelnde der Erde wiedergewonnen. Jetzt trete Mephisto an ihn heran in der Pudelscene, die aber zugleich die Beschränktheit der Macht des Mephisto zeige, da er nicht aus eigener Kraft aus dem Hause fort könne. In der alten Faustsage werde der Bund zwischen Faust und dem Teufel geschlossen, um Faust eine Menge von Genüssen zu verschaffen, die er sonst nicht hätte erreichen können. Anders bei Goethe: nicht der Genufs an sich sei das Ziel des Goetheschen Faust, sondern er wolle sich nur im Genufs betäuben, weil er sein höchstes Ziel, die Erkenntnis, nach der er strebe, nicht erreichen könne; daher wünsche er einen Augenblick solchen Glückes zu haben, wo er sagen könne: „Verweile doch, du bist so schön!“ Da Mephisto bei dem Charakter Fausts nicht daran denken könne, dies gleich durch das erste Erlebnis zu erreichen, so ergebe sich eine ganze Reihe von wechselnden Erlebnissen. Sie führten in mancherlei Gegenden und Lebenskreise; daher sei jedesmal vor der eigentlichen Handlung eine Vorbereitung nötig, so z. B. vor dem Erlebnis in Auerbachs Keller selbst als Vorbereitung die Schülerscene. Mit dem ersten Erlebnis in Auerbachs Keller scheitere Mephisto. Faust finde keine Befriedigung und wende sich mit den Worten: „Ich hätte Lust, nun abzufahren“, von dem wüsten Treiben ab; ebenso widerstehe ihm das tolle Wesen in der Hexenküche. Mephisto müsse also kräftiger zugreifen: das geschehe in der Gretchentragödie. Obwohl Fausts Sinnlichkeit durch den Hexentrank erregt sei, scheue er sich doch vor der Macht der reinen Jungfräulichkeit; Mephisto müsse stets antreiben und schüren, trotzdem aber finde Faust nicht den ersehnten Augenblick reinen Genusses wegen seiner steten Gewissensbisse. Daher sehe Mephisto sich gezwungen, ihn von Gretchen zu entfernen: deswegen führe er ihn in das ausgelassene Treiben der Walpurgisnacht auf den Brocken. Aber gerade dort inmitten des tollen Spukes schaue Faust das Idol, das ihm die Erinnerung an Gretchen wieder wachrufe. Deshalb führe Mephisto ihn ins Theater (Oberon und Titania) und dann in den Kerker. Inzwischen aber habe Gretchen sich geläutert; sei sie auch der irdischen Gerechtigkeit verfallen, so sei doch ihre Seele gerettet, wie die überirdische Stimme ausrufe: „Sie ist gerettet“.

In der kleinen Welt sei es Mephisto nicht gelungen, Faust den ersehnten Augenblick reinen Genusses zu verschaffen: daher führe er ihn im zweiten Teil in die grofse Welt hinüber, um ihn die unablässig ihn peinigenden Gewissensqualen vergessen zu lassen, an den Hof des Kaisers. Hier sei anscheinend Mephisto seinem Ziele am nächsten; da geschehe das Merkwürdige: Faust als Zauberer solle den schönsten Mann und die schönste Frau des Altertums, Paris und Helena, herbeischaffen. Mephisto aufgefordert, ihm dazu zu verhelfen, müsse erklären, dafs hierzu seine Macht nicht ausreiche, da er als mittelalterlich-christlicher Teufel über die unter ihren eigenen Beherrschern, Pluto und Proserpina, stehende heidnische Unterwelt keine

Gewalt habe. Er weise Faust an die Mütter, die als geheimnisvolle Göttinnen dem raum- und zeitlosen Reiche der Ideen vorstehen, um mit ihrer Hilfe zwar nicht Paris und Helena selbst, aber doch die Urbilder ihrer Gestalten heraufzubeschwören. So sehe Faust sich auf selbständiges Handeln angewiesen; von da an sinke Mephistos Einflufs mehr und mehr mit der steigenden Selbständigkeit Fausts. Sowie Faust nachher die Helena erblicke, ergreife ihn die Macht der Schönheit: er wolle das Schöne besitzen, da er aber nicht bedenke, dafs jene Gestalten nur Ideen seien, sinke er bei Wahrnehmung seines Irrtums ohnmächtig nieder. Nachher folge die Schaffung des Homunculus mit Mephistos Hilfe; aber dieser Homunculus könne aus seiner Retorte nicht heraus; er schlage, um Faust zu heilen, den Weg zur klassischen Walpurgisnacht nach Thessalien vor. Sobald Faust dort den Boden berühre, wache er auf mit der Frage: „Wo ist sie?“ (Helena). Faust bitte den Schatten der Helena bei Persephone los und feiere seine Vermählung mit ihr. Der Sohn aus dieser Ehe sei Euphorion, die verkörperte Poesie. Euphorion falle sich zu Tode, Helena sehne sich, ihm zu folgen, und verschwinde mit allen Gestalten, die sie begleitet hätten. Auch dies Erlebnis habe also nicht den von Mephisto erhofften Erfolg. Darum führe er den Faust zu einem neuen: auf Helenas in eine Wolke verwandeltem Mantel werde Faust in die Heimat zurückgetragen: hier erscheine ihm Gretchens Bild. An Stelle der Sehnsucht nach der irdischen Schönheit trete nun bei Faust die nach Seelenschönheit. In grofsartiger, fruchtbarer Thätigkeit schaffe er ein neues Land durch siegreichen Kampf gegen das Meer: aber er müsse das Peinliche erfahren, dafs das Hüttchen des Philemon und der Baucis, die von dem Neuen nichts wissen wollen, ihn in seinen Plänen störe. Durch die Gewaltthat seiner Diener fänden die beiden Alten den Tod; da Faust dies nicht beabsichtigt habe, so verfluche er schliefslich seinen Verkehr mit der Geisterwelt, der ihm keinen Segen gebracht habe; er werde ein Mensch wie andere. Da aber der Mensch nicht ohne Sorge leben könne, so trete diese nun wieder an ihn heran; er werde körperlich blind; desto reicher aber entwickele sich nun seine Phantasie. Im Vorgefühl geniefse er den höchsten Augenblick und sinke dann tot nieder. Mephisto habe kein Recht auf seine Seele, da Faust den höchsten Augenblick sich selbstthätig errungen habe; daher sei Mephistos Versuch, sich der Seele Fausts zu bemächtigen, vergeblich. So könnten die Engel kommen, um Fausts Seele zum Himmel emporzuführen; die Himmelskönigin Maria sage zu Gretchen, die als Büfserin im Chore der Seligen erscheine: „Komm, hebe dich zu höhern Sphären! Wenn er dich ahnet, folgt er nach“. Mit den Worten des mystischen Chores: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!“ schliefse das Gedicht. Dies Ewig-Weibliche aber sei die göttliche Gnade: sie könne Fausts Seele zum Himmel emporheben, während Gott als strenger Richter ihn sonst nur würde verurteilen können.

Dieser Aufbau des Gedichtes sei auch den Schülern verständlich; natürlich könne man nur in Prima den Faust lesen, aber auch in der obersten Klasse der Realschulen und der höheren Mädchenschulen solle man ihn behandeln: hier müsse der Lehrer in die Erläuterung des Ganges der Handlung die nach seinem Urteil zur Illustration nötigen Stellen des Textes einfügen, ohne dafs die Schüler bezw. Schülerinnen den Text selbst in die Hand bekämen. Überhaupt seien selbst für Vollanstalten die 12 111 Verse des Gedichtes zu viel; es würde auch zuviel Einzelerklärung notwendig sein,

wollte man das Gedicht in unverkürzter Gestalt lesen. Daher sei es auch in Vollanstalten am besten, Text und Erläuterung in gekürzter Gestalt (wie in Valentins Schulausgabe) den Schülern in die Hand zu geben. Eine methodische Behandlung sei nötig in der Weise, dafs stets der Zusammenhang des Ganzen betont werden müsse neben der Einführung in die Einzelheiten. Die Erläuterung müsse in den Vordergrund treten und als Illustration dazu die für das Verständnis des Zusammenhanges nötigen Stellen des Textes gelesen werden.

Die Lektüre des Faust böte einen Schatz der Anregung für Schule und Leben; aber man dürfte sich nicht blofs auf den ersten Teil beschränken. Jetzt stehe es ja allerdings noch so, dafs fast niemand an den zweiten Teil herangehe, weil er zuviel Schwierigkeiten fürchte; aber Goethe selbst habe seine Dichtung nur als einheitliches Werk aufgefafst wissen wollen. Gerade im Jahre 1899, dem hundertundfünfzigsten Geburtsjahre Goethes, würde es eine besondere Ehrung des Dichters sein, seinen Faust in die Schule einzuführen.

Der Vortrag wurde von der Versammlung mit Beifall aufgenommen. Der Vorsitzende dankte dem Redner für seinen geistvollen Vortrag und die lichtvolle Darstellung der Faustdichtung; ob das Gedicht mit Schülern behandelt werden könne, darnach wolle er jetzt nicht fragen; jedenfalls habe er das Gefühl, eben ein Schüler des Vortragenden gewesen zu sein.

Nachdem zum Ort der nächstjährigen Hauptversammlung Limburg bestimmt worden war, erhielt Herr Oberlehrer Dr. Knoegel-Frankfurt a. M. das Wort zu dem Vortrage über „die Lektüre von Ovids Fasti in der Obersekunda der Gymnasien und Realgymnasien“. Er führte aus, früher hätten Ovids Fasti zum eisernen Bestand der Gymnasiallektüre gehört; erst in diesem Jahrhundert sei das Werk in den Hintergrund gedrängt worden, und doch verdiene es gerade jetzt, wo die Behandlung der römischen Geschichte stark eingeschränkt worden sei, erst recht gelesen zu werden. Er habe es im Lessing-Gymnasium mit den Obersekundanern gelesen und beobachtet, dafs sie dem Inhalte reges Interesse entgegengebracht hätten. Bei der Auswahl der Abschnitte sei er folgendermafsen zu Werke gegangen: nach Erklärung der Ausdrücke dies fasti und nefasti habe er aus dem I. Buche die Widmung an Germanicus gelesen, dann den Abschnitt über Janus im Anschlufs an die Kalenden des Januar, ferner über Octavians Ehrung durch Verleihung des Titels Augustus (16. Januar) und den Preis des Friedensschlusses nach den Schlacht bei Actium. Aus dem II. Buche habe er die Verse ausgewählt, wo (5. Februar 2 n. Chr.) Augustus als pater patriae gefeiert werde, dann den Abschnitt über die Vernichtung der gens Fabia, weiter über die Feralia (Totenfest) und die Gebräuche der Totenfeier. Aus dem III. Buche kämen in Betracht die Abschnitte über Numa und Egeria, die Gewöhnung der Quiriten an friedliche Sitten, über die Salier und ihren feierlichen Umzug, über Minerva als Beschützerin der Künste und Wissenschaften, der Zünfte, der Ärzte, Lehrer, Bildhauer, Dichter. Im IV. Buche sei zu lesen der von den Palilia, dem Reinigungs- und Sühnfest zu Ehren der alten Frühlings- und Herdengöttin Pales (21. April) handelnde Teil. Vom V. Buche verdiene der Abschnitt über die Lemuria, die Totenverehrung zur Beruhigung der Lemuren, der Gespenster der Toten, im eigenen Hause (9.—13. Mai) und der über Saturns Herrschaft gelesen zu werden. Aus dem

VI. Buche empfehle sich die Lektüre des Abschnittes über die Vestalia, des Berichtes über das troische Palladium, das im Tempel der Vesta verborgen gehalten worden sei, und über den Tod des Servius Tullius.

Die genannten Abschnitte böten einen in hohem Grade geeigneten Stoff für die Schullektüre; ihr gemeinsamer Wert lasse sich am besten mit den Worten des Dichters zusammenfassen: sacra recognosces annalibus edita priscis. Sie böten 1) Stellen, welche die historisch denkwürdigen Tage behandelten, also eine wertvolle Ergänzung zur römischen Geschichte, 2) den Festkalender, der wegen seines durch und durch nationalrömischen Charakters in ganz besonderem Mafse zur Einführung in das Geistes- und Kulturleben des Römervolkes diene. Gerade für die Obersekunda habe diese Lektüre ihre besonderen Vorzüge: dort werde nach den neuen Lehrplänen die griechische und römische Geschichte, in ein Jahrespensum zusammengedrängt, behandelt; für diesen Unterricht in der römischen Geschichte sei die Lektüre der Fasti eine sehr wesentliche Unterstützung, da sie einmal reiche Ausbeute für die politische Geschichte böten, ferner in die römischen Sagen, besonders aber in die Kulturgeschichte einführten, zumal auf dem Gebiete des Kultus, dessen Kenntnis von der gröfsten Wichtigkeit für die Beurteilung des Geisteslebens eines Volkes sei. Auch sei die Lektüre der Fasti eine gute Vorbereitung für die in Prima nachfolgende des Horaz und Tacitus.

Auch formale Erwägungen sprächen für die Lektüre der Fasti: sie seien in Distichen geschrieben; es sei wünschenswert, dafs die Schüler das Distichon an einem ganzen Werke kennen lernten; Ovid aber sei unter allen Völkern der gröfste Meister im Distichon.

Unter allen Werken Ovids seien gerade die Fasti merkwürdig wegen ihrer Verbindung von Leichtigkeit und Würde. Deshalb bereiteten sie dem Schüler keine Schwierigkeiten, ihr Inhalt aber fessele sein Interesse.

Jedenfalls werde der Einwand erhoben werden, dafs die Einfügung eines neuen Werkes in den Kanon der Schullektüre unthunlich sei. Keineswegs beabsichtige er, die Lektüre des Livius und Sallust zu schmälern, ebensowenig die der Äneis zurückzudrängen: denn wer Vergils Aeneis nicht kenne, der kenne das Römertum nicht. Aber bei aller Wertschätzung dieser Autoren liefse sich doch die zur Lektüre der oben erwähnten Abschnitte der Fasti nötige kurze Zeit erübrigen. Auch Peter erwähne, dafs die Schüler wegen des stofflichen Interesses die Fasti gerne läsen. In dieser Beziehung könne man sie neben Ciceros Briefe stellen, deren Bedeutung als Schullektüre erst neuerdings gebührend gewürdigt sei.

Nachdem auch dieser Vortrag beifällig von der Versammlung aufgenommen war, wurden um 3 Uhr die Verhandlungen geschlossen. Dann fand das Festessen statt, bei welchem Se. Excellenz Herr Oberpräsident Graf Zedlitz den Kaisertoast ausbrachte; Herr Gymnasialdirektor Dr. Braun-Hanau feierte die Mitglieder des Königl. Provinzial-Schulkollegiums; Herr Provinzialschulrat Dr. Paehler dankte hierauf, indem er dem wohlwollenden Interesse des Königl. Provinzial-Schulkollegiums für die Bestrebungen des Vereins von Lehrern höherer Unterrichtsanstalten Ausdruck verlieh; noch eine Reihe weiterer Trinksprüche schlofs sich an.

Höchst a. Main. Adolf Lange.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. G. Reuter, Akademische Freiheit. Ein Wegweiser für Studierende und Abiturienten. Halle a. S. 1899, Eugen Strien. 64 S. 1 M.

2. G. M. Küffner, Die Deutschen im Sprichwort. Heidelberger Doktorarbeit 1899. 93 S.

3. B. Maydorn, Deutsches Leben im Spiegel deutscher Namen. Zwei Vorträge. Thorn 1898, Ernst Lambeck. 53 S.

4. Die höfischen Epiker des deutschen Mittelalters, Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben von P. Hagen und Th. Lenschau. Erstes Bändchen: Hartmann von Aue und Gottfried von Strafsburg. 104 S. kl. 8. geb. 0,80 M. — Zweites Bändchen: Wolfram von Eschenbach. 79 S. kl. 8. geb. 0,60 M. Leipzig 1898, G. Freytag.

5. Paul Jäckel, Egenolf von Staufenberg ein Nachahmer Konrads von Würzburg. Diss. Marburg 1898. 96 S.

6. Österreichische Dichter des XIX. Jahrhunderts. Ausgewählt, mit biographischen Notizen und Anmerkungen versehen von Adolf Mayer. Wien o. J., Karl Graeser (Graesers Schulausgaben 54.—56. Heft). XXIX u. 283 S. 1,50 M.

7. B. Modestov, Unde venerint et qui fuerint Latini. Petersburg 1898, Gebrüder Wolff (Berlin, S. Calvary & Co.). 85 S. gr. 8 mit einer Tafel. 1,60 M. — Die Abhandlung ist in russischer Sprache geschrieben.

8. Ch. E. Bennett, Critique of some recent subjunctive theories. Cornell Studies in Classical Philologie Nr. IX. Ithaca N. Y. 1898, The Macmillan Company. 76 S. gr. 8. geb. 5 sh.

9. A. Gudeman, Latin Literature of the Empire. In two volumes. Vol. I, Prose: Velleius—Boethius. London and New York 1898, Harper & Brothers. XI u. 578 S. kl. 8. geb. 6 sh. Das Buch enthält ausgewählte Stücke (mit kritischen Noten) aus: Seneca rhetor, Velleius, Curtius, Petron, Seneca philosophus, Plinius d. Ä., Quintilian, Tacitus, Plinius d. J., Sueton, Justin, Apuleius, Minucius Felix, Ammian, Boethius. Voraufgeschickt ist jedesmal eine Übersicht über das Leben und die Werke des betreffenden Autors.

10. A. H. Smyth, Shakespeare's Pericles and Apollonius of Tyre. A study in comparative literature. Philadelphia 1898, Maccalla & Co. 112 S. Lex. 8.

11. Schreibvorlagen zur Einübung der griechischen Schrift. Würzburg, Verlag von E. Bauer. 0,35 M. — Die Buchstaben sind in stufenmäfsiger Reihenfolge geordnet. Die Ausstattung ist sehr gut. Die Vorlagen verdienen Beachtung.

12. A. Ludwich, Die Homervulgata als voralexandrinisch erwiesen. Leipzig 1898, B. G. Teubner. VI u. 204 S. gr. 8. 6 M.

13. F. Hahne, Kurzgefafste griechische Schulgrammatik. Teil I: Formenlehre. Dritte Auflage. Braunschweig 1899, C. A. Schwetschke und Sohn. IV u. 113 S. 1,60 M.

14. E. Oder, Ein angebliches Bruchstück Demokrits über die Entdeckung unterirdischer Quellen. Leipzig 1899, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 158 S. 4,50 M. — Sonderabdruck aus Philologus, Supplementband VII.

15. A. Vlachos, Elementar-Grammatik der neugriechischen Sprache. Fünfte, verbesserte Auflage. Leipzig 1899, F. A. Brockhaus. VII u. 90 S. 1,50 M.

16. Sieben Erzählungen von Ludovic Halévy, Guy de Maupassant u. a. Für den Schulgebrauch herausgegeben von E. Pariselle. Leipzig 1899, G. Freytag. XII u. 204 S. geb. 1,50 M.

17. Contes de fées par Lapointe, Laboulaye etc. Für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Mühlau. Leipzig 1899, G. Freytag. X u. 161 S. geb. 1,50 M.

18. S. Gagnebin, Soeur Vic. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Margarethe Altgelt. Leipzig 1899, G. Freytag. VI u. 200 S. geb. 1,50 M.

19. Mrs. Brassey, A voyage in the Sunbeam. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von Augusta Strecker. Mit 12 Abbildungen. Leipzig 1899, G. Freytag. XII u. 140 S. 1,25 M.

20. F. J. Bierbaum, History of the English Language and Literature from the Earliest Times until the Present Day including The American Literature. Fourth Edition. School-Edition, with 24 Portraits. Leipzig 1899, Rofsberg'sche Hof-Buchhandlung. VI u. 189 S. 2,40 M, geb. 2,60 M.

21. M. Wilbrandt, Die politische und soziale Bedeutung der attischen Geschichte vor Solon. Leipzig 1899, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 96 S. 2,40 M. — Sonderabdruck aus Philologus, Supplementband VII.

22. K. Ploetz, Auszug aus der alten, mittleren und neueren Geschichte. Zwölfte, verbesserte Auflage. Berlin 1898, A. G. Ploetz. VIII u. 430 S. geb. 2 M.

23. O. Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen. Zweites Heft. Nebst einem Anhang: Volkstümliches aus dem Nachlasse von Rudolf Hildebrand. Leipzig 1898, B. G. Teubner. V u. 156 S. 1,60 S.

24. K. Geifsler, Mathemathische Geographie, zusammenhängend entwickelt und mit geordneten Denkübungen versehen. Leipzig 1898, G. J. Göschen. 186 S. kl. 8. geb. 0,80 M.

25. Močnik, Geometrische Anschauungslehre für Unter-Gymnasien, bearbeitet von J. Spielmann. Abteilung I: für die 1. und 2. Klasse, 25. Auflage, IV u. 82 S. geb. 75 kr.; Abteilung II: für die 3. und 4. Klasse, 20. Auflage, 91 S. geb. 75 kr. Wien und Prag 1899.

26. E. Schultz, Vierstellige Logarithmen für Gymnasien und Realgymnasien. Zweite Auflage. Essen 1898, G. D. Baedeker. IV u. 86 S. 0,80 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1898 S. 490.

27. F. W. Frankenbach, Die Anwendung trimetrischer Punktordinaten auf die merkwürdigen Punkte des Dreiecks. Progr. Wilhelms-Realschule in Liegnitz 1899. 39 S.

28. K. Fufs und G. Hensold, Lehrbuch der Physik. Mit vielen Übungsaufgaben, einer Spektraltafel und 357 Abbildungen. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Freiburg i. B. 1898, Herdersche Verlagshandlumg. XIX u. 480 S. 4,20 M, geb. 4,65 M.

29. P. Stein, Auswahl von Gesängen für den gemischten Chor der Gymnasien, Real- und höheren Bürgerschulen. Nebst einem Anhange von Turnliedern für den allgemeinen Gesang. Siebente, verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Jaegersche Verlagsbuchhandlung. 113 S. 0,90 M. — Enthält die besten Volkslieder nebst einigen Originalbeiträgen.

30. H. Müller, Hundert frische Lieder zum Gebrauche bei Schülerturnfahrten. Nebst einem Anhange von 30 vierstimmigen Liedern für gemischten Chor. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Jaegersche Verlagsbuchhandlung. VIII u. 156 S. geb. 1 M. — Ein sehr praktisches Liederbuch mit lauter hübschen Gesängen, nach denen sich gut marschieren läfst.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Zu Goethes Gedächtnis.

In seinen Materialien zur Geschichte der Farbenlehre giebt Goethe eine herrliche Charakterschilderung der philosophischen Heroen des Altertums, des Plato und des Aristoteles. Plato sei gleich einem seligen Geiste, dem es beliebte, nur kurze Zeit in dieser Welt zu herbergen, der sich stets nach der Höhe bewege mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder teilhaft zu werden; kurzum, der alles, was er äufsert, auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes beziehe und die Forderung desselben in jedem Busen anzuregen strebe. Aristoteles dagegen stehe zu der Welt wie ein Mann, der in ihr sich heimisch fühlt. Er sei nun einmal hier und solle hier wirken und schaffen. Darum richte er sich baumeisterlich in der Welt ein, mit scharfer Beobachtungsgabe für Grund und Boden und Materialien. — So habe auch Raphael in seiner Schule von Athen die beiden Männer einander gegenübergestellt mit charakteristischer Haltung — Plato weist nach oben, Aristoteles deutet auf die Erde, den uns gegebenen festen Untergrund unseres ganzen Daseins. Was hier nun zur Individualisierung der beiden philosophischen Strebungen und Systeme gesagt ist, könnte es nicht gleichermafsen für die Gegensätzlichkeit unseres grofsen deutschen Dichterpaares, Goethes selbst und seines Freundes Schiller, gelten?

Wenn Schiller schwermütig dichtet:

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl!

so fordert er, dafs der Mensch aus der unbefriedigenden Wirklichkeit sich hinüberretten solle in das Reich der Ideale — dort, „wo die reinen Formen wohnen“ —; wehmütige Resignation sei unser Los; die Pflicht in ihrer starren Forderung geleite uns durchs Leben, und argwöhnisch müfsten wir uns im steten Hinblick auf die Abstraktionen und Ideale den konkreteren Lebensäufserungen unseres einzelnen Ichs zu entziehen suchen.

Bei Goethe dagegen tritt an die Stelle der Abstraktionen „die Fülle der Anschauung und des Gemüts“, die tausendfach gepredigte Lehre, dafs grün des Lebens goldener Baum sei und dafs die breite Empirik des Daseins „das volle Menschenleben“ mit seiner

Lust und seinen Schmerzen dem offnen Blick und Sinn des Dichters immer neuen, wechselnden und nie erschöpfenden Anreiz zur nachempfindenden Gestaltung darbiete.

Fahrt nur fort nach eurer Weise
Die Welt zu überspinnen!
Ich in meinem lebendigen Kreise
Weifs das Leben zu gewinnen.

Und zu einer solchen liebevollen Erfassung dessen, was unser Erdenleben bietet, war Goethe durch seine Heimat, Herkunft und die Urgesundheit des ganzen körperlichen und geistigen Organismus gleichsam von vorn herein berufen und prädestiniert. Goethe entstammte dem Südwesten Deutschlands, er war ein geborener Franke, und seine Heimat mit ihrem sonnigeren Klima, ihrem Weinwuchs und ihrer strotzenden Gabenfülle hat er wohl sein ganzes Leben lang nie verleugnen können und wollen [1]. Man darf vielleicht sagen, dafs schon in den Frauengestalten der Goetheschen Dichtungen entgegen dem seit Klopstocks Cheruskertum vom Nordosten Deutschlands her eingedrungenen blauäugigen und blondhaarigen Idealtypus sich süddeutsche Realistik geltend macht. Die Christel in der Goetheschen Lyrik hat's dem Dichter angethan „mit ihrem schwarzen Schelmenaug'“, und selbst Lotte und Dorothea, die populärsten Gestalten der Goetheschen Muse, sind schwarzäugig. Hermann verlangt schmerzlich danach,

noch einmal
dem offnen Blick des schwarzen Augs zu begegnen.

Sodann hatte von Kind auf Goethe der Sonnenschein glücklichster Lebensumstände umleuchtet; ihm hatten Not und Entbehrungen den Blick nicht getrübt, so dafs er blind und verbittert wurde gegen die Freuden unseres Erdendaseins, und Goethe tanzte das Herz vor Entzücken in der schönen Gotteswelt:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur,
Wie glänzt die Sonne,
Wie lacht die Flur!
Es dringen Blüten aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen aus dem Gesträuch,
Und Freud' und Wonne aus jeder Brust,
O Erd', o Sonne, o Glück, o Lust!

Goethe besafs nicht allein die froh gestimmte Seele, die ihn sich in der Erdenwelt wohl fühlen liefs, sondern mit einem wunderbar offenen, herrlich gestalteten Geistesauge sah und beobachtete er wie kaum ein anderer Dichter das unendlich reizvolle Leben

[1]) Auch Schiller war ja ein Kind des südwestlichen Deutschlands; aber der Schwabe neigt mehr zur Kontemplation, und Schiller wurde es darum nicht schwer, dem Nordosten Deutschlands mit seiner transcendentalen Richtung so ungemein sympathisch zu werden. Er war, wie Victor Hehn sagt, der verhundertfachte Klopstock.

in der Natur. Das Weben und Leben des Naturganzen in seiner zauberischen Vielgestaltigkeit fand in Goethe den verständnisinnigsten Interpreten, und wer Verse dichten konnte wie

Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgetürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

oder

Wie Feld und Au
So blinkend im Tau,
Wie perlenschwer
Die Pflanzen umher!
Wie durchs Gebüsch
Die Winde so frisch,
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
Die süfsen Vöglein allzumal!

der ist gewifs mit Seherblick unter allen den Wundern unseres diesseitigen Lebens gewandert und hat vor lauter Schauen, Empfinden und nachbildendem Gestalten weder Zeit noch Geschmack an philophischen Spekulationen gefunden. Diese Grübeleien fertigt er ab mit den Worten:

Wie? wann? und wo? die Götter bleiben stumm,
Du halte dich ans Weil — und frage nicht Warum?

und ihm genügte die ahnungsvolle Sehnsucht

Hinauf! hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! mir
In eurem Schofse
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an Deinen Busen,
Allliebender Vater!

Endlich müssen wir, um Goethes dichterische Eigenart zu begreifen, die ganze Persönlichkeit des Dichters, auch schon in dem Eindruck ihrer äufseren Erscheinung, ins Auge fassen. So wie er überall die Natur in ihrer einfachen, unverzerrten Gestalt mit fast eigensinniger Vorliebe um sich sehen wollte — waren ihm doch Menschen mit Brillen auf den Nasen, Tabakdünste und unreine Krankheiten auf den Tod zuwider —, so war er selbst, was körperliche Normalität betraf, ein Bild und Muster der harmonisch gestaltenden Natur, ein Typus männlichster Schönheit. Wie zahlreich sind die Angaben, dafs vor Goethes imponierender Schönheit die ihn Anschauenden stumm und starr geblieben

wären, als lägen sie im Zauberbann, so wenn er zu Frankfurt mit wehendem Lockenhaar als Schlittschuhläufer den Damen wie der leibhaftige Apoll erscheint, wenn er beim nächtlichen Mondscheinbade in der Ilm den abergläubischen Bauer erschreckt, der in dem auf- und niedertauchenden schönen Leibe des Badenden eine Nixengestalt zu sehen glaubt, wenn er die siegreiche Gewalt seiner hoheitsvollen Erscheinung sogar benutzt, um in peinlichen Augenblicken der Lächerlichkeit zu entgehen, wie bei der Rede zur Einführung des Ilmenauer Bergbaus, wo er stecken blieb und in der längeren Pause mit festem und ruhigem Blicke die Zuhörer mafs, bis er den Faden der Rede wieder fand. Noch 60jährig entzückte er in Weimar auf der Redoute als Tempelherr die ganze Gesellschaft, und als Eckermann den nackten Leichnam des im 83. Lebensjahre verstorbenen Dichters wehmütig betrachtete, entlockte ihm die edle Plastik der selbst im Alter gerundeten und proportionierten Körperteile schmerzliche Thränen der Bewunderung.

Es war erklärlich, dafs ein körperlich und geistig so vollkommener Mensch schon frühe den Drang fühlte, die eigene Persönlichkeit in berechtigter Weise vorzudrängen und mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit sein reiches, begnadetes Leben auszuleben. Stilling erschien der junge Dichter wohl als ein wilder Geselle, als Advokat in Frankfurt zeichnete sich Goethe durch die fast stürmische Art seiner Prozefsführung aus, und in Weimar war er bald Mittelpunkt und geistiger Führer eines wildbewegten, genialischen Treibens. Es ist ferner mit Recht gesagt, dafs ihm auf die Dauer kein lebender Mann imponierte und dafs er sich herzlich wenig um sogenannte „Venerabilitäten" kümmerte. Damit hängt nun aufs innigste die Art seines Dichtens und die Stellung dem Publikum gegenüber zusammen. Wenn je bei einem Poeten so fehlte bei Goethe den Dichtungen die Absichtlichkeit, die Tendenz, letztere auch in ihrer edleren, zulässigeren Gestalt genommen. Wenn Schiller in seiner idealen Rhetorik sich mit absichtlicher Berechnung immer an das ganze Volk wendet und sein Publikum nach Tausenden gezählt wissen will, singt Goethe im wahrsten Sinne des Wortes

„wie der Vogel singt,
der in den Zweigen wohnet".

Das Lied dringt ihm mit elementarer Gewalt aus der Seele, und gar wenig kann und will er darauf achten, ob am Fufse des Baumes, von dem herab der Gesang erschallt, ein Hörer sich aufhält, dem die Töne angenehm ins Ohr klingen. Goethes Stellung zum Publikum ist daher auch eine eigentümliche gewesen. Während man ihn in seinen jüngeren Jahren und in seinem späteren Alter vergötterte, ist er in seinen Mannesjahren als Dichter nicht sonderlich beliebt gewesen oder gefeiert worden. Es war die Zeit, wo Schiller und der sentimal-humoristische Jean

Paul den Löwenanteil des Beifalls und der Bewunderung für sich in Anspruch nahmen, während Goethe, namentlich seit der italienischen Reise, eine ungemeine Verachtung der zeitgenössischen Kritik und Geschmacksrichtung an den Tag legte. Die Frauen hat Goethe, der gröfste Kenner des Frauenherzens, wohl meist kalt gelassen; vielleicht hängt das auch damit zusammen, dafs er in seiner Unbekümmertheit um die schonende Rücksicht, die ein grofses, bunt zusammengesetztes Publikum in Bezug auf Schicklichkeit und zartere Ausdrucksweise verlangen mufs, durch unverhüllte Erotik und Derbheiten, ja Cynismen seinem deutschen Volke vielfach vor den Kopf stöfst.

Um auf die Eigenart der Goetheschen Dichtungen zurückzukommen, so müssen wir unterscheiden die Schilderungen und das Bekenntnis seiner Lebensschicksale und in späteren Jahren den Niederschlag seiner aufgespeicherten Lebensweisheit, die Ergebnisse seiner scharfen Beobachtungsgabe in Bezug auf das Treiben der Welt. Goethe läfst uns ja über diesen in der persönlichen Erfahrung begründeten, realistischen Charakter seiner Dichtungen durchaus nicht in Zweifel.

Spät erklingt, was früh erklang,
Glück und Unglück wird Gesang!

setzt er seinen Liedern als Motto voraus, und in Wahrheit und Dichtung nennt er seine Werke Bruchstücke einer grofsen Konfession. Täglich und stündlich ist er bereit gewesen, diesen Bericht über seine Erlebnisse in dichterisch-phantasievoller Form abzustatten; wir sind durch Goethes Werke am allersichersten und vollständigsten über Goethes Leben unterrichtet, so dafs Herman Grimm in anerkennendem Scherze behauptet, Goethe sei nach dieser Seite hin das gröfste Reportergenie gewesen.

Und diesem Trieb und Eifer, über sich Rechenschaft zu geben, entsprach eine Eigentümlichkeit des Dichters; er hat nämlich bei aller Leidenschaftlichkeit nie etwas erlebt, das ihn vollständig hingenommen hätte; es blieb ihm die Kraft, sich selbst zu kritisieren, über sich selbst zu reflektieren. Mochte es auch noch so in ihm getobt und gegärt haben, er wurde Herr über sich, und indem er dichtete, objektivierte er die Ereignisse, er wufste sie haarscharf in der psychologischen Treue darzustellen. In den Bereich dieser „Konfessionen“ fallen nun, natürlich abgesehen von den lyrischen Poesieen, bei denen das Zeugnis- und Bekenntnisartige in Bezug auf die Seelenstimmungen ja als selbstverständlich gelten mufs, fast alle seine dramatischen und epischen Dichtungen. Man hat die richtige Wahrnehmung gemacht, dafs die männlichen Heldenfiguren der Goetheschen Dichtungen eine grofse Familienähnlichkeit aufweisen. Es sind immer dieselben verschwommenen Charaktere, ein Werther, Klavigo, Faust, Tasso, Egmont u. s. w.; sie entbehren, wie Herman Grimm sagt, einer gewissen rohen Kraft, ohne die die Männer nicht

denkbar sind. Bekanntlich hat da auch Schiller in seiner berühmten Egmontrezension mit seinem Tadel eingesetzt, indem er an Egmont die Aktivität, die für einen tragischen Helden doch notwendig sei, vermifst. Aber das Weichere und Bestimmbarere, die Passivität der Goetheschen Helden, ist entschieden zurückzuführen zu und in Zusammenhang zu bringen mit einer Grundanschauung des Dichters, einem Erfahrungssatze, dem er je länger je mehr deutlichen Ausdruck giebt, dafs das Erziehende der Verhältnisse übermächtig ins Leben eingreift, dafs vor allen Dingen der Mann der Frau in gewissem Sinne die Bildung des Charakters verdankt. In seinem späteren Alter stellt er als ergänzende Kraft dieser Charakterbildung und -erziehung neben die Frauen die Kinder und läfst seinen Lothario sagen: Was sogar die Frauen an uns ungebildet zurückgelassen, das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen abgeben. Das „Ewig Weibliche“ spielt also in Goethes Leben wie in seinen Dichtungen eine grofse Rolle; der Dichter ist vielleicht der gröfste Kenner des Frauenherzens gewesen und hat die goldensten Worte über Frauenart und Frauenweise gesagt. In der reichen Gallerie psychologisch wahrster Frauencharaktere findet man seit je einen unsterblichen Vorzug der Goetheschen Meisterwerke, und Kritiker und darstellende Künstler werden nicht müde, immer von neuem an diesen lebensvollen Typen ihre geistvollen Studien zu machen. Wir müssen daher auch für unsere Zwecke, die Eigenart des Dichters zu begreifen, hier eine parallele Betrachtung seiner Lebensschicksale, vorzugsweise seiner Liebesverhältnisse, und seiner poetischen Hervorbringungen eintreten lassen.

Was zunächst die Liebesepisoden Goethes betrifft, so sind sie ja zahlreich gewesen, zahlreich und eben nicht ernst genug, vielleicht darum, weil Goethe, wie er selbst sagte, die „unklaren Verhältnisse“ liebte. Mit Leidenschaftlichkeit stürzte er sich in jede neue Liebe hinein; wenn aber schliefslich eine klare Auseinandersetzung zur Notwendigkeit wird, überkommt es ihn wie eine „Dumpfheit“; er weicht aus und ist endlich imstande, das Verhältnis abzubrechen, ohne dafs sein eigenes Herz im Todeskampf des Liebeskummers zergeht. So enden die Liebesepisoden mit Friederike Brion, Charlotte Buff, Charlotte von Stein u. a.; nur blieb das erste Verhältnis dem Dichter insofern in schmerzlicher Erinnerung, als Friederike der Abbruch der Beziehungen doch fast das Leben kostete. Darum setzte der Dichter dem brustkrank gewordenen Mädchen in der Figur des von Faust verlassenen Gretchens ein reuevolles Denkmal.

Es ist nun höchst interessant, an den zahlreichen Frauencharakteren, wie sie uns in reichster Abwechslung in seinen Werken begegnen, den Wandel dessen, was der Dichter über die Stellung der Frau im Leben empfindet, und damit zugleich nach dem oben Gesagten die Fortschritte und Phasen seiner eigenen Erziehung und Charakterbildung nachzuweisen. In der ersten Pe-

riode der litterarischen Thätigkeit Goethes ist es der sinnliche Zauber, der die Goetheschen Frauengestalten umfliefst, die Liebesglut und Hingabe der Geliebten, die in der Seligkeit des Verhältnisses ganz aufgeht, sich aller Gedanken über Bestand und Zukunft des höchsten Glückes entschlägt und mit dem Geliebten nur vereint für ihn leben, ohne ihn tot sein will. Ein Gretchen, ein Klärchen sind lebenswahre und lebenswarme Abbilder und Typen dieser süfsen, sich hingebenden Mädchenunschuld, dieses jugendlichen Liebesglückes, der halb schüchternen Verzagtheit und des fragenden Zweifels, nach welchem Verdienste etwa diese Fülle des Glücks, dieser Himmel der Freuden und Wonnen auf die Erkorene hinabsteige, und dann wieder des heldenkühnen, alles vergessenden selbstlosen Dranges, wie ihn ein edles Mädchenherz spürt, dem geliebten Manne jedes Opfer zu bringen, ihn zu lieben, zu retten und ihm in Gefahren beizuspringen. — Die dämonische Seite des sinnlich berückenden Zaubers der Frau ist an Adelheid im Götz von Berlichingen zu ersehen. Wir haben ein eigentümliches Geständnis Goethes. So wie Schiller die Phantasiefigur seines Dramas Don Carlos Marquis Posa während der dichterischen Arbeit fest an das Herz wuchs, so hatte sich Goethe nach seiner eigenen Aussage in das Kind seiner poetischen Laune „Adelheid“ verliebt, in das Weib „bei dessen Schöpfung Gott und Teufel ums Meisterstück wetteten“. Die Originale dieser Abbilder und Heldinnen eines sinnlich beglückenden Liebesverhältnisses wird man unschwer in Friederike Brion, Charlotte Buff und Lilli Schönemann finden.

Wir wenden uns jetzt von der Frankfurter zu der Weimarer Periode des Goetheschen Dichterlebens. Das Jahr 1776 bildet bekanntlich die Scheidegrenze. Der verschiedene Lebensinhalt und Lebenscharakter dieser Perioden spiegelt sich natürlich auch in den poetischen Konfessionen und den Frauengebilden der Goetheschen Muse ab. Der Dichter kam 26jährig nach Weimar, und die wilde Kraftgenialität seines Prometheischen Wesens sollte zunächst hier noch am meisten überschäumen. Klopstock schrieb entsetzt an Goethe von den bösen Gerüchten, wonach er den jungen Herzog verführe und ihn die tollsten Streiche begehen lasse. In Wahrheit war die Sache nicht so schlimm und gerade Goethe in dem wilden Treiben das zurücklenkende, besonnenere Element. Der junge Herzog Carl August neigte stark zum Übermute, er hatte eine Art, wie Goethe scherzhaft sagte, den Speck noch zu spicken; aber seine edle Natur war verständigem Rate zugänglich, und Goethes herrliche Dichtung Ilmenau zeigt, wie der Fürst aus der Unbändigkeit sich allmählich emporrang, sich auf seine Herrscherpflichten besann:

> Du kennest lang die Pflichten deines Standes
> Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
> Der kann sich manchen Wunsch gewähren,

Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer andre wohl zu leiten strebt,
Mufs fähig sein viel zu entbehren!

So wie der Fürst sich bildsam zeigte und in Selbstzucht und Selbsterkenntnis unter Goethes Leitung Fortschritte machte, so hatte Goethe vor allen Dingen selbst sich erziehen und Schicksal und Umgebung auf sich bestimmenden Einflufs gewinnen lassen müssen. Herman Grimm weist trefflich nach, wie schon die formelle Seite der Goetheschen Dichtungen diese Wandlungen und Fortschritte kenntlich mache. Während Götz und Werther den süddeutschen Dialekt verraten, veredelt sich allmählich die Sprache der Goetheschen Poesieen. Das Dialektische wird abgestreift, Syntax und Sprachwendungen werden so zu sagen mehr norddeutsch, und in Tasso erreicht die Goethesche Diktion ihre höchste Vollendung.

Gerade das Drama Tasso zeigt auch in Bezug auf Goethes Ansichten von Frauenwert und dem Einflusse, den Frauenliebe auf das Leben des Menschen üben mufs, bedeutsame Wandlungen und Läuterungen. Die Prinzessin ist der Typus edelster Weiblichkeit. Die sinnliche Liebesglut ist ihr fremd; dagegen erscheint sie als mit dem feinsten Taktgefühl beseelt, die Verkörperung sittlichsten und aesthetisch feinen Zartgefühls.

Willst du erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an

heifst es dort, und dem wild genialen Tasso gegenüber, der zur Devise seines Lebens machen möchte

erlaubt ist, was gefällt!

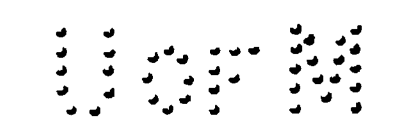
entgegnet die Prinzessin mit sittlichem Taktgefühl:

erlaubt ist, was sich ziemt!

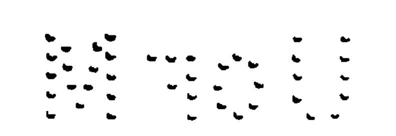
Diesen Einflufs einer edlen Frau, die läuternd und überall in schwieriger Stellung die richtigen Wege weisend dem Dichter zur Seite stand, hatte Goethe in seinem Liebesverhältnis mit Charlotte von Stein in Weimar erfahren. Zehn Jahre bis zur italienischen Reise (1786) unterhielt Goethe die innigsten Beziehungen zu dieser seltenen Frau, und soviel auch daran gezweifelt ist, mufs ich doch den Biographen Goethes Recht geben, die dieses Verhältnis als frei von aller sinnlichen Verirrung bezeichnen. Gegen solchen Verdacht schützte Frau von Stein auch einigermafsen ihre matronenhafte Erscheinung: sie war verheiratet, Mutter von sieben Kindern und damals, als Goethe zu ihr in den glühendsten Beziehungen gestanden haben soll, fast vierzig Jahre. Vielmehr tritt in dem Verhältnis der schwesterliche Zug zutage; sie ist die treue Beraterin und Führerin des sie verehrenden Mannes. Und Goethe hat der teuren Geliebten abgesehen vom Tasso noch ein anderes Denkmal gesetzt: Iphigenie trägt entschieden die Züge der Frau von Stein. Dieses hehre, hoheitsvolle Frauenbild, das mit richtigem, sittlichem Takte den Weg durch schwere Ver-

schuldungen und Wirrnisse zu finden weifs, deren schwesterliche Zärtlichkeit und Liebe dem schuldigen Manne trostreich und erbarmend zur Seite steht, sie ist ursprünglich — denn in Italien idealisierte Goethe Iphigenie noch zu einem Abbilde der heiligen Agathe — ein Porträtbild Charlottens von Stein gewesen, und in dem durch dieses Drama gegebenen feierlichen Zeugnis von dem segnenden Einflufs, den weiblicher Takt zu üben weifs, hat Goethe wiederum einen Beitrag zu seiner Generalbeichte geliefert, eine Konfession von seiner Liebe und seinen sittlichen Erfahrungen, die das Verhältnis mit Charlotte von Stein ihm brachten.

Nach der Rückkehr von der italienischen Reise lockerten sich die Beziehungen, die Goethe mit Frau von Stein unterhielt, und an die Stelle früherer Zärtlichkeit trat wenigstens in den nächsten Jahren Entfremdung, ja bei Charlotte von Stein sogar ein Ausdruck von Gehässigkeit. Vielleicht im Zusammenhange mit diesen widerwärtigen Thatsachen steht das eigentümliche spätere Geständnis Goethes, dafs ihn sein Stück Iphigenie kalt lasse, dafs es ihn wie die Arbeit eines andern anmute, und dafs ihn namentlich der zarte, darin herrschende Ton fremdartig berühre. Während wir heute das Stück wegen seiner Lösung eines schwierigen sittlichen Problems aus echt deutschem Geiste heraus als eine eminente künstlerische That preisen, erschien Goethe die in dem Drama der Frau zugewiesene Stellung nicht mehr als die für alle Lebenslagen vollkommenste und namentlich ihm selbst nicht genügende. Seit dem Abbruche der Beziehungen zu Frau von Stein, seit den noch weiter zurückliegenden Wechselfreuden sinnlicher Liebesverhältnisse verlangte es ihn jetzt nach einem Wesen, das seiner sinnlichen Liebe entgegenkam und zugleich durch muntern Geist und treue Anhänglichkeit geeignet war, auch geistig auf ihn einen fördernden Einflufs auszuüben, kurzum es verlangte ihn, eine innigere Beziehung zu einem weiblichen Wesen einzugehen, die — der Name war ihm dabei gleichgiltig — doch in der Sache den Formen eines ehelichen Zusammenlebens entsprach. Bekanntlich nahm er 1789 Christiane Vulpius in sein Haus und liefs 1806 sein Verhältnis auch durch den kirchlichen Segen sanktionieren. Man hat ja Goethe diese ganze Episode seines Lebens sehr verdacht und fühlt sich namentlich heute, wo mit den grofsen politischen Errungenschaften auch in die sittlichen Anschauungen und Rücksichten der Gesellschaft ein gesunderer, reinigenderer Luftzug eingedrungen ist, über Goethes damalige Entschliefsungen stark befremdet; aber es war eben die Zeit, wo man eine grofse Vorliebe für die antikisierende Richtung des ganzen Lebens hegte, wo in den Beziehungen zwischen Mann und Frau entschieden ungezügeltere, freisinnigere Grundsätze und Anschauungen sich mafsgebend zeigten. Uns interessiert mehr die Frage, wie Goethe zu der leidenschaftlichen Liebe für die Vulpius gekommen war, und welche Befriedigung ihm das Verhältnis brachte.



Wir haben oben erwähnt, dafs Goethe einen unwiderstehlichen Zug zur reinen Natur hegte, ja dafs man ihn um der Intensivität dieses Empfindens halber einen wiedererstandenen antiken Griechen nennen könnte. Natürlich spielte auch in seinem Liebesleben die Begeisterung für die schöne Natur eine grofse Rolle: ein schönes Mädchen erregte stets sein Wohlgefallen, und bis in sein hohes Alter entsprangen dieser Vorliebe leidenschaftliche Beziehungen, wie uns die von Goethes Biographen erwähnten Liebesepisoden mit Ulrike von Levetzow und Marianne von Willemer beweisen. Kurzum Goethes Liebesempfinden hatte in allen den wechselnden Verhältnissen zunächst den Ursprung des ästhetischen Wohlgefallens und war also von Hause aus rein sinnlich. In dieser stark ausgeprägten Erotik seines Naturells ging Goethe nach der Rückkehr von seiner italienischen Reise die Verbindung mit Christiane Vulpius ein: er liebte das schöne Mädchen mit voller Leidenschaft, und die hervorbrechende Sinnlichkeit seiner Liebe giebt den dem Verhältnis mit der Vulpius gewidmeten Dichtungen, wie den römischen Elegieen und den venetianischen Epigrammen, ihr glühendes Kolorit. Zudem mufs die Vulpius ein Mädchen von trefflichem Verstande und glücklicher Auffassungsgabe gewesen sein; dichtete Goethe doch für sie das Gedicht: die Metamorphose der Pflanzen. Trotzdem war das Verhältnis, das Goethe mit der Vulpius unterhielt, doch je länger je mehr ungeeignet, dem Dichter volle Befriedigung zu verschaffen. Goethe hatte, wie wir oben ausführten, die Sehnsucht nach der Gesellschaft eines weiblichen Wesens empfunden, das neben der vollen treuen Hingabe an ihn auch verstände, ihm einen vertiefteren Lebensinhalt zu verschaffen, ihn geistig anzuregen, so dafs aus dem Verhältnis heraus sich der Ideenkreis des einsamen Dichters erweiterte, aber die Vulpius war doch nicht imstande, diesen Forderungen zu entsprechen. Allerdings mufs man, wenn man der Vulpius in seinem Urteil gerecht werden will, bedenken, dafs einerseits die meisten Berichte über sie der chronique scandaleuse des kleinen Weimarer Hofes entstammen, in der man sogar soweit ging, ihr eine unglückselige Neigung zur Flasche zuzuschreiben, und dafs andererseits Goethe ehrlich und treu geduldig bei ihr ausharrte, sie 1806 nach ihrer heldenmütigen Abwehr der auf ihn losstürzenden französischen Marodeure heiratete und sie, als sie 1816 starb, aufrichtig betrauerte. Aber das Mifsverhältnis zwischen der feinen, vornehmen Bildung Goethes und der aus ihrer ehemaligen Sphäre übernommenen gemeineren und platteren Sinnesart und Lebensrichtung Christinens führte doch zu schrillen Disharmonieen, und man mufs dem edlen Schiller schon Glauben schenken, wenn er von dem Elend in Goethes Hause spricht. Aus dieser im grofsen und ganzen doch unglücklichen, befriedigungsarmen Lage heraus erwuchs nun Goethes vollendetste Dichtung, das deutscheste Werk, das er geschaffen, und an dem,



wie wir gleich sehen werden, er selbst bis in die späteste Zeit ungeminderten Herzensanteil nahm, das Epos Hermann und Dorothea. Hier tritt uns — und damit bezeichnet zugleich das Gedicht den Höhepunkt in der genetischen Entwickelung von Goethes Frauenkenntnis und Frauencharakteristik — in Dorothea das Idealbild der deutschen Braut und Gattin entgegen, ein Bild, das in seinen für alle Zeit giltigen und lebenswahren Zügen etwas Monumentales hat, zu dem die Deutschen in inbrünstiger Pietät emporzuschauen nicht aufhören mögen! Gerade weil Goethe unglücklich in seiner Ehe geworden war, und weil den gereiften Mann, dem von je tiefe Blicke in das Frauenherz zu thun vergönnt war, die vollste Sehnsucht nach diesem gröfsten Himmelsglück des gedeihlichen Zusammenlebens mit der gleichgesinnten Gattin überkommen hatte, schuf er aus den Qualen seiner elenden Lage heraus das Idealbild der Frau, wie es ihm vorschwebte und wie es in seiner Vereinsamung ihm stets näher und wärmer ans Herz trat. Das ist auch der Grund, weshalb er noch in späteren Jahren beim Vorlesen des herrlichen Gedichtes, das er stets seine Lieblingsschöpfung nannte, reichliche Thränen vergofs und wie zur Entschuldigung den Freunden dann sagte: so schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen!

Als Goethe sich in seinen Lebensjahren den 50ern näherte, beginnt auch in seinen Dichtungen das persönliche Element zu schwinden. Schon an der natürlichen Tochter rühmt Schiller die hohe Symbolik, und seitdem hat Goethe der Allegorie in seinen dichterischen Erzeugnissen einen immer breiteren Spielraum eröffnet, bis er endlich in sein letztes Werk, den zweiten Teil des Faust, mit voller Absichtlichkeit allerlei „hineingeheimnist" hat. Zudem kleidete Goethe jetzt seine „Generalbeichten" und „Konfessionen" in das Gewand autobiographischer Mitteilungen, und seine Reisebeschreibungen, die Lebensgeschichte „Wahrheit und Dichtung" und die annalistischen Notizen bilden einen ansehnlichen Teil seiner Gesamtwerke.

Es bleibt aus der Gruppe der älteren Werke nur noch eine Hauptdichtung zu erwähnen, die entschieden ebenfalls als poetische Konfession gelten mufs, ich meine den Wilhelm Meister, natürlich in seinen ersten Teilen. Wir haben es hier aber weniger mit einem Zeugnis von des Dichters Liebesleben zu thun — denn die Originale der Marianne, Philine und Mignon kennt man nicht — als mit einem Bekenntnis seiner Erfahrungen im sozialen Leben. Geistvoll führt Victor Hehn es aus, dafs der Roman die Metamorphose des Dichters aus seinen engen Frankfurter bürgerlichen Verhältnissen heraus zum Edelmann des Weimarer Hofes veranschaulichen soll. Man mufs nur an die scharfe Scheidung der Stände im vorigen Jahrhundert zurückdenken und die Charakteristik der beiden Ständetypen sich vergegenwärtigen, die Goethe selbst im 5. Buche der Lehrjahre giebt — wonach also nur dem

Edelmann die reiche personelle Ausbildung möglich war, während der Bürgersmann auf die Darstellung seiner Person nichts geben konnte und durfte, sondern nur seine Brauchbarkeit, seine Leistungskraft innerhalb der Gesellschaft im Auge behalten sollte — ich sage, man mufs sich das vergegenwärtigen, um die Mühen und herben Erfahrungen zu begreifen, die Goethe in Weimar durchzumachen hatte. Das Abbild dieser sozial-erzieherischen Erlebnisse ist der Wilhelm Meister.

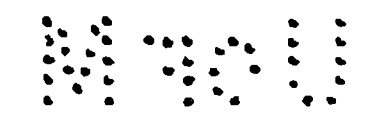
Staunenswerter noch als die edle Plastik und innere Wahrheit seiner dramatischen und epischen Figuren, als die wunderbare Herzenssprache seiner Lyrik sind endlich die Offenbarungen tiefster Lebensweisheit, die der Dichter während seines langen Lebens in zahllosen Sprüchen niedergelegt hat. Man mufs ihn wohl den gröfsten Gnomendichter aller Zeiten nennen, und der Deutsche weifs gewifs bei vielen seiner für Handeln und Empfinden gewählten Kernsprüche gar nicht einmal mehr, dafs sie ursprünglich von Goethe herrühren. Worte wie

Alles in der Welt läfst sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von guten Tagen;

oder Sollen dich nicht die Dohlen umschrein,
Mufst nicht Knopf auf dem Kirchturm sein;

und Der Mensch erfährt, er sei nun wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag

sind so sehr Gemeingut unseres Volkes geworden, dafs sie jenen griechischen Weisheitssprüchen *γνῶθι σαυτόν* und *μηδὲν ἄγαν*, die wie mit Lapidarschrift über dem Eingang alles griechischen Lebens und Verstehens prangen, getrost an die Seite gesetzt werden können. Natürlich enthalten auch Goethes Dramen und sonstige Dichtungen eine Fülle edelster Sentenzen, so dafs schon aus diesem Grunde z. B. die Lektüre des Tasso stets ein herrlicher Genufs für den Gebildeten bleiben wird. Die Krone aber aller Goetheschen Dichtungen in Bezug auf dargebotene Lebensweisheit und tiefsinnige Behandlung der wichtigsten Lebensprobleme ist der Faust, ein Werk, „auf dem der Weltruhm unsrer ganzen deutschen Litteratur beruht". Ursprünglich ebenfalls ein Stück Konfession — denn die für den Aufbau der dramatischen Dichtung wichtigsten Scenen, z. B. die mit Gretchen, las Goethe schon 1774 Klopstock vor —, gestaltete sich dieses grandiose Dichtwerk während des langen und reichen Lebens Goethes zu einem Spiegelbild menschlichen Strebens und ewig giltiger menschlicher Lebensziele aus. Wenn der alternde Faust nach allen seinen Irrtümern und Fehlgriffen schliefslich in der dem Wohle seiner Mitmenschen gewidmeten Thätigkeit zum ersten Male die volle Befriedigung fühlt und, weil er sich nun endlich des rechten Wegs bewufst ist, erlöst wird, so ist ja, wenn die Poesie, wie Goethe gelegentlich sagt, als ein „weltlich Evangelium" wirken soll und sie also zunächst selbständig und unabhängig



von der religiösen Offenbarung das Facit aller menschlichen Glückseligkeitsbestrebungen ziehen will, ein edleres und wahreres Ergebnis nicht recht denkbar. Und sind hier schon nicht merkliche Anklänge zu vernehmen an die durch den Heiland verkündete Lehre von dem in Gott geeinten, der werkthätigen Nächstenliebe gewidmeten Leben eines glaubensfreudigen Christen?

Als der erste Teil des Faust 1808 erschien — vorher (1790) hatte Goethe nur Fragmente veröffentlicht, die vollständig unbeachtet blieben —, brach ein neuer und jetzt riesengrofs anwachsender Enthusiasmus für Goethe aus. Man hatte sich vor dem Erscheinen des Faust schon daran gewöhnt, „den Geheimrat mit dem Doppelkinn“ als eine nicht recht mitzählende litterarische Persönlichkeit zu betrachten, jetzt wurde das mit einem Schlage anders. Sowie man in der deutschen Litteratur zwei Blüteperioden rechnet, die mittelalterliche und die klassische des 18. Jahrhunderts, so kann man in Goethes Leben zwei Blütezeiten der Popularität und Anerkennung beobachten, die Frankfurter Schaffensjahre 1773 und 1774 und das Greisenalter etwa vom 60. Jahre ab. In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens wurde Goethe in der begeistertsten Weise gefeiert, man setzte ihm schon im Leben Denkmäler, und es ist richtig bemerkt worden, dafs in jenen Zeiten der politischen Zerrissenheit und Eifersucht die deutsche Nation in dem Gefühl der Verehrung für Goethe einen Ausdruck der vaterländischen Gemeinsamkeit und des berechtigten nationalen Stolzes gesucht und gefunden hatte.

Am 22. März 1832 entschlummerte der Dichterfürst, dessen 150jährigen Geburtstag wir in diesem Jahre feiern, und mit ihm sank jene Kulturepoche unsrer vaterländischen Geschichte ins Grab, die die litterarisch-ästhetischen Interessen zum Hauptinhalte gehabt hatte. Es war ja auch ein 22. März gewesen, als 1803 in Hamburg und Ottensen das Leichenbegängnis Klopstocks mit seiner fürstlichen Pracht und der von dem ganzen civilisierten Europa bezeugten schmerzlichen Teilnahme einen Höhenpunkt in dieser stetig gesteigerten Bewegung litterarischer Begeisterung bezeichnete. Wie wunderbar spielen oft die Zahlen! Erinnert uns nicht das Datum des 22. März an die neuste Kulturphase unsres vaterländischen Lebens, an die Zeit der politisch-nationalen Erhebung, die Zeit, in der das aus schmachvoller Zerrissenheit geeinte, national selbstbewufste Alldeutschland seine begeisterten Huldigungen dem Heldengreise darzubringen pflegte, der diese schöne Zeit der politisch-nationalen Gröfse heraufgeführt hatte? Heutzutage stehen die national-politischen Interessen bei jedem Deutschen in dem Vordergrund, und wohl uns, dafs es so ist!

So haben die einzelnen Jahrhunderte der Neuzeit bei den Deutschen unter dem wechselnden Zeichen einer beherrschenden Idee, eines vorwiegenden Interesses ihr Kulturdasein gelebt: das 16. und 17. trug die Signatur der religiös-kirchlichen Bewegung

an der Stirne, das 18. zeigt die reiche Ausgestaltung des litterarisch-ästhetischen Lebens, und wir im 19. stehen in einem eminent politischen Zeitalter. — Bis jetzt haben die einzelnen beherrschenden Interessen der Jahrhunderte die andern Kulturtendenzen ziemlich schonungslos bei Seite gedrängt, vielleicht nahen wir einer Zeit, wo bei uns diese edelsten Äufserungen idealen Volkstums, Religion, dichterische Begeisterung und Vaterlandsgefühl, sich der bewundernden Welt vereint und in einträchtiger Wirksamkeit darstellen.

Cöslin. R. Hanncke.

Die Mitarbeit der höheren Schule an dem Kampfe gegen den Alkoholismus.

In dem zweiten Aufsatze meiner „Sammlung sozialpädagogischer Aufsätze“ (Paderborn 1898, F. Schöningh), welcher die Teilnahme der höheren Schule an dem Kampfe gegen Verschwendung, übermäfsigen Luxus und Vergnügungssucht behandelt, habe ich an einigen Stellen auch den Kampf gegen den Alkoholismus berührt, doch scheint es mir, dafs die verheerenden Wirkungen desselben eine besondere Behandlung erheischen.

Es kann allerdings hier nicht meine Aufgabe sein, die schlimmen Folgen des (unmäfsigen) Genusses von Alkohol eingehend zu schildern, aber ganz unberücksichtigt können dieselben doch auch nicht bleiben.

Der Alkohol bringt eine Reihe der verschiedensten Krankheiten mit sich. Das Herz[1]), die Respirationsapparate, das Gehirn und das Rückenmark[2]), die Leber und andere Körperteile leiden darunter[3]). Aber auch wenn die Trunksucht keine besondere Krankheit hervorruft, so haben doch die Trinker „eine gröfsere Neigung zu erkranken als Nichttrinker“, weil der „Alkohol den Organismus in seiner Lebensfähigkeit schwächt, die Widerstandskraft vermindert und allen konkurrierenden Krankheitsursachen mehr zugänglich macht“[4]).

Von den Kranken, welche in den allgemeinen Heilanstalten Preufsens in den Jahren 1886—1895 behandelt wurden, starben an Lungen- und Brustfellentzündung von allen Behandelten 18 %, von den Trinkern dagegen 40 %[5]).

---

[1]) Moritz, Das Bier in der Alkoholfrage. Hildesheim 1896.

[2]) Th. Ziehen, Über den Einflufs des Alkohols auf das Nervensystem. Hildesheim 1896.

[3]) Baer, Der Alkoholismus, seine Verbreitung und seine Wirkung auf den individuellen und sozialen Organismus sowie die Mittel ihn zu bekämpfen. Berlin 1878. S. 49—92.

[4]) Baer ebd. S. 278.

[5]) Statistische Correspondenz. Berlin 1897. No. 44, S. 2.

Einen besonders schädlichen Einflufs übt der Alkohol auf die Nerven aus. In den beiden Jahren 1878 und 1879 wurde bei 4013 Kranken, welche in sämtliche preufsische Irrenanstalten eingeliefert wurden, die Ursache der Krankheit ermittelt, und dabei stellte sich heraus, dafs bei 27 % der Alkoholismus die Ursache der Geistesstörung war[1]. In der Irrenabtheilung des Dresdener Krankenhauses wurden 1893 380 geisteskranke Männer aufgenommen, von denen 124 infolge von Trinkexzessen erkrankt waren.

„Der Einflufs des Alkohols auf die Entstehung des Wahnsinns ist bei weitem gröfser als von der Statistik dargelegt wird; denn die letztere hat ihr Augenmerk nur auf jene Fälle gerichtet, in denen ausgesprochene Geisteskrankheit durch handgreifliche Unmäfsigkeit im Alkoholgenusse erzeugt wurde, weifs aber von den zahlreichen Fällen nichts, in denen Mifsbrauch der geistigen Getränke blofs jenen Zuständen das Leben giebt, welche man als erhöhte Anlage zum Irrsinn auffassen kann. . . . . Entschieden wird die Gesellschaft durch Halbwahnsinn einer gröfseren Anzahl ihrer Mitglieder physisch und moralisch weit mehr geschädigt als durch die meisten innerhalb der Asyle oder sonst separierten ausgesprochenen Irren[2]. — Besonders übt der Alkohol auf das Nervensystem der Kinder einen schlimmen Einflufs aus. Demme in Bern wies 1891 in seiner Rektoratsrede hin auf von ihm behandelte Fälle von Epilepsie und Veitstanz, die bei älteren Kindern allein infolge des Trinkens auftraten und durch Alkoholentziehung geheilt wurden, und berichtet über einen zehnjährigen Knaben, bei dem unheilbare Epilepsie in unmittelbarem Anschlufs an einen schweren, bei einem Taufessen erlangten Weinrausch ausgebrochen war[3].

Der uns Lehrern wohlbekannte Kräpelin hebt hervor, dafs es kein sichereres Mittel giebt, Idioten zu erzeugen als die dauernde Darreichung des Alkohols an Kinder. „Tausende von Müttern vergiften in systematischer Weise ihre Lieblinge durch ein Mittel, welches dieselben verdummt, schlaff und energielos und nach Umständen zu körperlichen und geistigen Krüppeln macht“[4].

Die Nervosität unserer Tage, welche sich schon in der Jugend zeigt, wird von den Ärzten zum guten Teile darauf zurückgeführt, dafs der Genufs des Alkohols so weit verbreitet ist und besonders auch die Jugend in hohem Mafse daran teilnimmt. Die Professoren Tuczek, Senator, Demme und andere haben das entschieden betont[5].

---

[1] Baer, Die Trunksucht und ihre Bekämpfung durch die Vereinsthätigkeit. Berlin 1884. S. 13.

[2] E. Reich, Pathologie der Bevölkerung. Berlin 1879. S. 293.

[3] W. Bode, Zum Schutz unserer Kinder vor Wein, Bier und Branntwein. Hildesheim 1894. S. 9.

[4] Bode, S. 26—27.

[5] Bode, S. 10, 36, 42.

Aber nicht genug, dafs der Alkoholismus denen die Gesundheit schädigt und das Leben verkürzt, welche dem unmäfsigen Genufs des Alkohols fröhnen, sondern er bewirkt auch eine „Degeneration der Race“[1]), die sich sogar in ganzen Gebieten durch eine geringere Militärtauglichkeit kundgeben soll[2]).

Denselben üblen Einflufs übt der Akoholismus auf die Moralität im allgemeinen aus. Demme, Ziehen und andere heben ausdrücklich hervor, dafs der Mifsbrauch des Alkohols die sittliche Kraft des Menschen lähmt, und wie Baer zeigt, ist es vielfältig konstatiert worden, „dafs der Alkoholismus eine sehr ergiebige Quelle für die Vermehrung der Verbrechen und der Verbrecher sei“. In Holland, so wird behauptet, sind die Behörden darüber einig, dafs dreiviertel aller Verbrecher gegen die Person und einviertel derjenigen gegen das Eigentum lediglich durch die Trunksucht bedingt würden. Als in Irland durch den Einflufs Mathews der Konsum des Branntweins von 1833/37 bis 1838/42 um 50 % fiel, verringerte sich die Zahl der schweren Verbrechen von 64520 auf 47027[3]). Nach einer vor zwei Jahrzehnten in 120 Strafanstalten in den verschiedenen Staaten des Deutschen Reiches gemachten Ermittlung hat sich ergeben, dafs von 32837 Gefangenen 13706 oder 41,7 % unter der Einwirkung des Alkohols ihre Verbrechen begangen haben. Beim Mord war der Prozentsatz 46, Todschlag 63, Körperverletzung schwerer Art 74, solche leichterer Art 63, Widerstand gegen die Staatsgewalt 76, Hausfriedensbruch 54, Notzucht 60, Verbrechen gegen die Sittlichkeit 77[4]). Wem fiele hier nicht der vielbesprochene Löbtauer Prozefs mit seinen Folgen des übermäfsigen Biergenusses ein.

Der Alkoholismus ist auch für unendlich viele Menschen direkt und indirekt die Quelle des wirtschaftlichen Elends, obwohl man zweifelhaft sein kann, was bei der gegenseitigen Abhängigkeit von Alkoholismus und wirtschaftlich schlechter Lage in höherem Mafse als Ursache und als Folge zu betrachten ist. Schlechte Ernährung, schlechte Wohnungen, Unsicherheit der wirtschaftlichen Existenz u. a. rufen den unmäfsigen Alkoholgenufs hervor, aber dieser bewirkt wieder, dafs viele Menschen sich nicht besser nähren und nicht besser wohnen können.

Wenn wir alles zusammenfassen, so können wir dem englischen Minister Gladstone nicht unrecht geben, wenn er sagt, dafs „die Übel der Trunksucht noch in jetziger Zeit gröfser sind als die des Krieges, der Pest und der Hungersnot zusammen“[5]).

Der Alkoholismus ist thatsächlich kein Übel wie so viele andere, sondern man kann sagen, dafs er eine ganze Reihe von

---

[1]) Baer, Der Alkoholismus S. 268 ff.
[2]) Baer, Der Alkoholismus S. 274 ff.
[3]) Baer, Der Alkoholismus S. 339.
[4]) Baer, Der Alkoholismus S. 348 und die Trunksucht S. 17—18.
[5]) Baer, Die Trunksucht S. 25.

Übeln in sich schliefst. „Wie kein anderes Laster, wie keine andere Unsitte ist die Trunksucht geeignet, alle Phasen der sogenannten sozialen Misere zu befördern. Der Kampf gegen die Trunksucht ist deshalb ein Kampf gegen die gesamte Summe von Übeln, an denen die Gesellschaft nicht unerheblich krankt“. So spricht einer der besten Kenner des Alkoholismus und der eifrigste Vorkämpfer gegen ihn, A. Baer[1]). Egger aber nennt den Alkoholismus „den Mittelpunkt aller sittlichen Übel der Gegenwart“[2]).

Während man nun früher bei einem Hinweis auf die schlimmen Folgen des Alkohols fast immer nur an den Branntwein dachte, hat man in neuerer Zeit infolge der ungeheuren Zunahme des Biergenusses immer ausdrücklicher darauf hingewiesen, dafs das Bier und der Wein dieselben schlimmen physischen, geistigen und wirtschaftlichen Folgen haben können als der Schnaps. „Der Gewohnheitsbiertrinker“, sagt Professor Binz, „ist ein Alkoholist so gut wie der Gewohnheitsschnapstrinker, nur ist er es mit weniger Recht, weil die dira necessitas ihn zu dem Genusse nicht hintreibt wie diesen“. Besonders wird hervorgehoben, dafs durch den Biergenufs „ein grofser Teil unserer deutschen Jugend elendiglich zu Grunde geht“[3]).

Aber auch wenn der heutige Biergenufs der mittleren und höheren Stände nicht so schlimme direkte Folgen hätte, so würde er schon schlimm genug sein wegen des bösen Beispiels, das er den niederen Volksklassen giebt. Jeder Kampf gegen den „Schnapsteufel“ der niederen Klassen ist erfolglos, wenn die höheren Klassen in übertriebenem Mafse dem „Bier- und Weinteufel“ dienen.

Obwohl der Alkoholismus gerade in der neueren Zeit so verderblich wirkt, hat man doch keine Veranlassung, Pessimist zu sein und die Hoffnung auf eine Besserung aufzugeben. Gewifs hat der Genufs des Alkohols, besonders des Bieres, wie die Statistik zeigt, sehr zugenommen, und der Bierkonsum nimmt immer noch zu. Aber zum Teil beruht das doch auf dem Umstand, dafs der Kreis der Leute, welche infolge einer Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage imstande sind, Bier zu trinken, gegen früher viel gröfser geworden ist und stetig wächst. So weit diese Volkskreise mäfsig sind, ist eine Zunahme des Biergenusses nicht zu beklagen, weil der mäfsige Genufs des Bieres wohl kaum schädlich ist[4]) und Vergnügungen fördert, welche keineswegs zu tadeln sind. Das wüste Trinken aber, wie es in vergangenen Jahrhunderten in den höheren Kreisen und bei den Studenten Sitte war, hat doch unzweifelhaft abgenommen. Eine weitere Abnahme gerade des wüsten Trinkens in diesen Kreisen darf man

---

[1]) Der Alkoholismus S. 14.
[2]) Der Clerus und die Alkoholfrage. Freiburg 1898. S. 8.
[3]) Baer, Die Trunksucht.
[4]) Ziehen S. 14 ff.

hoffen. Der Schnapsgenufs hat gegen frühere Jahrhunderte gewifs in hohem Mafse zugenommen, weil die Herstellung sich so wesentlich vereinfacht und verbilligt hat, aber es scheint doch, als ob eine Abnahme, die in anderen Ländern wie Schweden und Norwegen seit längerer Zeit eingetreten ist, auch bei uns sich bemerkbar mache[1]).

Dieser Anfang der Besserung berechtigt uns jedoch keineswegs, den Kampf gegen den Alkoholismus aufzugeben, sondern soll uns noch mehr dazu antreiben, weil zu der Erkenntnis des Übels noch die Hoffnung auf eine Besserung hinzugekommen ist.

Ein Kampf gegen den Alkoholismus ist also ohne Zweifel eine Notwendigkeit, aber ist auch die Schule und besonders die höhere Schule berufen, an dem Kampf teilzunehmen?

Die Frage ist meines Erachtens schon beantwortet durch die eben angeführte Behauptung vieler Mediziner, dafs die zunehmende Nervosität unserer Schuljugend im hohen Grade verursacht ist durch den „frühzeitigen und in rascher Progression zunehmenden Alkoholgenufs“[2]). Aber auch wenn das nicht der Fall wäre, so hätte die höhere Schule, aus welcher die Leiter des Volkes hervorgehen sollen, alle Veranlassung, an einem Kampfe sich zu beteiligen, bei dem Sieg oder Niederlage für das Glück des ganzen Volkes leicht mehr bedeutet als bei einem Kriege mit dem Ausland.

Wenn jemand der Schule und besonders der höheren Schule die „Erziehung“ abspricht und ihr nur den Unterricht zugestehen will, so vergifst er eben, dafs Unterricht und Erziehung gar nicht völlig von einander getrennt werden können und nicht nur die Art des Unterrichts sondern auch der Inhalt desselben für das Handeln des Knaben und des Mannes von wesentlicher Bedeutung ist. Um das Gute zu wollen und das Schlechte nicht zu wollen, mufs man doch wissen, was das Gute und das Schlechte ist. Was nützt die Festigkeit und Sicherheit des Charakters, die Richtung des Willens auf das Wohl der Mitmenschen, die Vaterlandsliebe, Frömmigkeit und alle die Tugenden, zu denen das Elternhaus und die Schule erziehen sollen, wenn denselben nicht ein realer Inhalt gegeben wird, welcher den notwendigen Forderungen der Zeit entspricht. Wie leicht können alle diese tugendhaften Gesinnungen und Willensrichtungen verkehrte Folgen haben, wenn nicht das Wissen ihnen die rechten Wege zeigt, auf welchen sie sich bethätigen, und die Mittel an die Hand giebt, mit denen sie wirken können. Gegenüber den allgemeinen und besonderen sittlichen Aufgaben, welche eine jede Zeit den Menschen in anderer Weise stellt, sollte man also nicht fragen, ob die Schule mitarbeiten mufs, sondern nur, wie sie mitarbeiten kann. Denn es giebt

---

[1]) Soziale Praxis. Berlin 1899. No. 38, S. 1031—1033.
[2]) Bode, S. 10.

keine sittliche Aufgabe der Zeit, an welcher die Erziehung und der Unterricht nicht in irgend welcher Weise beteiligt wäre.

Es handelt sich also für uns nicht darum, ob die höhere Schule an dem Kampfe gegen den Alkoholismus mitwirken soll, sondern wie sie mitwirken kann. Aus dem Können geht das Sollen mit Notwendigkeit schon deshalb hervor, weil die höhere Schule viel mehr als in vergangenen Zeiten das Wissen, das sittliche Urteil und damit die Willensrichtung der Jugend bedingt, wenn auch das Leben oft eine viel stärkere Kraft zeigt als die Schule.

Die Aufgabe der höheren Schule ist es nun, den Schülern die Kenntnis der schlimmen Folgen des Alkoholismus zu vermitteln und dadurch in ihnen den Willen zu wecken und zu stärken, selbst sich der Mäfsigkeit zu befleifsigen und in späterer Zeit thatkräftig an der Bekämpfung des Alkoholismus, besonders der Schnapspest, mitzuarbeiten. Zugleich soll die Schule die Schüler, soweit es ihr möglich ist, an Mäfsigkeit gewöhnen.

Wenn wir den Schülern die schlimmen Folgen des Alkoholismus zeigen wollen, so tritt uns gleich die Schwierigkeit entgegen, dafs die Physiologen selbst nicht einig darüber sind, ob der Alkohol in jedem Falle und auch in kleinen Dosen dem Körper schädlich, also auf jeden Fall ein Gift sei. Während einige Physiologen und Mediziner, wie z. B. H. Wehberg[1]), diesen Standpunkt mit aller Strenge vertreten, sind andere der Meinung, dafs kleine Dosen nicht nur unschädlich sind, sondern sogar nützlich und heilsam sein können. Früher haben ja die Ärzte selbst sehr oft Bier und Wein sogar Kindern verschrieben. Doch darf man behaupten, dafs neuerdings nicht nur der „Heizwert" des Alkohols durchgehends entweder ganz geleugnet oder wenigstens für äufserst gering angesehen wird, sondern auch die Gröfse der Dosen, welche für unschädlich angesehen werden, sich sehr verringert hat. Die Zuträglichkeit bezw. Unschädlichkeit des Alkohols für das jugendliche Alter wird neuerdings fast allgemein bestritten.

Hiernach mufs die Schule sich richten, und man mufs es jedem Lehrer überlassen, ob er nach seiner eigenen wissenschaftlichen Überzeugung jeden oder nur den unmäfsigen Genufs des Alkohols als schädlich hinstellen will.

Die notwendige Aufklärung über das Wesen des Alkohols, an der es in den niederen wie in den höheren Volksklassen sehr fehlt, mufs in erster Linie die Naturwissenschaft vermitteln. Ich bin auf diesem Unterrichtszweige nicht Fachmann, aber ich glaube zu der Annahme berechtigt zu sein, dafs gerade hier die Rücksichtnahme auf die Forderungen des physischen und

---

[1]) Die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken eine Konsequenz moderner Weltanschauung. Leipzig 1897, Tienken.

geistigen Lebens der Gegenwart lange nicht genug zur Geltung kommt.

In erster Linie ist im naturwissenschaftlichen Unterricht zu zeigen, daſs der Alkohol entweder überhaupt kein Nahrungsmittel ist und keine Nahrung erspart oder dies wenigstens nur in einem Maſse thut, welches praktisch gar nicht in betracht kommen kann. Der Glaube an die gesundheitsfördernde, kräftigende Wirkung des Alkohols ist ein Aberglaube [1]). Diese Belehrung ist um so notwendiger, weil die augenblickliche Erwärmung, welche dem Genuſs desselben folgt, nicht nur vom Volke, sondern selbst von Gebildeten, ja früher oft auch von Ärzten und Physiologen als ein Beweis für die Wärmeerzeugung durch den Alkohol angesehen wurde. Ebenso können in den naturwissenschaftlichen Stunden die schlimmen Folgen des Alkohols für den Körper und den Geist dargelegt, und mit Angabe von statistischen Daten zur klaren Anschauung gebracht werden, wenn die Gesundheitslehre Gegenstand des Unterrichts ist. Ich meine, es ist doch nicht richtig, wenn in dem Lehrbuche der Zoologie von Th. Bail die Schädlichkeit des Alkohols mit der des Kaffees, Thees und anderer Genuſsmittel, welche „in gröſserer Menge schädlich" wirken, auf eine Stufe gestellt wird [2]). Seine Schädlichkeit verdient gewiſs ganz besonders hervorgehoben zu werden, und das kann auch geschehen, weil die Schädlichkeit eben viel mehr durch wissenschaftliche Experimente und statistische Untersuchungen feststeht, als es beim Thee und Kaffee der Fall ist.

Ich weiſs nicht, ob ich mich täusche mit der Annahme, daſs die Vertreter der Naturwissenschaft unsere gewöhnlichsten Gewächse im Verhältnis zu ihrer Bedeutung vielfach etwas stiefmütterlich behandeln. Eine allseitige Behandlung der Kartoffel, der Gerste u. s. w. würde es erforderlich machen, auch die daraus gewonnenen Produkte und deren Bedeutung bezw. Schädlichkeit eingehend darzuthun.

Es war eine merkwürdige Verkennung der Aufgabe der Schule, da man die politische Geographie aus dem geographischen Unterricht möglichst auszumerzen wünschte. So weit die Schule in betracht kommt, haben die geographischen Verhältnisse fast nur insofern Bedeutung, als sie den Menschen beeinflussen, oder ihre Gestaltung vom Menschen erhalten haben [3]). Der Mensch soll auch im geographischen Unterricht den Mittelpunkt bilden. Die Lebenshaltung der einzelnen Völker nach der religiös-sitt-

---

[1]) Baer, Der Alkoholismus S. 92, 93, 96; Rosemann, Über den Einfluſs des Alkohols auf den menschlichen Stoffwechsel, in der v. Leyden-Goldscheiderschen „Zeitschrift für diätetische und physikalische Therapie". 1899. Heft 2. (Citat der Presse.)

[2]) S. 255 der 6. Auflage.

[3]) S. meinen Aufsatz „Zum sozialwirtschaftlichen Gesichtspunkte in der Erdbeschreibung" im Gymnasium. 1898, No. 17 u. 18.

lichen und wirtschaftlichen Seite ist für den geographischen Unterricht sehr viel wichtiger als die genauen Umrisse der Küsten u. s. w., so weit sie rein individueller und nicht typischer Natur oder von besonderer wirtschaftlicher Bedeutung sind. Zur Lebenshaltung gehört aber auch die Mäfsigkeit oder Unmäfsigkeit eines Volkes. Deshalb ist es durchaus keine unsachliche Abschweifung, wenn man in der Geographie die in betreff des Alkohols sehr mäfsigen Länder wie Portugal, Spanien und Griechenland, „wo man fast nur Fremde betrunken sieht"[1]), sowie Japan, wo die „Trunkenheit eine grofse Ausnahme" ist[2]), andern Ländern, in denen die Trunkenheit sehr häufig ist[3]), gegenüberstellt. Zugleich kann man darauf hinweisen, dafs in einzelnen Ländern die Trunksucht oder der Konsum des Branntweins sehr abgenommen hat wie in England, besonders im Gegensatz zum vorigen Jahrhundert[4]), und dann ganz besonders in Schweden und Norwegen. Obwohl nach der landläufigen Anschauung ein kaltes Klima einen grofsen Branntweinkonsum bedingt, hat gerade in diesen kalten Gebieten der Schnapskonsum ganz bedeutend abgenommen. Auch in Dänemark hat die Reaktion gegen die früher furchtbare Ausdehnung des Alkoholgenusses einen „schnellen und grofsen Fortschritt" gemacht[5]).

Wenn wir bei der Geographie der südlichen Länder auf den Hang zum Müfsiggang hinweisen, wie es ja oft geschieht, wird es wohl angängig sein zu bemerken, dafs der Nationalökonom Max Wirth dem Müfsiggang der Südländer die Trunksucht und die Unmäfsigkeit der nordischen Völker als das am häufigsten zum Ruin führende Laster zur Seite stellt[6]).

Eine eingehende Berücksichtigung verdient in der Geographie der Nachweis, dafs die Kulturvölker so oft den wilden oder wenig kultivierten Völkern den „Segen" der Schnapspest gebracht haben und aus reiner, skrupelloser Gewinnsucht noch immer bringen. Morton aus Calcutta sagte in einer Rede am 29. Oktober 1849 in Exeter-Hall „Die Einwohner Indiens sind als Nation durchweg Wassertrinker. Der Brahmine, in dem sich die Würde und das Ansehen der Rasse präsentiert, enthält sich auf Geheifs der heiligen Bücher aller berauschenden Getränke. Britische Sitte hat sich jedoch bemüht, den Genufs geistiger Getränke unter den niedrigen Klassen der Bevölkerung heimisch zu machen. Teilweise geschah dies durch das Beispiel der britischen Einwohner und teilweise auch durch die Anstrengung der Re-

[1]) Baer, Der Alkoholismus S. 156, 158.
[2]) Baer, Der Alkoholismus S. 148.
[3]) Baer, Der Alkoholismus S. 143—267.
[4]) Baer, Der Alkoholismus S. 184 ff. und Bode, Wirtshaus-Reform in England, Norwegen und Schweden. Berlin 1898.
[5]) Volkswohl. Dresden 1897. S. 57—58.
[6]) Grundzüge der Nationalökonomie, 2. Auflage. Köln 1861. III S. 222.

gierung selbst, um eine Einnahme aus dem Verbrauch der berauschenden Getränke zu ziehen"[1]). Wie sehr von den Missionaren und Forschern über die Einfuhr von Branntwein nach Afrika geklagt wird, ist ja uns allen bekannt und sollte auch unsern Schülern bekannt werden. Wenn in Neu-Seeland die Polynesier hinschwinden, so liegt ein Hauptgrund in dem Umstand, dafs die Mäfsigkeit, welche nach ihrer eigenen Angabe der „Grundstein ihres Reiches und ihres Glückes" war, durch die Verbindung mit den Fremden aufhörte[2]).

Für die Ausbildung der Gesinnung unserer Schüler dürfte es wichtig sein, darauf hinzuweisen, das die muhamedanischen Neger, wie die Fulahneger Wassertrinker sind, während die heidnischen und selbst christlichen Neger dem Branntwein fröhnen, welcher der „Pesthauch ist, der sie vernichtet"[3]). Der Lehrer soll die Greuel des Sklavenhandels und der Sklavenjagden schildern, den die Muhamedaner zum grofsen Teil zu verantworten haben, aber dabei nicht versäumen, darauf hinzuweisen, dafs nach dem Urteile eines Missionars in Afrika die Opfer der Trunksucht, wozu wir Christen meist die Mittel liefern, gröfser sind als die des Sklavenhandels[4]). Dieser Kontrast wird nicht unwirksam bleiben und der so notwendigen Selbstkritik förderlich sein.

In der Geschichte giebt es viele Zeiten und Thatsachen, bei denen die Erwähnung des Alkoholismus nicht nur ungesucht, sondern geradezu selbstverständlich ist.

Wenn man schon bei Alexander dem Grofsen alle Veranlassung hat, auf die Unmäfsigkeit im Trinken als eine Ursache seines Jähzorns und seines frühen Todes hinzuweisen, so brauchen wir nur Mommsen zu folgen, um einen Vergleich zwischen dem unmäfsigen Alexander und dem auf der Höhe der Entwickelung seiner geistigen Kraft mäfsigen Cäsar zu ziehen.

Die deutsche Geschichte giebt uns leider viele Gelegenheiten, des Alkoholismus zu gedenken. Die Schilderung des Tacitus über die Zechgelage der alten Deutschen und ihre schlimmen Folgen wird bei der Schilderung der alten Germanen wohl kaum übergangen. Zur Ergänzung kann man heranziehen, dafs nach Appian deutsche Scharen in Cäsars Heer vor der Schlacht von Pharsalus zu lange beim Gelage safsen und schliefslich so betrunken waren, dafs sie dem Heere des Pompejus gegenüber nicht stand halten konnten[5]).

Bei der Entartung des Ritterwesens im Mittelalter spielte der unmäfsige Weingenufs eine grofse Rolle. Trinkâ, herre,

---

1) Baer, Der Alkoholismus S. 153.
2) Baer, Der Alkoholismus S. 571, Anm. 140.
3) Baer, Der Alkoholismus S. 152.
4) Baer, Der Alkoholismus S. 582, Anm. 180.
5) Schultze, Geschichte des Weines, s. Baer, Der Alkoholismus S. 574, Anm. 149.

trinka trinc! trinc daz ûz; sô trinke ich daz. Das war vielfach das Feldgeschrei einer verlotterten Ritterschaft[1]). Im Ausgange des Mittelalters und im Anfange der neueren Zeit scheint dann der „Saufteufel“ auch im Bürger- und Bauernstande sich besonders bemerkbar gemacht zu haben[2]). Doch war der Genufs des „gebrannten Weines“ noch eine Ausnahme und deshalb der Genufs des Alkohols überhaupt wohl kaum ein allgemeiner.

Zu den schlimmen Folgen, welche der dreifsigjährige Krieg über unser Vaterland gebracht hat, gehört auch eine starke Verbreitung des Schnapskonsums, da die Kriegsheere des europäischen Südens, welche schon mehr an Alkohol gewöhnt waren, in der nordischen Ebene statt des nicht vorhandenen Weines Branntwein tranken.

Bei der Darstellung des Einflusses, welchen Friedrich Wilhelm I. auf das Gerichtswesen ausübte, wird man wohl darauf hinweisen dürfen, dafs derselbe Betrunkenheit im Gegensatz zu unserer heutigen Anschauung nicht als einen Milderungs- sondern als einen Verschärfungsgrund angesehen wissen wollte. Geringe Strafen sollten verdoppelt, die Art des Todes verschärft werden[3]).

Während aber bis zum siebenjährigen Kriege der stärkere Alkoholgenufs fast nur in den Städten Norddeutschlands bekannt war, wurde er während dieses Krieges und nach demselben so allgemein, dafs der Branntwein in den niederen Volksklassen bald als alleiniges Getränk galt. Am schlimmsten haben dann die napoleonischen Kriege bei uns gewirkt, und in Frankreich selbst erreichte der Branntweinkonsum während der Invasion im Jahre 1814 eine Höhe, wie nie vorher[4]).

Nach der Wiederkehr des Friedens wurde in Deutschland der Branntwein selbst besser gestellten Kreisen unentbehrlich[5]). Die Not der Kriegszeiten hatte das Verlangen darnach geweckt, und nun gab die Kartoffel die Möglichkeit, den Alkohol in grofsen Massen und für einen billigen Preis herzustellen. Mit Recht wird in den Geschichtsbüchern für die Schule oft bemerkt, wie besonders Friedrich der Grofse sich um die Einführung der Kartoffel bemüht hat. Es mufs auch hervorgehoben werden, wie diese Mafsregel den Menschen ein neues Lebensmittel geboten und die Entwickelung der heutigen Viehzucht erst ermöglicht hat[6]).

Andererseits ist es aber auch angebracht, kurz darauf hinzuweisen, wie eine verkehrte Benutzung dieser neuen Gabe un-

---

1) Meier Helmbrecht, herausgegeben von Hans Lambel, Vers 985 und 986.

2) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, 1. Auflage, II 411 ff.

3) Baer, Der Alkoholismus S. 592, Anm. 218a.

4) Baer, Der Alkoholismus S. 164.

5) Baer, Der Alkoholismus S. 222f.

6) Siehe meine Aufsätze „Zur Bevölkerungslehre“ in den christlich-sozialen Blättern. Neufs 1898. S. 609 ff.

endlich viel Unheil gestiftet hat. Die Schüler können dabei an einem sehr deutlichen Beispiele erkennen, wie jede noch so gute, ja notwendige Neuerung durch die Menschen teilweise wenigstens in ihr Gegenteil umgekehrt werden kann.

Anderwärts habe ich betont[1]), dafs man bei der Darstellung der Erhebung des Jahres 1848 unter den schlechten Wirkungen auch auf den zeitweiligen Rückgang in der Produktion hinweisen müsse, aber noch wichtiger dürfte es sein zu zeigen, wie das Revolutionsjahr die viel versprechenden Keime einer grofsen Mäfsigkeitsbewegung in Deutschland zu Schanden machte. „Die grofse politische Bewegung, der politische Enthusiasmus und ihre Reaktion drängten alle (sonstige) öffentliche Thätigkeit zurück. Alles was den Schein von Beschränkung und Unfreiheit hatte, war perhorresziert, und so zerfielen die Mäfsigkeitsvereine und ihre Grundsätze. Die gesetzlichen Mafsnahmen gegen die Völlerei und Trunksucht waren als Polizeiwillkür abgeschafft und vergessen"[2]). Ein kurzer Hinweis auf die grofsartigen Erfolge der Mäfsigkeitsbewegung in Norwegen und Schweden wird diese schlimme Folge des Jahres 1848 für Deutschland ins rechte Licht stellen können[3]).

Eine Erwähnung verdient auch die Abschaffung der regelmäfsigen Branntweinportion für die preufsische Armee durch die Armee-Reorganisation des Königs Wilhelm I., wobei man hervorheben kann, dafs Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Grofse energische Gegner des Branntweingenusses bezw. der Trunksucht waren.

Den geringen Heizwert des Alkohols oder vielmehr die Schädlichkeit für die Erwärmung, wenn dieselbe mehr als eine augenblickliche sein soll, lassen die Züge Karls XII. und Napoleons nach Rufsland deutlich erkennen. Jener „verlor in Rufsland auf dem Zuge nach Gaditsch 3000—4000 Mann durch Erfrieren, weil die Soldaten fälschlich den erstarrten Gliedern durch vielen Branntweingenufs Wärme und Kraft zu verschaffen glaubten, dadurch aber um so sicherer ihren Tod herbeiführten"[4]). Auch auf dem Rückzuge Napoleons aus Rufsland sollen sehr viele Soldaten durch den Branntwein den Tod gefunden haben.

Erwähnt man dies in der Geschichtsstunde, so mag man hinzufügen, dafs auch bei uns der Tod durch Erfrieren vielleicht eben so oft eine Folge des Alkoholgenusses wie der schlechten Ernährung ist.

In Frankreich hat man die Niederlagen, welche das Land in dem letzten Kriege mit Deutschland erlitten hat, zum Teil auf

---

[1]) Sammlung sozial-pädagogischer Aufsätze. S. 112.

[2]) Baer, Der Alkoholismus S. 410 ff.

[3]) Bode, Wirtshaus-Reform S. 000.

[4]) Lehrbuch der Militärhygiene von C. Kirchner, 2. Auflage. Stuttgart 1877. S. 116; s. Baer, Der Alkoholismus S. 104.

die sittliche Depravation der Armee geschoben, welche besonders durch den Alkoholmifsbrauch grofs gezogen worden sei. Auch für die Ungeheuerlichkeiten der Kommune sollen die alkoholischen Getränke eine der Hauptursachen gewesen sein, und deshalb wurde gleich nach der Wiederherstellung des Friedens in Paris eine Gesellschaft gegen den Mifsbrauch geistiger Getränke errichtet. Nach Maxime du Camp hat Paris damals innerhalb neun Monaten fünf mal mehr Wein und Alkohol verzehrt als sonst in einem ganzen Jahre. Er spricht von der Petrolomania alcoholica[1]).

Auch die fremdsprachliche Lektüre bietet vielfach mehr oder weniger zwingende Gelegenheit, auf die Verderblichkeit des Alkohols einzugehen. Wenn unsere Schüler lesen, dafs Cäsar B. G. IV 2 von den Sueben sagt, vinum ad se omnino importari non sinunt, so wäre es doch geradezu ein Mangel in der Besprechung, wenn der Lehrer nicht kurz darauf hinweisen wollte, wie erklärlich dies Verbot war. B. G. II, 15 wird man daran anknüpfen können, dafs von den Produkten, deren Einfuhr die Nervier verbieten, um einer Verweichlichung des Volkes vorzubeugen, nur der Wein genannt wird, also besonders hervorgehoben werden soll.

Ein kurzer Hinweis auf die schlimmen Folgen des Alkohols bei den heutigen wilden Völkern wird keine Abschweifung vom Gegenstande sein.

Horaz hebt in seinen Oden neben den guten Wirkungen des Weines auch einige schlimme Seiten des unmäfsigen Genusses hervor wie die Neigung zu Zank und Streit, Prahlerei, Treulosigkeit und Verrat und bezeichnet den Gott des Weines als verecundus und modicus, um anzudeuten, dafs dieser selbst den Säufern nicht hold ist.

Wenn bei alten Schriftstellern, wie bei Homer, von der Mischung des Weines die Rede ist, so wird man sich ja für gewöhnlich mit einer kurzen Erklärung des Grundes begnügen. Wenn aber etwa ein Schüler auf die Frage nach dem Grunde dieser Sitte antwortet „dort ist der Alkohol gefährlich", wie einer meiner Schüler geantwortet hat, dann ist doch vollauf Veranlassung gegeben zu zeigen, dafs der Alkohol nicht blofs in den heifsen Ländern gefährlich ist.

Auf das Beispiel der Überwindung des Polyphem durch Odysseus mit Hülfe des Weines, auf welches Theobald Ziegler hingewiesen hat[2]), komme ich in anderem Zusammenhange zurück.

Aus der fremdsprachlichen Lektüre der Neuzeit hebe ich hervor Shakespeares Othello, wo Jago seinen Plan ganz wesentlich auf den Folgen des Trinkens, der Zanksucht, aufbaut und auch den gewünschten Erfolg hat (II 3).

---

[1]) Baer, Der Alkoholismus S. 585, Anm. 189.

[2]) Der Kampf gegen die Unmäfsigkeit auf Schule und Universität. Hildesheim 1898. S. 12.

Besonders oft giebt der deutsche Unterricht Veranlassung, die Folgen des unmäfsigen Trinkens zu kennzeichnen. Wenn auch in gar zu vielen Gedichten das Trinken ohne irgend welche Unterscheidung verherrlicht wird, so kommt der Unterschied doch wenigstens zuweilen zur Geltung. Im Zürchersee preist Klopstock den mäfsigen Genufs des Weines, der „zu Entschliefsungen, die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt". Das „Glück von Edenhall" zeigt, wie das übermäfsige Trinken den Menschen übermütig macht, und „Belsazar" von Heine läfst erkennen, wie der aus dem Weine wachsende kecke Mut vor einer Gotteslästerung nicht zurückbebt. In beiden Fällen folgt die Strafe auf dem Fufse. Die guten Folgen der Mäfsigkeit treten uns entgegen in Holteis „Der Preufse in Lissabon".

Unter den Dramen, welche in unseren Schulen gelesen zu werden pflegen, sind zwei, in denen das unmäfsige Trinken geradezu von Bedeutung für den Gang der Handlung, bezw. die Beurteilung des Hauptcharakters ist. Infolge des unmäfsigen Trinkens bei der Bankettscene in Schillers Wallenstein wissen die Generale nicht, was sie unterschreiben, sie setzen sich keck und zum grofsen Teil im Widerspruch mit ihrer sonstigen Anschauung über die Treue gegen den Kaiser hinweg, während Illo Zank und Streit anfängt. Bei Torquato Tasso ist das Trinken des ungemischten Weines sowohl eine Folge wie eine Ursache seines krankhaften Zustandes. Im Götz von Berlichingen ist die ödeste Kneiperei trefflich geschildert beim Abt von Fulda.

Von den Dramen, welche von unseren Schülern wenigstens privatim gelesen werden sollten, gehört z. B. hierher Otto Ludwigs „Erbförster", dessen That ohne den schlimmen Einflufs des Weines wahrscheinlich ungeschehen geblieben wäre. Auch in desselben Verfassers „Die Pfarrrose" ist die berauschende Wirkung des Weines von entscheidendem Einflufs auf den Gang der Handlung.

Was über die Mischung des Weines bei Homer gesagt ist, kommt auf dem Realgymnasium für den deutschen Unterricht in der Tertia in betracht.

Aufsatzthemata, wie „Der Wein und seine Wirkungen bei Horaz" führen ebenso direkt in unser Thema ein, wie etwa eine Beschreibung der Kartoffel und ihrer Benutzung. Aber auch Aufsätze allgemeinen Inhaltes gehören hierher. Wenn die Schüler zeigen sollen, dafs der „Edle auch nach seinem Tode fortlebt", so ist es doch gewifs sehr angebracht, von dem einen oder anderen Mäfsigkeitsapostel oder einem bahnbrechenden Reformer auf dem Gebiete des Wirtshauslebens in Skandinavien oder England zu sprechen, wie sie uns Bode in seinem obengenannten lehrreichen Buche über die Wirtshaus-Reform in England, Schweden und Norwegen schildert. Für die Macht des Beispiels im guten und schlechten Sinne giebt es auf wenig Gebieten so viele Thatsachen als auf dem des Trinkens und der Enthaltsamkeit.

Besonders wichtig ist der Religionsunterricht[1]). In der Sittenlehre giebt es fast kein Kapitel, bei welchem nicht der unmäfsige Genufs des Alkohols als Sünde oder als Ursache derselben zur Sprache kommen kann.

Auf unseren höheren Lehranstalten müssen hier meines Erachtens einige Gesichtspunkte ganz scharf hervortreten. Einmal die besondere Pflicht des guten Beispiels von seiten der Volksklassen, in welche unsere Schüler eintreten wollen.

Zweitens die Verpflichtung der Arbeitgeber, mögen sie Privatpersonen oder Beamte irgend welcher Art sein, dafür zu sorgen, dafs die Gelegenheit für ihre Untergebenen zur Unmäfsigkeit möglichst gering sei, ohne dafs doch die Freiheit und das berechtigte Verlangen nach Vergnügen und Erholung zu kurz kommen. Im Religionsunterricht sollten hierher gehörige Wohlfahrtseinrichtungen, wie sie von einzelnen Personen, Gesellschaften, Gemeinden u. s. w. errichtet sind, ausdrücklich erwähnt werden.

Für unsere Studenten, jungen Offiziere u. s. w. möchte ich einen Gesichtspunkt in den Vordergrund gerückt sehen, der vielleicht mehr wirkt als alle anderen. Vom Diebstahl und Betrug ist ja in jedem Religionsunterricht die Rede, aber wenn ich an anderer Stelle[2]) hervorgehoben habe, dafs meiner Beobachtung nach manche echt moderne Formen des Betruges wie Steuerhinterziehung u. a. gar nicht oder nicht ihrer Bedeutung entsprechend zur Sprache kommen, so glaube ich zu der Annahme berechtigt zu sein, dafs der Betrug, bezw. Diebstahl, welcher in der Sauferei unserer Studenten liegt, unsern Schülern nur recht selten oder gar nicht zum Bewufstsein gebracht wird. Und doch ist die Unmäfsigkeit der Studenten u. a. im Trinken, wozu der Vater das Geld hergeben mufs, in den meisten Fällen ein Betrug, ein Diebstahl, den der Student oder der junge Offizier u. a. an dem Vermögen der Geschwister begehen. Sollte es nicht von Einflufs sein können, wenn unsere Schüler dieses Bewufstsein, dieses Gefühl mit sich nähmen auf die Universität oder in die Kriegsschule u. s. w. Ich glaube doch.

Mit den Lehren mufs natürlich das Beispiel der Lehrer übereinstimmen. Doch was hierüber zu sagen wäre, habe ich schon anderwärts berührt[3]). Nur ein Wort über das Beispiel des Lehrers, welcher selbst sich eines jeden Genusses von Alkohol grundsätzlich enthält. Gewifs kann das Beispiel eines solchen Lehrers im hohen Grade wirksam sein, aber es braucht nicht wirksam zu sein, ja es könnte im entgegengesetzten Sinne wirken.

---

[1]) Was H. Droste „Die Schule, der Lehrer und die Mäfsigkeitssache" (Hildesheim 1898) über den Religionsunterricht in der Volksschule sagt, hat auch vielfach Geltung für die höheren Schulen.

[2]) Sammlung sozialpädagogischer Aufsätze, S. 133.

[3]) Sammlung sozialpädagogischer Vorträge, S. 31 ff.

Soll das Beispiel eines solchen Lehrers im guten Sinne wirken, so mufs er im übrigen den Schülern wenigstens nicht unsympathisch sein, und zweitens darf er seinen Standpunkt nicht etwa den Schülern gegenüber als den allein richtigen hinstellen und den mäfsigen Genufs ebenso verdammen als den unmäfsigen. In diesem Falle werden die Schüler einen solchen Standpunkt sehr leicht nicht als einen idealen sondern als einen verschrobenen ansehen und sich vielleicht bemühen, ihre Verurteilung des Standpunktes durch die That zu kennzeichnen.

Der Belehrung und dem Beispiel mufs sich verbinden die Gewöhnung, soweit dies überhaupt Sache der Schule sein kann.

Wie im Leben der Alkoholverbrauch von den gesellschaftlichen Verhältnissen, den herrschenden Geistesrichtungen u. s. w. im hohen Mafse abhängt, so wird auch bei unsern Schülern der Hang nach dem Bier und dem Zusammensein beim Bier ganz wesentlich von dem Schulbetrieb, dem gröfseren oder geringeren Mafs der Arbeit, der gröfseren oder geringeren Arbeitsfreudigkeit der Schüler, kurz dem Geiste, welcher in der Schule herrscht, abhängig sein. Zu grofse Strenge und zu grofse Milde, zu viel und zu wenig Arbeit, zu viel und zu wenig Freiheit wirken während der Schulzeit oder im späteren Leben gleich schädlich[1]).

Die Ausflüge, welche die Schule ihren Schülern bietet, geben fast immer Veranlassung zum Biertrinken, und ich bin weit davon entfernt, deshalb den Ausflügen gram zu sein, oder das Biertrinken hierbei völlig unterdrücken zu wollen. Das meint Ziegler wohl auch nicht, wenn er für die Ausflüge eine spartanische Enthaltsamkeit empfiehlt[2]). Aber ich meine doch, wir könnten wohl darauf hinwirken, dafs mehr als bisher Mafs gehalten wird. Einmal sollen die Schüler auf dem Ausfluge nicht öfter in einem Wirtshause einkehren und länger dort verweilen, als für die Erholung von den Strapazen des Spazierganges notwendig ist.

Für unrichtig halte ich es auch, dafs die Schüler von den Lehrern oder anderen Personen mit Bier oder Wein traktiert werden, wie es recht oft geschieht; allerdings wird sich dies nicht immer verhindern lassen. Auch kann der Ordinarius seiner Klasse sehr wohl vor einem Ausfluge mit kurzen Worten darlegen, dafs eine Einschränkung des Biertrinkens zu empfehlen sei, weil es das Marschieren erleichtere, den Knaben in ihrem Alter nicht zuträglich sei u. s. w. Meiner Sexta habe ich vor dem letzten Tagesspaziergange ausdrücklich gesagt, dafs es für sie wohl am besten sei, wenn sie anstatt Bier Selterwasser oder Limonade tränken. Ausdrücklich aber habe ich ihnen erklärt, dafs ich nicht etwa das Biertrinken verbieten wolle, wenn die Eltern es

---

[1]) Sammlung sozialpädagogischer Aufsätze, S. 33 ff.

[2]) Der Kampf gegen die Unmäfsigkeit auf Schule und Universität (Hildesheim 1898) S. 12.

ihnen gestatteten. Wie ich mich überzeugt habe, ist meine Mahnung durchaus nicht fruchtlos gewesen.

Schwierig ist dann die Frage zu beantworten, ob den Schülern der oberen Klassen der Besuch einer Schankwirtschaft gestattet werden soll oder nicht. Ich möchte die Frage bejahen. Es scheint mir einerseits direkt unnatürlich zu sein, dafs Schülern in einem Alter von 17—21 Jahren der Besuch der Schankwirtschaften in der Stadt völlig verboten wird, während die ihnen gleichalterigen Gesellen und Arbeiter meist volle Freiheit darin haben. Das geheime Kneipen wird dadurch angeregt. Ferner ist bei einem derartigen völligen Verbot der Übergang zur akademischen Freiheit zu grofs. Ich habe deshalb nichts dagegen einzuwenden, dafs am hiesigen Gymnasium den Primanern und Ober-Sekundanern der Besuch einer bestimmten Schankwirtschaft gestattet ist. Ob die Freiheit sich in der Praxis bewährt, wird man ja abwarten müssen, und es wäre gut, wenn von seiten der Schulen, an denen die Freiheit eingeführt ist, in unseren Zeitschriften über die dabei gemachten Erfahrungen berichtet würde, damit die Frage nicht nur mit theoretischen Gründen, sondern auch mit praktischen Erfahrungen beantwortet werden könnte. Unerläfslich scheint es mir aber zu sein, dafs in kleineren und mittleren Städten, in welchen mehrere höhere Schulen vorhanden sind, ein einheitliches Verhalten derselben zu der Frage erstrebt werden mufs, weil sonst die an einer Schule gewährte Freiheit nachteilig auf das Verhalten der Schüler der anderen Schule wirken kann.

Wenn neuerdings verlangt wird, dafs die Lehrer sich von den Abiturienten-Kommersen fern halten sollen, so ist es mir doch recht zweifelhaft, ob der Nutzen oder Schaden des Zurückbleibens gröfser ist. Auch wer einen solchen Kommers unbedingt für unangebracht hält, wird kaum durch sein Fernbleiben einen Abiturienten davon überzeugen, während das Erscheinen der Lehrer sehr wohl imstande ist, ein Übermafs zu verhindern oder wenigstens das Übermafs zu vermindern.

Bei dem Streben, dem Alkohol entgegenzuarbeiten, mufs man sich immer gegenwärtig halten, dafs wir es mit einem Laster, bezw. einer Gewohnheit zu thun haben, die unsern Schülern leicht in einem gewissen poetischen Glanze bezw. humoristischen Anstrich erscheint. Ich habe beobachtet, dafs ein Hinweis auf die Branntweinpest bei einigen Schülern zuerst ein Lächeln hervorrief, aber dieses Lächeln schwand bald, wenn ich in kurzen Worten auf die schrecklichen Folgen derselben einging. Der Lehrer kann schon bewirken, dafs der Schüler die Erwähnung des übermäfsigen Wein-, Bier- oder Schnapstrinkens nicht humoristisch aufnimmt, aber er mufs sich eben bewufst sein, dafs es an ihm liegt, wie die Schüler die Sache aufnehmen.

Auch soll man sich hüten, zur Unzeit darauf hinzuweisen. Wenn z. B. Ziegler gewünscht hat, dafs man beim Blenden des

Polyphem durch Odysseus auf die schädliche Wirkung des übermäfsigen Weingenusses hinweisen sollte, so erscheint mir dieses Beispiel nicht recht geeignet zu sein. Unsere Schüler gönnen doch dem Cyklopen seine Strafe und freuen sich von ganzem Herzen, dafs er infolge seiner Trunkenheit hat geblendet werden können. Es ist aber meines Erachtens zu viel verlangt, dafs sie von den besonderen Verhältnissen so weit abstrahieren sollen, um nicht nur die schlimmen Folgen des übermäfsigen Weingenusses im allgemeinen zu erkennen, sondern denselben auch zu verurteilen.

Wenn ich eine Reihe von Fällen angeführt habe, in welchen die Schule theoretisch und praktisch dem Alkoholismus entgegenarbeiten kann, so soll damit nicht gesagt sein, dafs der Kampf gerade so und von allen Lehrern so geführt werden müsse. Ich habe nichts weiter zeigen wollen, als dafs die Schule an dem Kampfe mitarbeiten kann. Damit sie mitarbeite, ist es nur notwendig, dafs wenigstens eine gröfsere Anzahl von Lehrern über die verderblichen Folgen des Alkohols und die bisherige Art seiner Bekämpfung eingehend unterrichtet sind. Wie die Bekämpfung in der Schule stattfinden kann, findet sich dann meist von selbst. Seitdem ich mich mit der Frage eingehender beschäftigt habe, bietet sich mir in der Schule die Gelegenheit, ganz ungezwungen davon zu sprechen, in vielen Fällen, bei denen ich früher gar nicht daran gedacht habe.

Die Bibliotheken der einzelnen Anstalten sollten das wichtigste Material zur Alkoholfrage enthalten, damit einzelne Leser sich unterrichten können, ohne dafs sie besondere Ausgaben davon haben.

Das notwendige Material, soweit es nicht schon in diesem Aufsatze erwähnt ist, wird angeführt in den meisten Schriften des Deutschen Vereins gegen den Mifsbrauch geistiger Getränke, wie z. B. in dem oben angeführten Schriftchen von Heinrich Droste. Unter der neuesten Litteratur wird in der Fachlitteratur besonders erwähnt: H. Hoppe, Die Thatsachen über den Alkohol. Für gebildete Laien, Verwaltungsbeamte und Ärzte. Dresden, Böhmert. Mir hat das Buch noch nicht vorgelegen.

Die höhere Schule wird die Alkoholpest nicht ausrotten, ebenso wenig wie sie Lüge und Heuchelei, Kriecherei und Überhebung, Gottlosigkeit und Aberglauben ausrotten wird; aber mitarbeiten kann sie an einer Bekämpfung dieser Pest, und deshalb ist es auch ihre Pflicht.

Neisse. E. Huckert.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

1) A. Huther, Die psychologische Grundlage des Unterrichts. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie von H. Schiller und Th. Ziehen, II. Band, 6. Heft.) Berlin 1899, Reuther u. Reichard. 83 S. 8. 2 M.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, den Begriff der „logischen Schulung“ oder auch der „formalen Bildung“ einer Analyse zu unterwerfen, und zwar in der Weise, dafs er untersucht, inwiefern die einzelnen Funktionen, die der Begriff der geistigen Arbeit einschliefst, im höheren Unterricht praktische Bedeutung erlangen. Er schliefst sich dabei an Wundts psychologische Arbeiten an und untersucht zuerst die Stufe der Wahrnehmung, sodann die des Denkens. Bei jener werden die assoziative Verschmelzung der Sinnesempfindungen intensiver und extensiver Art, die Assimilation der Vorstellungen, ihre Komplikation und äufsere und innere Assoziation untersucht. Auf der Stufe des Denkens werden zuerst die einfachen Funktionen synthetischer und analytischer Art eingehend dargestellt, sodann die zusammengesetzten (Induktion und analytische und synthetische Deduktion).

Die Darstellung dieser schwierigen und den meisten Lehrern fremden Gebiete ist klar und durch die Vorführung treffender, oft dem Unterrichtsgebiete entnommener Beispiele wohl geeignet, volles Verständnis bei dem Lehrer herbeizuführen. Und dies ist ein grofses Verdienst; denn die Unklarheit über diese Grundfragen führt zu jenen verbitterten und ergebnislosen Streitigkeiten über den Wert der einzelnen Schularten. Huthers Schrift ist gänzlich unparteiisch und doch konservativ im guten Sinne; sie rechtfertigt auf theoretischem Wege die herkömmliche Bildungsweise, ohne daraus den Schlufs zu ziehen, dafs die altsprachliche Bildung allein die geistige Schulung liefere.

2) M. Krisowski, Kinderarzt, früherer Elementarlehrer, Unsere Schätze — unsere Kinder. Für Ärzte, Lehrer und Eltern. Berlin 1899, Streisand. 52 S. gr. 8. 1 M.

Ein altes Lied gegen die Gymnasien, dem der Verf., jetzt Kinderarzt, früher Elementarlehrer, auch keine neue Melodie zu geben vermochte. Er erwartet das Heil von der exakten Naturforschung; gewifs wollen wir ihre sicheren Ergebnisse in dem

Unterricht und der Erziehung verwerten. Aber wie vieles ist denn hier wirklich sicher? Die ärztliche Unfehlbarkeit ist doch in den letzten Jahrzehnten bedenklich erschüttert worden, und gegen ihre Diktatur sträubt man sich immer entschiedener. Was der Verf. beibringt, ist alles längst bekannt und auch mannigfach Gemeingut; beweiskräftiger wird z. B. der Vorgang der Gehirnarbeit nicht, wenn man den Verdauungsprozefs des Magens danebenstellt.

Der Verf. greift die mangelhafte Vorbildung der Lehrer für ihren Beruf an; was er aber darüber sagt, beruht auf völliger Unkenntnis dessen, was heute vorhanden ist. Von pädagogischen Seminarien an und nach der Universität hat er offenbar nie gehört. Wenn hier auch erst Anfänge vorhanden sind und noch vieles besser werden mufs, so waren doch die Ausführungen des Verfassers überflüssig: er kennt nur das alte Probejahr.

Noch mehr Kopfschütteln wird die Ausführung des Verf.s über die erste lateinische Unterrichtsstunde erregen; diese Behandlung mag noch als Rarität in zurückgebliebenen Gegenden sich finden, aber wie kann man danach über das Unterrichtsverfahren überhaupt urteilen? Genau so steht es mit seinen Ausführungen über lateinischen und griechischen Unterricht; ein Beispiel für die Höhe und Tiefe dieser Betrachtungen möge genügen: „Kein Arzt wird eine Schädeltrepanation oder Oberkieferresektion deswegen geschickter ausführen, weil er früher einmal so und so viele horazische Oden auswendig gelernt und den Demosthenes in der Ursprache gelesen hat“. „Ich würde vorschlagen, dafs jeder Volksschüler Medizin studieren darf; denn unsere alten, meist aus Barbieren hervorgegangenen Officiers de santé und Landchirurgen trepanierten und machten Amputationen — und sie hatten sogar oft nicht einmal orthographisch schreiben gelernt“. So geht es fort; aber es hiefse dem Verf. zu viel Ehre anthun, wollte man ihm in seine banausischen Betrachtungen folgen.

Besser sind die Ratschläge des Verf.s über die leibliche Erziehung; freilich wer hier etwas Neues, nicht längst Bekanntes erwartete, würde sich ebenfalls sehr enttäuscht finden. Dann kommt die bekannte Statistik von Sexta und Prima mit den nicht minder bekannten Schlüssen. Dies bietet dem Verf. die Unterlage für die Ankündigung, dafs er am 1. April 1899 eine Kurschule eröffne, in der die kranke Zeit geheilt werden wird. Der Schulunterricht beginnt hier erst im 9. Lebensjahre. „Bis dahin beschränkt sich der Unterricht unter Anpassung an die physische Erziehung dieses Alters auf die Übung der lebendigen konkreten Anschauung, Wahrnehmung und Begriffsbildung im Freien und in zwangloser Haltung“. Man darf neugierig sein, wie diese für körperlich und geistig zurückgebliebene Kinder gewifs sehr zweckmäfsige Unterrichtsweise sich bei denen „vom Auslande“ be-

währen wird, „deren Eltern aus freier, uneingeschränkter Wahl diese Erziehungsweise vorziehen". Vom 14. Jahre ab beginnt der fremdsprachige, auf 5 Jahre berechnete Unterricht in drei Parallelabteilungen für humanistische, realwissenschaftliche, endlich für technische, gewerbliche und kaufmännische Studien. Wir wollen übrigens nicht unterlassen hervorzuheben, dafs der Verf. und einige Damen ihre Arbeitskraft unentgeltlich der Durchführung seiner Idee widmen wollen. Von dieser Seite darf man dem Unternehmen besten Erfolg wünschen, und da die bestehenden Lehrpläne eingehalten werden müssen, so ist auch die Überstürzung nicht zu befürchten, die man beim Lesen der ersten Hälfte der Schrift erwarten mufs.

3) R. Kafemann, Die Erkrankungen der Sprechstimme, ihre Ursachen und ihre Behandlung nebst einer kurzen Hygiene für Lehrer, Geistliche, Advokaten und Offiziere. Danzig 1899, A. W. Kafemann. 48 S. gr. 8. 2 M.

Eine wohlgemeinte Arbeit, die allen Lehrern empfohlen werden kann. Der Verf. hat die wichtigsten Forderungen der Hygiene bezüglich der Sprechstimme dargestellt, und es wird dies zweiffellos allen nützlich werden, die sich nach seinen Ratschlägen richten und über ihren Krankheitszustand nachdenken.

Giefsen. Herman Schiller.

Friedrich Paulsen, Kant der Philosoph des Protestantismus. Berlin 1899, Reuther & Reichard. I u. 40 S. 8. 0,60 M.

Die Wärme und Überzeugungskraft, mit der P. im letzten Teile dieser zuerst in den Vaihingerschen Kantstudien erschienenen Abhandlung sich gegen den aufs neue erstarkten Katholicismus wendet, berührt ebenso wohlthuend, wie wir ihm unsere lebhafte Zustimmung nicht versagen, wenn er als Signatur unserer Zeit den Glauben an die Macht und den Unglauben an die Idee bezeichnet. Bei der Durchführung seines eigentlichen Themas und seinem Ergebnis jedoch vermag ich ihm nicht zu folgen.

Bei der Frage nach dem Verhältnis der Vernunft zum religiösen Glauben unterscheidet P. eine rationalistische, semirationalistische und irrationalistische Richtung; als Prinzip der ersten erklärt er, sie kenne über der Vernunft keine Instanz und die Vernunft sei ihr das absolute Weltprinzip, als das der zweiten, gewisse allgemeine Grundzüge der Glaubenslehre seien durch die Vernunft als wahr zu beweisen, als das der dritten endlich, die Vernunft wisse nichts von Gott und göttlichen Dingen, die Religion steht allein auf dem Glauben, nicht auf Beweisen. Wir können diesen Ausführungen zustimmen; um so bestimmter aber müssen wir uns zunächst dagegen aussprechen, dafs P. als Vertreter der ersten Richtung die griechische Philosophie,

also namentlich Plato und Aristoteles, und dann wieder Hegel hinstellt, als Vertreter der zweiten den h. Thomas und Descartes, Locke, Leibniz, Wolff, als Irrationalisten endlich Luther und Kant. Dafs P. bei der Gleichsetzung von Plato und Hegel mit dem ultramontanen und von ihm mit Recht bekämpften O. Willmann übereinstimmt (vgl. u. a. Willmanns Anzeige meines „Nachworts“ im Allgem. Litteraturblatt 1899 Nr. 4), könnte ihn von vornherein bedenklich machen; bedenklicher erscheint, dafs, wenn bereits die Griechen sich zu dieser Höhe emporgeschwungen hätten, der höchsten, die den Menschen überhaupt erreichbar, wir mit Recht schliefsen würden: also ist nicht blofs die gesamte mit Descartes beginnende Philosophie entweder Abfall oder zum wenigsten Stillstand, sondern auch die Erscheinung des Christentums ist unbegreiflich; was aber den Ausschlag giebt: thatsächlich kennt weder die in ihrem innersten Wesen heidnische, d. h. polytheistische griechische Philosophie überhaupt, noch insbesondere die platonische die Vernunft als absolutes Weltprinzip. Und so wird auch die Bedeutung Descartes und seiner Nachfolger — warum, so fragen wir, fehlt der gewaltigste, nämlich Spinoza? — verkannt, wenn sie in einem Atem mit dem h. Thomas genannt werden: das cogito, ergo sum hat mit der Scholastik nicht nur nichts zu schaffen, sondern sie endgültig überwunden. Wären nun vollends Luther, und gar, was für das vorliegende Thema das wichtigste ist, der Entdecker der reinen Vernunft Vertreter des Irrationalismus in dem von P. angegebenen Sinne, so wären wir damit beim credo, quia absurdum angelangt; grade hier liegt das Verfehlte von P.s Argumentationen auf der Hand. Er erklärt es für die magna charta des Protestantismus, dafs ich innerlich nur durch meine Vernunft und mein Gewissen gebunden bin, nicht durch irgend eine menschliche Instanz aufser mir. Die Lossagung von der Unfehlbarkeit der Kirche, heifst es kurz darauf, die Erklärung des eignen Gewissens zur letzten Instanz in sittlichen Dingen, das ist Luthers That, das ist die magna charta der Freiheit. Allein zunächst stimmt diese Verherrlichung der Vernunft schwerlich zu dem behaupteten Irrationalismus ebendesselben Luther, sodann aber übersieht P. im ersten Satze vollständig Luthers Prinzip von der alleinigen Autorität der Bibel — und auch der hierauf bezügliche Passus S. 15 ist wenig befriedigend —, im zweiten spricht er nur vom Sittlichen, nicht aber um dieses handelt es sich hier, sondern um das Religiöse, um Gott und göttliche Dinge, um den Glauben. Für Kant nun ist nach P. die Vernunft erstens autonom: sie ist die selbstherrliche Richterin in allen Fragen über wahr und unwahr, gut und böse, und es giebt keine Instanz über ihr, es giebt keine Offenbarung, durch die sie eingeschränkt wäre; es ist aber zweitens die spekulative Vernunft nicht fähig, den religiösen Glauben durch Beweise zu stützen; es mufs also drittens die Bildung letzter

Gedanken über die Wirklichkeit, die Bildung der Weltanschauung der praktischen Vernunft überlassen werden: der Glaube an Gott ist eine unmittelbare moralische Gewifsheit, die gänzlich aufserhalb des Gebiets wissenschaftlicher Erkenntnis liegt. Wenn nun P. im Eingange seiner Untersuchung Kant schlechtweg als Irrationalisten neben Luther und beide den Griechen als den Rationalisten entgegenstellt — S. 7 heifst es von den Griechen, es gebe für sie keine Instanz über der Vernunft, S. 14 wird genau dasselbe von Kant behauptet —, so ist ihm dies nur dadurch möglich gewesen, dafs er sich an Kants Urteil über die spekulative Vernunft anklammerte; er hat aber dabei erstens Kants Überzeugung von der Autonomie der Vernunft überhaupt und zweitens die Lehre von der praktischen Vernunft übersehen; wenn also irgend einer, so müfste Kant als Vertreter des Rationalismus hingestellt werden; daraus aber ergiebt sich von selbst die unüberbrückbare Kluft, die ihn von Luther scheidet. Nicht von Luther, sondern von Kant datiert eine neue Ära in der Geschichte der Menschheit.

Berlin. Paul Nerrlich.

W. Reinthaler, Bilder aus preufsischen Gymnasialstädten. Berlin 1899, R. Gaertners Verlag (Hermann Heyfelder). VII u. 182 S. 8. 2,80 M.

Vorliegendes Buch verdient, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Schon vor zwei Jahren hat der Verfasser eine sehr ansprechende Schrift „Karl Reinthaler, Königl. Rektor des Martinsstiftes in Erfurt und seine Familie“ veröffentlicht; sein neuestes Buch wird sicherlich die Zahl seiner Freunde und Leser bedeutend vermehren. Der Verfasser, welcher 28 Jahre als Lehrer an den Gymnasien zu Köslin und zu Sorau thätig war, macht den Versuch, auf Grund persönlicher Erfahrungen den „kulturgeschichtlich interessanten Gegensatz zwischen der Beamtenstadt (Köslin) und der Fabrikstadt (Sorau) im Spiegel des Gymnasiums“ zur Anschauung zu bringen. Dieser Versuch ist als wohlgelungen zu bezeichnen. Den Hintergrund seiner Schilderungen, die im wesentlichen das Schulleben zum Gegenstande haben, bilden die sozialen Verhältnisse oben genannter Städte. Wie stark macht sich der Kastengeist des Beamtentums in der hinterpommerschen Stadt geltend! Hielten sich doch „die Husarenoffiziere von ihren Kameraden von der Infanterie streng gesondert, und die Regierungsreferendare empfanden das kollegialische Verhältnis zu denen vom Gericht gelegentlich mit Unmut“. Wie selbstbewufst tritt der Kaufmannsstand in der Fabrikstadt auf, der „auch sein Patriziat hat, über dessen Vorrechte und Ehren er ebenso eifersüchtig wacht, wie es ein Offizierkorps oder eine adelige Kasinogesellschaft nur thun kann!“ Wenn auch das ganze Buch von tiefem

Ernst durchweht ist, so geht doch auch der Humor nicht leer aus. In hohem Grade ergötzend und wahrhaft herzerquickend wirkt, um nur einiges herauszugreifen, die Schilderung der pommerschen Küche, der Abfütterungen in den höheren Beamtenfamilien, der Einweihungsfeierlichkeiten des neuen Gymnasialgebäudes zu Köslin. Den Hauptteil jedoch bildet die Schilderung des Gymnasiallebens. In bunten Bildern ziehen Direktoren, Lehrer, Schüler und Angehörige anderer Stände an uns vorüber, von denen eine Anzahl in kurzen, aber scharfen Zügen charakterisiert werden. Wir begegnen manchem Original; aber das Urteil ist immer ein mafsvolles und mildes. Daneben streift der Verfasser manche für das höhere Schulwesen wichtige Fragen und giebt zugleich eine Reihe von praktischen, guten Ratschlägen. Erörtert werden unter anderem die traurigen Besoldungsverhältnisse, die bis vor kurzem im Lehrerstande herrschten, die Stellung der Lehrer an höheren Lehranstalten zu den städtischen Behörden in kleineren und gröfseren Stadtgemeinden, die Schwere des Berufs des Lehrers im allgemeinen und im besonderen, das Verhältnis von Schule und Haus, die Hemmungen, die sich in kleinen Städten dem Gymnasialunterricht entgegenstellen, die grofse Verschiedenheit des Schülermaterials in grofsen und kleinen Städten, die Unterrichtsreform von 1892, die im weitesten Umfange eingeführte Dispensation von der mündlichen Prüfung, der geringe Wert der öffentlichen Schulprüfungen, die Entbehrlichkeit der Vorschulen an Gymnasien. Wer sich einen Begriff machen will, wie mangelhaft es hier und da noch mit den äufseren Schulverhältnissen bestellt ist, der lese die Beschreibung des alten Gymnasialgebäudes zu Sorau. Höchst wertvoll für die Fachgenossen, insbesonders für die jüngeren, sind sodann die eingeflochtenen pädagogischen und didaktischen Exkurse über den Unterricht in der Religion und im Deutschen. Eingehend verbreitet sich der Verfasser über die Einführung der Schüler in die heilige Schrift, über die Erklärung des Römerbriefes und des Johannesevangeliums, über die Behandlung der Glaubenslehre und Ethik, die nicht in abstrakt systematischer Weise gegeben werden darf, sondern sich überall an die Ausführungen der heiligen Schrift und an die grofsen in ihr gegebenen Vorbilder anschliefsen mufs. Nicht minder von Bedeutung sind die Bemerkungen über den deutschen Unterricht in Prima, wobei mit Nachdruck auf den hohen Wert Lessings für das Gebiet der Prosa hingewiesen wird. Mit Recht wird eine Darstellung der Hauptbegriffe aus der Disciplin der Logik, wenn auch einfach gehalten, als unerläfslich für den Primaner hingestellt. Doch es dürfte zu weit führen, über die reiche Fülle des Stoffes eine erschöpfende Übersicht zu geben. Überall stofsen wir auf das gesunde und treffende Urteil des erfahrenen Fachmannes. Die Darstellung ist eine fliefsende, von humorvollen und reizenden Anekdoten gewürzt. So sei denn das

interessante Buch nicht nur den Fachgenossen, sondern auch allen Freunden des höheren Schulwesens aufs wärmste empfohlen! Es sollte in keiner Gymnasialbibliothek fehlen.

Posen. Otto Beyer.

Emil Wolff, Grundrifs der preufsisch-deutschen socialpolitischen und Volkswirtschafts-Geschichte vom Ende des dreifsigjährigen Krieges bis zur Gegenwart (1640—1898). Berlin 1899, Weidmannsche Buchhandlung. VII u. 232 S. 8. geb. 3,60 M.

In der Einleitung (S. 1—6) werden die Folgen des dreifsigjährigen Krieges geschildert und die Beweise dafür, dafs „das deutsche Land und das deutsche Volkstum gleich sehr verwüstet“ waren, ausschliefslich der brandenburgisch-preufsischen Geschichte entnommen. Der erste Abschnitt (S. 7—27) ist betitelt: die Überwindung der Ständeherrschaft und der Stadtwirtschaft durch das Landesfürstentum (Zeitalter des Grofsen Kurfürsten 1640 bis 1713), der zweite (S. 27—85) schildert das absolute Königtum im Dienste des Staates (Zeitalter Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Gr. 1713 — S. V ist irrtümlich gedruckt 1740 — bis 1806), der dritte (S. 86—120) behandelt die Befreiung des Staatsbürgertums und die Gründung der wirtschaftlichen Einheit Deutschlands (Zeitalter Friedrich Wilhelms III. 1807 bis 1840), der vierte endlich (S. 121—232) führt den Titel: die Gründung des Deutschen Reiches und das Aufkommen des Arbeiterstandes (Zeitalter Wilhelms I. 1840 bis 1898). In diesem letzten und umfangreichsten Abschnitte finden sich folgende Unterabteilungen:

Die Errungenschaften von 1848/50. Das preufsische Unterrichtswesen. König Wilhelm I., Moltke und Bismarck. Die preufsische Heeresorganisation. Die Ausgestaltung des deutschen Heerwesens. Die deutsche Flotte. Die Reichsverfassung. Der Reichskanzler und die Reichsbehörden. Das Gerichtswesen; Criminalität. Der Ausbau der Selbstverwaltung in Preufsen. Die Polizei. Die Entwicklung des Reichsfinanzwesens. Die preufsischen Finanzen. Die Bevölkerung und ihre Lebenshaltung. Der Kampf für das Deutschtum. Die Landwirtschaft und die bäuerlichen Verhältnisse. Die auswärtigen Kolonieen. Die Erfindungen und die Industrie. Das Handwerk. Der Handel. Die Schiffahrt. Die Flüsse und Kanäle. Die Eisenbahnen. Das Telegraphen- und Fernsprechwesen. Die Post. Die Entwicklung des Arbeiterstandes; der Sozialismus. Die Sozialdemokratie. Die Wohlfahrtspflege; das Armenwesen. Die Arbeiterschutzgesetzgebung. Die kaiserliche Botschaft vom 17. Nov. 1881 und die sozialen Hülfsgesetze. Die Wirkungen der sozialen Gesetzgebung. Irren-, Taubstummen- und Blindenpflege. Die freiwilllige Krankenpflege im Kriege. Die christliche Liebesthätigkeit. Wirkungen und Wert der sozialen Hülfe.

Aus dieser Inhaltsübersicht ist ersichtlich, dafs der Begriff „Sozialpolitik“ von W. recht weit gefafst wird, wie auch von anderen. Ziegler z. B. in seinen jüngst erschienenen trefflichen „geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts“ geht auch auf das staatliche Leben näher ein. Ähnlich berücksichtigt unser Verf. auch die ausschliefslich geistige Entwicklung — z. B. das Schulwesen auf etwa 15 Seiten — und bringt über Organisation des Heeres und der Flotte manche Einzelheiten auf etwa 25 Seiten. Gehört derartiges in ein Buch mit solchem Titel? Weil in der einschlägigen gewaltig anschwellenden wissenschaftlichen Litteratur[1]) und nicht minder in manchen Reden aus der Praxis oft Verschiedenartiges in einen Topf geworfen und dann der „soziale“ Deckel darauf gesetzt wird, so hätte W. doch wohl Veranlassung gehabt, die Leser über das, was er unter Sozialpolitik und Volkswirtschaft versteht, kurz aufzuklären. Ich meine: bei der Betrachtung der „Gesellschaft“, d. h. der in bestimmte Klassen und Stände geschiedenen Bevölkerung, sind geistig-sittliche, staatliche und wirtschaftliche Verhältnisse streng auseinanderzuhalten, so vielfach sie sich auch durchdringen und berühren, und zur „Sozialpolitik“ nur diejenigen Mafsnahmen der Verwaltung und Gesetzgebung zu rechnen, die auf die Gestaltung der Gesellschaftsordnung einzuwirken suchen[2]). Darnach giebt unser Verf. öfter zu viel und schweift zu sehr in das Gebiet der „Bürgerkunde“ oder der „Kulturgeschichte“ ab; vgl. aufser dem oben Angeführten das S. 139 über die Reichsverfassung oder das S. 159, 187 und 206 über die Lebenshaltung Gesagte.

Dagegen vermifst mancher wohl nähere Ausführungen über die soziale Bedeutung des allgemeinen Wahlrechts und über die Volkshochschulbewegung. Welchen Einflufs eine gesteigerte Volksbildung auf die wirtschaftliche Entwicklung hat, das leuchtet ohne weiteres ein (W. hebt es S. 179 und 181 kurz hervor). Aber auch für die Sozialpolitik ist die Volksbildung von hoher Bedeutung. Denn die politischen Rechte, die jetzt dem Volke zustehen, sind ohne eine gewisse geistig-sittliche Bildung, die auch zum Bewufstsein treu zu erfüllender Pflichten bringt, widersinnig. Nun glauben manche, durch Volkshochschulunterricht werde ausschliefslich Halbwissen verbreitet und damit also Wasser auf die sozialdemokratische Mühle geleitet. Wegen solcher Meinungsver-

[1]) Unter den für den internationalen Historikerkongrefs in Paris 1900 gebildeten 9 Sektionen ist aber keine „soziale“, sondern es sind „Politik“ und „Volkswirtschaft“ geschieden.

[2]) Zu einseitig scheinen mir manche Nationalökonomen den Begriff auf diejenige Politik des Staates zu beschränken, die 'Mifsstände im Gebiete des Verteilungsprozesses' zu bekämpfen sucht. „Sozial“ ist dann völlig gleichbedeutend mit „wirtschaftlich“. Aber es hängen doch nicht blofs die Menschen von den wirtschaftlichen Verhältnissen ab, sondern auch diese von den mit sittlichem Wollen begabten und nicht allein vom Brot lebenden Menschen!

schiedenheiten hätte Verf. doch wohl gut gethan, auf dies ganze sehr wichtige Gebiet etwas einzugehen.

Bei den Lesern wird die Kenntnis gewisser Grundbegriffe und Kunstausdrücke aus dem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben vorausgesetzt, z. B. Immediatstädte (S. 1), Verkauf von Gast zu Gast (S. 4), Stände, Recefs und Indigenat (S. 5), Muthzeit (S. 19), Bonitierung (S. 62), *turnips* (S. 75), physiokratisch (S. 86), Moratorien und Indulten (S. 91), *surtaxe d'entrepôt* (S. 181) u. a. m. Ist derartiges in den „grofsen Volkskreisen", an die sich W. in der Vorrede wendet, bekannt? Wird nicht dabei öfter zu viel vorausgesetzt? Auf Grund meiner ziemlich umfassenden Kenntnis der einschlägigen populärwissenschaftlichen Litteratur mufs ich diese Frage entschieden bejahen. Über die „Stände" z. B. herrscht auch unter Gebildeten oft grofse Unklarheit. Eine gemeinverständliche Darstellung mufs ferner zwischen der Scylla der Anhäufung gelehrter, aber unwesentlicher Einzelheiten und der Charybdis der Oberflächlichkeit auf Kosten strenger Wissenschaftlichkeit glücklich hindurchzusteuern versuchen. Jener ersten Klippe ist unser Schifflein bedenklich nahe gekommen; vgl. den statistischen Ballast namentlich auf S. 15, 68 ff., 72, 74 ff., 80 ff., 118, 126, 135, 152 f., 158 ff., 162, 165 ff., 183, 186 f., 204 und 227. An diesen Stellen scheint mir für die „grofsen Volkskreise" aus Hübners Tabellen des Guten etwas zu viel gegeben zu sein. Den an ein populärwissenschaftliches Buch zu stellenden Anforderungen[1]) kann auch die Darstellungsweise nicht immer genügen, wofür ich weiter unten Belege bringen werde: sie müfste sich etwas mehr der Zieglerschen in dem angeführten Werke nähern, und nach dieses Schriftstellers Vorgang hätte unser Verf. einen kurzen Anhang hinzufügen sollen, der neben jenen statistischen und sonstigen unentbehrlichen gelehrten Angaben auch einige litterarische Nachweise enthält, wie sie in einem mehr wissenschaftlichen als gemeinverständlichen Buche erwünscht sind. Denn meines Erachtens ist W.s Arbeit besonders für Studierende (vor allem, wenn sie sozialwissenschaftlichen Vereinen angehören) und für Geschichtslehrer wertvoll, und deshalb mufs meine gern übernommene Besprechung ausführlicher sein.

Von den Kandidaten des höheren Lehramtes wird durch die neue preufsische Prüfungsordnung vom 12. September 1898 „Verständnis der wichtigsten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen seit 1648" gefordert. Darauf brauche ich hier nicht näher einzugehen. Was aber den Unterricht anlangt, so wissen manche Leser, dafs W. für die 6. schleswig-holsteinsche Direktorenversammlung 1895 den Hauptbericht erstattet hat über

---

[1]) Solchen entspricht aufs beste das erst während der Drucklegung dieser Anzeige mir bekannt gewordene Werk von Sommerlad: „Die soziale Wirksamkeit der Hohenzollern". Leipzig 1899, J. J. Weber. 120 S. geh. 3 M. Nachträglich und nachdrücklich weise ich darauf hin.

die auch auf anderen Direktorenversammlungen „ventilierten" und in Fachzeitschriften (zuletzt im Pädagogischen Archiv Band 40 — 1898 — S. 334 ff.) vielfach erörterten „Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen in ihrem Verhältnis zur Gegenwart". Die Wasser haben sich jetzt etwas verlaufen, zu dem dauernd fruchtbaren Erdreiche aber, das sie hinterlassen, gehört unser Buch; ich empfehle es den genannten Kreisen angelegentlich. In ihnen ist ja doch Kenntnis von Treitschkes Deutscher Geschichte allgemein anzutreffen, und diese setzt W. offenbar voraus; sonst hätte er an geeigneten Stellen (z. B. S. 11, 97, 107) über Preufsens deutschen Beruf und über den Zusammenhang der preufsischen Entwicklung mit der allgemein deutschen etwas mehr bringen müssen. Für jene Kreise ist auch wohl eine sozialgeschichtliche Einleitung nicht durchaus erforderlich, die erkennen läfst, dafs es sich auf vielen Gebieten um Weiterbildung (nicht um Neubildung) nach 1648 handelt. Verf. hat solche Einleitung nicht für nötig gehalten und sich damit eine Arbeit erspart, bei der die Unmöglichkeit, es allen recht zu machen, besonders deutlich hervorzutreten pflegt; er setzt sofort mit dem dreifsigjährigen Kriege ein und giebt auch zusammenfassende Rückblicke oder allgemeine Vorblicke nur selten, z. B. S. 26 ff., 83 ff., 101, 207.

Auf tiefere wissenschaftliche Erfassung seiner Aufgabe ist W. bedacht gewesen und hat mit grofser Sachkenntnis den umfassenden Stoff durchgearbeitet. Eine Fülle trefflicher Einzelbemerkungen findet sich, die es ermöglichen, eine klare Vorstellung von den die betr. Zeit beherrschenden Anschauungen zu gewinnen. Furcht, nach oben oder nach unten hin Anstofs zu erregen, kennt Verf. erfreulicherweise nicht, äufsert vielmehr mit ruhigem Freimut seine Ansichten, und zwar meistens recht gesunde, unbefangene, z. B. auch über die Arbeiterfrage und die agrarischen Verhältnisse[1]). Folgende Stellen seien als recht bezeichnende angeführt. „Während diese höchsten Beamtenstellen in demokratisch regierten Staaten meistens eine Beute der Politiker sind, so sind sie in Preufsen dem Schwanken der politischen Wogen entzogen. Dafür besteht freilich ein anderer Übelstand, der neuerdings immer tiefer empfunden wird, dafs sie nämlich, das Kriegsministerium ausgenommen, samt den Stellen der Ministerialdirektoren durchweg von Juristen, denen wenigstens auf dem Gebiete des Unterrichts-, Bau- und Verkehrswesens die nötige technische Kenntnis abgeht, besetzt sind" (S. 123). „Leider blieb hinsichtlich des Duells zwischen dem Staatsgesetz und der von der Heeresverwaltung selbst vertretenen Praxis bis jetzt ein

[1]) Mit den kurzen Äufserungen über die Bedeutung des Bauernstandes und das Verhältnis der Landwirtschaft zur Industrie vgl. besonders Sohms treffliche Ausführungen in den „Sozialen Aufgaben des modernen Staates", Leipzig 1898.

Widerspruch bestehen, an dem das deutsche Volksgewissen schweren Anstofs nimmt" (S. 132). „Der Satz vom Verschwinden des Mittelstandes und der immer weiteren Trennung von Reich und Arm („Verelendung der Massen") ist eine leere Parteiphrase" (S. 160). In der Vorrede läfst sich W. folgendermafsen vernehmen:

„Noch nie hat die Menschheit einen gröfseren Umbildungsprozefs durchzumachen gehabt. Denn einerseits trat noch nie ein so grofser Teil derselben gleichzeitig in ihn ein, andernteils sind noch nie in der kurzen Spanne Zeit von anderthalb Jahrhunderten so folgenreiche Erfindungen gemacht. Ihre Folgen sind deshalb so gewaltig, weil in allen Menschen das Streben nach einem glücklichen Dasein gleich mächtig ist. Den Ansprüchen, die daraus entspringen, kann nur genügt werden, wenn die geeigneten neuen Daseinsformen geschaffen werden. Diese lebensfähig d. h. organisch aus den alten herauszubilden, ist die grofse Aufgabe. Auf welcher Grundlage, mit welchen Mitteln und mit welchem Erfolge die Lösung dieser Aufgabe bisher vollzogen ist, das lehrt die Geschichte. Gelingt es, diesen Umbildungsprozefs der sozialen und politischen Daseinsformen so weiter zu führen, dafs er den Ansprüchen auch der Ärmsten an Glück, wenigstens den dringendsten, genügt, so wird eine gewaltsame Katastrophe vermieden. Der dringendste Anspruch aber ist der, vor wirtschaftlichem Untergang beschützt zu werden. Ihn anerkennen heifst sich zur sozialen Pflicht bekennen. Ihre Erfüllung allein sichert das Vaterland vor den in seinem Innern drohenden Gefahren".

In Bezug auf die Einzelheiten werden natürlich immer Meinungsverschiedenheiten bestehen. Ich hätte Abschnitt I und II zusammengefafst unter dem Titel, den I führt; denn die Bezeichnung „im Dienste des Staates" gilt doch auch von der folgenden Zeit. Der zweiten Periode hätte ich dann die Überschrift gegeben: „Eintritt des Bürgertums ins Staatsleben und die Gründung der wirtschaftlichen Einheit Deutschlands", und hätte diesen Abschnitt bis 1861 gerechnet, die Bezeichnung der Zeitalter nach den Herrschern aber unterlassen. W. weist in dem oben angeführten Berichte (S. 153 Anm. 1) selbst darauf hin, dafs die Reformen nicht alle „im wesentlichen" auf die Initiative der Monarchen zurückzuführen sind (ich erinnere nur an Boyens Urteil über Friedrich Wilhelm III!) und setzt in unserem Buche S. 127 und 212 an die erste Stelle sehr richtig Bismarck, nicht Wilhelm I. — Die einzelnen Unterabschnitte stehen öfter in keinem richtigen Zusammenhange, und durch Verweisungen auf frühere Angaben liefsen sich manche Wiederholungen vermeiden. Es konnte z. B. S. 25 hingewiesen werden auf S. 16 und 22, S. 72 auf S. 12 und 60, S. 96 auf S. 26 und 64, S. 108 auf 13, 32, 73 und 94, S. 180 auf S. 93 und 176 u. a. m. Verf. hat sich aber der aller-

dings nicht geringen Mühe, ein Sach- und Namenregister anzulegen, für überhoben erachtet, sehr zum Nachteil der Leser.

Unnötige Fremdwörter, auf die ich glaube stets hinweisen zu sollen, finden sich verhältnismäfsig wenige; z. B. installiert oder Transit. Dagegen liest man „Erzeugen und Verzehren der Güter“ (S. 182 und sonst).

Was Inhalt und Ausdruck im einzelnen anlangt, so seien folgende Ausstellungen als die mir am wichtigsten erscheinenden angeführt. S. 2 Rechte „anziehen“, 11 „deutungsfähige“ Worte, 27 „in diesem Anlafs“, 30 die Forsten gehören doch zu den Regalien (vgl. S. 14), 33 „oberlich“ genehmigt, 37 statt „Justizrat“ besser „Justizkollegium“, 40 war auf die psychologische Wandlung hinzuweisen, die Friedrich II. unter dem Einflufs der Gedanken Montesquieus durchmachte, 46 findet sich Ungenauigkeit in Bezug auf Jesuiten und Werbungen, 47 wäre statt des Ausdrucks „wahnsinnige“ Kosten die Anführung der Thatsache passender gewesen, dafs 1713—1735 etwa 12 Mill. Thaler für Ausländer ausgegeben wurden, 48 „Vergreisung“ der Führer und „Gefühl“ für ihn (nämlich den Begriff), 56 unten sehr schwerfälliger Satz!, 57 Z. 4 v. o. mufs statt „sie“ gesagt werden „die Bauern“; sehr unschön ist „tilgte etwas von — Gutsbehörigkeit“, 66 die „Kundschaft“ aufzuerlegen war schon im Reichstagsbeschlufs von 1731 bestimmt; auf das Verbot, den Montag „blau zu machen“ konnte noch hingewiesen werden, 72 u. Kaffee fehlt, 81 „auf die Linie“ ermäfsigen, 89 auf jedes „Voraus“ verzichten, 114 Z. 3 v. o. „Es“ hat keine sofort einleuchtende Beziehung, 114 Z. 7 f. v. u. und 115 Z. 3 f. v. o. entsprechen sich nicht genau, 117 Jünglinge dieser „Gattung“, 119 nicht „edler Ritter“, sondern „ritterlich und bieder“, 137 die Sonderrechte Bayerns und Württembergs sind nicht beachtet (vgl. S. 130 und 190), 163 hinter „geahndet“ fehlt „wurde“, 282 dafs ein „grofser“ Teil zu Grunde gerichtet wird, scheint übertrieben, 193 f. ist der Ausdruck „Gesellschaft“ zu unbestimmt; von den übrigen Ständen, bez. von der „bürgerlichen“ Gesellschaft, mufs gesprochen werden, 195 oben wird manchen nicht völlig verständlich sein, 197 Z. 2 v. o. ist die Beziehung des „sie“ nicht sofort klar, 198 findet sich eine zu lange Periode. Doch genug der Ausstellungen! Sie sollen den Wert des trefflichen Buches natürlich nicht herabsetzen.

Druckfehler sind mir, von Zeichen abgesehen, 15 aufgefallen; ich brauche wohl nur S. 37 „untersten“ und S. 56 „befanden“ hervorzuheben. Die Ausstattung in Druck und Papier ist vorzüglich. —

So sei denn die durchaus zeitgemäfse Arbeit den oben näher bezeichneten Kreisen angelegentlich empfohlen! Die Geschichtslehrer aber mögen stets dessen eingedenk bleiben, dafs nur nach den besonderen örtlichen Verhältnissen und nach der Beschaffenheit des Schülerjahrganges die Ausführlichkeit zu bemessen ist, mit der auf den schwierigen Gegenstand eingegangen wird, und

dafs der unmittelbare Einflufs der Schule in Bezug auf Ausrüstung für die Kämpfe der Gegenwart ja nicht überschätzt werden darf.

Görlitz. E. Stutzer.

Rudolf Wolf, Die Bergpredigt, in Schulandachten dargeboten. Halle a. S. 1899, Strien. 66 S. 8. 1,25 M.

Das Büchlein bietet 34 Ansprachen, die über Abschnitte der Bergpredigt der Reihe nach bei der gemeinsamen Andacht zum Beginn und Schlufs der Schulwochen an dem Gymnasium zu Rastenburg von dem Verfasser gehalten sind. Sie umfassen im Durchschnitt je zwei knappe Seiten und erfordern etwa fünf Minuten zum Vortrage. In ihrem Aufbau folgen sie im ganzen demselben Schema: Dem Texte folgt die Erklärung, daran reiht sich die Anwendung auf die Gegenwart oder spezieller auf die zur Andacht Versammelten, und den Schlufs bildet ein Gebet um den rechten Segen aus dem Gehörten. Bei einigen Stücken ist der Erklärung noch eine Einleitung voraufgeschickt, bisweilen sind Anwendung und Erklärung nicht getrennt. Als Gebet sind mehrfach Citate aus der Bibel und dem Gesangbuche verwendet. Die Absicht, den unerschöpflichen Inhalt der Bergpredigt den Schülern auch in dieser Weise nahe zu bringen, ist zu billigen. Die grofse Mannigfaltigkeit der Gedanken derselben haben auch die Ansprachen vor Einförmigkeit bewahrt. Die Sprache ist im ganzen einfach und natürlich, dabei aber doch lebendig. Hier und da eingestreute Vergleiche und Hinweise auf den Schülern bekannte Thatsachen oder Citate aus profanen und heiligen Schriften beleben die Darstellung und regen die Aufmerksamkeit an.

Die einleitenden Worte nehmen zum Teil zu engen Bezug auf die vorhergehende Ansprache. Man kann nicht erwarten, dafs die Schüler am Schlufs der Woche noch genau im Gedächtnis haben, was sie am Anfang derselben gehört. Die Erklärung des Textes will im allgemeinen wohl nur dem Zweck der erbauenden Ansprache dienen und kann als solche auch genügen; dem Gedankenzusammenhange der Bergpredigt wird sie aber kaum immer ganz gerecht. So z. B. sind die Begriffe „sanftmütig“ in 3 und „friedfertig“ in 7 ziemlich äufserlich aufgefafst. In dem 34. Stück findet sich auch ein Satz — „Der Glaube, der nicht nur Gefühl und Verstand, sondern auch den Willen bestimmt, der den Beweis des Geistes und der Kraft in seinen Thaten erbringt, der hat das Fundament gefunden, auf das Jesus in seinem gewaltigen Gleichnisse hinweist“ —, der an den Ohren der meisten Schüler unverstanden vorübergleiten dürfte.

Zweifellos sind die Ansprachen für ihren Zweck geeignet und können sowohl selbst bei den Wochenandachten verwendet werden als auch als Muster für dieselben dienen.

Da im allgemeinen die Andachten mit Gesang eingeleitet und geschlossen werden, so hätte zu jedem Stücke ein passendes Kirchenlied von dem Verfasser vorgeschlagen werden sollen.

Friedeberg Nm. F. Schneider.

---

1) Meister-Gasser, Was ich meinen Kleinen lehre und erzähle. Ein Buch für Eltern und Erzieher zur unterhaltenden Belehrung der Kinder. Zweite Ausgabe. Frankfurt am Main (ohne Jahr), Jaeger'sche Verlags-Buchhandlung. I u. 221 S. 8. In Originalband 1,80 M.

Um seiner Bestimmung als Freund und Ratgeber für Eltern, Lehrer und Erzieher zu genügen, läfst sich das kleine Werk die Behandlung der Heimatskunde, des ersten geographischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts, die Erklärung der Sternbilder, sowie die Gesangesübungen des Kindes angelegen sein, dessen Gedankengange die einzelnen Abschnitte angepafst werden. Denn die Verfasser wollen dem Unterrichte Leben, dem kindlichen Gemüte Nahrung geben. Ihr Buch soll eine ganze Reihe von Büchern ersetzen und so eine kleine Bibliothek für die Hand der Eltern und Erzieher sein. Es ist auf Grund einer langjährigen Erfahrung geschrieben und hofft solche Leser zu finden, die ihren Beruf als Pädagogen ernst zu nehmen gewohnt sind. Dafs für die Heimatskunde die Gegend von Wiesbaden und Frankfurt a. Main zum Gegenstand der Betrachtung gemacht ist, wird denen willkommen sein, die daselbst zu Hause sind. Ob für solche, die anderswo wohnen, die Übertragung der Dinge auf die ihnen vertrauten Verhältnisse so leicht ist, wie die Verfasser meinen, möchte ich bezweifeln. Dafs Gärten, Felder, Wiesen, Pflanzen und Tiere sich nach ihrem Buche auch an anderen Orten mutatis mutandis behandeln lassen, ist selbstverständlich; aber offenbar bedarf es zum Teil bedeutender Abänderungen, abgesehen von denjenigen Partieen, die einen allgemeinen Inhalt haben. Zu diesen gehören vor allem auch die niedlichen Kinderlieder, die, am Schlusse des Buches zum Teil auch nach ihrer Melodie, vorgeführt werden, dgl. die Umschau am Himmel in seinem dritten Abschnitt. Wenn hier freilich die Kinder alle die 26 Sternbilder auf S. 201—205 sich einprägen sollen, so scheint mir das des Guten zu viel zu sein. Bei dem reich bemessenen Stoffe jedoch kann jeder, dem Unterricht und Erziehung der Kleinen anvertraut sind, das für seine Zwecke Brauchbare sich auswählen: jedenfalls wird er mancherlei Anregung dem Buche zu verdanken haben.

2) Karl Brinkwerth, Kleines Wörterbuch für Schüler. Zweite Auflage. Essen 1899, G. D. Baedeker. I u. 87 S. gr. 8. Kart. 0,40 M.

Das Büchlein will in schwierigen Fällen der Rechtschreibung ein zuverlässiger Ratgeber sein. Es ist im genauen Anschlufs an das amtliche Regelbuch für die preufsischen Schulen verfafst. Die bei einzelnen Wörtern zulässige, aber vom Schüler „nicht zu

befolgende“ Schreibung ist fortgelassen worden. Wenn in wenigen Monaten bereits eine zweite Auflage des kleinen Werkes nötig geworden ist, so liegt darin ein hinlänglicher Beweis für seine Brauchbarkeit. Um so mehr ist der Verfasser bemüht, auch weiter die bessernde Hand anzulegen, und hat auch schon diesmal einige Ergänzungen vorgenommen. Auch üblichere Fremdwörter sind berücksichtigt worden und ihre Verdeutschungen gegeben. Man wird das Buch überall da gern zur Hand nehmen, wo man Arbeiten, wie z. B. die von Gemſs (Berlin, Weidmann 1880), zu schätzen weiſs. Solche helfenden Ratgeber wird der Bildungsbeflissene nicht von sich weisen, zumal wenn der Gesundheit seiner Augen durch angemessenen Druck Rechnung getragen ist.

Berlin. Paul Wetzel.

H. v. Kleist, Der zerbrochene Krug. Kritische Ausgabe nach der Handschrift mit Erläuterungen von Eugen Wolff. Minden i. W. 1899, J. C. C. Bruns' Verlag. 150 S. 8. 1,20 M, kart. 1,30 M.

Ein hervorragender Kenner Kleists bietet uns eine dankenswerte Ausgabe des köstlichen Lustspiels, die von den Freunden unserer deutschen Litteratur freudigst bewillkommnet werden wird, zumal neben der Siegenschen und Semlerschen bislang keine bedeutendere Ausgabe zu verzeichnen war. Dem sorgfältig revidierten Texte folgt als „Anhang“ die Zschokkesche Behandlung des Stoffes in Novellenform und sodann „Erläuterungen“, die uns zunächst ein Bild vom Leben des Dichters geben, das in jedem Strich die Liebe zeigt, mit der Wolff seinem Dichter sich hingiebt, aber sich von weitschweifiger Breite fernhält. Ein zweiter Abschnitt ist der Entstehung des „Zerbrochenen Kruges“ gewidmet und zeigt vor allem den Einfluſs, den Salomon Geſsners Prosa-Idyll gleichen Stiles auf Kleist wie auf Zschokke gehabt hat. Ein Muster peinlich genauer Arbeit ist der dritte Abschnitt: „Die Überarbeitung des Textes“, der von S. 119—122 ein genaues Verzeichnis der Lesarten bietet. Den „Erläuterungen“ folgen „Anmerkungen“, denen Wolff sehr richtige Bemerkungen über die Erklärung eines dichterischen Kunstwerkes vorausschickt. Wir heben folgende Punkte hervor: „Die Erläuterung muſs auf Schritt und Tritt litteraturgeschichtliche, ästhetische, sprachliche und pädagogische Gesichtspunkte ins Auge fassen. Die litteraturgeschichtlichen Bemerkungen haben die Stellung des „Zerbrochenen Kruges“ in der Entwickelungsgeschichte des deutschen Lustspiels zu bestimmen. . . . . . . Die Erläuterung muſs ohne jegliches Vorurteil und ohne jeden von auſsen mitgebrachten fertigen Maſsstab geschehen, vielmehr von der Einzelbetrachtung des uns unterbreiteten Kunstwerks selbst ausgehen, um durch Aneinanderreihen und Ordnen des gesamten Erscheinungsmaterials ein einheitliches Gesamtbild von der untersuchten Dichtung zu gewinnen (induktive Methode)“. Sehr gesunde Gesichtspunkte, an welchen

die folgenden trefflichen Erläuterungen festhalten. — So kann die auch vorzüglich ausgestattete Ausgabe warm empfohlen und die versprochene Fortsetzung der Meisterwerke Kleists durch dieselbe berufene Hand herzlich begrüfst werden, — aber dafs der „Zerbrochene Krug“ Gegenstand der Schullektüre sein oder werden sollte, wie es ein dem Buche beigefügtes Anschreiben der Verlagshandlung voraussetzt, dagegen mufs sich Ref. erklären. Er verkennt durchaus nicht die unübertreffliche Schönheit des Stückes, seine drastische Wirkung, die Kleinmalerei, die den Vergleich mit einem Gemälde der Niederländer Schule gestattet, — der Inhalt jedoch schliefst das Stück seines Erachtens von der Schullektüre aus. Wenn er sich nicht täuscht, hat Wolff auch ursprünglich keine Schulausgabe verfassen wollen, dafür zeigen die oben erwähnten Seiten 119—122 viel zu sehr das Gesicht einer kritischen Ausgabe. Vortrefflich eignet sich aber das Buch für die Schülerbibliothek der Prima, da es dem Schüler, der durch Privatlektüre seine litterarischen Kenntnisse vergröfsern und vertiefen will, zum Verständnis des Kleistschen Lustspiels ausgezeichnete Dienste leisten wird.

Schleiz (Reufs). Walther Böhme.

H. v. Kleist, Prinz Friedrich von Homburg. Kritische Ausgabe nach der Handschrift mit Erläuterungen von Eugen Wolff. Minden 1899, J. C. C. Bruns' Verlag. 133 S. kl. 8. geh. 1,20 M.

Das Bändchen bildet den zweiten Teil einer Sammlung, welche sich nennt: Meisterwerke von Heinrich von Kleist, mit Erläuterungen von Eugen Wolff. Der erste bereits erschienene Teil brachte den zerbrochenen Krug. Die Ausgabe des Prinzen von Homburg unterscheidet sich von den zahlreichen Schul- und sonstigen Ausgaben vor allem dadurch, dafs sie eine kritische ist. Bekanntlich ist das Schauspiel erst zehn Jahre nach des Dichters Tode, 1821, durch Ludwig Tieck in Kleists „hinterlassenen Schriften“ veröffentlicht worden. In den siebziger Jahren tauchte nun eine Abschrift von des Dichters Originalhandschrift auf, nämlich das für die Prinzessin Wilhelm bestimmte Widmungsexemplar. Diese Abschrift befindet sich gegenwärtig im Besitze des Professors B. Erdmannsdörffer in Heidelberg (s. Preufsische Jahrbücher B. 54 S. 205 ff. — S. 326) und wurde dem neuen Herausgeber zur Benutzung überlassen. Ihr schliefst sich die vorliegende Ausgabe an. Da die Handschrift indessen keineswegs frei von Schreibfehlern ist, so bevorzugt der Herausgeber auch öfter die in den „hinterlassenen Schriften“ gegebene Lesart und nimmt für seine Textgestaltung das „in dubiis libertas“ in Anspruch.

Viel Kritik war nun allerdings in dieser kritischen Ausgabe nicht zu üben. Ich habe den Text derselben mit dem der bei Cotta erschienenen Schulausgabe von G. Weismann verglichen und

nur wenig wirklich bedeutende, den Sinn verändernde Neuerungen gefunden. Die meisten betreffen allerhand Kleinigkeiten, wie Interpunktion, Orthographie (statt „Reiter" ist durchweg „Reuter" geschrieben), Wortkürzungen wie „Truchſs" statt „Truchseſs" und grammatische Ungenauigkeiten wie „solchem" statt „solchen". Die wichtigeren Änderungen sind folgende: An der Spitze des Schauspiels steht jetzt die Widmung: „Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Amalie Marie Anne, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preuſsen, Bruders Sr. Majestät des Königs, geborne Prinzessin von Hessen-Homburg" und dazu ein kurzes Widmungsgedicht. — 473. „Lies dem Herren die Parole vor" statt „den Herren". — 501. „Die hohe Landesmutter — keinen Schlechtern" statt „keine Schlechtre". — 964. Die scenarische Bemerkung „(Sie setzt sich)". ist zugesetzt. — Im vierten Akt steht überall das zutrauliche „Onkel" statt des von Tieck eingesetzen feierlichen „Oheim" oder „Ohm". — 1117. „Was würde wohl davon die Folge sein?" statt „doch". — 1271. „treffen" statt „fügen"; letzteres hat Tieck hineinkorrigiert, weil „treffen" einen unangenehmen Gleichklang mit dem „trefflich" des vorhergehenden Verses zu ergeben schien. — 1376. „schriebst" statt „schreibst". — 1426. „(Ab)". — 1612. „Mich, der, du weiſst, dir zugethan" statt „Mich, den du weiſst dir zugethan". — 1785. „Bewill'g' ich diese letzte Bitte dir" statt des geglätteten „Bewilligt sei die letzte Bitte dir".

An zwei Stellen kann ich mich mit den neuen Lesungen nicht befreunden. 1267 sagt Natalie jetzt: „Der Kurfürst trug mir auf, an Kottwitz, dem die Stallung dort zu eng, zum Marsch hierher die Ordre zu erlassen." Das ist mir für Natalie zu kavalleristisch. Ich würde es bei dem alten „Stellung" belassen haben. Der Abschreiber kam wohl auf „Stallung", weil ihm 1507 vorschwebte. — Sodann hat 1373 die Handschrift und demgemäſs die neue Ausgabe:

er faſst sich dir
Erhaben, wie die Sache steht, und läſst
Den Spruch mitleidsvoll morgen dir vollstrecken!

Dies „mitleidsvoll" läſst sich zwar erklären. Wolff sagt: „in bitterem Sinne; zwar mit bedauerndem Achselzucken, aber unerbittlich". Allein dies Wort scheint mir dem Zusammenhange doch nicht recht angemessen. „Mitleidsvoll" will sich nicht zu dem „erhaben" fügen. Wer sich erhaben faſst, der faſst sich auch über das Mitleid erhaben. Auch ist die ganze Situation zu drangvoll, zu hochgespannt, als daſs die aufs äuſserste geängstigte Natalie auf ein gewissermaſsen gesuchtes und geistreiches Oxymoron verfallen sollte. Die Tiecksche Änderung „mitleidlos" ist doch wohl das Natürlichere.

Auf den Text folgen die Erläuterungen, und zwar zuerst „Der Dichter", dann „Die geschichtlichen Grundlagen des Prinzen Friedrich von Homburg". Beide Abschnitte sind sehr brauchbar

und nützlich, besonders wegen der Knappheit, mit der sie das wünschenswerte Material bringen. In dem ersten wird mit Recht der Ausspruch des Dichters hervorgehoben, dafs es ihm immer zweifelhaft war, ob er als Mensch oder als Offizier handeln mufste; denn die Pflichten beider zu vereinigen sei bei dem damaligen Zustande der Armeen unmöglich. Denn dies Bekenntnis enthält bereits den ganzen innern Konflikt des Prinzen von Homburg im Keime. Ein kleiner Widerspruch scheint auf den ersten Blick zwischen den beiden Bemerkungen S. 88 zu bestehen, dafs das Schauspiel es bei Lebzeiten des Dichters zu keiner Art von Veröffentlichung brachte, und dafs die Todesfurcht des Helden in Hofkreisen Anstofs erregt und man die Peinlichkeit dieses Momentes das ganze Stück habe entgelten lassen. Dieser geringe Anstofs wäre vermieden worden durch die Zwischenbemerkung, dafs das Stück im engeren Kreise vorgetragen, vielleicht sogar auf der Prinz-Radziwillschen Privatbühne aufgeführt wurde. Im zweiten Abschnitt werden, nachdem der Verlauf der Schlacht kurz erzählt ist, einige interessante Zeugnisse darüber wörtlich mitgeteilt: Der Brief des Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg an seine „allerliebste Frau“ aus dem Feldlager von Fer-Berlin vom 19. Juni 1675 und das „neue Lied von der glücklichen Victoria, welche Sr. Kurfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg vom 16. bis 19. Juli 1675 wider die Schweden erhalten“. Dann werden die zunächst mündlich fortgepflanzten Sagen besprochen, welche sich an die Schlacht bei Fehrbellin anknüpfen: die von Froben, von dem Kinde von Fehrbellin, von dem Bankett des Herrn von Briest, endlich die über das Verhalten des Prinzen von Homburg am Tage der Schlacht. Die Stelle aus Friedrichs des Grofsen Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg, welche am besten über diese Sage Auskunft giebt, wird wieder vollständig abgedruckt.

Weniger als diese beiden ersten Abschnitte befriedigt der dritte: „Die Stellung des Prinzen Friedrich von Homburg in der Entwicklung des historischen Dramas“. Der den Stoff beherrschende Litteraturkenner tritt selbstverständlich auch hier hervor; aber es springt für Kleist kein rechtes Ergebnis aus den Erörterungen heraus. Es werden Aristoteles' und Lessings Ansichten über das Verhältnis von Geschichte und Drama dargestellt, wobei sich Wolff bemüht, Kleists Stück mit der Theorie Lessings von der „Heiligkeit der Charaktere“ in Einklang zu setzen. Ohne Not, wie mich dünkt, denn mit jener Lessingschen Theorie wird sich heute wohl niemand mehr befreunden. Dann werden Schiller und sein ästhetischer Antipode O. Ludwig als Zeugen vorgeführt, dafs die Poesie nicht verarmte, sondern bereicherte Wirklichkeit sein solle. Es folgt Ludwigs Theorie von dem Gegensatz des idealistisch-rhetorischen und des realistisch-objektiven Stils und dem Verhältnis des Naturalismus zu beiden,

und zum Schlufs wird die Frage so gefafst, dafs bei jedem Dichtwerke zu untersuchen sei, inwieweit sich in ihm „geistige Durchdringung der objektiven Individualität“ und andererseits „subjektive Ideenkonstruktion“ dokumentiere. Diese Frage wird für Kleists Drama nun zwar aufgeworfen, aber nicht beantwortet. Der Abschnitt endet mit einem Fragezeichen. Die Antwort soll uns das Werk selbst geben. Der Leser sähe hier sicher gern eine, wenn auch kurze, so doch zusammenhängende Erörterung über Kleists Stellung in dieser Hinsicht. Er mufs sich die Antwort nun aus den im fünften[1]) Abschnitt folgenden „Anmerkungen“ selbst herauslesen. Dort wird er an verschiedenen, sehr zerstreuten Stellen darauf aufmerksam gemacht, dafs das Drama einen Übergang vom alten idealistisch-schillerschen Stil zu dem in unserem Jahrhundert sich entwickelnden realistischen darstellt.

Das Gleiche gilt von der ästhetisch-sittlichen Auffassung des Dramas selbst. Es fehlt auch hier an einer Zusammenfassung. Wie der Herausgeber den inneren Fortschritt der Handlung und die im ganzen Drama zum Ausdruck kommende Idee sich vorstellt, das mufs man sich aus den Anmerkungen mitten zwischen sprachlichen, stilistischen, metrischen und etymologischen Bemerkungen heraussuchen. Und doch ist es gerade bei diesem Drama nicht leicht, den Kern des behandelten Konflikts zu erfassen und sich klar zu machen, worin eigentlich das Problem besteht und wie es gelöst wird. Der Uneingeweihte vermag „den mystischen Schleier der Handlung nicht gleich beim ersten Anschauen zu heben und sich in die Verbindung des Entsetzens mit dem Lächeln, der Todesgöttinnen mit den Grazien“ sofort zu finden (Bulthaupt, Dramaturgie der Klassiker I 364). Versuchen wir, aus den Anmerkungen ein Bild zu gewinnen von der Stellung des Herausgebers zu diesen Fragen. Ich greife zunächst einen einzelnen Punkt heraus.

Die vorübergehende Würdelosigkeit und Todesfurcht des Prinzen im dritten Akt rechtfertigt Wolff durch Hinweis auf die Ergebnisse der neueren Psychologie. Es hätte dessen wohl kaum bedurft. Denn dafs auch der tapferste Held nicht immer nur Held ist, sondern daneben auch Mensch bleibt, dafs auf die hochgradige Anspannung während der Schlacht, auf die furchtbare Erregung durch den plötzlichen schroffen Glückswechsel und auf die Pein des schnellen Gerichtsverfahrens eine Reaktion folgen mufs, welche die hochgespannten „Federn des Mutes“ und der Begeisterung gründlich abspannt, dafs ferner ein grofser Unterschied zwischen dem nur drohenden und dem unvermeidlichen Tode besteht, dürfte auch dem Nichtpsychologen ohne weiteres verständlich sein. Es ist durchaus nicht richtig, wenn Wolff S. 88 von dieser Todesfurcht des Helden sagt, sie sei „wesentlich

[1]) Der vierte bringt die Lesarten.

ein Abscheu vor dem unrühmlichen Tode" gewesen. Das Unrühmliche des Todes ist in jener tiefsten Niedergeschlagenheit seiner Seele dem Prinzen gleichgültig. Sagt er doch selbst V. 1003:

Seit ich mein Grab sah, will ich nichts als leben
Und frage nichts mehr, ob es rühmlich sei.

Und wie viel unrühmlicher als der Tod ist nicht nur die Kassation, sondern vielmehr noch der ausdrückliche Verzicht auf Natalie, die ihr ins Angesicht abgegebene Erklärung, dafs die Todesfurcht alle Zärtlichkeit für sie in seinem Busen verlöscht habe (1024)! Nein, der Tod, und ganz allein der Tod, der sichere, unausweichlich und unmittelbar bevorstehende, ist es, vor dem er Abscheu empfindet. Darum hätte der Herausgeber auch nicht zu Vers 1056 tadelnd anmerken sollen, dafs Natalie in ihrer Antwort, das Grab sei nicht finstrer und um nichts breiter, als es ihm tausendmal die Schlacht gezeigt, das Unrühmliche des Todes nicht in Rechnung gezogen habe. Sie verstand den Seelenzustand des Prinzen vollkommen und wufste, dafs ihn dieses Moment im Augenblick nicht berührte.

Der Herausgeber entwickelt dann seine Ansicht von dem weiteren Gange der Handlung folgendermafsen: „Schon die milden Worte des Kurfürsten in IV 1, 1111 ff.: ‚Mein süfses Kind, sieh, wär' ich ein Tyrann' u. s. w. lassen uns eine Vollstreckung des Urteils unmöglich erscheinen." Mir scheint, dafs diese milden Worte des Kurfürsten den Zuschauer eher eine schlimme Vorbedeutung für das Schicksal des Prinzen dünken müssen. Dafs er ihn nicht aus Tyrannenlaune hinrichten läfst, wissen wir ohnehin, und die Zärtlichkeit gegen Natalie entspringt dem Bedürfnis, sie wegen des Leides, das er ihr anthun mufs, in etwas zu begütigen und zu versöhnen.

„Wenn dann der Kurfürst" — so fährt Wolff fort — „1181 ff. erklärt, er wolle das Urteil kassieren, sobald der Prinz selbst es für ungerecht erkläre, so spielt er nicht mit Natalie, weil er etwa voraussieht, der Prinz werde die Begnadigung unter dieser Bedingung ablehnen, und nicht mit dem Prinzen, weil er diesen etwa planmäfsig erziehen will, sei es durch Todesfurcht, sei es durch Appell an Homburgs edlere Besonnenheit. Der Kurfürst bleibt vielmehr während der ganzen Handlung des Dramas frei von Winkelzügen und Hintergedanken. Es ist ihm ernst mit allem, was er thut, abgesehen von der an die Anfangsscene anknüpfenden Einkleidung der Begnadigung. So ist er denn zunächst ernstlich entschlossen, dem Recht freien Lauf zu lassen; gern würde seine Milde begnadigen, er sieht aber vorerst keine erlaubte Möglichkeit dazu, da ihm an der Schuld des Prinzen kein Zweifel möglich scheint. Da erfährt er, dafs — nach Nataliens Auffassung — der Prinz sich ungerecht verurteilt glaube, und sofort ist er zur Gnade geneigt, zu einer Gnade freilich, wie

sei Homburg sich selbst V. 998 ff. (Kassation und Entfernung aus dem Heer) ausmalt. Das weitere Verhalten desselben führt den Herrscher alsdann auf einen andern Weg".

Ich bemerke hierzu, dafs Natalie nirgends die Auffassung hegt oder äufsert, der Prinz glaube sich ungerecht verurteilt. Das ist lediglich die Auffassung des Kurfürsten, sei es eine Meinung, die er wirklich hegt, sei es — wie ich glaube — eine zu einem bestimmten Zwecke absichtlich gesetzte Annahme. Natalie hat im Gegenteil nur gesagt, des Prinzen Heldenherz sei geknickt, er sei zermalmt, fassungslos, unheldenmütig, weiter nichts. Das ist das Gegenteil von dem Gefühl, im Rechte zu sein. Wer sich ungerecht verurteilt glaubt, verliert nicht so vollständig jede Haltung, er wird immer einen kleinen Zug von trotzigem Selbstgefühl bewahren. Davon hatte aber in der langen Unterredung mit der Kurfürstin und Natalie III 5 der Prinz nichts mehr gezeigt. Keine seiner Äufserungen dort deutet auch nur entfernt an, dafs er sich immer noch, wie früher, Golz und Hohenzollern gegenüber, im Rechte wähnt. Wie sollte also Natalie dazu kommen, dies anzunehmen? Nun weiter. Welches wird der „andere Weg" sein, auf welchen den Kurfürsten Homburgs Verhalten führt?

„Homburg wandelt sich um (1321), erhebt sich zu heroischer Auffassung (1334), vollzieht eine entscheidende Wendung in seinem Charakter (1350. 1353. 1358 ff.). Der Kurfürst erhält davon Kunde durch Homburgs Brief. Die innere Vorbedingung der schliefslich verkündeten Gnade ist schon damit erfüllt. Der Sinn von 1479 ff., wo er sich das Todesurteil und den Pafs des Grafen Horn bringen läfst, kann also kaum zweifelhaft sein (dafs er nämlich den Prinzen begnadigen will); diesem Gedanken zeigt ihn V. 1513 ‚So hebt ein Wort auch wiederum sie (die Hoffnungen) auf' noch immer zugänglich. Ersichtlich ist schon V. 1482 ‚Kottwitz und sein Gefolg' sie sollen kommen!' von dem Triumphgefühl durchdrungen, in dem Prinzen selbst einen Helfer im Streit gegen Kottwitz und sein Gefolg' gewonnen zu haben, vor allem auch von dem Triumphgefühl, dafs des Prinzen eigener Brief ihm endlich unabsichtlich den lange vergebens gesuchten Ausweg zeigt. Der Schuldige hat sich zu einer solchen sittlichen Unterordnung unter Gesetz und Recht durchgerungen, dafs es seiner leiblichen Opferung nicht mehr bedarf. Diese Regung beschleicht den Kurfürsten sofort; nur sieht er mit Besorgnis, dafs schon das ganze Offizierkorps von Homburgs Geist der Unbotmäfsigkeit ein wenig angekränkelt scheint; darum das Hinauszögern des entscheidenden Wortes der Gnade. Dafs er jetzt ernstlich an die Möglichkeit ehrenvoller Begnadigung glaubt, wird allein schon dadurch erhärtet, dafs er sich den Prinzen gegen dessen Verteidiger leibhaft zu Hilfe ruft (1612 ff.), was andernfalls eine dem Grofsen Kurfürsten nicht anstehende Grausamkeit wäre."

Diese Auseinandersetzung ist zweifelsohne richtig bis auf den einen Punkt, dafs der Kurfürst das Wort der Gnade wegen der beginnenden Unbotmäfsigkeit im Offizierkorps noch hinausschiebe. Eine solche existiert nicht, kann nach der Auffassung des Dichters vom brandenburgischen Heere nicht existieren. Auch nach der Auffassung des Kurfürsten nicht, dem nur der Garnisonwechsel Kottwitzens auffallend ist. Im übrigen braucht er nur seinen Stiefel vor das Arrestlokal zu stellen, um den Prinzen vor jedem Befreiungsversuch zu schützen (1454). Er bleibt Dörfflings Allarmruf gegenüber daher auch ganz gelassen und wünscht nur über Kottwitz' scheinbar eigenmächtige Handlungsweise aufgeklärt zu werden. Daher ist auch die Bemerkung 1497, er habe Kottwitz kommandiert, um dem Prinzen die letzten Ehren zu erweisen, schwerlich als eine „Erprobung von Kottwitz' Subordination“ zu nehmen. Deren war er vollkommen sicher; vgl. 1419, wo er ihn still an einer seiner drei silberglänzigen Locken an seinen Standort zurückführen will. Ich fasse jene Wendung von den letzten Ehren lediglich als eine in des Augenblickes Drang rasch ergriffene Verlegenheitsauskunft des Kurfürsten. Er darf Natalie nicht blofsstellen, mufs den Befehl, den er nicht gegeben, plötzlich auf seine eigene Kappe nehmen und Kottwitz gegenüber motivieren. Da verfällt er denn auf dieses Mittel, wobei es nichts verschlägt, dafs nach V. 1364 bereits ein anderes Regiment zu dem gedachten Zwecke kommandiert ist. Denn mögen das auch die andern Offiziere wissen, Kottwitz weifs es nicht, und dem allein gegenüber mufste für den Augenblick, d. h. bis zur Auflösung der gesamten Verwicklung, der seltsame Marschbefehl motiviert werden.

Warum also schiebt der Kurfürst, nachdem er den entscheidenden Brief gelesen (1478), es noch auf, das Wort der Gnade zu sprechen, obwohl der Zuschauer schon überzeugt ist, dafs es nun unvermeidlich ist? Weil der Prinz das Gesetz nicht in der Stille der Schreibstube übertreten hat, sondern vor den Augen des ganzen Heeres. Darum mufs der in der Öffentlichkeit verletzten Majestät des Gesetzes auch in der Öffentlichkeit Genugthuung werden, was allein dadurch geschehen kann, dafs der Prinz vor versammeltem Offizierkorps seine Schuld reuig eingesteht und die gesetzliche Strafe willig auf sich zu nehmen erklärt.

Eine vielerörterte Frage in unserm Drama ist bekanntlich die: von welchem Punkte der Handlung an ist der Kurfürst zur Begnadigung des Prinzen entschlossen? was bringt in ihm die Wandlung des Entschlusses hervor? Wolff spricht sich dahin aus, dafs diese Wandlung IV 1 in dem Gespräche mit Natalie vor sich gehe. Dem stimme ich vollkommen bei. Aber nicht dem, dafs Wolff sich ausdrücklich gegen die Meinung erklärt, der Kurfürst wolle den Prinzen planmäfsig erziehen, und dies

ein „Spielen mit dem Prinzen“ nennt. Wenn der Kurfürst den Prinzen blofs begnadigen, ihm einfach das Leben schenken wollte, vielleicht unter entehrender Entlassung aus dem Dienste — worauf indessen nichts hindeutet —, so hatte der Zusatz „Wenn er den Spruch für ungerecht kann halten“ keinen Sinn. Diese an die Begnadigung geknüpfte Bedingung mufs doch irgend einen Zweck haben, um so mehr, da — wie wir oben gesehen haben — der Kurfürst sie aus eigener Initiative hinzufügt, ohne in Nataliens Äufserungen irgend eine Veranlassung dazu gefunden zu haben. Dieser Zweck kann kein anderer sein, als eine gewisse Einwirkung auf die Seele des Prinzen auszuüben. Er appellierte in seinem Schreiben an das Rechtsgefühl des Prinzen und wollte ihn zur Erkenntnis und zum Eingeständnis seines Unrechts bringen. Dann konnte und durfte er mit gutem Gewissen die Schuld als gesühnt ansehen; die Würde des Gesetzes war gewahrt, und der Herrscher konnte den schuldigen Sieger dann begnadigen, ja er mufste es, wenn er nicht sein Heer zu einem toten Werkzeug machen (1580) und die „Empfindung“, die doch in Gefahren einzig retten kann (1588), zertreten wollte.

Aber der Kurfürst spielte nichtsdestoweniger ein gewagtes Spiel, als er dem Gefangenen unter jener Bedingung die Befreiung anbot. Denn gesetzt, der Prinz hätte sich in seiner Antwort für unschuldig verurteilt erklärt, was doch immerhin nicht ausgeschlossen war, so hätte ihn der Herrscher nicht freisprechen dürfen, weil dem Gesetze dann nicht Genugthuung geworden wäre, aber doch freisprechen müssen, weil er dem Prinzen und Natalie sein fürstliches Wort verpfändet hatte. Es wäre ein schlimmes Dilemma für den Herren geworden. Daraus folgt mit Notwendigkeit, dafs Friedrich Wilhelm, als er dem Prinzen unter jener Bedingung die Befreiung anbot, mit Sicherheit voraussetzen mufste, dafs der Gefangene diese Bedingung n i c h t erfüllen, dafs er sich im Gegenteil für schuldig und mit Recht verurteilt erkennen und erklären würde.

Was gab nun dem Kurfürsten diese Zuversicht? Er hat zum letzten Male den Prinzen am Schlusse des zweiten Aktes gesehen und gehört. Dort war dieser von Verbitterung, Zorn und Trotz erfüllt gewesen, und der Kurfürst mufste ihn noch in derselben Stimmung glauben, hatte wenigstens von einer Änderung seines Seelenzustandes nichts vernommen. Solche Gefühle sind aber mit reuiger Einkehr in sich selbst, mit Schulderkenntnis und -bekenntnis unverträglich. Jede Einwirkung vonseiten des Kurfürsten auf den Prinzen wäre, solange er in dieser Verblendung beharrte, vergeblich gewesen. Nun erscheint aber Natalie vor dem Herren und berichtet ihm, dafs aller Trotz und Übermut von dem Prinzen gewichen, dafs eine furchtbare Erschütterung, eine tiefe seelische Depression über ihn gekommen ist. Das erweckt in dem Kurfürsten den Gedanken, dafs in der Seele des

Jünglings nunmehr der Boden genug gelockert sei für die auszustreuende Saat. Jetzt ist es möglich, ja vielleicht wahrscheinlich — so sagt sich der Kurfürst —, dafs der Prinz dahin gebracht werden kann, sein Unrecht zu erkennen und offen einzugestehen. Wie er den Prinzen kennt — und er kennt ihn von Jugend auf — zweifelt er nicht daran, dafs es, um dies Ziel zu erreichen, welches doch allein die sonst heillos erscheinende Verwicklung in wirklich erfreulicher und allen Teilen Genüge thuender Weise lösen kann, nur eines kräftigen Anstofses bedarf. Der Dichter hat also — so meine ich — den Beginn der Wendung nach der Seite der Gnade hin andeuten wollen durch die Worte (1155): Kurfürst (im äufsersten Erstaunen):

Nein, meine teuerste Natalie,
Unmöglich, in der That — er fleht um Gnade?

Ein „Spielen" kann dies niemand nennen, auch nicht ein Spielen mit Natalie. Denn das Leben und die Freiheit des Prinzen ist von dem Augenblick an, wo der Kurfürst seinen Brief Natalie übergiebt, gesichert. Mag die Antwort des Prinzen ausfallen, wie sie will, hingerichtet oder gefangen gehalten kann er nicht mehr werden. Nataliens „Glaube an Rettung" (1204) wird also in keinem Falle getäuscht werden.

Ich habe ungefähr dieselben Gedanken bereits in dem Programm des Christiansgymnasiums zu Eisenberg von 1890 entwickelt: „Die Behandlung des sittlichen Problems in Schillers Kampf mit dem Drachen, der Erzählung bei Livius VIII 7, Kleists Prinz von Homburg und Sophokles' Antigone." Da die wenigen Exemplare, die von demselben überhaupt in den Buchhandel gekommen sind, längst vergriffen sind, so möchte ich mir erlauben, hier das zu wiederholen, was ich dort über den innern Verwandlungsprozefs des Prinzen ausgeführt habe.

Der Trotz des Jünglings ist gründlich gebrochen; das Edle in seinem Herzen hat nun Freiheit zur Entfaltung bekommen, und Natalie ist es, die es zu entwickeln beginnt, indem sie ihn zunächst wieder zu sich selbst zurückführt. Sie weifs, dafs der bebend vor ihr Knieende und um des blofsen Lebens willen selbst auf ihre Liebe Verzichtende nicht der wahre Prinz von Homburg ist; sie kennt ihn besser, überwindet den eignen tiefen Schmerz, der sie beim Anblick des geknickten Heldenherzens ergreift, und fafst sich zugleich in fester Entsagung. Diese sittliche Kraft strömt sie nun in wenigen, aber wirksamen Worten auf den „jungen Helden", wie sie ihn gerade hier sehr bedeutsam anredet, über und erquickt ihn zugleich durch das neue Hoffnungslicht, das sie ihm aufgehn läfst. Auch die echte und starke Liebe der Jungfrau, die er gerade in dieser Scene des Verzichtes am tiefsten empfinden mufste, konnte nicht anders als belebend und stählend auf ihn einwirken. So verläfst er denn ermutigt zugleich und sittlich gekräftigt das Gemach der Frauen.

Die weitere Erziehung des Jünglings übernimmt nun der Kurfürst. Natalie hat seinen Heldensinn von neuem wachgerufen, der Kurfürst erweckt das in ihm schlummernde Gefühl für die soldatische Pflicht, indem er sich an sein zwar verdunkeltes und eingeschläfertes, im Grunde aber doch unbestechliches Rechtsgefühl wendet. Dieses weifs der Kurfürst, indem er die Entscheidung über des Prinzen Schicksal in dessen eigene Hand legt, mit einem Schlage zum Leben zu erwecken. Die Versuchung, die mit dem Anerbieten des Kurfürsten an den Prinzen herantritt, ist eine sehr grofse, besonders da sie sich ihm in der holden Gestalt der Geliebten naht, welche ihn mittelst aller weiblichen Überredungskünste zur Abfassung der paar Zeilen zu bewegen sucht, an denen sein Leben hängt. Aber der Prinz besteht diese Versuchung. Allen Schlangenwindungen und Künsten des geliebten Mädchens gegenüber bricht sich sein Rechtsgefühl langsam aber unaufhaltsam Bahn. Angesichts der freien Entscheidung, welche ihm des Kurfürsten Brief anheimstellt, wird ihm klar, dafs seine Verurteilung durchaus gerecht war, und aus Recht mit Bewufstsein Unrecht zu machen, bringt er nicht fertig in dem Augenblicke, wo an sein freies Urteil appelliert wird. Das ehrende und würdige Vertrauen, welches der Kurfürst ihm dadurch, dafs er sein Schicksal in seine Hand legt, beweist, ist nur ein hinzukommendes Moment, nicht das entscheidende; auch gegen eine einfache, unumwunden ausgesprochene Begnadigung würde er nicht das Mindeste einzuwenden gehabt haben.

Mit dieser einen grofsen Selbstüberwindung sind nun alle edlen Eigenschaften im Herzen des Prinzen gleichsam wieder frei geworden. Der mächtige Anstofs, der ihm durch des Kurfürsten Appell geworden ist, wirkt unaufhaltsam in seiner Seele weiter. Bei seinem Wiederauftreten im fünften Akt will er überhaupt von keiner Begnadigung mehr wissen. Er hat sich's überlegt, er will den Tod, der ihm erkannt, erdulden und das heilige Gesetz des Kriegs, das er verletzt im Angesicht des Heeres, durch einen freien Tod verherrlichen. Nun also ist er zu voller Erkenntnis von der Pflicht der Unterordnung unter das Gesetz gelangt. Damit ist auch der echte Mannesstolz erwacht, der Stolz, das leiden zu wollen, was die eigene That verdient hat. Sein Herz unterwirft sich versöhnt und heiter dem Rechtsspruch. Natürlich sieht er nun auch das Verfahren des Kurfürsten im entgegengesetzten Lichte als früher. Damals that ihm sein Vetter Friedrich leid, und er mufste ihn bedauern, seine Entschliefsungen erschienen ihm ungeheuer, ja er überredete sich sogar dazu, dafs der Kurfürst ihn um ganz eigensüchtiger, politischer Zwecke willen dem Verderben preisgebe, damit er kein Hemnis der Verlobung Nataliens und des Schwedenkönigs sei. Jetzt, wo er zum Tode geführt werden soll, fleht er jeden Segen und Sieg auf ihn herab — denn er sei es wert. Auch seine Vaterlandsliebe, die bis dahin von dem

Gedanken an eigenen Ruhm und eigenes Glück umhüllt war, ist jetzt wie eine helle Flamme zum Durchbruch gekommen. Er beschwört den Kurfürsten, nicht mit der Hand seiner Nichte, die er vor kurzem noch in der Stunde der Verzagtheit willig dem Schwedenkönige überlassen wollte, den Frieden zu erkaufen, sondern diesen ehrlosen Antrag abzuweisen und ihm mit Kettenkugeln die Antwort zu schreiben.

Also Natalie hat den Prinzen aus seiner tiefen seelischen Depression wieder zu sich selbst zurückgeführt, der Kurfürst hat ihn durch vertrauensvollen Appell an sein Rechtsgefühl erzogen zu willigem Gehorsam gegen das Gesetz, zu freudiger Dankbarkeit gegen seinen Herrn, auch gegen den strafenden, zu männlichem Stolz und zu ganzer und voller Vaterlandsliebe.

Doch zurück zu der vorliegenden Ausgabe. Als das Thema, welches der Dichter aufgeworfen und innerlich gelöst habe, betrachtet der Herausgeber (S. 99) den „erhabenen Gedanken, dafs im Hohenzollernstaat nicht der Erfolg, sondern das Gesetz entscheide, dafs aber persönliche Milde gern Platz greife, sobald nur der Unbotmäfsige sich zu freiwilliger Unterordnung unter das Gesetz durchgerungen“. Wenn dies der sogenannte Grundgedanke des Schauspiels sein soll, so ist er einerseits zu eng, andrerseits su einseitig gefafst. Zu eng; denn ein Kunstwerk, welches nur die sittlichen Zustände oder Anschauungen, die im Hohenzollernstaate herrschen, zur poetischen Darstellung bringen wollte, besäfse höchstens eine wohlgesinnte patriotische Tendenz, nicht den allgemein menschlichen Gehalt, den doch jedes wirkliche Kunstwerk hat und haben mufs, wenn es auf den Namen eines solchen Anspruch erhebt. Zu einseitig: denn diese Formulierung stellt sich ausschliefslich auf Seite des Kurfürsten und des Gesetzes, ohne das Recht des Prinzen und des von ihm vertretenen Prinzipes irgendwie zu berücksichtigen.

Ich habe in dem oben angeführten Eisenberger Programm bereits des weiteren ausgeführt, dafs sich in dem Prinzen von Homburg ebenso wie in den übrigen im Titel desselben genannten Litteraturwerken zwei Prinzipien feindlich gegenüberstehen: das äufsere Gebot und das innere Gesetz. Dies letztere wird in unserm Drama die Ordre des Herzens (II 2, 474), die zehn märkischen Gebote (485) genannt. Es besteht darin, dafs den echten Soldaten die „Empfindung“, d. h. die ihm in tiefster Seele wohnende Treue (IV 1, 1098—1100) gegen Fürst und Vaterland treibt, selbst gegen einen ausdrücklichen Befehl das zu thun, was ihm der entscheidende Augenblick als das Rettende an die Hand giebt. Der beredte Verteidiger und Interpret dieses dem vaterlandsliebenden Soldaten innewohnenden Sittengesetzes ist der alte Kottwitz in der herrlichen Rede V 5, 1569, die mit den Worten beginnt:

Herr, das Gesetz, das höchste, oberste,
Das wirken soll in deiner Feldherrn Brust,

> Das ist der Buchstab deines Wollens nicht;
> Das ist das Vaterland, das ist die Krone,
> Das bist du selber, dessen Haupt sie trägt.

Am Schlufs derselben spricht er es deutlich aus, dafs er, der Vertreter dieser Gesinnung, ein Schelm sein müsste, wenn er gegebenen Falles die That des Prinzen nicht munter wiederholte, und verwirkte er damit dem Gesetzbuch gegenüber selbst seinen Kopf. Es liegt also das Problem vor, welches es in allen Heeren zu lösen gilt: wie ist dieser unbedingte militärische Gehorsam zu vereinen mit der Pflege der aus freiem Verantwortlichkeitsgefühl hervorgehenden Initiative des Einzelnen? Wo ist zwischen beiden entgegengesetzten Prinzipien die richtige Grenze zu ziehen?

Dasselbe Problem behandelt Schillers „Kampf mit dem Drachen", nur dafs hier der Gegensatz beider Prinzipien viel schärfer ausgeprägt ist, indem dem Ritter durch das Gebot des Meisters etwas untersagt wird, was seine „Ritterpflicht" gebieterisch fordert, während dem Prinzen nur etwas geboten wird, was an sich keines Soldaten Pflichtgefühl verletzen kann; nämlich Warten mit dem Angriff bis zum ausdrücklichen Befehl. In beiden Dichtungen aber — auch in unserem Drama — bleibt das innere Gesetz siegreich bestehen gegenüber dem äufseren Gebote, nur mufs das letztere von den Verfechtern des ersteren zuvor in seiner Berechtigung und Würde anerkannt werden. Denn wer ist es, der zuletzt nachgiebt? Der Kurfürst, ebenso wie der Ordensmeister. Beide verzichten nicht nur auf die Bestrafung des Übertreters, sondern belohnen zuletzt sogar die so hart angefochtene That und gestehen damit dem inneren Sittengesetz den Vorrang vor dem äufseren Gebote zu, jedoch erst nachdem sie diesem die geschuldete Genugthuung für seine Verletzung verschafft haben. Allerdings sagt Kottwitz V 9, 1825 ff:

> Bei dem lebendigen Gott,
> Du könntest an Verderbens Abgrund stehn,
> Dafs er, um dir zu helfen, dich zu retten,
> Auch nicht das Schwert mehr zückte ungerufen!

Danach wäre das innere Gesetz der „Empfindung" in dem Prinzen für immer vernichtet, und die Folgsamkeit gegen den militärischen Befehl würde ihm fortab die einzige, höchste Tugend sein. Dann wäre sein Heldenherz in der That geknickt, und zwar nicht blofs vorübergehend, und wir müfsten ihn bedauern. Indessen sind jene Worte des alten Kottwitz nicht ernst zu nehmen; denn seine wahre Meinung über diese Frage hatte er, wie wir gesehen, 1569 ff. in ganz anderem Sinne ausgesprochen, und er weifs, dafs der Prinz hierüber nicht anders denkt, wie er selbst und wie das ganze Heer. Wolff erklärt daher die Worte als „Ironie von heiterster Wirkung". Mir erscheinen sie vielmehr als ein scharfer Sarkasmus, als eine Art versteckter Rüge für den Kurfüsten, dafs er so lange mit der Begnadigung gezaudert.

Den Grundgedanken des Schauspiels möchte ich demgemäfs etwa folgendermafsen ausdrücken: Ein junger Heerführer, der sich, um seinem Fürsten und Volke den Sieg gegen einen übermächtigen Feind zu erkämpfen, der Empfindung seines Herzens folgend, über einen militärischen Befehl hinweggesetzt hat, wird zur Erkenntnis der Pflicht des Gehorsams und zu williger Unterwerfung unter die gesetzliche Strafe geführt und erhält dann für seine That die höchste Anerkennung und den schönsten Lohn.

Bei der Wertschätzung, welche der unserer Litteratur vor kurzem erst entrissene Th. Fontane geniefst, scheint es angemessen, einige Stellen aus seinem Romane: „Vor dem Sturm" anzuführen, welche dieselbe sittliche Idee in echt Fontanischer Weise aussprechen (vgl. mein Programm S. 25): „Es giebt Zeiten des Gehorchens und Abwartens, und es giebt andre, wo zu thun und zu handeln erste Pflicht ist. Ich habe dem Könige Treue geschworen, aber ich will ihm um der beschworenen Treue willen die natürliche Treue nicht brechen" (III 112). „Es ist fluchwürdig, den toten Gehorsam zu eines Volkes höchster Tugend stempeln zu wollen" (III 117). „Sich entscheiden ist schwerer als gehorchen. Schwerer und oft treuer. Gesegnet Land und Fürst, wo die Liebe lebendig ist und auf sich selbst mehr hört als auf Amtsblatt und Kommandowort" (S. 118).

Ich führe zum Schlufs noch einige Einzelheiten aus den Anmerkungen an, die mir einer Korrektur zu bedürfen scheinen. Die Worte des Kurfürsten am Schlusse von V 5 (1482) „Kottwitz und sein Gefolg', sie sollen kommen!" erklärt Wolff S. 88: jetzt, da ich im Prinzen selbst einen Helfer im Streit gegen Kottwitz und sein Gefolge gewonnen habe, sollen bezw. mögen sie mir nur kommen! Jeder unbefangene Leser wird vielmehr darin die einfache Aufforderung sehen, die Offiziere hereinzuführen, und da der Kurfürst diese Worte nicht für sich spricht, sondern „zu dem ersten Heiducken", so können sie gar nicht anders verstanden werden. Diese scenarische Bemerkung hat der Herausgeber wohl übersehen.

Kottwitzens Worte 1575 ff: „Was kümmert dich, ich bitte dich, die Regel, nach der der Feind sich schlägt, wenn er nur nieder vor dir mit allen seinen Fahnen sinkt? Die Regel, die ihn schlägt, das ist die höchste", sollen nach dem Herausgeber „bedenklich und nur auf Überredung berechnet" sein. Sie gehören aber zu dem grofsen Plaidoyer über das höchste, oberste Gesetz in des Soldaten Brust und drücken die innerste Meinung Kottwitzens und des Dichters aus. Von Sophistik ist nichts darin zu finden.

In 1612 ff. und 1629 ff. sollen „komische Gegensätze" liegen, und die Antwort an Hohenzollern 1714 soll gar „heitre Abwehr, nicht mehr ernste, tragische Abweisung" sein. Ich kann diese Auf-

fassungen nicht teilen. Dem Kurfürsten, der schon weifs, dafs er alles zum guten Ende führen will, mag im Innern heiter und frei zu Mute sein, nach aufsen zeigt er das nicht, und den Offizieren, die seine Worte hören, ist sicher sehr ernst zu Sinn; auch wird schwerlich ein Offizier, der von seinem obersten Kriegsherrn mit „Thor, der du bist, Blödsinniger!" angeredet wird, dies gerade als einen Ausdruck von Heiterkeit betrachten.

In Vers 1582 bedurfte das „in den Sternen fremd" einer kurzen Erklärung. Es ist doch ein im Munde Kottwitz' und in diesem Zusammenhang eigentümliches Bild. Es soll heifsen: in der höheren, himmlischen Welt, wo die Ideen und das Ideale wohnen.

Im übrigen sind die Anmerkungen bei weitem die besten, die mir zu dem Stücke bekannt sind. Sie zeigen das feine, eindringende Verstängnis für Inhalt, Stil und Sprache, welches man von einem Litterarhistoriker und Schriftsteller, wie Eugen Wolff, erwarten darf, und berühren gleichmäfsig alle Seiten der Interpretation.

Die Ausgabe im ganzen genommen ist eine erfreuliche Bereicherung der Kleistlitteratur und den Freunden des Dichters, sowie den sich an Zahl ständig mehrenden Lehrern, welche den „Prinzen von Homburg" in der Schule lesen, durchaus zur Benutzung zu empfehlen.

Wernigerode. Friedrich Seiler.

Deutsches Lesebuch für höhere Schulen. Herausgegeben von P. Hellwig, P. Hirt, U. Zernial unter Mitwirkung von H. Spiefs. 5. Teil Prosalesebuch für Unter-Sekunda von P. Hellwig und P. Hirt. Leipzig, Dresden, Berlin 1899, L. Ehlermann. VIII u. 128 S. 8.

Dieser Band enthält grofsenteils (Stücke 3. 7. 8—20) historische Lesestücke, die den Geschichtsunterricht unterstützen und beleben sollen. Die Auswahl wird meist Billigung finden. Aber ich beneide die Schulen, die Untersekundaner zeitigen, die für Bismarcks Darstellung der Emser Depesche in seinen „Gedanken und Erinnerungen" reif sind. Ob er sich wohl darüber freuen würde, wenn er wüfste, dafs diese hochpolitischen Erwägungen heute Jungen von 15—16 Jahren in ihrer „Tumbheit" als Lektüre geboten werden? Dafs sie nichts davon verstehen, ist mir zweifellos. Dasselbe gilt zum Teil auch von dem ersten Lesestücke „Lessing von W. Scherer". Was die Verfasser mit dem zweiten Stücke „Novelle von Goethe" für eine Absicht verfolgen, ist mir gar nicht klar geworden. Stück 4 Am Mythenstein von G. Keller soll wohl für die Lektüre des Tell verwendet werden; ich mufs auch hier die Untersekundaner bewundern, die es verstehen. Die Stücke 5 und 6 enthalten aus W. H. Riehl Aufsätze über deutschen

Wald und deutsches Volkstum und über das Land der armen Leute (Westerwald). Was sich wohl der Untersekundaner bei Stellen denken mag wie: „da die Engländer nicht einmal mehr den freien Wald zu schätzen wissen, so ist es kein Wunder, dafs sie fordern, man solle zu dem Eintrittsgeld, welches man für Theater- und Konzertbesuch zahlt, auch noch einen schwarzen Frack und eine weifse Halsbinde mitbringen!“ Oder: „Kein Künstler romanischen Stammes hat den Wald gemalt wie Ruisdael und Evendingen, sie setzten sich in ihren besten Bildern geradezu mitten ins Dickicht hinein. Poussin und Claude Lorrain haben grofsartige Studien gemacht, Ruisdael aber kann den Wald von Kindesbeinen an auswendig, wie das Vaterunser?“ Zweifellos werden ja alle Lehrer in U II in der Lage sein, diese merkwürdigen kunstgeschichtlichen Ansichten den Schülern zu klarem Verständnis zu bringen. Welche Ideallehrer bei solchen Idealschülern! Oder: „Den rauhen Gebirgen entging die chirurgisch heilende Kraft der grofsen Kriege, welche die Bevölkerung der Ebenen gar mächtig centralisierte?“ Nun sind diese Riehlschen Aufsätze Anfang der 50er Jahre geschrieben und heute auch inhaltlich vielfach unzutreffend, abgesehen von den Schrullen des Verfassers. Sollte es wirklich für U II keine besseren und verständlicheren Lesestücke geben als die angeführten, die den Lehrer zu Kommentaren veranlassen müssen, die länger sein werden als die Lesestücke selbst und trotzdem nie völlig von der grofsen Menge der Schüler verstanden werden können?

Giefsen. Herman Schiller.

A. Brunner und H. Stöckel, Deutsche Litteraturgeschichte für höhere Lehranstalten. Bamberg 1899, Buchners Verlag. 178 S. 8. 2 M.

Zu den Litteraturgeschichten für höhere Lehranstalten, die sich in den letzten Jahren der altbewährten von H. Kluge zur Seite gestellt haben, gesellt sich mit der vorliegenden Schrift eine neue. Sie ist von zwei Münchener Gelehrten verfafst, aber weniger infolge freier Entschliefsung als auf den Wunsch anderer niedergeschrieben worden, wie es scheint, hauptsächlich auf Veranlassung von Leuten, die die Dichter und Denker der engeren Heimat Bayern mehr berücksichtigt haben wollten.

Sie hat grofse Vorzüge: so ist die Entstehungsgeschichte vieler Werke sorgfältig behandelt, z. B. des Rolands- und des Alexanderliedes S. 36, ebenso erhalten wir genaue Kenntnis über die Entwickelung des volksmäfsigen Heldengesangs S. 54, des mittelalterlichen Schauspiels S. 69 u. a. Lobenswert ist auch die geschickte Darstellung des sprachgeschichtlichen Teils und die stärkere Heranziehung der Prosalitteratur, endlich die reich-

liche Verwertung von Urteilen berufener Männer über einzelne Litteraturerscheinungen.

Die Beigabe umfangreicherer ahd. Textproben wird mit dem Hinweis darauf gerechtfertigt, dafs für dieses früheste Zeitalter der Poesie keine Klassenlektüre vorgeschrieben sei, die ausgiebigere Berücksichtigung der spezifisch bayrischen Erzeugnisse aber mit dem Bedürfnisse der Heimat begründet: das Buch ist eben in erster Linie für das Königreich Bayern bestimmt.

Für den Hauptmangel halte ich die zu grofse Fülle des Gebotenen; die Verfasser haben zu wenig Wert darauf gelegt, Nebensächliches, Unbedeutendes auszuscheiden. Infolge davon wird der Schüler mit einer Menge von Schriften behelligt, die für ihn und für die Schule ohne Belang sind und deren viele Namen, selbst wenn sie der Lehrer einklammern läfst, blofs störend wirken; z. B. konnte der ganze Abschnitt über die Spielmannsepen legendenhafter (König Oswald von Engelland, Orendel), volkstümlicher (Salman und Morolf) und ritterlicher Art (Graf Rudolf) auf S. 38 oder über die kleineren Abhandlungen Herders S. 118 und zum Teil auch Schillers S. 142 sowie verschiedene andere Partieen, aber auch die Namen einzelner Dichter und Dichterwerke ohne Schaden wegfallen. In der Beschränkung zeigt sich der Meister; etwas weniger wäre mehr gewesen.

Sodann vermisse ich einige Litteraturangaben und etwas genaueres Eingehen auf den Inhalt der besprochenen Werke. Wenn es auch nicht erforderlich ist, so ausführlich, wie es Kluge thut, den Gedankengang und die Charaktere der Haupthelden darzulegen, so kann es doch nur von Nutzen sein, wenn man hier dem Gedächtnis der Lernenden bei Wiederholungen etwas entgegenkommt. Von andern, kleineren Mängeln sehe ich ab, nur eins möchte ich hervorheben, dafs ab und zu Licht und Schatten nicht ganz gleichmäfsig verteilt sind. So werden bei Philipp von Zesen blofs die verfehlten Verdeutschungen hervorgehoben, während diejenigen keine Erwähnung finden, die sich dauernd in unserer Sprache eingebürgert haben, wie lustwandeln, selbständig, Vertrag, Vollmacht, letzter Wille u. a. Bei konfessionellen Fragen sind in einem Lande mit verschiedenen Bekenntnissen selbstverständlich die Worte vorsichtig abgewogen, doch ist Luther gerechte Würdigung seiner Verdienste zu Teil geworden.

Der Druck ist im allgemeinen korrekt, störend wirken Versehen wie Glìchezâre S. 36 für Glìchezaere (wie im Index richtig steht) und Wiekinger S. 58 für Wikinger. Hervorgehoben zu werden verdient auch noch, dafs durch den Druck gröfsere Übersichtlichkeit erreicht worden ist.

Eisenberg S. A. O. Weise.

---

1) O. Boehm, Deutsche Aufsätze für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. II. Teil: Entwürfe und Aufsätze nach der deutschen Lektüre. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Berlin 1898, Gebrüder Borntraeger. XI u. 240 S. 8. 3 M.

Dem ersten Teil des Aufsatzwerkes von O. Boehm folgt nun der hier kurz zu besprechende zweite Teil, der für die beiden Tertien bestimmt ist, aber auch recht gut noch in Untersekunda benutzt werden kann. Als Grundlage ist die deutsche Schullektüre gewählt. Das Werk enthält teils Aufsatzentwürfe, teils blofse Gliederungen, teils ausgeführte Aufsätze, endlich auch Kommentare zu den betreffenden Gedichten.

Die einzelnen Aufgaben sind gearbeitet:

I. Nach Gedichten aus deutschen Lesebüchern (Nr. 1—195). Herangezogen sind besonders Bürger, Chamisso, Ebert, Freiligrath, Goethe, Schiller. Vom Letztgenannten sind entlehnt Nr. 119—172, wobei in erster Linie „Das Siegesfest" und „Das Lied von der Glocke" ausgenutzt werden.

II. Nach Nationalepen, und zwar nach dem Nibelungenlied 25, nach Gudrun 25, nach der Odyssee 32 Nummern.

Die Aufgaben sind sehr mannigfaltig und ermöglichen, was sehr zu begrüfsen ist, eine reiche Auswahl für die verschiedenen Jahrgänge. Manche lassen sich auch zu Berichten benutzen, also zu zweckentsprechenden Vorübungen für die in den oberen Klassen folgenden Vorträge.

Die Kommentare sind nicht nur für den Lehrer eine dankenswerte Stütze bei seiner Vorbereitung, sondern sie können auch dem fleifsigen Zögling bei der Privatlektüre nützlich werden.

Dafs nicht alle mit sämtlichen Aufgaben einverstanden sein werden, ist bei einem derartigen Buche selbstverständlich, schadet aber bei der grofsen Fülle der Aufgaben nicht im mindesten. M. E. können manche Nummern getilgt werden, z. B. II 29 Warum wird Odysseus listenreich und erfindungsreich genannt? Hier kommt die Lösung der Aufgabe allzusehr auf eine blofse Zusammenstellung hinaus.

Das Deutsch in den ausgeführten Stücken ist wohl nicht immer einwandsfrei und entspricht nicht selten mehr dem ungezwungenen Plauderton, als den Anforderungen des feinen, edelen Ausdrucks. Wir verweisen in dieser Beziehung auf I 107 Wie fing der Werber den Jüngling? Für dieses allzu vulgäre fing möchten wir für die neue Auflage überlistete vorschlagen. Wenn wir auch keinesfalls in kleinlicher Weise an den einzelnen Ausdrücken und Wendungen herummäkeln möchten, so verweisen wir doch zum Zwecke der Nachprüfung auf den letzten Teil von Nr. 9 auf S. 180.

Das Buch, das auf jeder Seite an den erfahrenen und gewandten Schulmann gemahnt, enthält so viel Vortreffliches und

Nützliches, dafs es in der Reihe dieser jetzt immer zahlreicher werdenden Hilfsbücher ganz gewifs einen der ersten Plätze einnehmen wird.

2) H. Ullrich, Deutsche Musteraufsätze für alle Arten höherer Schulen. Leipzig 1899, B. G. Teubner. X und 268 S. 8. 2,40 M.

Die Lehrer des Deutschen an den höheren Schulen verfolgen schon seit Jahren mit stets wachsendem Interesse die erfreuliche Thatsache, dafs auf dem Gebiete der Anleitung zur Anfertigung deutscher Aufsätze an die Stelle der früheren theoretischen Erörterungen oder der blofsen Mitteilung entsprechender Themata oder Dispositionen mehr und mehr die Darbietung wirklicher Schulaufsätze getreten ist. Nur sollte man sich nicht scheuen, eigentliche Schülerleistungen aus Obersekunda und Prima mitzuteilen. Es kann doch nicht fehlen, dafs bei jedem Jahrgang einer oder mehrere unserer Zöglinge gelegentlich einen Aufsatz liefern, den wir, unwesentliche stilistische Änderungen zugegeben, als Musterleistung für einen Schüler bezeichnen dürfen. Auch der Lehreraufsatz ist uns willkommen, nur müssen wir unbedingt die Forderung festhalten, dafs er gleichsam nur eine Korrektur der den Schülern gestellten Aufgabe sein darf, dafs dagegen abzusehen ist von einer nach Stilgewandtheit und nach Ausdehnung die Schulaufgabe überragenden Leistung.

Das uns vorliegende Buch von Herm. Ullrich enthält 88 Nummern. Wir finden da in wünschenswerter Mannigfaltigkeit Beschreibungen, Schilderungen, Charakteristiken, Inhaltsangaben, Dialoge, dramatische Scenen, Kommentare zu Gedichten, Vergleiche, Begriffsbestimmungen, zum Schlufs sogar eine Schülerrede. Die einzelnen Darbietungen sind teils den bekannten Aufsatzbüchern von Tschache, L. Rudolph, E. Laas, A. Hartert, J. Hense, A. Jonas, F. Schöntag, F. Bahnsch u. a. m. entnommen, teils sind sie vom Herausgeber selbst entworfen (vgl. Nr. 3, 6, 18, 19, 21, 22, 42, 44, 45).

Im ganzen beweist der Herausgeber einen sicheren Takt und hat eine gute Wahl getroffen. Einige Arbeiten sind zu umfangreich, z. B. Nr. 2, Die mittelalterlichen Burgen (nach Lippert). Das darin Mitgeteilte ist belehrend, anregend und nicht ohne Anmut vorgetragen, aber wir erkennen in dieser breiten Ausführung kein Muster für einen Schüleraufsatz. Wie viele Seiten würde der wohl zeigen? Dasselbe gilt wohl von Nr. 7 Die Fabel und Ökonomie von Schillers „Maria Stuart".

Auch der mitgeteilte Schüleraufsatz (Nr. 34, Charakteristik des Cid, nach Vockeradt) erscheint viel zu ausgedehnt. Er umfafst etwas mehr als vier Druckseiten, darunter ein Citat von achtundzwanzig Zeilen. Hier müssen starke Kürzungen vorgenommen werden. Denn im übrigen ist diese Probe sehr empfehlenswert, besonders auch wegen der übersichtlichen Gliederung.

Die mitgeteilte Probe einer Schülerrede (nach F. Beck) enthält zu weitschichtige Perioden. Vgl. S. 264 oben die mit den Worten: „Wenn z. B. einzelne unter euch, — ich setze nur die Möglichkeit des Falles, —“ einsetzende Konstruktion. Kurzer, straffer Satzbau, eindringliche Worte, kräftige Accente, begeisterter und begeisternder Vortrag entsprechen mehr der Eigenart des jugendfrischen Abiturienten, als solche feingedrechselten und wenig übersichtlichen Satzgebilde. Es kann kaum schwer sein, hierfür eine oder mehrere andere Proben einzustellen.

Zu wünschen ist übrigens eine lichtvollere Gruppierung der mitgeteilten Aufgaben, entweder nach den einzelnen Klassen, für die sie bestimmt sind, oder nach Kategorieen, wie: Nacherzählung, Beschreibung, Schilderung u. s. f. mit Hinzufügung eines IV, III, II, I in Parenthesen. Das sehr schöne und tüchtige Buch wird hierdurch nur gewinnen.

Die Ausstattung des Werkchens ist eine nette und ansprechende.

3) Geibel, Gedichte, Auswahl für die Schule mit Einleitung und Anmerkungen von M. Nietzki. Zweite Auflage. Stuttgart 1899, J. G. Cotta. XXI u. 234 S. 8. 1 M.

Dafs in den oberen Klassen unserer höheren Lehranstalten auch die neuere Dichtung gebührend berücksichtigt werden soll, war früher schon ein Wunsch vieler Kollegen. Es ist jetzt durch die preufsischen Lehrpläne geradezu gefordert. Dafs zu den Dichtern, die hierbei in Frage kommen, nicht zuletzt Geibel gehört, darüber dürfte wohl Übereinstimmung herrschen. Ist er doch unstreitig seit unseres Altmeisters Goethe Tode der hervorragendste Lyriker gewesen; ist doch seine Vortragsweise derartig lauter, deutsch und alt und jung begeisternd, dafs wir ihn als einen Herold deutschen Wesens bezeichnen dürfen. Sein Einflufs auf unsere reifere Jugend kann daher nur ein veredelnder sein.

Die Schulausgabe seiner Gedichte von Nietzki trägt diesen Erwägungen im vollsten Mafse Rechnung. Die gebotene Auswahl verrät anerkennenswerten pädagogischen Takt und ist nach folgenden Gesichtspunkten geordnet. Nach einer recht ansprechenden Einleitung (1. Des Dichters Leben. 2. Geibel als Lyriker. 3. Vaterland. 4. Altertum. 5. Ethisches und Ästhetisches), die alles für den Schüler Nötige enthält, folgen die Gedichte. I. Des Dichters Leben. II. Gott, Natur, Liebe. III. Vaterland. IV. Altertum, besonders Proben aus dem klassischen Liederbuche. V. Ethisches und Ästhetisches. VI. Vermischte Gedichte.

Bei dieser Wahl kommt der Lyriker Geibel ebenso zum Worte wie der Patriot und der Freund des klassischen Altertums. Einige Gedichte passen nach unserer Ansicht nicht recht in ein Schulbuch, z. B. S. 23 Erste Begegnung und einige Sprüche dog-

matischkirchlichen Gehaltes, S. 159. Sie sind für den gereiften Mann, nicht für den heranreifenden Jüngling geschrieben. Wir würden sie an des Herausgebers Stelle unbedingt tilgen.

Die Anmerkungen unter dem Texte finden unseren vollsten Beifall. Sie belehren knapp und klar über Sachliches, besonders auch, soweit sich dies feststellen liefs, über die Entstehungszeit der Gedichte. Erhalten doch gerade hierdurch manche unter ihnen, besonders die patriotischen und diejenigen, die Ereignisse aus des Dichters Leben behandeln, erst ihre richtige Beleuchtung.

Druck und Ausstattung sind trefflich. Möge das Büchlein noch viele Freunde finden!

Homburg v. d. Höhe. Wilh. Bauder.

C. Wessely, Schrifttafeln zur älteren lateinischen Paläographie. Commissions-Verlag von Eduard Avenarius, Leipzig. Druck von Carl Gerolds Sohn, Wien. Steindruck von H. Würbel, Wien 1898. gr. 4. 12 Seiten Text und 20 Tafeln. 8 M.

Der Wechsel grofser Epochen in der Geschichte spiegelt sich auch in der Schriftgeschichte wieder; z. B. der Charakter der griechischen Schrift zur Zeit des Hellenismus wird nach einer kurzen Übergangsepoche unter Augustus abgelöst von einem fast drei Jahrhunderte stetigen Schriftduktus in der römischen Kaiserzeit. Die Übergangsepoche Diocletians ist schriftgeschichtlich ebenso ausgezeichnet als Zeit des Werdens und der Gährung, wie das byzantinische Schriftwesen durch seine Gleichmäfsigkeit. So hat die Frage, wie die alten Römer geschrieben haben, ein allgemeines kulturgeschichtliches Interesse. Aber erst die Funde der letzten Jahre, insbesondere das neue, in der Sammlung Erzherzog Rainer vereinigte Material zur Geschichte der lateinischen Schrift bis zu ihrer Spaltung in Nationalschriften ermöglicht es, an diese Frage heranzutreten. Viele Einzelfragen harren da ihrer Lösung: die zeitliche Anordnung im Wandel der Schriftcharaktere, die Entwickelung der Kursive, die Geschichte der Unciale, die wechselseitige Beeinflussung der lateinischen und griechischen Schrift erheischen unsere Aufmerksamkeit; hier kommt es namentlich an auf eine Sammlung datierter oder annähernd datierbarer Momente. Die Sammlung des von Friedrich Blass in den ersten Kapiteln seiner trefflichen Einleitung in I. Müllers Handbuch berücksichtigten, aber zerstreuten paläographischen Materiales hat sich Wessely in seinen „Schrifttafeln zur älteren lateinischen Paläographie" angelegen sein lassen. Dieses von Carl Gerolds Sohn trefflich ausgestattete Tafelwerk erweist sich als eine nützliche Bereicherung unserer Litteratur und um so mehr auch als ein willkommenes Hilfsmittel für den paläographischen Unterricht und für das Selbststudium, als die Werke über lateinische Paläographie, der ganz überwiegenden Mehrzahl der überlieferten Schriftstücke

Rechnung tragend, sich hauptsächlich mit der Schrift des Mittelalters beschäftigen. Allerdings greift auch die Arbeit Wesselys, welche mehrere Facsimiles aus dem sechsten Jahrhundert, darunter eins aus dem Jahre 572 enthält, über die Zeit des klassischen Altertums hinaus.

Der vorgedruckte Text ist überschrieben „Wie haben die alten Römer geschrieben?“ und bietet Erläuterungen zu den Schrifttafeln. Dafs die Textesauflösungen der Tafeln vollständig gegeben sind, ist ein Vorzug, den Wessely vor dem ersten Heft der Arndt-Tanglschen Schrifttafeln voraus hat, die er gebührend berücksichtigt. Die lateinische Paläographie beginnt mit der Übertragung der epigraphischen Schrift auf Papyrus. Die eckigen Formen werden dabei abgerundet, die aus mehreren Strichen bestehenden vereinfacht, die Buchstaben womöglich in einem oder wenigen Zügen geschrieben. Diese erste Periode wird repräsentiert aus dem Anfang der christlichen Ära durch Briefe (bei Wessely Nr. 1) auf einem Papyrus der Sammlung Erzherzog Rainer. Er entstand durch das Aneinanderkleben mehrerer Briefe; gegenwärtig liegt noch vor der ganz abgerissene Rest eines Briefes, dann zwei andere, wenn auch verletzte Briefe, beide an einen gewissen Macedo gerichtet. Zuletzt kommt eine Kolumne griechischer Rechnungen. Wir haben hier ein Beispiel, wie ganze Briefsammlungen aufbewahrt und erhalten worden sind, indem die Briefe nach Art der paginae (Selides) zu einer Rolle zusammengesetzt wurden. Nichts hindert uns anzunehmen, dafs die Briefe eines Cicero und anderer im wesentlichen ebenso aussahen, wie etwa das vorliegende Schreiben an Macedo. Diese Tafel I würde also, in den Aushängekästen unserer Klassenzimmer ausgehängt, zur Weckung des historischen Sinnes bei unseren Primanern, wenn sie Ciceros Briefe lesen, beitragen können. Das ehrwürdige Alter dieser Briefe ergiebt sich auf folgende Art: die Rückseite ist später mit einer Menge demotischer Aufzeichnungen überschrieben worden; da aber die demotische Schrift schon im zweiten Jahrhundert nach Chr. nur noch wenig in Gebrauch war, weist dieser Umstand auf höheres Alter. Die Kursive der letzten griechischen Kolumne zeigt die sicher charakteristischen Schriftzüge aus dem Anfange unserer Zeitrechnung. Ein genaues Indicium giebt das Doppeldatum a. d. XIIII Kal. August = *επειφ κζ*, also der 19. Juli römischen Datums wird hier gleichgesetzt dem 27. Epiphi. Dies ist nach dem ägyptischen beweglichen Jahr zu erklären und weist auf die Zeit von 21—14 v. Chr.

In der Folgezeit werden die Schriftzüge immer mehr verändert durch das Bestreben, die einzelnen Buchstaben zu verbinden; diese Ligaturen bringen die Teile benachbarter Buchstaben in einen Zug zusammen, verursachen aber auch, dafs ein Buchstabe zerrifsen wird; so entsteht die Kursive. Die ursprünglichen Formen, Unciale im weiteren Sinne, von der die Schriftentwicke-

lung immer wieder anhob, wenn auch in anderer Weise, werden insbesondere die Schrift der Bücher, der Amtsbücher und Litteraturwerke, sie erhalten auch kalligraphische Ausbildung. Zwischen Unciale und Kursive giebt es viele Abstufungen. Für diese Dinge ist auf das wichtige Werk zu verweisen: Corpus Inscr. Lat. III. IV. mit Supplement. Das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung ist bei Wessely vertreten durch eine Unciale eines Herculanensischen Papyrus (Volumina Herc. II. 1809) mit dem carmen de bello Actiaco des Rabirius oder Albinus, Riese Anthol. lat. Nr. 482 und durch Kursivstücke aus Pompeji.

Das Material zum zweiten Jahrhundert nach Christo (Nr. 5—11) ist wiederholt der Sammlung Erzherzog Rainer entnommen, aufserdem dem britischen Museum, dem Budapester und dem Berliner k. Museum. Von der ersten dieser Nummern, einer Wachstafel aus Vöröspatak, sind Facsimiles bereits Corpus Inscript. Lat. III 2 (vgl. S. 936ff.) und bei Arndt-Tangl publiziert; es ist ein Kontrakt über den Ankauf einer sechsjährigen Sklavin um 205 Denare. Nach Schrift und Inhalt besonders interessant ist Wessely Nr. 6 aus dem Jahre 156, die Matrikel-Rolle der ersten Lusitanischen Reiterkohorte, stationiert bei Apollinopolis Maior zwischen Theben und Syene in Ober-Ägypten seit 131, vgl. Mommsen, Ephemeris epigraphica VII, Berlin 1892, S. 457ff. Die schöne Uncialschrift stammt wohl vom Schreiber der in der Thebais stationierten Kohorte, die Namen in Cursivschrift — anläfslich der Veränderungen im Personalstande — entweder vom praefectus Aegypti oder dessen Beamten. Hervorgehoben zu werden verdient dann Nr. 7 bei Wessely aus dem Jahre 166, ein Kontrakt über den Verkauf eines siebenjährigen Sklaven um 200 Denare. Die ganze Nummer ist höchst geeignet, die Geschichte der Kursive zu erläutern. Man hat den Namen „Römische Majuskel-Kursive" für die Schrift dieser Tafel eingeführt. Über die Entwickelung dieser Schriftart, die wir bisher fast nur aus Wachs- oder Bronzetafeln kannten, und ihre allmähliche Ausbildung aus der Kapitale haben erst die Papyruspublikationen der letzten Jahre volleres Licht verbreitet. Die Schrift dieser Nummer ist noch keine reine Kursive, aber die Umformung der Buchstaben und ihre wenigstens teilweise Verwendung zu Kursivverbindungen hat bereits begonnen. Den Mischformen des Kontextes steht die reine Kapitale der ersten Unterschrift und die entwickelte Kursive der folgenden gegenüber. Die paläographische Erläuterung bei Wessely Seite 6 steht hinter der von Tangl in seiner Neubearbeitung der Arndtschen Schrifttafeln (3. Aufl. 2. Heft 1898, S. 12) zurück. Führt der Urkundenschreiber dieses Papyrus eine grofse gleichmäfsige Schrift, so ist die mit cursiven Elementen durchsetzte Unciale eines Papyrus der Sammlung Erzherzog Rainer (Nr. 8 bei Wessely) ebenso wie die Orthographie dieses Stückes nachlässig. Es ist ein Verzeichnis von Soldaten nach ihren Centurien der legio III. Cyrenaica und

XXII. Da erstere im Jahre 108 aus Ägypten verlegt wurde (vgl. Meyer, Jahrb. f. Philol. 1897, 587), mufs es vor 108 geschrieben sein. Über die Anlage solcher Matrikel vgl. Mommsen, Ephem. epigr. 7, 460.

Während das dritte Jahrhundert bei Wessely in Nr. 12 eine nur kümmerliche Vertretung gefunden hat, bietet das vierte unter Nr. 13—21 wieder viel reicheres Material. Wie auf anderen Gebieten, so zeigt sich auch bei der Schrift als der Charakter des vierten Jahrhunderts nach Christo der bewufste Bruch mit der organischen Weiterentwickelung der jüngsten Vergangenheit, die mit einer allgemeinen Verwilderung und einem Bankerott auf allen Gebieten der menschlichen Kultur geendet hatte, und dafür antikisierendes Zurückgreifen auf frühere Formen, in der Schrift auf die alten Formen der Epigraphik. Die gleichzeitig aufkommende stärkere Verwendung des Pergaments, eines viel dauerhafteren Stoffes als Papyrus, liefs es der Mühe wert erscheinen, die aus vielen Strichen zusammengesetzten Formen dieser für den Meifsel, nicht für die Feder passenden Schrift, die sog. Kapitale anzuwenden. Die natürliche Reaktion dagegen erfolgte in der Art, dafs die tiefen eckigen Formen abgerundet wurden, wie es die Schrift des gewöhnlichen Lebens an die Hand gab; es entsteht die Unciale im engeren Sinne, mit der die Paläographen die Schrift ältester Pergamenthandschriften bezeichnen. Im vierten Jahrhundert geht auch eine auffallende Veränderung der Kursive vor sich. Die einheitliche Reichsorganisation brachte römisches Wesen über die weiten Kreise der griechischen Kultur, die römische Schrift formt auch die griechische Kursive zuerst in auffallender Stärke um, z. B. noch unser jetziges ν hat seine Vorstufen nicht im Griechischen, sondern in der lateinischen Schrift. Dann nähern sich die beiden ohnehin von der Wurzel verwandten Schriften, unter dieser wechselseitigen Beeinflussung entwickelt sich unter gleichzeitigem Reflex der Unciale die sogenannte jüngere römische Kursive, die letzte Epoche römischer Schrift vor ihrer Trennung in Nationalschriften.

Unter dem für das vierte Jahrhundert von Wessely dargebotenen Material verdient ein Papyrus des Louvre (Nr. 20 bei Wessely) genannt zu werden, dessen Text nach dem Corpus glossariorum latinorum ed. Loewe-Goetz II 563 gegeben ist, vgl. Bücheler, Jahrb. f. Philologie 111, 1875, 309ff., und ein Papyrus des Erzherzog Rainer, Nr. 21 bei Wessely. Diese letzt erwähnte Urkunde ist eine Legitimation für vier Gardisten (protectores), gerichtet an die Steuerämter für Natural- und Geldabgaben, nämlich die Vorstände der öffentlichen Getreidemagazine und Geldsteuereinnehmer, ausgestellt von dem Tribunen Gaiolus.

Die übrigen Nummern bei Wessely gehören meist dem fünften und sechsten Jahrhundert an, darunter das schöne grofse Stück Nr. 22, ein Beispiel für die Kursive der kaiserlichen und Regierungs-

erlässe, sogenannte Kaiserkursive. Dieses Stück stammt aus dem südlichen Ägypten, kam zu Anfang unseres Jahrhunderts nach Europa und wurde in mehrere Teile zerrissen, die sich jetzt in Paris und Leiden befinden. Vollständige Ausgabe und Kommentierung von Mommsen in Stobbes Jahrb. VI 398 ff. Der Text ist ein Bescheid auf eine processualische Bittschrift, ohne die endgiltige Erledigung der Sache zu bezwecken. Die Bitte des Klägers geht auf die Rückgabe einer Anzahl Sklaven oder wenigstens eines Anteils daran von Seite der jetzigen unrechtmäfsigen Inhaber (detentatores) und Rückgabe verschiedener, durch angeblich erzwungenen und ihn unbillig verletzenden Kauf von ihm veräufserter Grundstücke nebst deren Früchten von Seiten der jetzigen rechtswidrigen Inhaber gegen Erstattung des Kaufgeldes, soweit es wirklich gezahlt ist, nebst dessen Legalzinsen an dieselben und unter Kassierung jenes Kaufvertrages. — Hervorgehoben sei dann noch Nr. 28 bei Wessely, Kursive einer amtlichen Unterschrift, welche einzelne Buchstaben im Verhältnis aufserordentlich hervorhebt, andere wieder klein werden läfst und mit den grofsen verbindet. Eine ganz ähnliche Schriftform erscheint gleichzeitig im Griechischen, ein neues Beispiel des analogen Entwickelungsganges beider. — Unter den von Wessely facsimilierten Ravennatischen Papyri ist Nr. 31 zu nennen, des Wechsels der Hände wegen: dieses Papyrusstück des Britischen Museums zeigt die Schriften von vier verschiedenen Personen. — Nicht leicht zu lesen sind die Scholien in Kursive des Codex Bembinus von des Terenz Adelphoe, Rom. Vatican. lat. 3226, Nr. 37, Vorgeschrittenen zum Studium besonders zu empfehlen. — Erwähnt sei ferner die Unciale (Nr. 42 bei Wessely) des fragmentum de formula Fabiana, Sammlung Erzherzog Rainer, herausgegeben von Pfaff und Hofmann, Mitt. a. d. Sammlung P. E. R. 4, 1; die Unciale eines Faijumer Pergamentes in Doppelkolumnen, herausgegeben von Mommsen, Monatsberichte der Berliner Akademie 1879, 503 (Nr. 43 bei Wessely, 6. Jahrhundert); die Unciale des latein-griech. Glossars auf Papyrus in Köln (Nr. 44 bei Wessely, 5.—6. Jahrhundert, vgl. Bernd, Rhein. Museum 1837); die Kapitale, mit Unciale gemischt eines Pergamentcodex aus Oxyrhynchus, wo die Apices auf langen Vokalen besonders zu beachten sind (Nr. 48; 3. Jahrhundert?; vgl. Grenfell and Hunt Oxyrh. Pap. I Nr. 30 Plate VIII Historical fragment); und als letztes Facsimile, mit welchem Wessely seine Sammlung schliefst, der ziemlich schwierig zu lesende cursive Brief auf Papyrus aus dem zweiten Jahrhundert nach Grenfell and Hunt, the Oxyrhynchus Papyri I 1898 Nr. 32 Plate VIII.

Ein wie reichhaltiges und interessantes Material Wessely bietet, erhellt schon aus den Mitteilungen, die Referent soeben seinem Werke entnommen hat. Dafs der Verfasser soviel zu bieten vermochte, verdankt er in erster Linie Herrn Hofrat Professor

Karabacek, der ihm in liberalster Weise die von ihm geleitete Sammlung Papyrus Erzherzog Rainer zu benutzen gestattete und dem Wessely auch dieses sein Buch gewidmet hat. Dafs Wessely auch die ausgezeichneten Schriftproben von B(ond)-Th(ompsons) Palaeographical Society, dieses besten paläographischen Werkes, zugänglicher zu machen suchte, ist bei dem teueren Preise desselben nur mit Dank zu begrüfsen. Der sehr billige Preis, den die Verlagsbuchhandlung Avenarius-Leipzig zugestanden hat, gestattet es, die Wesselyschen Tafeln zu einem bequemen Hilfsmittel des paläographischen Unterrichtes zu machen. Auch der einzelne Gymnasiallehrer, wie Schulbibliotheken werden diese so sehr instruktiven Tafeln angesichts des billigen Preises gern kaufen. Nur in einem einzigen wesentlichen Punkte kann sich Referent mit Wesselys Verfahren nicht einverstanden erklären, nämlich in der Ausschliefslichkeit der Anwendung der Autographie und des Steindruckes und dem gänzlichen Verzicht auf Photographie und Lichtdruck. Allerdings sind die technischen Schwierigkeiten, welche die meisten ältesten Dokumente auf Papyrus und Wachstafeln bieten, nicht zu unterschätzen. Es ist auch zuzugeben, dafs der Anfänger durch die Abbildung von Fasern und zufälligen Ritzen zu Irrtümern im Lesen verleitet werden kann. Allein die moderne Vervielfältigungskunst der alten Schrifterzeugnisse hat so grofse Fortschritte gemacht, dafs man den von Wessely durchgeführten gänzlichen Verzicht auf diese Reproduktionskunst nur mit Bedauern wahrnehmen kann. Der Papyrus ist ja in der von Wessely besorgten Richtung, zu Lesefehlern durch Fasern und Ritze zu verleiten, besonders gefährlich. Andererseits ist aber das, was Kunstinstitute wie das von J. B. Obernetter in München (Schillerstr. 20) jetzt leisten, der höchsten Anerkennung wert. Referent gestattet sich diesbezüglich auf die Arbeit von Kehr, Über eine römische Papyrusurkunde im Staatsarchive zu Marburg (1896) hinzuweisen, eine Arbeit, welche die Neue Folge der Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen auf das glücklichste eröffnet. „Es ist ein sonderbarer Zufall, dafs der einzige bekannte stadtrömische Papyrus von einem deutschen Archiv verwahrt wird“ (Kehr S. 24). Vermutlich hatte das Kloster Hersfeld, aus dessen Archiv der Papyrus nach Marburg kam, im 10. Jahrhundert Besitzungen in Rom, wie wir dies von Fulda bestimmt wissen. Da eine direkte Bewirtschaftung nicht möglich war, wurde der in diesen Bruchstücken erhaltene Pachtvertrag abgeschlossen und zwar in zwei Exemplaren, von denen das in die Hände des Pächters gegebene spurlos verschollen ist. Über den stadtrömischen Papyrusurkunden waltete ein noch gröfseres Mifsgeschick als über denen der Päpste: aufser den Marburger Fragmenten ist nur ein einziges Originaldokument auf Papyrus erhalten, nämlich das bei Marini 142 Nr. 92 gedruckte Fragment der Vatikanischen Bibliothek, das der Herausgeber in

das sechste oder siebente Jahrhundert setzte. Hieraus ergiebt sich die hohe Wichtigkeit der Marburger Fragmente für Paläographie. Die von Kehr seiner Abhandlung beigegebenen Facsimiletafeln, hervorgegangen aus dem photographischen Atelier von Küpper in Marburg und der „Kunstanstalt für Licht- und Kupferdruck“ von J. B. Obernetter in München, zeigen jeden feinen, kleinen und grofsen Schriftzug, jedes auch noch so kleine Fitzelchen der äufserst beschädigten und deshalb auch schwer zu lesenden Fragmente. Referent hat auch persönlich für seine wissenschaftlichen Arbeiten mit den oben genannten Instituten von Küpper-Marburg und Obernetter-München, auch was Entgegenkommen in Ansetzung civiler Preise anbetrifft, die besten Erfahrungen gemacht. Wie aber die erwähnten Marburger Bruchstücke, so sind auch einige Nummern bei Wessely, so Nr. 1. 6. 7. 20. 21. 22. 25. 28 für die Geschichte der lateinischen Schrift so instruktiv, dafs Referent der Verlagshandlung dringend empfehlen möchte, bei einer zweiten Auflage diese auf blofser Nachzeichnung beruhenden Facsimiles durch Lichtdruck zu ersetzen, jedoch ohne den Preis der Tafeln zu erhöhen. Wesselys Tafelwerk würde dadurch an Zuverlässigkeit gewinnen, da das Licht immer treuer wiedergiebt als die noch so gewissenhafte Zeichnung, aber auch an Anschaulichkeit im Interesse des Unterrichts. Vor Lesefehlern schützen ja aufser einem ernsten, vor Schwierigkeiten nicht zurückschreckenden Studium die von Wessely beigegebenen Auflösungen. Auch der Vorwurf, dafs durch Einlage von photographischen Lichtdrucken in autographische Steindruck-Facsimiles die Einheitlichkeit des Gesamteindruckes der Tafeln leide, will angesichts der praktischen Zwecke, den diese verfolgen, nichts besagen. Grade wegen der isagogischen Anlage, die Wessely für sein Verfahren geltend macht, mufs der die Paläographie erst Lernende durch eingelegte photographische Lichtdrucktafeln, welche alle Risse und Flecken der Manuskripte wiedergeben, angeleitet werden, auch diese Mängel der Überlieferung zu überwinden. Referent gesteht also, dafs er auch aus pädagogischen Gründen nicht der autographen Nachzeichnung von Nr. 7 bei Wessely Tafel IV, sondern der Reproduktion mittelst Photographie und Lichtdruck der nämlichen Urkunde bei Arndt-Tangl Heft 2, 1898, Tafel 32 den Vorzug giebt.

Mühlhausen (Thüringen). Eduard Heydenreich.

Armin Dittmar, Studien zur lateinischen Moduslehre. Leipzig 1897, B. G. Teubner. XI u. 346 S. gr. 8. 8 M.

Die umfassende und eingehende Arbeit Dittmars, deren Zweck nach den eigenen Worten des Verf. ist, „einige Klarheit in die Verworrenheit der lateinischen Moduslehre zu bringen, auf dafs das Wort von der Durchsichtigkeit, der logischen Schärfe und Kon-

sequenz der lateinischen Syntax mehr und mehr zur Wahrheit werde", beschäftigt sich zunächst in einem kritischen Teile mit der bekannten Haleschen Schrift über die lateinischen Cum-Konstruktionen. Da findet denn der negative Teil der Haleschen Darlegungen, insofern dieser die Hoffmann-Lübbertschen Theorieen bekämpft, seine volle Anerkennung; es sei wohl das Hauptverdienst Hales, „dafs er jener wesenlosen Theorie von der relativen und absoluten Zeitgebung mit geduldigem Scharfsinn nachgehe und sie nach allen Regeln der Kunst aus dem Felde schlage". Es ist immerhin erfreulich, dafs die Hoffmannschen Aufstellungen, die merkwürdigerweise so lange das Feld behaupten konnten, jetzt wohl kaum noch einen Verteidiger finden und als abgethan gelten können. Dagegen findet der positive Teil der Haleschen Arbeit vor Dittmars Augen keine Gnade, und die ersten 76 Seiten seines Buches suchen die Resultate des amerikanischen Gelehrten in eingehender Untersuchung zu widerlegen. Gewifs hat D. mit manchen seiner Ausstellungen recht; dafs der ganze Bau Hales dadurch umgestofsen wäre, davon vermag ich mich freilich noch nicht zu überzeugen. Es mag genügen, hier wenigstens auf einige Bedenken hinzuweisen, die mir bei D.s Darlegungen aufgestofsen sind.

Bei Hale spielt der Begriff der Entwicklung eine wichtige Rolle; der ursprünglich allein übliche oder doch weit überwiegende Indikativ in qui- und cum-Sätzen tritt nach ihm im Laufe der Zeit immer mehr zurück, während der Konjunktiv sich allmählich ein immer gröfseres Gebiet erobert, so dafs das Verhältnis der beiden Modi hinsichtlich ihrer Häufigkeit sich mit der Zeit geradezu umkehrt. Eine derartige Entwickung leugnet nun D. vollständig; nicht blofs von Terenz bis Cicero, sondern auch von Ennius bis Juvenal sei das Sprachgefühl der Römer hinsichtlich der Modi im ganzen und grofsen sich gleich geblieben; beide Modi seien zu allen Zeiten in allen möglichen Nebensätzen gleich gebräuchlich gewesen und je nach Absicht und Belieben des Autors zur Anwendung gekommen. Schon von vornherein ist diese Annahme wenig wahrscheinlich; zeigen doch nicht nur verwandte Sprachen wie das Griechische und Deutsche auf den verschiedensten Gebieten, namentlich aber auch im Gebrauch der Modi eine deutliche Entwicklung im Laufe der Zeit, sondern auch in der lateinischen Sprache selbst fehlt es nicht an analogen Vorgängen. So wird *quamvis* noch von Cicero regelmäfsig mit dem Konjunktiv verbunden, während später der Indikativ allmählich immer mehr an Boden gewinnt. Eine umgekehrte Entwicklung mit allmählich immer stärkerem Überwiegen des Konjunktivs zeigen die Temporalsätze mit *dum*, die iterativen Nebensätze und *quamquam*, wie das für letzteres D. § 461 selbst zugesteht; ob man das hier nun eine „äufserlich mechanische Zunahme des Konjunktivs" nennen will, oder mit D. „eine Entlastung des vielbeschäftigten *cum*", thut m. E. nichts zur Sache. Und ferner, wenn D. § 108 meint, in gewissen Fällen habe nicht der Modus,

sondern die Partikel cum eine Entwickelung gehabt, so liegt doch eben auch hier wieder eine „Entwickelung“ vor. Aber selbst auf dem streitigen Gebiete der *cum*- und *qui*-Sätze läfst sich aus D.s eigenen Angaben eine gewisse Verschiebung des Sprachgebrauchs zu Gunsten des Konjunktivs erkennen. Wenn z. B. auch die indikativischen *sunt qui*-Sätze bei Plautus „gar nicht zu sehr überwiegen“ und der Konjunktiv sich schon häufiger findet als es nach Hale scheinen könnte, so gesteht D. doch selbst wieder zu, dafs in der klassischen Zeit der Konjunktiv verhältnismäfsig weit häufiger ist. Wenn er aber § 8 meint, es gebe keinen Zeitraum in der Geschichte der lateinischen Sprache, „wo der eine Modus allein geherrscht hätte, sondern in allen Zeiten fänden sich Beispiele für beide Modi“, so wird dadurch natürlich der Begriff der Entwickelung nicht widerlegt. Meines Wissens hat sich Hale auch nirgends so schroff ausgedrückt, sondern nur die anfängliche Vorherrschaft des Indikativs und das spätere Überwiegen des Konjunktivs behauptet. Auch in den kausal-adversativen cum-Sätzen läfst sich eine Entwickelung kaum leugnen. Jedenfalls hat es wenig Beweiskraft, wenn D. sich auf die Philologen vor 1870 beruft, die doch „auch Lateinisch gekonnt, namentlich auch mehr echtes lateinisches Sprachgefühl gehabt hätten als wir“, und die trotzdem von der Theorie einer Änderung des Modusgebrauchs in *cum*-Sätzen nichts gewufst hätten; ja, diese Berufung nimmt sich sogar etwas eigentümlich aus im Munde des scharfsinnigen Gelehrten, der in Fragen des Modusgebrauchs alle bisherigen Ansichten so ziemlich auf den Kopf stellt. D. sucht freilich zu beweisen, dafs die indikativischen Beispiele bei Plautus und Terenz auch bei Cicero den Indikativ gehabt haben würden oder hätten haben müssen — richtiger wohl: gehabt haben könnten; denn auch der Konjunktiv dürfte sich m. E. bei der vielfach schmalen und subjektiven Grenze zwischen beiden Modi in den fraglichen Stellen zur genüge durch analoge Beispiele aus Cicero belegen lassen. Aber wenn wir auch diese Darlegungen gelten lassen wollen, so bleibt doch noch immer die geringere Zahl der Konjunktive bei Plautus und Terenz gegenüber dem Überwiegen dieses Modus in späterer Zeit auffallend. D. zählt dort freilich 17 Konjunktive neben 59 Indikativen heraus, während Hale nur 6 Konjunktive fand; in der That ist aber etwa die Hälfte der angeführten Stellen mindestens zweifelhaft, da der Konjunktiv hier sehr wohl auf sog. Modusangleichung beruhen kann. Davon will D. freilich nichts wissen, er verwirft die ganze attractio modi. Aber offenbar fafst er die bekämpfte Lehre in einer Weise auf, wie sie wohl noch niemand vertreten hat oder je vertreten wird, wenn er S. 54 sagt, „zu keiner Zeit habe die Anwesenheit eines Konjunktivs oder Infinitivs ohne weiteres die Kraft gehabt, einen in der Nähe stehenden Indikativ in den Konjunktiv zu verwandeln“; und ebenso hat in dem von ihm

angeführten Satze Cic. top. 2, 10 *cum lex assiduo vindicem assiduum esse iubeat, locupletem iubet locupleti* wohl noch keiner den Konjunktiv auf attractio modi zurückgeführt. Die „Anwesenheit“, das „in der Nähe stehen“ genügt natürlich nicht; von einer Angleichung des Modus kann nur dann die Rede sein, wenn der fragliche Nebensatz einem Konjunktiv oder Infinitiv untergeordnet ist und so als etwas Vorgestelltes in den Gedankenkreis des übergeordneten Satzes mit hineingezogen wird. Das trifft aber für ein gut Teil der erwähnten 17 Stellen zu, während andererseits Hale mit Recht in den von D. S. 54 angezogenen Beispielen trotz eines „in der Nähe“ stehenden Konjunktivs nicht an attractio modi gedacht hat (nur Cic. sen. 33 hätte H. nicht aufnehmen müssen, da hier nicht nur attractio, sondern geradezu obliquer Sinn vorliegt).

So scheint mir der Halesche Begriff der Entwickelung nicht genügend widerlegt zu sein; aber auch sonst hat mich D. durchaus nicht überall überzeugt. So halte ich seine Beweisführung § 55—57 durchaus nicht für zwingend, und ein Widerspruch ist hier Hale durchaus nicht nachgewiesen, wie D. meint. Gewifs hat H. mit Recht gefolgert, dafs durch die kausal-adversative Bedeutung eines Nebensatzes der Konjunktiv an sich noch nicht gefordert wird, dafs der Grund des Konjunktivs nach cum causale ursprünglich[1]) nicht in der kausalen Bedeutung liegt. Daraus kann man aber m. E. noch lange nicht mit D. folgern, „dafs schon der Indikativ die volle Fähigkeit hat, einen Grund oder ein Hindernis auszudrücken“. Der Indikativ stellt die Thatsachen rein objektiv neben einander, sagt aber über das kausale oder adversative Gedankenverhältnis nichts aus, sondern dieses ergiebt sich dem Leser oder Hörer nur aus dem Zusammenhange. Soll diese Beziehung aber auch noch durch den Modus ausdrücklich hervorgehoben werden, so steht eben der Konjunktiv, dessen Bedeutung ja nach Hale (S. 109) im cum-Satze aus der konsekutiven sich auch allmählich zur kausalen entwickelt hat. Unter diesen Umständen möchte ich (trotz des scharfen Urteiles bei D., der einer solchen Auffassung § 52 jedes lateinische Sprachgefühl abspricht) auch Hales Ansicht noch nicht verwerfen, dafs sich jeder kausal-adversative Konjunktiv in Relativsätzen in einen Indikativ verwandeln lasse, ohne dafs die Konstruktion für Cicero etwas Auffallendes haben würde.

Wenn ferner D. § 129 Hale vorwirft, dafs er das Vorkommen von konjunktivischen Sätzen mit cum narrativum für die ältere Zeit leugne, weil sie nicht in seine Hypothese pafsten, so ist dieser Vorwurf doch wohl nicht berechtigt. H. betrachtet aller-

---

[1]) Dies Wort fehlt allerdings in der von D. citierten Stelle Hales (S. 89), aber wohl nur aus Versehen, wie die entsprechende Stelle S. 86 und der ganze sonstige Zusammenhang der Haleschen Theorie zeigt.

dings die paar fraglichen Beispiele bei ihrer geringen Zahl mit einigem Mifstrauen, läfst aber selbst S. 261 die Entscheidung über die fraglichen Stellen als belanglos für seine Theorie offen.

Endlich erklärt D. auch den von H. aufgestellten Bedeutungsunterschied, wonach der konjunktivische cum-Satz die Situation, der indikativische die Zeit oder das Datum ausdrückt, für unzureichend. Denn sehr häufig reiche der Indikativ zur Bezeichnung der Situation aus, so bei cum iterativum und coincidens wie auch in Sätzen mit *nunc cum*. Ich sehe darin keine Widerlegung. Wo ein Zeitpunkt durch einen cum-Satz festgelegt wird, liegt ja schliefslich wohl so ziemlich immer ein Hinweis auf die Situation mit darin; durch die Andeutung der Umstände und Verhältnisse wird ja eben die Zeit ausgedrückt. Aber es kommt doch darauf an, was für den Sprechenden oder Schreibenden im gegebenen Falle gerade die Hauptsache ist. Kommt es ihm darauf an, nur die Zeit hervorzuheben — wie z. B. in den *nunc cum*-Sätzen, wo schon der Zusatz des *nunc* den vorwiegend temporalen Charakter des Nebensatzes zeigt —, so steht der Indikativ, auch wenn etwas von Situation mit unterläuft. Da das aber gerade meist der Fall ist, so erklärt sich auch wieder das starke Vorwiegen des Konjunktivs, oft selbst in solchen cum-Sätzen, wo wir eher den Indikativ erwarten würden. Gewifs ist dabei die Grenze zwischen den beiden Modi eine subjektive und schwankende, aber darin darf D. kaum einen Vorwurf suchen, da auch bei seiner eigenen Theorie dem subjektiven Ermessen ein grofser Spielraum bleibt.

In dem konstruktiven Teile seiner Untersuchungen geht D. aus von den im Lateinischen häufigen mifsbilligenden Fragen im Konjunktiv. So erwidert Ter. Andr. 915 auf die Behauptung: *Bonus est hic vir* die Frage: *Hic vir sit bonus?* Das soll ein guter Mann sein? Ähnlich heifst es Plaut. Mil. 496 *Vicine, ausculta mihi. Ego auscultem tibi* (ich sollte auf dich hören)? Solche Fragen werden angewandt, um gegenüber einer Behauptung oder Frage, einem Befehl oder einer Bitte Protest zu erheben; es sind polemische Fragen, wie sie dem streitbaren, skeptischen Charakter des Römers entsprechen. Diese Fragen werden dann häufig noch durch das ursprüngliche Fragewort *ut* = wie eingeleitet, das den Ausdruck des Zweifels noch stärker zur Geltung bringt, oder es treten versichernde und bekräftigende Zusätze hinzu, die die Undurchführbarkeit einer Behauptung oder Frage noch erhärten. Schliefslich werden dann die ursprünglich parataktischen Sätze unter einem Satzaccent zusammengefafst, und es entsteht so der konjunktivische ut-Satz. So wird z. B. *Mihi tu ut dederis pallam et spinter? numquam factum reperies* (Plaut. Men. 683) zu *numquam factum reperies, mihi tu ut dederis pallam et spinter*. Diese Art der Satzbildung gewann aber eine gewaltige Ausdehnung, da die polemischen Fragen nicht nur zur Widerlegung schon ausgesprochener Meinungen und Forde-

rungen dienen konnten, sondern auch schon ehe diese ausgesprochen wurden, sie zurückweisen konnten; so entstanden in zusammenhängender Rede die häufigen Fragen des gefürchteten Widerspruchs. Demnach wendeten die Römer die polemischen ut-Sätze an, wenn sie etwas berichteten oder behaupteten, wobei sie den Widerspruch des Hörers fürchteten (*ut consecutivum*), wenn sie etwas befahlen, wovon sie fürchteten, dafs es nicht ausgeführt werden könne (*ut finale*), wenn sie etwas zugaben, was ihrem natürlichen Gefühle widerstrebte (*ut concessivum*). Auf dieselbe Grundanschauung wird dann von D. der Konjunktiv in Relativsätzen (z. B. *nulla acies humani ingenii tanta est*, *quae penetrare in caelum possit* ist eigentlich = Welches Auge sollte imstande sein? Ein menschliches nicht), nach *cum* und schliefslich in jeder Art von Nebensätzen zurückgeführt. Dieser polemische Charakter fehlt dagegen dem Indikativ; er hat etwas Souveränes und Apodiktisches, wird also angewendet bei selbstverständlichen und täglich vorkommenden Thatsachen und Ereignissen, die vom gewöhnlichen Verlauf der Dinge nicht abweichen und deshalb keinen Widerspruch hervorrufen, ebenso bei souveränen Befehlen und Fragen. Dieser Indikativ ist freilich in finalen, konsekutiven und konzessiven Sätzen ausgeschlossen, da *ut* immer den polemischen Sinn steigert.

Die ganze Theorie ist im einzelnen mit grofsem Geschick und Scharfsinn durchgeführt; zahlreiche Beispiele, welche die grofse Belesenheit des Verf.s zeigen, dienen als Belege und werden zugleich durch kürzere oder längere Bemerkungen im Sinne der ausgeführten Grundgedanken erläutert. Aber trotz alledem glaube ich nicht, dafs die Aufstellungen D.s haltbar sind. Vor allem spricht m. E. gegen die ganze Theorie, dafs sie zu viel oder vielmehr alles von einem Punkte aus erklären will; der finale oder konsekutive, der konzessive und selbst oblique Sinn eines Nebensatzes hat danach im Grunde gar keinen Einflufs auf den Modus, sondern der Konjunktiv steht in allen Fällen einzig und allein deshalb, weil ein polemischer Sinn zu Grunde liegt — oder doch hineingelegt werden kann. Gewifs ist die polemische Frage im lebhaften Gespräche etwas recht Häufiges; aber dafs sie die Kraft gehabt haben sollte, allein den ganzen Modusgebrauch sämtlicher lateinischen Nebensätze dauernd zu bestimmen und zu regeln, klingt von vornherein wenig wahrscheinlich. Da sind doch die sonst anerkannten Erklärungen — wie z. B. die Zurückführung des Konjunktivs in Finalsätzen mit Einschlufs der *verba metuendi* auf den Konjunktiv eines selbständigen Begehrungssatzes — viel plausibler, obwohl sie oder eben weil sie nicht alles auf einen Grund zurückführen. Dafs freilich D. dies in so ausgedehntem Mafse thun kann, liegt vor allem daran, dafs die von ihm gezogene Grenzlinie zwischen den beiden Modi durchaus keine scharfe ist, sondern der subjektiven Auffassung weiten Spielraum

läfst, so dafs man in sehr vielen Fällen, jenachdem der überlieferte Modus es erfordert, den polemischen wie den souveränen Charakter einer Aussage mit gleicher Berechtigung begründen kann. Z. B. Cic. Man. 55 *nos quorum maiores Antiochum regem classe Persemque superarunt, — ii nullo in loco iam praedonibus pares esse poteramus* wird D. in dem Indikativ *superarunt* keinerlei Bedenken finden; es wird eine zweifellose Thatsache in souveräner Fassung ausgesprochen. Stände aber *superarint* (wie gleich vorher in dem ganz analogen Beispiele *permanserit*), so würde D. den Satz wieder als ein Beispiel des polemischen Konjunktivs anführen können und brauchte nur einen der üblichen Zusätze zu machen wie „man denke sich“, „das ist doch gewifs etwas sehr Bemerkenswertes“ u. s. w. Ich würde dieses Sachverhältnis nicht besonders hervorheben, wenn nicht D. es der Haleschen Auffassung der kausal-adversativen Relativsätze gelegentlich zum Vorwurfe machte, dafs sie der „Willkür Thür und Thor öffne“. Das kann man m. E. mit demselben Rechte von der D.schen Theorie sagen, der es denn unter diesen Umständen natürlich auch leicht wird, sonst recht schwierige Konjunktive ohne besondere Mühe zu erklären (z. B. § 212).

Aber auch abgesehen von diesen allgemeinen Erwägungen, es fügen sich der neuen Lehre auch gar nicht einmal alle Nebensätze so ungezwungen, wie D. zu meinen scheint. Ich möchte da nur auf zwei Gruppen von Nebensätzen aufmerksam machen. In Finalsätzen setzen die Römer den Konjunktiv (§ 175), wenn sie „etwas befehlen, wovon sie fürchten, dafs es nicht ausgeführt werden könnte“, „wenn man seine Willensmeinung als eine Zumutung dem anderen gegenüber empfindet“ (§ 228). Aber damit kann D. dem nun einmal allgemeinen Konjunktiv in Finalsätzen gegenüber noch nicht auskommen; deshalb § 228 die Erweiterung: „wenn sich der (finale) Relativsatz an eine nicht alltägliche, aufsergewöhnliche Mafsregel anschliefst, an eine solche, die der Sprecher als eigenartig kennzeichnen will“. Aber selbst diese erweiterte Fassung reicht m. E. nicht aus für die gewifs nicht seltenen Wendungen *misit* oder *missi sunt, qui nuntiarent* (z. B. Caes. b. g. IV 11, 6); man sieht schlechterdings nicht ein, wo in solchen Sätzen der polemische Sinn stecken soll, und es bleibt unerklärt, weshalb in einem Finalsatze nie der Indikativ vorkommen soll. Denn dafs Relativsätze wie Cic. Verr. 4, 47 *immittebantur illi — continuo canes, qui investigabant et perscrutabantur*[1]) *omnia* final gefafst werden könnten (§ 406), davon wird der Verf. schwerlich jemand überzeugen.

Ebensowenig scheint mir die Behandlung der indirekten Fragen gelungen zu sein. Unklar scheint mir zunächst der Be-

---

[1]) Stände hier *investigarent . . perscrutarentur*, so liefse sich der Satz natürlich als ein hübsches Beispiel des polemischen Konjunktivs verwerten.

griff der Abhängigkeit gefafst zu sein. Nach § 331 ist die Ansicht aufzugeben, „der Konjunktiv in der indirekten Frage bezeichne die Abhängigkeit an sich". Dafs der Konjunktiv die blofse Unterordnung des Nebensatzes unter den Hauptsatz bezeichne — denn das meint D. doch wohl mit der „Abhängigkeit an sich" —, wird wohl heutzutage niemand mehr behaupten wollen. Will D. aber die Annahme bestreiten, dafs der Konjunktiv hier auf der innerlichen Abhängigkeit, der obliquen Beziehung beruhe, so pafst wieder nicht der folgende Satz: „es wäre wunderbar, wenn nur in diesen Sätzen und nur in der lateinischen Sprache dies der Fall wäre". Denn diese innerliche Abhängigkeit liegt nach der allgemeinen Auffassung auch in vielen anderen lat. Nebensätzen vor, dann aber auch im griechischen *optativus orationis obliquae*. Ebenso wenig ist mir klar, dafs in Sätzen wie: „Sag, wo ist der Kerl" und „Sag, wo der Kerl ist" oder in *quaero cur tacuisti* neben *quaero cur tacueris* das gleiche Abhängigkeitsverhältnis vorliegen soll; von grammatischer Abhängigkeit kann m. E. jedesmal nur in dem letzten Falle die Rede sein. Indes D. sieht in dem grammatischen Verhältnis keinen Unterschied; darauf kann also nach seiner Meinung auch nicht der Modus beruhen, sondern der ist allein bedingt durch den souveränen oder polemischen Charakter der Frage. Danach sollte man nun erwarten, dafs die polemische, also konjunktivische Frage besonders häufig im Tone des lebhaften Gesprächs, in der Sprache des Volks wie bei den Komikern sich fände, dagegen in ruhiger Erzählung und Abhandlung bedeutend gegen den Indikativ zurückträte. Bekanntlich ist aber das thatsächliche Verhältnis gerade umgekehrt; bei Plautus und Terenz wiegen die indikativischen Fragesätze vor[1]), während sie sich bei Cäsar gar nicht, bei Cicero doch verhältnismäfsig nur selten finden, und zwar, wenn ich nicht irre, immer gerade da, wo sich die Darstellung dem lebhaften Gesprächstone nähert. Also der thatsächliche Sprachgebrauch stimmt gar nicht zu der aufgestellten Theorie.

Um die Einheitlichkeit des Aufbaus zu vollenden und alles auf ein Grundprinzip zurückzuführen, wird auch noch der acc. c. inf. aus ursprünglichem infinitivischen Ausrufe erklärt. Zu einem Ausrufe wie *Gaium consulem esse creatum!* konnten Zusätze gemacht werden wie *Admodum gaudeo! Hoc numquam putaram! Unde istud scis?* u. s. w. Allmählich verwuchsen die beiden ursprünglich parataktischen Sätze zu einem Ganzen, in dem der acc. c. inf. als das untergeordnete Glied empfunden wurde. Sollte vielleicht diese Erklärung ihren Ursprung nur dem Streben nach

---

[1]) D. meint freilich § 349, das sei „ebensowenig auffallend wie der Umstand, dafs bei den Komikern das Pronomen *iste* dutzendweise vorkomme, dagegen bei Cäsar nur einmal". Der Vergleich stimmt doch herzlich schlecht; *iste* konnte nicht gut öfters bei Cäsar vorkommen bei dem Mangel direkter Reden.

einheitlicher Abrundung der ganzen Theorie verdanken? Gewöhnlich erklärt man auf umgekehrtem Wege den acc. c. inf. des Ausrufs durch Ellipse eines verbum regens; wie soll nun nach D. wieder der infinitivische Ausruf erklärt werden?

Zum Schlufs greife ich noch einige Einzelheiten heraus, § 223 will D. in dem Satze Cic. Arch. 24 *o fortunate, inquit, adulescens, qui tuae virtutis Homerum praeconem inveneris* das Wort *adulescens* nicht mit *fortunate*, sondern mit *qui . . inveneris* verbinden; m. E. mit Unrecht. Denn die Stellung beweist nichts für diese Ansicht, wie D. meint, und die starke Betonung von *adulescens* scheint mir unpassend, da ein viel stärkerer Ton auf *Homerum* liegt; und hat denn wirklich Achill als Jüngling den Sänger gefunden? § 326 halte ich die Gleichung *non quod* (*non quo*) = *non quasi* für unmöglich; der Sinn ist verwandt, aber doch wesentlich verschieden. § 372 ist die Erklärung des Gräcismus *est quibus* wunderlich. § 468 heifst es ohne Berechtigung, in dem Satze Nep. 22, 1, 3 *paci serviundum putavit*, *quod . . intellegebat* würde die gewöhnliche Schulregel *quod intellegeret* verlangen. So viel ich sehe, lehren die Schulgrammatiken, soweit sie diesen Punkt berühren, doch nur, dafs in derartigen Sätzen gern oder gewöhnlich der Konjunktiv steht; was ja auch wohl stimmt, wenn auch für den Indikativ noch mehr Beispiele sich finden dürften, als D. giebt. Übrigens beruht auch die kurz vorher stehende Bemerkung, Cic. am. 31 *amicitiam non spe mercedis adducti*, *sed quod omnis eius fructus in ipso amore inest, expetendam putamus* sei der quod-Satz „aus dem Sinne des Subjekts“ gesprochen und stehe doch im Indikativ, wieder auf einer unklaren oder schiefen Auffassung der angezweifelten Regel. Cic. Att. 10, 9 A, 3 (§ 474) würde ich nach der ganzen Sachlage eher das polemische *dum sciatur* erwarten, als den Indikativ. Die gegen mich gerichtete Bemerkung § 59 beruht auf einem Mifsverständnis, das allerdings bei der etwas unklaren Fassung der fraglichen Stelle meiner Auseinandersetzungen nicht verwunderlich ist; ein näheres Eingehen darauf würde hier zu weit führen. Der Druck ist gut und korrekt; störende Druckfehler finden sich § 74 Z. 4 v. o., wo Konjunktiv statt Indikativ zu lesen ist, und S. 32 Z. 4 v. o., wo es heifsen mufs: „nicht in der kausalen Bedeutung“.

Kann ich mich somit mit den Resultaten des Buches im allgemeinen wie auch mit manchen Einzelheiten nicht einverstanden erklären, so möchte ich doch noch ausdrücklich hervorheben, dafs ich es mit grofsem Interesse gelesen habe. Die umfangreiche Belesenheit und Gelehrsamkeit des Verf.s, sein scharfes Urteil und seine Kombinationsgabe wirken überall, auch wo man seinen Endergebnissen sich nicht anzuschliefsen vermag, klärend und anregend, so dafs es jedem Philologen, der sich für die einschlägigen grammatischen Fragen interessiert, warm empfohlen zu werden verdient.

Norden in Ostfriesland. Carl Stegmann.

O. Drenckhahn, Aufgaben zu lateinischen Stilübungen für Obersekunda und Unterprima. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin 1899, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 71 S. 8. 1 M.

Diese Stilübungen erschienen zuerst 1889 (s. die Rezension in dieser Zeitschrift 1889 S. 452), also vor den neuen Lehrplänen, und wenn sie nach wie vor deren Inkrafttreten so viele Freunde gefunden haben, dafs eine zweite Auflage nötig geworden ist, so läfst sich schon hieraus erkennen, dafs sie brauchbar und mit mafsvoller Besonnenheit gearbeitet sind. Auch wird man dem Verfasser nur dankbar sein, dafs er sich durch die neuen Lehrpläne nicht hat bestimmen lassen, die einzelnen Stücke leichter zu machen; das Lateinische ist nun einmal wie das Griechische nicht für Säuglinge da, und wer es einmal treibt, mufs ordentlich arbeiten können und wollen. Die einzelnen Stücke sind daher im wesentlichen unverändert, nur einzelne lange Perioden in kleinere zerlegt. Hinter jedem einzelnen Stücke stehen Verweisungen auf die treffliche, ebenfalls bereits in zweiter Auflage (Berlin 1896, Weidmannsche Buchhandlung) erschienene Stilistik und den stilistischen Leitfaden des Verfassers, sowie viel häufiger als in der ersten Auflage auf die Ellendt-Seyffertsche Grammatik; diese Verweisungen dienen als Fingerzeige für die richtige Übersetzung, ohne dafs sie immer unbedingt nötig wären. Sie sind fast immer deutlich; nur z. B. in Anm. 6 zu A 2, wo zu den Worten „von Beginn seiner öffentlichen Laufbahn an" des Verf.s Stilistik 111 und Seyffert 255 zitiert werden, an welchen Stellen der Gebrauch von *quisquam* und *ullus* behandelt wird (in der ersten Auflage wurde richtig 26*α* der Stilistik zitiert, wo die Übersetzung steht), ist ein Druckfehler oder Irrtum untergelaufen. Neu hinzugekommen sind sieben Stücke unter E S. 24—29 über die Pompejana und 12 Stücke unter II S. 33—41 über die fünfte Verrina, wofür die Fachgenossen dankbar sein werden. — Möge das treffliche Büchlein seinen Weg von neuem machen; es wird zu den alten gewifs viele neue Freunde erwerben.

Altenburg. A. Procksch.

---

1) Arn. Herrmann, Griechische Schulgrammatik. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. Dritte Auflage. X u. 226 S. 8. 2,60 M.

Nach dem Centralblatt vom Jahre 1890 ist die Grammatik von Herrmann in 2. Auflage 1884 erschienen; 14 Jahre sind also verflossen, bis eine neue Auflage nötig wurde. Das westpreufsische Gymnasium, das nach der damaligen Zusammenstellung im Centralblatt allein von den preufsischen Anstalten die Grammatik benutzte, hat, so viel ich weifs, Kägi eingeführt. So scheint es, als ob an preufsischen Gymnasien der griechische Unterricht nach anderen Grammatiken erteilt wird.

Die Formenlehre wird in einer ganz praktischen Weise gelehrt, die Lehre von der Konjugation ist vom Verf. recht zweckmäfsig umgearbeitet. Für eine spätere Bearbeitung möchte ich folgende Bemerkungen der Erwägung anheimgeben. § 26 εὔνοα sollte nach Albrecht, Zur Vereinfachung der griechischen Schulgrammatik, endlich aus den Schulgrammatiken verschwinden. § 58 S. 28 sind die enklitischen Formen von ἐγώ ohne Accent zu schreiben. S. 32 § 65, c ist bei ἄτερος die Verweisung auf § 118 I g unverständlich. In der Anmerkung zu diesem § ist der Ausdruck „unbestimmte Relative", besonders wenn man an die Reihe b denkt, durch eine klare Bezeichnung zu ersetzen. S. 54 § 84 konnte das Verzeichnis der in der attischen Prosa gebräuchlichen 2. Aoriste Akt. im Anschlufs an die erwähnte Untersuchung von Albrecht vermehrt werden. S. 60 § 88 Nr. 11 fehlt unbegreiflicherweise der Aorist ἐκελεύσθην, dessen abweichende Bildung S. 49 erwähnt ist, und ebenso bei Nr. 14 das Perf. Pass. von ἐπαινέω, auf dessen verlängerten Stammvokal S. 48 aufmerksam gemacht wird.

S. 65 Nr. 86 ist das Averbo von ἵστημι unübersichtlich dargestellt; danach wird der Schüler keine klare Vorstellung von den Zeitformen der Verba stellen, gestellt werden, für sich stellen, sich stellen = treten gewinnen. S. 81 § 96 bleibt das Ptc. von φημί am besten weg.

Ich habe schon viele griechische Grammatiken zu Gesicht bekommen, aber die vorliegende ist die erste, bei der ich die Einrichtung angetroffen, dafs für die Syntax auf der linken Seite die Regeln und auf der rechten die dazugehörigen Beispiele stehen. Die Notwendigkeit einer solchen Anordnung vermag ich nicht einzusehen. Ist es nicht zweckmäfsiger, in der Kasuslehre die griechischen Verba hinter den deutschen, und nicht in einer Anmerkung unter dem Striche anzuführen (§ 141)? In der Lehre von den Präpositionen § 151—155 ist die eigentliche Bedeutung von der übertragenen genau zu scheiden. Verf. hätte die Grundbedeutung scharf hervorheben müssen, die vielfachen Übersetzungsarten wären dann nicht nötig gewesen; so werden bei πρός c. gen. (S. 147) folgende 6 Bedeutungen angegeben: von (seiten) — her, nach, εἶναι πρός = stare ab, zu jemands Vorteil, in jemands Augen, bei jemand bitten. Wie klar hat diese Präposition Reinhardt in seiner Satzlehre behandelt! § 171, 2, b ist die Regel, dafs die von Ausdrücken des Fürchtens und Argwöhnens abhängigen Sätze den Indikativ haben, wenn die Befürchtung mit der Wirklichkeit rechnen mufs, für den Schüler unnötig; das dazugehörige Beispiel δέδοικα μὴ ἡμάρτηκα scheint mir keinem Schriftsteller entlehnt zu sein. Ich vermisse aber eine Erklärung für folgende sprachliche Erscheinung: Plato Krito 44 D: εἰ γὰρ ὤφελον, ὦ Κρίτων, οἷοί τ' εἶναι οἱ πολλοὶ τὰ μέγιστα κακὰ ἐργάζεσθαι, ἵνα οἷοι τ' ἦσαν καὶ τὰ μέγιστα ἀγαθά, Soph.

Oed. Rex 1385 ff. *εἰ ἦν πηγῆς δι' ὤτων φραγμός, οὐκ ἂν ἐσχόμην τὸ μὴ ἀποκλῆσαι τοὐμὸν ἄθλιον δέμας, ἵν' ἦ τυφλός τε καὶ κλύων μηδέν*, ibid. 1391 f. *τί μ' οὐ λαβὼν ἔκτεινας εὐθύς, ὡς ἔδειξα μήποτε ἐμαυτὸν ἀνθρώποισιν, ἔνθεν ἦ γεγώς;* Und doch sagt der Verf. S. VI unten: „Die Grammatik wird auch, und dies wird besonders auf der obersten Stufe eine ihrer Hauptaufgaben sein, aufser zu Wiederholungen dazu dienen müssen, dem Schüler bei der Lektüre zu Hause über grammatische Fragen Aufschlufs zu geben, in der Schule aber dem Lehrer die Möglichkeit zu gewähren, auf die betreffende Regel hinzuweisen und sie in einer bestimmten Fassung lernen zu lassen, ferner durch Beispiele einen Fall zu erläutern. Aus diesem Grunde darf auch eine Grammatik nicht blofs dasjenige enthalten, was die Schüler unbedingt auswendig lernen müssen". Die Scheidung des Ptc. in ein attributives, adverbiales, prädikatives scheint mir verfehlt.

Aufser den vom Verf. angemerkten Druckfehlern habe ich noch folgende gefunden: § 27, 2 Gen. von *Ἑρμῆς* lautet nicht *Ἑρμῆς*, sondern *Ἑρμοῦ*; S. 22 Zl. 2 v. u. *ἴων* für *ιων*; § 54, 2 *ῥᾳδίως* für *ῥαδίως*, S. 44 § 76 von *τιμάω* Ind. Praes. II. S. *τιμᾶς* für *τιμᾷς*, S. 54 Zl. 9 v. u. *ῃσθόμην* für *ᾐσθόμην*, Zl. 8 v. u. *ἀποχθάνομαι* für *ἀπεχθάνομαι*, S. 55 Zl. 14 v. o. *ἠλλάγην* für *ἠλλάγην*, § 86, 3 *εἰληχα* für *εἴληχα*, S. 65 N 82 *κεκλημαι* für *κέκλημαι*, S, 68 *διδοῖμην* für *διδοῖμεν*, S. 73 Nr. 3 unvermerk für unvermerkt, § 181, 1 *οἰος* für *οἷος*. Warum wird überall *ἀθροίζω* mit spiritus asper geschrieben?

2) K. Reinhardt und E. Roemer, Griechische Formen- und Satzlehre. Berlin 1899, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 235 S. 8. geb. 3 M.

Die Formenlehre ist eine Neubearbeitung der kurzgefafsten Formenlehre von Professor Dr. Roemer. Die Anordnung des Stoffes, die Fassung der Regeln, die Auswahl der Paradigmen verraten den praktischen Schulmann, der aus der Fülle seiner Erfahrungen schöpft und den Bedürfnissen des Unterrichts Rechnung trägt. Die vorliegende Grammatik ist für das Goethe-Gymnasium in Frankfurt a. M. in erster Linie und dann für die übrigen Reformanstalten bestimmt, die die in gleichem Verlage 1896 erschienene Lateinische Satzlehre von Reinhardt benutzen werden. Wenn die griechische Grammatik sich nicht eng an die lateinische anlehnte, so dafs die dem Lateinischen und Griechischen gleichen Spracherscheinungen unter Hinweis auf die §§ in der Lateinischen Satzlehre nicht mehr besprochen werden, so könnte sie wegen ihrer Trefflichkeit auch anderen Anstalten empfohlen werden. Weil reifere Schüler, die schon seit längerer Zeit zwei Fremdsprachen treiben, die zweite klassische Sprache lernen, so hat der Verf. auf diesen Bildungsstand Rücksicht genommen und mancherlei syntaktische Regeln bei der Einprägung

der Formenlehre vorweggenommen. Ich erwähne §§ 29. 30 (Possessivpronomina und *αὐτός*), S. 71 in der Übersicht der Stammzeiten der Verba auf *ω* die Konstruktion mancher Verben. Bei einer Neubearbeitung möchte ich folgendes berücksichtigt sehen: S. 17 dürfen im Paradigma die unkontrahierten Formen von *γένος* nicht fehlen. S. 68f. bei Nr. 16. 17 ist die Bezeichnung der Qualität der Vokale (*α*) von Wichtigkeit. In der Formenlehre ist das Augment des S. 88 erwähnten Verbums *ἐπιορκεῖν* nirgends angegeben. S. 95 ist wohl *τέθηκα* als Pf. von *τίθημι* zu lernen; S. 92 sind bei *οἶδα* auch die verkürzten Formen zu erwähnen.

Die Satzlehre ist von dem Direktor des Goethe-Gymnasiums Dr. Reinhardt, wie vorhin erwähnt, im engsten Anschlusse an die Lateinische Satzlehre bearbeitet worden. Zuerst werden die Regeln über die einzelnen Satzteile gegeben, dann die über die Arten des einfachen und des zusammengesetzten Satzes. Wenn auch bei dieser Anordnung Zusammengehöriges auseinander gerissen wird, so wird aber gerade dadurch m. E. das grammatische Verständnis des Schülers sicherer und tiefer begründet. Recht bezeichnend scheint mir hierfür die Behandlung von *πρίν*. Die Konstruktion wird einmal beim Infinitiv, und dann bei den Regeln über die Temporalsätze erwähnt. Besonders schätzenswert sind die zahlreichen Versuche, dem Schüler den Grund für die besondere griechische Ausdrucksweise anzugeben. Die Fassung der Regeln ist gut, die Beispiele sind zum gröfsten Teile der Anabasis, auch den beiden anderen Schriften des Xenophon, zum geringeren einigen Platonischen Schriften, Apologie, Krito, Protagoras, vereinzelt auch den olynthischen Reden entnommen. § 189 (S. 180) würde ich das Beispiel *ὡς ἂν μάθῃς, ὅτι οὐδ' ἂν ὑμεῖς δικαίως οὔτε βασιλεῖ οὔτ' ἐμοὶ ἀπιστοίητε, ἀντάκουσον* streichen; es hat seine Stelle nur § 192 (S. 182) A. 2. Die neueren Grammatiken betrachten überstimmend den Genetiv nach zwei Gesichtspunkten, als eigentlichen Genetiv und als Vertreter des lateinischen Ablativ; aber in der Einfügung der Genetive in die beiden Gruppen weichen sie von einander ab; doch scheint mir Reinhardt in vielen Beziehungen das Richtige getroffen zu haben. In dieser Beziehung hat die grammatische Forschung noch mancherlei Aufgaben zu lösen. Zu billigen ist, dafs Verf. in dem Kapitel über Präpositionen aus der Grundbedeutung den Bedeutungswandel hergeleitet hat; nur würde die ganze Darstellung übersichtlicher werden, wenn, wie es Kägi § 160 thut, die örtliche, zeitliche, übertragene Bedeutung untereinander, nicht hintereinander zusammengestellt wäre. Bei *παρά* ist in einer neuen Bearbeitung die Bedeutung „im Vergleich zu“, „im Verhältnis zu“ nachzutragen. § 90 vermisse ich die nicht ungewöhnliche Verbindung *γίγνεταί μοι βουλομένῳ*. § 161 sind die griechischen Verba anzugeben; wenn sich auch einige in den Beispielen finden,

so ist *καταλαμβάνω* als Verb des Erkennens doch nicht so bekannt, dafs es nicht besonders gelernt werden müfste. § 160, 2 dürften *νικῶ*, *κρατῶ*, *ἡττῶμαι* nicht fehlen, allerdings passen die beiden ersten in die Rubrik nicht recht hinein.

Zum ersten Male finde ich in einer griechischen Schulgrammatik einen kurzen Abrifs des attischen Kalenders (§ 134). Diese Neuerung begrüfse ich mit Freuden.

Die Grammatik ist reichhaltiger als die von Kägi. Sie bespricht mancherlei sprachliche Einzelheiten, über die ein wifsbegieriger Schüler bei seiner Vorbereitung auf die Lektüre Aufklärung zu erhalten wünscht. Sie wird ein treffliches Lehrmittel in den Reformgymnasien sein.

An Druckfehlern sind mir aufgestofsen: § 42, Zl. 12 *συμπέμτω* f. *συμπέμπω*, S. 70 Nr. 29 *πείσυμαι* f. *πείσομαι*, S. 113 *ἀλεξεσθαί τινα* f. *ἀλέξεσθαί τινα*, S. 116 § 85 Zl. 3 *τήν νύκτα* f. *τὴν νύκτα*, S. 141 Zl. 12 *πολεμεῖν τίνι* f. *πολεμεῖν τινι*, S. 151 § 145 Zl. 8 *ορκους* f. *ὅρκους*, S. 156 Zl. 11 *Οι* f. *Οἱ*, S. 158 § 159 Zl. 1 § 42 f. § 43, S. 191 § 204, 4 Zl. 4 *ἠδίκησεν* f. *ἠδίκησαν*. S. 67 ist das *α* in *ἐκλάπην*, *ἐτράφην*, *ἐσπάρην* nicht deutlich ausgeprägt. S. 149 § 143 Zl. 3 fehlt hinter enthalten das Komma. Druck und Ausstattung des Buches sind gut.

Bartenstein. Gotthold Sachse.

P. Weifsenfels, Griechisches Lese- und Übungsbuch für Tertia im Anschlufs an seine griechische Schulgrammatik. Zweiter Teil: Griechisches Lese- und Übungsbuch für Obertertia. Leipzig 1899, B. G. Teubner. IV u. 91 S. 8. geb. 1,40 M.

P. Weifsenfels, Wörterbuch zu seinem Griechischen Lese- und Übungsbuch für Tertia. Leipzig 1899, B. G. Teubner. 68 S. 8. geb.

Die mit hervorragendem Geschick, grofser Sorgfalt und tiefer Kenntnis des Lateinischen verfafste lateinische Grammatik von H. J. Müller gewinnt von Jahr zu Jahr ein weiteres Feld an den höheren Lehranstalten. Die griechische Grammatik nach den Grundsätzen Müllers zu gestalten und mit seiner lateinischen Grammatik in Einklang zu bringen hat sich P. Weifsenfels zur Aufgabe gemacht. Seine Grammatik ist eine wohlgelungene Arbeit, die auf jeder Seite von dem reichen Wissen und der langjährigen, erfolgreichen pädagogischen Thätigkeit des Verfassers Zeugnis ablegt.

Wie mit der lateinischen Grammatik von H. J. Müller die von demselben Verf. umgearbeiteten Übungsbücher von Ostermann Hand in Hand gehen, so hat P. Weifsenfels zu seiner griechischen Grammatik ein Übungsbuch für Tertia in zwei Teilen erscheinen lassen. Der zweite für Obertertia bestimmte Teil schliefst sich an den ersten an, der mit den liquiden Verben endigt; er giebt also Übungen

zu den Verben auf -μι, auf -νυμι, zu den unvollständigen Verben auf -μι, zu den Besonderheiten der verba pura auf ω, der verba muta im Charakter, des Augmentes und der Reduplikation, des Futurums, des Genus, zu den unregelmäfsigen Verben und zum Adjektivum verbale. Da der Obertertianer neben dem Übungsbuch noch Xenophons Anabasis hat, so ist das Buch kürzer ausgefallen als das für Untertertia, auch treten die zusammenhängenden Stücke in den Hintergrund. Die ersten 44 Seiten enthalten in 22 Kapiteln die Übungen aus dem Griechischen ins Deutsche, von S. 47—70 folgen die entsprechenden Kapitel zum Übersetzen ins Griechische; den Schlufs bildet das nach den Kapiteln geordnete Wörterverzeichnis mit dem alphabetischen Namenverzeichnis.

Die Sätze bewegen sich inhaltlich auf den verschiedensten Gebieten — besonders zahlreich sind die Sätze, welche sich mit der griechischen Mythologie und Geschichte beschäftigen und Lebensregeln enthalten —, so dafs der Schüler schon durch den Inhalt gefesselt wird; am meisten sind als Quellen Xenophon und Herodot benutzt und die Sätze so umgestaltet, dafs sie dem aufmerksamen Obertertianer keine oder nur wenig und zwar leicht zu überwindende Schwierigkeiten bereiten können. In jedem Kapitel wird zuerst der Indikativ eingeübt, erst in den späteren Sätzen folgen die anderen Modi: der Schüler wird also geschickt vom Leichteren zum Schwereren geführt.

Wer nur immer sich mit der Zusammenstellung solcher Übungssätze beschäftigt hat, wie sie das Buch von Weifsenfels enthält, weifs, dafs sich Formen von Verben, die von den Schülern noch nicht gelernt sind, nicht ganz vermeiden lassen. Wo sich eine solche Form findet, weist der Verfasser auf den Paragraphen seiner Grammatik hin, der dem Schüler den nötigen Aufschlufs giebt, so S. 4 ἔσεσθαι — § 72, 4 (εἶναι), S. 9 εἴα — § 63, 1 (ἐάω), S. 10 ἑλών — § 76, 48 (αἱρέω); ebenso macht er es mit syntaktischen Eigentümlichkeiten, die dem Schüler eine Schwierigkeit bereiten könnten, z. B. S. 20 ἅτε — § 131, 4. Hieraus könnte man nun geneigt sein zu schliefsen, dafs das Übungsbuch nur neben der griechischen Grammatik des Verf.s gebraucht werden kann. Das ist aber nicht der Fall. Das Buch ist freilich am bequemsten, wie natürlich, neben der Weifsenfelsschen Gramm. zu benutzen. Da es aber nichts einübt, was sich nicht in jeder griechischen Schulgrammatik findet, so bietet es keine Schwierigkeiten neben einer andern Grammatik, nur mufs der Lehrer, wenn er ein Stück zur häuslichen Präparation aufgiebt, dem Schüler sagen, dafs er z. B. ἑλών in seiner Gr. unter αἱρεῖν, ὀμούμενοι (S. 21) unter ὀμνύναι zu suchen hat, und das ist eine kleine Arbeit, da solche Verweisungen im ganzen nicht häufig vorkommen. Ich würde dem Verf. vorschlagen, in einer neuen Auflage in den angegebenen Fällen entweder noch auf einige andere gebräuchliche Grammatiken zu verweisen oder dem Paragraphen seiner Gram-

matik kurz das Wort hinzuzufügen, unter dem der Schüler in seiner Grammatik Aufklärung findet.

Schwierigkeiten verursachen in Übungsbüchern immer die verwendeten und zu erlernenden Vokabeln. Jedem Stücke sind von Weifsenfels die nötigen Vokabeln angefügt, manche finden sich in verschiedenen Stücken, stehen also zwei-, auch dreimal im Buche. Nun ist aber das Material so reichlich, dafs der Lehrer nicht alle Sätze wird übersetzen lassen können. Soll der Schüler trotzdem alle Vokabeln lernen? Soll er auch die seltenen und ungewöhnlichen Vokabeln, die sich nicht immer ganz umgehen lassen, wenn man nicht auf interessante Abschnitte aus der Mythologie und Geschichte verzichten will, seinem Gedächtnis einprägen? Um die etwa entstehenden Schwierigkeiten zu beseitigen, hat W. ein Wörterbuch zu seinem Übungsbuch erscheinen lassen, das auf acht Seiten Vokabeln zur Einübung der Deklination und der regelmäfsigen Verba auf *ω* enthält; das griechisch-deutsche Wörterverzeichnis (S. 11—44) und das deutsch-griechische (S. 45 bis 61) enthält in alphabetischer Reihenfolge die in beiden Teilen verwendeten Vokabeln; es ist ein handliches Büchelchen, mit dem der Schüler leicht umgehen kann.

So mufs ich denn zu der Überzeugung gelangen, dafs Weifsenfels mit seinem Übungsbuche für Tertia ein Buch geschaffen hat, das die volle Anerkennung der Lehrerwelt verdient, dem die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Durch das ganze Buch zeigt sich des Verf.s angestrengtester Fleifs, gründliche Kenntnis des Griechischen und pädagogische Erfahrung. Dafs hie und da etwas übersehen ist, dafs beim Gebrauch im Unterricht noch Änderungen und Verbesserungen sich als wünschenswert zeigen werden, wird jeder erklärlich finden. Ich will nur bemerken, dafs auf S. 26, 36 *ὀμόσῃ* (statt *ὀμόσῃ*) stehen geblieben, dafs S. 26, 24 *Κολχῶν βασιλέα*, S. 27, 62 *τῶν Κόλχων* zu lesen ist. Das Wort *Κύδραρα*, das in einem aus Herod. VII, 10 entlehnten Satze auf S. 13 Z. 19 steht, findet sich nicht im Namenzerzeichnis.

Das Buch ist in Papier, Druck und Einband vorzüglich ausgestattet.

Königsberg Nm. Karl Burmann.

Dem ersten Teile des griechischen Lese- und Übungsbuches von P. Weifsenfels ist der zweite binnen Jahresfrist gefolgt: „sein Umfang ist mit Recht „erheblich kleiner, da für die Obertertia Xenophon den Lesestoff bietet“. Die Verba auf *μι* werden auf sieben Übungsstücke verteilt. Dann folgen Sätze zur Einübung der Besonderheiten der Verba pura und muta, die in der vorhergehenden Klasse nicht zur Behandlung kommen konnten; den Schlufs machen fünf Stücke mit Einzelsätzen, in denen die unregelmäfsigen Verba verwendet sind. Die Zahl der zusammen-

hängenden Stücke ist auf vier beschränkt. Die Auswahl der Beispiele ist zu billigen.

Dem in der Besprechung des ersten Teiles in dieser Zeitschrift 1898 S. 712f. ausgesprochenen Wunsche ist der Verf. entgegengekommen. „Um das Auffinden vergessener oder früher nicht gelesener Vokabeln zu erleichtern und auch denjenigen Anstalten, die etwa das Übungsbuch neben einer anderen Grammatik als der meinigen einzuführen wünschen, die Benutzung zu ermöglichen, ist ein alphabetisches Register der in beiden Teilen benutzten Vokabeln und ein Abdruck der in der Grammatik aufgenommenen Wörterverzeichnisse erschienen".

Ich möchte bei dieser Gelegenheit den Herrn Verf. darauf aufmerksam machen, dafs es wünschenswert ist, deutsche Einzelsätze und leichtere zusammenhängende Stücke zur Einübung der syntaktischen Regeln herauszugeben; denn ganz ohne dieses Mittel kann der grammatische Unterricht in den Sekunden nicht erteilt werden. Es giebt ja wohl Lehrmittel dieser Art, aber erspriefslicher ist der Unterricht, wenn ein solches Übungsbuch sich eng an die Grammatik anschliefst. Umfangreich braucht das Werk durchaus nicht zu sein.

Bartenstein. Gotthold Sachse.

---

1) Franz Meder, Erläuterungen zur französischen Syntax. Leipzig 1899, Rengersche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). 88 S. 8. 2 M.

Mit Recht betont der Verfasser in der Einleitung, dafs das Ziel der Fertigkeit im praktischen Gebrauche einer fremden Sprache berechtigt ist, aber nicht zur Alleinherrschaft gelangen darf. Eine theoretische Unterweisung ist erforderlich; diese darf sich aber nicht mit dem blofsen Registrieren und Schematisieren der sprachlichen Erscheinungen begnügen, sondern sie mufs, soweit es möglich ist, die Gesetze der Sprache historisch-psychologisch zu begründen suchen. Dies erleichtert nicht nur das Erlernen und setzt in den Stand, in zweifelhaften Fällen eine Entscheidung zu treffen, sondern fördert auch die allgemeinsprachliche Bildung. Da es nun für den Schulgebrauch an Werken fehlt, die sich dieses Ziel setzen, und nicht jeder Lehrer in der Lage ist, aus Diez, Mätzner und den für viele schwer zugänglichen Zeitschriften und Monographieen sich Rat zu holen, so unternimmt Verf. die dankenswerte Aufgabe, das Wichtigste, was bisher zur historisch-psychologischen Erklärung der syntaktischen Fügungen beigebracht ist, in einer besonderen Schrift zusammenzustellen. Mit Sachkenntnis und besonnenem Urteil werden in klarer Darstellung die Eigentümlichkeiten in der Wortstellung und im Gebrauch der einzelnen Redeteile besprochen. Dafs noch nicht alle Erscheinungen eine Erklärung gefunden haben und dafs manche

Erklärung noch nicht völlig befriedigt, wird nicht befremden. Das Buch ist übrigens nicht für Schüler geschrieben, sondern für den Lehrer; dieser wird daher manche Erklärung dem Schüler erst mundgerecht machen und manches erklären müssen, was hier unberücksichtigt bleiben durfte. Vieles erledigt sich ja leicht durch passenden Vergleich mit der Muttersprache. Fast die ganze Casuslehre wird überflüssig, und zwar nicht blofs im Französischen, sobald man das Wort etymologisch richtig übersetzt oder doch so, dafs die Wendungen sich in beiden Sprachen hinsichtlich der Konstruktion decken; vgl. se rappeler qc., demander qc. à qn. (jemandem etwas abverlangen, also bitte ihn darum demande-le-lui, um was ich gebeten wurde ce qui m'était demandé), réussir à (ich glaube, dafs es mir gelungen ist, ihn zu überzeugen je crois avoir réussi à le convaincre). Viele Einzelheiten verlieren das Besondere, sobald es gelingt, sie unter einen höheren Gesichtspunkt zu bringen; vgl. S. 34 je jure l'avoir vu ich gestehe unter Eid ihn gesehen zu haben, je jure de dire la vérité ich verspreche unter Eid. Hier hätte auch erwähnt werden können il demande à boire = il aspire à, aber il vous demande de lui répondre = il vous ordonne de. Für Schüler nicht unwichtig wäre auch der Nachweis, warum Alexanders des Grofsen d'Alexandre le Grand heifsen mufs. Dies begreift er leicht, sobald man ihn daran erinnert, dafs der Franzose keine Deklination hat und sich deshalb mit präpositionalen Umschreibungen behelfen mufs, also „von Alexander dem Grofsen", nicht von Alexander von dem Grofsen; ebenso Alexander dem Grofsen = an Alexander den Grofsen, nicht an Alexander an den Grofsen, also à Alexandre le Grand. Im Anschlufs daran begreift er auch, dafs de und à, die sogenannten Casuspräpositionen, vor jedem Worte wiederholt werden müssen j'ai été à Paris et à Londres; desgleichen Gustavs Vater = der Vater von Gustav le père de Gustave. Ähnlich durch Zurückgehen auf die Grundbedeutung il a été puni pour avoir parlé S. 82 weil er gesprochen hat (eigtl. fürs gesprochen haben), der Schriftsteller, dessen Werke wir lesen = von dem wir die Werke lesen dont nous lisons les ouvrages vgl. S. 59. Elles se sont moquées de toi, aber elles se sont ri de toi vgl. sich ins Fäustchen lachen. Den article partitif verdeutlicht man durch Hinweis auf: es schenkte der Böhme des perlenden Weins. Schiller, Graf v. H. Str. 1. Die Ersetzung der Konjunktionen durch einfaches que S. 65 erweist sich für die mit que zusammengesetzten nicht als etwas Besonderes sondern als das Natürliche lorsque — et que = illa hora qua — et qua; wer würde ohne besondere Veranlassung illa hora im zweiten Gliede wiederholen? Vgl. Pourvu que je dise toujours la vérité et que mon cœur n'aime que la justice. Fén., Tél. III. Dafs point stärker verneint als pas S. 50 ergiebt die Erwägung, dafs point = punctum, pas = passus ist, was

man zunächst an sinnfälligen Beispielen illustriere: je ne vais pas, je ne vois point; daraus konnte dann auch der Unterschied entwickelt werden zwischen n'avez-vous pas pris ma montre? und n'avez vous point pris ma montre? Erstere ist eine rhetorische Frage, in letzterer wird negativ gefragt und auch die negative Antwort offen gelassen, vgl. Mätzner, Franz. Gr. 1856 S. 501. Ebenso tous ceux qu'on accusait n'ont pas été convaincus nicht alle; aber tous ceux qu'on accusait n'ont point été convaincus alle nicht = keiner; vgl. Schmitz, Fr. Gr.[2] S. 296.

In den gegebenen Erläuterungen spielt der Ausdruck syntaktische Kreuzung eine wichtige Rolle; ich halte ihn für nicht glücklich gewählt. So heifst es S. 52 La pluie empêche que nous ne sortions entstand aus der Regen verhindert, dafs wir ausgehen und der Regen bewirkt, dafs wir nicht ausgehen; das ist zu künstlich; einfacher und natürlicher ist es doch wohl zu sagen, dafs hier das psychologische Bewufstsein über das logische siegt; es kommt dem Redenden darauf an, den Gedanken scharf hervorzuheben, dafs wir nicht ausgehen. Ebenso il est meilleur qu'on ne croit er ist besser, man glaubt es nicht. Man vergleiche Schiller D. K. I 1: Doch hab ich immer sagen hören, dafs Geberdenspäher und Geschichtenträger des Übels mehr auf dieser Welt gethan, als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten. Um wieviel kräftiger fühlen wir jetzt den Gedanken: Gift und Dolch haben nicht so viel angerichtet wie jene Männer! So ergiebt sich denn von selbst, dafs bei negiertem Hauptsatze ne fortfällt: il n'agit pas autrement qu'il parle er spricht (irgendwie); er handelt auch nicht anders; ferner der Unterschied von vous n'écrivez pas mieux que vous parlez Sie sprechen (gut); besser aber schreiben Sie nicht, sondern nur ebenso gut und vous n'écrivez pas mieux que vous ne parlez Sie sprechen nicht gut und schreiben nicht besser d. h. ebenso schlecht. F. Zandt, Franz. Gr. S. 217. Ebensowenig würde ich von syntaktischer Kreuzung sprechen bei je ne sais quel parti prendre, was nach S. 59 als eine Kontamination erklärt wird von je ne sais quel parti je dois prendre und je ne sais prendre un parti; diese auch im Volksmunde und auch in unserer Sprache geläufige Syntax erklärt sich wie „Johann, anspannen!“ dadurch, dafs es dem Sprechenden nur darauf ankommt, den Begriff zu nennen, jede nähere syntaktische Ausführung erscheint ihm überflüssig; auch pafst ja obige Erklärung für viele Fälle nicht, z. B. Fixons-nous un lieu où nous retrouver après le combat. Revue d. d. m. 15 mai 1875 S. 416, avoir de quoi subsister u. v. a. Bei je ne doute pas qu'il ne vienne S. 52 weist man am besten auf das Lateinische hin. Die kausale Erklärung des de in Sätzen wie il est plus court de deux centimètres S. 71 würde ich fallen lassen und mich mit dem Hinweis auf den ablativus mensurae begnügen.

Im einzelnen bemerke ich noch Folgendes: proche de S. 68 vgl. prope ab; desgleichen long de vgl. longus pedum sex (Columella). Dafs in dem Satze Ah! qu'il faut avouer que celui . . . était peu digne de l'honneur qu'il a reçu S. 53 que Akkusativ-Objekt ist oder als solches von irgend einem Franzosen empfunden wird, halte ich für unwahrscheinlich. Übrigens ist es wünschenswert, die unvollständigen Citate wie z. B. hier Molière zu vervollständigen durch Angabe von Stück, Akt und Scene; vgl. S. 16 und 70. Zu Hôtel-Dieu als Analogon Dieu merci = merci (grâce) à Dieu oder nach Littré par la grâce de Dieu. Zu afin que = à fin que S. 66 vgl. Ceci est à cette fin que tu ne ressembles pas à tout le monde. Malot, sans famille ed. Benecke S. 46. Bei der Besprechung der Datumsangaben vermisse ich den Hinweis auf die Urform le six(ième jour) de juin, die ja noch im vorigen Jahrhundert üblich war. Hierüber völlig aufzuklären liegt schon im Interesse des deutschen Unterrichts; dafs also tertius December (Hor. Epod. 11, 5) und tertius (dies) Decembris zweierlei ist, dafs aus der 6. Junii wurde der 6. Juny, wie man früher allgemein schrieb; dafs des 6. Aprils als Datumsbezeichnung falsch ist, es sei denn, dafs man auch der 6. Aprils verlangt. — Das sogenannte pleonastische en wird S. 53 besprochen und nachgewiesen, dafs es von Hause aus irgend eine Beziehung zum Vorhergehenden ausdrückt, also keineswegs überflüssig ist. Als instruktives Beispiel empfehle ich ceux qui le disent, en ont menti. Mol. l'av. I 4 sie haben damit, daran gelogen (nämlich an dem, was sie sagen); ohne en hiefse es: sie haben irgend einmal bei anderer Gelegenheit gelogen, also ohne Beziehung auf den gegenwärtigen Fall. — Dafs bien in Verbindungen wie ils tuèrent bien des ennemis Adverb zu bon ist, also tüchtig, gehörig bedeutet, daher kein Quantitätsbegriff ist und somit auf die Konstruktion keinen Einflufs üben kann, wird S. 46 erwähnt; es hätte nun noch die Folgerung gezogen werden sollen, dafs, da es für sich allein de bons préceptes heifst, man auch bien de bons préceptes sagen mufs (dagegen la plupart des bons préceptes). Ausnahmen, welche sich finden, sind nicht durch bien beeinflufst, sondern nach den allgemeinen Regeln zu beurteilen vgl. Benecke, Franz. Schulgr. II[8] § 131. Demnach ist auch bien d'autres (sc. hommes) ganz regelrecht, darf also nicht, wie das geschieht, als eine Ausnahme hingestellt werden. — Die Verbindung monsieur le comte, mademoiselle votre sœur wird S. 40 einleuchtend besprochen; ich würde noch hinzufügen, dafs in diesen Verbindungn die Stellung des Artikels resp. Pronomens durchaus korrekt, ja logisch richtiger ist als bei uns. Man hört und liest statt des allein richtigen Ihre Fräulein Schwester oft Ihr Fräulein Schwester, und da usus est tyrannus, so mufs man es ja gelten lassen; darüber aber mufs sich jeder klar werden, dafs diese Fügung grammatisch unrichtig ist. Da man ja nicht sagen will „ein Fräulein von Ihnen, welches irgend

jemandes Schwester ist", sondern eine Schwester von Ihnen, welche Fräulein (und nicht Frau) ist, so gehört Ihr zu Schwester; der Franzose thut demnach ganz recht daran, diese Begriffe nicht zu trennen und den Titel daneben zu stellen. S. 17 wird kurz il le faut erwähnt. Dieser Punkt bedarf meines Erachtens genauerer Erörterung. Wir haben im Deutschen nur sehr wenige, wirklich unpersönliche Verba; diese mufs man zu Hilfe nehmen, will man eine klare Einsicht erzielen; ob sich die Bedeutung des französischen und deutschen Ausdrucks deckt, ist für diese Untersuchung gleichgiltig. Was ist nötig que faut-il, wobei il nicht zu entbehren, vgl. wessen bedarf es? Reisen Sie ab, es ist nötig Partez, il le faut es bedarf dessen; vgl. wird es ein Gewitter geben? es wird eins (es) geben. La clef qu'il nous faut; vgl. der Schlüssel, welchen es giebt. Daraus ersieht man, dafs, da das „es" der unpersönlichen Verba nicht ein Objekt ersetzendes Pronomen ist, dieses Objekt noch besonders ausgedrückt werden mufs[1]), ferner, dafs dieses Objekt eben Objekt ist, kein Subjekt, daher der Nominativ unzulässig; meist erscheint es als Akkusativ, es giebt einen Gott, aber es bedarf eines Messers. Deshalb ist es auch nicht richtig, wenn der Verf. S. 59 in qu'arrive-t-il das que als Subjekt bezeichnet. Vgl. nun Alcibiade était quand il le fallait (quand il fallait être modéré wenn es dessen bedurfte) le plus modéré des hommes. La paix, il la lui fallait absolument; les chevaux, il me les faut absolument. Il me faut donc des hôpitaux, il en faut à Orcha, Dombrowna, Mohilef . . . Ségur, Hist. de Nap. V 3, 17. L'as-tu convaincu? J'y ai réussi es ist mir gelungen. Au lieu de descendre en Suède, comme il en était convenu avec les alliés, il fit hiverner ses troupes dans le Mecklenbourg. Volt. Ch. XII 8, 45. Erwähnenswert ist auch noch das ziemlich häufige il y paraît. Vgl. Je vais vous faire un petit pansement, et dans deux jours il n'y paraîtra plus. About, l'homme à l'oreille cassée XI, es wird davon nichts mehr zu sehen sein, und das unpersönliche il manque, das sogar bei Sachs und Littré fehlt, vgl. il ne manquait pas d'ambitieux. Sarcey, siège de Paris ed. Krause S. 66, il ne manquerait pas de villes ruinées bei Stieffelius, Nouv. gramm. 1861 S. 389. Auch darauf wäre hinzuweisen, dafs das y in il y a bisweilen noch seine lokale Bedeutung bewahrt, vgl. feuillète cet album, il y a de belles photographies. Bertram, Franz. Repert. S. 2, aber comment? vous n'avez pas encore deviné qu'il y a là un quiproquo? Bertram, Grammat. Übungsb. 1866 § 50 B. 5. — Bei venir de faire qc. S. 34 ist zu erwähnen, dafs diese Verbindung allmählich erstarrt,

---

[1]) Wenn Bossuet, discours sur l'hist. univ. ed. Delachapelle S. 384 schreibt le sénat . . . savait louer et blâmer quand il fallait, so macht er von der Freiheit Gebrauch, die Infinitive louer et blâmer zu il fallait von dem Leser ergänzen zu lassen; die Schriftsteller der Jetztzeit würden sich dies nicht mehr gestatten, sondern quand il le fallait schreiben.

so dafs il vient de partir, de mourir gesagt werden kann; ähnlich ist die Hervorhebung durch c'est-que; vgl. c'est là que vous me vîtes, nicht nötig ce fut. Mätzner S. 380. — S. 27 hätte noch bestimmter hervorgehoben werden können, dafs in la plus belle maison que j'aie vue das Relativ kein einfaches Relativ ist, sondern bedeutet „soweit“ ich (schöne) Häuser gesehen habe, wie denn auch der Lateiner in diesen Fällen sich durch Zusätze wie omnium, eorum quos hilft. — S. 44 Z. 25 v. o. „Nach jamais, das nachdrücklich am Anfang des Satzes steht, bleibt bei dem nachfolgenden Nomen der Artikel weg, weil dasselbe seinem Begriffe nach absolut verneint wird“; dafür ist zu schreiben „der unbestimmte Artikel weg, wenn“; vgl. Jamais l'amour ne forma rien de tel. Volt., Puc. d'Orl. I, Jamais un roi ne vous fut plus nécessaire. Borel, Gramm. franç.[13] S. 54. — S. 36. Verbindungen wie à plaindre erhalten den Wert eines Adjektivs; deshalb bildbar les plus à plaindre die beklagenswertesten. — S. 37. Beim Artikel ist hinzuweisen auf den Unterschied von mercredi und le mercredi (des Mittwochs = jeden Mittwoch); ferner vous quitterez Boulogne dans les vingt-quatre heures. Stieffelius, Nouv. gr. S. 414 in den nächsten 24 Stunden; auf je n'ai pas faim ohne de, weil man sagt avoir faim, aber je ne fais point de cérémonies, weil faire des cérémonies (vgl. Laf., Fabl. I 18, 12). Auf die Notwendigkeit le plus vor jedem Adjektiv zu wiederholen le plus beau et le plus riche war hinzuweisen. — Der Franzose liebt nicht zwei Akkusative bei einem Verb, S. 22; aus diesem Grunde unzulässig je vous le crois ich glaube es Ihnen, wohl aber je vous en crois (vgl. serai-je crue de ce que je dirai? Barante, Hist. de Jeanne d'Arc ed. Goebel S. 82), falls man nicht vorzieht, sich mit einfachem je vous crois oder je le crois zu begnügen; deshalb auch je lui ai appris à lire, weil à lire das Akkusativ-Objekt „das Lesen“ vertritt; aber la nature instruit les animaux à chercher ce qui leur est propre. — S. 50. Zu besprechen war der Unterschied zwischen nous marchons droit au but und elle ne marche pas droite (mit gerader Körperhaltung). — S. 35. Infinitiv mit de und à; vgl. cela est difficile à lire das (Vorgelegte) ist schwer zu lesen; aber c'est difficile de lire? demandai-je à Vitalis. Malot, Sans fam. S. 55, das Lesen ist wohl eine schwere Sache? Auch auf den Einflufs, den die Betonung eines Begriffs ausübt, würde ich hinweisen z. B. je n'en parle pas und je ne parle pas de cela, cet homme und cet homme-ci (resp. là), tant und autant. Je n'ai pas de livre und je n'ai pas un livre; il devait s'attendre à ce que . . Staël, de l'Allemagne S. 453. Quand votre maison a-t-elle été bâtie? nur mit besonderer Hervorhebung votre maison, quand a-t-elle été bâtie? vgl. Sonnenburg, grammat. Übungsb. S. 214. — Nicht erwähnt ist der Infinitivus historicus mit de, c'est moi qui suis, que si = quodsi, tu jugeras toi-même lequel vaut mieux de ce que tu dis ou de

ce que tu fais. Mätzner S. 384. C'est une exception à la règle. Dict. de l'Ac. — Nicht erwähnt ist, was ich freilich auch bis jetzt noch in keiner Grammatik gefunden habe, dafs nach il importe auch in indirekten Fragen der subjonctif stehen kann; vgl. il leur importait fort peu qui eût le dessus, du sénat ou du peuple. Montesquieu, Consid. XIII 10 u. ö. sans l'avoir jamais vu, je connais son courage; qu'importe après cela quel en soit le visage. Corn. Suite du Ment. IV 2. — Druckfehler habe ich notiert S. 35 Z. 1 v. u. est ce statt est-ce, S. 16 mehrmals recommende statt recommande, S. 17 gêle st. gèle, S. 27 veritable st. véritable, S. 32 neufanzösisch st. neufranzösisch. S. 52 jaurais st. j'aurais, S. 50 Complimente st. Complemente, S. 51 il le ferait, s'il n'était le pape st. il le ferait, n'était le pape, vgl. Ploetz, Nouv. gramm. franz. 1866, S. 287. S. 43 asynthetisch statt asyndetisch.

2) **Ernst Regel, Eiserner Bestand.** Das Notwendigste aus der französischen Syntax in Beispielen zur Repetition an höheren Schulen und militärischen Vorbereitungs-Anstalten. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig 1899, Alfred Langhammer. 0,80 M.

Der Verfasser unternimmt es, nach dem Grundsatze „Exempel wirken mehr als Unterricht und Lehr" das Wichtigste aus der französischen Syntax den Schülern in kurzen Musterbeispielen vor Augen zu führen, wobei er in der Anordnung derselben der Grammatik von Kühn folgt. Es ist jedoch nicht seine Absicht, dafs das Büchlein die Grundlage des Unterrichts bilde, sondern dafs es zur Repetition in der Klasse verwendet werde. Durch die Mustersätze soll die bereits erlernte Regel dem Schüler ins Gedächtnis gerufen werden, nicht aber soll sie dazu dienen, eine Regel erst aus ihnen zu abstrahieren. Die gewählten Beispiele sind kurz und einfach, so dafs die Regel so klar und bestimmt als möglich hervortritt. Etwas Wesentliches scheint nicht übergangen zu sein. Der Druck ist korrekt. Statt trés lies très S. 22, tu ne tiens fehlt pas S. 10. Das Büchlein kann sicherlich gute Dienste leisten, namentlich an solchen Anstalten, an denen Kühns Grammatik in Gebrauch ist. Übrigens hat bereits Bernhard Schmitz in seiner französischen Grammatik[3] in einem Anhange eine wohlgelungene Übersicht der wichtigsten Regeln in deutschen Beispielen gegeben, deren Übersetzung in dem betreffenden Abschnitt der systematischen Grammatik zu finden ist.

Im einzelnen bemerke ich Folgendes. Fehlen könnte sans mot dire S. 7, veiller à ce que S. 11. — Verweisungen würde ich geben z. B. bei ne nach empêcher que S. 11 auf S. 24, bei en ville 12 auf 36, wo der Ausdruck erklärt ist, bei ni moi non plus 24 auf 39, bei un poêle en fer 34 auf 36. Bei ne ohne pas S. 24 auf craindre 10, empêcher 11, je ne doute pas 13,

pouvoir 7, oser 14, ne in negierten Relativsätzen nach negiertem Hauptsatz 12. — Durch Druck sind hervorzuheben z. B. ne nach empêcher que S. 11, que, welches eine Konjunktion vertritt 38, ne S. 12 Z. 8 v. o. — Die deutsche Übersetzung ist zuzufügen bei den Verbindungen mit tout S. 31, bei moyens = Anlagen, Fähigkeiten S. 39, grève 26, l'année dernière voriges Jahr S. 22, il me tarde de es verlangt mich S. 15. — Änderungen scheinen wünschenswert z. B. il me tarde de S. 15, dafür il lui tarde, damit der Dativ erkannt wird, il n'est pas possible que S. 13 besser il est possible, damit man nicht glaube, es sei die Negation, welche den subj. veranlafst. Die Konjunktivsätze sind so zu wählen, dafs der subj. für Auge und Ohr hervortritt; deshalb das Beispiel mit remplissent S. 11 zu ändern, weil der Schüler es für den ind. halten könnte; statt il approuva qu'il fût puni besser il approuve qu'il soit puni. — Da bei l'un l'autre einander S. 8 das Akkusativ- und Dativobjekt noch durch das pron. pers. ausgedrückt werden mufs, würde ich noch zufügen elles se nuisent l'une à l'autre, ils médisent l'un de l'autre. — à ce que je sache S. 10, à ce mufs fehlen, sonst müfste es à ce que je sais heifsen. Bei craindre S. 10 fehlen die negativen Nebensätze. Ich empfehle für solche Fälle Schemata, welche erfahrungsgemäfs es ermöglichen, eine Regel schärfer und leichter zu erfassen.

Konstruktion der Verba des Fürchtens:

	affirmativer Nebensatz	negativer Nebensatz
affirmativer Hauptsatz	je crains qu'il ne vienne	je crains qu'il ne vienne pas
negativer Haupsatz	je ne crains pas qu'il vienne	je ne crains pas qu'il ne vienne pas

Ebenso die Hervorhebung durch c'est S. 27.

Hervorhebung eines Satzteils:

Nom. und Accus.	c'est mit Relativ: c'est ta mère qui nous a vus c'est ta mère que nous avons vue
alle übrigen Satzteile	c'est mit der Konjunktion que: c'est à mon père que nous devons ce plaisir, ce n'est pas en jouant que vous finirez vos devoirs.

Ferner die Vergleichungssätze S. 22, bei welchen der Unterschied zwischen affirmativen und negativen Sätzen verdunkelt ist.

Comparatif d'égalité

	affirmativ	negativ
bei Adjektiven und Adverbien	ils sont aussi appliqués que vous	ils ne sont pas aussi oder si app. que vous
bei Verben	il a autant travaillé que toi	il n'a pas autant oder tant trav. que toi.

Auch le même — que S. 31 könnte gleich hier erwähnt werden. — Die Anordnung in der Lehre vom subj. gefällt mir nicht, ist ja aber wohl durch Kühns Grammatik bedingt; ich würde z. B. die Konjunktionen, welche stets den subj. regieren, von denen trennen, welche ihn nur unter Bedingungen nach sich haben. — S. 12 statt je ne crois pas que son père est arrivé ist zu schreiben il ne croit pas. Der Satz le tzar ne se doute pas à quel point la censure est étroite, der übrigens auch inhaltlich nicht empfehlenswert ist, gehört nicht dorthin, da er ja ein indirekter Fragesatz ist. — S. 13 dafs il me semble que den ind. nach sich hat, erläutert man am besten durch die Erklärung il me semble = je crois, woraus sich dann auch von selbst ergiebt, dafs il ne semble pas que = je ne crois pas que wieder den subj. verlangt. S. 14 pas bei oser ist einzuklammern. S. 18 guerre de la Péninsule, hier ist die Übersetzung zuzufügen oder in Klammern ibérique zuzusetzen. S. 18 le 23. juillet; der Franzose setzt bei Datumsbezeichnungen keinen Punkt hinter die Zahl, weil sie ja als Grundzahl, nicht als Ordnungszahl aufzufassen ist. S. 19 füge zu: il lui est tombé une dent. S. 21 steht Mme Carnot, la veuve du regretté président; in dieser Fassung, ohne weitere Beziehung auf einen Satz ist der Artikel la nicht zu rechtfertigen; ebenda des jeunes garçons, schreibe gens. — des prétendus savants ist wohl nur Druckfehler statt de. S. 33 plus d'argent kein Geld mehr, füge zu: un peu plus d'argent mehr Geld! S. 17 ist Naples weiblich gebraucht; da es nicht von einem plurale tantum herkommt, sondern von Neapolis, so hat die Schulgrammatik es als männlich zu bezeichnen, wie auch Sachs angiebt. Abweichungen von dieser Regel kommen ja vor. So schreibt Mme de Staël, Corinne ed. Knörich II S. 8: la belle Naples und S. 79 Naples est bâtie en amphithéâtre. S. 37 fehlt ein Beispiel zu avant; ohne ein solches wird der Unterschied von avant und il y a nicht verstanden.

3) **La science amusante.** Expériences de physique et géométrie pratique von Arthur Good. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Gustav Ramme. Mit 25 Abbildungen im Text. (Prosateurs français 104. Lieferung.) Bielefeld und Leipzig 1895, Velhagen & Klasing. VI u. 86 S. kl. 8. geb. 0,75 M.

Ein eigenartiges Buch, durch welches der Schüler im Französischen mit der Sprache der geometrischen und physikalischen

Wissenschaft und ihren wichtigsten Kunstausdrücken bekannt gemacht werden soll. Zu diesem Zweck werden 50 Experimente aus den verschiedensten Gebieten der Physik beschrieben, erklärt und durch wohlgelungene Abbildungen erläutert. Diese Experimente sind so gewählt, dafs sie mit möglichst geringen Hilfsmitteln ausgeführt werden können. So dürfte dieses Buch aufser der Erweiterung in der Kenntnis der französischen Sprache auch das Interesse für die Physik erhöhen und manchen Schüler veranlassen, einige dieser Experimente auf eigene Hand vorzunehmen. Da das Buch kein Leitfaden der Physik sein soll, so wird man es natürlich finden, dafs bei der Auswahl das Interessante mehr als das eigentlich Belehrende berücksichtigt worden ist. Der Verfasser hat Obertertianer und Untersekundaner als Leser im Auge; indes selbst auf einem Realgymnasium würde man gut thun, frühestens in Untersekunda mit der Lektüre des Buches zu beginnen, nicht nur, weil die Schüler dieser Klasse bereits gröfsere Kenntnisse im Französischen haben, sondern auch, weil sie ein besseres Verständnis für die physikalischen Vorgänge besitzen. Zur fortlaufenden Lektüre in der Klasse freilich eignet sich ein solcher Stoff überhaupt wohl kaum, schon deshalb nicht, weil er zu einseitig ist und weil die Kunstausdrücke, da sie in der späteren Lektüre schwerlich wieder vorkommen, bald wieder vergessen werden würden; aber auch davon abgesehen, entspricht ein ununterbrochenes Lesen von Experimenten, ohne diese selbst vorzunehmen, nicht den Forderungen der Pädagogik. Ich glaube aber, dafs das Buch in der Hand eines gereifteren Schülers zunächst als Privatlektüre gute Dienste leisten kann. Ein paar mit Erfolg von ihm vorgenommene Experimente werden ihn reizen, weiter zu studieren und alles aufzubieten, die sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten zu überwinden. Wenn dann der Lehrer des Französischen oder der Physik sich dazu versteht, selber nach Absolvierung eines physikalischen Pensums ein oder das andere darauf bezügliche Experiment in der Schule vorzunehmen und im Buche lesen zu lassen, was in Sekunda und Prima etwa alle Vierteljahre einmal zu geschehen hätte, so würde gewifs ein reicher Nutzen sich ergeben.

Ein sehr sorgfältig ausgearbeiteter Anhang giebt über die wichtigsten termini technici Auskunft; und was in diesem etwa noch vermifst werden sollte, findet man in dem von W. Klatt für diese Schrift besonders ausgearbeiteten Wörterbuch, das im Preise von 20 Pf. in demselben Verlage erschienen ist.

4) **Sans famille par Hector Malot.** In Auszügen mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von **Max Benecke.** Bielefeld und Leipzig 1898, Velhagen & Klasing. (Prosateurs français 106. Lieferung.) V u. 168 S. kl. 8. geb. 1,20 M.

Nach einer kurzen Einleitung, welche das Wichtigste über Hector-Henri Malot und dessen Roman sans famille giebt, folgen,

in 18 Abschnitte gegliedert, Auszüge aus dem Roman, welche die Schicksale des Findelknaben Remi in seiner frühesten Jugend schildern. Seine Anhänglichkeit und Liebe zu seiner Pflegemutter, die lieblose Behandlung des Pflegevaters, der ihn für schnödes Geld an Vitalis verkauft, einen früher hochgefeierten Sänger, der unter diesem angenommenen Namen nunmehr mit abgerichteten Hunden Wandervorstellungen giebt, der Abschied vom Hause seiner Pflegemutter, die ersten Eindrücke in dem Wanderleben, sein Debüt mit der Truppe seines neuen Herren, der bald reges Interesse an dem Knaben nimmt, seine Unterweisung im Lesen und in der Musik, das Renkontre seines Herrn mit der Polizei und des letzteren Einkerkerung, seine Verlegenheit in der Zwischenzeit werden spannend erzählt. Wir erfahren dann, dafs ein günstiger Zufall ihn mit seiner leiblichen Mutter und seinem Bruder zusammenführt, ohne dafs dies Verhältnis von einer Seite geahnt wird. Zwischen ihnen entsteht eine wechselseitige Zuneigung, jedoch der Wunsch, zusammenleben zu dürfen, scheitert an dem Widerspruch des Vitalis. Dieser wandert nun mit dem Knaben unter mannigfachen Strapazen nach Paris; aber die besten Hunde sind von den Wölfen gefressen. In Paris lernt er das Elend solcher armen Knaben, welche von irgend einem padrone zum Gelderwerb ausgebeutet werden, in seiner ganzen Schauerlichkeit kennen. Der Stern des Vitalis ist im Untergehen; er vermag nicht mehr, genügenden Unterhalt zu beschaffen; vor Kälte und Hunger kommt er um. Remi wird durch die Mildherzigkeit eines Gärtners gerettet und findet in dessen Hause, was er so sehnlich gesucht, eine Familie; er steht nicht mehr allein in der Welt. — Alles dies wird naturwahr, interessant und fesselnd erzählt; auch hat der Zusammenhang durch die Kürzung nicht gelitten. Freilich ob ein junger Schüler eine zweckmäfsige Geistesnahrung erhält, wenn er in diesen Sphären längere Zeit herumgeführt wird, bezweifle ich. — Der Druck ist korrekt; nur S. 34 lies prends statt prend, S. 43 je **me** tournai et me retournai sur mon lit st. je tournai, S. 115 aperçûmes st. aperçumes, S. 136 en prendre st. enprendre, S. 149 seul st. seuls und im Kommentar S. 5: 1 sou statt 1 sous, S. 9 Z. 6 v. u. eine st. einer, S. 19, 2 streiche **die**.

Der zu diesem Bande gehörige Kommentar ist mit grofser Sorgfalt und Sachkenntnis gearbeitet. Die Schwierigkeiten werden geschickt gehoben, an zahlreichen Stellen wird das Verständnis durch gewandte Übersetzungen vermittelt; auch die geographischen Namen werden überall ausreichend erläutert. In der Angabe der Aussprache konnte der Verf. freigiebiger sein, z. B. vaciller S. 3, Luz S. 73, granit S. 77, James S. 91. Im einzelnen bemerke ich lui faible, allons donc! S. 23 gehen Sie doch! deutlicher wäre **warum nicht gar!** tout au moins S. 44 mindestens; warum nicht genauer **allermindestens?** un morceau de pain eût bien mieux fait leur affaire S. 83; hier hätte darauf hin-

gewiesen werden können, dafs diese Wendung eine beliebte Anspielung auf Lafont. fabl. I 20, 6 ist. embrasure S. 113 und 146 Thüröffnung, wird schwerlich richtig verstanden werden, deshalb zu erklären nach Dict. de l'Acad. ouverture pratiquée dans l'épaisseur des murs d'une maison, pour y placer les portes et les fenêtres. Die Belehrung über venir de faire qc. S. 9 und ne nach craindre que S. 81 ist wohl unnötig, eher wäre zu besprechen tu peux parler sans craindre qu'il t'entende S. 43. Einen Hinweis würde ich dagegen gern sehen auf que als Vertreter anderer Konjunktionen S. 1. 143. 146. 153. 165, die absolute Partizipialkonstruktion ce devoir de politesse accompli, il se tourna vers ses camarades S. 27, vgl. 46. 51. 52. 53. 73. 77. 91. 108. 164, die Konkordanz der Person im Relativsatz moi qui n'avais jamais porté S. 45; vgl. S. 42 und 143. Das familiäre fit-elle S. 7 für dit-elle (im Wörterbuch erwähnt, aber auffallender Weise nicht unter faire, sondern als besonderes Wort), die Stellung des pron. in ils n'en sauraient que faire S. 74; vgl. S. 119, 30, die seltene Verbindung en ayant S. 112, ferner pour me faire taire S. 90, dazu Benecke, Franz. Schulgr. II[3] § 73, occupé que j'étais à me répéter mon rôle S. 51, Benecke § 88a. en poussant des petits cris S. 74. 82 und 174 (vgl. S. 103, 2), de la belle farine de blé S. 7; vgl. S. 98, 15 à grand' peine S. 144. le malheur est que je ne me suis pas reposé, moi S. 141 Sinn: das Unglück besteht darin, dafs. Mais sûrement ils diraient ce que je voulais qui restât caché S. 104; vergleiche darüber Lubarsch zu Lafont. fabl. Teil III S. 10. Pas plus que ... ne ebensowenig wie S. 84 hätte bereits S. 47, 15 besprochen werden müssen; es findet sich noch S. 164, 30. Darüber vergleiche Zandt, Franz. Grammatik 1847 S. 217 und Schmitz, Franz. Grammatik[2] S. 301.

Herford i. W. Ernst Meyer.

---

1) Collection of Tales and Sketches. 2 Bändchen, ausgewählt und zum Schulgebrauch herausgegeben von Ernst Groth. Velhagen & Klasings Sammlung französicher und englischer Schulausgaben, English Authors Lief. 60 B und 63 B. Bielefeld und Leipzig. 1. Bändchen V u. 101 S. 8. geb. 0,75 M; 2. Bändchen IV u. 130 S. 8. geb. 0,90 M. Dazu je ein Anhang von 21 u. 29 S. und ein Wörterbuch zu je 0,30 M.

Die von Ernst Groth herausgegebene Sammlung englischer Erzählungeu und Skizzen liefert eine für Schulzwecke sehr passende Lektüre. Das 1. Bändchen enthält sechs, das 2. Bändchen fünf solcher Tales oder Sketches von ungleicher Länge und mannigfaltigem Inhalte. Der Hsgb. hat dieselben verschiedenen Schriftstellern der neueren und neuesten Zeit entlehnt und sich bei seiner Auswahl von dem in den Lehrplänen von 1892 aufgestellten Grundsatze leiten lassen, besonders solche Schriftwerke zu berücksichtigen, die dem Schüler „die Bekanntschaft mit dem Leben,

den Sitten, Gebräuchen u. s. w. des englischen Volkes" vermitteln. Die 1. Erzählung des 1. Buches: „Three Months in Weimar" ist von der berühmten George Eliot und zeigt uns das nordische Athen an der Ilm im Lichte englischer Denkart. Zu bedauern ist, dafs hier nicht Abbildungen einzelner wichtiger Orte eingestreut sind, was Interesse und Anschaulichkeit erhöht haben würde. Von den fünf folgenden Stücken verdienen noch das 3. und 4. besondere Erwähnung. Das 3.: „The Halt" von Ouida (Miss de la Ramée) enthält die sehr gemütvolle, wenn auch äufserst traurige, Geschichte einer armen italienischen Bäuerin, die ihren zu den Soldaten eingezogenen Sohn, von Sehnsucht getrieben, bei einem Manöver aufsucht, ihn aber vom Hitzschlage getroffen und unter einem Baume liegend auffindet. Im 4. Stücke: „The Battle of Sedan" giebt der Militärschriftsteller Forbes eine anziehende Schilderung der grofsen Schlacht. Die beigefügte Karte ist aber viel zu klein. Von den fünf Nummern des 2. Bändchens ist die 2.: „A Faithful Retainer" eine Erzählung von James Payn, in der berichtet wird, wie ein junger dem Spiele ergebener Engländer durch ein Abenteuer in Monte Carlo von seiner Leidenschaft geheilt wird, und die 4.: „Will o' the Mill" eine psychologische Studie von Stevenson, die in anziehender, origineller Weise das Seelenleben eines schlichten, aber ungewöhnlichen Mannes schildert. Die übrigen drei Nummern sind kleine Reisebeschreibungen. Mrs. Craik führt uns in ihren „Old Stones" nach Stonehenge in der Ebene von Salisbury zu den rätselhaften Resten vorchristlicher Baukunst, Henry James in den „Two Excursions from London" nach Epsom zum Derby-Rennen und nach Oxford zu einer Universitätsfeier, und J. A. Froude läfst uns eine Reise von San Francisco nach New York machen. Alle genannten Erzählungen und Skizzen geben zu Sprechübungen reichlich Gelegenheit und eignen sich wegen ihrer Kürze meist zu nachahmender Wiedergabe in englischer Sprache, d. h. zu kleineren englischen Aufsätzen. Die Sammlung von Groth kann allen Schulen mit englischem Unterricht als Lektüre empfohlen werden. Das Verständnis des englischen Textes wird den Schülern durch Anhänge mit Anmerkungen und durch besondere Wörterbücher in der im Verlage von Velhagen & Klasing üblichen Weise erleichtert.

2) England's First Century under the House of Hanover (1714 bis 1815), nach Richard Green's Short History of the English People für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Müller. G. Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig 1899. 2 Abteilungen: 1. Abteilung 1714—1783 mit Anmerkungen und Wörterbuch XII u. 199 S. 8. geb. 1,50 M; 2. Abteilung 1783—1815 mit Anmerkungen und Wörterbuch X u. 158 S. 8. geb. 1,50 M.

Die beiden Bändchen sind eine beachtenswerte Bereicherung der englischen Schullektüre. Der Herausgeber hat aus „Green's

Short History of the English People" einen wichtigen Abschnitt ausgewählt, der zugleich auch für Deutschland, insbesondere Preufsen, von grofser Bedeutung ist. Es ist die Zeit von dem Tode der Königin Anna (1714) bis zur Vernichtung der Herrschaft Napoleons I. durch die Schlacht bei Waterloo (1815). Diese ereignisreichen 100 Jahre sind in zwei Teile geteilt, von denen der eine, die erste Abteilung, die Regierungszeit Georgs I. und Georgs II. vollständig und die Georgs III. bis zum Ende des nordamerikanischen Freiheitskrieges umfafst, der andere, die zweite Abteilung, die Regierung Georgs III. von 1783—1815, also die Ära des jüngeren Pitt und den Krieg mit Frankreich enthält. Wie grofsen Nutzen die Schüler aus einer solchen Lektüre für ihre Kenntnisse nicht nur in der englischen, sondern auch der vaterländischen Geschichte ziehen können, liegt auf der Hand. Besonders wichtig aber ist der von dem Herausgeber ausgewählte Abschnitt deshalb, weil er das Erstarken des englischen Parlamentarismus unter den beiden Pitt und die Entwickelung Englands zur ersten Seemacht der Welt durch die Erwerbung Ostindiens (Lord Clive, Warren Hastings) klar vor Augen führt. Was die Sprache Greens anlangt, so entspricht sie durchaus den Anforderungen, die man in dieser Hinsicht an einen Schulschriftsteller stellen kann. Die beiden Bändchen würden sich sehr gut zur Lektüre in der Prima eines Gymnasiums eignen. Sie dürfen allen Fachgenossen bestens empfohlen werden.

Breslau. H. Knobloch.

Gottfried Eckertz, Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Geschichte. Dreiundzwanzigste, neu durcharbeitete Auflage. Im Anschlusse an das Hilfsbuch für den ersten Unterricht in alter Geschichte von Direktor Jäger. Wiesbaden 1899, C. G. Kunzes Nachfolger (W. Jacoby). VIII u. 308 S. 8. geb. 2,10 M.

Wenn ein Schulbuch in 30 Jahren über 20 Auflagen erlebt, so ist dies ein deutlicher Beweis dafür, dafs dasselbe seiner Aufgabe gerecht wird und mit den pädagogischen Forderungen gleichen Schritt hält. Im Laufe der Zeit hatten sich dem nunmehr verstorbenen Verfasser, besonders auch durch den neuen preufsischen Lehrplan vom Jahre 1892, eine Reihe von Zusätzen als notwendig herausgestellt, die den Umfang des Buches beträchtlich anwachsen liefsen. Wenn nun auch die leitenden Grundsätze des Verfassers in der Auswahl und Anordnung des Stoffes sowie die trotz der inhaltsvollen Kürze durchweg von warmer Begeisterung getragene und durch gelegentlich eingefügte charakteristische Äufserungen belebte Darstellung, denen das Hilfsbuch seine Beliebtheit verdankt, immer dieselben geblieben sind, so waren doch an manchen Stellen Zusätze und Einschaltungen in den Text gekommen, die den Zusammenhang störten, während auf der anderen Seite die

grundsätzliche — übrigens nicht streng durchgeführte — Beschränkung der Darstellung auf die deutschen Verhältnisse Lücken schuf, die der Lehrer im Unterrichte auszufüllen hatte. In der neuen Auflage galt es, diese Mängel zu beseitigen. Mit grofser Sorgfalt und genauer Kenntnis des pädagogischen Bedürfnisses hat sich der neue Herausgeber, Gymnasialdirektor Dr. Derichsweiler, dieser Aufgabe unterzogen. Die Erweiterung des Buches um Abschnitte wie: die römische Kaisergeschichte, die Araber, der Türkenkrieg 1683—1699, der nordische Krieg, die Arbeiterschutzgesetze, der Dreibund mufs man für eine in jeder Hinsicht zweckmäfsige Bereicherung des Stoffes ansehen; dagegen in dem an sich willkommenen neuen Abschnitte über Karls V. Kriege mit Franz I. (S. 123) hätte die Erwähnung der Türkenkriege in diesem Zusammenhange wenigstens fortfallen sollen, da der Schüler dadurch zu der irrigen Auffassung verleitet werden mufs, dafs Karl V. persönlich gegen die Türken zu Felde gezogen sei. Die gänzliche Umarbeitung der Abschnitte über die deutsche Urgeschichte und den Götterglauben der Germanen, über die Verfassung des französischen Reiches und das Lehenswesen sowie die straffere Disponierung in der Darstellung der Völkerwanderung, der Geschichte Karls des Grofsen, des dreifsigjährigen Krieges, der Wiedergeburt und Erhebung Preufsens 1813 u. a. wird den Gebrauch des Buches ganz wesentlich erleichtern. In weit höherem Grade gilt dies von den zahlreichen Änderungen in stilistischer Hinsicht. Hier war Abhilfe dringend geboten, und wir begegnen fast auf jeder Seite dem erfolgreichen Bestreben des Herausgebers, den undeutschen Gebrauch der Partizipialkonstruktionen und den Mifsbrauch der Apposition, zu dem ja der Verfasser eines geschichtlichen Leitfadens infolge der von ihm verlangten Kürze der Darstellung hinneigt, zu beseitigen. Auch durch die Vermeidung unnötigen Subjektswechsels in Haupt- und Nebensatz ist der Satzbau an vielen Stellen richtiger und logischer geworden. Sorgfältig ist auf die Beibehaltung der Flexionsvokale, z. B. im Dat. Sing., Bedacht genommen. Zu weit aber scheint mir der Hsgb. gegangen zu sein, wenn er entgegen dem heutigen Sprachgebrauche den an sich richtigeren starken Gen. Sing. des ohne Artikel mit dem Substantivum verbundenen Adjektivs gesetzt hat: S. 23 gleiches Wesens, gotisches Stammes, S. 75 frohes Sinnes, S. 209 deutsches Wesens; daneben S. 24 mongolischen Stammes, S. 162 litthauischen Stammes, S. 203 bayerischen Gebietes. Bezüglich der Rechtschreibung ist die korrektere Schreibweise einiger Eigennamen hervorzuheben. Alamannen, Pippin, Przemisliden, Österreich, Tschernitschew, Suworow, Leszczinsky u. a., wogegen Dovoust S. 226 und Türenne S. 169 offenbar Druckfehler sind. Abweichend von der preufsischen Orthographie ist die Vorsilbe mifs- durchgehends mis- geschrieben (mit einer Ausnahme, soviel ich sehe, S. 263).

Der Druck hätte an manchen Stellen sorgfältiger sein müssen. So fehlt S. 11 Z. 2 v. u. ein halbes Wort, S. 35 Z. 4 v. u. stehen zwei Kommata hintereinander, S. 89 Pap statt Papst, S. 93 Ich Reiche statt Im Reiche, S. 128 Z. 2 v. u. seinen statt seinem, ebd. Z. 1 v. u. mit der statt der mit, S. 157 Fürstertümer, ebd. ritterlicher statt ritterlichen; und damit auch der Humor zu seinem Rechte komme, wird S. 175 in der Stammtafel eine Klammer so gesetzt, dafs man annehmen müfste, Joseph Ferdinand stamme von drei Geschwistern zugleich ab. Diese und andere hier und da begegnenden Mängel in Orthographie und Interpunktion kann eine spätere Auflage leicht beseitigen. Im ganzen stellt sich die neue Auflage des Eckertzschen Hilfsbuches als ein wesentlicher Fortschritt im Vergleiche zu den früheren dar und ist geeignet, den grofsen Kreis der Freunde des Buches bedeutend zu erweitern.

Saarburg i. L. P. Broichmann.

Karl Ploetz, Auszug aus der alten, mittleren und neueren Geschichte. Zwölfte, verbesserte Auflage [bearbeitet von Max Hoffmann]. Berlin 1898, Verlag von A. G. Ploetz. IV u. 430 S. 8. 3 M.

Erscheint heutzutage ein neues Lehrbuch der Geschichte oder tritt ein altes, bereits erprobtes Werk in neuer Auflage hervor, dann fragen wir zunächst darnach, wie der Verfasser die Geschichte des Altertums behandelt und wieweit er die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte berücksichtigt hat. Die preufsischen Lehrpläne von 1892 haben den Unterricht in der alten Geschichte auf der Oberstufe auf ein Jahr beschränkt, wobei die Geschichte des Orients als Episode der griechischen eingefügt werden soll, und die Forderung erhoben, dafs innerhalb des Unterrichts der Untersekunda und Oberprima da, wo der Stoff es erheischt, Belehrungen über gesellschaftliche und wirtschaftliche Fragen in ihrem Verhältnis zur Gegenwart gegeben werden. Dadurch sind der geschichtlichen Darstellung und dem Unterricht neue und schwierige Aufgaben erwachsen.

Der Herausgeber des Auszuges aus der Geschichte hat in der vorliegenden zwölften Auflage m. E. den rechten Weg eingeschlagen, indem er das gute Alte, das sich bewährt, beibehalten und doch den neuen Anforderungen in genügendem Mafse Rechnung getragen hat. Er ist nicht so weit gegangen, dafs er die wichtige orientalische Geschichte ganz bei Seite gelassen oder sich nur mit einer dürftigen Behandlung des Perserreiches begnügt hätte; ebenso wenig hat er mit dem griechischen „Sagenkram" aufgeräumt oder den „Personenkultus" und die politische Geschichte der Griechen und Römer im wesentlichen eingeschränkt. Im Gegenteil, die orientalische Geschichte liegt in einer dankenswerten Neubearbeitung vor, die politische Entwicklung Roms und

Griechenlands, die weltbewegenden äufseren Vorgänge und die grofsen Persönlichkeiten bleiben in seinem Buche nach wie vor die Hauptsache. Und das ist und wird immer die vorzüglichste Aufgabe aller Geschichtschreibung sein. Aber daneben kommen auch die inneren Verhältnisse zu ihrem vollen Rechte. Die Entwicklung der Verfassungen wird eingehend dargelegt, kulturgeschichtliche Belehrungen werden in reichem Mafse dargeboten, so dafs namentlich die grofse Bedeutung des Griechentums für Kunst und Wissenschaft klar hervortritt. Mit besonderer Freude begrüfse ich es ferner, dafs die Übersicht über die griechischen Götter- und Heroensagen beibehalten worden ist. Denn das ist ein Wissensstoff, der für die allgemeine Bildung und für das Verständnis der litterarischen und künstlerischen Erzeugnisse vom frühen Altertum bis in die Gegenwart hinein unentbehrlich genannt werden mufs. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, dafs auch alles der Reihe nach schulmäfsig behandelt werden müfste — der Herausgeber verwahrt sich im Vorwort noch besonders gegen einen solchen Gebrauch seines Buches —, aber es ist doch ein Stoff vorhanden, der nicht nur der Geschichtstunde dient, sich zu Vorträgen verwenden läfst und die Vorbereitung auf die Lektüre der alten Schriftsteller unterstützt, sondern der auch sicherlich gar manchem Lernenden Anregung zum Nachdenken und tieferen Eindringen darbietet.

Was nun die Belehrungen über unsere gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung anlangt, so wird von dem Herausgeber zwar keine zusammenhängende „Bürgerkunde“ oder gar „Sozialgeschichte“ geboten, aber doch kommen, immer in enger Verbindung mit der thatsächlichen Grundlage oder in Anknüpfung an das Wirken hervorragender Regenten, die wirtschaftlichen Grundbegriffe sowie überhaupt die gesamte innere Entwicklung der neueren Zeit — für das Mittelalter allerdings könnte noch mehr geschehen! — genügend zur Anschauung. Namentlich giebt der Anhang über die brandenburgisch-preufsische Geschichte dem Lehrer einen Anhalt, die zerstreuten Bausteine nach Gelegenheit und Bedarf zu einem kunstvollen Ganzen zusammenzufügen. Wie sehr der Herausgeber bemüht gewesen ist, sein Buch den Forderungen der Zeit anzupassen, erkennt man auch daraus, dafs in einem besonderen Paragraphen (§ 9) die wichtigsten Thatsachen der Kolonialpolitik zusammengefafst sind. Bei der zunehmenden Bedeutung der überseeischen Kolonieen kann eine solche Darstellung nur auf Dank rechnen.

Das sind nur die hervorstechenden Züge und die am meisten in die Augen fallenden Änderungen, die die neue Auflage bringt. Aufserdem zeigt sich noch an zahllosen Stellen die unermüdlich und sorgsam bessernde Hand des Herausgebers; überall erkennt man den Fachmann, der den Stoff im vollsten Mafse beherrscht und mit Umsicht verwendet. Daher können wir an seiner Leistung

rühmend hervorheben: die geschickte Auswahl des Stoffes, die übersichtliche und durch augenfälligen Druck unterstützte Gliederung, die wohldurchdachte und trotz der gedrängten Fassung klare Darstellung, die grofse Genauigkeit und Zuverlässigkeit in den Angaben und die gewissenhafte und taktvolle Verwertung der neuen Forschungen.

Nach der Würdigung des Buches seinem Gesamtcharakter nach bleibt die Besprechung einiger Einzelheiten übrig, wobei ich etwas ausführlicher auf die orientalische Geschichte, die Kolonieen und die genealogischen Übersichten eingehen, die anderen Punkte aber nur kurz behandeln will.

Äufserlich ist die orientalische Geschichte um reichlich zwei Seiten gekürzt, aber trotzdem ist die Darstellung inhaltreicher und einheitlicher geworden. „Thatkräftige Hülfe von fachkundiger Seite“ hat dabei den Herausgeber unterstützt, wie er im Vorwort sagt. Die neue, überaus dankenswerte Bearbeitung trägt den ganz ungewöhnlichen Fortschritten Rechnung, die die orientalischen Wissenschaften in den letzten Jahrzehnten gemacht haben; sie beruht namentlich auf dem in reicher Fülle zugewachsenen urkundlichen Material. Das ist natürlich eine viel bessere und sichrere Grundlage als die Angaben eines Ktesias oder selbst eines Herodot. Die Gefahr liegt nun nahe, die klassische Überlieferung als minderwertig einfach bei Seite zu schieben und die Berichte der orientalischen Denkmäler einseitig zu überschätzen. Auch davon mag gar manches, was allzu zuversichtlich für historisch genommen wird, tendenziös überliefert oder entstellt sein, einen sagenhaften Charakter haben oder späten Ursprungs sein. Die früheren Auflagen liefsen gegenüber der keilinschriftlichen Überlieferung an mehreren Stellen neben dem allerdings wenig zuverlässigen Ktesias auch Herodot zu Worte kommen oder suchten zu vermitteln. In der neuen Gestalt des Buches sind seine Angaben vielfach ganz verschwunden. Ist es denn bereits sicher bewiesen, dafs sie ins Reich der Fabel gehören? Ja selbst wenn dem so wäre, so würde ich immerhin seiner Erzählung in manchen Fällen einen Platz gönnen. So möchte ich z. B. unter keinen Umständen die Kyrossage missen. Besser ist es in unserm Buche dem Perser Zopyros ergangen. Auf S. 19 ist von dem Aufstand der Babylonier und der Einnahme ihrer Stadt die Rede, so wie es von Herodot am Ende des dritten Buches erzählt wird, obwohl gerade diese Geschichte in der Inschrift von Behistan, die ein paar Zeilen darauf genannt wird, keine Bestätigung findet. Ktesias und sein Bericht soll nach dem Citat auf S. 20 (zum Jahre 401) auf S. 17 und 18 vorkommen, ebenso heifst es im Register; aber auf beiden Seiten findet sich nichts von ihm. Oder sollte dies etwa nur auf einem Versehen beruhen?

Noch in einer andern, wenn auch ganz untergeordneten

Frage kann ich dem Verfasser nicht folgen. Es betrifft die Namen. Wie fremdartig muten einen vielfach die neuen Formen an! Wer erkennt z. B. auf den ersten Blick Assurachiddin und Ahmôse (auf S. 6), die Kaldier, Ninua, Sarrûkin, Sinachirib u. a.? Wäre es nicht zweckmäfsiger diese Formen zunächst in Klammern den bisher üblichen beizufügen, bis sich erst Auge und Ohr einigermafsen an sie gewöhnt haben? Auch das Register hat mit diesem feurigen Vorgehen nicht rechten Schritt halten können. Sonst nimmt doch unser Buch gerade in der Namenfrage eine mehr vermittelnde Stellung ein, indem oft mehr auf das Herkommen und das praktische Bedürfnis als auf die ursprüngliche und wissenschaftliche Form Rücksicht genommen wird; ich erinnere nur an die Schreibung der griechischen Namen.

In dem hinzugefügten § 9 über die Kolonialpolitik seit 1871 eröffnet Rufsland den Reigen, obgleich man gerade bei diesem Staate sich fragt, ob denn seine aufsereuropäischen Eroberungen wirklich unter den Begriff „Kolonieen" fallen. Auf S. 401 unten wird der Beginn des Baues der sibirischen Bahn hervorgehoben. Doch mufs diese Angabe von der vorhergehenden (Besetzung von Pamir), mit der sie nichts gemein hat, getrennt werden, wobei dann die Jahreszahl (1893) hinzuzusetzen ist.

Dann folgen die Erwerbungen Englands. Eingehender und genauer könnte das Gebiet in Südafrika behandelt werden. Schon im Jahre 1885 (nicht erst 1890/91, wie es auf S. 402 heifst) stellt England einen grofsen Teil des Betschuanenlandes unter seinen Schutz, 1887 das Gebiet der Zulus und 1888 schliefst es den Vertrag mit Lobengula, der das Matabeleland unter seinen Einflufs bringt; Lobengula selbst wird allerdings erst 1893 vertrieben. Die „Imperial British South Africa Company" erhält am 29. Oktober 1889 ihre Charter, und darauf werden noch die Gebiete über den Sambesi hinaus bis zum Kongo-Staat und Deutsch-Ostafrika gewonnen (Brit. Zentralafrika—Protektorat). Soll das einzelne nicht aufgezählt werden, so genügt folgende Angabe: England dehnt seit dem Jahre 1885 seinen Besitz im Innern Südafrikas vom Kapland bis zum Njassa- und Tanganjika-See aus (Cecil Rhodes). Die Erwähnung dieses Mannes, des „Napoleons" von Südafrika, dürfte hier am Platze sein. Bei der folgenden Zahl „1896" ist die genauere Angabe „Neujahr" hinzuzufügen. Denn am 30. Dezember 1895 überschritt Dr. Jameson mit seiner Schar die Grenze von Transvaal, am Abend des 31. Dez. wurde er von den Boeren umzingelt und am 2. Januar 1896 zur Ergebung genötigt.

Bei den französischen Bestrebungen ist vielleicht noch die Erweiterung von Senegambien nach dem oberen Nigergebiet (Timbuktu) anzugeben und das Bemühen, von da und vom Kongo aus über Mittel-Sudan Macht zu gewinnen. Madagaskar wurde

1896 für eine französische Besitzung erklärt, wobei die Stellung der Königin unangetastet blieb; im Februar 1897 jedoch wurde sie abgesetzt und nach Réunion gebracht.

Ausführlicher wird dann die deutsche Kolonialpolitik besprochen. Während in der vorigen Auflage Angra Pequena an erster Stelle genannt ward, ist jetzt die Reihenfolge anders. Allerdings wurde zuerst an der Sklavenküste (Togo) die deutsche Kriegsflagge feierlich gehifst im Juli 1884, sodann in Kamerun und darauf erst in Angra Pequena. Aber dem Bremer Kaufmann Lüderitz mufs der Ruhm gewahrt bleiben, dafs er 1883 an der Südwestküste Afrikas nördlich vom Oranjeflufs (nicht an der Küste von Nieder-Guinea, wie in unserm Buche steht) die erste Kolonie für Deutschland erworben hat. Denn der 24. April 1884, als Bismarck amtlich erklären liefs, dafs Lüderitz und seine Erwerbungen unter dem Schutze des Reiches ständen, gilt mit Recht als der Geburtstag der neuen deutschen Kolonialpolitik (vgl. K. Hassert, Deutschlands Kolonien, 1899, S. 32). Einige Zeilen weiter auf S. 402 unten schlage ich vor: Neuguinea (Kaiser Wilhelmsland) mit den benachbarten Inseln (Bismarck-Archipel) nebst den Marshallinseln. Denn die letzteren können nicht gut zu den „benachbarten" Inseln gerechnet werden, da sie beinahe 3000 km von Neuguinea entfernt sind.

Was auf S. 403 zum Jahre 1889 über Deutsch-Ostafrika steht, läfst die eigentliche Lage nicht recht erkennen. Vielmehr: 1888—1890 Furchtbarer Aufstand in Deutsch-Ostafrika (Buschiri), von Wissmann gedämpft; das verlorene Gebiet wiedergewonnen und gesichert. Übrigens wurde Wissmann erst nach der Niederwerfung der Aufständischen zum Major befördert und in den Adelstand erhoben. Die Aufzählung der Hafenorte an unserer Stelle und ihre Reihenfolge ist nicht recht übersichtlich. Sollen die Orte sich auf die damaligen Kämpfe beziehen? Dann wäre neben Bagamoyo besonders Saadani zu erwähnen gewesen. Oder sollen nur die wichtigsten Küstenplätze genannt werden? In diesem Falle durfte Tanga nicht fehlen, das den besten Hafen hat und überdies Ausgangspunkt der Usambara-Eisenbahn und einer vielbenutzten Karawanenstrafse ist; anderseits verdiente Bagamoyo mit seiner seichten Reede, wo die Schiffe mehrere Kilometer vom Lande ankern müssen, nicht die erste Stelle unter den Hafenorten. Bei der Angabe des Vertrages mit England über Ostafrika erweckt der Ausdruck „das deutsche Gebiet bis zu den Seen erstreckt", abgesehen von der bedenklichen Konstruktion, eine unrichtige Vorstellung. Im ganzen war es der Besitz von 1885 und 1886, der jetzt für Deutschland festgelegt wurde; nur im Südwesten kamen einige Landstriche dazu und aufserdem die Küste, für die der Sultan von Sansibar 4 Millionen Mark Entschädigung erhielt. Den Engländern dagegen wurden aufser den Inseln Sansibar und Pemba Uganda,

Witu und die Somaliküste überlassen, Gebiete, die als unbestrittenes Eigentum der Deutschen galten.

Was die letzte Erwerbung betrifft, so hat Deutschland die Kiautschou-Bucht im November 1897 nicht durch Pachtvertrag erworben, sondern nur besetzt. Erst durch die folgenden Verhandlungen, die zum Vertrage vom 6. März 1898 führten, erwirbt es die Bucht und angrenzende Gebiete nebst Bergwerks- und Bahngerechtsamen.

Aufserdem möchte ich noch Folgendes, das mir für die Entwicklung unserer Schutzgebiete wichtig scheint, dem Verfasser zur Berücksichtigung empfehlen: 1885 Einrichtung regelmäfsiger Dampferlinien zur Verbindung mit den Kolonieen; 1893 (Nov.) und 1894 (März) Abkommen mit England und Frankreich über die Abgrenzung Kameruns; 1897 (Okt.) deutsch-französischer Togovertrag; endlich die Bemerkung: die Kolonieen sind deutsches Staatseigentum, nur Neuguinea gehört einer Privatgesellschaft, der Neuguinea-Kompagnie.

Im Zusammenhang will ich endlich noch auf einen grofsen Vorzug unsers Buches aufmerksam machen, nämlich auf die genealogischen Übersichten, die sich, etwa zwanzig an der Zahl, von gröfserem und kleinerem Umfange durch das ganze Werk zerstreut finden. Sie sind m. E. ein unentbehrliches Mittel, um in manchen Fällen eine klare Kenntnis und unmittelbare Anschauung zu geben und so die Aneignung des Gedächtnisstoffes zu erleichtern. Natürlich ist Beschränkung auf das Notwendigste, weise Auswahl, wirksame Gruppierung und grofse Sorgfalt bei der Zusammenstellung nötig. Alle diese Eigenschaften zeigen die Tafeln bei Ploetz. Eigentliche Fehler habe ich bei der Durchsicht nicht entdecken können. Nur möchte ich die Tabellen auch in Kleinigkeiten gleichartiger gestaltet sehen. So ist auf einigen die Regierungszeit der Fürsten, auch wo sie sich sonst im Texte findet, hinzugesetzt (z. B. S. 289f.), auf anderen wieder nicht (so S. 173); dasselbe gilt von dem Zeichen † (z. B. S. 226 bei Richard III. † 1485, bei andern auf derselben Tafel nicht); auch könnte die Namengebung (z. B. S. 245 Henri d'Albret, während sein Enkel Heinrich heifst; warum nicht Heinrich und Johanna v. A.? S. 319 Louis und Ludwig), die Interpunktion und die genealogische Zeichensetzung (vgl. z. B. S. 235 mit anderen) einheitlicher werden. Auf S. 237 unten ist neben Moritz noch sein Bruder August zu erwähnen, von dem doch bei den Grumbachschen Händeln (vgl. S. 259 oben) und bei Besprechung der Konkordienformel die Rede sein mufs. Zweckmäfsig scheint mir auch der Zusatz „Stammvater des königlichen Hauses", sowie bei Johann Friedrich „Stammvater der thüringischen Herzöge". Auf S. 289 ist hinzuzufügen bei Franz V. † 1875, ebenso bei Erzherzog Albrecht † 1895 und bei Marie, der Tochter von Franz Joseph I., Valerie; denn dies ist der

eigentliche Rufname. Auf S. 290 ist das Todesjahr nachzutragen bei Alexander († 1896) und wohl auch bei Elisabeth von Oldenburg († 1895). Unter den preufsischen Prinzessinnen verdient m. E. Maria, die Tochter des Prinzen Wilhelm, mitverzeichnet zu werden; als Gemahlin von Max II. von Bayern ist sie die Mutter der Könige Ludwig II. und Otto I.

Besonders dankenswert ist die Tafel über das Oldenburger Haus auf S. 301. Übersichtlich sind die verschiedenen Zweige der Familie dargestellt, Leicht kann sie vervollständigt werden, indem von der Augustenburger und dem jüngeren Zweige der Glücksburger Linie, vielleicht auch von der russischen Linie, diejenigen Glieder nachgetragen werden, die für die Geschichte der jüngsten Vergangenheit wichtig sind.

Auf S. 319 ist Joseph Bonaparte als König beider Sizilien bezeichnet, Murat aber, der doch an seine Stelle trat, nur als König von Neapel; das letztere ist auch bei Joseph zu setzen. Warum Josephs älteste Tochter Zenaïde angegeben und noch einmal als Gemahlin von Karl Lucian erwähnt, die jüngste dagegen, Charlotte, die Gemahlin Ludwigs, des Grofsherzogs von Berg, übergangen wird, dafür liegt m. E. kein Grund vor. Man kann ohne Nachteil beide weglassen, auch Karl Lucian und ebenso die Kinder von Eugen Beauharnais, oder man soll sich auf die Söhne beschränken.

Nun noch in aller Kürze einige Einzelheiten!

S. 7, Z. 4 v. u. ist noch Opperts Name hinzuzufügen.

S. 31, Z. 8 v. u. Die spartanischen Könige wählten nicht die Beamten, was vielmehr der Volksversammlung zukam; nur soviel ist sicher, dafs die Ephoren anfangs durch die Könige ernannt wurden.

S. 32, Z. 1 oben ist *ἁλία* zu streichen. Mit *ἁλίη* will Herodot nicht den eigentümlichen Namen der spartanischen Volksversammlung, der *ἀπέλλα* ist, geben, sondern nur den allgemeineren Begriff.

S. 32 unten und S. 33. Der Anlafs zur Gründung von Kolonieen mufs genauer angegeben und von der ersten und dritten Kolonisationsperiode geschieden werden. Auch mufs ihre Bedeutung in geistiger, politischer und materieller Hinsicht mehr hervortreten. Soweit ich mich erinnere, sind von Milet mehr als 90 Kolonieen ausgegangen (so nach einer Stelle bei Plinius). Trapezus wird von Sinope gegründet, Akragas von Gela, Barka von Kyrene — die Zahl 623 ist wohl verdruckt statt 632 —, Epidamnos (S. 34) von Kerkyra. Beide sowie die übrigen korinthischen Kolonieen mufsten im Zusammenhang mit den andern (Syrakus) aufgeführt werden und nicht erst bei der Erwähnung der Tyrannen Kypselos und Periander. Kerkyra wurde ja auf der Überfahrt nach Syrakus gegründet.

S. 51, Z. 11 von u. Dafs Perikles an der Pest gestorben,

ist durchaus nicht so sicher, wie man aus dem augenfälligen Druck vermuten sollte. Gegenüber den anderen unbestimmten Nachrichten heifst es bei Maxim. Tyr. 13, 4 ausdrücklich: *ἄνοσος καὶ ὑγιὴς μένων . . . . ἀντετάττετο τῷ λοιμῷ.*

S. 76 ff. Die sagenhafte Überlieferung der älteren römischen Geschichte, die an mehreren Stellen betont ist, mufs auch bei Coriolan, den Fabiern am Bache Cremera, den Decemvirn (Appius Cl. und Verginia), dem Kriege mit Veji, den Galliern, Samniten und Latinern hervorgehoben werden.

S. 123, Z. 2 v. u. Der Kampf bei Kabira ist im J. 71 (P. Cornelio Lentulo Cn. Aufidio Oreste coss.)

S. 124, Z. 2 v. oben. Reihenfolge: Amisos, Sinope, Heraklea (zuletzt nach zweijähriger Belagerung erobert).

S. 157, Z. 11 v. oben. Ulfilas' Tod wird jetzt wieder von E. Sievers (vgl. Beitr. z. Gesch. der deut. Spr. B. 20 S. 302 ff.) in das Jahr 383 gesetzt.

S. 285, Mitte. Friede zu Stockholm 4) „Mit Polen bleibt es" u. s. w. Von dem Waffenstillstande und seinen Bestimmungen ist vorher nichts erwähnt worden.

S. 380, Z. 3 v. o. Österreich tritt seine Rechte (Ansprüche) auf Lauenburg ab; das Herzogtum selbst kann es nicht abtreten.

S. 380, Z. 13 v. u. Der von den Mächten angebotene Vermittelungsvorschlag gelangt am 24. Mai (nicht den 28. Mai) nach Berlin.

S. 406 ist unter Joachim II. die wichtige Kammergerichtsordnung von 1540 einzuschieben.

S. 411, Z. 6 u. 7 v. o. Die Kreisordnung vom 10. Dez. 1872 war zunächst nur für die sechs östlichen Provinzen bestimmt.

Zum Schlufs führe ich noch einige Druckfehler an, auf die ich gestofsen bin. Es sind nur wenige, wie es bei der Sorgfalt und Genauigkeit, die das ganze Werk charakterisieren, nicht anders sein kann. Die Schreibweise von dem Worte Skythen schwankt, mit k findet es sich z. B. auf S. 9, 14 und 18, mit c auf S. 19 und im Register; ähnlich Chalkedon (S. 33) und Chalcedon (S. 55 und 123). Ferner Sardis (S. 14), Phthiothis (S. 23), Heinrich IV. und Heinrich VI. verwechselt (S. 226), Würtemberg neben Württemberg auf derselben S. 319.

Diese Kleinigkeiten und die grofsenteils unbedeutenden Versehen, die ich weiter oben erwähnt habe, vermögen nichts an dem Gesamturteil zu ändern. Der Geschichtsauszug ist in der neuen Gestalt ein treffliches Hülfsmittel, das der reiferen Jugend unserer höheren Lehranstalten sowie den Gebildeten überhaupt warm empfohlen zu werden verdient.

Lübeck. Ernst Schmidt.

Karl Schenk, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten, in Übereinstimmung mit den neuen Lehrplänen. Ausgabe A für Gymnasien, Ausgabe B für Realanstalten. Teil VIII: Lehraufgabe der Unterprima: Geschichte des Mittelalters und der Reformationszeit. Leipzig 1899, B. G. Teubner. IV u. 244 bezw. 238 S. 8. geb. je 2,60 M.

Der zur Besprechung vorliegende achte Teil des Schenkschen Lehrbuchs der Geschichte ist nach denselben Grundsätzen bearbeitet wie der von der pädagogischen Welt mit allseitigem Beifall aufgenommene siebente und dritte; vgl. u. a. diese Zeitschrift 1898 S. 762 ff. und 1899 S. 148 ff. Der Stoff ist in Paragraphen eingeteilt, über deren Inhalt prägnant gefafste Überschriften sowie knappe Randbemerkungen in kleinem Druck übersichtlich orientieren. Dafs die Neuzeit mit der Reformation begonnen wird, ist durchaus in der Ordnung; denn dieser Einteilungsmodus ist nicht in leerer Tradition, sondern in der Natur der Thatsachen begründet. Wie in dem vorausgehenden ist der Verfasser auch in diesem Teile bestrebt gewesen, indem er stets die gesicherten Resultate der Wissenschaft verwertet, nicht nur die führenden Geister — zumeist durch anschauliche Charakteristiken — in ihrer geschichtlichen Bedeutung zu würdigen, sondern auch dem gesamten Volke in seinen mannigfachen Lebensäufserungen die ihm zukommende Aufmerksamkeit zu widmen. Mit Recht; denn alle grofsen, die Welt erschütternden Bewegungen sind durch wirtschaftliche und soziale Motive heraufgeführt worden. Von ganz besonderem Interesse sind nach dieser Seite hin die den entsprechenden geschichtlichen Partieen angegliederten Belehrungen über Besiedelungswesen, Lebensführung und Erwerb, über wirtschaftliche Verhältnisse (Natural- und Geldwirtschaft, Feldgras- und Dreifelderwirtschaft), Gerichts- und Heerwesen, Baukunst, Entdeckungen u. s. w., in denen den Schülern wichtige Ausschnitte der Kulturgeschichte dargeboten werden; sie lassen zugleich erkennen, in welcher Weise der Unterricht den künftigen Staatsbürger für das Verständnis sozialer Fragen am zweckmäfsigsten vorbereitet. Durch diese Methode wird gleichzeitig die von den Lehrplänen auf der Oberstufe geforderte Vertiefung der Auffassung angebahnt, der geschichtliche Sinn der Schüler entwickelt und die Fähigkeit zum Begreifen der Gegenwart aus der Vergangenheit geweckt. Da im Unterrichte selbst auf manche dieser Abschnitte wegen mangelnder Zeit naturgemäfs nur im Vorübergehen verwiesen werden kann, mufs das genauere Studium derselben der Privatlektüre vorbehalten bleiben. Der lernbegierige Schüler wird sich gewifs gern dieser Aufgabe unterziehen und dankbar den Zuwachs anerkennen, der nicht nur seinen geschichtlichen Kenntnissen, sondern auch seiner allgemeinen Bildung aus einem derartigen Lesebuche edlen Stiles zu teil wird.

Die Form der Darstellung ist in den rein geschichtlichen Partieen im allgemeinen die erzählende; der Ausdruck ist durch-

weg fesselnd, klar und lichtvoll; dem Inhalte entsprechend, erhebt er sich z. B. gelegentlich der Schilderung des Untergangs der Ostgoten zu dramatischem Pathos. Im Interesse des Schülers ist in der Regel die geographische Lage des geschichtlichen Schauplatzes angegeben. Um ihn zum Selbststudium anzuleiten, ist auf leicht zugängliche Quellensammlungen, wie Krämers historisches Lesebuch, Fritsches Quellenbuch u. a. verwiesen. Ein Register der zum Auswendiglernen bestimmten Zahlen ist beigefügt.

Ein paar Bemerkungen mögen dem Ref. zum Schlufs gestattet sein. In den Ausgaben A und B vermisse ich im Texte die Schlacht auf den katalaunischen Gefilden, die in der Zahlentabelle allerdings angeführt ist. Auf die Strafsburger Eide ist nur in der Ausg. A hingewiesen, während doch auch von seiten der Schüler einer Realanstalt für dieses wichtige Denkmal — der Scheidung germanischer und romanischer Nation und Sprache — Interesse vorausgesetzt werden darf. Unter den bedeutenderen romanischen Kirchen, die angeführt werden (Ausg. A S. 86, B S. 81), verdiente wohl auch die ehrwürdige Stifts- oder Cyriakikirche in Gernrode (10. Jahrh.) Erwähnung. Mit Recht hat der Verf. gelegentlich etymologische Belehrungen eingeflochten, für die, wie bekannt, strebsame Schüler stets williges Gehör haben. Vielleicht hätten da auch Begriffe wie: Truchsefs, Wergeld, Lassit u. a. auf ihr Etymon zurückgeführt werden können, um so mehr, da man erfahrungsgemäfs gerade auf diesem Gebiete oft verkehrten Anschauungen begegnet. Was die Denkmäler der älteren Litteratur betrifft, die an ihren Stellen gebührend berücksichtigt sind, so ist zu erwähnen, dafs das Hildebrandslied einer früheren Periode angehört als der Heliand (Ausg. A S. 58, B S. 56), sowie dafs der Titel der Ekkehardschen Dichtung bezw. Übersetzung lautet: Waltharius manu fortis (Ausg. A S. 68, B S. 65). Die unmittelbar sich anschliefsende Nachricht, dafs der Bischof Piligrim von Passau das Nibelungenlied ins Lateinische habe übersetzen lassen, wird schwerlich als historisches Faktum bezeichnet werden dürfen, da die einzige Quelle, wie man annimmt, eine Stelle der „Klage“ (2145) ist. Unter den Mitgliedern der Singschulen (Ausg. A S. 143, B S. 141) fehlen die — an dritter Stelle zu nennenden — Singer.

Der Druck ist, von verschwindend wenigen Stellen abgesehen, korrekt; die äufsere Ausstattung vornehm und des Teubnerschen Verlags durchaus würdig.

Als Ganzes betrachtet, stellt also auch der achte Band des Schenkschen Lehrbuchs eine Leistung ersten Ranges dar; auch er bedeutet in seiner schönen Eigenart einen gewaltigen Fortschritt gegenüber dem Trofs der landläufigen, sich oft genug noch in dem ausgetretenen Geleise der Tradition bewegenden historischen Lehrbücher. Möge es dem Verf. vergönnt sein, das auf durchaus gesunden pädagogischen Grundsätzen aufgebaute Ge-

schichtswerk recht bald nach allen Seiten hin zum Abschlufs zu bringen zu Nutz und Frommen der Lehrenden wie der Lernenden!

Wernigerode a. H. Max Hodermann.

Paul Thomaschky, Schulgeographie für höhere Lehranstalten. Oberstufe. Leipzig 1899, Dürrsche Buchhandlung. 182 S. 8. 1,60 M.

Von demselben Verfasser ist 1897 eine Schulgeographie für die Unterstufe höherer Lehranstalten erschienen. Wie diese ist auch das jetzt vorliegende Lehrbuch für die „Oberstufe“, nämlich des regelmäfsigen Geographie-Unterrichts, in zwei Teile geteilt. Der erste, S. 6—81, enthält den Lehrstoff für die Untertertia, der zweite, S. 82—169, nebst einem Anhang über mathematische Geographie, S. 170—178, das Pensum der Obertertia und Untersekunda. Nach der Seitenzahl gerechnet, ist der Stoff der U III etwas reichlich ausgefallen, während anderseits z. B. einige Teile der politischen Geographie Deutschlands ein wenig mager erscheinen. Sonst aber zeugt die Auswahl des Stoffes, die ja für ein geographisches Lehrbuch ganz besonders wichtig ist, überall von grofser Erfahrung, die sich besonders auch in der richtigen Bemessung streng-wissenschaftlicher Bemerkungen kundthut.

„Um eine gröfsere Übersichtlichkeit zu erzielen und um auch den Lehrplänen von 1892 gerecht zu werden, hat nicht überall physische und politische Geographie völlig ineinander gearbeitet werden können. Immerhin ist deshalb auf kausale Entwicklung nicht Verzicht geleistet worden; denn Siedelungslehre und Wirtschaftskunde haben eine ausgiebigere Behandlung erfahren, als es sonst wohl üblich ist“. Die Rücksicht auf die Lehrpläne von 1892 stellt der Verfasser mit Recht an die zweite Stelle, und er hat sich dadurch auch die Freiheit seiner Bewegung bei der Anordnung des Stoffes wenig beeinträchtigen lassen. Die vortrefflichen Abschnitte über die deutschen Kolonieen hat er da eingereiht, wohin sie gehören, nämlich in die Länderkunde Afrikas und Polynesiens, und die politische Geographie Deutschlands ist mit Recht hinter die physische gesetzt. Es findet also ein Austausch von Lehrstoff zwischen U III und O III statt, indem die politische Erdkunde Deutschlands zur Aufgabe der O III, die Kolonieen zum Pensum der U III geschlagen werden; und diese Verteilung wird wohl allgemein als naturgemäfs und darum empfehlenswert anerkannt werden. Auch das ist zweckmäfsig, dafs an die Stelle von Deutschland der Begriff Mitteleuropa gesetzt und als eine Einheit behandelt wird.

Wichtiger als die Rücksicht auf die Lehrpläne ist das Streben nach gröfserer Übersichtlichkeit, das den Verfasser denn auch, wie es nötig war, in erster Linie geleitet hat. Völlige Ineinanderarbeitung der physischen und politischen Erdkunde erschwert thatsächlich dem Schüler die Benutzung eines geographischen

Lehrbuchs, wie man das doch wohl von der sonst vorzüglichen Schulgeographie von Kirchhoff behaupten darf. Der Verfasser hat hier durchaus den rechten Mittelweg gefunden. Auch das Mittel, das er anwendet, um die Verbindung zwischen physischer und politischer Erdkunde recht eng zu gestalten, die zahlreich eingestreuten Fragen und Bemerkungen, wird man gelten lassen können. Sie stehen auch fast überall an richtiger Stelle; nur wenn S. 12 nach der Halbinsel Abscheron und S. 26 nach dem Namen der Wüste Tharr gefragt wird, scheinen diese Fragen wenigstens nicht notwendig zu sein, da in beiden Fällen die Einprägung sicher nicht gefordert werden kann (zum mindesten nicht in Gymnasien). S. 15 wird von Basra gesagt, die Stadt sei einer der wichtigsten Handelsplätze, aber wenn der Schüler, wie es verlangt wird (Karte!), nachsieht, mufs er sich doch wundern, dafs neben Basra ein viel gröfserer Hafen erblüht ist. Erwähnt müfste Mohammera jedenfalls werden, wenn auf Basras Lage so nachdrücklich aufmerksam gemacht wird.

Überall ist auf die Gröfsenvergleichung der Länder das rechte Gewicht gelegt und Deutschland hierbei nach Gebühr herangezogen worden. Die Vergleiche sind auch für das Buch durchaus praktisch, während im Unterricht freilich wohl meist anders verglichen wird. S. 127 heifst es z. B.: Portugal ist etwa gleich Bayern und Württemberg zusammen. Wenn dieser Vergleich, im Unterricht vorgebracht, Wert haben soll, so ist es notwendig, dafs die Schüler genau wissen, wie grofs jedes dieser Länder ist. Viel einfacher vergleicht man da aber das Land, um das es sich handelt, mit der Heimatprovinz. Ferner: es ist Sitte, den Viktoriasee mit Bayern zu vergleichen, wie auch in dem Buche geschieht. Immer mufs da aber der Schüler erst die Gröfse dieses Landes kennen. Im Unterricht würde daher z. B. dem märkischen Schüler besser gesagt werden: der See ist ungefähr doppelt so grofs wie die Provinz Brandenburg oder gleich Bayern. In dieser Beziehung wird also der Unterricht anders als das Lehrbuch verfahren, weil er zur Vermeidung von Zeitverlust bei Vergleichen immer wieder auf einige wenige fest im Gedächtnis aller Schüler haftende Zahlen zurückgehen mufs, während das Lehrbuch darin gröfsere Freiheit hat. Doch wird die Genauigkeit wohl ein wenig zu weit getrieben, wenn es S. 12 heifst: Kleinasien kommt an Gröfse Frankreich fast gleich. Stände das „fast“ nicht da, stimmten also die Länder ganz genau in ihrer Gröfse überein, so wäre der Vergleich annehmbar. So aber kann man mit gutem Rechte Deutschland für Frankreich einsetzen und hat dabei den Vorteil, dafs die Schüler diesen Vergleich besser behalten.

Noch einige inhaltliche und sprachliche Kleinigkeiten. S. 13 wird die wichtige Eisenbahn von Skutari nach Angora nicht erwähnt. — S. 24 heifst es von Sibirien, die Ausfuhr der Erzeugnisse leide unter den schlechten Verkehrsverhältnissen, welchem

Übelstande jetzt durch den Bau der grofsen Überlandbahn abgeholfen werde. Sprachlich ist das „welchem Übelstande“ wenig schön, aber auch sachlich giebt der Satz zu Bedenken Anlafs. Sollte die Bahn wirklich so billige Tarife haben, dafs die Produkte trotz der ungeheuren Entfernungen noch mit Vorteil nach Mittel- und Westeuropa gebracht werden können? — S. 82 wird Europa mit Westland übersetzt. Nicht falsch. Aber ereb heifst zunächst das Dunkel, der Abend. Viel schöner wäre also: Europa, das Abendland. — S. 88 wird gesagt, Südostdeutschland gehöre zur Donau. Der Verfasser meint wohl Ostsüddeutschland oder besser das östliche Süddeutschland. — S. 126 wird zwar der Name der Vandalen in Klammern hinter Andalusien gesetzt. .Hat dieses Volk aber einem so wichtigen Lande den Namen gegeben, so hat es auch ein Anrecht darauf, S. 125 vor den Westgoten genannt zu werden. — S. 174 wird zwar von Parallelkreisen und Meridianen, aber nicht von Breiten- und Längengraden gesprochen. — Sprachlich auffallend ist der Pluralis Kulturen (S. 15). Besser steht dafür wohl: Kulturstätten, Kulturcentren oder ein anderer Ausdruck. Den Pluralis Tabake (S. 111) überläfst man besser den Geschäftsleuten (vgl. Weine, Tuche u. s. w.). — Dann noch ein Wort von dem Schmerzenskinde der Geographie, von der Genetivbildung. Der Verfasser schreibt: des Rheins, des Pregels, des Nils, des Mains, aber des Po, des Inn. Wer mag deshalb einen Stein auf ihn werfen? Gleichmäfsigkeit in der Setzung des Genetiv-s, natürlich soweit es angeht, ist aber jedenfalls anzustreben. — Sprachlich unrichtig ist der Satz S. 13: Bei Brussa, vor Eroberung Konstantinopels türkische Hauptstadt, blüht ... Der Fehler ist leicht zu beseitigen. Entstanden ist er dadurch, dafs der Verfasser ab und zu Neigung zeigt, den Telegrammstil früherer Lehrbücher ebenfalls anzuwenden. Doch geschieht dies nicht sehr häufig und läfst sich, sollte von anderer Seite daran harter Anstofs genommen werden, leicht abändern. Im übrigen aber zeigt das Buch gefälligen Ausdruck und für den Schüler leichtverständliche Satzbildung. — S. 24 fehlt hinter dem Worte Transkaspien das Wort „und“, S. 124 steht als Anmerkungszeichen nur ein Stern statt zweier.

Zu erwähnen ist noch die gute Ausstattung des Buches, das daneben auch durch seinen billigen Preis vorteilhaft auffällt. So empfiehlt sich das Buch in jeder Hinsicht zur Benutzung im geographischen Unterricht.

Kolberg. H. Klaje.

Fr. Bussler, Die Grundzüge der Geographie. Für höhere Schulen. Zweite, umgearbeitete Auflage. Braunschweig 1898, George Westermann. VIII u. 189 S. 8. Mit 9 Tafeln. 1 M.

Wie von den neuen auf dem Markte erscheinenden Leitfäden der Erdkunde jedem ein Vorzug in irgend einer Richtung eigen

zu sein pflegt, so ist das auch bei dem vorliegenden der Fall. Hier beruht er in der entwickelnden und schildernden Darstellungsweise, die in den Abschnitten aus der allgemeinen Erdkunde und den Überblicken über Gepräge und Gestalt der Länder durchgeführt ist, während in der politischen Geographie die elliptische Satzbildung an ihre Stelle tritt. Jeder Klasse ist nach dem Lehrplane ihr Pensum zugemessen, nur für II B ist die Landeskunde von Europa nicht besonders wiederholt. Ob bei dem geräumigen Drucke der auf den 189 S. gelieferte Text bei allen Klassen ausreichen wird, darf als fraglich erscheinen. Für V werden bei zwei Wochenstunden 15 Seiten kaum genügen, und für die III die deutschen Kolonieen gewifs nicht, wenn ihnen nur annähernd so viel Platz im Unterrichte zugestanden wird, wie die Lehrpläne wenigstens andeuten; denn die afrikanischen Besitzungen haben $^3/_4$, die australischen $^1/_2$ Seite Text bekommen. Nebenbei hätte im „Kaiser Wilhelm-Land" nicht Finschhafen als einziger Ort genannt werden sollen; denn er ist schon lange als ungesund geräumt. Die angehängten neun Tafeln enthalten teils farbige, teils schwarze graphische Darstellungen von Flufslängen und anderen geographischen Gröfsenverhältnissen, sehr hübsch, oder richtiger zu hübsch, denn es liegt auf der Hand, dafs diese kostspielig herzustellenden vergleichenden Angaben sich nicht leicht werden ändern lassen und dafs die wandelbaren unter ihnen veralten werden. So sind denn in der That auf Tafel VIII vier Angaben nicht oder nicht mehr richtig, auf Tafel IX gar 13 von 25.

Der Text bedarf noch an mehreren Stellen der Durchsicht. Das zu erweisen, seien die Seiten 34—39 mit den Niederlanden, Belgien und der Schweiz herausgegriffen: keineswegs das ganze Holland ist von einem Netze von Kanälen durchzogen. Die Maas wird nicht mehr von der Waal aufgenommen, sondern entsendet ihr Wasser durch einen eigenen Mündungskanal ins Meer. Krummer Rhein, Vecht (nicht Vechte) und Alter Rhein können nicht mehr als Mündungsarme des Rheins gelten, da sie gar kein Rheinwasser mehr ins Meer befördern. Es heifst die Zuidersee. Die Niederländer sind keineswegs so ohne weiteres als „Abkömmlinge der alten Friesen" zu bezeichnen, sondern nur zum kleineren Teile. Die Schlachtfelder südlich von Brüssel stehen nicht in der richtigen Reihenfolge. Die Schweizer Grenze springt viel zu oft über die Ketten des Jura vor und zurück, als dafs diese als Grenzwall gegen Frankreich bezeichnet werden dürften. Den Rheinlauf in der Schweiz als „Oberrhein" zu bezeichnen, kann zu Irrtümern führen, wenn daneben die „Oberrheinische Tiefebene", wie sie nun einmal heifst, beibehalten werden mufs. — Auffallender als diese wenig bedeutenden Kleinigkeiten ist die Theorie des Vulkanismus und der Gebirgsbildung auf Seite 149, die schwerlich überzeugen wird.

Hannover. E. Oehlmann.

J. Sievers, Sammlung theoretisch-praktischer Aufgaben. Mit 49 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig 1899, Dürrsche Buchhandlung. 86 S. 8. 1,80 M.

Der Herr Verf. ist der Meinung, dafs die von den Schülern gewonnenen Kenntnisse in der Algebra zu wenig zur Lösung wirklicher Aufgaben, wie Theorie und Praxis sie zahlreich bieten, benutzt werden. Ich glaube, dafs diese Meinung in neuerer Zeit von vielen Lehrern der Mathematik geteilt wird; denn man begegnet jetzt oft der Forderung, dafs die durch Gleichungen zu lösenden Aufgaben mehr als bisher praktischen Gebieten, wie der Physik, der Geometrie, der Geographie u. s. w. entnommen werden möchten. Unsere heute am meisten benutzten Aufgabensammlungen werden dieser Forderung nur in sehr geringem Mafse gerecht, das Übungsmaterial hat mehr die Einübung der Lösung von Gleichungen als die Benutzung der in der Mathematik und der Physik gewonnenen Kenntnisse im Auge. Die Vorbereitung der Lösung solcher Aufgaben erfordert allerdings einen gewissen Aufwand von Zeit; denn es kann ja nie eher an die Lösung herangegangen werden, ehe nicht die in der Aufgabe vorkommenden Sätze und Gesetze den Schülern ins Gedächtnis zurückgerufen und wieder zu vollständiger Klarheit gebracht worden sind. Dann werden aber derartige Aufgaben nicht nur als Material für die Aufstellung und die Lösung von Gleichungen dienen, sondern gleichzeitig auch zur Befestigung der Kenntnisse, die auf jenen Gebieten gewonnen wurden. Angenehm wäre es freilich, wenn derartige praktische Aufgaben den Sammlungen an den Stellen einverleibt wären, wo sie dem Pensum der Klassen entsprechen. — Die von dem Herrn Verf. gegebenen Aufgaben sind gröfstenteils der Planimetrie und der Stereometrie entnommen, eine kleinere Anzahl behandelt die Physik und die Geographie. Fortschreitend von leichteren Aufgaben zu schwereren durchmifst der Herr Verf. ein ziemlich grofses Gebiet. Die Aufgaben sind zuerst in Buchstaben zu lösen, und nach der allgemeinen Lösung sind Zahlenbeispiele auszurechnen; die gegebenen Zahlen sind meistenteils klein, so dafs selten eine Benutzung von Logarithmentafeln erforderlich sein wird. Gefallen will es mir nicht, dafs der Herr Verf. die Aufgaben oft in ihrer Fassung von einander abhängig macht, bei der Benutzung ist man also häufig genötigt, der betreffenden Aufgabe erst die vollständige Form zu geben. Es geschah dies wohl, um Raum zu sparen.

Ich glaube, dafs der Wunsch des Herrn Verf.s, dafs dem Buche ein Erfolg beschieden sein möge, sich erfüllen wird.

Berlin. A. Kallius.

O. Weise, Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Aus Natur und Geisteswelt, 4. Bändchen. Leipzig 1899, B. G. Teubner. IV u. 152 S. 8. geb. 1,15 M.

Der durch sein Buch: Unsere Muttersprache aufs beste bekannte Verfasser bietet hier auf engem Raum (152 S.) in der ihm eigenen klaren, durchsichtigen Sprache, in fesselnder, vornehmer Darstellung eine reiche, wohlgeordnete Stofffülle, die er in sieben Abschnitte gegliedert hat.

In dem ersten Abschnitt: Schrift und Schreibzeuge wird zunächst die Entstehung und Entwickelung der Schrift und dann nach einem Hinweise auf den Ursprung und die Eigenart der sogenannten deutschen Schrift die Geschichte unserer Schreibkunst durch mehrere interessante Beispiele beleuchtet, beispielsweise sei erwähnt, dafs zur Zeit Luthers von 200 Landleuten kaum einer seinen Namen schreiben konnte, die anderen hingegen sich mit drei Kreuzen behalfen. Sodann werden die Beschreibstoffe, Holz-, Wachs-, Bronzetafeln u. s. w. sowie Papyrus und Papier einer Besprechung unterzogen, die namentlich durch Hindeutungen auf den sprachlichen Ursprung einschlägiger Worte (liber, codex = caudex, Baumstamm, Diplom, Bibel, Velin von vitellinus) anziehend wirkt. Einer weiteren Erörterung der zur Erzeugung der Schrift verwandten Werkzeuge sowie der zum Schreiben dienenden Stoffe schliefsen sich anhangsweise Mitteilungen zur Geschichte der Kurz- und Fernschrift an, die die hervorragende Bedeutung und den gewaltigen Umfang, den diese Schriftgattungen gewonnen haben, kennzeichnen; beim Tode des Altreichskanzlers z. B. sind in drei und einhalb Tagen von Friedrichsruh 135 000 Worte von etwa 70 Zeitungsberichterstattern abgeschickt worden. Auch das im zweiten Abschnitte zur Geschichte des Buchdruckereiwesens, der Bücherillustration, der Holzschneidekunst Vorgebrachte zeichnet sich durch klare Verständlichkeit und reichen Inhalt aus; so erfährt man über den Ursprung der Bezeichnung Aushängebogen, dafs früher Buchdruckereibesitzer die ersten gedruckten Bogen öffentlich anzuschlagen pflegten, damit jeder Vorübergehende, der sich dafür interessierte, Gelegenheit fände, etwaige Druckfehler aufzustechen und den für jedes Versehen ausgesetzten Lohn zu erwerben. Das dritte Kapitel handelt vom Briefwesen, vom Briefgeheimnis, vom Umfange der Korrespondenz, vom Inhalte der Briefe und liefert einen wohlgelungenen Umrifs der Geschichte des Briefes. Der vierte Abschnitt ist der Geschichte der Zeitungen gewidmet; auch hier wird mit sicherer Hand das Neue aus dem Alten entwickelt, Einheimisches mit dem Fremden verglichen. Dem fünften Abschnitte mit seinem mehr historisch-philologischen Inhalte schliefst sich dann im sechsten Abschnitte ein Abrifs der Geschichte des Buchhandels an, aus dem man z. B. ersieht, dafs Deutschland 1896 für 62 Millionen Mark Bücher ins Ausland geschickt hat, während für 42 Millionen Mark Bücher zu uns kamen,

dafs Japan ferner mit jährlich 25 000 Bänden in der Büchererzeugung allen Ländern voransteht.

Das Bändchen ist gut ausgestattet und mit zahlreichen, meist sauberen Illustrationen versehen. Möge es mit seinem reichen Belehrungs- und Unterhaltungsstoffe rechte Verbreitung finden!

Köln a. Rh. G. Blumenschein.

„Gesang der Deutschen am Kyffhäuser". Gedicht von Franz Müller-Quedlinburg, für Männerchor (mit Posaunenbegleitung ad libitum) komponiert von Richard Bartmufs. Op. 26. Dessau, Johannes Teetzmann, Musikverlag. Partitur 2,50 M, Singstimme je 0,20 M.

Der schon wiederholt in dieser Zeitschrift als patriotischer Dichter genannte Franz Müller hat die Barbarossasage in ihrer Erfüllung durch Kaiser Weifsbart besungen und das Andenken des Gründers des neuen Deutschen Reiches, wie es in dem sichtbaren Zeichen auf dem Kyffhäuser die dankbaren Krieger festzuhalten und der Nachwelt zu überliefern bestrebt gewesen sind, verherrlicht. Der volkstümliche Text hat durch den Tondichter Bartmufs eine verständnisvolle musikalische Erklärung gefunden. Die überaus edle und mafsvolle Komposition ist von der verpönten Liedertafelmusik weit entfernt. In dunkler Färbung ist das Sagenhafte gehalten; freudig ernst begrüfst der Komponist das Andenken an den grofsen Kaiser und steht überall im heiligen Feuer der Bewunderung vor dem Bilde von Erz, dessen Grofsartigkeit in dem gewichtigen $^3/_2$ Takt anschaulich vor das geistige Auge gezaubert wird. Die Einübung des Chors bietet für halbwegs gewandte Sänger nur mäfsige Schwierigkeiten. Das Gesangstück dürfte für die Schüler der oberen Klassen bei patriotischen Festfeiern, wie am Tage von Sedan, eine passende Gesangsvorlage sein, besonders aber bei Schülerfahrten nach dem Kyffhäuser sich vortrefflich eignen, die Feier am Denkmal zu inaugurieren.

Berlin. H. J. Müller.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Die 36. Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner in Köln, 4. April 1899.

Der Vorsitzende, Geheimrat Dr. O. Jäger, eröffnete die von 98 Schulmännern besuchte Versammlung. Er erwähnte zuerst, dafs der Bericht über die letzte Versammlung durch einen unglücklichen Zufall verspätet erschienen sei, und bat alle, die das Wort ergreifen würden, für künftighin um ein kurzes authentisches Resumé ihrer Gedanken. Gern hätte ich, fuhr er fort, Ihnen einen Rückblick geboten auf das, was auf dem Gebiet des höheren Schulwesens im letzten Jahre geschehen ist. Wegen der beschränkten Zeit lenke ich Ihre Aufmerksamkeit nur auf zwei Punkte: 1. wir müssen Stellung nehmen zu dem mit grofser Wucht auftretenden Experiment des Reformgymnasiums; 2. wir müssen uns überlegen, wie einem andern Übel zu begegnen ist, der vielfach vorhandenen und mit einer steigenden Tendenz behafteten Überbürdung der Oberlehrer. Nachdem dies in einigen Worten näher dargelegt war, und nach einigen geschäftlichen Mitteilungen spricht Oberlehrer Rick (Kempen) über den deutschen Aufsatz in Unter-Sekunda:

Ohne Zweifel kann auf dem Gebiete des deutschen Aufsatzes mehr erreicht werden als bisher; dazu ist nötig, dafs der Gang des Unterrichts so systematisch wie möglich sei. Das ist aber schwierig, weil der deutsche Unterricht als ein rein geistiger aller Routine widerstrebt. Besondere Bedeutung hat der deutsche Aufsatz in U II für die austretenden Schüler und auch für die, welche weiter studieren. Aus meiner mehrjährigen Praxis in dieser Klasse möchte ich einige Beobachtungen mitteilen, die, wie ich hoffe, eine Grundlage für die Debatte abgeben können. Welches Ziel müssen wir uns in U II stecken? Wir dürfen uns nicht mehr mit dem einfachen Draufloserzählen begnügen; der Schüler mufs vielmehr jetzt lernen, einen gegebenen Stoff selbständig zu ordnen und darzustellen. — Was können wir thun, um dieses Ziel zu erreichen? Wichtig ist hier vor allem die Wahl des Themas. Hier werden, entsprechend der Schwierigkeit der Sache, noch

viele Fehler gemacht. Das Ideal wäre, dafs jedes neue Thema einen Fortschritt bedeutete, alle zusammen einen planmäfsigen Stufengang darstellten. Vom Untersekundaner kann man im ganzen nur verlangen, dafs er bekannte Vorstellungen darstelle und verknüpfe; das Thema mufs also aus dem Unterricht herauswachsen; aufserdem aber sollen ihm Ideen zugeführt werden, die er später weiter ausbauen kann.

Sogenannte Sentenzenthemata eignen sich dazu im allgemeinen nicht; stellt man ausnahmsweise eine derartige Aufgabe, so achte man darauf, dafs der Stoffgang im Gedanken- und Gesichtskreise des Schülers liege; schwierigere, z. B. „der Strom ein Bild des menschlichen Lebens", meide man durchaus. Der Geist des Untersekundaners ist dafür noch nicht reif.

Im allgemeinen wird man gut thun, die Themata aus dem Stoff der Lektüre zu wählen. Doch sind damit noch nicht alle Schwierigkeiten behoben: die auf dieser Stufe gelesenen Dichterwerke geben gar nicht sehr viel geeignete Themata ab, und auch diese entdeckt man erst bei eingehender Prüfung. — Welcher Art sollen nun die Themata auf dieser Stufe sein? Wir dürfen nicht mehr verlangen, als dafs ein leicht zu ordnender Stoff erzählend und einfach beweisend dargestellt werde, z. B. „Wie entwickelt sich das Geschick der Jungfrau nach der Anklage des Vaters?" oder — schon etwas schwieriger — „Wie beweist Bertran de Born dem Könige seine geistige Gröfse?" — Verstehen und darstellen von Empfindungen und seelischen Vorgängen sollte dem Untersekundaner wenigstens nicht durch den ganzen Aufsatz durchgeführt zugemutet werden, und Charakterzeichnungen sind den Schülern nur bei wenigen Personen möglich, wie etwa bei dem Wirte in Minna v. Barnhelm. Das Thema mufs ferner einen in sich abgeschlossenen Kreis darstellen; daher ist zu verwerfen „Der 1. Gesang von Hermann und Dorothea" oder „Erster Monolog der Jungfrau". Als Klassenaufsätze empfehlen sich nur solche Aufgaben, die eine erzählende Wiedergabe eines den Schülern geläufigen Stoffes verlangen. Gelegentlich kann man auch von den Schülern den Text mitbringen lassen, um auch die Teile der Lektüre heranzuziehen, die nicht gerade in letzter Zeit durchgenommen sind.

Ist das Thema entsprechend gewählt, so beginnt die eigentliche Anleitung. Am meisten lernt der Schüler durch zwei Mittel: durch geschickte Fragestellung des Lehrers und durch Hinweis auf gewisse einfache theoretische Regeln. Der Schüler mufs lernen, den Stoff nach seiner inneren Verwandtschaft zu ordnen und Verwandtes unter höhere Gesichtspunkte zu bringen. Die Form der Einleitung und des Schlusses mache man in einfach-praktischer Weise an Beispielen klar. Die früher üblichen Dispositionsübungen sind nichts für U II; sie haben geringen Wert und nehmen viel Zeit weg.

Nach der Korrektur gebe man alle Aufsätze auf einmal zurück und lege vorher eingehend dar, welche Fehler gemacht worden sind bei der Einteilung, und welche in sachlicher und sprachlicher Hinsicht. Dann soll der Lehrer noch zeigen, wie es hätte gemacht werden sollen, durch eine Skizze, einen Musteraufsatz oder durch Vorlesen des besten Schüleraufsatzes. Jedenfalls mufs der Schüler einsehen, inwiefern er gefehlt hat, damit er selbständig verbessern kann. Redner schliefst mit den Worten Kretschmanns im Danziger Programm von 1897, „dafs an keiner Stelle des Gym-

nasiums einschneidender gearbeitet werden könne als beim deutschen Aufsatz in U II“. Die Thesen lauteten:

1. In II B soll der Schüler systematisch angeleitet werden, zu einem gegebenen Thema den Plan zu entwerfen und das Wesen der einzelnen Teile theoretisch und praktisch kennen zu lernen.

2. Es soll demnach hier für den Aufsatz in höherem Sinne, wie er auf den oberen Stufen dem Verständnis erschlossen wird, der Grund gelegt werden.

3. Systematische Dispositionsübungen an allgemeinen Themen sind wenigstens auf dieser Stufe zu verwerfen.

4. Der Regel nach sollen gerade auf dieser Stufe die Themen dem Unterrichtsstoffe entnommen, allgemeine Themen nur ganz ausnahmsweise zugelassen werden.

5. Der Plan des Aufsatzes mufs mit den Schülern vorher vollständig besprochen werden. Die Besprechung des Planes aber sowie alles dessen, was mit dem Aufsatze zusammenhängt, z. B. auch bei der Rückgabe der Arbeiten, empfiehlt es sich so zu gestalten, dafs dabei die Gesichtspunkte theoretisch zur Sprache und praktisch zur Anwendung kommen, die für die Anfertigung des Planes und des Aufsatzes von Wichtigkeit sind.

6. Für die Anleitung empfiehlt es sich auch, bei der Besprechung der korrigierten Arbeiten in einer Skizze oder geradezu in einem ausgeführten Probeaufsatze den Schülern ein Muster zu geben, wie die Sache gemacht werden mufste.

7. Es empfiehlt sich, für diese Stufe wenigstens, dem Lehrer anheimzustellen, wenn er es für nötig hält, die Schüler bei Klassenaufsätzen, abgesehen vom Prüfungsaufsatze, den Text des Buches, aus dem er den Aufsatz nimmt, gebrauchen zu lassen.

8. Aus dem Aufsatze der II B mufs vor allem die Darstellung rein geistiger Vorgänge, müssen ferner Reflexionen verlangende Themen, demnach mit wenigen Ausnahmen auch Charakterschilderungen ferngehalten werden.

Der Vorsitzende dankt dem Redner. Er schlägt vor, für die Debatte z. B. These 6 herauszugreifen, die den Musteraufsatz des Lehrers empfiehlt. Er halte dies für eine nicht ganz klare Forderung unserer pädagogischen Nimmersatte; was für einen Aufsatz solle der Lehrer machen? Einen Musteraufsatz eines Sekundaners oder eines reifen Mannes? — Er habe aber auch einen tieferen Grund: wir müfsten fürchten, die Individualität des Schülers zu ersticken, wenn wir ihm zuviel von unseren eigenen Gedanken aufzwingen durch allzu eingehende Besprechung der Disposition oder durch regelmäfsige Musteraufsätze.

Direktor Brüll - Prüm glaubt, im Gegensatz zum Vorsitzenden, den Schüler erheblich fördern zu können, wenn er ihn durch den Musteraufsatz an einem lebendigen Beispiel zeige, wie der Aufsatz disponiert und wie die einzelnen Teile verknüpft werden müssen. Freilich müsse sich der Lehrer dabei auf den Standpunkt des Schülers herablassen; aber müsse er das nicht immer beim Unterricht thun? Schliefslich empfiehlt er, sich womöglich für das ganze Schuljahr Themata festzusetzen.

Prof. Volckmann-Düsseldorf möchte gern erfahren, wie die Anwesenden über Dispositionsübungen dächten. Er sei in seiner Jugend von einem Dispositionarius schlimmster Art gequält worden und beschränke daher jetzt in seiner Praxis solche Übungen auf Aufsätze.

Direktor Evers-Barmen hat es mit und ohne Musteraufsätze versucht und keinen wesentlichen Unterschied gefunden. Dispositionsübungen halte er für belebend, wenn man sich damit begnüge, in kurzer Zeit den springenden Punkt und die Hauptgliederung mit der Klasse herauszufinden. Zu These 8 bemerkt er, dafs es die Schüler gerade auf dieser Stufe lernen müfsten, aus dem Erzählungsstil in den einfachen Darstellungsstil überzugehen. Er empfehle, das genus rationale mit dem genus historicum zu verbinden, wie dies auch Kretschmann in seinen beiden Programmen gethan.

Direktor Cauer-Düsseldorf betont die Wichtigkeit der Disposition, die bei jedem Aufsatz, bei jeder Rede die Hauptsache sei. Dispositionsübungen in oberen Klassen hätten den Vorteil, dafs sie die Zahl der behandelten Themata wesentlich vermehren. — Mit dem Vorredner stimmt er überein in der Ansicht, dafs man den Untersekundaner von dem natürlichen Triebe der Sprache freimachen, ihm das ewige Erzählen abgewöhnen müsse. Die Themata seien so zu wählen, dafs in den Aufsätzen Darstellung und Beweis verbunden werden müsse. Selbst einfache Charakteristiken halte er nicht für ausgeschlossen.

Provinzialschulrat Matthias-Coblenz empfiehlt, den Musteraufsatz aus den Aufsätzen der ganzen Klasse zusammenzustellen. — Dem Untersekundaner das Erzählen abzugewöhnen, halte er für unrichtig, zumal unsere Zeit gar nicht mehr erzählen könne. Lernen mufs der Schüler blofs, das Nebensächliche abzustreifen.

Hierauf wird die Verhandlung auf eine halbe Stunde unterbrochen. Nach der Pause verzichtet die Versammlung nach dem Vorschlag des Vorsitzenden auf weitere Diskussion.

Das Wort erhält Oberlehrer Wiesenthal-Barmen zu einem Vortrage über einige Fragen der Unterrichtsverteilung. Dieser führt aus:

Die Fragen, deren Besprechung ich hier anregen möchte, werden gerade jetzt in den Kreisen jüngerer Kollegen lebhaft erörtert; es scheint mir wünschenswert, dafs sich etwas von dieser Strömung auf der Oberfläche bemerkbar mache. Den Lehrstoff nehme ich als gegeben an, möchte aber bei der Verteilung des Unterrichts gröfsere Rücksichtnahme auf die Persönlichkeit des Lehrers wie des Schülers empfehlen.

Zur Zeit besteht die Gefahr, dafs die Wirksamkeit der Persönlichkeit gehemmt wird durch die Ansprüche der Lehrstoffe; das Publikum, die Lehrpläne, die Aufsichtsbehörden, alle verlangen in erster Linie nachweisbare Leistungen; hinter diesen treten dann allzuleicht die Imponderabilien zurück. Vor allem aber birgt das Spezialistentum grofse Gefahren für die Bildung der Persönlichkeit. Abhilfe soll dagegen die gepriesene „Konzentration des Unterrichts“ bringen. Aber wirklichen Erfolg wird man erst dann verspüren, wenn man den verschiedenen Unterrichtsfächern einen lebendigen Mittelpunkt in der Persönlichkeit des Lehrers giebt. Daher lautet meine erste These: Es ist wünschenswert, dafs auf unseren höheren Schulen Mafsnahmen bei der Unterrichtsverteilung getroffen werden,

die geeignet sind, die Wirkung einer Lehrerpersönlichkeit auf Schülerpersönlichkeiten zu fördern.

Der neu eintretende Sextaner erhält jetzt statt eines Lehrers deren 5—7, was vielen Naturen das Einleben sehr erschwert. Gebe man doch künftig dem Ordinarius möglichst wenig Nebensonnen und verteile den gesamten Unterricht in Sexta unter höchstens drei Lehrer.

Durch welche Wissensgebiete wird nicht der Tertianer getummelt! Daher stellen sich Stumpfsinn und Fahrigkeit auch bei besser beanlagten Schülern ein. Je mehr Lehrer aber, desto mehr Zersplitterung; denn der Schüler arbeitet auf dieser Stufe nicht aus Neigung für dieses und jenes Fach, er arbeitet für diesen oder jenen Lehrer. Hat der Ordinarius dagegen möglichst viele Stunden in seiner Klasse, so wird der Gang des Unterrichtes ruhiger werden, die erzieherische Einwirkung tiefer, da der Ordinarius Gelegenheit zu vielseitiger Beobachtung hat. In den Oberklassen endlich ist die Vereinigung mehrerer Fächer in einer Hand nicht so leicht durchführbar, aber auch nicht so notwendig, da die Schüler gegen verschiedene Einflüsse widerstandsfähiger sind. Daher lautet die 2. These: Es ist wünschenswert, dafs der Ordinarius in unteren und mittleren Klassen über die Hälfte der wissenschaftlichen Stunden in seiner Hand vereinige.

Es läfst sich nicht leugnen, dafs unsere Klassenstufen jetzt allzu isoliert dastehen. Die selbständige Wiederholung früheren Unterrichtsstoffes, die zugleich die beste Anleitung zu selbständigem Arbeiten ist, würde sehr erleichtert, wenn der Lehrer mehrere Jahre mit seiner Klasse aufrückte. Auch die sonstigen Vorteile des Aufrückens — intimere Kenntnis des Einzelnen wie der Klasse — nähere Fühlung mit den Eltern u. s. f. — liegen auf der Hand. Der einzige berechtigte Einwand ist der: es sei eine Ungerechtigkeit, einer Klasse mehrere Jahre einen „schlechten“ Ordinarius zu geben. Mit dem Prädikat „schlecht“ sollte man aber doch recht vorsichtig sein. Nur bei zweifelloser Unfähigkeit ist es geboten, einen Lehrer durch die Unterrichtsverteilung „unschädlich zu machen“. Sonst lasse man nach Möglichkeit jedem die Freude, eine gewisse Vollendung seiner Arbeit zu sehen.

Fraglich ist blofs, wie viel Jahre der Ordinarius aufrücken soll. Am Barmer Gymnasium hat man neuerdings versucht, Klassen von Sexta bis Untersekunda demselben Ordinarius zu lassen; das scheint mir selbst für einen guten Lehrer eine zu lange Zeit zu sein. Allzuleicht verliebt sich der eine Ordinarius in seine Klasse, während der andere alles, was sie etwa verbricht, als persönliche Beleidigung auffafst. Sollte übrigens ein Ordinarius durch allzugrofse Vorliebe oder allzugrofse Strenge seiner Klasse gegenüber sich bei der Versetzung beeinflussen lassen, so hat ja der Direktor die Pflicht und die Macht, dagegen einzuschreiten. Demnach lautet meine 3. These: Es ist wünschenswert, dafs jeder Ordinarius mit seiner Klasse mehrere Jahre aufrückt.

Dieselben Gründe sprechen natürlich auch dafür, dem Fachlehrer mehr als ein Jahr den Unterricht bei denselben Schülern zu lassen. Er kann nur durch länger dauernde Beobachtung dahin kommen, in dem einzelnen Schüler nicht blofs den guten oder schlechten Mathematiker, sondern den Menschen zu sehen. Auch ist bei stets wiederholtem Wechsel der Klassen die Arbeits-

last des Lehrers gröfser, als wenn er sich mit einem Cötus völlig einarbeiten kann. Wie lange der Fachlehrer mit aufrücken soll, läfst sich am besten aus dem Unterrichtsstoffe seines Faches ersehen; es ergeben sich da leicht gröfsere natürliche Gruppen, die mehr als ein Jahr umfassen. Die 4. These könnte demnach so gefafst werden: Es ist wünschenswert, dafs der Unterricht an die Fachlehrer nach sachlichen, mehr als ein Schuljahr umfassenden Gruppierungen verteilt werde.

Ihren besonderen Haken hat die Unterrichtsverteilung in den oberen Klassen, da die beati possidentes das Streben jüngerer Kollegen nach Prima-Unterricht anmafsend oder lächerlich finden. Beruhte das Streben auf der Annahme, dieser Unterricht wäre vornehmer oder wichtiger, so würde ihm allerdings die Berechtigung fehlen. Aber jeder, der gleichzeitig in oberen und unteren Klassen unterrichtet, weifs, dafs der Unterricht in Prima erheblich leichter ist, da er geringere Anstrengung der Sprachorgane und des Willens verlangt. Man sollte also aufhören, diesen Unterricht als besondere Auszeichnung zu behandeln, vielmehr jeden Lehrer mit dem Unterricht belehnen, für den er sich besonders geeignet zeigt. Leider aber ist der Prima-Unterricht jetzt vielfach das Monopol des Alters. Die Zahl der aufserordentlichen Männer, die bei demselben Unterricht stets anregend bleiben, ist aber klein, und Tausende von ehemaligen Primanern können bezeugen, wie verstimmt und verstimmend schliefslich die alte Leier wird (Zwischenruf: Bravo! da capo!). Dafs ältere Lehrer vorwiegend den Unterricht in den Oberklassen verwalten, ist ganz in der Ordnung; aber die jüngeren, denen der härteste Teil der Aufgabe zufällt, sollten doch auch einmal Unterricht erhalten, der sie zu wissenschaftlicher Thätigkeit anregt. Das empfiehlt sich auch vom Standpunkt des Schülers, dem eine Unterbrechung des trockenen Tones zu gönnen ist. Die lebhafte Antipathie vieler Abiturienten gegen das Gymnasium ist sicher zum Teil durch den Prima-Unterricht verschuldet; man sehe also von blofsen Altersansprüchen ab und verwende auf den bedrohten Punkt die besten Kräfte!

Ebenso notwendig ist es aber, dafs auch ältere Lehrer gelegentlich in mittleren und unteren Klassen unterrichten, um sich vor ausgeleiertem Schlendrian zu bewahren und um den richtigen Mafsstab für die Beurteilung der jetzt noch möglichen Leistungen zu finden.

Darum heifst die 5. These: Es ist wünschenswert, dafs in den oberen Klassen auch jüngere, in den mittleren auch ältere Lehrer beschäftigt werden.

Von der Durchführung verspreche ich mir eine Förderung des erzieherischen Charakters unserer höheren Schulen und schliefse, für Zustimmung wie Belehrung gleich dankbar, mit den Worten des Horaz:

si quid novisti rectius illis
candidus imperti; si nil, his utere mecum!

Die Thesen zu diesem zweiten Punkt der Tagesordnung lauteten:

1. Es ist wünschenswert, dafs die höheren Schulen geeignete Mafsnahmen treffen, um die Wirkung einer Lehrerpersönlichkeit auf die Persönlichkeit von Schülern zu erleichtern.

2. Es ist wünschenswert, dafs der Ordinarius in den unteren und mittleren Klassen den gröfsern Teil des wissenschaftlichen Unterrichts in seiner Hand vereinige.

3. Es ist wünschenswert, dafs jeder Ordinarius mit seiner Klasse mehrere Jahre aufrücke.

4. Es ist wünschenswert, dafs die Fachlehrer ihren Unterricht ebenfalls mehr als ein Jahr bei denselben Schülern behalten.

5. Es ist wünschenswert, dafs in den oberen Klassen auch jüngere Lehrer, in den mittleren auch ältere unterrichten.

Der Vorsitzende dankt für den Vortrag, bekennt aber, dafs es ihm doch zweifelhaft sei, ob die aufgestellten Grundsätze in der Praxis immer durchführbar seien. Ein Schlag treffe oft 1000 Verbindungen und verderbe die ganze schöne Organisation. Die Thesen seien sehr wahr, aber eben darum wenig diskutierbar. Indem er sich bemühe, Stoff für eine Diskussion zu finden, stofse er auf These 3. Er würde doch eine Grenze ziehen und im allgemeinen die Schüler nicht über zwei Jahre in derselben Hand lassen. Unter dem vielen Guten, was man auf der Schule erlebe, sei das Beste die Einwirkung der verschiedenen Persönlichkeiten. — Direktor Zahn-Mörs schlägt vor, gar nicht zu diskutieren, um noch den 3. Punkt der Tagesordnung zu erledigen. Der Vorsitzende rät, die Thesen dem Ausschufs für die Vorbereitung der nächsten Versammlung zu überweisen; die Versammlung nimmt den Antrag an. Darauf nimmt der Vorsitzende das Wort zu einem Bericht über den letzten Historikertag: Um möglichst kurz zu sein, möchte ich der Versammlung nur zwei Punkte vortragen, die mir die wichtigsten zu sein scheinen. Einmal erschien es mir wichtig, dafs auf diesem Historikertag sich ein für beide Teile fruchtbarer Verkehr zwischen der hohen Wissenschaft und der Schulpraxis angebahnt hat. Ich empfehle den Fachgenossen dringend, sich künftig nach Möglichkeit an diesen Tagen zu beteiligen.

Die Thesen, die ich schon der vorigen Versammlung vorgelegt habe, haben im allgemeinen Beifall gefunden. Ausgeschaltet wurde nur die These, dafs die wünschenswerte Vorbildung für den Geschichtslehrer das humanistische Gymnasium sei. Doch eine Art von Widerspruch trat schärfer hervor. Mein Korreferent verlangte für den künftigen Geschichtslehrer ein vierjähriges der Geschichte gewidmetes Studium und zwei Prüfungen. Das ist doch eine sehr ideologische Forderung! In derselben Richtung bewegten sich die Ausführungen des Prof. Zwidineck-Südenhorst: Geschichte sei ein Hauptfach und als solches zu behandeln. Wir mufsten betonen, dafs jedes Fach je an seiner Stelle gleichen Wert habe, dafs man aber unterscheiden müsse zwischen dem, was der Geschichtsunterricht als solcher, und dem, was jeder andere Unterricht den Schülern an geschichtlichen Kenntnissen zuführe. Die Versammlung fand den richtigen Ausweg auf Veranlassung des Prof. Kaufmann (Breslau) und milderte die These dahin ab: es sei wünschenswert, dafs der Geschichtsunterricht an Gymnasien von fachmännisch gebildeten Lehrern erteilt werde. Ich wiederhole: 1. es ist erfreulich, dafs sich auf diesem Gebiete Männer der Hochschule und der Mittelschule zusammengefunden haben; und 2. es ist erfreulich, dafs es gelungen ist, das Spezialistentum zurückzudrängen, das uns jetzt an allen Ecken bedroht.

Gern würde ich Ihnen noch von einer Versammlung des Vereins württembergischer Lehrer erzählen, der ich Pfingsten vorigen Jahres beigewohnt habe. Aber die Zeit drängt. Es ist mir dort klar geworden, dafs eine

Solidarität des deutschen Lehrerstandes noch nicht vollständig erreicht ist; aber wir sind bei dieser Versammlung inne geworden, dafs das Einheitsgefühl im sichern Fortschreiten begriffen ist, und wir haben die frohe Empfindung mit fortgenommen, dafs jeder von uns, wo immer er den Fufs auf deutschen Boden setzt, nicht blofs ein allgemeines vaterländisches, sondern ein Heimatsgefühl hegen darf. Das wollen wir uns für die Zukunft merken!

An die Stelle der nach Statutenbestimmung ausscheidenden zwei Mitglieder des Ausschusses wurden Prof. Moldenhauer und Prof. L. Stein zu Köln gewählt.

Köln. B. Geifsler.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen, herausgegeben von J. Wychgram. Leipzig, R. Voigtländer's Verlag. Vierter Jahrgang (1899), 3. und 4. Heft (S. 169—338). Jährlich 4 Hefte, Preis in Deutschland 10 M, einzelne Hefte 3 M.

2. A. Beier, Die höheren Schulen in Preufsen und ihre Lehrer. Sammlung der wichtigsten hierauf bezüglichen Gesetze, Verordnungen und Verfügungen, nach amtlichen Quellen herausgegeben. Halle a. S. 1899, Buchhandlung des Waisenhauses. X u. 285 S. kl. 8. geb. 2,40 M.

3. Bericht über die am 4. und 5. April 1899 in Meifsen abgehaltene neunte Jahresversammlung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins. Leipzig 1899, Dürr'sche Buchhandlung. 58 S.

4. G. Voigt, Christentum und Bildung. Vortrag, gehalten im Evangelischen Vereinshause zu Berlin. Leipzig 1899, Dürr'sche Buchhandlung. 29 S. gr. 8. 0,60 M.

5. Das Nibelungenlied (Übersetzung nach der Handschrift A). Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben von O. Henke. Leipzig 1899, G. Freytag. 183 S. kl. 8. geb. 1 M.

6. Goethe, Dichtung und Wahrheit. Schulausgabe von J. Dahmen. Zweite, verbesserte Auflage. Mit 3 Abbildungen. Paderborn 1898, F. Schöningh. IX u. 178 S. 1 M. — Zunächst für die erste Klasse der höheren Mädchenschulen bestimmt, wird diese Ausgabe auch höheren Knabenschulen nicht unwillkommen sein.

7. W. Ebrard, Allitterierende Wortverbindungen bei Goethe. Progr. des Alten Gymn. in Nürnberg 1899. 42 S.

8. Martin Greif, General York. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig 1899, L. F. Amelangs Verlag. Schul-Ausgabe. 67 S. kl. 8. 0,50 M.

9. Shakespeare, Heinrich der Vierte. Zweiter Teil. Für den Schulgebrauch herausgegeben von F. Ulrich. Leipzig 1899, G. Freytag. 121 S. kl. 8. geb. 0,60 M.

10. H. Heinze und W. Schröder, Aufgaben aus deutschen Dramen, Epen und Romanen. Bändchen 1: Aufgaben aus „Wilhelm Tell", zusammengestellt von H. Heinze. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1899, W. Engelmann. VIII u. 142 S. geb. 1,50 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1895 S. 337. Die Zahl der „Aufgaben zur Auswahl" ist bedeutend vermehrt und auf Beseitigung der Fremdwörter geachtet worden.

11. W. Bruckner, Charakteristik der germanischen Elemente im Italienischen. Progr. Basel 1899. 34 S. 4.

12. G. M. Lane, A Latin Grammar for schools and colleges. London and New York 1899, Harper & Brothers. XV u. 572 S. geb. 6 sh.

13. L. Bayard, Notes de grammaire latine pour servir à la traduction du français en latin. Paris 1898, C. Klincksieck. XIX u. 108 S. 12.

14. Aristotelis Ἀθηναίων πολιτεία. Tertium edidit Fr. Blass. Leipzig 1898, B. G. Teubner. XXXI u. 126 S. kl. 8. 1,80 M.

15. G. Weitzenböck, Lehrbuch der französischen Sprache. Teil I. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig 1899, G. Freytag. 158 S. gr. 8. 1,25 M, geb. 1,65 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1893 S. 616.

16. Goethe, Iphigenie auf Tauris. Edited with introduction, notes and appendices by Karl Breul. Cambridge 1899, The University Press. LXXXIV u. 254 S. kl. 8. geb. 3 sh. 6 d.

17. Ann Fraser-Tytler, Leila or, The Island. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von E. Wetzel. Bielefeld und Leipzig 1897, Velhagen & Klasing. IV u. 105 S., Anmerkungen 20 S. Wörterbuch 47 S., zusammen geb. 1,10 M.

18. Edgeworth. Drei Erzählungen: The Orphans, Forgive and Forget, The Basket-Woman. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von E. Grube. Bielefeld und Leipzig 1899, Velhagen & Klasing. IV u. 93 S., Wörterbuch 44 S., zusammen geb. 0,80 M.

19. X. B. Saintine, Picciola. Edited with introduction and notes by A. R. Ropes. Cambridge 1899, The University Press. X u. 248 S. kl. 8. geb. 2 sh.

20. A. Hochheim, Aufgaben aus der analytischen Geometrie der Ebene. Heft II: Die Kegelschnitte, Abt. 1. Zweite Auflage. Leipzig 1899, B. G. Teubner. A. Aufgaben. IV u. 81 S. 1,40 M; B. Auflösungen, mit in den Text gedruckten Figuren. 96 S. 1,60 M.

21. Fr. Junker, Höhere Analysis. Erster Teil: Differentialrechnung. Mit 63 Figuren. Leipzig 1898, G. J. Göschen. 192 S. kl. 8. geb. 0,80 M.

22. Sammlung der Aufgaben des Aufgaben-Repertoriums der ersten 25 Bände der Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, unter Mitwirkung von Stoll systematisch geordnet von Emmerich u. C. Musebeck und herausgegeben von J. C. V. Hoffmann. Leipzig 1898, B. G. Teubner. XII u. 399 S. geb. 6 M.

23. K. Diefenbach, Anleitung zum Unterricht in der Heimatkunde. Mit besonderer Beziehung auf Frankfurt am Main. Nebst einer Zeichnung und einer Kartenskizze der Umgegend von Frankfurt. Zweite, verbesserte Auflage. Frankfurt a. M. 1899, Jaegersche Verlagshandlung. 86 S. 1 M.

24. M. Geistbeck, Leitfaden der mathematischen und physikalischen Geographie. Neunzehnte Auflage. Freiburg i. B. 1898, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 169 S. 1,40 M, geb. 1,75 M.

25. M. Krafs und H. Landois, Lehrbuch für den Unterricht in der Mineralogie für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere Lehranstalten. Zweite, verbesserte Auflage. Freiburg i. Br. 1899, Herdersche Verlagshandlung. XI u. 131 S. 1,60 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1890 S. 710.

26. J. Hacks, Die volkswirthschaftliche Bedeutung der Abrüstung. Kattowitz O. S. 1899, G. Siwinna. 24 S. gr. 8. 1 M.

27. R. Hoernes, Paläontologie. Mit 87 Abbildungen. Leipzig 1899, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 212 S. geb. 0,80 M. [Sammlung Göschen Bd. 94.]

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Posteaquam, postquam, ubi, ut, simulatque.

Ein Beitrag zur Berichtigung und Vereinfachung der lateinischen Syntax.

In betreff der Bedeutung und des Gebrauches von *postquam* beschränken sich die grammatischen Lehrbücher fast durchweg auf die Feststellung, dafs *postquam* die Bedeutung „nachdem“ hat und abweichend vom Deutschen mit dem ind. perf. verbunden wird, mit dem plsqpf. nur dann, wenn zu *postquam* noch der Ablativ eines Zeitmafses gehört. Hinzugefügt wird dann noch, dafs es auch „seitdem“ bedeuten kann, und ferner, dafs es auch in der Bedeutung „nachdem“ bisweilen mit dem plsqpf. oder impf. verbunden ist.

Diese Regeln sind unvollständig und unrichtig. Was zunächst die Bedeutung der Konjunktion betrifft, so wird sie durch die Übersetzung „nachdem“ nur in solchen Sätzen annähernd richtig wiedergegeben, die das Verbum im plsqpf. haben, also die Ausnahme darstellen. Und zwar hat dann das deutsche Wort den Ton auf der ersten Silbe, z. B. Liv. II 8 *postquam alia frustra temptata erant* náchdem alles umsonst versucht worden war, Nep. 22, 4 *nono anno postquam in Hispaniam venerat*; hier soll eben hervorgehoben werden, dafs die Handlung des Hauptsatzes der des Nebensatzes nachfolgt. Das auf der zweiten Silbe betonte „nachdém“ heifst lateinisch *cum. Quod cum comperisset* nachdém er dies erfahren hatte. *Diu cum esset pugnatum* nachdém man lange gekämpft hatte. Dieser Unterschied in der Betonung wird aber übersehen, und so erklärt es sich, dafs die Schüler jedes deutsche „nachdem“ mit *postquam* glauben übersetzen zu können. Die Ungenauigkeit der Übersetzung mit „nachdem“ ist auch schon vielfach erkannt oder gefühlt worden. Ferd. Schultz, Latein. Sprachlehre, § 327, Anmerk. 2, übersetzt es mit „sobald als“, wenn es mit dem perf., mit „nachher als“, wenn es mit dem impf. oder plsqpf. verbunden ist. Eine solche Unterscheidung ist durchaus überflüssig; denn auch in Sätzen mit dem perf. ist der erste Bestandteil der Konjunktion, das *post* oder, wie Cicero meist sagt, *postea*, zu verstehen in Beziehung auf einen im vorhergehenden erwähnten oder wenigstens angedeuteten früheren Zeitpunkt. Z. B. Caes. b. G. V 6 *Dumnorix omnibus primo*

precibus petere contendit. Posteaquam id obstinate sibi negari vidit, sevocare singulos hortarique coepit. Erst legte er sich aufs Bitten. Später oder nachher, wie er sah, dafs er damit nichts ausrichte, fing er an, seine Landsleute aufzuwiegeln. Die Worte *quam* — *vidit* haben den Zweck, den in *postea* schon im allgemeinen bestimmten Zeitpunkt noch genauer zu bestimmen: später, nämlich zu der Zeit, als er sah. Dieser explikative Satz *quam* — *vidit* entspricht also vollkommen einem Satze mit *cum* temporale. Deshalb setzt Harre § 138 *postquam* = später als, aber nur in der Anmerkung, während er es im Text mit „nachdem" übersetzt. Dittmar[1]) übersetzt *postquam* c. perf. (nur diese Verbindung berücksichtigt er unter a) mit „später wie", macht aber den Zusatz = nachdem, denselben Zusatz, den er auch bei der von ihm angenommenen zweiten Art von *postquam* macht, er verwischt also hierdurch wieder den Unterschied.

Eine zweite besondere Art von *postquam* anzunehmen, ist nun allerdings notwendig. Wenn es Nep. XXII 4 heifst: *nono anno postquam in Hispaniam venerat occisus est*, so steht hier das *post* zwar auch in Beziehung auf einen andern früheren Zeitpunkt, aber nicht auf einen im vorhergehenden schon erwähnten Zeitpunkt, sondern auf einen Zeitpunkt, der erst in den nachfolgenden Worten *quam venerat* angegeben wird: neun Jahre später als er nach Spanien gekommen war, fiel er. Der Satz *quam venerat* hat nicht den Zweck, einen in *post* schon angedeuteten Zeitpunkt zu determinieren, sondern soll im Gegenteil darauf hinweisen, dafs der durch den Satz *post* — *occisus est* bezeichnete Zeitpunkt nicht identisch ist mit der Zeit der Ankunft. *Quam* hat hier nicht die Bedeutung des temporalen, sondern des rein komparativen „als". Es sollen eben die Handlungen des Nebensatzes und des Hauptsatzes ihrer Zeit nach mit einander verglichen werden. Dem Schüler wird dieser Unterschied klar werden, wenn man ihn darauf aufmerksam macht, dafs durch den Satz mit *postquam* hier die Frage beantwortet wird: Wie lange nachher geschah es?, dort: Wann geschah es?

Da wir nun die deutsche Wortverbindung „später als" von vorn herein als komparativ aufzufassen geneigt sind, so wird es sich empfehlen, die erste Art von *postquam* (die ich im folgenden kurzweg mit *posteaquam* bezeichne) mit „nachher als, nachher wie" oder „dann als, dann wie" zu übersetzen. Die zweite Art wird ebenso gut wie mit „später als" und in vielen Fällen vielleicht noch besser sich mit „nachdem" übersetzen lassen.

Was nun die Tempora betrifft, welche sich mit *posteaquam* zu verbinden pflegen, so ist es ein mit gröfster Zähigkeit und, wie es scheint, auch von Dittmar festgehaltener Irrtum, dafs man annimmt, das perf. sei die Regel, das impf., plsqpf. und gar das

[1]) A. Dittmar, Studien zur latein. Moduslehre (Leipzig 1897) § 162, a.

praes. Ausnahmen, die je nach dem Zusammenhange besonders zu erklären seien. Oft begnügt man sich sogar damit, den Gebrauch dieser Tempora als unklassisch oder spätklassisch zu bezeichnen. Dafs diese Ansicht unrichtig und dieses Verfahren verfehlt ist, läfst sich leicht nachweisen. Da, wie wir oben gesehen haben, der Satz mit *posteaquam* eine Zeitbestimmung enthält auf die Frage Wann?, also einem Satze mit *cum* temp. entspricht, nur dafs in *postea* zugleich noch eine Beziehung auf einen vorher erwähnten früheren Zeitpunkt enthalten ist, so ist es ohne weiteres einleuchtend, dafs die Wahl der Tempora bei *posteaquam* ebenso unbeschränkt ist und von denselben Bedingungen abhängt, wie beim *cum* temp. Nur eine einzige Abweichung findet statt, indem *posteaquam* niemals mit dem fut. verbunden ist. Dies erklärt sich aber sehr einfach daraus, dafs auch *postea* allein sich niemals mit dem fut. verbindet.

Wenn ich nun unter den Beispielen, welche die Richtigkeit meiner Ansicht beweisen sollen, zuerst einige Sätze mit dem perf. anführe, so geschieht dies, um die retrospektive Bedeutung des *postea* nachzuweisen, die, wenn sie nicht, wie es oft geschieht, vom Schriftsteller mit besonderm Nachdruck hervorgehoben wird, aus dem Zusammenhange sich leicht erschliefsen läfst. Caes. b. G. IV 37 *Morini primo circumsteterunt. Postea vero quam equitatus venit, terga verterunt.* Hier ist aufserdem die Trennung von *postea* — *quam* noch besonders zu beachten. Ebd. VII 58 *primo conabatur. Postquam id difficilius fieri animadvertit.* Sall. Cat. 6 *urbem Romam habuere initio Troiani cumque eis Aborigines. hi postquam in una moenia convenere.* Liv. XXI 33 *deinde postquam interrumpi agmen vidit.* Ebd. V 39 *privatos deinde luctus stupefecit publicus pavor, postquam hostes adesse nuntiatum est.* Caes. b. G. I 23 a. E. u. 24, 1 *nostros a novissimo agmine lacessere coeperunt. Postquam id animum animadvertit,* erst griffen sie den Nachtrab an, dann aber wurde ihnen dies unmöglich gemacht. Cic. Rosc. Am. 6, 16 *is hoc tumultu proximo eam partem causamque defendit. Posteaquam victoria constituta est* während des letzten Bürgerkrieges stand er auf Seiten der Optimaten und nachher, als diese gesiegt hatten u. s. w. Liv. XXXIII 18 *Macedones usque dum phalanx constabat, moveri nequiverunt. Postquam hastas circumagere conati sunt, extemplo tumultum inter se fecerunt.* Wie scharf und deutlich sind hier die beiden Zeitpunkte einander gegenübergestellt, erstens *dum phalanx constabat* und zweitens *quam conati sunt* und dementsprechend auch die beiden durch die Nebensätze zeitlich bestimmten Hauptsätze *moveri nequiverunt* und *tumultum fecerunt*! Ebd. XXI 30 *itaque Hannibal, postquam ipsi sententia stetit,* hier steht *post* in deutlicher Beziehung auf das im vorhergehenden Kapitel stehende *Hannibalem incertum, utrum — an.* Caes. b. G. V 3 *Indutiomarus bellum parare instituit, sed posteaquam nonnulli principes ad Caesarem venerunt* erst dachte

er an Kampf, aber dann, als u. s. w. Aus dem Zusammenhange ergiebt sich die Beziehung in folgenden Stellen. Liv. XXI 23 *decem milia peditum Hannoni data. Postquam per Pyrenaeum saltum traduci exercitus est coeptus, tria milia Carpetanorum iter averterunt* von seinem Heere, das 90000 Mann stark war, gab er zunächst an Hanno 10000 Mann ab, und nachher, als der Marsch über die Pyrenäen begann, verringerte sich sein Heer noch um 3000 Mann. Sall. Cat. 11, 4 *sed postquam L. Sulla bonis initiis malos eventus habuit* hier wird durch *post* die Sullanische Zeit den vorher geschilderten Zeitverhältnissen nach der Zerstörung Karthagos gegenübergestellt, die Sittenverderbnis war jetzt noch gröfser als damals. Ebd. 11, 7 *igitur ei milites, postquam victoriam adepti sunt, nihil reliqui victis fecere,* Sallust hat vorher die Nachsicht getadelt, die Sulla gegen seine Soldaten in Asien übte, jetzt weist er auf die verderblichen Folgen hin, welche diese Nachsicht in dem Augenblicke haben mufste, wo diese zügellosen Scharen siegreich waren, „so liefsen denn diese Soldaten nachher, als sie den Sieg erfochten, den Besiegten gar nichts mehr“.

Warum steht nun in den bisher angeführten Sätzen gerade das perf.? Nicht weil *posteaquam* an sich ebenso wie *simulatque*, mit dem es in vielen Lehrbüchern einfach zusammengestellt wird, die unmittelbare Aufeinanderfolge zweier Handlungen bezeichnet. Diese Bedeutung liegt weder in dem Worte, noch ergiebt sie sich aus dem Zusammenhange. Mit welchem Rechte kann man z. B. in der oben angeführten Stelle Caes. b. G. IV 37 *postea vero quam equitatus venit, terga verterunt* behaupten, dafs die Moriner unmittelbar nach dem Eintreffen der Reiterei sich zur Flucht wandten und nicht vielmehr wenigstens den Versuch machten, auch der Reiterei zu trotzen? Wenn der Schriftsteller die unmittelbare Aufeinanderfolge hervorheben will, so wird er zu *postquam* noch einen Zusatz machen müssen, wie *extemplo* bei Liv. XXXIII 18. Ebenso mufs auch zu *cum* und *ubi* in diesem Falle ein *primum* hinzutreten.

Vielmehr steht das perf. bei *posteaquam* aus demselben Grunde, wie beim *cum* temporale. Wenn es Caes. b. G. VI 12 heifst *cum Caesar in Galliam venit*, so steht das perf. und nicht das impf. oder plsqpf., weil es hier gar keinen Sinn hätte, die Handlung als eine noch in der Entwicklung begriffene[1]) oder als eine schon vollendete zu bezeichnen. Soll dies geschehen, so mufs gerade wie bei *cum* auch bei *posteaquam* das impf. oder plsqpf. stehen. „Zu der Zeit, als Antonius im Anmarsch begriffen war“ kann nur heifsen *cum adventabat*, daher auch Sall. Cat. 56 *postquam Antonius adventabat*. „Zu der Zeit, als die Gefahr beseitigt war“

---

[1]) Nur in diesem Falle steht zur Bezeichnung der Gleichzeitigkeit in einem indik. Nebensatze das impf.; es ist daher unrichtig, wenn es in manchen Lehrbüchern ganz allgemein heifst: das impf. bezeichnet eine gleichzeitige Handlung der Vergangenheit.

kann nur heifsen *cum periculum esse desierat*, daher auch Liv. III 23 *postquam periculum esse desierat*. Andere Beispiele für das impf.: Caes. b. G. VII 87 *Labienus, postquam neque aggeres neque fossae vim hostium sustinere poterant, Caesarem per nuntios facit certiorem.* Labienus versuchte zuerst dem erhaltenen Befehle gemäfs den bedrängten Cohorten Hilfe zu bringen. Aber er sah, dafs dies unmöglich war; denn *neque aggeres — poterant*. Dies war der Zustand, den er dort vorfand, und weil eben dieser Zustand hervorgehoben werden soll, mufs das impf. stehen. Sall. Jug. 58 *Metellus infecto negotio, postquam nox aderat, in castra revertitur*, nachher als es Nacht war, nicht als die Nacht hereinbrach. Der Gegensatz zu *post* ergiebt sich aus dem Zusammenhange. Liv. I 23 *postquam structi utrimque stabant, duces prodeunt.* Die beiden Heere stellten sich auf, und dann, als sie geordnet dastanden, traten die Führer vor. *Steterunt* wäre hier ganz undenkbar. Ebd. III 66 *Latinum primum agrum populati sunt. Deinde postquam ibi nemo vindex occurrebat, tum vero accessere.* Das impf. *occurrebat* giebt den Zustand an, wie sie ihn auf Grund wiederholter Beobachtung wahrnahmen. Ebenso Liv. III 46 *Appius paulisper moratus, postquam nemo adibat, domum se recepit* er verweilte einige Augenblicke, dann aber, als immer noch keiner kommen wollte, ging er nach Hause. Ebd. V 39 *tum demum, postquam nihil usquam hostile cernebatur, ad urbem Romam perveniunt* erst nachher, nämlich dann, als sich immer noch kein Feind blicken liefs. Ebd. IV 51 *postquam exigua spes erat, nocte oppidum reliquerunt* nicht gleich, sondern erst nachher, als sie wenig Hoffnung mehr hatten. Ebd. IV 10 *Vulscus imperator, qui ad eam diem rapto in diem frumento aluisset militem, postquam saeptus vallo repente inops omnium rerum erat, ad colloquium consulem evocavit* die Zeit, wo er die Unterredung begann, wird durch die Angabe eines Zustandes bestimmt. Sall. Cat. 6 *sed postquam res eorum satis prospera videbatur, invidia orta est* auch hier soll der Zustand hervorgehoben werden, *visa est* würde nur die Thatsache bezeichnen. Ebenso Liv. I 54 *postquam satis virium collectum videbat.* Eine wiederholte Handlung liegt vor Liv. XXI 28 *postquam pellebantur* nachher wie sie merkten, dafs sie immer wieder zurückgedrängt wurden.

Perf. und impf. in demselben Satze finden sich Caes. b. c. III 60 *primum conati sunt praefectum interficere. Postquam id difficilius visum est neque facultas perficiendi dabatur, ad Pompeium transierunt.* Hier liegt ein ὕστερον πρότερον vor: es stellte sich heraus, dafs die Ausführung zu schwierig war, d. h. es wollte sich ihnen keine Gelegenheit bieten; *dabatur* giebt den Zustand an, aus dem sich für sie jene Erkenntnis ergab. Ähnlich Sall. Jug. 70 *is (Nabdalsa) postquam magnitudine facinoris perculsus ad tempus non venit metusque rem impediebat, Bomilcar litteras ad eum mittit.* B. hatte mit N. den Plan zur Ermordung des Jugurtha verabredet

und rechnete darauf, dafs jener zur bestimmten Zeit sich einfinden werde. Als aber N. dann, d. h. zur verabredeten Zeit nicht kam (Thatsache) und somit dessen Furcht den Plan zu vereiteln drohte (Zustand), schrieb er ihm einen Brief.

Das plsqpf. bei *posteaquam* giebt gleichfalls einen Zustand an, nur dafs hier der Zustand als ein gewordener bezeichnet wird. Liv. II 8 *id omnibus modis impedire conati, postquam alia frustra temptata erant, foedum inter precationem nuntium incutiunt* erst versuchten sie es mit den gewöhnlichen Mitteln, dann aber als sie alles umsonst versucht hatten = alles umsonst war. Ebd. III 26 *nocte adorti castra, postquam parum vis aperta profecerat, munitiones* *postero die circumdant* erst versuchten sie es mit einem Sturm, nachher aber, nämlich am folgenden Tage, als sie zu der Überzeugung gekommen waren, dafs man mit Gewalt nichts ausrichten konnte, schliefsen sie die Stadt ein. Sall. Jug. 44 *Albinus Auli fratris clade perculsus, postquam decreverat non egredi provincia, plerumque milites stativis castris habebat* die Niederlage des Aulus hatte ihn eingeschüchtert, deshalb hielt er nachher, als er den Entschlufs gefafst hatte, seine Soldaten in Standlagern. Ebd. 79 *postquam alteri alteros aliquantum attriverant, sponsionem faciunt* der Nebensatz giebt im Gegensatz zu dem vorher erwähnten früheren Zustande (*magni atque opulenti fuere*) den späteren Zustand an. Ebd. 88 *postquam invidia decesserat* als die Mifsgunst nicht mehr bestand. Ebd. 97 *postquam magnam pecuniam amiserat* als er in Geldnot war. Cic. in Caecil. 21, 69 *tum, cum P. Africanus, posteaquam bis consul et censor fuerat, L. Cottam in iudicium vocabat* nachher als er schon Konsul und Censor gewesen war. Das perf. wäre hier durchaus falsch. Nur hier in Sätzen mit dem plsqpf. ist die Übersetzung mit „náchdem" oder „náchdem aber" angebracht.

Plsqpf. und impf. in demselben Satze findet sich u. a. Liv. XXV 10 *ubi illuxit, captum urbem senserunt; postquam lux certior erat et Romani in arcem confugerant conticescebatque paulatim tumultus, tum Hannibal Tarentinos convocare iubet* nachher als es schon heller war und die Römer auf die Burg geflohen waren und der Lärm allmählich verstummte, da u. s. w.

Das praes. bei *posteaquam* ist meist historisch, aber es kommt auch das eigentliche praes. vor, wenn nämlich der Redende die Zeit einer Handlung bestimmen will durch den gegenwärtigen Zustand und zugleich diesen gegenwärtigen Zustand zu einem früheren in Gegensatz stellt. Liv. XXI 13 *neque dum auxilia a Romanis sperastis, pacis unquam apud vos mentionem feci. Postquam nec ab Romanis vobis ulla est spes nec —, pacem affero.* Der Satz mit *postquam* steht in deutlichem Gegensatz zu *dum sperastis*, bis jetzt habt ihr immer noch auf die Römer gehofft, jetzt aber habt ihr keine Hoffnung mehr, und so komme ich jetzt, wo ihr keine H. mehr habt, mit einem Friedensvorschlage. Die

Stelle Liv. XXI 30 würde in der or. recta lauten: *tum nemini id visum est longum, cum ab occasu solis ad exortus intendebatis iter. Nunc postquam multo maiorum partem itineris emensam cernitis, subsistitis* damals hattet ihr keine Bedenken, jetzt, wo ihr die Hälfte des Weges zurückgelegt habt, wollt ihr nicht weiter. Cic. Verr. V 103 *quae omnia nunc intellegit sibi nihil prodesse, posteaquam certis litteris convincitur* jetzt wo er überführt wird. Ebenso Cic. Phil. 12, 1 *atque id nunc negant, posteaquam nos implicatos putant.*

Enthält auch der Hauptsatz nicht eine Handlung, sondern einen Zustand, so kann auch die Übersetzung „seit oder seitdem" eintreten. Tac. ab exc. 14, 44 *postquam vero nationes in familiis habemus, colluviem istam non nisi metu coercueris* jetzt aber (im Gegensatz zu früheren Zeiten), wo, oder seitdem wir aber haben. Cic. Att. II 11 *plane mihi relegatus videor, posteaquam in Formiano sum* ich komme mir wie ein Verbannter vor, seitdem ich hier bin. Cic. fin. V 1 *haec nova curia minor esse mihi videtur, posteaquam est maior* seitdem sie gröfser ist.

Aus den angeführten Beispielen, denen sich leicht noch eine ganze Reihe anderer beifügen liefse, ergiebt sich, 1) dafs die in den Lehrbüchern übliche Übersetzung mit „nachdem" nur in den Fällen angebracht ist, wo es mit dem plsqpf. verbunden ist (was nach Ansicht derselben Lehrbücher die Ausnahme ist), 2) dafs die Feststellung, wonach *postquam* in der Regel mit dem perf. und nur ausnahmsweise mit dem impf., plsqpf. und praes. verbunden wird, unrichtig ist. *Postquam* ist, was den Gebrauch der Tempora betrifft, ebenso wie *cum* temporale zu behandeln, nur dafs, wie oben erwähnt, bei *postquam* nie das fut. steht. Die Regel würde also zu lauten haben: „*posteaquam* oder *postquam* nachher oder dann als, nachher oder dann wie, jetzt wo oder seitdem, steht, wie im Deutschen, mit dem indic. aller Tempora mit Ausnahme des fut." Die Wahl des richtigen Tempus wird bei der hier gegebenen Übersetzung der Konjunktion keinem Schüler Schwierigkeiten machen; schwanken könnte er nur in dem Falle, wo im Deutschen ein impf. steht, aber durch die Regeln über den Gebrauch der Tempora im allgemeinen ist er ja in den Stand gesetzt zu unterscheiden, ob das deutsche impf. einem lateinischen impf. oder perf. entspricht.

Fragen wir nun, wie die Grammatik zu jener unrichtigen Feststellung bezüglich der Tempora bei *postquam* gekommen sein mag, so liegt die Erklärung in der unrichtigen Übersetzung mit „nachdem". Da das deutsche „nachdem" in der Regel mit dem plsqpf., dagegen *postquam* sehr häufig mit dem perf. verbunden ist, so glaubte man die Regel aufstellen zu müssen, *postquam* werde abweichend vom Deutschen mit dem perf. verbunden.

An jene erste Regel schliefst sich dann die zweite: „*Postquam* in Verbindung mit dem acc. oder abl. eines Zeitmafses heifst „nach-

dem“ und wird wie im Deutschen mit dem plsqpf. verbunden“.

Die Länge der Zeit, die zwischen beiden Handlungen liegt, kommt hierbei nicht in Betracht, z. B. Liv. XXI 33 *momento temporis postquam liberata itinera erant* einen Augenblick nachdem die Wege freigemacht waren. Das perf. ist äufserst selten und als Ausnahme zu betrachten, z. B. Cic. sen. 4, 10 *anno post consul primum fuerat, quam ego natus sum.* Cato spricht hier vom Standpunkt der Gegenwart aus: ein Jahr nach dem Jahre, wo ich geboren wurde (nicht „geb. worden war“). Wenn nach *postridie quam* das perf. häufiger vorkommt, so erklärt sich dies damit, dafs *postridie* nicht als abl. mensurae, sondern als adv. = *postea* aufzufassen ist. Und deshalb kann es auch das perf. bei sich haben.

Mit dem *postquam* der zweiten Art ist zusammenzustellen das mit einem abl. mensurae verbundene *antequam.* Z. B. *id factum est quinquennio ante, quam consul sum factus* fünf Jahre, ehe ich Konsul wurde. Weshalb hier das perf. stehen mufs, während bei *postquam* das plsqpf. steht, ist jedem Schüler leicht klar zu machen, tritt doch schon in der Übersetzung der Unterschied hervor. Bei *pridie quam* können aus demselben Grunde wie bei *postridie quam* auch andere Tempora stehen.

Ähnlich wie bei *posteaquam* erklärt sich eine Unrichtigkeit oder wenigstens Ungenauigkeit in den Regeln über *ubi* und *ut.* Ungenau ist es, wenn man diese Konjunktionen in ihrer Bedeutung dem *simulatque* „sobald als“ gleichzusetzen pflegt. Diese Bedeutung haben sie wohl bisweilen, gewöhnlich aber doch nur dann, wenn sie mit *primum* oder *semel* oder *simul* verbunden sind oder wenn im Nachsatze ein *extemplo* oder *statim* steht. Das einfache *ubi* ist das Relativ zu dem temporalen *ibi, deinde* oder *inde* und heifst „in dem Augenblicke nun wo, als nun, wie nun“ und kann wie das temporale *cum* mit dem ind. aller Tempora verbunden werden. So sagt Sall. Jug. 99 *deinde ubi lux adventabat* wie es nun zu dämmern anfing. Hätte er sagen wollen „wie es hell ward oder hell geworden war“, so würde er sich anders ausgedrückt haben, etwa *ubi illuxit* oder *illuxerat.* Und wenn Liv. III 26 sagt *quod ubi senserant hostes, crevit audacia,* so will er jene Wahrnehmung eben als Ergebnis ihrer Beobachtungen hinstellen. Wenn ich bei der Übersetzung von *ubi* dem „als“ und „wie“ ein „nun“ hinzufüge, so geschieht dies aus dem Grunde, weil in der That fast überall der Inhalt des Satzes mit *ubi* schon im vorhergehenden angedeutet ist; vgl. Caes. b. G. I 5, 2; 7, 3; 8, 3; 12, 2; 16, 5; 28, 1. Bei dem temporalen *ut* liegt die Sache ähnlich, nur dafs hier der Redende oft nicht blofs die Zeit bestimmen, sondern zugleich auch die Situation hervorheben will. In diesem Falle mufs natürlich das impf. oder plsqpf. stehen. Plaut. Asin. 343 *verum in tonstrina ut sedebam* wie ich nun so in der Barbierstube safs. Ov. Met. 11, 469 *haec quoque ut haud poterat spatio submota videri,* wie man nun so auch

dieses nicht mehr sehen konnte. Liv. 3, 20 *igitur tribuni, ut impediendae rei nulla spes erat, de proferendo exercitu agere* wie nun so gar keine Hoffnung war. Ist es mit dem perf. verbunden, so soll eben nur der Zeitpunkt hervorgehoben werden. Caes. b. c. III 94 *Pompeius ut equitatum suum pulsum vidit, acie excessit* sowie er sah. Um zu bezeichnen, dafs die Handlung des Hauptsatzes der des Nebensatzes unmittelbar nachfolgt, erhalten *ubi* und *ut* und auch *cum* meist noch den Zusatz *primum* oder auch *semel* und entsprechen dann dem *simulatque.* Was das Tempus betrifft, welches sich mit diesen Konjunktionen zu verbinden pflegt, so ist es wieder eine Ungenauigkeit, wenn gelehrt wird, dafs nach diesen Konjunktionen das perf. steht. Gewifs folgt häufig das histor. Perf., aber nur dann, wenn auch im Hauptsatz das histor. Perf. steht. Weil eben das annähernd gleichzeitige Eintreten zweier Handlungen bezeichnet werden soll, so mufs in beiden Sätzen die gleiche Tempusform stehen, z. B. Caes. b. G. V 3 *e quibus alter, simulatque de Caesaris adventu cognitum est, ad eum venit* zu der gleichen Zeit, wo oder sobald als oder sowie Cäsars Ankunft bekannt wurde, ging er zu ihm.

Es liegt also in diesem Falle gar keine Abweichung vom Deutschen vor, eine solche wird erst konstruiert durch die unrichtige Übersetzung, „sobald die Ankunft bekannt geworden war", die man in Grammatiken und Übersetzungsbüchern findet. Steht im Hauptsatze ein impf. oder plsqpf., so findet sich auch im Nebensatze eines dieser Tempora, z. B. Caes. b. G. VIII 30 *qui ut primum defecerat, interceperat* hier wäre ein *defecit* doch ganz unmöglich. Besonders finden sich diese Tempora natürlich in iterativen Sätzen, weil diese Sätze eben keine Erzählungen, sondern Schilderungen enthalten. Bezeichnet der Satz etwas allgemein Gültiges, so mufs selbstverständlich das Präsens oder das sogenannte logische Perfekt stehen, z. B. Cic. n. d. II 48, 124 *crocodili simulac niti possunt, aquam persequuntur* und *effugiunt, cum primum videre potuerunt* sobald sie haben sehen können. Also die Regel mufs lauten: „Nach den Konjunktionen, welche „sobald als" bedeuten, steht der indic. aller Tempora wie im Deutschen". Wo sich Abweichungen finden, wird der Schüler richtig zu übersetzen wissen auf Grund der Regeln über den Gebrauch der Tempora im allgemeinen, z. B. sobald er dies erfuhr *simulatque cognovit,* jedesmal sobald er mich sah *simulatque me viderat,* sobald ich es erfahre, werde ich dir schreiben *simulatque audiero,* sobald der Frühling kommt, freuen sich die Menschen *simulatque ver adest.*

Wir sehen also, dafs die Regeln über Bedeutung und Gebrauch der Konjunktionen *posteaquam, ubi, ut, simulatque* einer durchgreifenden Berichtigung bedürfen. Mit dieser Berichtigung wird sich zugleich eine für den Unterricht sehr erwünschte Vereinfachung ergeben, zumal wenn wir auch das *cum* temporale heranziehen. Die Regel wird dann ungefähr so lauten: „*cum* zu

der Zeit wo, damals als, als; wann, dann wenn, *posteaquam* oder *postquam* nachher oder dann als, nachher oder dann wie; jetzt wo oder seitdem, *ubi* als nun, wie nun, *ut* wie — so, sowie, *simulatque*, *ubi primum*, *ut primum*, *cum primum* sobald als, sowie stehen, wie im Deutschen, mit dem indic. aller Tempora". Hierzu als Anmerkungen: 1. Nur *posteaquam* steht nie mit dem fut. 2. Bei *postquam* mit hinzugefügtem Ablativ eines Zeitmafses steht das plsqpf. (wie im Deutschen). Ferner würden in Anmerkungen kurz zu erwähnen sein das sog. *cum* inversivum und coincidens und *cum* in der Bedeutung „seit". Was die Wahl des Tempus im einzelnen betrifft, so ist der Schüler auf die allgemeinen Regeln über den Gebrauch der Tempora zu verweisen. Eine besondere Betrachtung und Behandlung derjenigen Sätze, welche widerholte Handlungen bezeichnen, ist bei den genannten Konjunktionen ebenso überflüssig, wie bei *dum* und *quoad*, wo es noch niemand eingefallen ist, ein besonderes *dum* oder *quoad* iterativum aufzustellen. Auch ein *simulatque* iterativum begegnet uns nicht in der Grammatik. Also weg auch mit dem *cum* iterativum! Es genügt, den Schüler darauf aufmerksam zu machen, dafs, wenn im Hauptsatz ein impf. der wiederholten Handlung steht, im Nebensatze nur ein impf. oder plsqpf. stehen kann. Deutsche Sätze dieser Art erkennt man entweder an der Konjunktion: wann, dann wenn, wenn, jedesmal sowie, oder aus dem Zusammenhange.

Gleichfalls und in noch höherem Mafse bedürfen die Regeln über die Wahl des Modus in Temporalsätzen einer Berichtigung und Vereinfachung. In diesem Punkte herrscht in den Lehrbüchern eine Unklarheit, die es einem denkenden Schüler unmöglich macht zu erkennen, wann bei *cum, dum, quoad, priusquam* der ind. und wann der coni. stehen mufs. Auch Dittmars oben angeführtes Buch „Studien zur latein. Moduslehre" setzt uns nicht in den Stand, aus seinen im übrigen geistvollen Ausführungen eine für den Schüler passende und ausreichende Erklärung und Regel herzuleiten. Einen Versuch, diese Forderung zu erfüllen, gedenke ich in einem späteren Artikel zu machen.

Bromberg. Rudolf Methner.

Zum lateinischen Unterricht in Sexta und Quinta.

Schrittweise, nicht sprungweise vorwärtsgehen, ist eine der Hauptregeln des Unterrichtens, eine Regel, gegen die in vielen Lehrbüchern verstofsen wird. Mögen die folgenden Zeilen in bescheidenem Mafse zur Beseitigung einiger Mifsstände dieser Art mitwirken!

Grofse Schwierigkeit bereiten die Anfangsstunden des Lateinunterrichts: erstens weil die Kleinen zum ersten Male in eine

fremde Sprache eingeführt werden; zweitens weil der Lehrer des Lateinischen für gewöhnlich in der Vorschule keinen Unterricht giebt oder gegeben hat und darum über den Umfang der Vorstellungen und Anschauungen der Schüler nicht genau genug Bescheid weifs; drittens weil die Lernfreudigkeit der Schüler, die in diesen Wochen sehr gesteigert zu sein pflegt, den Lehrer leicht zu einem beschleunigten Tempo verleitet. Gerade dem Umstand, dafs der eben ins Gymnasium eingetretene Schüler in den ersten Tagen einen so grofsen Eifer entwickelt, mufs besonders Rechnung getragen werden. Dieser Eifer läfst sofort nach, wenn sein Interesse nicht genügend befriedigt wird: darum mufs durch die Art des Unterrichtes in jedem Schüler möglichst das Gefühl erweckt werden, dafs er gewaltige Fortschritte macht. Es liegt also an dem Lehrer, wenn der Eifer der begabteren Schüler erkaltet, und ebenso wenn die Schwachen gleich anfangs nicht mitkommen.

Für die ersten Stunden scheint mir der Artikel von Heilmann im 5. Hefte der Lehrproben und Lehrgänge sehr beherzigenswerte praktische Winke zu geben. Man knüpfe an die lateinischen Wörter in der deutschen Sprache an, die auch dem Vorschüler schon geläufig sind! Die meisten solcher Wörter gehen auf *-a* aus, daher empfiehlt es sich, die erste Deklination an ihrer Stelle zu lassen. Harre-Giercke beginnen mit den Wörtern auf *-us*, so wie man im Griechischen heutzutage die zweite Deklination vor der ersten herannimmt. Ich kann darin keinen Fortschritt sehen, zumal die Verfasser die Schwierigkeiten, die in der Voranstellung der ersten Deklination liegen, nicht beseitigt haben. Schwer zu merken sind für den Schüler allerdings die Abstrakta: *avaritia, superbia, ignavia, inopia, iustitia* u. s. w.; aber die dazu gehörigen Adjektiva, die bei Harre-Giercke am Anfang in grofser Zahl auftreten, bieten genau dieselben Schwierigkeiten. In dieser Beziehung hat Gurlitt, der mit der ersten Deklination beginnt, in seiner lateinischen Fibel eine gute Auswahl getroffen. Wenngleich nun der Abstrakta in der zweiten Deklination nicht soviel sind als in der ersten, sollte man doch, um einer Verwirrung in den Köpfen der Schüler vorzubeugen, mit der *a*-Deklination anfangen. Für den Schüler ist naturgemäfs nur die Deklination die erste, die er zuerst lernt. Wenn aber das Lehrbuch die *o*-Deklination voranstellt und diese doch als die zweite bezeichnet, so ist ihm dies unbegreiflich. Verwirft aber das Lehrbuch oder der Lehrer die Bezeichnung der Deklinationen nach Zahlen, so besteht immer noch die Gefahr, dafs vom Hause aus eine Konfusion in die Köpfe unserer Kleinen gelangen wird, da bei den Gebildeten die Ausdrücke „erste Deklination" u. s. w., nicht aber „*a*-Deklination" u. s. w. gebräuchlich sind.

Möglichst bald lege man den Schülern ein Sätzchen vor, und da die Begierde zu übersetzen zuerst meist grofs ist, so lasse

man die Schüler selbst eine Anzahl solcher Sätzchen bilden, besonders dann, wenn das Lehrbuch nicht viele der Art bietet. Hier sollte das Buch nicht zu wenig gleichartige Beispiele enthalten, besonders zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische; denn die Sextaner sind gar stolz, wenn sie da gleich ein ganzes Abschnittchen haben übersetzen dürfen; für das Auffinden von Sätzen seitens der Schüler wird noch genug Stoff übrig bleiben.

Dafs man die Jungen das Deklinieren nicht eher lernen läfst, als bis sie die sämtlichen Kasus aus den Sätzen sich selbst zusammengesucht haben, versteht sich von selbst. Bei Aufstellung des Schemas ist aber auch auf die Reihenfolge der Kasus Wert zu legen. Die Ausdrücke „Nominativ“ u. s. w. werden in vielen Vorschulen nicht gelernt, statt dessen häufig immer noch „erster, zweiter Fall“ u. s. w. Diesen Bezeichnungen mufs die Reihenfolge der Kasus entsprechen. Dafs der Vokativ ein besonderer Kasus ist und auch im Deutschen ein besonderes Leben führt, läfst sich auch dem Sextaner begreiflich machen: er steht auf keine der Fragen: wer? wessen? wovon? u. s. w. und läfst sich nie mit dem Artikel verbinden.

Kommt dann die zweite Deklination, so können Vergleichungen mit den Endungen der ersten Deklination gute Dienste leisten; ähnlich bei den folgenden Deklinationen: Gen. Sing. und Nom. Plur. auf *ae, ae*: *i, i*; Abl. Sing., Gen. Plur. und Akk. Plur. auf: *ā, ārum, ās*: *ō, ōrum, ōs* u. s. w.

In der dritten Deklination machen die Genetive auf *ium* viele Schwierigkeiten. Zum Teil ist daran die Fassung der Regeln schuld. Meist heifst es: die Substantiva, deren Stamm auf mehrere Konsonanten ausgeht oder endigt. Das ist manchem Sextaner zu hoch: ausgehen in grammatischer Bedeutung ist ihm noch ungeläufig, und in Relativsätzen mit „deren“ pflegt er auch nicht zu sprechen. Ich habe einige Jahre die Regel in der angegebenen Fassung lernen lassen, und jedes Jahr wurde sie mir trotz vorausgegangener Erklärung so entstellt: „Die Substantiva, deren Stamm auf mehrere Konsonanten ausgehen“. Das Sprachgefühl der Sextaner verlangt eben zum Plural „Substantiva“ auch im Verbum einen Plural. Nicht viel besser steht es mit dem anderen Teil der Regel: die Substantiva, die im Genetiv nicht eine Silbe mehr haben. Das kann ein Sextaner nicht verstehen, weil es nicht deutsch ist. Wahrscheinlich hat man diese Fassung gewählt, um den für einen Schüler zweideutigen Ausdruck „gleichsilbig“ zu vermeiden; wer daran Anstofs nehmen zu müssen glaubt, der lasse „gleichvielsilbig“ lernen. Gut scheint mir die Zusammenfassung der Regel bei Gurlitt: *ium* haben 1) die ungleichsilbigen Substantiva mit mehreren Konsonanten vor der Endung (noch deutlicher wäre: die ungleichvielsilbigen Substantiva, die mehrere Konsonanten am Ende des Stammes haben), 2) die gleichsilbigen

Substantiva auf *es* und *is*. Bei dieser Fassung fallen die Ausnahmen *patrum*, *matrum*, *fratrum* weg.

Das Verbum stellt den Sextaner vor ganz besonders grofse Schwierigkeiten. Dieselben sind in den vielen Unregelmäfsigkeiten der deutschen Sprache begründet: starkes und schwaches Verbum, die verschiedenen Ablaute und Umlaute, das Participium Perf. bald mit bald ohne „ge“, die Zusammensetzung mit „sein“ und „haben“, die verschiedene Stellung der Adverbial-Präpositionen in Haupt- und Nebensätzen, die Ähnlichkeit zwischen Fut. Akt. und Praes. Pass., das teilweise Zusammenfallen von Indikativ und Konjunktiv, sodann die seltene Anwendung mancher Formen im Deutschen (Konjunktive, Fut. exact.), all das erschwert das Lernen sehr. Der Lehrer, der nicht die deutschen Stunden heranzieht, um die Schwierigkeiten zu ebnen, gerät bald in Not. Gerade darum aber, weil sich hier die Schwierigkeiten so sehr häufen, mufs auf möglichste Klarheit in den Köpfen der Schüler hingearbeitet werden. Diese wird nach meinem Dafürhalten nicht leicht erreicht, wenn die lateinischen Konjugationen auseinandergezogen sind wie z. B. bei Harre-Giercke und andern. Eine Aufeinanderfolge, wie sie Ostermann-Müller hat, erleichtert den Jungen das Verständnis ganz bedeutend. Hier sind schon äufserlich *esse* und die vier Konjugationen so deutlich von einander geschieden, dafs die Schüler sich in ihrem Buch sehr gut zurecht finden können. Ostermann-Müller zeichnet sich überhaupt durch eine völlig durchsichtige Anordnung des Lehrstoffes aus. Das ist einer der Gründe, weswegen ich dieses Lehrbuch allen anderen vorziehe.

Die meisten Bücher lassen *esse* vor den vier Konjugationen lernen. Ich meine: mit Recht. Bei der Einführung ins Verbum mufs man sich dabei auf „sein“ beschränken; die Unregelmäfsigkeiten braucht man nicht in den Vordergrund zu stellen. Es ist aber d a s Wort, bei dem wir Indikativ und Konjunktiv am deutlichsten unterscheiden; zugleich giebt „sein“ einen vorzüglichen Einblick in die Bildung des Perfekts, Plqpf. und Fut. II, indem zum Praes., Impf. und Fut. I von „sein“ die Form „gewesen“ hinzutritt. Aufserdem führen die Komposita von *esse* schrittweise weiter, da sie zum Teil auch im Deutschen mit „sein“ zusammengesetzt sind, wie *adesse* „zugegen sein“. An Kompositis wie *deesse* „fehlen“ ist dann die weitere Konjugation und die Bildung des Perfektums mit „haben“ klar zu machen.

Bei den Formen von *esse* selbst beginnt man wohl am besten mit *eram*, da dies die regelmäfsigsten Formen enthält. Die Gröfse der Schwierigkeiten ergiebt dann die Reihenfolge: *essem*; *sim*; *ero*; *sum*; *es*. Die Formen vom Perfektstamm schliefsen sich trotz der Leichtigkeit von *fueram* wohl besser erst jetzt an, damit sich die Zusammengehörigkeit der Perfekttempora den Schülern besser einprägt. Will man nun wieder genau nach der verschiedenen

Gröfse der Schwierigkeiten vorgehen, so folgen auf *fueram*: *fuissem, fuisse, fuerim, fuero*, zuletzt *fui*.

Haben die Schüler an den Kompositis von *esse* die Zusammensetzung des Perfekts bald mit „sein" bald mit „haben" begriffen, so machen ihnen die Perfekta, Plpf., Fut. II aller Konjugationen keine neuen Schwierigkeiten. Es empfiehlt sich daher, jedesmal die Konjugationen mit diesen Formen zu beginnen. In der ersten Konjugation entsprechen sich aufserdem am besten *laudabam, laudabo*: *eram, ero*. Daran schliefsen sich *laudarem, laudare*: *essem, esse*; sodann *laudem* wie *sim* um eine Silbe kürzer als die bisherigen Formen, als schwerste kommen *laudo, lauda, laudans* zuletzt.

Im Passivum haben das Perfektum und die abgeleiteten Tempora wieder den Vorrang, da *laudatus* in der Verbindung mit *sum* u. s. w. genau dem *esse* mit einem Prädikatsadjektivum entspricht. Beginnt man derartig, so hat man zugleich den Vorteil, dafs man den Unterschied zwischen Aktivum und Passivum besprechen kann, ohne dafs sogleich die schwierige Unterscheidung von Fut. Akt. und Praes. Pass. mit hineinspielt.

In dem Averbo pflegt man die dritte Form als das Supinum zu bezeichnen. Allein das Supinum hat für die Schüler der unteren Klassen keine Bedeutung, sie werden es immer als etwas Fremdartiges anstaunen; sie denken sich nichts dabei, wenn es heifst, das Perfektum Pass. werde vom Supinum abgeleitet. Der Sextaner leitet das Perf. Pass. lieber und besser vom Part. Perf. ab und betrachtet dann die Form auf *-um* als Neutrum. Dafs er die dritte Grundform im Neutrum lernen mufs, ist ihm leicht plausibel zu machen, wenn man daran erinnert, dafs bei Intransitiven wie *obtemperare* nur das Neutrum vorkommen kann: *obtemperatum est* es ist gehorcht worden.

Dafs man sich von jedem Verbum immer das Averbo angeben läfst, nachdem einmal der Aufbau der ersten Konjugation festgestellt ist, ist nicht unwichtig. Denn wenn von jedem Verbum diese vier Formen genannt werden, behält der Schüler die Wörter viel besser im Ohre und hängt nicht so leicht verkehrte Endungen an. Überhaupt halte ich es nicht für gut, wenn in VI und V Verba gelernt werden, ohne dafs das Averbo gleich mitgelernt wird, wenn das Averbo des betreffenden Verbums in diesen Klassen später doch noch gelernt wird. Was einmal gelernt ist, darf später nicht umgelernt werden, und eine Art Umlernen ist es, wenn ein Verbum anfangs ohne Averbo, später mit Averbo gelernt wird.

Will man die andern Konjugationen in ähnlicher Weise wie die erste nach der Gröfse der Schwierigkeiten lernen lassen, so empfiehlt sich wohl diese Reihenfolge: bei *delere*: *deleam* und *deleo* zuletzt; bei *audire*: *audire, audirem, audiam* (Konj.); *audiebam, audiens*; *audio, audi*; *audiam* (Fut.); bei *legere*: *legere, legerem*; *legens, legebam*; beide *legam*; *lego, lege*.

Die Pronomina bilden eines der schwierigsten Kapitel des Sextanerpensums, und zwar wegen der lateinischen Formen und der deutschen Eigentümlichkeiten. Von dem Pron. person. sollte in VI der Genetiv des Reflexivums *sui* weggelassen werden; er mufs ja unverständlich bleiben, da er im Deutschen so gut wie nicht gebraucht wird. Bei den Demonstrativen mufs von *ipse* als dem leichtesten ausgegangen werden; es folgen *ille, iste.* Das schwerste ist *hic,* seine Formen sind erst dann leicht zu behalten, wenn *qui* gelernt ist; denn jetzt erst erklären sich *huius, huic*: *cuius, cui.* Wird *aliqui* herangenommen, so weise man auf den Parallelismus *haec* (Fem. Sing. und Neutr. Plur.): *hae* (Fem. Plur.) und *aliqua* (Fem. Sing. und Neutr. Plur.): *aliquae* (Fem. Plur.) hin. Viel Kopfzerbrechen macht den Sextanern *is.* Die Bücher sagen meistens, es hiefse unter anderm auch „derjenige". Das ist unrichtig und daher eine Quelle häufiger Fehler. *Is* „derjenige" ist für sich gar nichts, sondern kommt nur zusammen mit *qui* „welcher" vor. Es ist vielmehr zu lehren: *is, qui* „derjenige, welcher" oder „d e r, welcher". Auch die Bedeutung „derselbe" dürfte zu beanstanden sein, da in der deutschen Sprache „derselbe" viel häufiger da steht, wo im Lateinischen *idem* gebraucht wird. Läfst man *is* gewöhnlich mit „derselbe" übersetzen, so macht sich „derselbe" bald auch in den deutschen Aufsätzen breit. Nur bei der Übersetzung des deutschen „sein, ihr" empfiehlt sich in V die Umschreibung „desselben, derselben" regelmäfsig heranzuziehen. Giebt die Einsetzung der Umschreibung in dem deutschen Satz den richtigen Sinn, dann mufs „sein, ihr" mit dem Genetiv von *is* übersetzt werden; wenn nicht, mit *suus.* Die Übersetzung von *quidam* mit „ein gewisser" giebt auch zur Verbildung des deutschen Sprachgefühls Anlafs, meist bedeutet es nicht mehr als der unbestimmte Artikel. Beim Relativum darf in VI der Genetiv „dessen, deren" nicht zu scharf betont werden; Beispiele, in denen „dessen" hinter einer Präposition zu stehen kommt, sollten hier noch ganz wegfallen, das mufs in V geübt werden.

In dem Quintanerpensum spielt der Ausbau des Verbums eine Hauptrolle. Das Bekanntmachen mit etwas Neuem braucht naturgemäfs hier nicht mehr mit der Zurückhaltung zu geschehen als in VI. Immerhin mufs den *io*-Verben ein breiterer Raum gegönnt werden, als er ihnen in den meisten Lehrbüchern zugestanden ist.

Da am Schlufs der V der Acc. c. inf. und die Participialkonstruktionen in Angriff genommen werden müssen, ist es sehr gut, die Infinitive und Participien schon in der ersten Hälfte des Jahres in Formenarbeiten einzuüben. Eine r i c h t i g e Übersetzung dieser Formen darf dabei allerdings nicht vernachlässigt werden. Ich habe in früheren Jahren die Erfahrung gemacht, dafs die Schüler gelegentlich Infinitiv und Participium mit einander verwechselten und überhaupt mit ihnen nicht recht umzugehen ver-

standen. Ich glaube diese Thatsache zum Teil auf die allgemein üblichen Übersetzungen der infiniten Verbalformen zurückführen zu müssen: *habiturus* haben werdend, *habiturum esse* haben werden, *habiturum iri* werden gehabt werden. Für „haben werdend" darf blofs die Umschreibung gebraucht werden: „einer, der haben wird", ähnlich: *hortatus* „einer, der ermahnt hat". Bei den Infinitiven die Akkusativformen beizubehalten halte ich ebenfalls für einen Zopf. Ich lasse meine Quintaner aus „gewesen: gewesen sein" auf Grund von *hortatus* den analogen Infinitiv *hortatus esse* selbst finden. *habiturus esse* lasse ich nicht übersetzen, da der deutsche Ausdruck fehlt, *laudari* u. a. aber nicht mit dem undeutschen „gelobt werden", sondern nur mit „gelobt zu werden". Haben die Schüler diese Formen verstanden, so werden sie später viel eher die Unveränderlichkeit des ganz anders gebildeten *habitum iri* begreifen und in dieser Form auch aus dem Grund nicht so leicht *habitum* für das Participium halten, weil sie bei den mit dem Particip zusammengesetzten Infinitiven die Nominativform gelernt haben. Mit solcher Vorbereitung werden sie die letzten Kapitel der V leichter bewältigen können. Dafs das lateinische Particip fast immer einen deutschen Satz zu vertreten hat, ist ihnen dann schon geläufig. Für die Umschreibung mit Konjunktionalsätzen mufs der deutsche Unterricht gehörig vorbereiten, der sich ja überhaupt häufig an den lateinischen Unterricht eng anzuschliefsen hat. Deswegen aber meine ich auch, dafs ein Kapitel der deutschen Grammatik, das gewöhnlich für die V bestimmt ist, erst in die Tertien gehört: eine eingehende Besprechung des koordinierten Hauptsätze. In die V gehört blofs die Grundlage, in III aber kann dieses Kapitel durch Heranziehung der entsprechenden Nebensätze überaus fruchtbar gemacht werden für die Übersetzung aus den Fremdsprachen. Die Schüler müssen dafür z. B., dafs zwei Hauptsätze, deren zweiter ein „darum, deshalb, trotzdem" u. s. w. enthält, einer Periode mit „da, weil, obgleich" u. s. w. entsprechen, ein deutliches Gefühl bekommen, damit sie die lateinischen Sätze zerlegen und in den Aufsätzen grofse Satzungeheuer vermeiden lernen.

Coburg. Eduard Hermann.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

M. Evers, Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte. Die höhere Schule und das gebildete Haus gegenüber den Jugendgefahren der Gegenwart. Eine Pädagogik des Kampfes. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. XI u. 240 S. 8. 5,60 M.

Die vorliegende Schrift ist hervorgegangen aus einem Berichte, den der Verfasser für die 6. Rheinische Direktorenversammlung 1896 auf Grund von 35 Berichten verschiedener Schulen über die Frage zu erstatten hatte: „Welche geistigen und sittlichen Gefahren für die Schüler der höheren Lehranstalten, vorzugsweise die erwachseneren, machen sich in der Gegenwart besonders fühlbar, und durch welche Einrichtungen und Einwirkungen vermag die Schule denselben entgegenzuarbeiten?" Evers hat nun auf Wunsch namhafter Fachgenossen aus jenem Fachberichte ein für weitere Kreise lesbares Buch geschaffen dadurch, dafs er alles Gelegentliche, Örtliche, Persönliche ausschied, eine allgemeine Einleitung über Gepräge, Erscheinungen und Zwiespältigkeiten der Gegenwart hinzufügte, auch den Stoff erweiterte und bereicherte aus dem Gegenberichte, den Verhandlungen und Beschlüssen der Versammlung selbst und durch Fortführung bis an die Schwelle des Jahrhunderts, indem die inzwischen erschienenen neuesten Beiträge zur Sache berücksichtigt wurden und schliefslich klarere Gruppierung des Stoffes vorgenommen ist. Was aber dem Buche ein wesentlich neues Gepräge und veränderten Charakter giebt, das ist die durchgängige Beziehung auf die Gefahren und die Gegenwehr auch des Hauses und der Familie.

Man sieht, das Thema, das E. sich gewählt hat, ist eigentlich nicht eigener Initiative entsprungen, sondern veranlafst von dem Provinzial-Schulkollegium, der sogenannten Aufsichtsbehörde, die ja den Beruf hat, pessimistisch zu denken und nach Gefahren auszuschauen. Evers würde sich aus seinem eigenen Wesen heraus mehr ein optimistisches Thema gewählt haben, was deutlich im Buche zu spüren ist; denn allemal, wo er auf die guten Seiten unserer Zeit und unserer Jugend zu sprechen kommt, hat man das Gefühl, dafs er in diesem Fahrwasser mit gröfserer Freude steuert.

Eine „Abwehr-Pädagogik“ nennt Verfasser selbst sein Buch in der Vorrede, auf dem Titelblatt eine „Pädagogik des Kampfes“. Diese Namen könnten den Anschein erwecken, als kämpfe das Buch gegen eine „verdorbene Jugend“ und als wolle es nur Sünden und Versuchungen von unserer Jugend abwehren. Dem ist aber nicht so, vielmehr ist der Kampf und die Abwehr auch gegen falsche Verdächtigungen gerichtet, unter denen unsere Jugend und ihre Behandlung zu leiden hat; und diese Richtung giebt dem Buche einen sympathischen und herzenswarmen Ton. Wir greifen eins für vieles heraus: was gesagt wird über die vermeintliche Gleichgiltigkeit der Schüler in religiösen und kirchlichen Dingen. Derartige Klagen, so meint Evers mit Recht, übersehen die Naturgesetze des religiösen Empfindens und Lebens gerade bei unserer reiferen und gebildeten Jugend und geben deshalb zu Wünschen, zu Ansprüchen, ja zu Forderungen Veranlassung, die überspannt sind und auf etwas Naturwidriges, ja Gefährliches hinauslaufen können. Unsere Schüler seien eben für ein tieferes, vollends ein selbständiges religiöses Innenleben noch gar nicht reif und ruhig, geklärt und gesammelt genug. Eigentliche innere Religiosität, deren Bethätigung doch wohl vor allem ein Gefühls- und Gewissensleben im „stillen Kämmerlein“ des Herzens sei, werde hier erst nur aufdämmern, in mehr unbestimmtem Ahnen und ehrfurchtsvollem scheuem Empfinden. Evers warnt deshalb Religionslehrer und Geistliche vor dem gar leicht begreiflichen Wunsche, vom religiösen Innenleben unserer Schüler mehr Sichtbares, Handgreifliches wahrzunehmen. Er warnt auch vor förmlichen Schülervereinen mit ausgesprochen religiöser oder kirchlich-konfessioneller Zweckrichtung, die unter richtiger Leitung ja ganz harmlos sein könnten, aber leicht eine gewisse Enge, selbstgerechte Abschliefsung, Konventikelchristentum schon in der Jugend erzeugten und gerade heutzutage schädlich seien, wo alle Gegensätze verschärfter als in ruhigeren Friedenszeiten konfessioneller Duldung sich zeigten, da schon auf den Universitäten streng konfessionelle Studentenvereine sich aufs äufserste befehdeten. Auf diesem Gebiete seien auch den höheren Schulen die Gefahren verhängnisvoll nahe gerückt. — Trotz dieser Anschauungen verschliefst der Verf. sein Auge nicht vor den Gefahren, die aus der weitverbreiteten Unkirchlichkeit und Irreligiosität für die Jugend sich ergeben; er geht auch hier, wie überall, mit unumwundenem Spürsinn und erfreulicher Unbefangenheit den Gründen nach und spielt dabei nirgendwo für sich selber oder die ganze Lehrerwelt irgendwie den Pharisäer, sondern weist auf die Schäden, wo er sie findet, mit kräftigen Worten und richtigem Namen hin.

Wie überaus gründlich das Buch überhaupt zu Werke geht, und wie es allen Kräften gerecht zu werden sucht, die mit Erziehung und Schule in Zusammenhang stehen, das mag ein rascher Gang durch den reichen Inhalt bezeugen. Unnötiger Aufenthalt

bei Einzelheiten, auch wenn noch so sehr das Interessante uns verlockt, möge dabei vermieden werden.

Zunächst bietet das Buch, wie schon erwähnt, eine Einleitung über das Gesamtgepräge der Gegenwart, in welcher sich E. über die politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche und geistige Gesamtlage und über die Haupterscheinungen und Gegensätze ausspricht. Wir erhalten hier keine leb- und farblosen Bilder, sondern kräftige Zeichnungen, die ein Mann entwirft, der selbst im Leben der Zeit mitten drin steht und als Kind der Welt aus seiner Zeit klaren Blickes die Dinge sieht, die man sehen soll, wenn man ein Urteil abgeben will.

Sodann werden im ersten Hauptteil die Jugendgefahren der Gegenwart geschildert, besonders die sittlich-religiösen Gefahren, die geschieden werden in unmittelbare Charaktergefahren für das sittliche Verhalten und in mittelbare Idealitätsgefahren für Weltanschauung und Lebensauffassung. Da diese Einteilung und auch die Bezeichnungen etwas gezwungen und künstlich sind, so mögen einzelne Untugenden der Jugend, die unter den genannten Rubriken behandelt werden, Erläuterung bieten. Zu den unmittelbaren Charaktergefahren rechnet E. Trägheit, Unredlichkeit, Hochmut, Dünkel, Genufssucht u. s. w., zu den mittelbaren Idealitätsgefahren Unduldsamkeit, Irreligiosität, Strebertum, Pessimismus, sozialdemokratische Neigungen, Nationaldünkel und ähnliche Regungen und Strebungen. Bei der Schilderung dieser Gefahren zeigt sich E. als ein guter Kenner und Beurteiler der Jugend und der Strömungen, die heute durch die jugendlichen Köpfe und Herzen rauschen. Erfreulich ist, dafs er an keiner Stelle uns gruselig macht durch Übertreibung oder gar durch Erfindung von Gefahren.

In einem weitern Teile geht E. den Ursachen und Gründen der Gefahren nach und sucht diese überall an den richtigen Stellen, im Hause, in der Familienerziehung, im gesellschaftlichen und öffentlichen Leben und innerhalb des Schulbetriebes. Besonders die letzte Fundstätte bietet manches Ergebnis; denn Unterricht, Schulreform und Lehrer (und diese in besonders geschickter Weise) werden einbezogen in den Kreis der Betrachtung, die nicht zu viel behauptet, aber auch nicht zu wenig und überall sich in taktvoller und mafsvoller und auch zu Herzen gehender Weise äufsert. Dasselbe ist zu sagen von dem dritten Hauptteil, mit welchem der grundsätzliche Standpunkt der Beurteilung dargelegt wird in einer Gesamtbeurteilung unseres höheren Schulwesens, insbesondere der sogenannten Schulreform und der neuen Lehrpläne samt ihren Begleiterscheinungen, in einer Gesamtbeurteilung unserer Zeit in ihrem Verhältnis zur höheren Jugendbildung und in einer Gesamtbeurteilung unserer „modernen" höheren Schuljugend. Ob nicht dieser dritte Hauptteil praktischer mit dem zweiten vereinigt und damit die ganze Behandlung vereinfacht worden wäre, lassen wir dahingestellt. Evers liebt es nun einmal

— er möge das nicht für ungut nehmen — die fundamenta divisionis etwas auszudehnen und kunstvoller zu gestalten als andere Leute. Man mufs ihn deshalb nehmen, wie er ist. Und wie er ist, ist er ja doch recht nett.

Der vierte Hauptteil beschäftigt sich mit der Gegenwehr von Haus und Schule. Den breitesten Raum nehmen auch hier wieder die sittlich-religiösen Gefahren ein; und in diesem Raume bewegt sich E. mit einem gesunden Optimismus, der am Gelingen nicht verzweifelt und über etwaiges Mifslingen nicht gleich den Mut und den Kopf verliert, der nicht eitel schwarz sieht, wo helle Farbentöne überall durchschimmern, und nicht beschönigt, wo häfsliche Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen sind.

Der Schlufs des Ganzen klingt hoffnungsfreudig aus: „Also der Ideale noch immer genug! Genug auch noch der Waffen zur Wehr und der Hoffnungen auf Erfolg!"

Über ein kurzes stehen wir alle auf der Schwelle des Jahrhunderts, wir Schulmänner mit ganz besonderer Verantwortlichkeit; denn uns ist in erster Linie ein Kleinod anvertraut, das des deutschen Volkes Ruhm und Kraft und Zukunft in sich schliefst. Bleibt der Geist, den das Everssche Buch atmet, nur in uns wach, so dürfen wir getrost dem neuen Jahrhundert entgegensehen; denn unsere Jugend läfst so leicht niemanden im Stich, der es gut mit ihr meint und ihr Bestes will. Ausnahmen hat es von Kains Zeiten her schon gegeben; aber sie haben die Regel fast allemal noch bestätigt, dafs neben der Erbsünde auch Menschentugenden ein schönes Erbteil unserer Ahnen bilden.

Coblenz. A. Matthias.

Heinrich Lüdemann, Die Vorherrschaft des Geistes. Religionsphilosophische und erkenntnistheoretische Aperçus. Berlin 1899, Hermann Eichblatt. II u. 96 S. 8. 2 M.

Hinter dem Berge wohnen auch noch Leute. Es ist keiner von der Zunft, der hier zu uns spricht: nur ein einfacher, bisher weiteren Kreisen völlig unbekannter „Privatlehrer", in Wilhelmshaven wohnhaft, und doch verraten diese Blätter echt philosophische, die Probleme in ihrem Kernpunkt erfassende und mit Tiefsinn und Scharfsinn die Lösung erstrebende Begabung. Anfechtbares zu finden, fällt freilich nicht schwer. So gewahren wir gleich auf der ersten Seite den Satz: „Jede Wesenheit, mag sie denken oder nicht, . . . ist ein Subjekt, dem die übrige Welt als Objekt gegenübersteht"; sodann später, die Stoiker seien mit dem Wesen der Gottheit nicht unbekannter gewesen als Spinoza; wir bemerken hier und da den Versuch, den endgültig beseitigten Trendelenburg wieder zu erwecken; vor allem aber dürfte der Glaube des Verf.s, seine Weltanschauung decke sich mit der echtchristlichen, sich als unhaltbar erweisen. Nichtsdestoweniger zeigt

schon der erste, in die Tiefen der Metaphysik hinabsteigende Abschnitt „Die Philosophie des Satzes 'Ich bin'", wie trefflich gerüstet der Verf. an seine Aufgabe herangetreten ist. Weiterhin erregt die Polemik wider den Naturalismus ebenso unser Interesse wie seine Charakteristik der alten Welt und seine geistvolle Durchführung des Satzes: „Der Staat ist das höhere Selbst und der moralische Stützpunkt des antiken Menschen". Den Kernpunkt seiner Ausführungen erblickt Ref. in den Worten: „Ein durch Selbstüberwindung aus den Banden der Natur erlöster Mensch kann alles Natürliche mit seinen Qualen abstreifen" oder auch: „Jeder einzelne Mensch trägt ein ewiges Selbst, einen Christum, in sich" und endlich: „Christ sein, das besagt negativ, durch Wort und Leben der natürlichen Welt ihre Existenzberechtigung absprechen, positiv, die ununterbrochene Wendung der Weltbürger zu ihren Himmeln, um sich von diesen her verklären, von neuem gebären zu lassen". Dafs Hamann und Lavater, Herder und Jean Paul wiederholt angeführt werden, wird uns nicht überraschen, aber auch mit Goethe zeigt sich der Verf. innigst vertraut; von den Neueren wird u. a. auf Bilharz und Eucken verwiesen. Der Abschnitt „Glockengeläute über Askalon" zeigt, dafs mit dem Philosophen der Poet Hand in Hand geht; der Stil ist überall, und dies gehört heutzutage keineswegs zum Selbstverständlichen, frei von Anstöfsigem, durchsichtig und klar.

Berlin. Paul Nerrlich.

Wolfgang von Goethe, Italienische Reise (Auszug). Für den Schulgebrauch herausgegeben von Karl Schirmer. Mit 19 Abbildungen. Leipzig 1899, G. Freytag. 219 S. kl. 8. geb. 0,90 M.

Von den Schulausgaben deutscher Klassiker, welche jetzt so massenhaft auf den Markt geworfen werden, dafs man nicht begreift, wie die Buchhändler bei dieser Konkurrenz auf ihre Rechnung kommen können, entsprechen nur wenige einem wirklichen Bedürfnis. Die Schüler sollten vielmehr möglichst früh angehalten werden, sich gangbare Hausausgaben in Auswahl, wie sie jeder Gebildete besitzen müfste, anzuschaffen. Das ist auch dem wenig Bemittelten möglich, da solche Ausgaben jetzt in gutem Druck und würdiger Ausstattung für fünf bis sechs Mark zu haben sind. Ist doch kürzlich sogar ein Goethe in einem Bande, eingebunden für vier Mark, erschienen. Einen Shakespeare eingebunden für drei Mark giebt es schon seit längerer Zeit. Wenn die Schüler sich statt dieser Ausgaben, welche sämtliche für sie in Betracht kommenden Meisterwerke enthalten, allemal die gerade in der Klasse gelesenen Werke für 60 bis 90 Pf. (manchmal auch mehr) kaufen, so kommen sie sicher nicht billiger weg und haben nachher statt ihrer Klassiker, die sie durchs Leben begleiten können, nur eine Anzahl Einzelschriften mit Anmerkungen und Einleitungen, von denen sie nicht eben viel Nutzen ziehen werden.

Ganz anders stünde es mit Schulausgaben von Dichtern der nachklassischen Zeit, besonders der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Wie jetzt die Sachen stehen, ist es unmöglich, auch nur die bedeutendsten Werke dieser unserer Zeit in der Schule zu behandeln, schon deswegen nicht, weil man den Eltern nicht zumuten kann, ihren Söhnen die teuren Originalausgaben zu kaufen. Ich habe mich z. B. bei den betreffenden Verlagsbuchhandlungen um die Herstellung billiger Schulausgaben von Freytags „Journalisten", einem der wenigen wirklich guten Lustspiele, die wir haben, von Geibels „Sophonisbe" und „Brunhilde" bemüht. Es war vergeblich. Juristische oder geschäftliche Bedenken bildeten unübersteigliche Hindernisse. Solange aber nicht für billige Ausgaben gesorgt ist, kann der Betrieb der neueren Litteratur auf Schulen nicht wahrhaft gedeihen. Die Schulbibliotheken können nicht eine so grofse Zahl von Exemplaren anschaffen, wie für die gemeinsame Behandlung in der Klasse erforderlich wäre, und die Privatlektüre kann immer nur von einzelnen betrieben werden. Wie lange dauert es, ehe die ein oder zwei vorhandenen Exemplare in der ganzen Klasse herumgegangen sind!

Mit Goethes italienischer Reise ist es allerdings eine andere Sache als mit sonstigen Werken unserer klassischen Periode, weil dieses Werk in den gewöhnlichen billigen Auswahlsausgaben fehlt. Aufserdem bedarf hier gerade in der That der Leser mehr als bei anderen Schriften der Erklärung. Dadurch ist eine Sonderausgabe mit Anmerkungen gerechtfertigt. Freilich in der Schule eine solche zur Verwendung zu bringen, dürfte sich kaum empfehlen. Goethes italienische Reise ist nach meinen Erfahrungen überhaupt nicht zur Schullektüre geeignet. Sie enthält zu viel zerstreute Einzelheiten, zu vielerlei, was den Schüler nicht interessieren kann, weil es über seinen Horizont hinausgeht. Diese Schrift ist doch in erster Linie für diejenigen geeignet, welche Italien aus eigener Anschauung kennen und lieben und es nun mit den Augen des Altmeisters gern noch einmal betrachten. Aber auch abgesehen davon erfordert die italienische Reise reife Leser und vor allem mehr Zeit, als auf der Schule zur Verfügung steht. Was in der Schule an Zeit für autobiographische Schriften Goethes vorhanden ist, mufs auf „Dichtung und Wahrheit" konzentriert werden, welche die italienische Reise an Bedeutung für die Schule weit überragt. Auch für die Privatlektüre mufs „Dichtung und Wahrheit" unbedingt den Vorrang behaupten. Die Lektüre der „italienischen Reise" darf überhaupt nicht von der ganzen Masse der Schüler verlangt werden, man mufs sie denen überlassen, welche dafür ein besonderes Interesse haben — es werden nicht viele sein —, und der einzige mögliche Weg, der ganzen Klasse Goethes italienische Reise nahe zu bringen, ist der Vortrag des Lehrers, welcher selbstverständlich nur das für Goethes Entwicklung wirklich Wesentliche geben darf.

Eine Sonderausgabe würde also weniger für den Schul- als für den Privatgebrauch der Gebildeten bestimmt sein müssen. Dann dürfte sie aber kein Auszug sein, sondern müfste das Werk ganz bieten. Die Rücksicht auf den Preis und auf die Einrichtung ihrer ganzen Sammlung verbot der Freytagschen Buchhandlung, eine vollständige Ausgabe zu veranstalten. Das ist zu bedauern. Denn mag die Auswahl auch noch so geschickt getroffen werden, sie bleibt immer subjektiv, und immer wird mancherlei fehlen, was diesem oder jenem Leser gerade von Wert und Wichtigkeit gewesen wäre. Ich unterlasse es daher, mit dem Herausgeber über Einzelheiten der von ihm getroffenen Auswahl zu rechten. Nur konnte wohl, da einmal so viel fehlt, auch das „artige Mädchen, welches seine Reize feilbot" (S. 137, 10) weggelassen werden. Auch durften nicht Ankündigungen stehen bleiben, wenn nachher die nähere Ausführung weggelassen wurde. Was soll z. B. S. 91, 7: „noch mehr erstaunte ich vor einem Bilde von Tizian", wenn dieses Bild nachher nicht beschrieben wird? Oder S. 117, 18: „Die glückliche Ankunft der Iphigenia ward mir auf eine überraschende und angenehme Weise verkündigt", wenn man dann nichts von dieser überraschenden und angenehmen Weise erfährt? Die Auslassungen sind zwar bisweilen, aber durchaus nicht immer, durch Gedankenstriche gekennzeichnet, was doch wünschenswert gewesen wäre.

Die Einleitung empfiehlt sich durch ihre Kürze. Sie enthält nur zwei Teile: „Die Reise Goethes" und „Die italienische Reise". Da hier von „Bruchstücken der wirklichen Briefe" und von „Fetzen seiner Tagebücher" die Rede ist, die wir in der „italienischen Reise" vor uns haben, so war wohl auch zu erwähnen, dafs die wirklichen Briefe und das für Frau von Stein angelegte Tagebuch 1886 aus dem Goethe-Archiv herausgegeben worden sind.

Für die Anmerkungen boten die von Heinrich Düntzer in der Hempelschen Ausgabe einen überreichlichen Stoff. Doch ist diese Fundgrube, wie es scheint, von Schirmer nicht ausreichend benutzt worden. Sonst wäre ein so auffallendes Versehen, wie es sich in der Anmerkung zu S. 76, 12 findet, nicht möglich gewesen. Goethe schildert dort den schiefen Turm von Bologna (genannt Garisenda), und Schirmer erzählt in der Anmerkung statt dessen dem Leser allerlei von dem schiefen Turm zu Pisa, obwohl Goethe jenen ausdrücklich als Festungsturm, Schirmer diesen als Glockenturm bezeichnet. Auf Einzelheiten in den Anmerkungen gehe ich nicht ein; man vermifst ja noch manches.

Die neunzehn Abbildungen sind herzlich gut gemeint, und es ist alles Mögliche, dafs die Buchhandlung sie bei dem geringen Preise des Buches hinzugefügt hat. Aber freilich — Begeisterung können sie nicht erwecken!

Wer nicht die Zeit findet, die ganze italienische Reise durch-

zulesen, der mag sich dieses Auszuges als eines bequemen Hilfsmittels, um rasch mit dem Wichtigsten bekannt zu werden, bedienen.

Wernigerode. F. Seiler.

Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten Originalen herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Berlin 1898, Georg Reimer. 561 S. gr. 8. 7 M.

Heinrich Meisner und Robert Geerds, zwei um das Andenken Ernst Moritz Arndts bereits durch andere Arbeiten verdiente Gelehrte, haben es unternommen, die noch ungedruckten Briefe des grofsen Patrioten zu sammeln und mit schon gedruckten Briefen so zusammenzustellen, dafs aus ihnen zugleich ein anschauliches Bild von dem gesamten Leben und Wirken desselben sich ergebe. Zu diesem Zwecke ist die Sammlung chronologisch geordnet und jedem der 343 Briefe ein kurzer Überblick über die Umstände, unter denen er geschrieben wurde, vorausgeschickt. Sowohl diese Vorworte, wie die der Sammlung angehängten Litteratur-Nachweise bezeugen, mit welcher Sorgfalt und Liebe die Verfasser ihren Zweck zu erreichen gesucht haben.

Wenn es nun auch in der Natur der Sache liegt, dafs gesammelte Briefe — selbst wenn man von der Kindheit und ersten Jugendzeit absehen will — eine Biographie nicht ersetzen, so bietet unsere Sammlung doch zweifellos eine wertvolle Ergänzung zu den vorhandenen biographischen Schriften. Sie beginnt mit einem Briefe des sechzehnjährigen Arndt und geht in den beiden ersten Abschnitten „Jugend und Reisezeit“ bis zum Anfang des entscheidungsvollen Jahres 1812, welches Arndt nach Petersburg zum Freiherrn von Stein führt. Beim Lesen der 43 Briefe, welche diese beiden Abschnitte enthalten, wird es manchem auffallen, wie wenig Beziehungen auf die zeitgenössische Litteratur sie enthalten, obwohl Arndt in seinen bis zum Jahre 1805 geschriebenen „Briefen an Freunde“ sich den poetischen und philosophischen Fragen der Zeit mit jugendlicher Überschwenglichkeit hingegeben zeigt. Ein Brief, wie der vom 1. Dezember 1796, in dem er die Zwillinge von Klinger und Goethes Wilhelm Meister erwähnt, steht ganz vereinzelt da.

Es folgt die Kriegszeit, von der Arndt selbst in seinen beiden bekannten biographischen Werken so markige Schilderungen entworfen hat. Der Inhalt dieser 60 Briefe ist weniger für die politischen Ereignisse als für die persönlichen Stimmungen des Briefschreibers von Interesse. Der sachliche Hauptwert der Sammlung beruht in den nun folgenden Abschnitten: Jahre der Prüfung (1816—1820), Stillstand im Amt (1820—1840), Deutsche Kämpfe und Altersruhe (1841—1860). Nicht ganz leicht wird es den

Verfassern geworden sein, hier, wo das Material reichlich vorhanden war, Wertvolles von minder Bedeutendem zu scheiden. Bisweilen mufs man auch Triviales, was über die augenblicklichen Freuden und Leiden einer bescheidenen Häuslichkeit nicht hinausgeht, mit in den Kauf nehmen. Unrecht wäre es indes, hieraus den Herausgebern einen Vorwurf zu machen.

Arndt war ein gewaltiger Briefschreiber und Schreiber überhaupt, ein Volksredner mit der Feder, wie ihn auch die im Berliner Viktoriapark errichtete, von Hans Latt entworfene Herme recht bezeichnend mit der Feder in der Hand darstellt. Nicht alles konnte bei einer so grofsen Schreibfertigkeit genial sein, nicht in allen Briefen finden wir Beweise seiner Kunst, eine Persönlichkeit in wenig Worten scharf zu charakterisieren und durch gemütvollen Humor und Anschaulichkeit der Bilder uns zu fesseln. Alles aber trägt das Gepräge eines durch Wahrheit der Empfindung und Schärfe der Beobachtung gleich ausgezeichneten Mannes, und wer den Mann einmal lieb gewonnen hat, der wird auch für die minder inhaltreichen Briefe, weil sie von ihm stammen, sich interessieren. Am Ende unseres Jahrhunderts, in dessen letzten Decennien der Sinn für sittliche Genialität sich mehr und mehr zu verlieren scheint, ist von pädagogischem Standpunkte aus sicherlich ein Unternehmen dankbar zu begrüfsen, welches das Bild eines Mannes wie Arndt, der durch seinen Idealismus so Bedeutendes auf praktischem Gebiete geleistet hat, erneuern und den kommenden Geschlechtern möglichst getreu überliefern will.

Dafs die Ausstattung des Werkes eine vorzügliche ist, dafür bürgt der Name des Verlags.

Berlin. Joh. Schmidt.

---

1) Uhland, Ludwig der Baier. Schauspiel in fünf Aufzügen. Mit Einleitung und Anmerkungen von Franz Prosch. Wien o. J., Gräser. XVII u. 50 S. 8. 0,50 M.

Vorliegende Ausgabe bietet in der Einleitung zunächst das Nötige über die Entstehung des Dramas, wobei sehr richtig auf die anderen, denselben Stoff behandelnden dramatischen Erzeugnisse deutscher Dichter hingewiesen wird. — Den im zweiten Abschnitte der Einleitung „Uhland als Dramatiker“ aufgestellten Satz, der Mangel einer eigentlichen dramatischen Spannung in den beiden vollendeten Uhlandschen Dramen sei „hauptsächlich durch das beiden Stücken zukommende Motiv der Treue veranlafst, welches seiner Natur nach mehr passiv sei und die Freiheit des Handelns und dadurch die dramatische Entwickelung hemme“, möchte ich durchaus nicht unterschreiben. Wohlverstanden, nicht als ob ich den mangelhaften dramatischen Aufbau in Uhlands Dramen in Abrede stellte, sondern weil ich glaube, dafs der Grund hierfür

nicht in dem 'Motiv der Treue' zu suchen ist, das im Gegenteil die spannendsten Konflikte im Drama, wie im Epos herbeizuführen geeignet ist. Ich erinnere an Max Piccolomini und Rüdiger von Bechlaren. — In Abschnitt 3 „Geschichtliche Grundlage" erscheint mir das Bild Ludwigs hier und da zu ungünstig gezeichnet; von den Anmafsungen des frivolen Greises in Avignon wird nichts gesagt, obschon S. XV der Verwickelungen zwischen Ludwig und Johann XXII. Erwähnung gethan wird. — Dafs der Friede zwischen Ludwig und Friedrich zur Beilegung des Krieges in der niederbayrischen Vormundschaftsfrage zu Salzburg erfolgte (S. 10), konnte beigefügt werden, weil II 2, 216 die Zusammenkunft beider Fürsten in Salzburg berührt wird. — Die dem Abdruck des Stückes folgenden Anmerkungen sind zweckentsprechend und halten das richtige Mafs inne. — Die Ausstattung ist, auch abgesehen von dem billigen Preise, gut.

2) Uhlands Gedichte. Auswahl in chronologischer Folge. Mit Einleitung und Anmerkungen von Karl Fuchs. Ebenda. XVI u. 96 S. 8. 0,50 M.

Fuchs bietet in dem Büchelchen einen mit feinem Verständnis aus den duftigsten Blüten der Uhlandschen Dichtkunst zusammengestellten Straufs. An rein lyrischen Gedichten enthält die Auswahl 34 Nummern, von denen 21 der Naturlyrik angehören, acht vaterländische und Freiheitslieder sind, während die letzten fünf als Sinngedichte bezeichnet werden. — 32 lyrisch-epische Gedichte bilden den zweiten Teil des Buches. Die auf 17 Seiten zusammengestellten Anmerkungen und Erläuterungen sind knapp, bieten aber das zum Verständnis Nötige. Die Hinweise auf dem Schüler bekannte, inhaltlich verwandte Gedichte der deutschen Litteratur, auf die vielgesungenen Kompositionen Uhlandscher Gedichte sind dankenswert. Die deutsche Gesinnung, die sich in den Anmerkungen ausspricht, insofern F., wo es nötig ist, auf Uhland als den deutschen Mann und Dichter hinweist, ist um so herzerfreuender, je weniger dem Deutschtum jetzt die innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle wehende Luft günstig ist. — Die der Auswahl vorausgeschickte Einleitung, die in fünf Kapiteln das Leben und Wirken des Dichters — den Stoff, die äufsere Form und Einteilung seiner Dichtungen — und endlich die Wertschätzung des Dichters behandelt, ist gut. — Das Buch ist in jeder Hinsicht zu empfehlen. Möchte es auch auf den deutsch-österreichischen Gymnasien — F. ist österreichischer Professor — weite Verbreitung finden. Wenn ein Freund Uhlands an des Dichters offenem Grabe klagen durfte: „Wir haben das Gewissen Deutschlands verloren", so können wir in des Dichters Werken treffliche Schärfer des deutschen Gewissens preisen und sie als treffliche Bundesgenossen im Kampfe für deutsche Art und deutsches Wesen begrüfsen.

3) Aufgaben aus deutschen Dramen, Epen und Romanen, zusammengestellt von Heinze und Schröder. XI. Bändchen: Aufgaben aus Goethes Torquato Tasso von Heinze. XII. Bändchen: Aufgaben aus Lessings Philotas, Emilia Galotti, Nathan der Weise von Schröder. Leipzig 1898/99, Engelmann. VI u. 85 S. 8. 1 M. — VI u. 130 S. 8. 1,50 M.

Mit Freuden konnte der Berichterstatter vor nunmehr vier Jahren die ersten drei Bändchen des Heinze-Schröderschen Aufgabenwerkes begrüfsen und den Amtsgenossen empfehlen. Ein fröhliches „Willkommen!" verdienen auch die beiden neuesten Fortsetzungen, die sich ihren Vorgängern würdig anreihen. Heinze bietet in seinen Aufgaben zu Goethes „Torquato Tasso" 48 ausgeführte Stoffanordnungen, von denen sich fünf mit dem Grundgedanken, Charakter und Anlage des Dramas, Vorfabel und Fabel, Gang der Handlung und der dichterischen Kunst befassen, elf Natur-, Kultur- und Sittenschilderungen, allgemeine Betrachtungen im Anschlufs an das Drama zum Vorwurf haben, zwei einzelne Aufzüge und Auftritte behandeln, zwölf sich mit einzelnen Personen des Dramas befassen, zwei Vergleichungen bieten und endlich 16 Aussprüche zur Behandlung vorlegen. In der üblichen Weise bringt der zweite Teil Aufgaben zur Auswahl und zwar nicht weniger als 246. So wird es dem Lehrer, der den „Tasso" mit seinen Primanern behandelt, nicht an einer Menge trefflicher Aufgaben mangeln. Die I 1—12 gebotenen erscheinen mir recht geeignet für die Abiturientenprüfung. Die Aufgaben unter III und IV dürften sich, zumal wenn man dem Schüler etwa noch Vilmars treffliche Vorträge über das Goethesche Stück (Frankfurt a. M. 1869) in die Hand giebt, bestens zu freien Vorträgen eignen.

Schröder bietet zu „Philotas" 32 Aufgaben, davon fünf in ausgeführter Stoffanordnung. Die Aufgaben behandeln den Gang der Handlung, Anlage des Dramas, Verhältnis zur griechischen Tragödie und zu Aristoteles (beachtenswert!), Charaktere, Vergleichungen, Aussprüche. Dafs ich „Philotas" als Schullektüre begrüfse, habe ich erst jüngst an dieser Stelle bei Besprechung der Zernialschen Ausgabe hervorgehoben. Hier bieten sich Aufgaben zu einer Vertiefung der Lektüre. Mit „Emilia Galotti" befassen sich nicht weniger als 127 Aufgaben, wovon 34 mit ausgeführten Dispositionen bedacht sind. (Inhalt-Aufbau 34; Zeitdauer, dichterischer Wert 8; Verhältnis des Dramas zur Verginiafabel 10; Verhältnis des Dramas zur hamburgischen Dramaturgie und zu Aristoteles 11; Einzelne Teile des Dramas 3; Sittenschilderungen 2; Einzelne Charaktere 32; Vergleichende Charakteristiken 10; Vergleichungen mit anderen Dichtungen (z. B. „Mifs Sara Sampson" — „Kabale und Liebe" — „Minna von Barnhelm") 6; Aussprüche 11). Schon diese einfache Inhaltsangabe zeigt, wie Schröder sich bemüht, nicht nur durch seine Aufgaben ein tieferes Eindringen in den gebotenen Lesestoff zu fördern, sondern auch durch Heranziehung anderweitigen Unterrichtsstoffes im

Sinne der Konzentration nutzbringend zu wirken. — Für „Nathan der Weise" werden 101 Aufgaben geboten, darunter 35 ausgeführte Dispositionen (Vorfabel, Inhalt, Gang der Handlung 14; Grundcharakter, Anlage des Ganzen 17; Charakterschilderungen 16; Einzelne Charaktere 26; Vergleichende Charakteristiken 10; Vergleichungen mit anderen Dichtungen (z. B. „Kaufmann von Venedig", „Don Karlos", „Iphigenie") 8; Darstellung 2; Aussprüche 8. — Es ist für den Beurteiler immer erfreulich, wenn sein günstiges Urteil über eine neue Erscheinung von den Fachgenossen geteilt wird. Dafs dies bei den Heinze-Schröderschen Büchern der Fall ist, zeigt der Umstand, dafs von Heft 1 und 2 (Aufgaben zu „Wilhelm Tell" (Heinze) und zur „Jungfrau von Orleans" (Schröder)) sich in so kurzer Zeit die zweite Auflage nötig gemacht hat. Diese neuen Auflagen bieten, gegenüber der ersten, so weit es bisher noch nicht geschehen war, Aufgaben betreffend den Aufbau des Dramas und ein oder mehrere längere Ausarbeitungen einer Aufgabe, die gleichsam als Musterstücke gelegentlich vom Lehrer in der Klasse vorgelesen zu werden bestimmt sind. Auf die neuen Erscheinungen ist gebührend Rücksicht genommen, und die Fremdwörter, was sehr zu loben ist, sind thunlichst beseitigt. Die neuen Auflagen kündigen sich aber mit Recht auch als erweiterte an. So ist im „Tell" die Aufgabenzahl von 424 auf 593, in der „Jungfrau" von 450 auf 469 gewachsen. — Gegen Ausstattung und Druck ist nichts einzuwenden.

Schleiz (Reufs). Walther Böhme.

---

1) **Otto Stiller, Leitfaden zur Wiederholung der deutschen Litteraturgeschichte für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht.** Zweite Auflage. Berlin 1899, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius). 4 Hefte in 8; zusammen 3 M.

Der Leitfaden ist in zweiter Auflage erschienen. Die erste Auflage ist mir nicht bekannt gewesen. Nach dem Vorworte war der Verf. durch mehrjährigen Unterricht auf den Gedanken gekommen, den Leitfaden zur Wiederholung der Litteraturgeschichte zu schreiben. Er wollte zunächst den Bedürfnissen der Mädchenschule genügen; aber da das Buch auch von Schülern des Gymnasiums mit Nutzen gebraucht worden ist, schien ihm die Beschränkung desselben auf die genannten Bildungsanstalten überflüssig, und so glaubte er auf dem Titel die Bestimmung „für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht" einführen zu sollen. In der Hauptsache hat der Leitfaden, wie Verf. sagt, seine alte Gestalt behalten, nur vereinzelte Abschnitte sind verkürzt oder erweitert worden. Das ganze zerlegt sich in vier Semestereinteilungen, die im Anschlufs an die herrschende Penseneinteilung folgendermafsen abgegrenzt sind: erstes Semester: von den Anfängen der Litteratur bis zum Ausgang des Mittelalters;

zweites Semester: von Luther bis Lessing; drittes Semester: Herder, Schiller, Goethe; viertes Semester: die Litteratur des 19. Jahrhunderts. Die Hefte sind an Umfang ziemlich gleich, ungefähr 70—80 Seiten umfassend, jedes besonders käuflich.

Die Darstellung macht von Anfang bis zu Ende einen angenehmen Eindruck. Der Stoff ist passend ausgewählt, ohne gelehrtes Beiwerk. Verf. erzählt in zusammenhängender Rede; da sind keine abgebrochenen oder verkürzten Sätze; nichts, was für den Unterricht notwendig ist, wird in der Darstellung übergangen, aber auch nichts Überflüssiges oder den Unterricht Belastendes vorgebracht. Die Verbindung der Inhaltsangaben der hervorragendsten Dichtungen mit dem historischen Berichte ist geschickt und entspricht dem Zwecke der Wiederholung der Litteraturgeschichte und des Selbstunterrichtes. Die Hefte empfehlen sich in ihrer anerkennenswerten Schlichtheit und gebildeten Darstellungsweise, sie sind in den Händen der Schüler ein recht brauchbares Bildungsmittel. Druck und Ausstattung sind gut; wünschenswert wäre es, dafs der Preis noch etwas herabgesetzt würde.

2) Michael Bernays, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Band IV. Berlin 1899, B. Behrs Verlag (E. Bock). 392 S. 8. 9 M.

Zur Freude aller Verehrer von M. Bernays hat Georg Witkowski dem dritten Bande recht schnell den vierten aus dem Nachlasse folgen lassen und damit die wertvolle Sammlung abgeschlossen. Der Band umfafst eine Reihe Abhandlungen aus der Zeit von 1862—1892. 1. Zum deutschen Drama und Theater. 2. Zur neuesten Litteratur. 3. Zur Lehre von den Citaten und Noten. 4. Ungedrucktes. Die ersten Aufsätze führen uns Friedrich Haase und Friederike Gossmann in ihrem künstlerischen Handeln und ihrer menschlichen Persönlichkeit vor; an beiden erkennt B. mit sichtlicher Freude, dafs sie das, was sie besessen, mit Bewufstsein in einem höheren Sinne sich angeeignet und die freien Gaben der Natur ihr wohlerworbenes Besitztum geworden sind. Die Besprechung des Hebbelschen Demetrius und H. Kruses Wullenweber geben dem Verf. neben der liebevollen Darstellung der beiden Dramen Gelegenheit, sich eingehend über das Wesen der tragischen Dichtung und im besondern über die Umwandlung historischer Personen und Ereignisse in poetische zu äufsern; er betrauert das frühe Hinscheiden Hebbels; aber es mag uns trösten, dafs ihm vergönnt war, in seinen letzten Werken, der Tragödie von den Nibelungen und dem Demetrius, ein würdiges Denkmal seines edlen Wollens, seines kräftigen Vollbringens aufzurichten; Kruses Wullenweber, so hofft er, soll vor allem auch für unsere dramatische Dichtung ein neues, erhöhtes Leben beginnen, dessen Erscheinungen nicht unwürdig wären, sich neben die erhabenen Wunder der Wirklichkeit der Jahre 1870—71 zu

stellen. — Die zweite Auflage von Holteis Roman „Der letzte Komödiant“ regt den Verf. zu wertvollen Betrachtungen über die Kunst des Schauspielers an. — Die Ankündigung des Münchener Hoftheaters, die Dramen Schillers in einer streng nach der Entstehungszeit geordneten Folge innerhalb weniger Wochen vorzuführen, wird von B. freudig begrüfst: Schiller hat dem deutschen Theater das unerschütterliche Fundament gegeben; das Niedrige kann nicht da zur Herrschaft gelangen, wo sein Genius waltet; ihm mufs Schauspieler und Publikum sich immer wieder zuwenden, jener, um in dem unablässigen Studium der edelsten Werke deutscher Dichtung sich selbst und seine Kunst veredelnd auszubilden, dieses, um stets von neuem an die Ideeen gemahnt zu werden, die unser persönliches wie unser nationales Leben durchdringen sollten. — Die Aufsätze „Zur neuesten Litteratur“ bieten eine umfangreiche Besprechung der Dichtungen Geibels, Linggs, W. Müllers, Mörikes; Gildemeisters Übersetzung der Werke Lord Byrons veranlafst das Eingehen auf den grofsen englischen Dichter und sein Verhältnis zu Goethe; aber unbefriedigt legt B. die Feder nieder; denn was in so wenigen Zeilen sich zusammendrängen liefs, wie dürftig und geringfügig mufs es dem erscheinen, der sein Gemüt den Einwirkungen der Byronschen Poesie eröffnet hat. — Weiter entwirft uns B. in grofsen Zügen ein Bild der schriftstellerischen Thätigkeit Jakob Grimms, dessen Name überall da voran leuchtet, wo Grofses geleistet worden zum Frommen der Wissenschaft, die wir in einem vorzüglichen Sinne die deutsche nennen dürfen. — In der Anzeige der Schrift Henri Taines Histoire de la littérature anglaise geht B. besonders auf die Auffassung des Franzosen von Shakespeares Dramen ein. Der Ernst wissenschaftlicher Untersuchung und künstlerischer Gestaltung walte nicht in diesem Werke, die Urteile des H. Taine über Shakespeare kann man mit ernster Miene weder lesen noch berichten, die Riesengestalt des Engländers ist ihm unfafsbar geblieben, er ahnt nichts von der Weisheit des weltüberschauenden Dichters; als ein zucht- und ordnungsloser Geist von einer nie ruhenden, wild ausschweifenden Imagination planlos umhergetrieben, so erscheint Sh. in der Schilderung Taines; wer sich zum Studium der englischen Litteratur durch das Werk vorbereiten wollte, der würde unvermeidlich auf die schlimmsten Irrwege geraten. — Weiter bespricht B. den Meier Helmbrecht von Wernher d. Gärtner und endlich in strenger Weise den Roman: Doppelleben von Wilhelmine von Hillern; es sei Zeit auch die schriftstellerischen Erzeugnisse der Frauen einer ernsten Beurteilung zu unterziehen, er wünscht der Verfasserin, dafs sie dem geistigen Amazonentum entsage und in dem bescheidenen Kreise ungekünstelter naturgemäfser Verhältnisse verweile, sich an die einfachen Erscheinungen des wirklichen Lebens wende und sie in anspruchsloser Darstellung festzuhalten suche. Eine Geschichte der deutschen Frauen-

litteratur sei wünschenswert; aber wer diesen Beitrag liefern wollte, müfste sich freilich mit einer gegen alle Proben gewaffneten Geduld ausrüsten. — Die wertvolle Besprechung der „Fünf Bücher französischer Lyrik in Übersetzungen von Geibel und Leuthold" interessiert besonders durch den Nachweis, dafs die Übersetzer die französischen Dichter vielfach übertroffen haben. — Die Betrachtungen über B. Auerbachs Roman: Auf der Höhe und G. Freytags: Die verlorene Handschrift sind in hohem Mafse anregend und bildend, sie führen uns in die geistige Werkstätte der Künstler und gefallen durch die Unbefangenheit und Offenheit, mit welcher der Kritiker in das innere Gefüge der Dichtungen eindringt, hier anerkennt und dort tadelt. — Mit besonderer Hingebung ist der Aufsatz: „Zur Lehre von den Citaten und Noten" geschrieben; in dem ersten Teile weist Verf. an einzelnen Beispielen nach, wie auch von den hervorragendsten Schriftstellern der Sinn der Citate völlig ins Gegenteil verkehrt wird, dann verfolgt er die Gewohnheit der Schriftsteller, den Text durch Noten zu begleiten, und rollt dabei die ganze Weltlitteratur bis auf die Gegenwart vor unseren Augen auf; der Gang der Untersuchung ist ungemein reizvoll, der Schlufs für den Verf. charakteristisch: Bleiben wir vor allem aus freier Neigung gehorsam dem Pflichtgebot, in Text und Noten, in wichtigen wie in den allergeringsten Dingen zu zeigen, dafs wir die Wahrheit blofs der Wahrheit wegen lieben. — In den bisher ungedruckten Abhandlungen bespricht B. Humboldts Versuch Über Goethes Hermann und Dorothea nicht ohne manches tadelnde Wort, Goethes Elegie Hermann und Dorothea, Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern Humboldt, Schillers Briefwechsel mit Cotta, und schliefslich erhalten wir noch kürzere Urteile über Tassos Gerusalemme liberata, über Schillers Wallenstein, über Kleists Hermannschlacht, über Heinrich Heine, Dante, Shakespeare, Milton.

Ich habe nur kurze Andeutungen von dem reichen Inhalte dieses Bandes geben können; er reiht sich den vorhergehenden würdig an; er hebt uns in gleicher Weise hinauf zu der Höhe des Verfassers, von der wir das geistige und künstlerische Streben unseres Volkes wie der Kulturvölker um uns betrachten und in seinem innerem Zusammenhang überschauen und schätzen lernen. Mit der Bewunderung vor dem umfassenden Wissen des Verf.s, vor seiner glänzenden Darstellungsgabe und der Liebenswürdigkeit seines edelen Charakters verbindet sich der reinste Dank für die geistige und sittliche Förderung, die wir durch ihn erfahren.

Stettin. Anton Jonas.

J. Loeber, Herderbuch. Auswahl aus seinen Werken. Deutsche Schulausgaben von Veit Valentin, Nr. 30. Dresden 1898, L. Ehlermann. 92 S. kl. 8. geb. 0,50 M.

Die Grundsätze, nach denen die deutschen Schulausgaben von Valentin bearbeitet sind und bearbeitet werden, sind genugsam bekannt, werden in ihrem pädagogischen Werte anerkannt, und wir verdanken der Sammlung schon manches treffliche Schulbuch. Ihm reiht sich das Herderbuch von Loeber würdig an. Wenn unsere neuen Lehrpläne für Oberprima neben den Lebensbildern von Goethe und Schiller auch solche ihrer berühmtesten Zeitgenossen vorschreiben, so gehört zu diesen in erster Linie Herder. Es gilt nun in möglichst kurzer Zeit — denn viel Zeit bleibt für die „Zeitgenossen" nicht übrig — den Schülern ein möglichst lebensvolles Bild dieser zu geben und einige besonders charakteristische Arbeiten oder Abschnitte aus solchen, damit die Schüler daraus ihr Wesen, ihre Bedeutung, ihre differentia specifica erkennen. Dazu ist das Herderbuch ganz besonders geeignet. Es enthält in geeigneter Auswahl und Verkürzung sein Reisejournal vom Jahre 1769, die Aufsätze über Shakespeare und Ossian aus der Sammlung „Von deutscher Art und Kunst" (1773) und elf gut ausgewählte Volkslieder (1778). Noch manches andere Schöne hätte aufgenommen werden können; darüber läfst sich streiten; gar manches ist ja den Schülern auch schon aus den Lesebüchern der früheren Stufen bekannt; aber wir loben bei dem genannten Zweck die Beschränkung, die der Verfasser sich auferlegt hat. Durch die Einleitungen und Vorbemerkungen bekommen wir in Kürze eine klare Übersicht über die wichtigsten Abschnitte aus Herders Leben, in Dispositionen und Überschriften wird uns der Gang der Abhandlungen übersichtlich vorgeführt, die sachlichen Erläuterungen geben das Notwendige zur Einzelerklärung, besonders wichtige und charakteristische Stellen sind gesperrt gedruckt, eine Zeittafel am Anfang des Ganzen giebt für die Zeit von 1759 bis 1784 einen kurzen Überblick über Herders wichtigste Schriften und die anderen hervorragenden litterarischen Erscheinungen dieser Zeit.

Ich halte mich an die Worte Herders: „Der Kritiker soll aus dem Geiste des Schriftstelles lesen als Freund und Gehilfe des Verfassers". Loeber hat m. E. seine Absicht erreicht und seine Aufgabe trefflich gelöst. Das Herderbuch sei für den Gebrauch in Prima bestens empfohlen.

Cassel. F. Heufsner.

Adalbert Stifter, Studien und Bunte Steine. Auswahl für den Schulgebrauch von Karl Fuchs. Wien u. Prag 1899, F. Tempsky. 200 S. kl. 8. 50 Kr.

In die reiche Sammlung von Freytags Schulausgaben klassischer Werke alter und neuer Zeit hat die Verlagsbuchhandlung

die Schriften eines Dichters aufgenommen, der, von Geburt ein Österreicher, zunächst in seinem engern Vaterlande verdiente Verehrung geniefst, doch auch längst über dessen Grenzen hinaus durch die Innigkeit seines Naturgefühls, die Feinheit seiner Seelenmalerei, die duftige Zartheit und jungfräuliche Reinheit seiner gesamten Dichtung sich eine kleine, stille Gemeinde von Verehrern erworben hat.

Machen jene Vorzüge Stifter zur Lektüre für die Welt der Jugend besonders geeignet, so ist freilich nicht zu leugnen, dafs der Mangel an bewegter Handlung, an lebhaften Kämpfen und starken Konflikten ihn nicht eben die Sympathieen jener derb gesunden jugendlichen Kraftnaturen von heute gewinnen läfst, die Turnspiele und Wassersport mit Begeisterung pflegen, die weniger die Natur beobachten, als in ihr thätig sich tummeln wollen. Selten nur finden wir unter der heutigen Jugend die sinnigen, in sich gekehrten, ein wenig träumerischen Knaben- und Jünglingsgemüter jener früheren Zeit, da noch Jean Pauls Verehrung in Blüte stand; doch wer liest heute noch Jean Paul und wie wenige Stifter!

Ja wenn Naturschilderungen nicht um ihrer selbst willen dazusein scheinen, sondern wie bei Heinrich Seidel in innigen Zusammenhang mit einer leichtverständlichen, heiter belebten Handlung gesetzt und durch prächtigen Humor gewürzt sind, dann steht die Sache anders; so hat Ref. als vieljähriger Leiter von Schülerbibliotheken beobachtet, dafs Seidels Werke, die eine ähnliche begeisterte Naturliebe und Naturkenntnis wie die Stifters allüberall poetisch nutzbar machen, mit Leidenschaft von der Jugend begehrt, ja verschlungen werden, während es eine Seltenheit ist, dafs eine tiefer angelegte Schülernatur für Stifters feinsinnige Studien Liebe und Verständnis an den Tag legt.

Die Natur betrachtet Stifter weniger vom Standpunkte des Forschers (vgl. Seidel!) wie des Malers; seiner liebevollen Beschäftigung mit der Aquarellmalerei dankt er die Vorliebe für das Kleine (das ihm in seiner Gesetzmäfsigkeit grofs erscheint), für die feinsten Einzelheiten und Nuancen in den Erscheinungsformen der Natur, und wie unendlich fein abgetönte Aquarelle muten uns oft seine Landschaftsgemälde an, ob er die schwermütige Schönheit des böhmischen Hochwalds oder die erhabene Monotonie der Wüste und ihrer Schwestern, der grünen Pufsta und der weifsen Gletscherwelt schildert; die Menschen (für die sich die Jugend bekanntlich fast ausschliefslich interessiert) bilden dabei nicht selten nur die Staffage. Doch sucht der Dichter stets im Kleinen das Grofse anzudeuten, den „Wundereinklang“ von Menschenherz, Natur und Gottheit darzuthun, und wohl der Jugend, die die Natur mit seinem Malerauge sehn, mit seinem kindlich reinen Gemüte lieben lernt! Dafs aber seine Werke je populär werden könnten, scheint mir, ähnlich wie bei manchen Dichtungen Goethes,

völlig ausgeschlossen. Nur ein kleiner Kreis von Verehrern weiht ihnen die Opferflamme stiller Verehrung und Liebe, derben Naturen ist Stifter zu langweilig.

Sicher wird die vorliegende treffliche Auswahl mit ihrer gehaltvollen Einleitung, die aufser einer biographischen Skizze eine feinsinnige Analyse von Stifters Dichtungsart giebt, in den Anmerkungen den Zusammenhang klarstellt und manche willkommene Auskunft bietet, zum bessern Verständnis der „Studien“ viel beitragen und ihrer Verbreitung förderlich sein; jede Schülerbibliothek sollte zum wenigsten das Werkchen in mehreren Exemplaren besitzen und der Lehrer des Deutschen, wohl auch der Lehrer der Erdkunde gelegentlich darauf hinweisen: eine Schullektüre der Werke Stifters macht freilich — wenigstens an den preufsischen Gymnasien — schon der Mangel an Zeit völlig unmöglich; auch dürfte es nicht leicht sein, selbst wenn der Lehrer, wie Ref., die geschilderten Landschaften kennt, norddeutschen Schülern, die gröfstenteils nie ein Gebirge gesehen haben, von jener Wunderwelt eine richtige Vorstellung zu erwecken.

Königsberg i. Pr. Max Nietzki.

Chr. Ostermanns Lateinisches Übungsbuch. Neue Ausgabe. Fünfter Teil: Ober-Sekunda und Prima, verfafst von H. J. Müller. Leipzig 1899, B. G. Teubner. XI u. 372 S. 8. geb. 2,80 M.

Mit diesem fünften, für die drei oberen Gymnasialklassen bestimmten Teile ist das lateinische Unterrichtswerk des Verfassers zum Abschlufs gelangt. Was ihn bewogen hat, diesem letzten Teile eine von dem Gewöhnlichen in manchem Punkte abweichende Einrichtung zu geben, darüber hat er sich selbst im Vorwort mit grofser Klarheit ausgesprochen. Er will nicht den Schüler in eine weite Ferne locken, sondern zeigt ihm ein Ziel, welches er, richtig geleitet und angeleitet, unter den heutigen Verhältnissen erreichen kann und mufs. Auch das hat er in Erwägung gezogen, dafs namentlich auf der obersten Stufe, nach Einschränkung des Klassenunterrichts, für das Privatstudium viel Zeit übrig bleibt. Es ist unleugbar, dafs von der reichen freien Zeit, die unsere Obersekundaner und Primaner jetzt nach Reduzierung der Stundenzahl und Humanisierung der ganzen Unterrichtsmethode übrig behalten, nur selten etwas Erkleckliches dem Lateinischen und Griechischen zu gute kommt. Die einen wissen gar nichts damit anzufangen und vergeuden sie in banalster Geselligkeit; die andern werfen sich auf die immer neuesten Werke der deutschen Litteratur, unter denen, wie stets unter dem Neuesten, nur hin und wieder etwas von dauerndem Werte ist, und die nur selten für dieses Alter geschrieben sind. Andere, anstatt in der Stille ihr Talent reifen zu lassen, sind vor der Zeit bemüht, ihren Wirklichkeitssinn auszubilden und wenden sich von den

Geisteswissenschaften, wie von einem Reiche der Schatten, hin zu dem grünen Baume des Lebens. Besonders zahlreich, wie die Abiturientenviten zeigen, sind auch die, welche ihre freien Stunden den neuesten Erfindungen widmen oder, dem Zuge der Zeit folgend, sie mit naturwissenschaftlichen Spielereien vertrödeln, welche nicht die geringste, in die Seelen dringende Kraft haben. Dabei braucht man ihnen gar nicht zuzurufen, dafs der kleinste Kreis fruchtbar sei, wenn man ihn nur recht zu nützen wisse. Die Schule umspannt wirklich einen sehr weiten Kreis; aber sie gleicht einem Lande, in welchem es aufserhalb des stündlich beim Unterrichte betretenen Weges zu sehr noch an Wegweisern fehlt, die zu weiteren Ausflügen in ihrem Gebiete und gelegentlich auch zu einem genufsreichen errare et vagari einladen könnten.

Der Verf. hat sich also gesagt, dafs bei der jetzigen Stundenzahl des Lateinischen für das Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische nicht viel Zeit übrig sein wird, dafs aber die Schüler zu Hause jetzt mehr Zeit übrig haben als früher. Er hat deshalb für sein Buch eine Einrichtung ersonnen, die es auch zum Privatstudium geeignet macht. Das Buch begnügt sich nicht, Aufgaben zu stellen, sondern bietet dem Schüler, wenn er für sich allein arbeitet, zugleich Hilfe und Rat. Das thun nun auch wohl die zahlreichen andern Übungsbücher, indem sie auf die Grammatik verweisen oder Vokabeln und schwierigere Wendungen direkt darbieten oder durch eine Frage zum Nachdenken auffordern. Hier aber ist Methode in dieser Hilfe. Alle diese Übungsstücke wollen den Schüler nicht sowohl veranlassen, sich des Lateinischen in einem weiteren Umkreise zu bemächtigen, als vielmehr sich in dem schon durchlaufenen Kreise wirklich heimisch zu machen. Den meisten Abschnitten sieht man es bald an, im Hinblick auf welche Abschnitte eines lateinischen Schriftstellers sie ausgearbeitet worden sind; aber sie sind, was das Phraseologische betrifft, in die *κοινή* übersetzt, d. h. sie lassen in sprachlicher Hinsicht alles beiseite, was nicht fester Besitz des Schülers zu werden braucht. Direkt an die Klassenlektüre angeschlossene Aufgaben enthält das Buch nicht. Bei diesen liegt immer die Gefahr nahe, das Besondere der vorliegenden Stelle zu stark zu betonen, während es doch bei der bescheidenen Bedeutung, welche diese Übungen nach dem letzten Lehrplane nur beanspruchen dürfen, in Übereinstimmung mit der Tendenz des heutigen grammatischen Unterrichts vielmehr darauf ankommt, den eisernen Bestand des lateinischen Sprachschatzes immer wieder auszubeuten. Als Lektüre ist den lateinischen Stunden, abgesehen von den drei Dichtern, jetzt nur Militärisches und Politisches zugewiesen. Diesem Kanon der Lektüre trägt das Buch in seiner ersten gröfseren Hälfte Rechnung. Diese behandelt die Hauptereignisse der römischen Geschichte bis auf Augustus, so jedoch, dafs die Ereignisse dieser Zeit, welche schon in den vorhergehenden Teilen des Ostermann-

schen Übungsbuches zur Darstellung gekommen sind, hier nur kurz erwähnt werden. Die zweite, etwas über 150 Seiten umfassende Hälfte behandelt Litterarisches, Kulturhistorisches und Philosophisches, wobei natürlich fortwährend nach Griechenland hinübergewiesen wird. Alles hier Gebotene mufs in den oberen Klassen im Mittelpunkte des Interesses stehen. Der Verf. hofft deshalb auch, durch den Inhalt seiner Übersetzungsstücke dem Schüler Anregung und Förderung geboten zu haben, und wünscht, dafs jeder Primaner das ganze Buch durchlese, möge er nun viel oder wenig aus ihm ins Lateinische übertragen.

Den Übungsstücken vorausgeschickt ist eine Phraseologie (76 Seiten) mit stilistischen, synonymischen und lexikalischen Bemerkungen unter dem Texte. Sie enthält die Redewendungen, die man beim Übersetzen aus dem Deutschen innerhalb des schulmäfsigen Kreises fortwährend nötig hat. Auch fügen sich diese Wendungen nicht als ein höherer Kursus einfach dem in den unteren und mittleren Klassen Behandelten an. Einem Schüler, der seine Zeit gut ausgenutzt hat, werden sie vielmehr bei seinem Eintritt in Obersekunda schon zur gröfseren Hälfte bekannt sein. Die Absicht des Verfassers war, das bei der Lektüre Gefundene dem Schüler der oberen Klassen in geordneter Zusammenfassung darzubieten und es so vor dem Vergessenwerden zu schützen; unter dem Texte hat er im Anschlufs an das Bekannte höher zielende Bemerkungen hinzugefügt, die in ihrer Gesamtheit das unumgänglich Notwendige aus der Synonymik und Stilistik bringen wollen. Er schlägt vor, die erste Hälfte der Phraseologie der Obersekunda, die zweite Hälfte der Unterprima und die Noten der Oberprima als Klassenpensum zuzuweisen.

Diese mit Synonymik und Stilistik gemischte Phraseologie ist aber nicht etwas äufserlich den Übersetzungsstücken Vorangesetztes, sie ist vielmehr ein organischer Bestandteil des Buches und durch zahllose Fäden mit dem Nachfolgenden verbunden. Im Vergleich zu der üblichen Art, die helfenden Anmerkungen unter dem Texte oder am Schlusse zu jedem einzelnen Stücke zu bringen, ist hier ein grofser methodischer Fortschritt zu erkennen, und man wird die Geschicklichkeit des Verfassers doppelt bewundern, wenn man erwägt, mit wie einfachen und, so zu sagen, lautlosen Mitteln er jene enge Verbindung zustande gebracht hat. Unter dem Texte sind von Zeit zu Zeit im Anschlufs an einzelne Stellen der Übungsstücke sachliche Bemerkungen gegeben (auch diese sind bestimmt, ins Lateinische übersetzt zu werden), daneben Sinn- und Kernsprüche im originalen Wortlaute zum Auswendiglernen. In der zweiten Hälfte des Buches werden zahlreiche Stellen aus Vergil und namentlich aus Horaz citiert, die der Schüler nachzuschlagen hat. Im Texte selbst aber verweisen Sternchen, im ersten Teile häufiger, später seltener, auf die dem Buche vorausgeschickte Phraseologie. Da diese alphabetisch geordnet ist, so genügen

diese unscheinbaren Zeichen, um dem Schüler bemerklich zu machen, dafs an leicht zu findender Stelle dort etwas auf diesen Fall Bezügliches gesagt wird. Die Vorteile dieses Verfahrens springen in die Augen. Auf diese Weise kann die Phraseologie auch nicht einen Augenblick aus dem Gesichtskreise des Schülers verschwinden. Auch wird dafür gesorgt, dafs er nicht immer direkt eine passende Redewendung herübernehmen kann: oft steht an der bezeichneten Stelle der Phraseologie nur Analoges oder nur zum Teil Verwendbares.

Die Phraseologie meidet durchaus alles Entlegene und mutet dem Schüler nicht mehr zu, als heute jedenfalls noch zu erreichen ist. Mit Rücksicht auf den Kanon der Lektüre, welchen die letzten Lehrpläne aufstellen, bezieht sich die grofse Mehrzahl der Ausdrücke auf das öffentliche Leben der Alten und auf militärische Verhältnisse. Man erkennt überall den praktischen Sinn des Verfassers. Gewisse Dinge aus dem elementaren Kursus der Syntax, die bis auf die oberste Stufe immer wieder falsch gemacht werden oder Verlegenheiten bereiten, sind von ihm darin festgenagelt worden, den verbreitetsten Fehlern und Verwechselungen wird entgegengearbeitet, und die Anmerkungen bringen die charakteristischen Hauptpunkte der lateinischen Stilistik und eine Anzahl synonymischer Unterscheidungen, die jedem Schüler geläufig werden müssen. Die Grenzen des Wünschenswerten, Nötigen und Überflüssigen sind für eine Phraseologie nicht mit Sicherheit zu ziehen. Der eine oder andere wird vielleicht finden, dafs diese hier über die inneren Zustände, sowie über das geistige und litterarische Leben mehr bieten und dafür, wenn dann doch eine gewisse Ausdehnung nicht überschritten werden soll, sehr Bekanntes (proelium committere, consulatum petere, constare ex) oder in der Grammatik Angeführtes (dicto audiens sum alicui, tibiā canere, gaudio affici) auslassen könnte. Dem Verf. in dieser Hinsicht Vorschläge zu machen, ist wohlfeil. Wenn wir einen viel weiteren Kreis umspannen, werden wir heute, was zunächst gewufst werden mufs, den Durchschnittsschülern nicht zum festen Besitz bringen können. Auch darauf verdient hingewiesen zu werden, dafs durch die beigefügte Übersetzung einer an sich bekannten Wendung nicht selten ein neues Aussehen und ein stilistisches Interesse gegeben wird. Der Verf. betont auch selbst im Vorwort, dafs der Schüler, so bescheiden man auch in den Anforderungen hinsichtlich der Stilistik sein mag, doch das Wesentliche einer lateinischen Wendung hinter dem durchsichtigen Schleier einer nicht wörtlich genauen deutschen Übertragung wiedererkennen mufs. Wer das nicht gelernt hat, verfährt eben ganz mechanisch beim Übersetzen, und selbst die umfangreichste Phraseologie würde ihm keine ausreichende Hilfe gewähren. Auch hier gilt das Wort Catos: rem tene, verba sequentur. Es gehört mit zu der erziehenden und zur geistig bildenden Kraft dieser Über-

setzungsübungen, dafs sie hinter der phraseologischen Verbreiterung des deutschen Ausdrucks so oft den einfachen Kern zu suchen zwingen, wobei dann der moderne Ausdruck nicht selten wie Seifenschaum zusammensinkt. Im Lateinischen „antworte ich“ einfach „richtig“ oder „gütig“, während ich im Deutschen auch „eine richtige Antwort geben“, „eine gütige Antwort erteilen“ kann. Im Lateinischen „stelle ich einen der ganzen Reiterei vor“, im Deutschen kann ich ihn „zum Oberbefehlshaber oder auch zum Oberstkommandierenden der Reiterei oder gar der Kavallerie machen“ oder ihm „das Kommando übertragen“. Die Absicht Müllers geht dahin, dafs einzelne harmlose Wendungen, für die er eine phraseologisch verbreiternde Übersetzung hinzufügt, von dem Schüler, unter Anleitung des Lehrers, als Repräsentanten einer ganzen Gattung erkannt werden. Auf diese Weise läfst sich das mechanische Auswendiglernen fremdsprachlicher Wendungen in eine geistige Thätigkeit umwandeln. Nägelsbach nannte es Stilistik, wenn man die Kräfte zweier von einander wesentlich verschiedener Sprachen, deren Reichtum und Armut nie an derselben Stelle liegen, so mit einander vergleicht. Für derartige phraseologisch-grammatisch-stilistische Übungen ist die siebente Stunde da, die uns nachträglich bewilligt worden ist. Durch blofses Nachdenken kann man sich den Sprachgebrauch allerdings nicht aneignen. Dem Auswendiglernen bleibt seine Ehre; aber der Kreis des gedächtnismäfsig zu Bewältigenden zieht sich ins Enge, und das Gedächtnis wird gestärkt und gestützt, wenn das Urteil zu Hilfe genommen wird. Es genügt nicht, den Schüler lernen zu lassen, dafs „Zufriedenheit“ oder „zufriedener Sinn“ oder „Genügsamkeit“ im Lateinischen suis rebus, sorte sua contentum esse heifst. Es mufs ihm zum Bewufstsein kommen, was dieser Fall Besonderes hat. Dann wird er auch für andere Substantiva, die dem Lateinischen mangeln, und auch für solche, die ihm nicht mangeln, einen adjektivischen Ersatz finden, wird auch in anderen Fällen einem der Ergänzung bedürftigen Worte durch einen passenden Zusatz schärfere Umrisse im Lateinischen zu geben wissen, wie er auch für das Übersetzen aus dem Lateinischen dadurch geschickter und erfindungsreicher werden wird. Sobald das stilistische Prinzip erfafst ist — und dafür giebt Müllers Phraseologie reichliche Andeutungen —, ist der Schüler für ganze Reihen analoger Fälle hinlänglich ausgerüstet. Aus resistere widerstehen wird er dann „Widerstand leisten, Widerstand entgegensetzen“ zu ziehen wissen, aus acriter resistere wird er nach Bedürfnis einen heftigen oder einen leidenschaftlichen oder einen fanatischen Widerstand zu machen wissen und bei resistere consiliis alicuius statt der Pläne, ist von einem Staatsmann die Rede, „die Politik“, ist von einem Feldherrn die Rede, „den Operationsplan“ zu setzen vermögen. „Die Abreise verbieten“, „das Lesen gewisser Bücher untersagen“, „die Über-

gabe einer Festung verhindern“ sind Wendungen, die, wenn sie grammatisch-stilistisch angefafst werden, mit sehr bekanntem Sprachmaterial bewältigt werden können. Auch für Derartiges hat die diesen Übungsstücken vorausgeschickte Phraseologie gut gewählte Repräsentanten. Sache des Lehrers ist es, das gebotene Material nicht blofs auswendig lernen zu lassen, sondern das Typische dieser Wendungen hervorzukehren. Freilich ist der Schüler vor dem Irrtum zu bewahren, als müsse man beim Übersetzen ins Deutsche jede einfache und naive Wendung ängstlich meiden und, wenn irgend möglich, eine aufgedröselte, phraseologisch breite zu finden suchen. Es wäre Pedanterei, wenn man einen Satz wie diesen: nihil magis dolebat Cicero quam cum vituperabatur a Bruto suo nicht gestatten wollte, einfach zu übersetzen durch: „nichts schmerzte den Cicero mehr, als sich von seinem Brutus tadeln zu hören“ und statt dessen verlangte: „nichts verursachte dem Cicero einen gröfseren Schmerz“ oder „nichts war für Cicero ein gröfserer Schmerz“ oder „der empfindlichste Schmerz für Cicero war“. Plurimae eodem perducunt, sagt Quintilian. Es gilt, sich und den Schüler elastisch zu erhalten. Ohne fortwährende Durchleuchtungen des phraseologischen Materials macht das Phrasenlernen geschmacklos und vor allem so ängstlich, dafs man nicht mehr die natürlichsten Wortverbindungen zu gebrauchen wagt, ohne vorher das Lexikon befragt zu haben.

Über die Ausdehnung, die einer solchen Phraseologie zu geben ist, läfst sich streiten. Es wäre leicht, dem Verf. mit einem Wunschzettel aufzuwarten. Er greift weit zurück und hat auch den phraseologischen Erwerb der vorhergehenden Stufen mitaufgenommen. Das hat ja seine Berechtigung, weil er nur diesem letzten Teile seines lateinischen Unterrichtswerkes eine Phraseologie beigegeben hat. Nach der entgegengesetzten Seite hat er offenbar nicht zu weit gehen wollen. Ein bescheidener, aber befestigter Besitz scheint ihm einem gröfseren, aber unsicheren vorzuziehen. Auf das flores consectari ist er gar nicht aus. Auch die synonymischen und stilistischen Bemerkungen lassen sich an dem in erster Linie Wichtigen genügen. Vielleicht wird mancher höher hinauswollen; die meisten aber, vermute ich, werden finden, dafs Müller eine einfache und gesunde Kost bietet, wie sie den Bedürfnissen der heutigen Schüler gerade entspricht. Übrigens bin ich sicher, dafs der Verf. in künftigen Auflagen hier und da durch ein eingefügtes kurzes Wort in diese Phraseologie noch mehr Aufforderungen zum Nachdenken bringen wird. Es brauchte deshalb der jetzige Umfang kaum merklich überschritten zu werden. So würde ich z. B. zu oratio (S. 41) hinzufügen, dafs das Wort auch im Sinne von Stil (pura, emendata, elegans oratio) gebraucht wird und zugleich auch die allgemeine menschliche Fähigkeit des Sprechens (facultas loquendi) bezeichnet, indem der Mensch ja vom Tiere die ratio und oratio voraushat. Wie iu-

dicium das Urteil ist und die Urteilsfähigkeit, so ist oratio nicht blofs die Rede (objektiv), sondern auch die Redefähigkeit im doppelten Sinne des dicere und des loqui. Auch ohne den Zusatz soluta steht oratio ferner für Prosa, im Gegensatz zur poesis. Zu sermo ferner würde ich hinzusetzen: conserere, anreihen. *εἴρω*, *λέξις εἰρομένη* (Homer und Herodot) im Gegensatz zur *λέξις κατεστραμμένη* (nicht parataktisch, sondern periodisch). Während die oratio publica ist, planvoll und überlegt, ist der sermo privatus und familiaris und vom Zufall beherrscht (sermo incidit de aliqua re). Weshalb, würde ich in Klammern fragen, nennt Horaz seine Satiren und Episteln Sermonen? Auch den dialogus würde ich hier nennen, den Plato zur litterarischen Form erhoben hat. Man vergleiche diese mit dem litterarischen sermo. Auch auf sermo patrius und sermo Latinus könnte man verweisen. — Zu opus (S. 55) könnte man bemerken, dafs es das Meisterwerk im litterarischen Sinne heifst (die Kranzrede opus illud Demosthenis). Ähnlich exemplar als Musterbeispiel (vos exemplaria Graeca nocturna versate manu, versate diurna). — Zu praecepta rhetorum (S. 53) würde ich hinzufügen „Theorie, Regeln“, sonst übersetzt der Schüler S. 311 die Aristotelischen Regeln durch regulae. — S. 49 empfiehlt sich zu scriptum videmus in Klammern der Zusatz lēgimus nuper. — S. 44 könnte man zu gratus animus, dankbares Herz, in Klammern Dankbarkeit (auch ingratus, pius animus) hinzufügen. — S. 40 liefse sich zu causa bemerken, dafs es geradezu auch Vorwand heifst (interposita causa), und dafs man de belli Peloponnesiaci causis atque rationibus schreiben könnte; zu opinio ferner, dafs es auch Vorurteil heifst (opinionum commenta delet dies, naturae iudicia confirmat). — S. 45 möchte auf den Unterschied von „es liegt in meinem Interesse“ (mea interest) und „Interesse für etwas haben, sich für etwas interessieren“ (delectari aliqua re) hinzuweisen sein (eine interessante Erzählung iucunda narratio). — S. 6 zu priscus könnte man sagen, dafs Naevius und Ennius prisci poetae sind und in Klammern fragen, ob Horaz ein Recht hatte, von der prisca comoedia des Aristophanes zu reden. — Alles dieses würde sich für den Standpunkt des Primaners eignen. In künftigen Auflagen wird der Verf. gewifs derartige aufrüttelnde und Perspektiven eröffnende Bemerkungen dazwischensäen. Namentlich solche Worte und Wortverbindungen würde es sich empfehlen durch kurze anregende Bemerkungen in dieser Phraseologie und Synonymik zu Meditationscentren zu machen, die für das Denken und die Lebensauffassung der Römer charakteristisch sind. Solche sind z. B. ars, litterae, ratio; otium, negotium; liberalis, nobilis; iustitia und aequitas (*ἐπιείκεια*), cuius est, ut ait Aristoteles, summi iuris corrigere iniustitiam.

Noch ein Wort über die Gestaltung der Texte. Der Verf. sagt in der Vorrede, er habe auf die Form des deutschen Aus-

drucks ganz besonders sein Augenmerk gerichtet und das berüchtigte Übersetzungsdeutsch sorgfältig zu vermeiden gesucht. Er hat ein Recht, sich dessen zu rühmen. Man wird nirgends durch geschmacklose Verrenkungen des Ausdrucks beleidigt, und die Satzbildung hat sogar etwas Glattes und Müheloses. In einem gewissen Grade wird sich ein deutscher Text, der bestimmt ist, von Schülern ins Lateinische übersetzt zu werden, von der eigentlichen Litteratursprache stets etwas unterscheiden. Ist er wirklich leichtfüfsig modern und nimmt er keine heimlichen Rücksichten auf das Lateinische, so können ihn eben Schüler ohne sehr weit gehende Hilfe nicht übersetzen. Es ist nicht gut möglich, zwei Aufgaben in gleicher Weise zugleich gerecht zu werden. Eine gewisse Umständlichkeit wird der deutsche Text eines Stückes, das vom Schüler noch soll übersetzt werden können, nicht ganz ablegen können. Sodann müssen doch, auch wenn man keine Fufsangeln legen will, auf engem Raume zahlreiche, wenn auch nicht möglichst zahlreiche, charakteristische Schwierigkeiten bewältigt werden. Ganz rein kann man dabei die Rücksicht auf den Gedanken nicht walten lassen. Breiten, abhängig gemachten Ausprägungen des Gedankens giebt man häufig den Vorzug. Dazu kommt die notwendige Beschränkung auf ein wenig umfangreiches Sprachmaterial. Auch wenn alles Geschmacklose noch so vorsichtig ferngehalten wird, mufs demnach der Schüler doch die unbestimmte Empfindung haben, dafs das, was er in seinem Übungsbuche liest, kein in natürlicher Freiheit einherschreitendes Deutsch ist. Wer aber von einem solchen Übungsbuche nicht das Unmögliche verlangt, wird gestehen müssen, dafs das Deutsche in Müllers Übungsstücken in einer geschickten und völlig unanstöfsigen Weise gehandhabt wird.

Alles in allem mufs man dem Buche nachrühmen, dafs es praktisch brauchbar ist, dafs es den Bedürfnissen und der Leistungsfähigkeit der heutigen Schüler durchaus entspricht und in seinem Inhalte, worauf das Bestreben des Verf. gerichtet war, für sie „interessant und instruktiv“ ist. Seine Anlage ist aufserdem eine solche, dafs strebsame Schüler, die sich im Lateinischen schwach fühlen, gerade durch sie eingeladen werden, in privaten Übungen ihre Kraft zu stärken.

Gr. Lichterfelde bei Berlin. O. Weifsenfels.

O. Kohl, Griechischer Unterricht. Separatabdruck aus Reins „Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik“. Langensalza 1896, H. Beyer und Söhne. 64 S. gr. 8. 1,50 M.

Von Dettweilers Bearbeitung des griechischen Unterrichtes in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen unterscheidet sich die vorliegende sorgfältige Arbeit des Verfassers in mehr als einer Hinsicht zu ihrem Vorteil. Zunächst haben wir hier S. 1—27 eine vorzüglich orien-

tierende Geschichte des griechischen Unterrichts in Deutschland, während Dettweiler einen ungenügenden, weil zu kurzen (S. 7—11) Überblick über die geschichtliche Entwicklung des griechischen Unterrichts giebt. Kohl gliedert seinen Stoff in folgende Teile:

1. Vorstufe, bis vor den Beginn des Humanismus.
2. Die Zeit des Humanismus im XV. und XVI. Jahrhundert
   a) in Italien, b) in Deutschland.
3. Das XVII. und XVIII. Jahrhundert.
4. Der Unterricht vom Ende des 18. Jahrhunderts bis 1882
   a) der neue Humanismus und die Kursächsische Schulordnung 1773.
   b) Die Herrschaft des formalen Betriebes in Preufsen bis 1882.
5. 1882 bis jetzt. Deutsch-humanistisches Gymnasium.

Aus dem in diesen Abschnitten niedergelegten reichen Wissen des Verfassers wird jeder, auch wem die Geschichte des griechischen Unterrichts nicht gerade fremd ist, Belehrung schöpfen; für besonders gelungen halte ich den Nachweis, dafs auf die erste Liebe für das Griechische im 16. Jahrhundert gar bald eine Einschränkung und Niederdrückung der griechischen Studien folgte, dafs „die Theologie den Humanismus, durch dessen Mitwirkung die Reformation gelungen war, bei Seite zu drängen und das Griechische ihren Zwecken dienstbar zu machen suchte“ (S. 14), dafs z. B. A. H. Francke sehr wenig von andern Autoren neben dem neuen Testamente lesen liefs, dies aber dafür viermal im Jahre „durchzubringen“ riet (S. 17).

In formaler Hinsicht möchte ich hervorheben, dafs am Ende der Abschnitte öfter in dankenswerter Weise eine zusammenfassende Übersicht über die vielen Einzelheiten gegeben wird, z. B. S. 14 Sp. 1 bis S. 15 Sp. 1.

Der zweite Hauptabschnitt „Methodik des griechischen Unterrichtes“ (S. 28 ff.) hat folgende Unterteile:

1. Der Beginn des Griechischen im Gymnasium.
2. Die Aussprache des Griechischen.
3. Grammatiken.
4. Lese- und Übungsbücher, Chrestomathien und Vokabularien, Wörterbücher.
   a) Lesebücher und Chrestomathien.
   b) Übungsbücher zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische.
   c) Kombinierte Elementarbücher mit griechischem und deutschem Text und Wörterverzeichnissen.
5. Wörterbuch und Realkompendien.
6. Das erste Jahr und die weiteren grammatischen Übungen.
7. Die Lektüre.
8. Bildende Kunst.

Auf S. 62 folgt die Litteratur zur Geschichte, auf S. 63 die Litteratur zur Methodik, auf S. 64 Nachträge.

Auch in diesem zweiten Hauptabschnitt bekundet der Verf. gründliche Studien und das Bestreben, seine Aufgabe allseitig zu erfassen. Auch hier braucht er die Konkurrenz der jüngern Dettweilerschen Arbeit nicht zu scheuen. Vor allem wollen wir ihm nicht vergessen, dafs er nicht wie Dettweiler den gründlichen Grammatikunterricht verwirft, sondern das grammatische Fundament zum Nutzen der Lektüre so solid wie möglich legen will; vgl. S. 49 „Auf sichere grammatische Kenntnisse und reichen Vokabelschatz soll sich die Lektüre als das Höhere gründen". Während Dettweiler überall auf Konzentration im Sinne Fricks (Lehrproben 5) dringt, weist Kohl S. 57 Sp. 1 auf die Gefahren der Konzentration hin, überhaupt ist das der Unterschied zwischen den beiden Verf., dafs Dettw. mehr Theoretiker und Didaktiker, manchmal selbst Doktrinär ist, K. aus dem Schatze reicher praktischer Erfahrung heraus über jede in Betracht kommende Frage orientiert.

Auch im einzelnen bin ich mit sehr vielen Aufstellungen Kohls einverstanden, so wenn er rät (S. 51), die ganze Anabasis Xenophons mit Auslassungen zu lesen, Platos Phädon und Aristoteles' Poetik empfiehlt (S. 56) — doch fällt letztere m. E. dem deutschen Unterricht zu —, den Euripides „nicht aus der Schule verbannen" will (S. 60), während Dettweiler diesen für „in seiner sittlichen Auffassung vielfach zu leicht geschürzt" (S. 65) erklärt. Doch liegt es in der Natur einer solchen Arbeit, dafs der Leser nicht immer der Ansicht des Verfassers sein kann.

So billige ich es nicht, dafs Kohl (S. 45 Sp. 2) auch die Pause vor der griechischen Stunde für sich beansprucht, früher hiefsen diese Pausen Respirien, weil der Schüler da vom Unterricht aufatmen soll; S. 48 Sp. 1 „vermifst er in U II ungern ein Übungsbuch, wie es in Preufsen ausgeschlossen ist", im Gegenteil nach den neuen Lehrplänen S. 27 „das Griechische ist auf dieser Stufe zusammenfassend abzuschliefsen . . Einübung des Gelernten in der Klasse" ist ein Übungsbuch selbst für O II (und repetitionsweise für I) gestattet; S. 49 Sp. 2 Arrian und Lucian sollen zu Gunsten von Plutarch fallen, aber Plutarch ist für II zu schwer, und in I ist keine Zeit für ihn; die ausgelassenen Partien sollen die Schüler in guten Übersetzungen lesen und danach referieren. „Auch ganze Werke mag man die Schüler in Übersetzungen lesen lassen" (S. 50 Sp. 1). Dagegen mache ich entschieden Front. S. 53 Sp. 2 werden die Anabasisausgaben von Hug und Schenkl unter die Ausgaben mit erklärenden Anmerkungen gerechnet, es sind kritische; S. 54 Sp. 1 werden für die Kriegsaltertümer den Lehrern empfohlen „Bauer, Droysen, Rüstow, Hermann", aber Droysen hat den betreffenden Teil des Hermannschen Werkes nur neu bearbeitet; S. 55 Sp. 2 werden Lysias (den auch Dettweiler verwirft) und Lykurgs Leokratea aus

der O II verbannt, letztere als „zu ermüdend mit den künstlichen Zusätzen und Wiederholungen des Beweises“, dagegen „sollte der Lehrsatz des Pythagoras im Elementarbuch der O III geboten werden, und das Schriftchen Galens über das Ballspiel sollte man in der II einmal deutsch vorlesen, etwa wenn das Ballspiel der Phäaken vorkommt“ (ib.); S. 53 Sp. 2 heifst es von Pindar: „dessen meist auf Bestellung für Geld gedichtete Siegeslieder mit ihrer künstlichen Begeisterung für den einzelnen Fall und ihrer künstlichen Beziehung auf alle möglichen Ehren der betr. Familien sehr überschätzt werden“.

An Druckfehlern habe ich bemerkt: S. 13 Sp. 2 von (st. vor) allem, ib. Rhethorikklassen, S. 56 Sp. 1 rhethorisch, S. 17 Sp. 2 dem Neuen Testaments, ib. Mendelsohn, S. 19 Sp. 1 Apol. Sor., S. 21 Sp. 1 zur Einwirkung der Grammatik, S. 22 Sp. 1 mit den Primazeugnis, ib. Sp. 2 Bernhardi, S. 26 Sp. 1 auf die dann . . . sich anschlofs, S. 27 Sp. 2 v. Gausch (st. v. Gautsch), S. 34 Sp. 1 nach Christi, S. 31 Sp. 1 acht Redeteile: Nomen, Verbum, Partic., Art., Pron., Präpos., Adv., Pron., S. 45 Sp. 1 weshalb . . die Beseitigungen vorgeschlagen wurde, S. 46 Sp. 2 die 4 Participii, S. 48 Sp. 1 der Grammtik, S. 51 Sp. 2 mit den Schüler, S. 53 Sp. 2 Caruth (st. Carnuth), S. 54 Sp. 2 langatmischen, S. 58 Sp. 2 Pauly-Wolke (st. Wotke), S. 63 Sp. 1 Schriften der deutschen Einheitsschulvereins, S. 60 Sp. 2 Willamowitz.

Trotz dieser Ausstellungen kann Kohls interessante und lehrreiche Schrift jedem Fachgenossen zum Studium unbedenklich empfohlen werden.

Liegnitz. Wilh. Gemoll.

---

1) O. Eichler, Griechisches Übungsbuch. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1. Teil (Unter-Tertia) 1898, IV u. 180 S.; 2. Teil (Ober-Tertia) 1899. IV u. 176 S. 8. geb. je 2 M.

Das Übungsbuch verdankt sein Dasein dem Bestreben, einen Mittelweg zwischen dem Übungsbuch von Wesener und dem von Gerth einzuschlagen. In jenem erforderten die Sätze meist eine zu geringe Arbeitsleistung des Schülers, in diesem seien die Sätze für Untertertianer vielfach zu schwierig. Des Verf.s Sätze sind dem Standpunkte der Schüler einer mittleren Klasse durchaus entsprechend. Nur wird dem Untertertianer die Übersetzung zusammenhängender Stücke zu spät zugemutet; das in anderen Übungsbüchern eingeschlagene Verfahren, schon nach der O- und A-Deklination und nach anderen grammatischen Abschnitten dem Wissen des Schülers entsprechend gebildete zusammenhängende Stücke einzuschieben, ist mehr zu billigen. Verf. hat die zusammenhängenden Stücke seines Buches nur für Repetitionen bestimmt, „sie können aber auch weggelassen werden“ (S. IV). Das möchte ich nun nicht befürworten; vielmehr soll die Lust des

Schülers durch die Möglichkeit, auch im Griechischen Lesestücke zu übersetzen gesteigert werden.

Verf. trägt dem Anfänger durch die Art, wie er die O- und A-Deklination eingeübt wissen will, durchaus Rechnung; aber er hätte zwischen die Deklinationen gröfsere Abschnitte aus der Konjugationslehre einschieben sollen. So erfährt der Schüler erst, nachdem er sich durch 49 lange griechische und deutsche Übersetzungsstücke mit lauter einfachen Sätzen durchgearbeitet hat, dafs das deutsche Imperfektum im Griechischen gewöhnlich durch den Aorist übersetzt wird, und überhaupt etwas von Bildekonsonanten; vom Konjunktiv und Optativ ganz zu schweigen. Das grammatische Pensum des ersten Teiles umfafst die Formenlehre bis zu dem zweiten Aorist einschliefslich. Den Schlufs des Übersetzungsstoffes bilden auf S. 109—117 griechische und deutsche zusammenhängende Lesestücke. Das Buch enthält zwei Vokabularien; in dem einen sind die in jedem Stücke zum ersten Male verwandten Wörter aufgeführt, das andere, griechisch und deutsch, ist alphabetisch geordnet. Diese Einrichtung wäre auch in anderen Übungsbüchern zu treffen, ist aber für das vorliegende höchst nötig, da die recht umfangreichen Übersetzungsaufgaben nicht sämtlich und vollständig zur Behandlung kommen können. Auf ein Verzeichnis der Eigennamen folgen einige grammatisch-stilistische Regeln (2 Seiten), deren Auswahl und Fassung Beifall verdient.

Die Einrichtung des zweiten Teiles ist ähnlich. Auf die Verba liquida folgen die Verbe auf *μι* und endlich die sogenannten unregelmäfsigen Verba. Der Lesestoff ist so umfangreich, dafs m. E. nur ein geringer Teil übersetzt werden kann. Den Anhang bildet eine Zusammenstellung der im ersten und zweiten Teile vorkommenden Regeln der Kasuslehre.

2) G. Schüler, **Die griechischen unregelmäfsigen Verba in alphabetischer Anordnung.** Ein Anhang zu jeder griechischen Schulgrammatik. Stade 1899, A. Pockwitz. 49 S. 8. 0,60 M.

Das Verzeichnis der griechischen unregelmäfsigen Verba ist für den Unterricht in den Tertien des Gymnasiums zu Stade als Ergänzung der griechischen Formenlehre von Franke-Bamberg zusammengestellt worden. Da auch die übrigen gebräuchlichsten Schulgrammatiken nach Möglichkeit berücksichtigt seien, hofft der Verf., werde sich sein Verzeichnis leicht als Anhang zu jeder griechischen Formenlehre verwenden lassen. Ich habe vor 1892 viele Jahre nach Franke-Bamberg unterrichtet, aber ein besonderes Verzeichnis unregelmäfsiger Verba nicht als Bedürfnis empfunden. Seit Einführung der neuen Lehrpläne würde ich etwaigen Wünschen der Fachlehrer in dieser Richtung durchaus nicht Rechnung tragen. Doch andere mögen anderer Meinung sein, ich halte unter den jetzigen Verhältnissen ein solches Verzeichnis nicht für

nötig. Die Grammatik von Kägi, auch die von Reinhardt und Römer bearbeitete haben solche und zwar ziemlich umfangreiche Verzeichnisse.

„Die Verba, welche sich der Schüler durch fleiſsiges Üben und Memorieren besonders fest einzuprägen hat, sind durch gröſseren, alle übrigen dagegen, die der erweiternden Wiederholung vorbehalten bleiben sollen, durch kleineren Druck gekennzeichnet worden“ (S. 3). Die Verteilung der Verben in die beiden Gruppen scheint mir manchmal recht willkürlich zu sein. 138 *κόπτω*, 248 *τελέω*, 283 *ὠφελέω* sind groſs gedruckt, 224 *σβέννυμι* und seine Komposita, 247 *τείνω*, 272 *χαίρω* klein gedruckt. Wann tritt die erweiternde Wiederholung ein?

„Die Averbo-Reihen sind möglichst vollständig aufgeführt worden, doch habe ich alle Stammformen, die in den griechischen Schriftstellern, soweit sie auf Grund der neuen Lehrpläne in der Schule gelesen werden, gar nicht oder nur ganz vereinzelt vorkommen, bei den groſsgedruckten Verben durch kleineren Druck, bei den übrigen durch eckige Klammern kenntlich gemacht“ (S. 3). So ist bei *πηδάω* (200) und bei *σιγάω* (227) das mediale Futurum in eckige Klammern gesetzt worden. Warum sind diese beiden Verba überhaupt aufgenommen? Die Dehnung des *α* in *η* sollte dem Schüler, dem dieses Verzeichnis in die Hand gegeben wird, doch wohl geläufig sein. Ich könnte noch mehr der Art anführen; doch diese Beispiele mögen genügen. Der Stamm von *συλλέγω* (149) lautet doch nicht *συλ-λεγ-*. Auſser den vom Verf. angemerkten Druckfehlern habe ich noch gefunden: S. 5 *ἠδίκήϑην* ist mit zwei Accenten versehen.

Bartenstein. Gotthold Sachse.

Max Johannesson, Französisches Lesebuch. Unter- und Mittelstufe. Berlin 1898, E. S. Mittler u. Sohn. XIV u. 368 S. 8. 4 M.

Fremdsprachlichen Lesebüchern ist in der Regel der Zweck, dem sie dienen sollen, nicht an die Stirn geschrieben. Auch mit dem hier vorliegenden verhält es sich so. Weder Titel noch Vorrede sagen darüber etwas aus. Und die Auskunft, das Lesebuch diene selbstverständlich zum Lesen, dürfte doch nicht ausreichen; denn das bloſse Lesen ist nicht Selbstzweck; wir lesen, sei es nun in der Muttersprache, oder sei es in der fremden, in einer bestimmten Absicht.

Die muttersprachlichen Lesebücher sind zumeist so eingerichtet, daſs sie dem Schüler je nach seiner Altersstufe Proben aus allen Gebieten schriftlicher Darstellung, daſs sie ihm nacheinander Märchen, Sagen, Anekdoten, Historie, Naturbeschreibung, Reiseschilderungen, Rhetorisches, Poetisches u. s. w. geben. Und diese Einrichtung scheint der Verf. in der That sich zum Muster genommen zu haben, nur daſs er einige Abschnitte vorausschickt,

die wir in deutschen Lesebüchern nicht anzutreffen pflegen, nämlich: A. L'école. B. Le corps humain. C. Les vêtements. D. La maison et le jardin. E. La famille et les amis. F. Divisions du temps. G. Nombres, mesures, poids, monnaies. H. Ville et campagne. Hier zeigt der Verf., dafs er den modernen Anforderungen an ein neusprachliches Lesebuch Rechnung tragen will. Ja, da sein Buch ganz aufsergewöhnlich umfangreich ist, giebt er von diesen ‚Leçons de choses' mehr, als man sonstwo findet, und das ist schon ein Verdienst, zumal dadurch die Stücke andren Inhalts — abgesehen vielleicht von den rein historischen — keineswegs verringert werden. Es stellt sich somit Johannessons Lesebuch als eine Chrestomathie modernster Art dar, die allen denjenigen Schulen willkommen sein wird, wo durch die geringe Stundenzahl ein systematischer Unterricht nach der neuen Methode ausgeschlossen ist. Wo also, wie im humanistischen Gymnasium wohl allenthalben, ein lediglich auf grammatischer Grundlage aufgebauter Unterricht, etwa nach Plattners, Ploetz-Kares' oder Ulbrichs Elementarbüchern, erteilt wird, da kann ein solches Buch, das den Schüler gut und gern drei oder vier Klassen hindurch begleiten mag, eine angemessene Ergänzung geben zu dem engbegrenzten Stoffgebiet, das ihm aus dem grammatischen Leitfaden entgegentritt.

Für jene Schulen, die bereits ein nach der neuen Methode gearbeitetes Lehrmittel besitzen, das ja an sich gewöhnlich in ein bis drei Lesebücher, eine Grammatik und ein Übersetzungsbuch zerfällt, kann m. E. die vorliegende Chrestomathie schon wegen ihres hohen Preises nicht in Betracht gezogen werden, so angebracht auch hier die Durchnahme mancher Teile des Buches wäre. In diesen Schulen werden die ersten drei bis vier Jahre vollauf durch das Lehrbuch in Anspruch genommen, und dann geht man am besten sofort an die Schriftsteller selbst heran.

All die gemachten Erwägungen möchten überflüssig erscheinen, wenn man am Schlusse der Vorrede Johannessons die Worte liest: „Als Ergänzung zum vorliegenden Buche sind zwei Übungsbücher, das eine für die Unter-, das andere für die Mittelstufe, in Vorbereitung". Allein da das Lesebuch nun doch einmal erschienen und der Kritik übergeben ist, so geht genugsam daraus hervor, dafs der Verf. eine Benutzung desselben auch unabhängig von den angekündigten Übungsbüchern in Betracht gezogen hat. Nahegelegt aber wird uns durch diese Ankündigung zugleich der Wunsch, dafs die betreffenden Übungsbücher nicht zu umfangreich sein mögen, damit eben für die rechte Ausnützung der so vortrefflich zusammengestellten Chrestomathie genügende Zeit übrig bleibe.

Sehen wir uns nun die getroffene Auswahl etwas näher an, so bemerken wir im Anfang die üblichen Stücke, wie sie in den neueren Lehrbüchern überall anzutreffen sind: L'élève à l'école,

La salle d'école, Les livres et les cahiers, L'enseignement, L'étude du français, Mon entrée en sixième u. dgl. m. Gegen Schlufs dieses ersten „L'école" betitelten Gesamtabschnittes giebt der Verf. eine Anzahl von 'Locutions usitées en classe', deren Zahl zwar nicht zu erschöpfen, aber doch bedeutend zu vermehren sein möchte, soll sie von praktischem Nutzen sein. Wertvoll für die sprachliche Ausbildung und zugleich als Abwechslung willkommen ist die häufige Einfügung von Gesprächen und Briefen. Gleich St. 8 ist ein Gespräch zwischen drei, St. 9 ein solches zwischen zwei Personen; St. 10 bis 14 sind Briefe. Wo die Beschreibung durch das Bild unterstützt oder gar erst wirksam gemacht wird, da giebt der Verf. auch eine bildliche Darstellung, wie auf S. 7 von Turngeräten, S. 14 vom menschlichen Körper, S. 39 vom Lawn-Tennis, S. 61 vom Schiefsen, S. 67 vom Velociped, S. 87 endlich vom Pferde, ohne doch darum, wie manch andrer unter den Reformern, seinen Leitfaden zum Bilderbuch auszugestalten. Der Verf. giebt uns ferner eine Probe von Geschichtstabellen, eine sehr anschauliche Übersicht verschiedener Rechnungsarten und mehrerer Witterungsberichte in allen ihren Einzelheiten. Wie mit dieser letzten Spende, so bietet der Verf. namentlich durch die Stücke 103 bis 105 Gelegenheit, den Schüler in die Zeitungslektüre einzuführen. Da finden wir zunächst in Stück 103 unter der Überschrift: ,Accidents, Faits divers' die französischen Blättern entnommenen Nachrichten über einen Brand, ein Schiffsunglück, über das Scheuwerden eines Pferdes, das Verschwinden eines Kindes, eine Explosion, einen Eisenbahnzusammenstofs u. a. m. Stück 104 giebt auf drei Seiten Annoncen allerverschiedensten Inhalts genau in der Form, wie sie die Zeitungen selbst bringen. Stück 105 endlich enthält eine grofse Menge mannigfaltiger Aufschriften und Anschläge, deren Kenntnis dem Besucher französischen Ländergebietes kaum entbehrlich ist. Neben der grofsen Zahl längerer Briefe finden sich auch Proben von kurzgefafsten Billets, Postkarten und Telegrammen. Dafs in einem so reich mit Material ausgestatteten Buche die beliebten Rätsel und Sprichwörter nicht fehlen, versteht sich von selbst.

An die oben genannten Abschnitte A bis H des ersten Teils reihen sich J. Les animaux. K. L'atmosphère. L. Géographie générale. M. Descriptions géographiques an, und damit schliefsen die Leçons de choses. Der zweite Teil bringt unter dem Haupttitel Narrations: A. Fables en prose, Anecdotes et Contes und B. Récits historiques. Abteilung A enthält zunächst manch reizende, bisher noch wenig bekannte Anekdote, dann eine Reihe bekannter Märchen vom Seefahrer Sindbad, von Ali-Baba und vom Dornröschen und eine kleine Zahl von Sagen. In Abteilung B begegnen wir neben vielen Bekannten auch einer ganzen Reihe von neuen Stoffen namentlich aus jüngster Zeit, so den Forschungsreisen Livingstones und Stanleys, den Ereignissen des Krieges von

1870, der Thronbesteigung Kaiser Friedrichs III. und der Einweihung des Nord-Ostsee-Kanals im Jahre 1895.

Dafs in dem noch folgenden poetischen Teil III Lafontaine und Béranger den gröfsten Raum beanspruchen, kann nicht Wunder nehmen; doch ist diese Partie überhaupt und somit mancher Dichter zweiten oder dritten Ranges zu kurz gekommen. Sehr wohl angebracht ist die Rücksicht auf das moderne Französisch in den Anmerkungen zu Lafontaine, zumal da diese Fabeln gern zur Grundlage für Sprech- und Erzählungsübungen genommen werden und der Schüler bei der Wiedergabe in Prosa natürlich nicht mit den archaistisch angehauchten Ausdrücken Lafontaines operieren darf. Ob es geraten ist, für Uhlands „Der gute Kamerad" die Amielsche Übersetzung mit dem krassen Enjambement zwischen Vers 11 und 12 zu nehmen, ist mir zweifelhaft. Das darauf folgende Gedicht ‚Ma Normandie', das ja natürlich in einer Chrestomathie für Franzosen nicht fehlen darf, würde ich in einem deutschen Buche gern missen.

Als wertvolle Ergänzung seien noch die Chiffres et autres signes von S. 285 und 286 erwähnt, die den Schlufs des Lesebuches bilden. Das Wörterbuch von S. 287 bis S. 367 ist sehr sorgsam gearbeitet; es giebt in allen schwierigeren Fällen die Aussprache in Klammern. Eine Reihe orientierender Notes explicatives (S. 368 bis 383) und ein „Index" der im Buche behandelten Stoffe (S. 384 bis 388) schliefsen das Buch. In der dem Ganzen vorangeschickten Table des matières S. V bis XII giebt der Verf. durch Hinzufügung von I, II, III bei jeder Nummer an, ob sie für die erste, zweite oder dritte Stufe der Leser bestimmt ist, da ja bei der Einteilung nach Stoffgebieten eine Reihenfolge vom Leichteren zum Schwereren sich nicht durchführen liefs. Für absolut bindend wird diese Einteilung natürlich niemand, auch nicht der Verf. selbst, ansehen; immerhin ist eine solche Angabe dem Lehrenden eine grofse Unterstützung. Aus der Table alphabétique des auteurs auf S. XIII und XIV ersieht man die Zahl der benutzten Schriftsteller, Zeitschriften und Zeitungen; ersteren sind die wichtigsten Daten aus ihrem Leben beigefügt.

Von grofsem pädagogischem Werte ist die Einteilung jedes Stückes in eine Menge besonders numerierter kleiner Absätze. Der Druck ist klar und sorgfältig. Nennenswerte Druckfehler sind auf S. XIV berichtigt.

Frankfurt a. M. Max Banner.

Prosateurs modernes, Sammlung französischer Schulausgaben im Verlage von Julius Zwissler in Wolfenbüttel.

Band 14. Français illustres, für den Schulgebrauch mit Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben von F. J. Wershoven. II u. 99 S. 12. 1,10 M.

Die Biographie der Könige Philippe-Auguste, Saint Louis und Henri IV., der Heerführer Du Guesclin, Bayard und Turenne, des

Seehelden Jean Bart, der Minister Richelieu, Colbert, Louvois und Turgot, der Weltumsegler Bougainville und La Pérouse, der Gelehrten und Schriftsteller Buffon, Cuvier und Arago, des Porzellantechnikers Palissy, des Stifters des Ordens der barmherzigen Schwestern Saint Vincent de Paul, der Erfinder der Heliographie und Photographie Niepce und Daguerre und des Dichters Molière bilden nach Form und Inhalt eine auch zu Sprechübungen geeignete Lektüre für die mittleren Stufen des französischen Unterrichts.

Band 15. La Belle-Mère de May-Bartlett, für den Schulgebrauch mit Anmerkungen und einem Wörterbuch bearbeitet von Günther. II u. 68 S. 12. 0,60 M.

Dieser Band enthält eine sehr hübsche, interessant und frisch geschriebene Erzählung von der Bekehrung eines verwaisten jungen Mädchens von 14 Jahren, welches der zweiten Gemahlin ihres Vaters, erfüllt von dem weitverbreiteten Vorurteil gegen Stiefmütter im allgemeinen, mit Mifstrauen und Hafs entgegentritt, allmählich aber durch deren zurückhaltende Nachsicht und Güte dahin gebracht wird, sie nicht nur Mutter zu nennen, sondern auch als solche zu lieben. — Dieses Bändchen dürfte als Lektüre für Mädchenschulen wohl geeignet sein, doch nur für die höheren Klassèn, da der Text in grammatischer und stilistischer Beziehung nicht ganz leicht ist.

Band 16. Un enfant gâté par Zénaïde Fleuriot, für den Schulgebrauch bearbeitet und mit einem Wörterbuch und Anmerkungen herausgegeben von F. Meyer. II u. 116 S. 12. 1 M.

Eine recht hübsche Geschichte von der Besserung eines verzogenen und eigenwilligen Knaben, die für Mädchenschulen recht geeignet wäre.

Band 17. Episodes de la guerre de 1870/71, für den Schulgebrauch herausgegeben von F. J. Wershoven. II u. 88 S. 12. 0,80 M.

Dieser Band enthält eine hübsche Zusammenstellung von Erzählungen, Briefen und einem epischen Gedichte — überhaupt wäre es sehr praktisch, die historische Lyrik und Epik in die geschichtliche Darstellung einzureihen — welche interessante Erlebnisse aus dem Feldzuge von 1870/71 mit dem grofsen Kriege als Hintergrund enthalten. Die Verfasser der einzelnen Stücke sind leider nicht genannt, obgleich Namen wie Sarcey und Coppée doch auch dem Schüler von Interesse sein dürften. — Das erste Stück „A Berlin!“ schildert die Stimmung der Pariser unmittelbar nach der Kriegserklärung vom 19. Juli 1870, ihre Siegesgewifsheit; dann ihre Ungeduld, als in den ersten Wochen keine Siegesnachrichten eintreffen; die etwas spöttische Aufnahme der Depesche des Kaisers über die Unerschrockenheit des Thronerben bei Saarbrücken; die zwei Tage darauf eingetroffene Nachricht von einem grofsen Siege, die sich aber nach einigen Stunden als eine Ente

erweist. — Das zweite Stück „Le Survivant" erzählt, wie bei Wörth von zwei Zwillingsbrüdern (der eine Offizier, der andere Gemeiner), der Offizier, zum Tode verwundet, seinem Bruder die Regimentskasse übergiebt mit dem Auftrage, sie in seiner Uniform, da Offiziere nicht durchsucht würden, zu retten; und wie dieser die ihm übertragene Rolle bis zu seiner Rückkehr nach Frankreich durchführt. — Das dritte Stück schildert die Angriffe der Division Marguerite bei Sedan. — Das vierte Stück enthält den Brief eines jungen Mädchens an ihren im Felde stehenden Bruder über den Eindruck der Nachricht über die Niederlage bei Sedan und über die Stimmung gegenüber der preufsischen Einquartierung. — Das fünfte Stück schildert die Belagerung und Kapitulation von Strafsburg, das sechste das Neujahrsfest in Paris während der Einschliefsung, das siebente einen Rekognoscierungsmarsch einiger Mobilen (Landwehrleute), das achte den vergeblichen Ausfall der Pariser Armee vom 19. Januar, das neunte die Wirksamkeit und den Tod des einseitig verbissenen Patrioten Chauvin. Das zehnte Stück endlich „La Veillée" erzählt in epischer Form wie Irène de Grandfief, die Braut eines in den Krieg gezogenen Franzosen, in einem verwundeten Baiern, den sie pflegt und dessen Leben von ihrer Sorgfalt abhängt, denjenigen erkennt, welcher ihren Bräutigam getötet hat; in dem Kampfe zwischen Rachedurst und Ehrgefühl siegt das letztere.

Rastenburg. O. Josupeit.

---

1) G. Bruno, Le tour de la France par deux enfants. Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von W. Wüllenweber. Mit einer Übersichtskarte. Bielefeld u. Leipzig 1898, Velhagen u. Klasing. V u. 132 S. 8. geb. 1 M.

2) G. Bruno, Francinet. Zum Schulgebrauch im Auszuge herausgegeben von W. Wüllenweber. Bielefeld u. Leipzig 1897, Velhagen u. Klasing. IV u. 134 S. 8. geb. 1,10 M.

In der Einleitung zu Le tour de la France finden wir Notizen über G. Bruno — unter diesem Namen schreibt Madame Alfred Fouillée. Ihre Werke sind „livres de lecture", les plus répandus aujourd'hui dans les écoles primaires de France. Sie sind in mehrere Sprachen übersetzt.

Le tour de la France ist in der Originalausgabe 1891 schon in der 215. Auflage erschienen, Francinet erlebte 1892 die 86. Auflage und ist preisgekrönt — ouvrage couronné par l'Académie française et par la société pour l'instruction élémentaire.

Den Inhalt vorliegender Bändchen hat der Hsgb. in seinen Einleitungen kurz angedeutet: Le tour de la France schildert „die Erlebnisse zweier junger Waisen aus Pfalzburg, die nach dem Tode ihres im deutsch-französischen Kriege Invalide gewordenen Vaters sich aufmachen, ihren einzigen noch lebenden Verwandten,

einen Onkel in Marseille, aufzusuchen, die diesen aber erst in Bordeaux arm und krank antreffen und mit ihm nach Pfalzburg zurückkehren. Da sie diese Reise teils zu Fuſs teils zu Wagen oder auch auf dem Schiffe zurücklegen, so haben sie Gelegenheit, die verschiedensten Gegenden Frankreichs in historischer und geographischer Beziehung, sowie auch die Berufsarten und Charaktereigentümlichkeiten ihrer Bewohner kennen zu lernen". — Francinet ist der zehnjährige Sohn einer armen Witwe; er tritt gerade als Arbeiter bei dem reichen Herrn Clertan ein, der seine Laufbahn als Hausierer (à 9 ans avec 50 sous de marchandises) begonnen, dann eine Fabrik errichtet hat und durch Fleiſs und Sparsamkeit zu groſsem Wohlstande gelangt ist. „Zum Dank dafür, daſs er durch seine Achtsamkeit einen gröſseren Brand in der Weberei verhütet hat, nimmt der Fabrikherr sich seiner und seiner Mutter an. Francinet arbeitet von nun ab nur noch vier Stunden täglich in der Fabrik; die übrige Zeit verbringt er im Hause seines Brotherrn und nimmt an dem Unterrichte der Enkelkinder desselben, eines Mädchens und eines Knaben teil". Der Hauslehrer, M. Edmond, ist ancien instituteur, qui, à force de travail, avait appris par lui-même une multitude de choses, les langues anciennes et les sciences modernes. Die „Unterrichtsstunden", die von da ab den Inhalt des Buches bilden, enthalten lehrreiche und zugleich interessant gehaltene Abschnitte über Erfindungen (G. Stephenson, Columbus, Galilei), Sklaverei (Lincoln), Geographie (Kanal von Suez, M. Cenis-Tunnel, Sankt Gotthardt-Tunnel), Tauschhandel, Goldgewinnung, Geld, Telegraphie, Dampfschiffahrt (Denis Papin, Fulton), Physik, Astronomie etc.

Die Sprache ist einfach und gefällig, die Darstellungsweise klar und leicht verständlich. Es werden ausschlieſslich Schilderungen und Verhältnisse des realen Lebens geboten. Wir lernen die Lebens- und Handlungsweise der kleinen Leute (Handwerker, Landleute, Schiffer), des Fabrikarbeiters, des reichen und wohlwollenden Fabrikherrn, seiner wohlerzogenen Enkel und des tüchtigen und berufsfreudigen Lehrers kennen, das französische Volksleben tritt uns von seiner besten Seite entgegen. Die Erzählungen der Verfasserin zeugen von warmer Liebe zur Jugend, überall tritt die Absicht hervor, „durch die Darstellung belehrend und veredelnd auf die Jugend zu wirken und in ihr eine glühende Liebe zum Vaterlande zu erwecken". Damit ist also auch einer Forderung der neuen Lehrpläne genügt.

Für die Schüler mittlerer Klassen bilden die Bändchen ein geeignetes Lehrmittel, besonders da, wo es die Zeit erlaubt, Privatlektüre zu treiben. Diesem Standpunkte sind die Anmerkungen angemessen; hier zeigt der Hsgb., daſs er besonderen Wert auf eine gute deutsche Übersetzung legt; auch die Wiedergabe des Sinnes französischer Ausdrücke, wie allons — allons, bon — allez — dame — voyons — par exemple — tenez etc. ist wohl zu

billigen, da diese im Deutschen meist schwer zu übersetzen sind.

Druckfehler sind sorgfältig vermieden. In Francinet mufs es im Anhang (Anmerkungen) S. 106, 8 *Straits of Dover* statt *Street of Dover* heifsen.

In le tour de la France wäre für die Stelle: La Méditerranée saute sans avancer sur le rivage et reste toujours au même endroit (S. 105 Z. 30) eine Erklärung sehr am Platze gewesen.

Gotha. W. Forcke.

---

1) **Franz Hümmerich, Vasco da Gama und die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien. Auf Grund neuer Quellenuntersuchungen dargestellt. Mit einer Photogravüre und drei wissenschaftlichen Beilagen. München 1898, Becksche Verlagsbuchhandlung. XVI u. 203 S. 8. 6,50 M.**

Die erste der wissenschaftlichen Beilagen, die sich mit der Untersuchung der Quellen zur ersten Indienfahrt Gamas beschäftigt, weist nach, dafs an Stelle der bisher zumeist als Quelle für den Zeitgenossen des Columbus benutzten „Lendas da India“ (d. i. „Indische Geschichten“) des Caspar Correa, zwei den Ereignissen näher stehende und viel zuverlässigere vorhanden sind, nämlich der „Roteiro da viagem de V. d. G. em 1497“ und der Brief eines Florentiner Handelsagenten, welcher 1499 der Rückkehr des Entdeckers nach Lissabon beiwohnte. Jene erste Quellenschrift, „der Bericht eines Teilnehmers über die erste Indienfahrt“ wird S. 149—191 in der Übersetzung abgedruckt. Für die zweite Indienfahrt bringt H. ebenfalls eine neue Quelle in der dritten Beilage, den bisher ungedruckten Brief eines Italieners, der an dieser Reise (1502—1503) teilgenommen hat. Tritt Correa mit diesen Quellen in Widerspruch, so „kann seine Autorität gegen sie nirgends geltend gemacht werden, weil die Unrichtigkeit seiner Darstellung in fundamentalen Thatsachen der Reise nachweisbar und seine Quelle höchst unzuverlässig gewesen ist“ (S. 248). Nur für die dritte Reise und die Zeit der Statthalterschaft Gamas bis zum Tode (1523—1524), über welche die Nachrichten sehr spärlich fliefsen, ist jener als wertvolle Quelle anzusehen.

Ist somit etwa die Hälfte des Buches wissenschaftlichen Quellenuntersuchungen gewidmet, so finden sich auch unter den Seiten des erzählenden Teiles, Gamas Leben und Reisen, noch zahlreiche Fufsnoten kritischen und ergänzenden Inhalts. Indessen die eigentliche Erzählung ist nicht damit belastet und läuft anregend, ja spannend zu lesen von der Vorgeschichte der Entdeckungsfahrt bis an das Ende ihres Helden; wenn sie auch räumlich ziemlich zusammengerückt ist, erschöpft sie doch wohl ihren Stoff. Mit Teilnahme wird der Leser verfolgen, wie die kleine Flotte am 8. Juli 1497 von Rastello unterhalb Lissabon

am Tejo aufbricht, vier Schiffe, die zusammen höchstens 500 Tonnen umfafsten, während heute die Durchschnitts-Tonnenzahl der Segler zur See 536 ist und unter deutscher Flagge heute ein Segler mit 6150 Netto-Tonnen läuft. Indessen die vier Nufsschalen waren wie die drei berühmten Caravelen des Columbus keine schlechten Segler, und wenn nur zwei von ihnen zurückkehrten, so kam das daher, dafs zwei andere aus Mangel an Mannschaft zerstört wurden, denn die ganze Bemannung betrug nur 148 Köpfe — etwa die Besatzung eines einzigen der jetzigen Kanonenboote —, dazu 12 zum Tode verurteilte Verbrecher, die auf verlorene Posten geschickt werden sollten und sich ihr Leben wacker erkämpften. Davon kehrten infolge von Krankheiten und von Fährlichkeiten der See wahrscheinlich nur gegen 55 an das heimische Gestade zurück. Am 20. Mai 1498 fielen zum erstenmal die Anker vor dem indischen Calicut, und in der ersten Hälfte des Septembers 1499 lief der Entdecker wieder in den Heimatshafen ein. Die zweite Reise verlief überaus schnell und glücklich. Die Ruhmeszeit der „Lusiaden“ war eröffnet. Die 20 Jahre zwischen dieser und der dritten Reise, von welcher der Entdecker nicht wieder zurückkehren sollte, benutzte er praktischen Sinnes dazu, sich eine grofse Lehnsherrschaft in Portugal zu gründen. Die letzten Seiten des erzählenden Teiles behandeln Gamas Persönlichkeit und erklären es, warum — abgesehen von der minderen Bedeutung und Grofsartigkeit des Erreichten — die That des Gama und seine Person weit weniger die Teilnahme der Welt in der Vergangenheit und der Gegenwart auf sich gezogen haben als die Weltentdeckung des Genuesen. Nicht wie dieser war er eine phantasiereiche, spekulative und alles in allem liebenswürdige Persönlichkeit, sondern ein Mann, der vorbereitete Ergebnisse mit Sicherheit zu erreichen und, hart, rücksichtslos bis zur Grausamkeit, seinen Willen durchzusetzen wufste. Von den vier gröfseren Werken, die zur 400jährigen Wiederkehr der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien erschienen sind, ist die wissenschaftliche Monographie Hümmerichs das erste deutsche.

2) G. Dilling, Landeskunde der freien und Hansestadt Hamburg und ihres Gebietes. Mit Bilderanhang und Karten. Vierte, umgearbeitete Auflage. Breslau 1898, Ferdinand Hirt. 86 S. 8. 0,75 M.

3) H. Pfaff, Landeskunde vom Grofsherzogtum Hessen. Mit einem Bilderanhang. Zweite, durchgesehene Auflage. Ebendaselbst. 32 S. 8. 0,30 M.

4) A. Gild, Landeskunde der Provinz Hessen-Nassau. Mit einem Bilderanhange. Ebendaselbst. 48 S. 8. 0,40 M.

Die drei Hefte gehören einer Sammlung von 23 Heften an, deren Anordnung bekannt sein wird ebenso wie ihre Zielbestimmung, nämlich der Landeskunde da, wo für ein näheres Eingehen auf sie Platz und Bedürfnis vorhanden sind, die nötigen

Unterlagen zu bieten und die Lehrbücher allgemeinen Inhalts, zunächst die im gleichen Verlage erschienene Schulgeographie von v. Seydlitz, nach dieser Richtung hin zu ergänzen. Uneingeschränktes Lob hat sich erworben die Ausstattung dieser Hefte mit Anschauungsstoff. Er ist am reichlichsten und gewähltesten vertreten in dem Hefte, das für eins der kleinsten deutschen Gebiete bestimmt ist, nämlich das hamburgische. Nicht weniger als 18 S. sind ihm hier gewidmet, und überhaupt hat dieses Heft offenbar dem örtlichen Bedürfnisse, wie seine Auflageziffer beweist, sehr wohl entsprochen. Im allgemeinen scheint bei den deutschen Mittel- und Kleinstaaten mehr das Bedürfnis oder die Neigung vorzuherrschen, dem landeskundlichen Unterrichte Luft und Raum zu gewähren als an den höheren Knabenschulen der einzelnen preufsischen Provinzen. Doch ist die Hamburger Landeskunde im wesentlichen eine Stadtkunde mit liebevollem Eingehen auf die Entwicklungsgeschichte der einzelnen Stadtviertel und der grofsen Lebensquelle, von der die prächtige Stadt an der Elbe ihre Daseinsbedingungen empfängt, nämlich des grofsen Handels. Die beiden andern Landeskunden, die viel gröfsere Gebiete zu erledigen haben, müssen sich in Einzelheiten viel kürzer fassen; vielleicht thun sie es etwas zu kurz; denn 26 bezw. 32 S. Text für Landschaften wie Hessen bezw. Hessen-Nassau können kaum genug des „belebenden Details“ bieten, ohne das hier wie in der Geschichte dem Gegenstande die rechte Wärme schwer gegeben werden kann. Eine geringe Vermehrung des Textes möchte darum für spätere Auflagen zur Erwägung zu stellen sein.

5) **Paul Lehmann, Länder- und Völkerkunde.** In 2 Bänden. (Hausschatz des Wissens, Abteilung VII.) Etwa 1000 Abbildungen im Text. Zahlreiche Tafeln in Schwarz- und Farbendruck. Band I: Europa. Neudamm 1899, J. Neumann. 791 S. 8. 7,50 M.

In der Einleitung, die einen kurzen Überblick über die neuere Entwicklung der Erdkunde giebt, teilt der Verf. mit, dafs mehr als die Hälfte der Darstellungen dieses Bandes unter dem Eindrucke erwanderter Anschauungen geschrieben ist. Das ist dem Werke zu gute gekommen. Denn frisch wie die Einleitung ist auch die Ausführung entworfen, sie liest sich bei der zusammenhängenden, schildernden Darstellungsweise, die sich nicht sonderlich um Scheidung der geographischen Kategorieen sorgt, angenehm und anregend. Das Werk gehört einer Gruppe volkstümlicher Bücher an, die namentlich auch durch reichliche Ausstattung mit Bildern und Karten wirkt, aber der Umstand, dafs es populär sein soll, darf den Geographen von Fach nicht hindern, sich bei ihm Rats zu holen. Er wird ihn finden, jedenfalls aber anregende Einzelheiten, die dem Unterrichte not thun.

Nur 11 S. sind dem Überblicke über den Erdteil, hingegen 407, also mehr als die Hälfte, unserem Vaterlande gewidmet.

Das Ausland kommt nicht zu kurz dabei; denn es entfallen z. B. auf „Belgien und die Niederlande" noch 23 S. mit 16 Abbildungen, wovon fünf Stadtbilder, und ebensoviele lehrreiche Kärtchen der Stromteilungen im Rheindelta, bei denen nur der neue Mündungskanal der Maas vermifst wird. Sechs Bilder sind an dieser Stelle schwarzgedruckten „Volkstypen" vorbehalten, die eine eigenartige Seite der Ausstattung bilden, mit recht einfachen Mitteln eine überzeugende Anschauung des Lebens bieten und nur hie und da etwas drollig auf einen gröfseren Eindruck hin zugeschnitten sind. Sie werden im ganzen besser gefallen als die bunten Farbentafeln, die dem gleichen Zwecke dienen sollen. Die schwarzen Bilder des Buches sind gut gewählt, aber sie sind im Drucke recht verschieden, zuweilen sehr undeutlich ausgefallen, wie „das Königsschlofs in Sinaia" (482), der „Ätna von Taormina" („aus gesehen" — soll es wohl heifsen — S. 577), oder gar die S. 558 und 559, während wiederum andere, wie die Gletscherstücke auf S. 44 und 45, durchaus wirksam sind. Jener Abschnitt nun über Belgien und die Niederlande beginnt mit der Geschichte, in welche zutreffend die Hauptsachen verflochten sind. Dann folgt die Bodengestalt Belgiens nach den einzelnen natürlichen Bodenabschnitten, wobei zwar die Geologie — hier wie anderswo — einen für ein volkstümliches Werk zu hohen Ton anschlägt, in die aber Bodenschätze, Oberflächennutzung, ihr Einflufs auf Besiedelung, Volksdichte und Städtegründung zweckmäfsig verarbeitet sind. Religion, Sprache und Volksleben sind die Schlufsgegenstände des Abschnittes Belgien. Zitate sind hie und da eingestreut, so am Schlusse der Niederlande ein recht hübsches von Bismarck. Beim Deutschen Reiche hatte der Verf. noch mehr Raum, seiner Feder freien Lauf zu lassen und sich in Einzelschilderungen zu ergehen, so bei dem Städtchen Allendorf an der Werra auf S. 237 ff. in einer anmutenden Beschreibung, die so zutreffend ist, dafs sie nur persönliche Erfahrung vermittelt haben kann. Zu bedauern bleibt, dafs nirgends typographische Mittel benutzt sind, um Leitworte, Namen gröfserer Landschaftsabschnitte, Städte, Flüsse u. s. w. zum Nutzen des suchenden Lesers hervorzuheben.

Hannover. E. Oehlmann.

Georg Worgitzky, Werden und Vergehen der Erdoberfläche. Hauptursachen der physischen Erdkunde in allgemein verständlicher Darstellung. Breslau 1899, Ferd. Hirt. 127 S. 8. 1,60 M.

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte, von denen der erste, welcher über die Luft handelt, in fünf Kapitel eingeteilt ist. In diesen wird zuerst die Atmosphäre im allgemeinen, dann die Erwärmung der Luft, ihre Bewegung und ihr Wassergehalt und zuletzt das Klima in sachgemäfser Weise besprochen.

Der zweite Abschnitt hat die Überschrift „Das Meer“ und enthält in fünf Abschnitten das Notwendigste über die Ozeane, die Wellen des Meeres, die Meeresströmungen und die Gezeiten.

Im dritten Abschnitt wird in sechs Kapiteln das Festland behandelt und zwar zuerst die Kontinente im allgemeinen, dann die Veränderungen der Küsten, die vulkanischen Erscheinungen, die Gewässer und das Eis des Festlandes und endlich die Thätigkeit des fliefsenden Wassers auf dem Festlande.

Im vierten Abschnitt „Aufbau der Erdrinde“ werden die Gesteine und die geologischen Zeitalter einer Besprechung unterzogen.

Der Verfasser will, wie er in der Vorrede sagt, dem Laien durch sein Buch die Möglichkeit geben, sich über das, was er auf Wanderungen und Reisen von der Oberfläche der Erde sieht, Belehrung und Aufklärung zu verschaffen. Sodann aber soll sein Buch auch der Schule zu gute kommen, sowohl dem Lehrer als auch dem Schüler. Ich bin in der glücklichen Lage aussprechen zu können, dafs dem Verfasser dies nach jeder Richtung hin im vollsten Mafse gelungen ist, namentlich auch deshalb, weil er nicht allzu viele Vorkenntnisse voraussetzt, was durchaus zu billigen ist, weil dem Schüler besonders auf unseren Gymnasien wegen der beschränkten Stundenzahl, die der Erdkunde zugewiesen sind, nur das Allernotwendigste geboten werden kann. Ein grofser Vorzug des Buchs ist es ferner, dafs der Verfasser überall von der Erfahrung ausgeht und seine Leser zur Beobachtung desjenigen, was er mit seinen Sinnen wahrnimmt, anleitet. Dadurch werden Reisen und Wanderungen ihm selbst immer mehr darbieten, was sein Interesse in Anspruch nimmt.

Als Vorbild hat der Verfasser sich Geikies vortreffliche Bücher genommen; etwas Besseres konnte er kaum thun. Denn Geikie geht überall von der nächsten Umgebung und den einfachsten Thatsachen aus, um unsere Anschauungen und unseren Gesichtskreis nach Mafsgabe des selbst Beobachteten und Verglichenen zu erweitern, wie Oscar Schmidt im Vorwort zur deutschen Ausgabe zu Geikies physikalischer Geographie treffend bemerkt.

Ebenso mufs lobend anerkannt werden, dafs der Verfasser sich bei der Auswahl des Stoffes weise Beschränkung auferlegt hat, jedoch so, dafs das Wichtigste und Notwendigste überall gegeben ist. Jedem, der sich über das Werden und Vergehen der Erdoberfläche unterrichten will, wird durch dies Buch die Möglichkeit geboten, sich in nicht allzu langer Zeit das Wesentlichste anzueignen. Ganz besonders erfreut wird der Lehrer der Erdkunde in den mittleren Klassen der höheren Lehranstalten sein; denn er findet in einer höchst interessanten Form in diesem Buch alles, was er betreffs der allgemeinen Erdkunde für seinen Unterricht braucht. Auch der Schüler wird, wenn er nach dem

Unterricht im Zusammenhange das Wichtigste von dem Entstehen der Erde zu Hause nachliest, sicher von dem Buch grofsen Nutzen haben. Ich möchte ihm empfehlen, es auf Reisen und Wanderungen zu seinem beständigen Begleiter zu nehmen.

Mit der einschlagenden Litteratur ist der Verfasser durchweg wohl bekannt. Die Darstellung ist überall gewandt und glatt, so dafs es mir Freude gemacht hat, das Buch während der grofsen Ferien zu lesen.

Eine grofse Anzahl von recht guten Abbildungen, von denen am Ende des Buches ein Verzeichnis gegeben ist, erleichtern dem Leser wesentlich das Verständnis. Auch dafs ein Inhaltsverzeichnis geboten ist, ist nur zu loben. Ebenso ist Druck und Papier vorzüglich, so dafs ich das Buch nach jeder Richtung hin bestens empfehlen kann.

Zum Schlufs möge es mir gestattet sein, auf einige wenige Härten im Ausdruck hinzuweisen, die mir beim Durchlesen aufgefallen sind. Anstofs erregt bei mir auf S. 30 Z. 5 die Wendung: „Aber das Meer ruht überall dem Festlande auf“. Auf S. 47 Z. 9 scheint mir „solche jenseits 200 m“ besser durch „solche über 200 m“ ersetzt werden zu können.

Druckfehler habe ich nicht bemerkt; auch dies spricht schon für die grofse Sorgfalt, die der Verf. auf das Buch verwandt hat.

Belgard (Pommern). J. Heling.

---

1) Albert Richter, Arithmetische Aufgaben für Gymnasien, Realgymnasien und Ober-Realschulen mit besonderer Berücksichtigung der Anwendungen. 149 S. 8. 1,40 M.

2) Albert Richter, Resultate und Erläuterungen zu Nr. 1. Nur für Lehrer. 104 S. 8.

3) Albert Richter, Trigonometrische Aufgaben für Gymnasien, Realgymnasien und Ober-Realschulen mit besonderer Berücksichtigung der Anwendungen. 41 S. 8. 0,60 M.

4) Albert Richter, Resultate und Erläuterungen zu Nr. 3. Nur für Lehrer. 40 S. 8.

Sämtlich im Druck und Verlag von B. G. Teubner, Leipzig 1898.

Referent giebt sein Urteil über vorstehende bedeutsame Schriften auf Grund von mehrfachen im Klassenunterrichte eines Gymnasiums gemachten Erfahrungen ab, ist aber der Ansicht, dafs seine Ausführungen auch auf Realgymnasien und Ober-Realschulen Anwendung finden können.

Der bekannte Verfasser steht in der Front derjenigen Mathematiker, welche die Anwendungen auf die Verhältnisse des wirklichen Lebens und der thatsächlichen Naturvorgänge mehr berücksichtigen als die Autoren der jetzt bestehenden Bücher. Auf dem Gebiete der reinen Geometrie war es nicht schwer, dieser vernünftigen Ansicht Bahn zu brechen, anders in der

Arithmetik (Nr. 1 und 2). Hier hat Richter das geleistet, was man von jedem Reformator mit Recht fordern mufs, er hat seine Ideen in die Praxis umgesetzt und uns ein Werk geboten, an dessen Hand die grundlegenden Gedanken geprüft werden können.

Der Inhalt der Aufgabensammlung ist so reich und das Einzelne so sorgfältig durchgearbeitet, dafs wir uns auf Klein-Arbeit nicht einzulassen brauchen und bei dieser Besprechung die allgemeinen Fragen in den Vordergrund rücken können. Eine Hauptfrage streift der Verf. in der Vorrede: Kommt die Arithmetik als etwas Selbständiges zur Geltung? — Bekanntlich fürchtete man bei der Hervorhebung der praktischen Anwendungen in der Mathematik, dafs die Selbständigkeit dieses Schulfaches als Wissenschaft, als System, kurz dafs die formalbildende Bedeutung des imposanten wissenschaftlichen Aufbaus der Mathematik unter dem Kleinkram der Anwendungen zurücktreten würde. Eine derartige Gefahr ist durch die vorliegenden Schriften nicht zu befürchten. Das System der Arithmetik sowohl wie der Trigonometrie (Nr. 3 und 4) tritt klar und deutlich hervor, und es bedarf nur eines mäfsig geschickten Lehrers, um den logischen Aufbau scharf herausleuchten zu lassen.

Die Natur der Sache verlangt, dafs man auf der Unterstufe des mathematischen Unterrichts die künstlich gebildeten Aufgaben vorwalten läfst, weil die praktischen, natürlichen Anwendungen meist zu schwer für den Anfänger sind; ähnlich ist es ja auch im Sprachunterrichte, und man fragt wohl zweitens: Reichen die vorausgeschickten Übungsbeispiele aus, um hinreichende Sicherheit (Fertigkeit) in den elementaren Operationen zu geben, damit der Schüler unbedenklich an die schwierige Gewandung praktischer Aufgaben herangehen kann? — Was die arithmetischen Aufgaben betrifft, so scheint dem Ref. in dieser Hinsicht die Sammlung etwas mager ausgefallen zu sein. Übrigens wird das Buch dadurch nicht unbrauchbar, denn jeder einsichtige Lehrer wird die Lücken leicht ausfüllen können; immerhin empfehle ich für spätere Auflagen eine gründlichere Berücksichtigung der Unterstufe. Für die Oberstufe dagegen ist reichlich gesorgt. Die Kettenbrüche halte ich zwar für überflüssig und einiges aus der Versicherungsrechnung für notwendiger, doch läfst sich darüber streiten. Mit besonderer Freude dagegen begrüfse ich die entschiedene Einschränkung der Kombinationslehre, die doch nur für die höheren Schulen insoweit von Bedeutung ist, als sie für die elementare Wahrscheinlichkeitsrechnung und den binom. Satz Verwendung findet. Die Anwendungen aus dem Gebiete der Physik und Chemie sind so reichhaltig, dafs eine besondere Aufgabensammlung für diese Disziplinen überflüssig wird; allerdings sind auch die gebräuchlichen Sammlungen dem praktischen Bedürfnisse wenig angepafst (ausgenommen etwa die Aufgaben aus Krummes

Physik). Was die Aufgaben aus der rechnenden Planimetrie betrifft, so wird (auch in den Resultaten und Erläuterungen) mehr zu betonen sein, dafs die Umsetzung der Rechnung in die Konstruktion eine wichtige Sache der mathematischen Schulung ist. Die Behandlung der imaginären Gröfsen ist etwas dürftig. Entweder lasse man sie ganz fallen, was ich für höhere Schulen ganz passend finde, oder man führe sie wenigstens bis zum Satze von Moivre und seinen Anwendungen durch. Die Stellungnahme des Verf.s zur Genauigkeit der Logarithmen-Rechnung ist sehr vernünftig. Uns erscheint es sogar wünschenswert, wenn die Resultate einer Aufgabensammlung um eine Stufe genauer sind als die Ergebnisse der Schüler, für die eine vierstellige Tafel vollständig ausreicht. Es wirkt durchaus nicht deprimierend auf den Rechner, wenn er sieht, dafs seine Genauigkeit hinter derjenigen einer fünfstelligen Tafel zurückbleibt, vielmehr wird ihm häufig die Befriedigung, mit seiner kleinen Tafel die Ergebnisse einer zehnmal umfangreicheren fast auf den Kopf zu treffen. Übrigens hat die Einführung vierstelliger Tafeln unterdessen weiteren Umfang angenommen; die treffliche Tafel von Schülke ist in Hessen-Nassau, Ost- und Westpreufsen schon ziemlich verbreitet. Viele Aufgaben des vorliegenden Buches endlich haben den Vorzug, dafs sie sich mit dem logarithmischen Rechenstab, der einer dreistelligen Tafel entspricht, erledigen lassen.

Die Resultate und Erläuterungen (Nr. 2 und 4) bilden eine wesentliche Ergänzung der Aufgabensammlungen; sie sind selbstverständlich nur für die Hand des Lehrers bestimmt und entsprechend kurz, aber sorgfältig behandelt. Hier und da wäre uns gröfsere Deutlichkeit erwünscht gewesen, — das ist aber wohl nur subjektiv.

Einige besondere Bemerkungen in betreff der Trigonometrie füge ich noch bei. Die Auswahl der Aufgaben ist hier fast durchaus tadellos; auch grundlegende, künstlich gebildete, zur technischen Fertigkeit anleitende Aufgaben finden sich hier mehr als genug. Umsomehr fällt das vollständige Fehlen von Aufgaben aus der Krystallographie auf; diese sind so instruktiv (vgl. z. B. die einschlägigen Aufsätze von Krumme im Pädag. Archiv), dafs sie in Richters Sammlung nicht fehlen durften. Die Dezimalteilung des Grades (nicht des Quadranten) ist, wie sich Ref. seit geraumer Zeit überzeugt hat, eine so wesentliche Verbesserung für die logarithmische und unlogarithmische Tafelrechnung sowie für das gesamte trigonometrische Zahlenmaterial, dafs ich dem Herrn Verf. die rückhaltlose Annahme für spätere Auflagen dringend empfehle[1]). Einen Glanzpunkt bilden die nautischen Aufgaben, deren gediegenen Inhalt die meisten Fachgenossen schon aus den

---

[1]) Die Verhandlungen des Münchener Naturforscher-Tages in diesem Herbste (1899) haben die Ansicht des Ref. bestätigt.

Veröffentlichungen Richters im Pädag. Arch. zu prüfen Gelegenheit hatten. Das Interesse der Schüler an diesen Aufgaben ist aufserordentlich grofs.

Wir stehen nicht an, das gesamte Werk jedem Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaft dringend zu empfehlen. Für bequeme Leute ist es nicht geschrieben. Wer aber gewohnt ist, sich gründlich vorzubereiten und, frei von der Schablone, in der praktischen Verwendung der mathematischen Lehren ein Hauptmoment des Unterrichts zu finden, der greife zu diesem Buche, das in bescheidener, oft allzu bescheidener Form eine Fülle anregenden Stoffes liefert. Nicht minder aber empfehlen wir es zur Einführung an höheren Schulen aller Art; für Arithmetik und Trigonometrie wird ein besonderer systematischer Leitfaden daneben meist entbehrlich sein.

Frankfurt a. M. Carl Heinrich Müller.

Curt Merckel, Die Ingenieurtechnik im Altertum. Mit 261 Abbildungen im Text und einer Karte. Berlin, Verlag von Julius Springer. XIX und 658 S. gr. 8. 20 M.

Wohl jeder Philologe hat bei der Beschäftigung mit dem Altertum schon ein Buch vermifst, das ihm über praktische Fragen Auskunft erteilt. Da möchte man z. B. gern wissen, wie es mit den griechischen Strafsen, den römischen Wegen stand, man möchte sich über antike Wasserleitungen oder ähnliche Dinge unterrichten u. s. w., aber von den Auslegern der antiken Schriftsteller wird man dabei vielfach im Stich gelassen, und das Studium von Spezialschriften ist beschwerlich, auch sind diese Bücher meist nicht zur Hand. Da ist es mit Freuden zu begrüfsen, dafs ein Fachmann die ganze Ingenieurtechnik des Altertums im Zusammenhang behandelt und durch reichlich eingestreute Abbildungen allseitig erläutert hat.

Wie der Herr Verf. in der Vorrede berichtet, ist das Werk aus jahrelangen Studien hervorgegangen; das Ergebnis seiner Thätigkeit hat er den Fachgenossen in dem Hamburger Architekten- und Ingenieurverein an den Vereinsabenden vorgetragen und dann auf Veranlassung der Vorsitzenden des Vereins im Wintersemester 1896/97 zwanzig öffentliche Vorträge über „die Geschichte der Ingenieurtechnik und des Verkehrs im Altertum“ gehalten, und dieses Vortragsmaterial in Verbindung mit den früheren Studien hat den Hauptstoff zu dem vorliegenden Werke geliefert.

An einzelnen Punkten mag, wegen der Zerstreutheit des Materials und der Schwierigkeit, die man bei dem Aufsuchen der Quellen findet, noch die eine oder andere Lücke sein, wie der Herr Verf. selbst hervorhebt, aber nachdem der Anfang gemacht

ist, wird es leichter sein, etwaige Lücken, die sichtbar werden, auszufüllen, und dadurch das Ganze immer mehr der Vollendung nahe zu bringen; aber auch schon wie das Buch jetzt sich darstellt, wird es als reiche Quelle für die Benutzung dienen und sich als äufserst brauchbares Hilfsmittel für diejenigen, welche auf diesem Gebiete Belehrung wünschen, erweisen. Man braucht nur das Inhaltsverzeichnis zu betrachten, um zu sehen, dafs wohl alles, was in Frage kommt, in dem Werke behandelt ist.

Nach der Einleitung, in welcher der Verf. über das Wesen und die Wirkungen der Ingenieurtechnik handelt und einen geschichtlichen Überblick über die Ingenieurtechnik giebt, werden im ersten Kapitel die Werkzeuge, Instrumente, Maschinen, Baumaterialien, Verdingungsvorschriften, Industrieen und Bergwerke besprochen. Das zweite führt uns die Bewässerungsanlagen, Kanäle, Emissare, Strombauten und Drainierungen vor, nach den einzelnen Ländern getrennt; das dritte ist den Strafsen- und Brückenbauten gewidmet. Hafenbauten, Städtebau, Wasserversorgungsanlagen bilden das Thema der folgenden Kapitel; das letzte schildert die Ausbildung und Stellung der Ingenieure im Altertum und giebt ein Verzeichnis der berühmten Ingenieure aus jener Zeit. Eine Schlufsbetrachtung und sorgfältige Namen- und Sachregister bilden den Schlufs.

Es ist ja für einen Nichtfachmann schwer, über ein so durchaus der Fachwissenschaft angehörendes Buch zu urteilen; aber zufällig bin ich in der Lage, wenigstens über wesentliche Partieen des Werkes genauer unterrichtet zu sein, und da kann ich nur sagen, dafs ich überall, wo ich kontrollieren konnte, den Herrn Verfasser wohl unterrichtet gefunden habe; auch entlegene Litteratur ist ihm nicht entgangen, er weifs in den einschlägigen Forschungen ausgezeichnet Bescheid, so dafs man das Buch warm empfehlen kann. Es darf, meines Erachtens, in keiner Bibliothek einer höheren Lehranstalt fehlen.

Wenn ich für eine neue Ausgabe, die sicher nicht ausbleiben wird, einen Wunsch aussprechen darf, ist es dieser: Könnten die nur allgemein gehaltenen am Schlusse jedes Kapitels gegebenen Litteraturnachweise nicht etwas genauer gestaltet werden? Es würde damit sicher vielen, die über einen für sie interessanten Gegenstand weitere Forschungen machen wollen, viel Arbeit und Mühe erspart werden. Auch sollte der Herr Verf. bei der Besprechung des Schiffswesens sich von den veralteten auf Graser zurückzuführenden Anschauungen (S. 320) frei machen. S. 361 hätte wohl die von R. Lanciani im Bull. Mun. besprochene antike Gestaltung des Tiberbettes erwähnt werden können, die um so wichtiger ist, weil ihre Vernachlässigung bei den heutigen Tiberarbeiten sich schon unangenehm fühlbar macht. Nach Lancianis Ausführungen unterscheidet man im Tiberbett deutlich drei verschiedene Anordnungen, eine schmale, aber tiefe Rinne für Nieder-

wasser, eine breitere für Mittelwasser und eine ganz breite für Hochwasser; auf diese Weise war die Schiffahrt auch bei Niederwasser möglich, während heute, wo man das Bett gleichmäfsig tief angelegt hat, in der Sommerzeit die Schiffahrt gehemmt ist, um von anderen daraus sich ergebenden Schwierigkeiten zu schweigen. S. 551 ff. hätten wohl auch die Pfeiler in Pompeji mit ihren Wasserkastellen erwähnt werden können, für die Palermo noch heute vorhandene und in Gebrauch befindliche Parallelen bietet. Einige Druckfehler (S. 235 estra als französisches Wort für Strafse, S. 243 Lariccia für Ariccia, S. 366 horreas, S. 409 Damarotos) können dann auch beseitigt werden.

Wir wünschen dem hübschen Buche rechten Erfolg; auch die Philologen sind dem Herrn Verfasser zu grofsem Danke verpflichtet.

Berlin. R. Engelmann.

Berichtigung.

S. 613 und 614 mufs der Name des Rezensenten nicht Blumenschein, sondern Blumschein lauten.

EINGESANDTE BÜCHE:

1. Bilderbogen für Schule und Haus, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien. —75 zu je 10 Heller. — Diese Bogen, welche den volle Anschauung unterstützen sollen, sind ganz v· verdienen die allseitige Beachtung, die sie gefunden liegenden sind besonders die Darstellungen aus der

2. K. Gneisse, Deduction und Induct stimmung. Strafsburg i. E. 1899, Verlag von J Mündel). 39 S. 4. 1,20 M.

3. H. Bauer, Freiheit. An die deutschen im Zusammenhange mit dem christlichen Studentenk lingen 1899, Vandenhoeck und Ruprecht. 32 S. gr

4a. E. Grosse, Zu Goethe. Eine Zusamm· gebrauch. Progr. Wilhelmsgymn. Königsberg i.

4b. Harvard Studies in Classical Boston 1898. 174 S. geb. 8 M (Leipzig, O. Ha

5. H. Warschauers Übungsbuch zun Deutschen in das Lateinische, herausgege Teil II: Aufgaben zur Wiederholung der Kasuslet ...ug der übrigen Syntax. Siebente, verbesserte Doppel- ...pzig 1899, G. Reichardt. XI u. 212 S. Dazu Vokabularium ...o S., zusammen geb. 2,50 M.

6. C. G. Dietrich, Wörterverzeichnis zum Il. Teil von Warschauer-Dietrichs Übungsbuch, nach den Übungsstücken geordnet. Sechste Auflage. Leipzig 1899, G. Reichardt. IV u. 88 S. 0,40 M.

7. M. Schanz, Geschichte der römischen Litteratur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Teil II, Abt. 1: Die augusteische Zeit. Zweite Auflage. München 1899, C. H. Beck'sche Verlags-Buchhandlung (Oskar Beck). XII u. 372 S. gr. 8. 7 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1893 S. 269 ff.

8. Aeschyli Choephori. Cum adnotatione critica et commentario edidit Fr. H. M. Blaydes. Halis Saxonum 1899, in Orphanotrophei libraria. VI u. 196 S. gr. 8. 4 M.

9. Adversaria critica in Aristophanem. Scripsit et collegit Fr. H. M. Blaydes. Halis Saxonum 1899, in Orphanotrophei libraria. V u. 128 S. gr. 8. 3 M.

10. Carl Denig, Mitteilungen aus dem griechischen Miscellancodex 2773 der grofsherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt. Beiträge zur Kritik des Plato, Marc Aurel, Pseudo-Proclus, Jo. Glycys, Themistius, Pseudo-Dioscorides, Hephaestion; ein Brief eines christlichen Autors und eine Tafel mit Zeichnungen von Windrosen u. a. Progr. d. Gymn. Mainz 1899. 27 S. 4.

11. E. Koch, Unterrichts-Briefe für das Selbst-Studium der altgriechischen Sprache. Kursus I in 14 Briefen. Leipzig 1898, E. Haberland. 224 S. gr. 8. 6 M (die einzelnen Briefe je 0,50 M).

12. H. Weber, Quaestiones Calpurnianae ad explorandam elocutionem et aetatem Calpurnii Flacci rhetoris collatae. Progr. Donauwörth 1899. 27 S.

13. A. Swoboda, Zur Kritik und Erklärung von Euripides' Iphigenie in Aulis. Progr. des Elisabeth-Gymn. in Wien 1899. 12 S. gr. 8. (Verlag Brzezowsky & Söhne in Wien).

14. O. Schulthess, Die Vormundschaftsrechnung des Demosthenes. Epikritische Beiträge zur Erklärung der Vormundschaftsreden des Demosthenes. Progr. der Thurgauischen Kantonsschule in Frauenfeld 1899. 54 S. 4.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Die höheren Schulen Deutschlands in amerikanischer Beleuchtung.

Es ist fast ein Gemeinplatz geworden, dafs die deutschen Universitäten nach Einrichtungen, Zielen und Methoden sich bei den fremden Kulturnationen des besten Rufes erfreuen. Auch die deutsche Volksschule der Gegenwart gilt jenseits der Grenze in den weiten Kreisen der Sachkenner als ein Muster in ihrer Art. Von unseren gymnasialen und realen Lehranstalten dagegen kann man nicht behaupten, dafs sie sich in demselben Grade der Anerkennung und Bewunderung des Auslandes erfreuen. Ein Hauptgrund für diese Sonderstellung unseres Sekundärunterrichts liegt in der überaus grofsen Schwierigkeit der Erwerbung einer gründlichen Sachkenntnis seitens fremdländischer Beurteiler. Gehört schon für einen Deutschen ein nicht geringes Mafs von persönlicher Bildung und Lebenserfahrung dazu, in der Frage der Schulerziehung unserer höhern Jugend eine feste und wohlbegründete Überzeugung zu haben, so können einen Ausländer nur aufsergewöhnlich günstige Umstände dazu befähigen, Entwicklung und Wesen der deutschen Gymnasien und Realschulen in ihrem wahren Werte zu erkennen.

Tüchtige Kenntnis deutscher Sprache und Kultur, sowie Vertrautheit mit der pädagogischen Theorie und Praxis des eignen Landes sind Vorbedingungen allgemeiner Art, zu denen als besondere Voraussetzungen noch hinzukommen müssen: gründliches Studium der so überaus verwickelten Geschichte und Lehrverfassung des höhern Unterrichts aller deutschen Staaten und eine eingehende, auf persönlicher Beobachtung beruhende Bekanntschaft mit den didaktischen und pädagogischen Leistungen der deutschen Lehranstalten der Gegenwart. Nur höchst selten wird ein ausländischer Gelehrter geneigt und in der Lage sein, so bedeutende Opfer an Zeit und geistiger Kraft zu bringen, um sich ein kompetentes Urteil über ein ihm, selbst wenn er Fachmann ist, so fernliegendes Kulturgebiet zu erwerben. Wenn es geschieht, wird in den meisten Fällen ein öffentliches Interesse für Veranlassung und Zweck solcher Studien mitbestimmend sein. Wie nämlich deutsche Schulmänner fruchtbarste Anregung schöpfen können aus der Kenntnis ausländischer Einrichtungen,

so wird auch ein fremdes Staatswesen, dem ein gedeihlicher Fortschritt seiner Jugenderziehung am Herzen liegt, gut daran thun, seine Lehrerwelt zu unterstützen in dem Studium des höheren Schulwesens Deutschlands, als des klassischen Landes der Bildung. Die Rolle, welche die Elementarschule in der Wiedergesundung des deutschen Volksgeistes nach den napoleonischen Kriegen gespielt hat, steht heute und in Zukunft allen Nationen, die ähnliche Krisen durchzuleben haben, als ein bewundernswertes Muster vor Augen. Die Erziehung zu wissenschaftlichem Denken und Streben, wie unsere Universitäten in alter und neuer Zeit sie geleistet haben, gilt der ganzen gebildeten Welt als ein leuchtendes Vorbild eigener gelehrter Arbeit. Sollten da nicht auch die deutschen höheren Lehranstalten, die Krone der niederen Schulen, die Basis des Universitätsstudiums, in ihrer gesamten vergangenen und gegenwärtigen Einrichtung vieles enthalten, das der Zustimmung und Nacheiferung des Auslandes würdig ist? Die Frage liegt nahe, und so sehen wir denn auch, dafs in den verschiedensten Staaten, selbst solchen von alter und originaler Kultur, wie Frankreich und England, sich in neuerer Zeit wiederholt das Bedürfnis geregt hat, die innere und äufsere Organisation unserer Gymnasien und Realschulen kennen zu lernen und diese Kenntnis sich zu Nutze zu machen. Zu diesen Ländern gehört auch der Staat, dessen Bevölkerung nach Herkunft und Entwickelung dem germanischen Deutschland auf innigste verwandt ist, nämlich das angelsächsische Nordamerika. Eine der bedeutsamsten Kundgebungen dieses praktischen Interesses ist der von der öffentlichen Schulbehörde einem mit den oben geforderten persönlichen Eigenschaften in hervorragender Weise ausgestatteten Fachmanne, Herrn James E. Russel, im Jahre 1893 erteilte Auftrag, die deutschen höheren Schulen in ihren wesentlichen Beziehungen einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen. Eine beinahe fünfjährige Arbeit hat der genannte Gelehrte nach eigenem Geständnis seiner schwierigen Aufgabe gewidmet, zwei Jahr im besonderen darauf verwandt, die Schulen, namentlich Norddeutschlands, durch persönlichen Augenschein kennen zu lernen. Dann erst ist er mit dem Resultat seiner Forschungen und Erfahrungen hervorzutreten, in einem Werke[1]), das ihm selbst zur hohen Ehre gereicht und epochemachend bleiben wird für die Beurteilung deutscher Schulverhältnisse in der englisch sprechenden Welt.

Diese hervorragende Bedeutung des Buches für die Fachleute der stammverwandten germanischen Nationen legt es andererseits aber auch nahe, dafs die deutschen Pädagogen von dem Erscheinen

---

[1]) German Higher Schools. The History, Organisation and Methods of secondary Education in Germany. By James E. Russel, Ph. D. Dean of Teachers College, Columbia University, New York. New York 1899, Longmans, Green and Co. 455 p.

des Werkes nicht nur flüchtig Notiz nehmen, sondern die darin zum Ausdruck kommenden Ansichten näher kennen lernen. Auch ein direkter Gewinn wird für uns dabei herausspringen. Denn die Eigentümlichkeit des Standpunktes seines Verfassers bringt es naturgemäfs mit sich, dafs er viele Dinge so beleuchtet, wie wir sie niemals sehen können. Da Herr Russel, auch da, wo er mifsbilligt, mit seinem Urteil niemals zurückhält, so fordert er natürlich vielfach den Widerspruch des deutschen Lesers heraus. An manchen Stellen würde der Verfasser wohl bei persönlicher Besprechung mit einheimischen Kennern der Verhältnisse seine Auffassung fallen lassen. Oft tritt auch der Fall ein, dafs der Amerikaner seiner ganzen Lebensauffassung nach anders urteilen mufs als der deutsche Erzieher, ohne doch an uns die Forderung stellen zu können, die Bedürfnisse der angelsächsischen Jugend zum Mafsstab unserer Schuleinrichtungen zu machen. Das meiste Interesse erwecken aber in dem deutschen Leser die Partieen des Buches, in denen der Verfasser Stellung nimmt zu den grofsen Fragen der Reformen leiblicher und geistiger Art, Fragen, bei denen das Für und Wider auch in Deutschland selbst noch weit entfernt ist von der Gleichgewichtslage der objektiven Beurteilung. Hier die Ansicht eines aus einer verwandten und doch so vielfach verschiedenen Kulturwelt kommenden Fachgenossen zu hören, kann zur Klärung der eigenen Anschauungen wesentlich beitragen. Wir werden auf diese Punkte daher auch im besonderen unser Augenmerk richten.

Russel leitet sein Werk ein mit einer ausführlichen Skizze der Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland, die, auf den besten sekundären Quellen beruhend, dem englischen Leser ein klares und vollkommen ausreichendes Bild von der allmählichen Entwickelung des jetzigen Zustandes unserer höheren Schulen giebt. Mit dieser historischen Grundlegung hat der Verfasser den einzig richtigen Standpunkt gewählt, von dem aus die gegenwärtigen Einrichtungen beurteilt werden müssen. Auch darin erweist er sich als einen, wenigstens dem Wollen nach, objektiven Beurteiler, dafs er als Mafsstab der Kritik des Bestehenden nicht irgend welche Ideale eines fremden Landes oder einer von aller Wirklichkeit losgelösten Pädagogik, sondern die realen Bedürfnisse des deutschen Volkes ansieht. Nirgends aber findet er die Forderungen der Nation an die höhere Schule der Gegenwart klarer zum Ausdruch gebracht als in der Willensäufserung des jungen deutschen Kaisers gegenüber der Dezemberkonferenz von 1890. Die hier ausgesprochenen Anschauungen erscheinen dem Amerikaner als der logisch notwendige Schlufsakt der Entwickelungstendenz des 19. Jahrhunderts: die Schule ihrer äufsern Einrichtung nach zu verstaatlichen, ihrem innern Geiste nach zu nationalisieren. Und gleichzeitig sieht er in dieser von dem Träger der höchsten Macht so energisch geäufserten

Ansicht das eigentliche Programm der künftigen Entwickelung. Es wird verschiedene Meinungen darüber geben, so sagt er, wie das Ziel am besten zu erreichen ist, aber das Problem der Zukunft ist, im vollen Gegensatz zu den Idealen der Klostererziehung des gesamten Mittelalters: „the preservation of the national culture and the satisfaction of the practical needs of an industrial people“ (S. 107).

Der amerikanische Gelehrte unterschätzt nicht die Hindernisse, die der Verwirklichung des den nächsten Generationen vorgezeichneten Zieles entgegenstehen. Eine Garantie dafür, dafs es trotz aller augenblicklichen Hemmungen doch schliefslich erreicht werden wird, sieht er in dem nach seiner Meinung mit dem Willen des Herrschers übereinstimmenden Streben der geistigen Grundkräfte des Volkes und in der Machtfülle, mit der in Deutschland die staatlichen Organe gegenüber der Schule ausgestattet sind. In erster Linie scheint ihm Preufsen berufen, getreu der ihm seit den Tagen Friedrichs des Grofsen zugefallenen Führerrolle auch in der Ausgestaltung des öffentlichen Unterrichtswesens, die höheren Schulen ganz dem Geiste der Zeit entsprechend umzugestalten, welchem Beispiel dann die übrigen Staaten ohne weiteres folgen würden. Von der zur Zeit zu Recht bestehenden Organisation des preufsischen Schulsystems, als dem mafsgebenden Typus aller übrigen, entwirft daher Russel seinem angelsächsischen Publikum ein ausführliches Bild: er beginnt mit der Verwaltung und giebt sodann eine zusammenhängende Darstellung der geltenden Lehrpläne.

Nichts fällt dabei dem amerikanischen Kritiker mehr in die Augen als der allerdings in der bisherigen Geschichte der Pädagogik wohl einzig dastehende Einflufs des militärischen Geistes auf das gesamte Jugendbildungswesen. Nicht nur die an die Erreichung einer bestimmten Klasse gebundene Berechtigung zum einjährigen Dienste legt ihm Zeugnis davon ab; auch die Lebensstellung und ganze pädagogische Art des Lehrers, weiter die gesamte äufsere Disziplin, ja selbst die innere Gestaltung und Handhabung des Lehrstoffes trägt ihm den unverkennbaren Stempel des militärischen Geistes. Diese Durchdringung des ganzen Schulorganismus mit den für das Volksheer giltigen Normen ist wohl selten in solcher Ausführlichkeit und Schärfe gekennzeichnet worden, wie es hier von einem der fast entgegengesetzten Sphäre angehörenden Beobachter geschieht. Im hohen Grade interessant für den deutschen Leser ist in dieser Beziehung namentlich die Charakteristik, welche Russel von dem typischen preufsischen Gymnasiallehrer der Gegenwart entwirft. Was ihn mehr wie irgend etwas anderes von seinen älteren Standesgenossen unterscheide, sei das Reserveoffiziertum, eine Eigentümlichkeit, an der, gemessen an den Bedürfnissen der deutschen Schule, der amerikanische Kritiker übrigens weniger auszusetzen findet als bei uns

selbst manche Kreise der eigenen Kollegen. Seine Zugehörigkeit zum Offizierkorps gebe dem Lehrer, so urteilt Russel, eine gesellschaftliche Stellung, wie sie ihm in Deutschland eine noch so treue Pflichterfüllung niemals verleihen könne; sie begünstige gleichzeitig aber auch die Aneignung und Entwickelung von Eigenschaften, die ihn über das herkömmliche Niveau der Berufsthätigkeit erhöben. Kurz: „To have officers of the Reserve or Landwehr in a school is equivalent to saying that there are just so many able disciplinarians, perfect gentlemen, men of high moral character and ambitions, in the teaching corps. They give tone to a school and set up a standard of discipline that bids fair, in a few years, to become the ideal type." (S. 162).

Wenn nun die moderne höhere Schule vorwiegend den Stempel des Nationalen tragen soll, so findet nach Russels Urteil diese Tendenz eine willkommene Förderung in dem in Deutschland, vorzüglich dem protestantischen Teile, üblichen Religionsunterricht. Was gelehrt wird, ist im wesentlichen spezifisch deutsches Christentum (Luthers Bibel, Katechismus, Gesangbuch); und die mit diesem Unterricht betrauten Lehrer sind wie in ihrer äufseren Stellung, so auch dem in ihren Lehrstunden waltenden Geiste nach mehr Staats- als Kirchendiener. Im ganz besonderen Mafse sei aber der deutsche Unterricht berufen, die nationale Schulpolitik zu unterstützen und die gebildeten Stände zu bewahren vor den Gefahren des gelehrten wie des sozialen Weltbürgertums. Konsequenterweise habe daher der junge Kaiser ihm eine centrale Stellung in allen Arten höherer Lehranstalten zugewiesen, und wenn irgendwo, so werde hier sein Machtwort eine neue Epoche für das ganze Reich einleiten. Das diesem Unterricht in den Lehrplänen gestellte ethische Ziel, die empfänglichen Herzen der Jugend zu erwärmen für deutsche Sprache und Geistesgröfse, findet den ungeteilten Beifall des Verfassers; er bezweifelt freilich nach seinen eigenen Beobachtungen, ob unter der gegenwärtigen Generation von Lehrern die Fähigkeit, diese aufserordentliche Aufgabe im vollen Mafse zu erfüllen, häufiger anzutreffen sei als die entsprechende Leistung bei den amerikanischen Kollegen.

Mit ganz besonderer Spannung ist Russel an die Untersuchung des Unterrichts in den klassischen Sprachen herangetreten. Was ist aus ihm geworden und was wird aus ihm werden, nachdem Wilhelm II. das Machtwort gesprochen hat, die höheren Schulen sollten nicht junge Griechen und Römer, sondern junge Deutsche heranziehen? Dringt diese Strömung durch, so können die alten Normen nicht länger zu Recht bestehen, weder das formale Ziel des Mittelalters noch das Ideal der Bildung zur reinen Menschlichkeit, wie es der neuere Humanismus aufgestellt hat. Aber welche Aufgabe hat der klassische Unterricht zu erfüllen, und wie erfüllt er sie, da an ihm, wenn auch nicht in

demselben Umfange, so doch im Prinzip als der obligatorischen Vorbedingung für die Universitätsstudien festgehalten wird? Wie von den theoretischen Erörterungen über diese Frage, so hat der Verfasser auch von den praktischen Leistungen des klassischen Unterrichts, wie er gegenwärtig in Deutschland gehandhabt wird, den Eindruck einer gewissen Unklarheit und Ungewifsheit erhalten. Lehrer wie Schüler haben vielfach die volle Sicherheit des Zieles und der zu diesem führenden Wege verloren. Manche, namentlich ältere Philologen, halten an der alten Lehrweise, so weit es eben möglich ist, fest; andere haben die Flinte ganz ins Korn geworfen und hoffen Besserung nur von der vollen Wiederherstellung der früheren Verhältnisse. Andererseits hat aber Russel auch viel ehrliche Begeisterung für die modernen Anschauungen über klassische Bildung und ein williges Eingehen auf die Vorschriften der Behörden gefunden. Diese amtlichen Lehrpläne nun, so führt der fremde Beobachter aus, verwerfen zwar nicht durchaus die formale Schulung, sie wollen auch nicht auf Sicherheit in der Kenntnis der Grammatik verzichten, aber das Hauptziel ist ihnen doch die Einführung des Schülers in die intellektuelle, moralische und ästhetische Gedankenwelt des Altertums, welche das ganze geistige Leben der Jugend auf eine höhere Stufe erheben soll, ohne aber es seiner nationalen Bestimmtheit zu entkleiden. Die Art, wie von den überzeugten Anhängern dieses Zieles der Unterricht in der Praxis gehandhabt wird, ist nach den Beobachtungen Russels heute, der Neuheit der Sache entsprechend, noch sehr verschieden, aber es werden sich die Grundzüge einer allen gemeinsamen Methode in nicht allzulanger Frist herausbilden, wenn auch in Zukunft der Lehrer der alten Sprachen mehr von seiner Individualität wird geben müssen als etwa der Anhänger des rein formalen Prinzips. Von dem methodischen Geschick vieler dieser Philologen hat der fremde Besucher einen sehr günstigen Eindruck erhalten, ebenso wie von den durch sie erreichten Klassenleistungen. In der grammatischen Unterweisung findet die Anwendung des induktiven Verfahrens seinen vollen Beifall. Lobenswert erscheint ihm die Betonung des Grundsatzes, dafs der Schüler den altsprachlichen Text in gutes Deutsch übertragen solle. Die höchste Zielleistung aber sieht er erst in der Erweckung eines vollen Verständnisses für den Inhalt der gelesenen Schriftsteller, wie sie par excellence in den oberen Klassen zu suchen und vielerorts auch zu finden sei. Art und Umfang der Kenntnis, welche die Primaner nicht weniger deutscher Gymnasien auch unter dem neuen Kurs von den besten Schriftstellern des Altertums besitzen, hat die Bewunderung des Amerikaners hervorgerufen. Ein schöneres Lob können wir deutschen Gymnasiallehrer uns nicht denken als es in folgenden Worten ausgedrückt ist: „I have heard such masters as Directors Muff of Cassel, Reinhard of Francfort and Richter of

Jena — not to mention others — teach Sophocles in a way to make one uncertain which to admire most, the marvellous beauty, depth of emotion and ethical content of the tragedy, or the artistic power of the teacher in making every scene pulsate with life and every sentence speak straight to the hearts of his students. The ethical, the aesthetic and the patriotic blend in one" (S. 262).

In bezug auf den neusprachlichen Unterricht bekennt sich der Verfasser als einen Anhänger der direkten Methode und beurteilt von diesem Standpunkt aus die Leistungen der deutschen Schulen. Die französischen und englischen Stunden, denen er in Gymnasien beigewohnt hat, haben in ihm den Eindruck hinterlassen, dafs sie im Durchschnitt weder besser noch schlechter sind als der auf amerikanischen Lehranstalten ähnlichen Charakters herkömmliche Unterricht. Dies ist für beide Teile kein Lob, da Russel dabei von der Ansicht ausgeht, dafs die Unterweisung in den modernen Sprachen auf den deutschen Gymnasien, von Ausnahmen abgesehen, noch gründlich befangen sei in den Zielen und Wegen der von ihm verworfenen grammatischen Methode. Hier unterschätzt der fremde Beobachter offenbar den Einflufs, den die Reformbewegung auch auf die gymnasialen Lehranstalten schon ausgeübt hat. Nicht nur dafs die Lehrpläne von 1892 doch den Neuerern grofse Zugeständnisse gemacht haben, auch in der Praxis des Gymnasialunterrichts hat die natürliche Lehrweise schon jetzt weit mehr Feld erobert, als Russel es annimmt. Über den modernen Sprachunterricht an den Realgymnasien und Realschulen urteilt er um so optimistischer. Hier ist nach ihm alles Leben, Kraft und Fähigkeit, und dem sollen auch die Erfolge entsprechen. Dabei hat er zunächst die Musteranstalten der grofsen deutschen Städte im Auge, zweifelt aber nicht daran, dafs dem, was er dort persönlich gesehen hat, auch die Leistungen an vielen andern Orten sich an die Seite stellen lassen. Mit unverhohlener Bewunderung berichtet der amerikanische Schulmann über seine Erfahrungen in Kassel und Frankfurt, ohne freilich zu verkennen, dafs er es hier mit Meistern des Faches zu thun gehabt hat, und dafs mittelmäfsig veranlagte Lehrer trotz aller Anwendung der natürlichen Methode doch weder dieselbe geistige Lebendigkeit noch dasselbe Können der Klasse erzielen würden.

Dem Geschichtsunterricht, soweit Russel ihn in Deutschland theoretisch und praktisch kennen gelernt hat, soll neben Religion und Deutsch in erster Linie die Aufgabe zufallen, zur Entwickelung religiös-patriotischer Gesinnung beizutragen. Damit ist, so führt er aus, dieses Fach seines rein wissenschaftlichen sowohl wie seines internationalen Charakters entkleidet: die Geschichte des eigenen Volkes nimmt den Hauptplatz ein, und die Gesetze der natürlichen Kausalität werden in der Beurteilung des Lehrers ergänzt durch ethische Mafsstäbe besonderer Art, die dem staatlichen und gesellschaftlichen Leben der Nation entnommen

sind. Der Verfasser hegt aber starke Zweifel, ob die jetzige Lehrerwelt die in sie gesetzten Erwartungen erfülle. In keiner preufsischen Schule hat er das gefunden, was als eine „typical illustration of the Prussian program" gelten könne; und in den übrigen deutschen Staaten sei die Neigung, den Vorschriften der preufsischen Regierung zu folgen, sehr gering. Um so mehr findet die Art und Weise, wie der in Deutschland eng mit der Geschichte verbundene Geographieunterricht bei uns erteilt wird, seine Anerkennung. Vielleicht ist, so urteilt er auf Grund eigener Erfahrung, dies das bestversehene aller Fächer; jedenfalls aber finde man hier weniger hemmenden Formalismus und mehr echtwissenschaftlichen Geist als auf irgend einem andern Gebiete. Tiefen Eindruck hat auf ihn vorzüglich der geographische und auch der historische Unterricht am Gymnasium zu Jena gemacht, den er im Zusammenhange mit der ihm zu Grunde liegenden Herbartschen Theorie betrachtet, dabei auch seine Abweichungen von dem neusten preufsischen Lehrplane berücksichtigend. Im allgemeinen aber ist Russel wenig erbaut von der herkömmlichen didaktischen Praxis der Geschichtsunterweisung auf den höheren Schulen unseres Vaterlandes. Nur ausnahmsweise befähigte Lehrer scheinen ihm imstande, mit der in Deutschland üblichen „erzählenden Methode" gute Resultate zu erzielen. In den meisten von ihm beobachteten Fällen hat er weder auf seiten der Lehrenden die Weite des Blickes und die edle Begeisterung noch auf seiten der Lernenden das lebendige Interesse und das klare und umfassende Wissen gefunden, die ihm als Ideale dieses Unterrichtszweiges vorschweben. Sein Schlufsurteil lautet „I am disposed to believe that the courses in Greek and Latin, in German and in religion, furnish the muscle and sinew; the historical course builds merely the skeletou" (S. 311).

Mathematik und Naturwissenschaften sind die letzten Fächer, welche Russel einer eingehenden Kritik unterzieht. Beide bilden mit den neueren Sprachen und der Geographie zusammen die Gruppe von Lehrgegenständen, welche in hervorragender Weise die von dem Verfasser, neben der Erzeugung vaterländischer Gesinnung, an die Spitze seines Werkes gestellte Kardinalaufgabe unserer höheren Schule lösen: nämlich den praktischen Bedürfnissen Deutschlands als eines Industriestaates zu dienen. Im mathematischen Unterricht erscheint ihm als ein Hauptvorzug des deutschen Systems, dafs die Lehrer, wie übrigens auch in den meisten übrigen Fächern, stets theoretisch und praktisch wohlvorbereitete Fachmänner seien. Das wichtigste Charakteristikum der in diesem Zweige üblichen Methode sieht er in der Schulung des logischen Denkens unter Zurückstellung des positiven Wissens. Und das Resultat? Angenommen, gute Lehrer erteilen den Unterricht, und ihre Zahl ist, so meint er, nicht gering, so wird die Antwort auf die Frage: wird der

Schüler ein unabhängiger Denker? für die schwächsten Elemente der Klassen lauten müssen: nein; für den Durchschnitt: sehr zweifelhaft; für die besten drei: entschieden ja! Auch der naturwissenschaftliche Unterricht in Deutschland hat sich nach des Amerikaners Ansicht ein richtiges Ziel gesetzt, wenn er es als seine Aufgabe ansieht, die Beobachtungskraft, das vernünftige Denken und die Fähigkeit, das Gesehene und Gedachte klar auszudrücken, zu fördern, und erst in zweiter Linie die Sammlung eines Schatzes von Kenntnissen berücksichtigt. Diesem schönen und grofsen Wollen entspricht freilich nach des Verfassers Erfahrungen die Wirklichkeit durchaus nicht immer; ja vorzügliche didaktische Leistungen sollen auf diesem Gebiete in Deutschland zu den Ausnahmen gehören, was er als einen Trost für seine amerikanischen Leser ansieht. Als Hauptgründe für die im Unterricht von ihm beobachteten Mängel sieht er an: die Nichtberücksichtigung des künftigen Lehrberufes während der Universitätsstudien; die geringe soziale Wertschätzung dieses Unterrichtes und seiner Vertreter gegenüber den eigentlichen Philologen; das Fehlen ausreichender Lehr- und Anschauungsmittel. Von allen Einwänden aber, welche die deutschen Pädagogen der ausländischen Kritik etwa entgegenhalten könnten, scheint ihm keiner schwerwiegender zu sein als der Hinweis auf die grofse Zahl hervorragender naturwissenschaftlicher Forscher, welche die Richtung ihres Geistes doch meist im Jugendunterricht erhalten haben, und auf den wunderbaren Fortschritt der deutschen Industrie während des letzten Vierteljahrhunderts, der wiederum undenkbar wäre ohne die Überlegenheit deutscher Naturwissenschaft.

Der Betrachtung über die einzelnen Fächer des Unterrichts läfst der amerikanische Schulmann eine Darstellung der Geschichte, Vorbildung und sozialen Lage des höheren Lehrerstandes folgen, wie wir sie in dieser Ausführlichkeit kaum in unserer eigenen Litteratur besitzen. Auch diese Schilderung ist im hohen Grade anziehend und lehrreich für die deutschen Kollegen, besonders durch die vielfachen Hinweise auf die Zustände in andern Kulturländern. Trotz mancher Ausstellungen fällt dieser Vergleich durchaus nicht zu Ungunsten der deutschen Verhältnisse aus und ist daher wohl geeignet, uns mit Stolz über das Lob aus fremdem Munde zu erfüllen und auch der Unzufriedenheit mit der jetzt erreichten gesellschaftlichen Stellung und äufseren Lage der Gymnasiallehrer entgegenzuarbeiten. Die wissenschaftliche und allgemeine Bildung des deutschen Philologen der Gegenwart, seine Hingabe an den erwählten Beruf und die von ihm dem Staate geleisteten Dienste finden den ungeteilten Beifall des Amerikaners. Einen höheren Lehrerstand in dieser Eigenart und festen innern Gliederung besitzt nach seinem Urteil kein Land der Welt. „The Prussian teacher, generically speaking, is a man of noble character, high ideals, generous impulses, broad and accurate scholarship

and technical skill; he is a gentleman, patriot and educator" (S. 411). Das äufsere Einkommen mag, so führt er weiter aus, gering sein im Vergleich mit dem, was amerikanische und englische Schulmänner, namentlich die tüchtigen Kräfte und Direktoren, einzunehmen pflegen, aber wenn man die Unkündbarkeit der Stellung und die Pension einerseits und die Besoldung der übrigen akademischen Berufsarten andererseits mit in Betracht zieht, so ist der deutsche Lehrer doch erträglich versorgt. „He can live as his neighbours do, enjoy cultivated society, rear a large family, send his sons to the university, fit his daughters to be as cheerful, industrious and frugal as their mother, and be assured of a competency in his old age" (S. 387).

Wie er mit einer historischen Skizze begonnen hat, so beschliefst Russel sein bedeutsames Werk mit einem Ausblick in die Zukunft der deutschen höheren Schule. Von allen Problemen, die auf diesem Gebiete der endgiltigen Lösung harren, hält er für die wichtigsten die Fragen nach der völligen Nationalisierung des Unterrichts und nach der Stellung der alten Sprachen. Wenn er alle Faktoren in Erwägung zieht, so kann nach ihm kaum ein Zweifel bestehen, dafs die Erzeugung eines kräftigeren Deutschtums, ruhend auf den drei Pfeilern des Religions-, Geschichts- und deutschen Sprachunterrichts, immer mehr die eigentliche Aufgabe der Erziehung der Jugend werden wird. Ungewisser dagegen erscheint ihm der Ausgang des Kampfes zwischen Humanismus und Realismus. Er bekennt sich für seine Person als einen grofsen Freund der klassischen Studien und möchte auch für unser Vaterland die traditionelle Pflege des Zusammenhanges mit der alten Welt nicht entbehren. Aber nach seiner Kenntnis des kaiserlichen Deutschlands hält er eine vernünftige und mafsvolle Berücksichtigung der modernen Kulturbedürfnisse nicht nur um dieser selbst willen für wünschenswert, sondern glaubt auch, dafs ein solches liberales Nachgeben allein uns den Kern der humanistischen Bildung retten könne. Denn wenn man vor Reformen zurückscheue, so stehe nach dem in der Geschichte zu Tage tretenden Charakter des Volkes vielleicht in Zukunft ein katastrophenartiger Zusammenbruch des Alten bevor. Ein solches Ereignis aber werde wahrscheinlich unberechenbare Folgen für die ganze kultivierte Menschheit haben; denn: „when classical education breaks down in Germany, classical culture will vanish from the earth — unless perchance a better than Germany arises" (S. 339).

Schulpforta. Hans Borbein.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

G. **Cordes, Psychologische Analyse der Thatsache der Selbsterziehung.** Berlin 1898, Reuther u. Reichard. 54 S. 8. 1,20 M. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, herausgegeben von H. Schiller und Th. Ziehen. Band II, Heft 2.)

Die Arbeit reiht sich würdig ihren Vorgängern in der bekannten, wertvollen Sammlung an. Sie will keine metaphysische Erörterung der Möglichkeit der Selbsterziehung und keine praktischen Vorschriften für die Selbsterziehung liefern, sondern einen im eigenen Leben des Verf. vorgefundenen Thatsachenkomplex psychologisch analysieren — etwas im wesentlichen Neues und von vornherein Anziehendes und Wertvolles.

C. will als Schüler der modernen (experimentellen) Psychologie angesehen werden. Der hier zu bearbeitende Stoff ist aber einer eigentlich experimentellen Untersuchung natürlich nicht zugängig, und es ist vor allem hervorzuheben und von Bedeutung, dafs C. für die Möglichkeit und den Wert der Selbstbeobachtung eintritt, allerdings der durch die experimentelle Psychologie geschulten Selbstbeobachtung (der „wissenschaftlich brauchbaren Auffassung der eigenen psychischen Erlebnisse“), als einer selbständigen psychologischen Erkenntnisquelle. Er ordnet alle Selbstbeobachtungen in drei Gruppen: in der ersten handelt es sich um die richtige begriffliche Bestimmung eines konkreten psychischen Erlebnisses, in der zweiten um das gegenseitige Verhältnis zweier oder mehrerer psychischer Thatsachen der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit, in der dritten um Erlebnisse der weiter zurückliegenden Vergangenheit.

Das Folgende gliedert sich nun in zwei Hauptabschnitte, von denen der erste die psychischen Voraussetzungen der Selbsterziehung, der zweite die Vorgänge der Selbsterziehung selbst behandelt.

Jene Voraussetzungen sind, ganz schlicht ausgedrückt, Vorstellungen von dem Zustande des eigenen Inneren, Vorstellungen und Gefühle von anderen, besser gearteten psychischen Zuständen

und Vorgängen, endlich die Richtung des Willens auf diese letzteren. Um die einheitliche Eigenart eines psychischen Lebens zu erklären, was rein empirisch nicht geschehen kann, bedient sich der Verf. der Hypothese der „persönlichen Dispositionen" in einer Weise, dafs sich nichts dagegen einwenden läfst.

Zu sehr in den Hintergrund geschoben scheint mir die Bedeutung des Wollens, eines besonderen psychischen Geschehens, dem bei einer psychologischen Analyse der Selbsterziehung mindestens eine ebenso wichtige Rolle zukommt als der Vorstellung und dem Gefühl, wenn auch diese, hier wie immer, den Wollungen zu Grunde liegen. Aber das beruht vielleicht aut einer anderen Auffassung des Willens überhaupt und kann dem Verf. nicht zum Vorwurf gereichen.

Zuletzt werden die Vorgänge der Selbsterziehung selbst auf dem intellektuellen, auf dem Gefühls- und auf dem Willensgebiete in feiner Weise zerlegt, und dabei wird auch letzterem die ihm gebührende Würdigung zu teil durch starke Hervorhebung der „Aufmerksamkeit", des „wollen Wollens".

Das Ganze ist als „Grundrifs einer Analyse" aufzufassen, dessen Ausführung später erfolgen soll.

„Den Enderfolg durchgeführter Selbsterziehung betreffend", sagt der Verf. am Schlusse, „läfst sich in Analogie zu den beobachtbaren Einzelerfahrungen folgendes schliefsen: Die Vorstellungen von nicht sittlichem Handeln werden in immer geringerer Menge und unter immer schwächerer Lustgefühlsbetonung auftreten und unter Umständen ganz verschwinden. Die Vorstellung des positiv gewerteten Handelns wird herrschendes Motiv sein. Endlich kann auch diese Phantasievorstellung ausfallen; die Willenshandlung trägt nunmehr den Charakter der Triebhandlung; die Wollung ist dem Menschen jetzt eine 'ganz natürliche und selbstverständliche' geworden".

Der Stoff ist scharf und übersichtlich gegliedert — ein grofser Vorzug; die Sprache ist klar und gewandt.

Neifse. Otto Michalsky.

Ludw. Strümpell, Die pädagogische Pathologie oder die Lehre von den Fehlern der Kinder. Dritte, bedeutend vermehrte Auflage, herausgeg. von Alfred Spitzner. Leipzig, 1899. E. Ungleich. XVI u. 556 S. 8. 8 M., geb. 9,25 M.

Von dem bekannten und geschätzten Werke des verstorbenen Strümpell liegt hier die 3. Auflage vor. An ihrer Herausgabe ist A. Spitzner in hervorragender Weise beteiligt, den Strümpell selbst „einen der Tüchtigsten unter seinen Schülern" genannt hat; „an der Hand gemeinsamer Besprechungen" hat er sich jener Aufgabe unterzogen, und Strümpell hat selbst dankbar „die von ihm herrührende bedeutende Förderung der hier in Frage stehen-

den, das gesamte Schul- und Erziehungswesen betreffenden wichtigen Angelegenheit" anerkannt.

Es kann hier nicht die Absicht sein, das Werk, das schon in 3. Auflage vorliegt, einer neuen Besprechung zu unterziehen; nur was neu daran ist, soll erwähnt werden. Der gesamte Stoff hat insofern eine neue Gruppierung erhalten, als der erste Teil alle grundlegenden Kapitel enthält. Nachdem im ersten der Begriff und die Aufgabe der pädagogischen Pathologie entwickelt sind, giebt das 2. ein alphabetisches Verzeichnis der Kinderfehler. Das 3. bestimmt die Analogieen und Unterschiede zwischen medizinischer und pädagogischer Pathologie, das 4. die zwischen medizinischer und pädagogischer Therapie, das 5. die Wirkung des psychischen Mechanismus und seine Leistungen, ohne Beeinflussung von seiten des Körpers, das 6. den psychischen Mechanismus in seiner Wechselwirkung mit dem Körper, das 7. die Kennzeichen der geistigen Gesundheit eines Kindes, das 8. die Klassifikation der Fehler.

Es wäre nicht schwer, an dem Verzeichnis der Kinderfehler Kritik zu üben und den und jenen, ja nicht wenige, zu beanstanden; aber erkennen wir lieber an, dafs der Verf. zum erstenmal diese schwierige und präcis gar nicht zu fassende Aufgabe überhaupt unternommen und sie immerhin, Späteren gegenüber, noch mafsvoll gelöst hat. Freilich lag ja die Gefahr nahe, Worte einzusetzen, wo die Begriffe sehr unsicher waren und blieben. Dasselbe liefse sich von dem 8. Kapitel sagen; aber ohne einige Subjektivität lassen sich solche Klassifikationen nicht ausführen, namentlich wenn die Materie so dunkel und so subjektiven Charakters ist, wie hier, und wenn man zum erstenmal eine solche Arbeit unternimmt, die noch kaum angebrochen war.

Der 2. Teil enthält das psychiatrische Material der pädagogischen Pathologie. In diesem Teile ist die Mitarbeit Spitzners besonders bedeutend. Das 12. und 14. Kapitel, „die erworbenen (dauernden und flüchtigen) psychopathischen Zustände und Vorgänge" und „die psychogenen Störungen", und die Schlufsbemerkungen, die eine kurze Übersicht über den Stand der Frage der pädag. Pathologie geben, gehören ihm ganz an, und das 16. Kapitel über die Sprachstörung und Sprachfehler hat er durch eine Untersuchung des Versprechens, Verlesens und Verschreibens der Kinder vermehrt (S. 429—448); im 17. Kapitel endlich, das von der Diagnostik der pädagogischen Pathologie handelt, wird von ihm eine eingehende Erörterung über die Gewinnung und Bearbeitung des pädagogisch-pathologischen Erfahrungsmateriales geliefert. Strümpell selbst hat das 9. Kapitel umgearbeitet und erweitert; aber ich kann leider nicht sagen, dafs dies ein Gewinn ist. Es fehlt hier gerade die präcise Unterscheidung von einfach pathologischer Beobachtung, die bei Spitzner im ganzen festgehalten ist, und von unklarer Phantasie, die psychologischen Theorieen zuliebe den naturwissenschaft-

lichen Standpunkt preisgiebt. Die Spitznerschen Zusätze sind eine wesentliche und wertvolle Bereicherung und Verbesserung des Buches, und man mufs es dem verstorbenen Verfasser zu ganz besonderem Ruhme anrechnen, dafs er diese Selbstbescheidung geübt und dem Schüler einen so wesentlichen Einflufs auf seine Arbeit eingeräumt hat; das geschieht nicht alle Tage und namentlich nicht in dem so hohem Alter, das der Verstorbene in grofser Frische des Geistes erreicht hat. Aber er hat dadurch am besten für sein Lebenswerk gesorgt, es ist den pietätvollsten Händen zur Bewachung und Fortführung anvertraut. Übrigens hat Dr. Spitzner des 14. Kapitel über die psychogenen Störungen in einer mannichfach erweiterten Bearbeitung unter dem Titel „Psychogene Störungen der Schulkinder, ein Kapitel der pädagogischen Psychologie“ in demselben Verlage erscheinen lassen (45 S. Preis 1 M). Es wird allen, die sich für diese wichtige Grundfrage der Pädagogik interessieren, willkommen sein. Freilich werden diese Fragen, wenn überhaupt, nur durch die gemeinsame Arbeit von Ärzten und Pädagogen zu lösen sein.

Leipzig. Herman Schiller.

H. von Soden, Palästina und seine Geschichte. Sechs volkstümliche Vorträge. Mit zwei Karten und einem Plan von Jerusalem. Leipzig 1899, B. G. Teubner. IV u. 112 S. 8. geb. 1,15 M.

Die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner giebt unter dem Titel „Aus Natur und Geisteswelt“ eine Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens heraus. Monatlich soll ein Bändchen erscheinen von 130 bis 160 Seiten in farbigem Umschlag zu je 90 Pf., geschmackvoll gebunden zu je 1,15 M. oder auch wöchentlich, im Jahre etwa 54 Lieferungen zu 20 Pf., von denen vier bis fünf ein Bändchen bilden. Das eben genannte ist das sechste. Der Verf., so viel ich weifs, Professor der Theologie an der Berliner Universität, den Religionslehrern durch seine Vorschläge über die christozentrische Behandlung des Katechismusunterrichts bekannt, hat das heilige Land bereist, er giebt in seinem Buche an der Hand der Bibel, der biblischen und geschichtlichen Forschung und auf Grund seiner eigenen Reiseerlebnisse und Anschauungen eine treffliche Übersicht über die Geschichte Palästinas und eine anschauliche Schilderung des Landes und seiner Kultur. Den ziemlich umfangreichen Stoff hat er in sechs Abschnitte gegliedert oder in sechs Vorträgen behandelt. In dem ersten legt er die weltgeschichtliche Bedeutung, Lage und Beschaffenheit des Landes dar. Der zweite zeigt, wie Palästina die Heimat des Volkes Israel geworden ist. Die bedeutendsten Persönlichkeiten, deren Verdienst es ist, das Westjordanland unterworfen und es zum Mittelpunkte des Jahvedienstes gemacht zu haben, und deren Lebensaufgabe

darin bestand, das Volk in dem Glauben an den Einen, lebendigen Gott zu erhalten, werden kurz, aber treffend gezeichnet. Im dritten führt der Verf. den Leser von der Zeit des Esra und Nehemia bis zu Jesu Wirksamkeit. Die Kämpfe der Makkabäer, ihre Veranlassung und ihre Bedeutung für das jüdische Volk, ebenso wie die Stellung der Sadducäer und der Pharisäer zu der griechischen Bildung und zu den altjüdischen Vorstellungen von dem Verhältnisse Jahves zu seinen Bekennern werden anschaulich geschildert. Den Inhalt des vierten Abschnittes bildet die Beschreibung Palästinas und des heiligen Landes der Christen und Mohammedaner. Die Ausbreitung des Christentums von Jerusalem aus und die Kämpfe, die in dem heiligen Lande von den Römern, später von den Bekennern des Islam ausgefochten sind, ziehen an unserm geistigen Auge vorüber. Die beiden letzten Abschnitte enthalten eine Beschreibung des heutigen Jerusalem und der wichtigeren Ortschaften in Judäa und Galiläa. Die Bauwerke, das Leben und Treiben der Bewohner wird recht fesselnd geschildert. Mit einem Ausblick in die Zukunft Palästinas und mit einem Hinweis auf den wachsenden Einflufs des Deutschtums in jenem Lande schliefst der Verf. seine dankenswerten Belehrungen. Da die Stätte, an der unser Heiland gewandelt ist, stets das Interesse der Christen erregen wird, so kann dieses Buch recht angelegentlich zur Lektüre empfohlen werden. Folgende Versehen sind bei einem Neudrucke zu berichtigen. S. 3, Zl. 16 v. u. mufs es heifsen Afrika und Europa, nicht Asien und Europa, S. 9, Zl. 18 v. u. 186 m, nicht km, S. 59, Zl. 15 v. u. des Kaisers Konstantin, nicht Konstantins, S. 91, Zl. 18 v. u. über der scharf abfallenden Thalmulde, nicht abfallende, S. 76, Zl. 14 v. o. ist das Wort „kaum“, und S. 105, Zl. 16 v. u. „Schiffsrand“ falsch gedruckt.

Bartenstein. Gotthold Sachse.

C. Th. Michaelis, **Neuhochdeutsche Grammatik**, bearbeitet für höhere Schulen. Zweite Auflage. Bielefeld und Leipzig 1898, Velhagen und Klasing. VIII u. 182 S. 8. geb. 1,50 M.

Die nunmehr in zweiter Auflage vorliegende 'Neuhochdeutsche Grammatik' von Michaelis ist nach der Absicht des Verfassers zunächst dazu bestimmt, dem Schüler bei der häuslichen Verarbeitung der in der Schule empfangenen Anregungen zu dienen. Der Verfasser hat dieses ihm vorschwebende Ziel nach der Meinung des Referenten insofern völlig erreicht, als sich seine Darstellung an reifere Schüler wendet: seine knappen, das Wesentliche zusammenfassenden und doch überall zum Denken anregenden Definitionen erweisen sich als vorzüglich geeignet, dem Schüler einerseits feste Anhaltepunkte für das gedächnismäfsig Notwendige zu geben und andererseits seine geistige Teilnahme an dem Wissensstoff zu be-

leben und zu erhalten. Bei aller Wertschätzung dieses Ergebnisses der Arbeit ist aber damit wohl die Bedeutung des Buches noch nicht erschöpft; vielmehr ist diese Grammatik nach jeder Richtung hin so angelegt, dafs sie sowohl einem Studierenden als einem Lehrer der deutschen Sprache nachhaltige Förderung gewähren kann. Denn obgleich der Verfasser von einer systematischen Darlegung des grammatischen Lehrstoffes absieht und sich darauf beschränkt, nur die Ergebnisse seiner Arbeit als fertige Regeln festzulegen, so hat man doch durch die Schärfe, mit der die grammatischen Sätze gefafst sind, die Möglichkeit, auch den systematischen Erwägungen, aus denen die Arbeit erwachsen ist, auf den Grund zu kommen und einen Einblick in sie zu erhalten. Auf diese Weise gestaltet sich das Buch zu einem auch für Studierende und Lehrer hervorragend brauchbaren Hilfsmittel, zumal die grammatischen Erscheinungen hier in einer Vollständigkeit dargestellt worden sind, wie sie in Lehrbüchern selten zu finden ist.

Die Behandlung des grammatischen Lehrstoffs beruht, wie aus gelegentlichen Winken zu ersehen ist, überall auf genauester Kenntnis der historischen Grammatik; aber der Verfasser verschmäht es mit Recht, allzuviel aus der Sprachgeschichte in seine Arbeit hineinzuziehen. Wo er geschichtliche Einzelheiten einführt, da geschieht es mit dem sicheren Takte des Lehrers, der bei besonders geeigneten Fällen einen Hinweis auf die Sprachentwicklung ebenso zur Erklärung der zu behandelnden Frage wie zur Belebung des Unterrichtes verwendet. Im übrigen aber steht der Verfasser auf dem durchaus richtigen Standpunkte, dafs es für den Unterricht zunächst darauf ankommt, die grammatischen Vorgänge aus sich selber zu erklären. In dem, was der Verfasser gerade in dieser Beziehung geleistet hat, ist, wie bereits angedeutet, der Hauptvorzug des Buches zu sehen. Mit grofser Schärfe hat der Verfasser überall das Wesen des grammatischen Vorganges ergriffen; er hält sich nirgends bei leicht ins Auge fallenden, aber nebensächlichen Zügen auf, sondern geht stets dem Gegenstande selbst zu Leibe. Für die so gewonnene Erklärung weifs der Verfasser den knappsten und doch immer den Kern der Sache treffenden Ausdruck zu finden. Sicher sind diese scharfen Formulierungen das Ergebnis langer und mühevoller Arbeit, da offenbar in jedem einzelnen Falle die entscheidende Formel erst nach sorgfältiger Abwägung der möglichen Ausdrucksmittel gewählt worden ist. Infolge der tief eindringenden geistigen Arbeit, die der Fassung der Regeln zugewendet worden ist, geben die in dem Buche aufgestellten Lehrsätze auch in solchen Fällen dem Benutzer Anregung und Veranlassung zum Nachdenken, wo er in der Auffassung der betreffenden grammatischen Erscheinung einen anderen Standpunkt vertritt.

Die Beispiele sind meist bekannten dichterischen Werken ent-

nommen. Es ist gewifs zu billigen, dafs Michaelis von den vagen Beispielen, die sonst gewöhnlich den grammatischen Regeln beigefügt werden, abgesehen und nach einem Material Ausschau gehalten hat, das auch sachlich imstande ist, das Interesse des Schülers zu fesseln. Nun kann man ja über das Mafs, in dem das zu geschehen hat, allerdings verschiedener Meinung sein. Für eine neue Auflage würde ich vorschlagen, bei den der Unterstufe angehörenden Regeln die Anführung von Dichterstellen möglichst zu beschränken und solche dichterischen Worte, die unter allen Umständen einer Erklärung bedürfen, wie etwa: „Stirb und werde!" zu streichen. Im übrigen aber kann man sich mit der getroffenen Auswahl vollkommen einverstanden erklären; wie vortrefflich die Beispiele dazu geeignet sind, den grammatischen Vorgang zu erläutern, möge man z. B. aus der für das historische Präsens beigebrachten Stelle aus der Erzählung des schwedischen Hauptmannes ersehen.

Unter den Beigaben findet sich eine sehr klare, bei den antiken Metren die im Deutschen sich naturnotwendig ergebenden Änderungen fein hervorhebende Darstellung der Metrik sowie ein Abrifs der Poetik. Namentlich auf den letzteren möchte ich die Leser aufmerksam machen. Der Verfasser zeigt ähnlich wie in der Grammatik seine Hauptstärke darin, dafs er das Wesen der einzelnen poetischen Gattung überall scharf zu erfassen und es mit der gleichen Schärfe begrifflich festzulegen weifs. Die auf diese Weise gewonnenen Ergebnisse werden aber so genau geschichtlich begründet, dafs die Entwicklung und das Wesen der einzelnen Erscheinung in gleichem Mafse zu ihrem Rechte kommen.

Möchte das schöne Buch, das ja schon seine Lebensfähigkeit bewiesen hat, auch in Zukunft Freunde und dankbare Benutzer finden.

Berlin. G. Ellinger.

---

1) G. Bötticher und K. Kinzel, Geschichte der deutschen Litteratur mit einem Abrifs der Geschichte der deutschen Sprache und Metrik. Dritte, verbesserte Auflage. Halle a. S. 1898, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. XII und 178 S. 8. geb. 1,80 M.

Das rühmlichst bekannte Buch[1] tritt im wesentlichen in der Gestalt vor uns, in der es sich bewährt hat. Nicht alle laut gewordenen Verbesserungsvorschläge haben die Verfasser befolgt, da sie den Grundsätzen treu bleiben wollten, von denen sie bei der Ausarbeitung des kleinen Werkes geleitet worden waren. Vor allem haben sie nach wie vor das für die Schule Verwendbare im Auge gehabt. Mit Rücksicht auf die Forderung der Lehrpläne hat jetzt S. 59—62 auch Shakespeare seine Stelle gefunden, dessen Julius Cäsar und Macbeth nach dem Aufbau der Handlung ebenso vorgeführt werden, wie es schon in den früheren Auflagen

bei den deutschen klassischen Dramen geschehen ist. Denn die Verfasser meinen mit Recht, nicht auf Inhaltsangaben und allgemeine Charakteristiken der Hauptpersonen, sondern darauf vielmehr den Nachdruck legen zu sollen, dafs die Schüler eine Anregung zur Bildung ihres Urteiles erhalten. Meinungsverschiedenheiten sind ihnen daher nicht unwillkommen, wofern nur überhaupt die Berechtigung zu einer Meinung vorhanden ist, d. h. die Schüler das betreffende Werk wirklich kennen; denn eine Kenntnis von Nichtgelesenem wollen sie nicht übermitteln. Der besondere Vorzug des „Wiederholungsbuches" ist und bleibt der, dafs klare Dispositionen sowohl in den vorangeschickten Inhaltsübersichten als auch in der Herausarbeitung der leitenden Gesichtspunkte bei den einzelnen Zeitabschnitten und Werken zu Tage treten. Wie in den von den Verfassern herausgegebenen „Denkmälern der älteren deutschen Litteratur" selbst, deren Abschlufs der vorliegende Leitfaden bildet, so zeigen sie auch hier den pädagogischen Takt und den Blick für das praktisch Verwertbare, durch die ihrem Unternehmen von Anfang an der Stempel des Gediegenen aufgedrückt gewesen ist. Selbstverständlich ist auch die Litteratur des 19. Jahrhunderts, und zwar bis in die neueste Zeit hinein, berücksichtigt worden. Wenn aber die Dichter derselben S. 142 in die vier Gruppen des bürgerlichen Freisinns, des Realismus, des Naturalismus (die beiden letzteren nach eigener Bemerkung der Verfasser a. a. O. identisch) und des Idealismus verteilt werden, so stimme ich hier mit Brenning, Herbsts Hilfsbuch für die deutsche Litteraturgeschichte S. 206, überein, wo „eine Anzahl besonders hervorragender Dichter sich zusammenfinden, ohne dafs eine besonders charakteristische Scheidung möglich wäre". Die aufgeführten Namen sind dieselben wie bei Bötticher-Kinzel. Auch dies scheint mir richtig, dafs „unsere jüngste Dichtung noch keine unparteiische geschichtliche Beurteilung zuläfst" (Brenning a. a. O. S. 214). Was heifst für den Schüler, H. Sudermann sei der „begabteste", G. Hauptmann der „poetisch-tiefste" Vertreter des modernen Naturalismus? Wenn S. 87 Anm. 1 der Versuch gemacht wird, Goethes und Schillers Eigenart in ihrem Verhältnisse zu einander zu bestimmen, so deutet der Verfasser (für die Zeit von Opitz bis Schiller ist es Bötticher) an, dafs sich eine feste Formel dafür nicht finden läfst. Ob seine Auffassung jedermann befriedigt, möchte ich, offen gestanden, bezweifeln. Ich für meine Person stehe auf dem Standpunkte von Herbst, Hilfsbuch 1886 S. 40, und Kluge, Deutsche Aufsätze und Vorträge S. 191, die Goethes vornehmliche Gröfse in seiner Lyrik sehen, so dafs ersterer auch bei seinen Dramen diejenigen Partien für besonders wertvoll hält, die mehr lyrischen Charakter an sich tragen. Der Schüler wird, fürchte ich, für den „idealen Gehalt", der „sich ungezwungen von selbst aus dem gewordenen Kunstwerke ergiebt", kein rechtes Verständnis haben

und auch schwer begreifen, dafs Dramen, wie die Goetheschen, den dramatischen Gehalt der Ereignisse an sich entwickeln, statt, wie bei Schiller, „in ihrer Beziehung zu dem bestimmenden Willen des dramatischen Helden". Aber es ist, ich gebe es zu, äufserst schwierig, einem Schüler völlige Klarheit über die „widerstrebenden Elemente des Instinkts und der Bewufstheit" zu verschaffen, auf denen der einzig dastehende innige Bund der beiden Dichter sich erbaute „zum Zwecke der Erweiterung, Ergänzung, Vervollständigung ihrer einseitigen Naturen" (Gervinus, Handbuch der poetischen National-Litteratur der Deutschen S. 287). — S. 124 vermisse ich Schillers Rezension von Matthissons Gedichten (vgl. S. 128 die Goethes zu des Knaben Wunderhorn und S. 91 die Schillersche von Goethes Egmont). S. 131 erfahren wir, dafs Wilhelm Müllers Lieder in Franz Schuberts Komposition ihren Lauf durch die Welt machten. Warum werden S. 124 Beethovens Adelaide und Mendelssohns Kompositionen bei Eichendorff S. 130 verschwiegen? Auch sein Grofsvater war doch wohl mehr als nur „jüdischer Philosoph" und Friedrich Schlegels Schwiegervater (S. 63 und 126). Und sollte ein denkender Schüler nicht die Frage aufwerfen, weshalb jenen Friedrich Nicolai, den „Stimmführer des flachsten Rationalismus" ein Lessing seiner Freundschaft würdigte?[1]) Auch bei Hauff S. 137 scheint mir zu grofse Zurückhaltung beobachtet zu sein, wenn der Schüler nicht vor dessen „Mann im Monde" als einer Parodie des seichten Heun-Clauren gewarnt wird, wie bei Herbst-Brenning S. 200 mit Recht geschieht. Er findet nun einmal die Erzählung in Hauffs Werken. Die Verfasser sind ja auch sonst nicht so ängstlich, wo sie meinen, eine Warnungstafel aufrichten zu müssen (s. S. 141 unten).

Einen besonderen Vorzug des Buches sehe ich in dem ganz ausgezeichneten Abrifs der Geschichte der deutschen Sprache und Metrik, in dem die Lehrkunst seines Verfassers sich in günstigstem Lichte zeigt. Angenehm berührt der warme, patriotisch gestimmte Ton, der z. B. S. 159 f. und S. 163 an unser Ohr schlägt und den Leser für den behandelten Gegenstand auch innerlich zu erwärmen sucht. Ich habe den Eindruck, dafs das Büchlein gerade auch in diesem Teile nicht blofs der Schule, sondern ebenso gut der gebildeten Familie empfohlen sein sollte, wozu die erfreuliche Klarheit der Darstellung nicht unwesentlich beiträgt. Einige Kleinigkeiten seien erwähnt, die zu Ausstellungen Anlafs geben. Wer mit dem Verfasser S. 164 NB. und S. 169 dem Usus in sprachlichen Dingen sein Recht einräumt, wird nicht behaupten können (S. 166), dafs in unserer Gegend z. B. ein Koch durch Unachtsamkeit eine Speise „verderbt, verderbte, verderbt

---

[1]) Wie er sich erst allmählich immer mehr in malam partem entwickelte, wies seiner Zeit, wenn auch kurz, nach Saupe, Die Schiller-Goetheschen Xenien S. 229.

hat“ (s. meine Bemerkung in dieser Zeitschrift 1899, S. 37). — Hinsichtlich des Goetheschen Liedes: Über allen Wipfeln (so bei Bötticher-Kinzel S. 171) ist Ruh halte ich an dem Standpunkte fest, den ich seiner Zeit in meiner Programmabhandlung, Berlin 1895, S. 25 Anm. 7 gekennzeichnet habe. Denn über das von dem Verfasser angenommene und gelegentlich vorkommende Enjambement zwischen dem zweiten Stollen des Aufgesanges und dem Abgesange erfährt der Schüler nichts. Auch steht ein solches „zu der strengen Technik in einem gewissen Gegensatze“ (v. Muth, Mhd. Metrik S. 77), zumal da, wo man erstens von dem betreffenden Abschnitte der Strophe nicht behaupten kann, dafs er „an sich nicht so scharf markiert“ sei (ebenda S. 86), zweitens von dem finiten Verb eine notwendige Ergänzung (obendrein negativen Inhaltes) gewaltsam trennen würde. Denn gegen Zerreifsungen in der metrischen Form kämpft auch der Verfasser (S. 175). Jedenfalls kommt es doch für den Schüler darauf an, ihm bei einem Musterbeispiele nicht das hier und da Vorkommende, sondern das Regelmäfsige vor Augen zu führen, um ihn in unserm Falle die innere Berechtigung der für die Strophe angesetzten Dreiteiligkeit empfinden zu lassen. Übrigens bleibe es dahin gestellt, ob man z. B. mit L. Eckardt, Einhundertundfünfzig ausgewählte deutsche Gedichte S. 258 das Goethesche Lied ein Madrigal nennen will oder nicht. Dafs mehr als drei Reimklänge vorhanden, spricht noch nicht dagegen (s. u. a. Lange-Jonas, Deutsche Poetik S. 63f.). — Wenn der Verfasser endlich einfache Strophen, wie sie in der neueren deutschen Poesie sich finden (S. 175), für die ältere Zeit nicht gelten läfst, so sollte er das S. 171 ebenso gut sagen, wie, dafs die „Cäsuren“ im Hexameter (S. 173) einerseits und in der Nibelungenstrophe (dem Hildebrandstone) und im Alexandriner (S. 172 und 174) andererseits ganz verschiedener Art sind.

Auch einige Versehen sind zu bersichtigen: S. 5 Z. 6 v. u. die grammatische Beziehung des Relativpronomens, S. 11 Z. 3 v. u. die des Personalpronomens „sie“ auf das Bestimmungswort[1]) des zwei Zeilen davor stehenden zusammengesetzten Substantivs. S. 37 Z. 1 v. o. ist „haften“, S. 49 Z. 1 v. u. am Ende der Punkt zu tilgen, S. 57 Z. 19 v. o. mufs es „den“ statt „dem“ heifsen, S. 105 Z. 14 v. u. ist hinter das Wort „Katastrophe“ V. (vier Zeilen tiefer V, 1, am Schlusse der Seite V, 2) einzusetzen. S. 138 Z. 16 v. u. sind die Bindestriche in dem Worte „revolutionären“ zu entfernen. Im Otfriedverse S. 170 Z. 8 v. u. fehlt ein Ictus.

---

[1]) In einem Worte, wie z. B. taubstumm, dessen zweiten Bestandteil (S. 167) „Hauptwort“ zu nennen, erscheint mir äufserst bedenklich, weil es zur Verwirrung der grammatischen Begriffe führt. Warum will der Verfasser vom „Grundwort“ nichts wissen?

2) G. Bötticher und K. Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten im Sinne der amtlichen Bestimmungen. I. Die deutsche Heldensage. 1. Fünfte verbesserte Auflage. VIII u. 67 S. 8. 0,60 M. II. Die höfische Dichtung des Mittelalters. 2. Zweite Auflage. VI u. 126 S. 8. 0,90 M. Halle a. S. 1899, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Die neue Auflage des ersten Heftes der „Denkmäler" weist der vierten Auflage gegenüber die Veränderung auf, dafs zur Feststellung des Textes des Muspilli und des Hildebrandliedes neben der neuen Ausgabe Steinmeyers in der dritten Auflage von Müllenhoffs Denkmälern auch diejenige des Braunеschen Lesebuches verglichen worden ist. Die Edda bleibt nach wie vor ausgeschieden, da Bötticher es für ausreichend hält, Teile derselben in Anlehnung an die Zaubersprüche und Muspilli, die den dritten und vierten Teil des Büchleins ausmachen, den Schülern zu erzählen; auch will er neuerdings die Geringsche Übersetzung zum Vorlesen gewisser Partien von Seiten des Lehrers zulassen. Ich stimme ihm hierin völlig bei und bin vor allem der Meinung, dafs der Inhalt des Heftes nicht allzu sehr vermehrt werden darf; denn die zur Verfügung stehende Zeit ist immer noch verhältnismäfsig knapp, und auch das, was man den Schülern für die Privatlektüre zumuten darf, hat seine Grenzen.

Wer, wie der Referent, wiederholt in der Lage gewesen ist, das vorliegende erste Heft der Sammlung mit Schülern durchzuarbeiten, wird es begrüfsen, dafs die Erläuterungen nicht nur zum Hildebrandliede, sondern vor allem auch zum Walthariliede erheblich zahlreicher geworden sind. Streckers Untersuchungen über Ekkehards Verhältnis zu Vergil (Zeitschr. für deutsch. Altertum 42, 263ff., 339ff.) haben nicht mehr benutzt werden können. Der Verfasser hält das insofern für keinen grofsen Schaden, als das (übrigens von ihm ausgezeichnet übersetzte) Gedicht an Wert für die Schüler dadurch nichts einbüfst. Denn es bleibt auch so ein überaus wichtiges Zeugnis für altgermanisches Fühlen und Denken. Immerhin ist es interessant, festgestellt zu sehen, dafs Vergil den Dichter noch viel mehr beeinflufst hat, als man bisher annahm, und dafs besonders die Kampfscenen keine ganz reine Quelle der Kenntnis altgermanischer Kampfesart sind.

Im Hildebrandliede ist v. 61 die Bedeutung von niuse dê môtti auch jetzt noch wenig klar, trotz der hinzugekommenen Anmerkung, und S. 11 Z. 15 v. o. bitte ich künftig für „dieser" lieber „er" zu setzen, sowie Walth. 580 etwa auf Hom. Od. 20, 296 (22, 290) zu verweisen, einen Dichter, der überhaupt etwas reichlicher, z. B. auch Il. 20, 407 ff. zu v. 643, citiert sein könnte. Vielleicht ist sonst, um den Umfang des Buches nicht anwachsen zu lassen, eine kleine Raumersparnis möglich.

Von II, 2 gilt letzteres ohne Zweifel; denn die Inhaltsangabe von Hartmanns inhaltlich wenig bedeutendem Iwein läfst sich

kürzen. Ich möchte dem Verfasser fast dazu raten, da ich aus der Vorrede zu der vorliegenden zweiten Auflage zu meiner Freude ersehe, dafs er sich eine Vervollständigung der erklärenden Anmerkungen vorgenommen hat. Allerdings ist in dieser Beziehung vorläufig wenig geschehen; für Wernhers Helmbrecht aber scheint es mir jedenfalls wünschenswert zu sein, dafs der Schüler den Faden, der sich durch die „mannigfaltigen Lebensbilder" hindurchzieht, möglichst sicher festhält. So wäre an v. 14 bei 1762, an 277 bei 450 und 950, an 430 bei 1078, bei 866 an Einleitung S. 5, an 1192 bei 1779, an 1205 ff. bei 1501 ff., bei 1363 an Wolframs Parzival (Vorwort VI fehlt im Text der Hinweis auf die Anmerkung, ebenso sind S. V die Ziffern der beiden Anmerkungen im Vergleich mit dem Text nicht in Ordnung), an 709f. bei 1580, bei 1591 auch an 1250, bei 1636 an 338 ff., bei 1664 ausdrücklich an 365, bei 1672 an 525 ff. zu erinnern. Die Stelle des Bibelspruches (Spr. Sal. 30, 7) S. 73 könnte wohl ebenso gut bezeichnet sein, wie es z. B. S. 8 S. 13 S. 15 S. 16 bei mindestens ebenso bekannten Citaten geschehen ist.

Alles in allem genommen, kann man nur immer wieder sagen: Wie glücklich hätten wir uns in unserer Jugend geschätzt, wären Lehrbücher, wie die vorliegenden, in unseren Händen gewesen!

Berlin. Paul Wetzel.

---

1) Goethe, Reineke Fuchs, für den Schulgebrauch herausgegeben von Hugo Handwerk. Freitags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Leipzig 1899, G. Freytag. 166 S. „kl." 8. geb. 0,90 M.

Goethes Reineke Fuchs gehört insofern in die Schulausgaben der Sammlung, als er der Privatlektüre der Schüler empfohlen werden mufs, einmal zur vollständigeren Kenntnis Goethes und zweitens zur leichtesten und anmutigsten Lektüre der Tiersage. Aus beiden Gründen gehört das Büchlein in das Pensum der Obersekunda. Hier ist Goethe als Epiker bereits zur schönsten Würdigung gekommen durch Hermann und Dorothea, und hier wird ein Abrifs der mittelhochdeutschen Litteraturgeschichte gegeben. Reineke Fuchs kann selbstredend auch in der Freytagschen Ausgabe nicht für die allgemeine Klassenlektüre zu Grunde gelegt werden. Dies hiefse eine Überschätzung seines Wertes bei der knapp bemessenen Zeit. Wohl aber mag diese Ausgabe mit Recht dem Schüler zur Privatlektüre empfohlen und zu Vorträgen benutzt werden. Gerade zu diesem Zweck bietet die praktische Einleitung dem Schüler alles Nötige, und ebenso sind die Anmerkungen zu den einzelnen Gesängen als praktische Hilfsmittel für den Gebrauch der Schüler oberer Klassen zusammengestellt. Besonders brauchbar ist auch die kurze Erklärung der Tiernamen, nach ihrem erstmaligen Vorkommen geordnet.

2) William Shakespeare, Hamlet, auf Grund der Schlegelschen Übersetzung für den Schulgebrauch herausgegeben von M. Schmitz. Leipzig 1899, G. Freytag. 182 S. „kl.“. 8. geb. 0,90 M.

Von Shakespeares Hamlet kann man wohl behaupten, dafs er unter allen Dramen des Dichters nächst Julius Cäsar am meisten Stoff der Klassenlektüre in der Prima sein sollte. Insofern ist diese Schulausgabe freudig zu begrüfsen. Shakespeare steht auf der höchsten Stufe seines dramatischen Könnens in der Behandlung tiefer, allgemein menschlicher Probleme; und doch ist das litterarisch Historische, dem grofsen Engländer Eigentümliche in den dramatischen Motiven und in der Technik auch hier reichlich vorhanden. Dazu liegt der Stoff dem deutschen Schüler näher als die meisten anderen Shakespeareschen Dramen. Die Einleitung und die Anmerkungen des Herausgebers geben wohl mit Absicht vielfach mehr als für den Schüler nötig ist; sie werden trotz der Fülle ausführlicherer Kommentare auch dem Lehrer ein willkommenes Hilfsmittel sein. An einigen Stellen der Einleitung und der Anmerkungen hat das Streben nach Kürze einen nicht völlig tadellosen Stil zur Folge gehabt.

Konitz. R. Stoewer.

O. Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache. Zweite Auflage. Leipzig 1899, B. G. Teubner. V u. 172 S. 8. 2,40 M.

Der günstigen Besprechung der ersten Auflage dieses Buches in dieser Zeitschrift (1892 S. 439) ist nichts Wesentliches hinzuzufügen. Der Verf. besitzt nicht blofs solide und vielseitige Kenntnisse, sondern zugleich ein grofses Geschick, seine Gedanken in ansprechender Form mitzuteilen. Neu hinzugekommen ist in dieser zweiten Auflage des Kapitel über die Sprache Cäsars und Ciceros. Auch hier wird man dem Verf. gern zustimmen. Doch hätte auf die stilistische Vielseitigkeit Ciceros deutlich hingewiesen werden müssen, der, im Gegensatz zu Cäsar, der in sprachlicher Hinsicht stets derselbe ist, bei der Mannigfaltigkeit seiner Stoffe alle genera dicendi zu verwenden Gelegenheit gefunden hat.

Grofs-Lichterfelde. O. Weifsenfels.

Christian Ostermanns Lateinische Übungsbücher. Neue Ausgabe von H. J. Müller. Ergänzungsheft VIII: Übungsstücke im Anschlufs an Ciceros Rede für Murena. Leipzig 1899, B. G. Teubner. 20 S. 8. 0,30 M.

Aus dem festgefügten, gesunden Stamm des Ostermann-Müllerschen Unterrichtswerkes ragen wie reiches Geäst diese kleinen, ein immer weiteres Gebiet umspannenden Bearbeitungen hervor und zeigen die reife Frucht eines richtig geleiteten lateinischen Elementarunterrichtes.

Auch in dem neuen Hefte ist in jedem Stück das Streben zu erkennen, das Gelernte festzuhalten. Die Schwierigkeiten werden nicht umgangen, aber auch nicht gehäuft. Der Übersetzungsstoff setzt aber keineswegs den Gebrauch der Übungsbücher desselben Verfassers für die unteren Klassen voraus: was hier verlangt wird, mufs wohl nach Umfang und Auswahl als unentbehrliche Grundlage für die Lektüre bestehen bleiben.

Pro Murena schliefst sich inhaltlich an die Katilinarischen Reden an und bildet zugleich zu denselben insofern ein ergänzendes Gegenstück, als hier die Gegner, welche Cicero bekämpft, lauter Ehrenmänner sind; mit Vergnügen können wir wahrnehmen, wie diesen gegenüber dem Redner die vollendete urbanitas zur Verfügung steht, ohne dafs die Kraft der Verteidigung dadurch geschwächt wird. Nicht nur die Obliegenheiten eines Amtsbewerbers in Rom kommen zur Sprache, auch die Hauptgebiete, auf denen die römische virtus sich bethätigt, Kriegstüchtigkeit, Beredsamkeit und Rechtskenntnis werden behandelt und gegen einander abgeschätzt; daneben wird noch ein einheitliches Stück römischer Geschichte im Orient gestreift. Demnach ist die Auswahl dieser Rede zur Lektüre eine recht glückliche zu nennen.

Die zweckmäfsige Bearbeitung eines solchen Stoffes zur Übersetzung ins Lateinische steht, wie schon eben angedeutet wurde, den freien Aufgaben in keiner Beziehung nach, erzielt aber auf der andern Seite einen wichtigen Nebengewinn. Wenn, wie es hier geschieht, die Voraussetzungen einer Rede noch einmal im Zusammenhang dargelegt, der Aufbau des Ganzen gezeigt wird, so hilft das den Erfolg der Lektüre sichern, diese auch gewissermafsen entlasten. Dabei ist es zu billigen, wenn nötigenfalls neben die Gedanken des Schriftstellers die abweichende Ansicht gestellt wird, welche w i r von einer Sache haben, wie St. 15, S. 16. In demselben Stück könnte zusätzlich noch daran erinnert werden, was wir von den Dankbarkeitsgründen des Ritterstandes mit Rücksicht auf die römischen Provinzen zu halten haben. — St. 19 würden die Sprachreiniger g e s e l l s c h a f t l i c h e Stellung statt soziale Stellung fordern. St. 18: G o t t g e b e (di faxint) ist zwar formelhaft, klingt aber doch etwas fremdartig aus dem Munde eines Römers, wie wenn Schillers mittelalterlicher Held d i e G ö t t e r nicht versuchen will. Dagegen St. 11: „Die Flinte ins Korn werfen“, der lateinischen Wendung ganz entsprechend, drängt sich von selbst dem Übersetzer auf und giebt Veranlassung zu dem Hinweis, dafs ebenso wie im Latein auch ein gut Teil deutschen Sprachgutes kriegerischen Ursprunges ist.

Die vorliegende Arbeit ist wohl geeignet, den Unterricht zu fördern; und wenn auch der beste Fachmann zeitweise schwer die Zweifel abweisen kann, ob bei der gegenwärtigen Beschränkung

das Latein noch als Centralfach des Gymnasiums seine Aufgabe erfülle, so begrüfsen wir doch in dieser neuen Gabe dankbar den fortgesetzten Beweis der Zuversicht, mit welcher der Verfasser auf diesem seinem Felde vorwärts schreitet: non abicit arma.

Malmedy. Theodor Büsch.

---

1) Th. Link, Grammaire de Récapitulation de la langue française à l'usage des écoles secondaires. München und Leipzig 1899, R. Oldenbourg. X u. 202 S. 8. geb. 2,50 M.

Bei der Beurteilung dieser Repetitions-Grammatik sind zwei grundsätzliche Fragen nicht zu umgehen: 1) Ist eine Repetitions-Grammatik in der Schule überhaupt wünschenswert? 2) Wenn dies der Fall ist, — soll sie französisch abgefafst sein? — Beide Fragen mufs ich meinerseits verneinen. Wenn der Schüler sich mit seiner von Anfang an gebrauchten Grammatik vertraut gemacht, sich die Regeln und Musterbeispiele in ganz bestimmter Form angeeignet hat, genau Seite und Stelle kennt, wo er Belehrung über diese oder jene grammatische Thatsache zu suchen hat, so kann es ihm die Wiederholung nur erschweren, wenn er sich dabei einer anderen, wenn auch noch so tüchtigen Grammatik bedienen soll. Nicht minder mufs es die grammatische Unterweisung belasten, wenn dem Schüler statt der aus dem deutschen und altsprachlichen Unterricht ihm wohlbekannten eine neue, vielfach abweichende Terminologie zugemutet wird, wenn er z. B. für Prädikat *attribut*, für Formenlehre *lexicographie* (!) sagen soll. Daher bestimmen auch die neuen preufsischen Lehrpläne nach meiner Ansicht mit vollem Recht (S. 43): „Französisch oder englisch geschriebene Grammatiken sind auch auf den Oberstufen zu verwerfen. Die grammatische Unterweisung hat in deutscher Sprache zu erfolgen".

Erscheint mir nach diesen grundsätzlichen Erwägungen der Zweck des Buches verfehlt, so will ich doch nicht unterlassen, die Sorgfalt und die Geschicklichkeit anzuerkennen, die der Verf. bei der Anordnung des Stoffes und der Gestaltung des französischen Ausdrucks bewiesen hat. — In jedem Abschnitt geht den Regeln eine Reihe kurzer und leicht fafslicher Musterbeispiele voraus. Der Verf. folgt hierbei, und zwar mit gröfserer Folgerichtigkeit und Übersichtlichkeit, dem Vorgange der Breymannschen Lehrbücher, denen er sich aus praktischen Gründen auch sonst in vielen Punkten anschliefst. Die Fassung der Regeln selbst ist im allgemeinen knapp und klar. Dafs stilistische und lexicographische Belehrungen dabei nicht ausgeschlossen sind, ist durchaus zu loben. Etwas zu weit aber geht in dieser Hinsicht z. B., was § 84 über die Bedeutung von *quartier* und *quarteron* vorgetragen wird: das gehört ins Lexicon.

Im einzelnen habe ich folgende Ausstellungen zu machen: Nichtssagend ist § 15, 1a: *Le son k . . . se trouve encore dans*

un certain nombre de mots, desgleichen § 182, 8 wo die Regel nur eine Wiederholung des vorausgehenden Beispiels ist; unzureichend ist § 184 a. E. die Angabe über den Gebrauch des interrogativen *lequel*. Allzu äufserlich wird § 127 der Subjonctif in Hauptsätzen aufgefafst als *sous la dépendance d'un verbe sousentendu*; wovon sollte denn z. B. der Satz *vive le roi!* abhängig gedacht werden? — § 28 wird ungenau und unpraktisch das part. prés. als Stammform des prés. de l' ind. angeführt. — § 36: *fin-* ist nicht „raccourci“ gegenüber *finiss-*. — § 42: in *ris, mis, pris, etc.* darf auch der Schüler nicht r-, m-, pr- als verkürzten Stamm auffassen. — § 126, 2 d sollte es nicht *propositions subordonnées* heifsen, da von Hauptsätzen die Rede ist. — § 128 ist die Einteilung unlogisch, da die unpersönlichen Verba ebensowohl Verba des Wollens, des Affekts u. s. w. sind wie die persönlichen. — § 131 heifst es ungenau: *La négation peut être exprimée . . . par une interrogation ou une condition.* — § 157: es ist zu viel gesagt, dafs *à peine, aussi etc.* Inversion „verlangen“, ebenso § 164, dafs das Prädikatsnomen (*attribut*) stets im Nomin. steht; damit hängt zusammen, dafs § 168 der Prädikatsakkusativ ungenau als „*régime*“ aufgeführt wird. — § 166 b, 7: in dem Satz *il est de mes gens* liegt weder Attraction noch Ellipse vor, der Genitiv ist einfach prädicativ zu verstehen. — § 171, 6 ist zu unbestimmt gefafst. — § 190, 5 ist *être en campagne* nicht richtig erklärt; es liegt dabei immer die Vorstellung zu grunde: im Felde, d. h. auf dem Feldzug begriffen sein. — § 191 a. E.: auch nach den Verben *commencer, finir* etc. bezeichnet *par* das Mittel. — § 197 II A ist der Zusatz *pour exprimer un désir* als zu eng gefafst zu streichen. — § 214, 2 hätte unter den Formen des Elativs („*superlatif absolu*“) auch die häufige Umschreibung mit *des plus* Erwähnung verdient. — § 218 A Rem. 1: die Behauptung, dafs durch *aussi* zwei verneinte Sätze nicht verbunden werden dürfen, ist unrichtig; vgl. z. B. den Satz der Akademie: *Je n'ai que faire de l'en prier*; *aussi bien ne m'écouterait-il pas.* Am Schlufs desselben § heifst es ungenau „*Car*“ *indique un motif* statt *une raison.* — § 221 a. E. wird unzutreffend gesagt: „*parce que*“ *désigne une cause inconnue.* — § 222 V: *pour que* läfst sich nach *assez* nicht mit „als dafs“ übersetzen. — An einigen Stellen ist Ungleichartiges zusammengestellt: § 61 II[3] *essuie-main*, u. s. w., mit *avant-coureur* u. s. w., § 127 a. E. *je ne sache pas* mit *que je sache*; § 146, 1 hätte zwischen part. prés. und part. passé unterschieden werden müssen; § 166 a ist bei der Besprechung des Gebrauchs von *de* Objekt und adverbiale Bestimmung vermengt; § 166 b, 4 ist ganz äufserlich *de nos jours, du vivant* u. a. mit *le lendemain de, la veille de Noël* in Verbindung gebracht; § 180 II, 2 ist *celui-là* determinativ in dem Beispiel *Celui-là est heureux qui est content*, hingegen demonstrativ in dem Satz *C'est celui-là qui a menti*; 222 a. E. sind *qui que, quel que* u. s. w.

irrtümlich unter den „Conjunktionen“ aufgezählt. — Eine unnütze Wiederholung (von § 31 A) ist § 55, 1. — Manche Einzelheiten scheinen mir entbehrlich, so § 60 *landau, cantal, narval, nopal*, § 61 *porte-mouchettes* („Lichtputzscheerenteller“!), § 67 *orge mondé* u. s. w., *période*, m. = Gipfel, § 68 *venderesse*, § 70 *replet, coi*, § 113 das dem Kanzleistil angehörende *être répondu*, § 162f. einiges aus der Syntaxis convenientiae, § 187, 3 *son* und *leur* nach *autrui*, § 194, 3 *jusqu'à aujourd'hui*, 195, 7 die nichtssagende Erklärung von *plus*, 205, 1 *toute nue la vérité*. — Die Fassung der Regeln läfst nur selten an Klarheit oder Sauberkeit zu wünschen, so § 68, 2 (*Le genre féminin des noms des animaux est exprimé . . . par une seule forme*), § 77, 1 wo der Relativsatz *qu'ils multiplient* eine falsche Beziehung hat, 174 II (*mot possédé — mot possesseur*), § 181,1 Rem., § 223 (*rapport égal, inégal* statt *rapport d'égalité, d'inégalité*).

Ausstattung und Druck des Buchs sind zu loben. Druckfehler: S. 13 l. *Esther*, S. 90, Z. 2 l. *renferme*, S. 147 (Rem. 2) l. *il y va*, S. 150, Z. 12 l. D. statt E.

2) **Kommentar zum 8. Heft von Orell Füfsli's Bildersaal.** Aufsätze für den Unterricht in der französischen Sprache von G. Egli. Fragensammlung und ausgeführte Beispiele von Rossé. Zürich, Orell Füfsli. 120 S. 8. 2 Fr.

Dafs die „Anschauung“, die seit Comenius, Basedow und Pestalozzi die Grundlage des Elementarunterrichts bildet, auch für die Erlernung fremder Sprachen ein wertvolles Hilfsmittel ausmacht, steht fest. Freilich fällt hier von den beiden Hauptfaktoren des elementaren Anschauungsunterrichts, dem „Bemerken“ und dem „Reden“, der erstere fast ganz weg; dem 10—12 jährigen Schüler werden die Gegenstände seiner Umgebung und die ihm vorgeführten Anschauungsbilder neuen Beobachtungsstoff nur in geringer Menge bieten. Dadurch schwächt sich die Anregung, die der Anschauungsunterricht giebt, bedeutend ab. Hingegen darf er, auf die Erlernung fremder Sprachen angewandt, den grofsen Vorzug für sich in Anspruch nehmen, dafs er auf die Vermittlung der Muttersprache fast gänzlich verzichten kann und somit dem Lernenden die Kenntnis der fremden Sprache unmittelbarer zufliefsen läfst als die ältere Methode, die sich ausschliefslich schriftlicher Lese- und Übersetzungsstücke bedient.

Fragen wir nun nach den Mitteln, durch welche die Anschauung dem fremdsprachlichen, insbesondere dem französischen Unterricht dienstbar zu machen ist, so bieten sich hierfür zwei Wege: entweder geht der Anschauungsunterricht, der Vokabelkenntnis und Sprechfähigkeit verschaffen soll, neben der grammatischen Unterweisung und den schriftlichen Übungen her, wobei es der Einsicht und Geschicklichkeit des Lehrers überlassen bleibt, für beide Elemente des Unterrichts Mafs und Verhältnis zu bestimmen, — oder das Lehrbuch übernimmt die Aufgabe,

den durch die Anschauungsmittel gelieferten Stoff methodisch zu verarbeiten und damit die Übungen in der Schreibfertigkeit und der Grammatik zu verquicken. Der Lehrer wird sich, wenn ihm die Wahl gelassen bleibt, je nach seiner persönlichen Eigenart für diesen oder jenen Weg entscheiden; an Hilfsmitteln ist in beiden Fällen kein Mangel. So enthält Orell-Füſslis Bildersaal vortreffliche Anschauungsmittel, die auch für die Verwendung im fremdsprachlichen Unterricht eingerichtet sind. Das 8. Heft giebt den Stoff zu „Aufsätzen", womit aber in erster Linie mündliche Aufsätze, d. h. Sprechübungen gemeint sind. Die 32 Bildertafeln, hübsche und sauber hergestellte Holzschnitte, zeigen in je 6 zusammengehörenden Bildern Scenen und Ereignisse des täglichen Lebens, Ernst und Scherz, Belehrung und Unterhaltung in angemessener Mischung. Der besonders erschienene Kommentar ist nur für den Lehrer bestimmt, dem er die Vorbereitung für die Verwendung der Tafeln zu „Aufsatzübungen" erleichtern soll. Für jede Tafel giebt er eine doppelte Reihe von Fragen, auf die der Schüler die Antwort finden soll, zuerst in schlichtester Form im Präsens, so daſs der Schüler, bei dem übrigens eine gewisse elementare Wort- und Formenkenntnis vorausgesetzt wird, das in den Bildern Dargestellte unmittelbar wiederzugeben hat, zweitens weiter ausgeführt, meist in den Zeiten der Vergangenheit. Dementsprechend enthalten am Schlusse des Buchs die „Rédactions" als Muster für die vom Schüler verlangten „Aufsätze" je einen Bericht im Präsens und je zwei in erzählender Form gehaltene Wiedergaben, wobei Ausführlichkeit und Schwierigkeit von der ersten bis zur dritten Form schnell vorschreitet. Von diesen Redaktionen setzt die dritte, die übrigens eine ganze Reihe musterhafter Stilübungen bietet, eine Sprachkenntnis oder Gedächtniskraft voraus, wie sie auch von einem vorgeschrittenen und ziemlich begabten Schüler kaum zu erwarten ist; so enthält z. B. Stück 29 III bei einem Umfang von 32 Zeilen über 60 Vokabeln, die nach meiner Erfahrung auch dem Primaner unbekannt sind.

Die Benutzung des Kommentars denkt sich der Verf. verständigerweise so, daſs der Lehrer die Fragensammlung und die Musterbeispiele nicht etwa schablonenmäſsig verwenden, sondern nur als einen ungefähren Anhalt für den Gang des Unterrichts betrachten soll; jedenfalls muſs er sich äuſserlich vollständig unabhängig von der gedruckten Vorlage machen. Unter dieser Voraussetzung kann der sehr sorgfältig gearbeitete Kommentar dem Lehrer gute Dienste leisten. Doch muſs jeder, der nach diesen oder ähnlichen Bildertafeln unterrichtet, sich bewuſst sein, daſs wesentlich von seiner eigenen Sorgfalt, Geduld und Geschicklichkeit der Erfolg des Unterrichts abhängt. Wie schwer ist es z. B., die Fragen angemessen zu gestalten, so daſs sie dem Schüler einerseits das nötige Sprachmaterial an die Hand geben

und ihm gleichsam die Richtung weisen, in der er vorzugehen hat, andrerseits die Antwort nicht ohne weiteres in den Mund legen, was zu gedankenlosem Nachplappern führen würde, und bei alledem doch natürlich bleiben! Besondere Schwierigkeiten machen die in den Zeitformen der Vergangenheit gehaltenen Fragen. Auch einige Fragen aus der Rossésche Sammlung befriedigen wenig, so S. 19: *Que parvint-il, non sans peine, à étouffer?* S. 21: *Qu'est-ce qui est difficile à dépeindre?* S. 25: *Qui, ne sachant que faire, s'en vint tirer la queue du chat?* S. 31: *Que ne voient-ils pas qui traverse la rue?* Nicht ganz korrekt ist die Form der Frage S. 61: *Qu' est-ce qui s'étaient épanouies?* S. 65: *Quels animaux domestiques est-ce que le paysan en nourrira?*

Die Ausstattung des Buches ist ansprechend, der Druck bis auf wenige Stellen (z. B. S. 74, II 5) sorgfältig.

Mein Endurteil geht dahin, daſs der vorliegende Kommentar, verständig und maſsvoll benutzt, dem Lehrer eine gute Handhabe gewähren wird, um den Schüler zu selbständigem und zusammenhängendem Französischsprechen anzuleiten.

Steglitz. Arnold Krause.

O. Reclus, En France. Im Auszuge mit Anmerkungen für den Schulgebrauch herausgegeben von Karl F. Th. Meyer. Berlin 1894, Gaertnersche Verlagsbuchhandlung. VI u. 142 S. 8. 1,40 M. (Bahlsen-Hengesbachsche Schulbibliothek Nr. 6.)

Unter denjenigen Lehrfächern unserer höheren Schulen, welche in erster Linie die Vermittelung wertvoller praktischer Kenntnisse bezwecken, ist wohl das wichtigste die Erdkunde mit all ihren Verzweigungen[1]. Im Lehrplan ist sie als das Nebenfach der Nebenfächer behandelt. Als solches faſst sie auch, dem materiellen Zuge der Zeit darin folgend, die groſse Masse der Schüler auf und kümmert sich herzlich wenig um dieses für die Versetzung kaum in die Wagschale fallende Fach. Die Unwissenheit in erdkundlicher Beziehung ist dem entsprechend auch erschreckend groſs, und mancher Studierte, der selbstgefällig das traditionelle Urteil über französische Unkenntnisse in der Erdkunde nachschwatzt, hat Grund, einem geographischen Wettkampfe mit zahllosen Leuten auszuweichen, die er im übrigen an Schulbildung weit übertrifft. Daran tragen, wie gesagt, den gröſsten Teil der Schuld die Lehrpläne. Die für Erdkunde bewilligten Stunden reichen nicht annähernd aus, und um nur das Jahrespensum zu erledigen, sieht sich der erdkundliche Kollege gezwungen, gerade dasjenige, was Leben in den Unterricht bringt, vielfach jedoch gegenüber der revidierenden Behörde zu den Im-

---

[1]) Das zu erwähnen sollte im Hinblick auf unser heutiges Verkehrsleben überflüssig sein, ist es aber keineswegs gegenüber der erstaunlichen Gleichgültigkeit, die ihr auf den höheren Schulen entgegengebracht wird.

ponderabilien gehört, zu kürzen und sich, wenn auch widerstrebend, der alten Methode um einen oder mehrere Schritte zu nähern, die wesentlich dürre Nomenklatur trieb. Das hindert dann wieder den Erfolg selbst der wenigen Geographiestunden.

An manchen Stellen nun können hier andere Fächer helfend mitwirken. Besonders kann auch der Realienunterricht im Französischen und Englischen der unglücklichen Erdkunde wenigstens für einzelne Gebiete aufhelfen. Er ist dabei nicht einmal gezwungen abzuschweifen, sondern kann streng bei seiner Aufgabe bleiben, wenn er die Geographie von Frankreich, England u. s. w. besonders ins Auge fafst, ja, er kann dabei aus dem ungeheuren Gebiete der Realien gerade dasjenige auswählen, was für alle Schüler dauernd das Wichtigste bleiben wird.

Wenn nun auch die Kommentare unserer Schulausgaben reichhaltige erdkundliche Mitteilungen bringen, so hindern doch zwei Fehler den Erfolg: einerseits ist auf beiden Seiten viel zu wenig Neigung vorhanden, bei der Vorbereitung und im Unterricht das Kartenbild heranzuziehen und so für Einreihung und Befestigung des neuen Details genügend zu sorgen; andererseits bieten unsere Kommentare ein zu buntes Allerlei von wichtigen und unbedeutenden Dingen, wild durcheinander gewürfelt, wie es der Zufall mit sich bringt. Das kann um so weniger Nutzen stiften, als ein grofser Teil unserer Schüler kein klares Bild des Landes besitzt, vielleicht sogar ihm überhaupt geographische Anschauung mangelt. Wo aber das geistige Kartenbild fehlt, hängen alle die schönen gelegentlichen Mitteilungen unserer Kommentare in der Luft: da sie sich nicht an Bekanntes anschliefsen können, haften sie nicht im Gedächtnisse, und ihre spätere Verwertung und Ergänzung ist ausgeschlossen.

Werke, welche systematische Belehrung über Frankreich und England bieten, sind demgemäfs nicht zu entbehren, und deshalb ist das Vorhandensein einer guten Schulausgabe zu begrüfsen, welche unseren Zöglingen an der Hand des gründlichen, klaren und anregenden O. Reclus einen Überblick über Frankreich und seine Bewohner giebt. Die bisherigen Urteile über das Buch sind wohl bald nach dem Erscheinen desselben auf Grund einer Durchsicht gefällt worden; es sei nunmehr gestattet, das Resultat einer praktischen Erprobung gleichfalls bekannt zu geben.

Der Versuch nun, den ich in der Unterprima unseres Gymnasiums mit diesem Buche angestellt habe, ist zu meiner vollsten Zufriedenheit ausgefallen: der Inhalt des Buches, von Anfang an Lehrer wie Schüler anregend, interessiert um so mehr, je weiter die Lektüre vorschreitet; die reale Seite des Unterrichtes bringt reiche, zusammenhängende, wissenswerte Kenntnisse von Land und Leuten; die sprachliche Seite wird gefördert durch den klaren, anregenden Stil und die reiche Gelegenheit zu Sprechübungen, die sich bei dem geschlossenen Inhalt leicht zu wirk-

lichen Unterhaltungen über den Gegenstand und selbst zu kurzen Vorträgen gestalten lassen. Eine Wandkarte, die auch das physische Bild Frankreichs in genügender Klarheit zeigt, wurde dauernd zu Rate gezogen, geographische, geschichtliche und sprachliche Exkurse wurden keineswegs umgangen, und nach Überwindung der anfänglichen Schwierigkeiten war bei den meisten Schülern das Interesse geweckt: vermehrtes Fragen in der Klasse, fleifsiges Nachschlagen des Atlas zu Hause, reichliches Präparieren mit erhöhtem Verständnis legten Zeugnis davon ab. Diese Wirkung ist wesentlich der Vortragsweise des Schriftstellers zuzuschreiben, die sich vorteilhaft von dem den Schülern gewohnten geographischen Stil unterscheidet: Überall bringt Reclus interessante Bilder, zieht hunderfach die Hülfswissenschaften der Geographie, Geschichte, Politik, Litteratur heran, stets Anregung und Raum gebend für das weitere Ausspinnen seiner reichen Gedanken; poetischer Sinn und warme Vaterlandsliebe, oft zum Chauvinismus gesteigert, sprechen aus seinen Worten; fortwährend stellt er Vergleiche mit andern Ländern an, und selbst seinem statistischen Material hat er eine interessante Form zu geben verstanden. Der Revanchegedanke kommt bei ihm in ruhiger, ernster Weise als rechnerischer Faktor zum Ausdruck, ohne die ungezogenen Zwecklügen, denen wir so oft in der Novellistik begegnen. In dieser Form ist er vorteilhaft; denn er warnt, ohne zu verletzen.

Der Herausgeber hat seine Auswahl glücklich und geschickt getroffen und bietet uns in sechs Kapiteln wertvollen Lesestoff. Das erste (Situation, Nom, Etendue, Frontières) und das dritte Kapitel (Origines des Français) sind besonders schön; daran reihen sich Kapitel II (Climats, Vents, Pluies) und IV (La langue française en France, en Europe, dans le monde); V (Catholiques, Protestants, Juifs.) und VI (Accroissement des Français. Emigration) geben zum Schlufs eine gute kursorische Lektüre. Eine Annehmlichkeit beim Gebrauch des Buches bildet auch die reiche Gliederung der einzelnen Kapitel. Erhöht wird der Wert desselben auch dadurch, dafs es fast ganz frei von Druckfehlern ist, und dafs auch das beigegebene Wörterbuch nicht nur wirklich vollständig ist, sondern auch eine gute Wahl der deutschen Ausdrücke zeigt. Das ist um so mehr anzuerkennen, als bei unsern französischen und englischen Schulausgaben so überaus oft das Spezialwörterbuch diese beiden notwendigen Eigenschaften vermissen läfst und so dem Schüler Verlegenheiten, dem Lehrer ärgerliche Störungen des Unterrichtes bereitet. Dieselbe Sorgfalt zeigt die Bearbeitung des Kommentars, zu dem ich nur eine Reihe von Ergänzungen vorschlagen möchte, die ich teils für notwendig, teils für wünschenswert halte[1]).

---

[1]) Ich übergehe die von Sarrazin (Neuere Spr. III 380 ff.) in seiner lobenden Beurteilung gemachten Vorschläge.

Eine fast allen Schulausgaben anhaftende Eigentümlichkeit besteht darin, dafs ein den Schülern (oft auch anderen) unbekannter geographischer Name durch einen andern ebenso unbekannten erklärt wird. Das gestaltet sich zu einem Mangel, wenn — wie es gewöhnlich der Fall ist — die wenig gefüllten Karten der Schulatlanten im Stich lassen. So auch hier: bei Durchsicht der 3 ersten Buchstaben des Wörterbuches und Vergleichung mit den Atlanten von Diercke-Gaebler, Debes-Kirchhoff-Kropatschek und Lehmann-Petzold (jedesmal die grofse Schulausgabe) stellte sich heraus, dafs die beiden letztgenannten fast immer, ersterer in der Mehrzahl der Fälle bei folgenden geographischen Angaben versagte: Agde frz. Stadt (Hérault); Ardèche rechter Nebenflufs der Rhône, Département in Südfrankreich (Hauptort Privas); Auch frz. Stadt (Gers); Bastan rechter Zuflufs der Gave de Pau, mündet bei Luz; Castelnaudary frz. Stadt (Aude); Cap Cerbère an der span.-frz. Grenze; Collioure Seehafen, 2 km von Port-Vendres. Solches zu bessern, wird oft schwer sein; das beste Mittel wäre eine dem Inhalte des Buches angepafste Karte als Anhang, wogegen allerdings oft der Verleger sich sträuben wird.

Zu erklären sind noch die geographischen Namen Altabiscar (5, 2), Pont-du-Roi (22, 23), Mézenc auch wegen der Aussprache (37, 19), Ogôoué (66, 22). Kurze aufklärende oder erinnernde Notizen säbe ich gern 6, 3 (plaines disputées par le Slave au Tartare), 6, 14 (l'Italie saignait en tronçons), 6, 26 (historische Berichtigung), 13, 28 (T. ist jetzt französisch), 19, 29 (rien de normal: sie ist physisch und vom deutschen Standpunkte aus strategisch), 56, 28 (histor. Anm.), 77, 17 (avant de saluer de force le léopard), 111, 16 (worauf spielt R. mit feuille de rose an?). Zum Teil könnte hierfür Raum gewonnen werden durch Kürzungen z. B. 1, 20, 1, 22, 2, 8, 4, 16 etc.

Erweiterung empfiehlt sich bei der Anm. zu 4, 25 (woher der Name Henriade, Andeutung des Inhalts); 9, 13 und 55, 4 (genaue Angabe des Citats); 54, 9 (kurze Notiz über die Légende d. S.); 90, 23 (Ausspr. von Dolmen und Menhir).

Umstellungen: S. 68 Anm. 1 unter dem Text gehört nach 7, 2; S. 93 Anm. unter dem Text nach 67, 28; Kommentar 76, 30 gehört nach 66, 21; 87, 28 nach 19, 14.

Wörterbuch: éperdument: Hinweis auf agiter, wo die zu 37,4 passende Bedeutung steht; Kymri: sachliche Erklärung; bei Burgunde, Dniéper, Jésus, mœurs, psaume, typhus fehlt die Angabe der Aussprache; épileur Haarausrupfer: es handelt sich um das Ausrupfen der ersten grauen Haare durch Friseure.

Druckfehler: Im Text 33, 34 liefs 13°,09 statt 13°,02; im Wörterbuch lies Carpathes statt Carpates (zweimal), cévenol statt cévénol.

Osnabrück. K. Beckmann.

Joséphine Colomb, Deux mères. Für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Sütterlin. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Leipzig 1899, Verlag von G. Freytag. VI u. 117 S. 8. geb. 1,50 M.

Beide Mütter, Witwen, leben, jede mit einem Sohne von 12 Jahren, Adrian und Robert, in beschränkten Verhältnissen in der Provinz. Der in Kalkutta durch Fleifs und Sparsamkeit reich gewordene Onkel der Witwen wünscht sich in Paris niederzulassen und einen seiner Grofsneffen zu adoptieren. Da Adrians Mutter auf die Wünsche des Onkels verzichtet, wird Robert Adoptivsohn. Adrians Mutter, die sich auch in Paris niedergelassen, erzieht ihren Sohn unter den gröfsten Entbehrungen und macht ihn zu einem tüchtigen Menschen; er wird ein berühmter Maler. Robert gerät bald auf Abwege. Seine Lebensweise und verschiedenes Mifsgeschick in industriellen Unternehmungen bringen den Onkel fast um sein ganzes Vermögen. Da tritt Adrian helfend ein. Mit Robert, der infolge der Schicksalsschläge ein neues Leben beginnt, richtet er in Kalkutta eine durch Feuer zerstörte Fabrik wieder ein, und Roberts Energie bringt Glück und Zufriedenheit in die Familie.

Die Einleitung giebt uns Auskunft über die Verfasserin, die 1892 gestorben ist; sie hat Novellen im Magasin pittoresque veröffentlicht und ist später Mitarbeiterin des Journal de la jeunesse gewesen. Die Verfasserin befleifsigt sich eines einfachen und gefälligen Stiles und hält sich nach Möglichkeit frei von schwierigen Konstruktionen. Die Sprache ist dem Charakter der Novelle angepafst, und die deutsche Jugend wird mit stets wachsendem Interesse dem Lebensgange der beiden so verschieden gearteten Knaben folgen.

Die dieser Ausgabe beigegebenen Anmerkungen, teils geschichtlicher teils sprachlicher Art, sind wohl geeignet, das Verständnis zu erleichtern und das Interesse zu wecken und zu erhalten.

Druck und äufsere Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig. Folgende Versehen sind Ref. beim Durchlesen aufgefallen: S. 8 Z. 32 *Mai* statt *Mais*. S. 10 Z. 27 *n'est ce pas* statt *n'est-ce pas*. S. 11 Z. 25 *obéirei* statt *obéirai*. S. 20 Z. 11 *le diner* statt *le dîner*. S. 28 Z. 15 *mème* statt *même*. S. 48 Z. 16 *tu n'est pas* statt *tu n'es pas*. S. 51 Z. 8 *tous le temps* statt *tout le temps*. S. 52 Z. 4 *des nouvelles tentatives* statt *de nouvelles tentatives*. S. 52 Z. 29 *rencon trèrent* statt *rencon-trèrent*. S. 58 Z.21 *dit il* statt *dit-il*. S. 81 Z. 19 *certains douceurs* statt *certaines douceurs*. S. 84 Z. 15 *nous n'oserions affirmer qu'il fit un bon déjeuner* statt *nous n'oserions affirmer qu'il fît un bon déjeuner*. S. 85 Z. 8 *j'aurais aimé le revoir* statt *j'aurais aimé la revoir*. S. 98 Z. 24 *viellard* statt *vieillard*. S. 113 Z. 14 *en pleurent* statt *en pleurant*.

Gotha. W. Forcke.

1) **Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von dreifsig ersten Fachgelehrten herausgegeben von Hans F. Helmolt. Mit 24 Karten, 46 Farbendrucktafeln und 125 schwarzen Beilagen. 8 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 M oder 16 broschierte Halbbände zu je 4 M. Erster Band: Allgemeines. — Die Vorgeschichte. — Amerika. — Der Stille Ozean. Von Hans F. Helmolt, Josef Kohler, Friedrich Ratzel, Johannes Ranke, Konrad Haebler, † Eduard Graf Wilczek, Karl Weule. Mit 3 Karten, 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien 1899, Bibliographisches Institut. X u. 630 S. gr. 8.**

„Sitzt das kleine Menschenkind
An dem Ozean der Zeiten,
Schöpft mit seiner kleinen Hand
Tropfen aus den Ewigkeiten.
Sitzt das kleine Menschenkind,
Sammelt flüsternde Gerüchte,
Trägt sie in ein kleines Buch,
Schreibt darüber 'Weltgeschichte'“.

Dies sarkastische Mitleid trifft zum Teil mit Recht den engbegrenzten, fast ausschliefslich europäischen Standpunkt, den manche „Weltgeschichten“ einnehmen. Er wird in dem einleitenden Abschnitte gewöhnlich, aber nicht immer zutreffend und glücklich zu rechtfertigen gesucht durch Hinweis auf Herders oder Schillers Ausführungen über die als sittliches Ganzes zu betrachtende, erst im Werden begriffene Menschheit. Im allgemeinen findet sich stets die Auffassung, dafs die Aristokratie der europäischen Völker zur Weltherrschaft berufen ist und dafs unter ihnen den Germanen der Vorrang gebührt. Weltgeschichte im eigentlichen Sinne nun ist jedenfalls eine Geschichte der gesamten Menschheit auf der Erde, und den ersten Versuch zu einer solchen hat auf Anregung des Bibliographischen Instituts (d. h. wohl besonders des Kilimandscharo-Forschers Prof. Dr. Hans Meyer, in dessen Händen unseres Wissens die litterarische Leitung ruht) der Leipziger Kulturhistoriker Helmolt gewagt. Im Sommer 1894 entwarf er den Plan zu dem auf acht Bände berechneten Unternehmen. Als leitenden Grundsatz für das Ganze stellte er die Auffassung hin: die Menschheit ist eine Einheit; also ist sowohl ihre Vorgeschichte, soweit sie gesicherte Ergebnisse aufzuweisen hat, als auch die gesamte Halb- bezw. Unkultur der Nichteuropäer, insbesondere der Naturvölker, mit zum Stoffe zu rechnen. Natürlich mufste die von den Historikern, namentlich von Ottokar Lorenz in seiner trefflichen „Geschichtswissenschaft“, längst heftig angegriffene zeitliche Dreiteilung: Altertum, Mittelalter, Neuzeit völlig über Bord geworfen werden. An ihre Stelle ward die allerdings auch nicht gänzlich einwandfreie, aus dem Gedankenkreise des Meisters Fr. Ratzel stammende ethnogeographische Anordnung nach Völkerkreisen gesetzt; und zwar ist der Grundplan für die gesamte Encyklopädie folgender: I. Band: Allgemeines. Vorgeschichte. Amerika. Der Stille Ozean. II. Band:

Ozeanien und Ostasien. Der Indische Ozean. III. Band: Westasien. Afrika. IV. Band: Vom Orient zum Occident; die Mittelmeerländer. V. Band: Südosteuropa und das Slaventum. VI. Band: Romanen und Germanen. VII. Band: Westeuropa bis zur französischen Revolution. VIII. Band: Das europäische Staatensystem des 19. Jahrhunderts und die Gegenwart. Der Atlantische Ozean. In einem Epilog werden dann die gesamten Ergebnisse in knappster Form gesichtet, um mit einem allgemeinen Rückblick zu schliefsen, der besonders einer vergleichenden Psychologie des organischen Wachstumsprozesses gewidmet sein soll.

Ein einzelner Mensch allein, und wäre er auch ein zweiter Aristoteles oder Leibniz, kann solch umfassenden Stoff natürlich nicht völlig beherrschen. Er benötigt der Unterstützung gleichgesinnter Fachgenossen. Helmolt ist es gelungen, ihrer eine stattliche Anzahl unter einen Hut zu bringen, natürlich ohne dafs in allen einzelnen Anschauungen Übereinstimmung stattfindet. Diese ist auch durchaus nicht erforderlich. Auf das Verhältnis des Herausgebers zu seinen Mitarbeitern indes wird das allermeiste ankommen, soll das grofsangelegte Unternehmen zur glücklichen Durchführung gelangen. Der erste stattliche Band liegt vor, und sein Inhalt ist in der Kürze folgender.

Im ersten Abschnitte (S. 1—20): „Der Begriff Weltgeschichte“ ergreift Helmolt selbst das Wort und setzt seine Grundanschauungen über Gegenstand und Ziel einer wirklichen Weltgeschichte auseinander. Im zweiten Abschnitte (S. 21—59): „Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit“ untersucht der Berliner Rechtshistoriker Kohler die Begriffe Entwicklung, Menschheitsentwicklung, Kulturentwicklung, wobei er materielle, geistige, individuelle, soziale und staatliche Kultur scheidet und sie nach ihrem zeitlichen und nationalen Charakter im Unterschied von der Weltkultur näher schildert. „Die schliefslichen Ziele des historischen Prozesses zu durchschauen steht keinem zu, der in der Gegenwart weilt, und es wäre ein fruchtloser Versuch, darüber Hypothesen aufzustellen. — Eine gegenseitige Rezeption liegt in der Wechselwirkung, wo jedes Volk gebend und nehmend ist. Diese wird um so gesunder sein, je gleichartiger die Völker sind, je mehr sie sich verstehen. Das giebt uns den Trost, dafs, wenn auch die einzelnen Völker, die wir kennen, absterben und vergehen, unsere Kulturarbeit für das Weltall nicht verloren gehen wird“. Der dritte Abschnitt (S. 61—104) rührt von dem bekannten Leipziger Professor der Erdkunde Fr. Ratzel her, der uns jüngst ein so ausgezeichnetes Büchlein über Deutschland geschenkt hat, und ist betitelt: „Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde“. Karl Ritters Wort: die Geschichte steht nicht neben, sondern in der Natur hat R. seinen Ausführungen vorangestellt, die in elf Unterabschnitte gegliedert sind und den meisten Geschichtslehrern

sowie vielen anderen Gebildeten aus des Verf.s Anthropogeographie bekannt sein werden. Im vierten Abschnitte (S. 105—178) „Die Vorgeschichte der Menschheit“ ergreift der Altmeister der Paläontologie, J. Ranke, Professor in München, das Wort. „Die Weltgeschichte ist die Geschichte des menschlichen Geistes. Die ältesten Dokumente, welche von ihr Kunde geben, liegen vergraben in dem gewaltigsten und umfassendsten historischen Archive: in den geologischen Schichten unseres Planeten. Die Naturforschung hat es gelernt, in diesen vergilbten, zerknitterten, vielfach zerrissenen Blättern, welche von der Bewohnung der Erde durch Lebewesen berichten, zu lesen. So grofsartig aber auch im einzelnen die Fülle des durch die Paläontologie gewonnenen historischen Materials erscheinen mag, in Wahrheit ist doch bisher nur ein Bruchteil dieses Weltbuches durchblättert, und immer noch erscheinen im Vergleich mit der gesamten Aufgabe jene Abschnitte nur fragmentarisch, welche schon exakt durchforscht sind; gering an Zahl, oft mehrdeutig, sind jene Stellen, welche sich auf das Menschengeschlecht beziehen, und nur die letzten Blätter wissen von ihm zu berichten“. Von der paläolitischen Zeit an werden wir durch die neolitische hindurch bis zu den „Perioden aufdämmernder Geschichte“ geführt. Das Kulturleben der Barbaren zeigt sich auf den gleichen Elementen erbaut wie das der Hellenen. Es ist auch schon eine Stelle gefunden, erklärt Ranke, und auf das Vollkommenste nach der Methode der paläontologischen Forschung zugleich mit allen Hilfsmitteln der archäologischen und historischen Wissenschaft untersucht worden, wo sich in geologischen Schichten über einander die Zeugnisse fortschreitender Kulturentwicklung von dem ausgehenden Steinzeitalter an bis in die Glanzzeit griechisch-römischer Geschichte gefunden haben. Dort ist der chronologische Anschlufs nicht nur für die Metallperioden, sondern auch für die ausgehende neolitische Periode gewonnen worden. Die wichtigste Fundstelle ist Troja, der Burgberg von Hissarlyk, durch dessen Ausgrabung Heinrich Schliemann unsterblichen Ruhm erworben hat. Schliemanns Ausgrabungen, in entscheidender Weise ergänzt und vollendet durch Dörpfeld, haben den wichtigsten Fortschritt für die Geschichte der Menschheit gebracht, welchen unser Jahrhundert aufzuweisen vermag. Virchows Name ist mit dem Schliemanns untrennbar verknüpft. Furtwänglers hohes Verdienst ist es, in seinem auf eigene Anschauung gegründeten Bericht über die Ergebnisse der Ausgrabungen in Troja die chronologischen Aufschlüsse der prähistorischen Epochen an die historischen exakt festgestellt und dadurch jene der Geschichte angegliedert zu haben. „An der Stelle, an welcher die Überlieferung das homerische Troja ansetzte, hat wirklich jene stattliche Burg gelegen, die der Blütezeit Mykenäs, der Epoche des Agamemnon gleichzeitig war und mit der mykenischen Kultur in reger Beziehung stand, und die zugleich der dem

alten Epos zu Grunde liegenden Vorstellung von Troja auf das Genaueste entspricht". — Mit diesen Worten Furtwänglers leitet Ranke seine kurzen Ausführungen über Troja ein, bei denen er jenem durchaus gefolgt ist.

Im fünften Abschnitte (S. 179—575) „Amerika" setzt die geschichtliche Erzählung ein und zwar aus der Feder Professor Haeblers in Dresden. Warum bildet Amerika den Ausgangspunkt? Aus praktischen, durch wissenschaftliche Erwägungen gestützten Gründen. Dem alten Satze '*ex oriente lux*' ist durch folgende Ausführung Ratzels in seiner Völkerkunde[2] I S. 136 ein neuer Inhalt gegeben: „Wenn wir uns mit der Erde auch ihre Völker auf einer Karte in Merkatorprojektion aufgerollt vor Augen bringen, finden die Amerikaner ihren Platz am östlichen Flügel, entgegengesetzt und am weitesten entfernt von jenen, die am Ostrande der trennenden Kluft des Atlantischen Ozeans ihre Wohnsitze haben. Amerika ist als östlicher Teil des pazifisch-amerikanischen Gebiets der Steinländer zugleich der Orient der bewohnten Erde". Grade in unseren Tagen wird eine gute Geschichte Amerikas vielen sehr willkommen sein. Die vorliegende, reichlich ausführliche, geht bis zur Gegenwart hinab. Sie ist folgendermafsen gegliedert: 1. Die amerikanischen Naturvölker. 2. Der mittelamerikanische Kulturkreis. 3. Die alte Kultur Südamerikas. 4. Die Entdeckung und Eroberung. 5. Das spanische Kolonialreich. 6. Das englische Kolonialreich. 7. Die Unabhängigkeitskämpfe des Nordens. 8. Die Unabhängigkeitskämpfe des Südens. 9. Der unabhängige Süden bis zur Gegenwart. 10. Mittelamerika und Brasilien. 11. Nordamerika im 19. Jahrhundert. Das Bindeglied zum zweiten Bande wird durch den sechsten und letzten Abschnitt (S. 576—605): „Die geschichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans" gebildet; er stammt nach dem frühen Tode des Reichsgrafen von Wilczek aus der Feder des Dr. K. Weule. — Auf welch weltumfassendem, allseitig-politischem, nicht einseitig-gelehrtem Standpunkte das ganze Werk steht, zeigen sehr deutlich die Schlufsworte des ersten Bandes:

„Demnach sehen wir gegenwärtig nur noch zwei gewichtige Elemente sich am Stillen Ozean als natürliche Gegner kampf- und sprungbereit gegenüberstehen: die einheimische gelbe und die neugekommene weifse Rasse. Beide sind tüchtig und gut vertreten: die gelbe durch Japaner und Chinesen, die weifse durch Engländer und Nordamerikaner, zu denen sich von der ozeanischen Angriffsseite her Franzosen und Deutsche gesellen, während auf dem Festlande der Russe zum Flankenangriff bereit und gewillt ist. Nach jahrzehntelangem Geplänkel tritt am Schlusse des 19. Jahrhunderts der Kampf in einen ernsteren Abschnitt ein. Wie so oft in der Geschichte, so hat auch hier der Streit der feindlichen Brüder den Anlafs zum Eingreifen von dritter Seite gegeben, und wenn auch die Stellung der Japaner nach dem sieg-

reich durchgeführten Bruderkampfe für die nächste Zeit verstärkt und gefestigt erscheint, so ist doch nicht zu vergessen, dafs die Früchte des Kampfes nicht dem Sieger, sondern den europäischen Mächten, in erster Linie Rufsland, zugefallen sind. Dadurch ist die Angriffsfront für den grofsen Rassenkampf nur noch mehr verbreitert, neben dem passiven, allen Angriffen preisgegebenen China ist das nunmehr zu lebhaftester Beweglichkeit und Thatkraft gereizte Japan in erhöhtem Mafse zu einem Kampfe bereit, der nicht dem Bruder gelten und seinem innersten Wesen nach auch nicht politischer Natur sein wird, sondern der entscheiden mufs, ob die weifse Rasse mit der dauernden Besetzung des nördlichen Stillen Ozeans ihre erdumspannende Aufgabe vollenden, oder ob sie, so nahe am Ziele, zum ersten Mal in ihrer Geschichte, einem Stärkeren weichen soll. Und wenn auch in diesem Ringen der Chinese als politischer Bundesgenosse zweifelsohne versagen wird, als Mitstreiter auf wirtschaftlichem und ethnographischem Gebiet wird sein Beistand von Japan nie genug geschätzt werden können. Denn unbekümmert um das Schicksal des Heimatlandes wird sich der chinesische Völkerstrom in die Gestadeländer und Inseln des Stillen Ozeans ergiefsen, unaufhaltsam und unwiderstehlich, bis auch diese mit dem gelben Stoff gesättigt sein werden. Dann wird jene gewaltsame Stauung eintreten, in der die verschiedenen Bevölkerungsschichten einander am leichtesten und innigsten durchdringen".

Eine erschöpfendere Inhaltsangabe mit noch ausführlicheren Beispielen kann hier begreiflicherweise nicht gegeben werden. Ebensowenig ist eine eingehende Beurteilung bis in die Einzelheiten hinein möglich. Um nur eins anzuführen: S. 262 vermisse ich einen Hinweis darauf, dafs auf dem Felde von Teotihuacan noch eine Fülle von Geheimnissen der altamerikanischen Geschichte verborgen liegt, und dafs die Berichte der alten Mexikaner in vielen Punkten von einander abweichen. (In ihren Sagen — beiläufig bemerkt — steckt nach der Ansicht des Naturforschers Dr. Doflein viel tiefe und feine Poesie, so viel uns auch bizarr erscheinen mag.) Es giebt überhaupt auf diesem ganzen Gebiete noch viele Rätsel zu lösen, trotz musterhafter Forschungen, namentlich Förstemanns in Dresden, und dies hätte Haebler vielleicht schärfer hervorheben können. Wissen doch viele Gebildete herzlich wenig von der altamerikanischen Geschichte, z. B. von der schon zur Zeit der Conquistadores verschwundenen Pracht des Mayalandes in Centralamerika oder vom Chibchareiche in Bogota. Nicht nur ihnen aber, sondern allen bietet dieser ganze erste Band eine aufserordentliche Fülle von Anregung und Belehrung. Er ist unzweifelhaft sehr geeignet, den geschichtlichen Blick zu erweitern und zu vertiefen und berechtigt erfreulicherweise zu den besten Erwartungen für den Fortgang des höchst

verdienstlichen Werkes, über das ein abschliefsendes Urteil natürlich erst nach Vollendung möglich sein wird.

Wir sehen, wie eine wirkliche Weltwirtschaft fortgesetzt in der Ausbildung begriffen ist. Von dieser Seite her wird der politisch-nationalen Anschauung, die den eigenen Staat in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt, immer nachdrücklicher der Rang streitig gemacht. Daher kann eine auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhende Darstellung, welche die Ergebnisse der vergleichenden Völkerkunde in weltgeschichtlichen Rahmen spannt, sicher bei sehr vielen auf Beifall rechnen. Andere werden zunächst noch manchem Grundgedanken des Herausgebers und seiner Mitarbeiter mifstrauisch gegenüberstehen. Denn die lange so beliebte teleologische Auffassung und die geschichtsphilosophische Konstruktionslust, die so leicht von den Pfaden der Wissenschaft abirrt, findet in dieser neuen Weltgeschichte ja keine Stätte — mit Recht. Den Zweck der Geschichte unwiderleglich zu erweisen, dazu ist des Menschen Geist zu engbegrenzt. „Das ist das Ende der Philosophie, zu wissen, dafs wir glauben müssen". Die Hauptsache in einem geschichtlichen Werke wird stets sein, auf die Frage: wie ist alles gewesen und geworden? eine Antwort zu geben, also den ursächlichen Zusammenhang zwischen den Ereignissen und den Zuständen aufzudecken. Das ist in dieser neuen Weltgeschichte der Fall. Auf ihre Gestaltung wird einer Auffassung, die nur zum Teil Gültigkeit hat, ein bestimmender Einflufs nicht eingeräumt.

Die Darstellung ist im allgemeinen durchaus klar und anschaulich. Nur selten nimmt man an geringfügigen Einzelheiten Anstofs (z. B. S. 468 „forderten, dafs — müsse" oder S. 577 „umranden"). Ich für meine Person halte allerdings ziemlich viele Fremdwörter für völlig entbehrlich, weil uns dafür gute deutsche Ausdrücke, die genau dasselbe besagen, zu Gebote stehen.

Der Druck ist äufserst sorgfältig (S. 361 habe ich einen Druckfehler entdeckt: „die beide ersten"), die ganze Ausstattung, wie sich das beim Bibliographischen Institut von selbst versteht, gediegen und vornehm, so dafs der Preis im Vergleich mit manchen anderen dickleibigen Geschichtswerken als sehr niedrig erscheinen mufs. Die 4 Tafeln in Farbendruck und die 16 sonstigen Beilagen sind ebenso geschickt wie geschmackvoll ausgewählt und finden sich nicht in jener ermüdenden Anhäufung, die im schreienden Mifsverhältnis zum Wert des Inhalts steht. Erfreulicherweise sind auch keine Bilder im Texte selbst gegeben. — Ein sehr sorgfältig angelegtes Register macht den notwendigen Beschlufs.

Alles in allem ist das Werk eine Zierde der deutschen Wissenschaft und des deutschen Buchhandels. Seine Anschaffung kann den Körperschaften wie den einzelnen dringend empfohlen werden.

2) Gustav Wolf, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation. Erster Teil. Berlin 1899, Oswald Seehagen. XVI u. 790 S. 8. 24 M.

G. Wolf ist in Historikerkreisen durch sorgfältige und unbefangene Forschungen über den Augsburger Religionsfrieden und die Zeit unmittelbar vorher und darnach vorteilhaft bekannt geworden. Seine fortgesetzten Archivstudien über das ganze für Deutschlands religiöse und politische Entwicklung sehr wichtige Gegenreformationszeitalter, das einen etwas spröden Stoff bietet, führten ihn dann in vielen bedeutsamen Fragen über den bisherigen Stand der Forschung hinaus, für den zuletzt in Cottas Bibliothek Deutscher Geschichte der katholische Historiker Ritter in anerkannt trefflicher Weise den Grund gelegt hatte, während von protestantischem Standpunkte aus der Zeitraum nur in kurzem Überblick von Droysen in Onckens Sammelwerke dargestellt worden war. Wolf hegte nun die Ansicht: wenn er alle die Ergebnisse seines „jahrelangen intensiven" Archivstudiums nicht in einer Anzahl kleinerer „detaillierter Monographieen", sondern in einer gröfseren zusammenfassenden Darstellung vorführte, so würde wieder einmal eine „fühlbare Lücke" in der Geschichtslitteratur ausgefüllt. Auch aus inneren Gründen, die er in der Einleitung näher auseinandersetzt, entschlofs er sich, die schon vorhandenen recht breit angelegten Geschichtswerke um ein neues zu vermehren und in vier Bänden eine Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation zu verfassen. Als Hauptaufgabe des Werkes wird bezeichnet, mit dem Vorurteile, als ob die Zeit der Gegenreformation unter dem einheitlichen Gesichtspunkte einer Vorbereitung des dreifsigjährigen Krieges betrachtet werden müsse, aufzuräumen und die damaligen Strömungen und Anschauungen nach Mafsgabe der wirklichen Verhältnisse zu würdigen. Hierfür war ein Doppeltes erforderlich: erstens ein klarer Einblick in die ganze politische und kirchliche Lage, in die Bedingungen, unter denen die verschiedenen Richtungen wirkten und strebten, und zweitens eine über die bisherigen historischen Kenntnisse hinausgehende Erforschung der Individualität der handelnden Persönlichkeiten.

Der Inhalt des vorliegenden ersten Bandes ist in Kürze folgender. In der Einleitung bis S. 14 skizziert Verf. seine Anschauungen über das Zeitalter der Gegenreformation und begründet die äufsere Anordnung seines Werkes näher. Der erste allgemeine Teil bis S. 27 behandelt 1. die deutsche Reichsverfassung (Kaiserwürde, Reichstag, kurfürstliche Kompetenzen, Grafenvereine, Reichsritterschaft, Reichsstädte, Bedeutung der Klassenvereinigungen, Kreisverfassung, Justizverfassung, Zukunftsaussichten der Reichsverfassung), 2. die katholische Kirche vor Beginn des Tridentiner Konzils mit besonderer Rücksicht auf die Kurie und ihre diplomatischen Beziehungen, 3. die evangelische Kirche

Deutschlands beim Tode Luthers. Diese letzte Überschrift ist insofern ungenau, als ein eingehender Rückblick auf die Vorbedingungen der evangelischen Landeskirche und auf Luthers Entwicklungsgang gegeben wird. Die Schlufsergebnisse dieses ersten allgemeinen Teiles sind: „Es blieb dabei, dafs 1546 die kirchlichen Zustände noch ein ebenso unfertiges Gepräge trugen als die weltlichen. Nur soviel war bestimmt, dafs die religiösen und die politischen Zukunftsfragen Deutschlands in engster Wechselwirkung sich befanden und je nach ihrer Beantwortung verschiedene Endresultate ergaben, von denen jedes unter den Zeitgenossen seine Anhänger mit ihren mehr oder minder berechtigten Hoffnungen besafs. Gelang es, die kirchlichen Schäden des Katholizismus radikal zu beseitigen und gleichzeitig das Reich unter straffer Centralisation von Verwaltung und Verfassung zu reorganisieren, so wäre, vorausgesetzt, dafs der Kaiser an der überlieferten Religion festhielt, das Schicksal des Protestantismus besiegelt gewesen. Umgekehrt wäre mit einem gleichzeitigen Scheitern der kirchlichen und politischen Reformbestrebungen der Katholizismus seinem endgiltigen Verfalle überantwortet worden. — Ebenso war der Auseinanderfall des Reichs infolge der zunehmenden Schwäche der Monarchen unvermeidlich. — Wenn der Kaiser die politischen Mifsstände des Reichs beseitigte, die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern aber nicht erlangte, steuerten die Dinge einer deutschen Nationalkirche zu. — Wenn sich endlich die katholische Kirche restaurierte, aber die reichspolitischen Verhältnisse die alten blieben, dann war weder der Katholizismus fähig, die neue Lehre in den Gebieten, wo sie sich aus eigener Kraft zu wehren vermochte, zu überwinden, noch auch der Protestantismus, die alte Religion aus den Territorien, wo diese ihre ursprüngliche Geschlossenheit und Festigkeit wiedergewann, zu vertreiben. Es wäre ein gewisses Gleichgewicht zwischen beiden Konfessionen die Folge gewesen, das über kurz oder lang sei es zu einem Konflikt sei es zu einer gegenseitigen Toleranz führen mufste. — Verknüpft aber war unter allen Umständen auch mit dieser vierten Eventualität eine grofse Machterweiterung der Territorialobrigkeiten und der in der Reichsgeschichte centrifugal wirkenden Faktoren".

„In diesen vier Alternativen lag die Zukunft Deutschlands und zum guten Teil ganz Westeuropas begründet". (S. 270 ff.)

Das zweite Buch bis S. 508 schildert Karl V. auf dem Gipfel seiner Macht. Es wird uns zunächst des Kaisers Entwicklungsgang bis zur Wittenberger Kapitulation vorgeführt, wobei wir näher mit seinen Bundesgenossen im schmalkaldischen Kriege bekannt gemacht werden. Des Kaisers Lage im Jahre 1546 kennzeichnet W. also: „Indem der Habsburger durch den schmalkaldischen Krieg sich den Nimbus des Siegers verschafft und zweitens das Reich mit einem Netze kontrastierender Bedürfnisse

übersponnen und damit eine Anzahl hervorragender Reichsstände an sich gekettet, gleichzeitig auch durch weitgehende Verträge gesichert hatte, verfügte er über Machtmittel, wie er selbst sie noch niemals und wie sie auch seine Vorgänger seit langen Zeiten nicht mehr besessen hatten. Alles kam jetzt darauf an, ob und wie Karl diese augenblickliche Konstellation zu einer dauernden Vermehrung seiner ganzen Stellung ausnutzen — würde" (S. 358). Dann geht Verf. auf des Kaisers Reichsreformpläne und den sonstigen Verlauf des Reichtages von 1547—1548 näher ein, um drittens die Durchführung des Augsburger Reichsabschiedes, also die Wiederherstellung des Reichskammergerichts, das Interim, den Reichstag von 1550 und das Verhältnis zwischen Karl und Ferdinand eingehend zu schildern.

Das dritte Buch bis S. 753 enthält den Umschwung. Der kursächsische Aufstand mit den militärischen und diplomatischen Aktionen Moritzens wird nach allen Seiten hin beleuchtet, dann die Vorgeschichte des Augsburger Reichstages gegeben und schliefslich der Gang der Verhandlungen auf dem Tage mit Hervorhebung von Einzelheiten dargestellt. Die leitenden Staatsmänner beider Parteien lernen wir genau kennen und wir erfahren, welche Folgen das Zurücktreten der Berufstheologen hinter den Juristen und Diplomaten für den Gang und Abschied des Reichstags hatte. Mit eingehender Würdigung des Religionsfriedens, des Landfriedens und der Reichskammergerichtsordnung schliefst der Band. „Erreichte die Justizgesetzgebung an Wert auch nicht die Ergebnisse des Reichstags auf dem Gebiet des Religions- und Landfriedens, so reihte sie sich doch nach ihrem ganzen Geiste in die sonstigen Resultate der Augsburger Versammlung ein. In allen drei Materien trat zu Tage, dafs man von einer Bevormundung des deutschen Territorialfürstentums, wie sie von den Bestrebungen Karls V. allenthalben vielleicht in übertriebener Weise befürchtet worden war, nichts wissen wollte, dafs man gegen Friedensstörungen — eine gröfsere Sicherheit wünschte und dafs man diese Garantieen nicht mehr in der kaiserlichen Taktik eines Ausgleichs der dogmatischen Kontroversen und in einer prinzipiell abgelehnten Gleichberechtigung des Protestantismus mit der alten Lehre, sondern im Bestreben erblickte, den nun einmal vorhandenen verschiedenen religiösen Strömungen ihren Spielraum zu lassen und durch dieses Zugeständnis eine sachliche Behandlung nicht kirchlicher allgemeiner Bedürfnisse zu sichern" (S. 754 f.)

Ein sehr sorgsam angelegtes Register macht erfreulicherweise den Beschlufs. —

Mein Gesamturteil über das Werk ist nun folgendes. Die Hauptaufgabe ist mit grofsem Fleifs und umfassender Kenntnis aller einschlägigen Schriften glücklich gelöst; es herrscht aber oft unnötige Weitschweifigkeit und es fehlt oft an innerer Wärme.

Recht gut versteht es Verf., die einzelnen Vorgänge aus sich selbst heraus zu erklären und zu würdigen, und mit Glück ist er bemüht gewesen, bei den Hauptbegebenheiten die Beweggründe und die Zwecke der Urheber sowie die mutmafslichen Folgen darzulegen .namentlich mit Rücksicht darauf, ob sie etwa von vornherein beabsichtigt waren (vgl. z. B. S. 296 ff. über Karl V). Die Eigenart der handelnden Persönlichkeiten erscheint bei W. in der That oft in anderer Beleuchtung als bisher. Ob das Neue immer das Bessere ist, mufs allerdings fraglich bleiben (namentlich S. 338 uud 350!). Um den mir zur Verfügung stehenden Raum nicht zu überschreiten und mit Rücksicht auf die in dieser Zeitschrift 1899 S. 244—254 erfolgte Besprechung des Brandenburgschen Werkes über Moritz von Sachsen will ich mich begnügen, folgende Urteile unseres Verfs. über die ebengenannte hochwichtige, aber grundverschieden aufgefafste Persönlichkeit anzuführen. „Die Gravitation nach entgegengesetzten Richtungen prägte auch der Regierung des Herzogs Moritz ihren Stempel auf" (S. 330). „M. erkannte von vornherein (NB!) so viel, dafs ihn der andere Weg [eine Mittelstellung zwischen den Parteien zu gewinnen] viel sicherer zum Ziel führte, falls die Gefahr, sich zwischen zwei Stühle zu setzen und leer auszugehen, vermieden wurde" (S. 332). „M. mufste den Eindruck eines selbständig eingreifenden, von eigenen Gesichtspunkten beherrschten Mannes erwecken" (S. 334). „Alle seine militärischen Mafsregeln werden durch diplomatische Motive bedingt, gerade die schwunghafte Aufsenseite seines Wesens hat in konsequenten politischen Zielen und vorsichtigem Abwägen aller irgend wie geeigneten Mittel ihre Ursache" (S. 336 Anm.). „Auch diesmal verfolgte der Kurfürst in seinen Verhandlungen — scheinbar völlig widersprechende Zwecke" (S. 626).

Ich stehe, was die Beurteilung des vielgewandten Moritz im allgemeinen, namentlich was sein allmähliches Werden anlangt, mehr auf Brandenburgs als auf Wolfs Seite [1]). Vollständige Klarheit und Gewifsheit wird sich indes meines Erachtens über manche Vorgänge aus des Kurfürsten vielbewegtem Leben nie erzielen lassen. Dies gilt insbesondere auch von der braun-

---

[1]) Wolf selbst urteilt in dem (erst nach Vollendung dieser Besprechung mir zugegangenen) Neuen Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde Band XX (1899) S. 71 folgendermafsen über Brandenburgs Buch: „Die Differenzen der Gesamtauffassung des Albertiners scheinen mir nicht so grofs, als ich — erwartet habe. Bisweilen hat wohl Br. seine neuen Ergebnisse etwas zu scharf der herkömmlichen Auffassung entgegengestellt, aber das mindert nicht sein Verdienst, ein gewaltiges Aktenmaterial zu einem lesbaren [das sagt zu wenig!] Werke verarbeitet zu haben, welches — anregende Partieen in Fülle enthält". An seiner etwas abweichenden Auffassung der Verhandlungen zwischen Karl und Moritz hält Wolf fest und wiederholt frühere Bedenken (vgl. sein Buch S. 331 Anm.).

schweigischen Unternehmung, über die sich W. (S. 336 Anm.) so äufsert: „Ich will die Möglichkeit nicht ganz bestreiten, dafs Br. den Beweis für seine Behauptungen — noch erbringt". Ich meine: das Dunkel wird völlig niemals gelichtet werden können. Denn wie steht's überhaupt mit dem Wert von Gesandschaftspapieren? Einer der allerersten Kenner, Bismarck, urteilte bekanntlich: „Die Depeschen und Briefe sind, auch wo sie einmal etwas enthalten, denjenigen, welche die Personen und Verhältnisse nicht kennen, nicht verständlich; wer weifs da nach 30 Jahren, was der Schreiber selbst für ein Mann war, wie er die Dinge ansah, wie er sie seiner Individualität nach darstellte" u. s. f. An diese Äufserung unseres gröfsten Staatsmannes mufste ich bei der Lektüre des Wolfschen, besonders auf „ausgedehntem Studium der einschlägigen Korrespondenzen" beruhenden, Werkes öfter denken!

Die Darstellung ist mir an manchen Stellen nicht lebendig genug: sehr langsam gleitet sie da einher, während wir gern kräftigen Wellenschlag spürten. Mich, der ich übrigens kein „Sprachfeger" bin (ein einseitiger Gegner des allgemeinen deutschen Sprachvereins, dem ich angehöre, bezeichnet einmal falsch verallgemeinernd dessen Mitglieder so), mich stören die gehäuften Fremdwörter oft sehr. Gleich in der nur eine Seite umfassenden Vorrede finden sich präzis, Interpretation, Motiv, präsumtiv, Konsequenzen, Aktionen, heterogen, parallele, konkrete Situationen, Entwicklungschancen. So gehts dann weiter durch das ganze dicke Buch hindurch. S. 227 kann man sogar lesen, Luther habe die praktische Nutzanwendung seiner Anschauungen in den verschiedensten „Branchen" des alltäglichen Lebens zu zeigen Gelegenheit gehabt. Aufgefallen ist mir der Ausdruck „Momentaufnahmen von den Anschauungen" (S. 125) und „die Gesandten wurden auf Hintersichbringen abgefertigt" (S. 377), sowie die Schreibweise „hartneckig." Sonst ist der Druck sehr sorgfältig. Die Übersichtlichkeit wäre durch Stichworte am Rande wesentlich erhöht: die Inhaltsangaben oben auf der Seite sind nicht immer (vgl. z. B. S. 181, 303, 723) für das Auge wohlthuend.

Was die Anordnung betrifft, so kann man sich damit einverstanden erklären, dafs die Erzählung nicht streng nach der zeitlichen Folge verläuft. Nicht einverstanden aber bin ich mit der Ausführlichkeit des vorliegenden Bandes (die natürlich auch einen ziemlich hohen Preis zur Folge gehabt hat). Die Grundlage des ganzen Werkes will uns W. bieten — er hat sie meines Erachtens viel zu breit angelegt. Ist in einer Geschichte der Gegenreformation eine so eingehende Darstellung der Reichsverfassung und der katholischen und evangelischen Kirche bis 1546 nötig? Konnte Verf. sich nicht mit einer halb so langen Schilderung begnügen, die seine besonderen Anschaungen übersichtlich zum Ausdruck brachte, im übrigen aber auf die rechts- (ich nenne nur den trefflichen Schröder) und kirchengeschichtlichen Dar-

stellungen verweisen? Dafs er die gesamte Litteratur sehr sorgsam verarbeitet hat, ist anzuerkennen. Er brauchte die Anmerkungen aber mit den Nachweisungen nicht so zu belasten, wenn er sie alle ins Register verwies. Jetzt aber finden sie sich sowohl hier als dort. Und Hinweise auf besondere einzelne, der Bearbeitung noch harrende Aufgaben gehören, wie mich dünkt, in Monographieen und Fachzeitschriften, nicht aber in solche gröfsere zusammenfassende Darstellung. — Wenn ich die zu grofse Ausführlichkeit des Werkes tadele, so geschieht das übrigens besonders mit Rücksicht auf unsere, der Gymnasiallehrer, Lage. Docendo discimus — sicherlich, die einen mehr, die anderen weniger. Und von diesen werden wohl manche denken wie der berühmte Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Meineke, der bei seinem Rücktritt (1859) im 46. Dienstjahre froh war, „endlich einmal lernen zn können". Da wir nun alle, um nicht zu verknöchern, mit der Wissenschaft fortschreiten müssen, so wird jeder den dringenden Wunsch gerechtfertigt finden, dafs uns das nicht durch unnötige Weitschweifigkeit der betr. Werke noch mehr erschwert wird. Gerade wegen des zu sehr in Einzelheiten sich verlierenden Archivstudiums ist leider manches treffliche Geschichtswerk ein Torso geblieben. Ich nenne nur Treitschkes Deutsche Geschichte und fürchte, der Sternschen Geschichte Europas wird es ähnlich ergehen. Also Verfasser, Leser und Verleger haben ein gleiches Interesse daran, dafs sich gerade auch in geschichtlichen Werken in der Beschränkung der Meister zeigt.

Görlitz. E. Stutzer.

H. Börner, Lehrbuch der Physik für die drei oberen Klassen der Realgymnasien und Ober-Realschulen, sowie zur Einführung in das Studium der neueren Physik. Zweite Auflage. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. Vorwort, Inhaltsverzeichnis, Sachregister und 481 Seit. Text, mit 365 eingedruckten Abbildungen. gr. 8. geb. 6 M.

Im J. 1892 erschien von demselben Verfasser das Lehrbuch der Physik für höhere Lehranstalten, über welches im Jahrgang 1892 dieser Zeitschrift, S. 308, berichtet worden ist. Dasselbe enthielt zwei Stufen, von denen die erste dem Anfangsunterricht, die zweite dem Unterrichte in den oberen Klassen höherer Lehranstalten dienen sollte. Später entstanden aus der ersten Stufe zwei gesonderte Werke, nämlich 1) die Vorschule der Experimentalphysik für den Anfangsunterricht an Gymnasien und Realgymnasien, 2) der Leitfaden der Experimentalphysik für Realschulen; ebenso aus der zweiten Stufe zwei gesonderte Werke, nämlich 1) der Grundrifs der Physik für die drei oberen Klassen der Gymnasien und 2) das Lehrbuch der Physik für die drei oberen Klassen der Realgymnasien und Ober-Realschulen, welches oben angezeigt worden ist.

Über den Inhalt und die Anordnung des Stoffes in dem letzteren, über die Grundsätze, nach denen der Verf. bei der Bearbeitung verfahren ist, könnte lediglich wiederholt werden, was in dem früheren Berichte gesagt worden ist. Darum möge hier auf jenen verwiesen werden. Nur über die Änderungen, welche Verf. in der neuen Bearbeitung seines Lehrbuches vorgenommen hat, mögen einige Worte hinzugefügt werden.

Soweit sich dieselben auf die Mechanik beziehen, sind sie durchweg zu billigen. Das Kapitel über die Krystallisation konnte ohne Schaden fortgelassen werden, die strengere Hervorhebung der Grundbegriffe und Grundgesetze der Bewegungslehre ist nützlich. Ebenso darf man die Einteilung des Stoffes in der Lehre vom Licht und der Wärme in einen wesentlich experimentellen Teil und einen solchen, welcher die theoretischen Vorstellungen und die daraus abzuleitenden Folgerungen enthält, für zweckmäfsig halten. Übrigens ist diese Anordnung nicht neu, sondern in ähnlicher Weise z. B. auch in dem noch immer vortrefflichen Lehrbuche von Jochmann durchgeführt. Was endlich die breitere Anwendung der magnetischen Kraftlinien und des elektrischen Potentials betrifft, so wird sie von allen denjenigen gebilligt werden, welche meinen, dafs der Schulunterricht der Wissenschaft folgen müsse. Man nennt diese Behandlung der Elektrizitätslehre bisweilen noch zu schwer für die Schule, aber ich bin der Ansicht, dafs überall, wo es möglich ist, diejenige Darstellung eines Stoffes den Vorzug verdient, welche sich auf einfache, klare Grundgesetze stützt, die einzelnen Erscheinungen als Folgerungen derselben ableitet und damit die erdrückende Vielheit gleichwertiger Dinge beseitigt.

Allerdings würde man dann die Überführung der Elektrizitätslehre aus Sekunda nach Prima nicht umgehen können.

Alles in allem darf man das vorliegende Lehrbuch zu den besten zählen, die in der letzten Zeit erschienen sind; zu den bequemen, die dem Lehrer die Arbeit aus der Hand nehmen, gehört es nicht. Aber auch das ist ein Vorzug.

Auf Einzelheiten einzugehen, wäre müfsig. Jeder Berichterstatter hat seine besonderen Wünsche. Aber Eines könnte vielleicht bei einer neuen Auflage erwogen werden, nämlich ob es nicht gut wäre, die geschichtlichen Angaben etwas reichlicher zu bemessen.

Bernburg. E. Hutt.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Bemerkungen zu Horaz Epist. I 1, 60. 61.

In unsern Tagen, in denen das Verständnis für den Wert der altklassischen Bildung geringer geworden ist, verlohnt es sich wohl gelegentlich nachdrücklich darauf hinzuweisen, was einst die Alten selbst Leuten, deren Lebensberuf von der Philologie weit ablag, bedeuteten. Ich meine, dafs hierdurch mit dem Verständnis auch das Interesse für die Klassiker gehoben wird. Horazens Worte:

Hic murus aheneus esto
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa!

erscheinen viel bedeutungsvoller, werden sicher dem Schüler weit näher gebracht, wenn er davon in Kenntnis gesetzt wird, wie sie zwei edlen Männern in bedrängter Lage zur Richtschnur ihres Handelns dienten und sie auf dem Wege der Pflicht festhielten.

Als in dem schwedisch-polnischen Erbfolgekriege Holland 1659 die Vermittlung zwischen Dänemark und Schweden übernahm, behandelte der Schwedenkönig Karl X. Gustav die niederländischen Gesandten mit so schmählicher Brutalität, dafs der damalige Leiter der Generalstaaten Johann de Witt in die peinlichste Verlegenheit versetzt wurde. Dem Gebote der Pflicht und der Ehre zu folgen und thatkräftig gegen Schweden vorzugehen, war geradezu lebensgefährlich; denn die hochmögenden Kaufherren der Republik, denen die Interessen des Geldbeutels über alles gingen, waren nur allzu bereit, den leitenden Staatsmann für jeden Nachteil, der etwa dem Handel aus seinen Entschliefsungen erwachsen konnte, büfsen zu lassen. In seiner Bedrängnis erinnerte sich de Witt der Horazischen Worte:

Hic murus aheneus esto
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa![1])

Er that, was seines Landes Ehre forderte. Der Admiral de Ruyter erschien mit einer stolzen Flotte in der Ostsee und trieb die Schweden in grofse Enge. Als sich 13 Jahre später am 20. August 1673 das Schicksal so vieler republikanischer Häupter an Johann de Witt und seinem Bruder Cornelius erfüllte und die edlen Männer in einer schauderhaften Katastrophe ein grauenvolles Ende fanden, welcher Trost mag da für sie gegenüber den feindlichen Anschuldigungen in dem Bewufstsein gelegen haben:

Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa!

---

[1]) Philippson, Der Grofse Kurfürst I S. 343.

Zu den vertrauten Freunden des Kronprinzen Friedrich, des nachmaligen Königs Friedrich des Grofsen, gehörte ein Leutnant von Borcke, dem der jugendliche Prinz oft in seinen Briefen sein durch das Verhältnis zum Vater schwer bedrücktes Herz ausgeschüttet hatte. Als Friedrich den unseligen Gedanken fafste, sich durch die Flucht der väterlichen Gewalt zu entziehen, nahm Borcke an dem Plane, der sich gegen seinen Herrn und König richtete, nicht teil. Er schrieb nach der Verhaftung des schuldigen Katte an seinen Bruder: „Was mich betrifft, so sage ich:

Hic murus aheneus esto
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa!

Ich beweine das Los der Hauptbeteiligten, aber ich beklage ganz und gar nicht die Helfershelfer dieses verderblichen Anschlages“[1]).

Die unvergänglichen Worte des Horaz „von der ehernen Mauer des guten Gewissens und des Pflichtgefühls“, verdienen es wahrlich, auch heute noch der Jugend eingeprägt und von ihr beherzigt zu werden.

Bunzlau. Georg Haehnel.

Die 3. Versammlung der „Freien Vereinigung der Lehrer an den höheren Schulen im Gebiete der Nahe und der mittleren Saar“.

Die Versammlung fand Samstag, den 1. Juli 1899, zu Oberstein im Hotel zur Post statt.

Zunächst begrüfste der Vorsitzende, Direktor Dr. Koch (St. Wendel) die zahlreich erschienenen Amtsgenossen und sprach den Wunsch aus, es möge auch die diesjährige Versammlung dazu beitragen, dafs das Band gleicher Berufsthätigkeit, welches die Teilnehmer vereinige, noch fester sich schlinge, und dafs neue freundschaftliche Beziehungen unter den Mitgliedern der vertretenen Lehrerkollegien geschlossen würden. Billig und recht erscheine es, bei Beginn der Versammlung eines Mannes zu gedenken, der seit der letzten Zusammenkunft durch einen plötzlichen Tod mitten aus reger amtlicher Wirksamkeit hinweggenommen sei, des Herrn Geheimen Regierungs- und Provinzialschulrats Henning, in dem manche der Anwesenden ihren unmittelbaren Vorgesetzten, alle einen schaffensfreudigen, beliebten Mitleiter des höheren Schulwesens der Rheinprovinz verehrten.

„Herr Henning wurde geboren am 28. Juni 1836 zu Danzig. Nachdem er das Zeugnis der Reife auf einem Gymnasium seiner Vaterstadt erworben hatte, studierte er in Halle und Berlin Theologie und Philologie. Die beiden theologischen Prüfungen sowie die philologische Oberlehrerprüfung legte er in Königsberg ab. Seine lehramtliche Thätigkeit begann er, 25 Jahre alt, im Jahre 1861 an der Realschule zu Wehlau, unterrichtete dann vier Jahre (1863—67) lang als ordentlicher Gymnasiallehrer am Gymnasium zu Insterburg und wurde hierauf als Oberlehrer nach Graudenz versetzt.

Die Liebe zum Berufe eines Lehrers hielt ihn an das Lehramt gefesselt, als ihm kurze Zeit nach seiner Ernennung zum Oberlehrer die Verwaltung eines Pfarramtes zu Graudenz übertragen wurde. Trotz der vielseitigen

---

[1]) Koser, Friedrich der Grofse als Kronprinz S. 65.

seelsorgerischen Arbeiten seines neuen Berufes, mit welchem die Führung der Kreisschulinspektion über eine gröfsere Anzahl von Schulen verbunden war, erteilte er Unterricht an dem dortigen Lehrerinnenseminar. Als Schulrat Bock, selbst ein namhafter Schulmann, ihn hier in seiner Thätigkeit sah und in ihm einen kenntnisreichen Lehrer erkannte, der Schärfe des Urteils mit einer besonderen Gabe der Unterweisung verband und auch als Erzieher hervorragend tüchtig wirkte, da riet er ihm, diese besonderen Gaben ganz und ungeteilt wieder in den Dienst der Schule zu stellen. Doch verblieb Herr Henning noch mehrere Jahre in dem Amte als Pfarrer, wobei ihm die Kriegsjahre 1870/71 Gelegenheit gaben, als Garnisonsprediger die religiösen Bedürfnisse des Militärstandes kennen zu lernen. Mittlerweile erfolgte 1873 seine volle Einstellung in den Schuldienst: zum Kgl. Seminardirektor ernannt, leitete er das Lehrerseminar zu Königsberg, folgte drei Jahre später der nach Osterode verlegten Anstalt, wurde dann mit einer ihn besonders ehrenden Aufgabe betraut, das in der Entwickelung begriffene Seminar zu Öls in Schlesien auszubauen. Dem 1884 seitens seiner vorgesetzten Behörde an ihn ergehenden Ersuchen, die Stelle eines Regierungs- und Schulrats bei der Königlichen Regierung in Breslau zu übernehmen, konnte er infolge eines schweren körperlichen Leidens ebensowenig entsprechen, wie einem später erfolgenden Rufe, die gleiche amtliche Thätigkeit in Magdeburg anzutreten. Erst im folgenden Jahre war dieses Leiden gehoben, und Herr Henning wurde nunmehr als Regierungs- und Schulrat an Siegerts Stelle nach Münster in Westfalen berufen. Vier Jahre später zum Provinzial-Schulrat befördert und dem Königlichen Provinzial-Schulkollegium unserer Provinz überwiesen, hat Herr Henning noch volle neun Jahre mit Eifer und Erfolg die ihm unterstellten höheren Lehranstalten der Rheinprovinz geleitet. Mochte sein neuer Beruf auch noch so viele Anforderungen an ihn stellen, er wufste noch die Zeit zu erübrigen, gemeinnützigen, die Erziehung der deutschen Jugend nach manchen Seiten hin fördernden Bestrebungen dienstbar zu sein: so fanden die Vereine zur Pflege der Jugend- und Volksspiele, sowie des Handfertigkeitsunterrichts für Knaben in ihm einen eifrigen Vertreter.

Am 7. August des vergangenen Jahres befand sich Herr Geheimrat Henning, nachdem er Tags vorher am Progymnasium zu Neunkirchen im Vollbesitze körperlicher und geistiger Frische das Geschäft eines Königlichen Kommissars bei der Reifeprüfung eines Zöglings geleitet hatte, in der Familie seines Sohnes zu Ottweiler und war trotz der drückenden sommerlichen Schwüle eifrig damit beschäftigt, die letzten Vorbereitungen für die Hauptversammlung des rheinischen Zweigvereins zur Förderung des Handfertigkeitsunterrichts der Knaben, die er am folgenden Tage als dessen erster Vorsitzender in Saarbrücken leiten sollte, zu treffen, da traf ihn unerwartet ein Schlagflufs, der ihm sogleich die Besinnung raubte. In den frühen Morgenstunden des 8. August erlöste ihn ein sanfter Tod.

Herr Geheimrat Henning zeichnete sich aus durch ein wohlgeordnetes, vielseitiges Wissen, durch eine klare und bestimmte Auffassung der gegebenen Verhältnisse, durch eine sichere, auf ruhiger, ganz objektiver Beobachtung fufsende Beurteilung der Persönlichkeiten. Recht und schlicht, wie er war, verstand er es in besonderem Mafse, auf die Ansichten anderer einzugehen, sie sorgsam zu erwägen, zu prüfen, das Gute und Brauchbare,

wo er es vorfand, zu schätzen, zu nützen. Einer milden Auffassung, welche eine natürliche, auf echt christlicher Gesinnung beruhende Menschenfreundlichkeit ihm eingab, gerne zugeneigt, wufste er doch auch mit fester Hand einzugreifen, wo höhere, allgemeine Interessen dies unabweisbar erforderten. Bei allem aber, mochten auch Amtsgeschäfte noch so ernster Art sein ganzes Denken umfafst halten, verliefs ihn nie sein echter, tief in seinem innersten Wesen wurzelnder Humor, der auch auf seine Umgebung erfrischend und neu belebend einwirkte. Nach menschlichem Ermessen hätte man dem rüstigen Herrn, der sich täglich körperlichen Übungen unterzog, noch eine ganze Zahl von Jahren frischer, fröhlicher Wirksamkeit voraussagen sollen — aber es kam anders, als menschliche Voraussicht ahnen mochte: er ruht schon fast ein Jahr im Grabe“.

Nachdem die Versammlung auf Ersuchen des Vorsitzenden das Andenken des Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen geehrt hatte, wurden die geschäftlichen Angelegenheiten erledigt.

Für das Jahr 1900 wurde als Tag der Versammlung der erste Samstag im Juli bestimmt, als Ort wiederum Oberstein; doch wurde von verschiedener Seite dem Wunsche Ausdruck gegeben, die Versammlung möge später einmal in Saarbrücken abgehalten werden, um es den Amtsgenossen der an der Saar gelegenen höheren Schulen zu ermöglichen, ohne zu grofse Zeitversäumnis an der Versammlung teilzunehmen. Der bisherige Vorstand wurde durch einmütigen Beschlufs wiedergewählt.

Hierauf sprach Gymnasial-Direktor Back (Birkenfeld) über die vorrömische und römische Zeit der Gegend zwischen der unteren Nahe und der unteren Saar.

„Von dem Gebirgslande, das sich südlich der Mosel vom Rheine und der unteren Nahe zur Saar erstreckt, bestand bis vor kurzem bei vielen das Vorurteil, dafs es in römischer Zeit im ganzen noch wenig besiedelt und nur von ganz vereinzelten gebahnten Wegen durchzogen gewesen sei. Selbst Kennern der römischen Vergangenheit des Rheinlandes schien es, als ich meine Veröffentlichung vom Jahre 1893 mit beigegebener Karte machte, nicht oder kaum glaublich, dafs das römische Strafsen- und Wegenetz der Gegend so entwickelt und vielfach verzweigt war, wie es auf jener Karte erscheint. Jetzt weifs man, dafs auch im rechtsrheinischen Lande, wo die römische Herrschaft von viel kürzerer Dauer war, ein fast ebenso entwickeltes Strafsen- und Wegenetz vorhanden war, wie das heutige. Und in dem von mir zunächst behandelten Gebiete — zu beiden Seiten der oberen Nahe bis vor Oberstein — wurden nach dem Erscheinen meiner Karte noch unzweifelhaft römische Wege entdeckt, nämlich ein Verkehrsweg bei Heimbach und ein Seitensträfschen bei Winnenberg, zu deren Auffindung die zufällige Entdeckung frührömischer Grabstätten führte. Der nur als „wahrscheinlich römische Strafse“ aufgenommene Weg von Birkenfeld nach Heupweiler ist als solche erwiesen worden durch die Aufdeckung einer schweren Steingrundlage kurz vor Heupweiler; und dafs die heutige Landstrafse von Wolfersweiler nach St. Wendel eine römische Militärstrafse war, ist nicht mehr zu bezweifeln, seit die Untersuchung der „Allerburg“ d. h. Altenburg nördlich von Hofeld ergeben hat, dafs diese Befestigung ein römisches Strafsenkastell gewesen ist.

Das römische Strafsennetz unserer Gegend zeigt zunächst grofse

Linien, welche, entsprechend der nordöstlichen Richtung der Gebirgsketten des Hochwaldes und der oberen Nahe, von der Saar zum Rheine gehen. Eine von diesen begleitet die obere Nahe auf der Nordseite in einem Abstande von 5 km und weniger, geht über Castel an der Prims nach Burg Birkenfeld, von da über Brombach und Idar auf die südliche Soonwaldskette und weiter über Stromberg nach Bingerbrück; wie sie auf der südlichen Soonwaldskette bei der „Altenburg“ den Namen „Rennweg“ führt, so auch auf dem Bergrücken von Burg Birkenfeld nach NO, wo sich ein frührömischer Begräbnisplatz an ihr entlang zieht. — Eine zweite Strafse begleitet die obere Nahe in ähnlicher Entfernung auf der Südseite, geht von dem Schaumberg bei Tholey über Wolfersweiler nach der Winterhauch, bei Sobernheim über die Nahe und weiter nach der Gegend von Kreuznach und Bingen. — Andre Linien gehen, diese Linien durchquerend, von NW nach SO, so von Hermeskeil nach St. Wendel, von Allenbach nach Baumholder, von Simmern auf dem Hunsrück über den Soonwald nach Burg Böckelheim an der Nahe. Aber es gab auch von N nach S gerichtete Linien, unter denen die von Birkenfeld über Wolfersweiler nach St. Wendel gehende offenbar von grofser Bedeutung war, deren nördliche Fortsetzung über den Hochwaldpafs bei Hüttgeswasen zur Mosel führt.

Bei wichtigeren Punkten, wie bei dem Schaumberg, bei St. Wendel und Birkenfeld, läuft eine gröfsere Zahl von Linien zusammen.

Nach der vorläufigen Feststellung des römischen Strafsennetzes bei der oberen Nahe ergab sich nun aber die auffallende Erscheinung, dafs die in dieser Gegend sehr zahlreichen Hügelgräber durchweg bei Strafsen und Wegen liegen, die sicher oder mutmafslich in römischer Zeit vorhanden waren. Die Hügelgräber aber rühren, wie überhaupt im Rheinlande, so auch hier zu Lande nach ihren Fundstücken fast ohne Ausnahme aus vorrömischer Zeit her; bei der oberen Nahe ist bis jetzt nur ein Hügelgrab mit einem Erzeugnis römischer Zeit gefunden worden (südlich von Oberbrombach). So mufste der Schlufs gezogen werden, dafs die römischen Wege dieser Gegend zu einem grofsen Teil bereits in vorrömischer Zeit entstanden sind — und zwar um so mehr, weil ein ähnliches Verhältnis zwischen der Lage der Hügelgräber und den alten Wegen auch in anderen Teilen des Gebietes zwischen der unteren Nahe und der Saar hervortritt, so besonders auf der Hochfläche des Hunsrücks und bei Hermeskeil.

In vorrömischer Zeit entstanden zunächst Wege, die von der Natur vorgezeichnet waren; in einem Gebirgslande sind das namentlich Höhenwege d. h. Wege, die, so weit als möglich, über Bergrücken hinlaufen. — Zu den vorrömischen Höhenwegen unserer Gegend gehört von den erwähnten römischen Linien die, welche von der Saar über Castel und Birkenfeld zum Rheine geht, die mit vielen Unterbrechungen durch Thaleinschnitte immer wieder Bergrücken benutzt, welche in derselben Linie nach NO gehen, bis sie zuletzt, dem unwegsamen Gebirge ausweichend, sich mit östlicher Richtung nach Bingerbrück wendet. Hügelgräber liegen und lagen an diesem Wege, so weit sichere Feststellungen gemacht sind, auf dem Peterberge zwischen Castel und Sötern, bei Brücken westlich von Birkenfeld und auf der Heide bei Hennweiler nördlich von Kirn. Ebenso finden sich an dem Höhenwege, der die obere Nahe auf der Südseite begleitet, mächtige Grabhügel in der Winterhauch südlich von Oberstein. Ferner gehört offenbar zu

den vorrömischen Höhenwegen der Weg von Kirn nach Kirchberg, der über den Lützelsoon und dann über den Rücken zwischen den Thälern der Kir oder des Hahnenbachs und des Simmerbachs führt; Gruppen von Hügelgräbern liegen an diesem Wege südlich vom Lützelsoon und in dessen Nordabdachung im Kirchberger Stadtwald, ferner eine sehr zahlreiche Gruppe bei Hecken südlich von Kirchberg, ebenso der Weg, der von Kirn über den Rücken zwischen der Kir und dem Hosenbach nach Rhaunen und über Büchenbeuren zur Mosel führt, mit Hügelgräbern in der Gegend von Wickenrodt. Desgleichen der Weg, welcher westlich von St. Wendel über den Höhenzug von Bildstock nach dem „Varuswalde“ bei Tholey führt, der gewöhnlich auch nur als römischer Weg angesehen wird; auch ihm zur Seite liegen an mehreren Stellen Hügelgräber.

Aus vorrömischer Zeit rühren aber auch Wege her, die, ohne nach ihrem allgemeinen Charakter Höhenwege zu sein, wichtige Mittelpunkte der Besiedelung verbanden. Dafs der weite Thalkessel von Birkenfeld bereits im Jahrtausend vor Christus ziemlich stark besiedelt war, läfst sich daraus erkennen, dafs er rings von Gruppen von Hügelgräbern umgeben war und auch innerhalb der jetzigen Stadt ein wichtiger vorrömischer Grabfund gemacht worden ist. Von ähnlicher Bedeutung für die vorrömische Besiedelung war der Kessel von St. Wendel und die Gegend von Hermeskeil.

Aus diesen kurzen Andeutungen ergiebt sich bereits, dafs die Römer nicht blofs das Moselthal und die offene Landschaft an der unteren Nahe, sondern auch die Berglandschaft zwischen der unteren Saar und dem Rheine als eine ziemlich bevölkerte und wegsame vorfanden. Die mehr oder weniger kunstvollen und zum Teil kostbaren Grabfunde lassen erkennen, dafs die Gegend wenigstens insofern an einer höheren Kultur teilnahm, als auch bessere kunstgewerbliche Erzeugnisse durch den Handel dahin gelangten und Absatz fanden. Die einheimische Verfertigung von Thongefäfsen hatte sich bereits vor dem Einzuge der römischen Kultur zu einer gewissen Höhe entwickelt. Wie ferner im inneren Gallien schon vor Cäsar Häuser mit Steinmauern gebaut worden sind, so ist vor einigen Jahren an der Strafse von Birkenfeld nach Idar zwischen Nieder- und Ober-Brombach ein Gebäude aus keltischer Zeit entdeckt worden, von dem noch schwache Mauerreste und steinerne Unterlagen von Pfosten vorhanden waren.

Dies alles entspricht dem Bilde, welches wir uns überhaupt von dem Kulturzustande Galliens vor der römischen Zeit machen dürfen.

Es wird zum teil angenommen, dafs die Kelten erst um das Jahr 400 v. Chr. in die hiesige Gegend eingewandert seien. Wenn das ausreichend begründet werden könnte, was ich bezweifle, müfste angenommen werden, dafs schon unter einem unbekannten Volke, das vor den Kelten hier gewohnt hätte, das Wegenetz zu einem guten Teil entstanden wäre. Denn die Hügelgräber an manchen der in Betracht kommenden Wege bergen nicht blofs Erzeugnisse der sogenannten La Tène-Kultur, deren Anfang ebenfalls um 400 v. Chr. gesetzt wird, sondern auch nicht wenige Gegenstände der Hallstatt-Kultur, die um 800 begonnen hat.

In dieser Hinsicht ist von besonderem Interesse der erwähnte Weg von Birkenfeld nach St. Wendel. An diesem begegnet man zunächst einer Gruppe von Hügelgräbern zwischen Burg Birkenfeld und dem Bahnhof Birkenfeld-Neubrücke in dem Walde „Brand“; in den aufgegrabenen Hügeln haben

sich einerseits Gegenstände aus der Hallstattzeit gefunden, namentlich die für diese Kultur bezeichnenden glatten Halsringe, verziert mit spiralförmigen Rillen in wechselnder Richtung, die man kurz „Ringe mit wechselnder Torsion" zu nennen pflegt, andrerseits aber der La Tène-Zeit eigene Schmuckringe, die mit Knöpfen in geringerer oder gröfserer Anzahl verziert sind. — Die zweite Gruppe liegt in dem Walde „Hasselt" dicht bei Birkenfeld-Neubrück. In einem ungewöhnlich grofsen Grabhügel fand sich hier eine der etruskischen Schnabelkannen, an denen die Gegend zwischen der unteren Nahe und der unteren Saar besonders reich ist. So weit es mir bekannt ist, haben sie sich regelmäfsig in sehr grofsen Hügeln gefunden, also wohl den Gräbern fürstlicher Persönlichkeiten, bei deren Bestattung viele ihre Schaufeln Erde zur Errichtung des Hügels beigetragen haben. Diese Kannen gehören der älteren La Tène-Zeit an, die man auch die etruskische Periode nennt. Doch auch ein Hallstatt-Armring aus dem Walde „Hasselt" befindet sich in der Birkenfelder Sammlung. — Zwischen Birkenfeld-Neubrück und Wolfersweiler liegt eine dritte Gruppe auf dem „Heidskopf"; es haben sich da Hallstattringe mit wechselnder Torsion, Armringe, die derselben Zeit angehören, ein La Tène-Armring, auch ein goldener Fingerring gefunden. — An einer vierten Stelle, auf dem „Kriegshübel" östlich von Hirstein, lassen die da gefundenen Thongefäfse und Bronzeringe auf jetzt zerstörte Grabhügel schliefsen; unter den Ringen befand sich ein schöner La Tène-Ring, der in der Birkenfelder Sammlung aufbewahrt ist.

Sehr bedeutsam für die Entstehungszeit der gröfseren Verkehrswege unseres Gebirgslandes ist ferner ein Fund von zahlreichen grofsen und kleinen Schmuckringen der Hallstattzeit, welcher vor kurzem auf dem „Heupelskopfe" bei dem Dorfe Bosen an dem alten Wege von Hermeskeil nach St. Wendel gemacht wurde. Dafs dieser zwei Mittelpunkte der Besiedelung verbindende Weg überhaupt in vorrömischer Zeit entstanden sei, darauf hatten bereits die an ihm liegenden Hügelgräber südöstlich von Hermeskeil hingewiesen; durch den Bosener Fund ist es nun wahrscheinlich geworden, dafs auch er schon in der ersten Hälfte des Jahrtausends v. Chr. vorhanden war.

Auf der Hochfläche des Hunsrücks liegen Gruppen von Hügelgräbern bei dem Wege, welcher aus der Gegend des „Stumpfen Turmes" über die Wasserscheide zwischen Mosel und Nahe zum Rheine geht, der ohne Zweifel in römischer Zeit auch von Bedeutung gewesen und wenigstens streckenweise regelmäfsiger angelegt worden ist, im Walde nördlich von Büchenbeuren, ferner östlich von Würrich und bei dem Gammelshauserhof südlich von Kastellaun. Ganz besondere Beachtung aber verdient die Erscheinung, dafs auch an der berühmten „Römerstrafse" des Hunsrücks westlich von Kirchberg im Walde Brauschied zu beiden Seiten Hügelgräber sich hinziehen; an der Nordseite sind 50 gezählt, an der Südseite 10. Da, wie erwähnt, auch südlich von Kirchberg im „Bannholz" bei Hecken zahlreiche Hügelgräber an den Seiten des Höhenweges nach Kirn liegen — es sind ihrer 100 gezählt — und ferner östlich von Kirchberg im Walde „Hallschied" zu beiden Seiten des nach Ravengirsburg führenden Weges eine grofse Zahl (27), so kann nicht bezweifelt werden, dafs das als römisches Kastell bekannt gewordene, dem Namen nach keltische Dumnissus (an Stelle des heutigen Kirchberg), das weithin durch seine Lage die Hochfläche beherrscht, im Jahrtausend v. Chr. Geburt ein sehr bedeutender Mittelpunkt der Besiedelung

war. Und so dürfte es mehr als eine blofse Vermutung sein, dafs auch schon in vorrömischer Zeit ein grofser Verkehrsweg, der von der Mosel bei Trier zum Rheine führte, auf der freien Hochfläche in gerader Linie dem weithin ragenden Dumnissus zustrebte, und dafs derselbe in römischer Zeit nur mit schärferer Linienführung kunstgerecht ausgebaut wurde.

Dafs unser Gebirgsland auch vor der Hallstadtperiode schon bewohnt war, geht aus manchen Funden hervor, welche der Bronzezeit und der Steinzeit angehören. So sind unter anderem sogenannte Randkelte gefunden worden, darunter zwei bei Nohen; ferner schön geschliffene Steingeräte bei Gemünden und bei Idar, Feuersteinbeile südlich von Büchenbeuren in der „Gräbenhecke“ und am Rande des Hochwaldes bei Achtelsbach. Besonders merkwürdig aber für die vorrömische und römische Besiedelung der Gegend ist jener erwähnte Platz zwischen Nieder- und Ober-Brombach, wo sich im Fufsboden des Gebäudes aus keltischer Zeit ein rohes Steinmesser, aufserdem Scherben von Gefäfsen der jüngsten Steinzeit gefunden haben, und wo, nachdem das Gebäude durch Feuer zerstört war und sich durch Abschwemmung von dem Abhang des „Rothenbachsberges“ eine Schicht von lehmiger Erde und Kies über die Trümmerstätte gelagert hatte, in frührömischer Zeit eine ansehnliche Begräbnisstätte angelegt wurde“.

Der Vortrag erntete lebhaften Beifall und gab Anlafs zu einer eingehenden Besprechung. Anfragen wurden zunächst gestellt und beantwortet über die charakteristischen Merkmale der Funde aus der Hallstattperiode und der La Tène-Zeit. Direktor Dr. Wehrmann (Kreuznach) warf die Frage auf, ob über die Herkunft einer abgeschlossenen Gruppe von Bewohnern einiger Gegenden im Gebiete der Saar, die sich von den Umwohnenden durch pechschwarzes Haar und schwarze Augen scharf schieden, etwas Bestimmtes ausgemacht sei, Direktor Dr. Koch (St. Wendel) wies hin auf die noch wohl nicht gelöste Streitfrage, ob die Trevirer germanischen oder keltischen oder gemischten Ursprungs seien. Auch dies rief eine lebhafte Besprechung hervor, an der sich Prof. Martin (Kreuznach) und besonders Direktor Back (Birkenfeld) beteiligten. In ihrem Verlauf machte Direktor Dr. Koch auf die Schrift von Dr. Hans Lehner über den „Hunnenring bei Otzenhausen“ (Trier, Verlag von Lintz) aufmerksam, die wertvolle Notizen über die Vorgeschichte der hiesigen Gegend enthalte.

Als letzter Punkt der Tagesordnung folgte ein Vortrag des Oberlehrers Kretzschmar (Neunkirchen, Bez. Trier) über die Aufgaben des Unterrichts in der Erdkunde und die Verteilung des Lehrstoffs auf die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Derselbe äufserte sich folgendermafsen:

Den Grad der Wertschätzung des geographischen Unterrichts auf den höheren Schulen noch vor nicht allzu langer Zeit kennzeichnet der Ausspruch eines hervorragenden Schulmanns auf der Oktober-Konferenz von 1873: „Die Geographie, die ich übrigens nicht als eine Wissenschaft anerkennen kann, ist ein Mosaik mannigfacher mehr oder weniger nützlicher Notizen“. Als Ziel und Zweck des geographischen Unterrichts wird damit gewissermafsen hingestellt lediglich eine Aufspeicherung von toten Länder- und Völkernamen, von Berghöhen und Flufslängen, von Quadratkilometern und Einwohnerzahlen. Dem gegenüber steht die Definition der Geographie, wie sie Kirchhoff an die Spitze seiner Abhandlung in Baumeisters Handbuch

stellt: „Geographie oder Erdkunde ist die Wissenschaft von der Erde sowie von der Wechselbeziehung zwischen der Erde und ihren Bewohnern". Erfreulicherweise ist jetzt die von Bonitz vertretene Ansicht ein überwundener Standpunkt, und es hat sich die Ansicht von Kirchhoff zu allgemeiner Geltung durchgerungen. Der geographische Unterricht soll nicht den Kopf des Schülers mit zusammenhanglosen Notizen füllen, er soll ihm ein lebendiges Bild geben von dem Aufbau und der Lage der Länder, von ihrer Fauna und ihrer Flora, von dem Menschen auch, der sie bewohnt, seinen Erwerbs- und Verkehrsverhältnissen, seinen nationalen Eigentümlichkeiten und seinen staatlichen Einrichtungen.

So wird auch in den neuen preufsischen Lehrplänen als Ziel hingestellt verständnisvolles Anschauen der umgebenden Natur und der Kartenbilder, Kenntnis der physischen Beschaffenheit der Erdoberfläche und ihrer politischen Einteilung, sowie der Grundzüge der mathematischen Geographie, und in den methodischen Bemerkungen wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dafs der Gedächtnisstoff überall zu beschränken, auf verständnisvolles Anschauen das Hauptgewicht zu legen ist.

Wenn auch die neuen Lehrpläne die Geographie nicht in dem Mafse berücksichtigen, wie es die geographischen Fachlehrer gewünscht hätten, so weisen sie doch verschiedene Fortschritte gegen früher auf. Zunächst ist die Einheitlichkeit des Atlas vorgeschrieben, sodann ist auf Untersekunda eine Stunde ausdrücklich der Geographie vorbehalten, und endlich sind für die einzelnen Klassen die Pensen genau bestimmt. Dadurch kommt wenigstens der Übelstand in Fortfall, dafs eventl. ein Schüler, der zum Wechsel der Anstalt gezwungen ist, einen oder den anderen Abschnitt des Pensums garnicht kennen lernt. Leider ist die Zahl der der Geographie zugewiesenen Lehrstunden auch jetzt noch beschränkt, zumal auf den gymnasialen Anstalten, während für die realen Anstalten wenigstens der Tertia je zwei Stunden zugewiesen sind.

Was nun die Verteilung der Pensen auf die einzelnen Klassen und ihre Verbindung mit anderen Lehrfächern betrifft, so weisen die methodischen Bemerkungen auf einen dreifachen Kursus hin. Den vorbereitenden Unterricht auf VI (und wohl auch V) weisen sie im allgemeinen dem Lehrer der Naturwissenschaften zu, den eigentlichen Unterricht auf der Mittelstufe dem der Geschichte, den wiederholenden Unterricht in der physischen und politischen Geographie auf der Oberstufe dem Lehrer der Geschichte, die allgemeine und mathematische Erdkunde auf derselben Stufe dem Lehrer der Mathematik und Physik. Daraus sowie aus der Verteilung der Klassenpensen geht hervor, dafs namentlich auf der Mittelstufe der geographische Lehrgang sich bewegen soll im Anschlufs an den geschichtlichen Unterricht, was auch im Interesse der Koncentration wünschenswert ist. Im geschichtlichen Unterricht lernt der Schüler die Geschicke der Menschen kennen, welche die Erdräume bewohnen, die hervorragenden Persönlichkeiten, welche in die Entwicklung der Völker bestimmend eingegriffen haben; und da ist es doch natürlich, dafs er zugleich auch die Schauplätze kennen lernt, wo jene gewirkt haben, dafs er aufmerksam gemacht wird auf die vielen Beziehungen, die sich ergeben zwischen den Völkern, von denen er hört, und den Ländern, die sie bewohnen.

Bei der Besprechung der einzelnen Pensen möchte ich die beiden Haupt-

teile der Geographie auseinanderhalten, die allgemeine Erdkunde, speziell die mathematische und die physisch-politische Geographie. Die Lehrpläne unterscheiden noch zwischen der allgemeinen Erdkunde und der mathematischen Geographie; sie weisen das Wichtigste aus der allgemeinen Erdkunde, d. h. der Betrachtung des Erdkörpers als Ganzes, der Entwicklungsgeschichte und ihres organischen Lebens den oberen Klassen zu. Damit soll indessen nicht gesagt sein, dafs nun die allgemeine Erdkunde aus den übrigen Klassen verbannt ist; manches aus derselben ist auch auf den unteren und mittleren Klassen teils unentbehrlich (Anordnung und Form der Gebirge und Thäler, Meeresströmungen und Gezeiten, Temperatur und Winde u. a.), teils wünschenswert (geologische Verhältnisse von Deutschland).

Die mathematische Geographie wird von den Lehrplänen den Klassen VI und IIb zugewiesen. Für VI heifst es: die Grundbegriffe der mathematischen Erdkunde elementar. Der Unterrichtsstoff für diese Klasse kann selbstverständlich nur sehr beschränkt sein, da den Schülern für viele Erscheinungen das Verständnis mangelt. Man wird sich damit begnügen müssen, sie mit Hülfe eines Horizontariums, eines Telluriums, eines Globus bekannt zu machen mit Horizont und Himmelsrichtungen, dem scheinbaren und wirklichen Lauf der Gestirne, der Kugelgestalt der Erde und ihrer doppelten Bewegung mit dem daraus sich ergebenden Wechsel von Tag und Nacht und der Jahreszeiten, der Bedeutung der Meridian- und Parallelkreise, Wende-, Polarkreise und Zonen. Auf die Entstehung der Kreise wird man nicht eingehen, ebensowenig den Sextaner mit den Beweisen für die Kugelgestalt der Erde plagen, allenfalls ihm an dem Globus und einem Schiffchen das allmähliche Auftauchen und Verschwinden ragender Gegenstände ad oculos demonstrieren.

Die zweite Stufe dieses Unterrichts legen die Lehrpläne nach IIb. Die Schüler haben jetzt so viel mathematische Kenntnisse gesammelt, dafs sie imstande sind, die mathematischen Grundlagen des Unterrichts zu verstehen. Der Unterricht beginnt wie in VI mit der Betrachtung des Horizonts und des Himmelsgewölbes, es folgt der scheinbare Lauf der Sonne, des Mondes und der Sterne. Bei dem scheinbaren Lauf der Sonne kommen auch die Dämmerungserscheinungen und die Verschiedenheit der scheinbaren Bewegungen für die verschiedenen Teile der Erde zur Besprechung. Man geht dann über auf die Kugelgestalt der Erde und ihre Achsendrehung, woraus sich die Entstehung von Tag und Nacht, des Gradnetzes und der Zeit ergiebt. Daran schliefst sich die Umdrehung der Erde um die Sonne sowie die Entstehung und der Wechsel der Jahreszeiten, der Lauf und die Beleuchtung des Mondes, die Entstehung und der Verlauf der Finsternisse. Den Schlufs bildet eine Betrachtung über unser Sonnensystem, Fixsterne und Kometen. Als Apparat wird bei uns ein Mangsches Riesentellurium benutzt.

Hinsichtlich der eigentlichen Länderkunde lautet die Aufgabe für VI: Grundbegriffe der physischen Erdkunde elementar und in Anlehnung an die nächste örtliche Umgebung. Erste Anleitung zum Verständnis des Reliefs, des Globus und der Karte. Oro- und hydrographische Verhältnisse der Erdoberfläche im allgemeinen und, nach denselben Gesichtspunkten, Bild der engeren Heimat insbesondere. Hier erhebt sich zunächst die Streitfrage, ob die Heimatkunde als solche ein Lehrgegenstand der höheren Schulen sein soll. Einige, z. B. Jäger, verneinen es ganz bestimmt und weisen diesen Unterricht der Elementarschule, resp. Vorschule zu. Schiller nimmt einen

vermittelnden Standpunkt ein, insofern er den heimatkundlichen Unterricht auf die Sexta verweist, wenn der Vorkursus gefehlt hat, jedenfalls aber eine rasche Wiederholung und Erweiterung wünscht. Matzat dagegen in seiner Methodik weist diesem Unterricht ein, event. sogar zwei Jahre zu, verlangt also einen ganz ausführlichen Betrieb. Auch Kirchhoff macht die Heimatkunde zur Grundlage des geographischen Unterrichts. Die Fassung der Lehrpläne ist ihm allerdings zu eng, insofern darin nur die Rede ist von Grundbegriffen der physischen und mathematischen Geographie, die heimatkundlich begründet werden sollen, und doch von Anfang an der Mensch mit seinen Werken als integrierender Hauptbestandteil des Lebens der Erdoberfläche nicht aufser Acht gelassen werden darf. Von einer Ausschöpfung des heimatkundlichen Lehrstoffes sieht er ab, da ja nur ein Teil des Sextakursus zur Verfügung steht. Den Standpunkt Kirchhoffs teilt auch Rich. Lehmann; beide wollen auch die Heimatkunde nicht auf VI beschränken, sondern bis in die Prima hinauf soll sie die Quelle der Anschauung für die Schüler bilden.

Ist somit die Frage, ob die Heimatkunde diesen Unterrichtsgegenstand bilden soll, wohl zu bejahen, so fragt es sich weiter: Was soll sie behandeln? Ich will sie zunächst negativ beantworten mit den Ausführungen Kirchhoffs: Die Heimatkunde „ist nicht die Kunde von Städten, Dörfern, Flüssen, Bergen der näheren Heimat um ihrer selbst willen, womöglich mit höchst ungeographischen Zuthaten aus der Verwaltungskunde verbrämt und höchst loyal in eine Provinz- oder Staatsgrenze eingehegt, selbst wenn diese gar nicht in der Landesnatur begründet ist“. Nicht Selbstzweck, sagt er weiterhin, „ist das Betrachten von Natur und Volk der mit dem Blick zu umspannenden Heimat, vielmehr soll das blofs Mittel sein zu dem erhabenen Zweck einer Induktion geographischer Grundbegriffe und Grundwahrheiten“. Durch die unmittelbare Anschauung soll also der Knabe die Objekte kennen lernen, die der geographische Unterricht ihm vorführt, die Erscheinungen am Himmelsgewölbe und auf der Erde, Horizont und Himmelsgegenden, den Lauf der Sonne und des Mondes, Berg und Thal in ihren verschiedenen Formen, Quelle, Bach und Flufs, Wald, Wiese und Acker mit ihrem Pflanzen- und Tierleben, die Siedlungen der Menschen und ihre Beziehungen zur Landschaft. Allerdings ist das Gebiet, das der einzelne Schüler durch unmittelbare Anschauung kennen lernt, immer ein beschränktes, und für sehr viele Begriffe wird das passende Anschauungsobjekt fehlen; so werden besonders für das Hochgebirge mit seinen Erscheinungen, sowie für das Meer mit seinen Küstenformen sich bedauerliche Lücken ergeben, doch können hier künstliche Anschauungsmittel, sowohl plastisch nachgebildete, Reliefs und Modelle, als bildlich dargestellte zur Aushülfe dienen. Es mufs jedoch davor gewarnt werden, nun etwa eine systematische Durchnahme der geographischen Lehrbegriffe, wie sie manche Lehrbücher bieten, vorzunehmen; im Gegenteil, sehr viele Begriffe werden erst dann einer Erklärung bedürfen, wenn sie später im Unterricht vorkommen.

Zur Behandlung der Heimatkunde verweise ich auf das Buch von Matzat: Methodik des geographischen Unterrichts, wo die Gegend von Weilburg behandelt wird, sowie auf mehrere Aufsätze in den Lehrproben und Lehrgängen, so Heft 6, Heimatkunde von Jena von Peter und Piltz, und Heft 45, Heimatkunde von Kolberg von Klaje.

Bei der Einführung in das Kartenverständnis soll zweierlei dem Schüler zur Erkenntnis gebracht werden, einmal die Bedeutung des Kartenmafsstabes und dann die symbolische Sprache der Karte. Das erstere erreichen wir durch Anfertigungen von Zeichnungen des Schulsaales, des Schulhauses mit einer näheren und weiteren Umgebung in verschiedenen Mafsstäben; zur Erzielung des letzteren gebraucht man am besten ein Relief ohne Überhöhung und eine Karte der nächsten Umgegend in grofsem Mafsstabe nebeneinander. Im Relief erkennen die Schüler bald die Oberflächenformen wieder, die sie unmittelbar angeschaut haben, sie sehen auch, wie im Verhältnis zur Fläche die Erhebungen zurücktreten, und durch Vergleichung zwischen Relief und Karte werden sie leicht in die Bedeutung der verschiedenen Flächenfarben und Höhenschichten eingeführt. Sie erkennen die blaue Färbung der Gewässer, die grüne Färbung des ebenen Thalbodens, die braune Färbung der Höhen in ihrer verschiedenen Schattierung. Von grofsem Wert für die Erklärung der Höhenschichten ist ein zerlegbares Modell von dem höchsten Berge der Gegend, das aus Schichten von etwa 100 m zusammengesetzt ist. Ein Eingehen auf Isohypsen und Schraffen ist auf VI nicht zu empfehlen.

Da die genannten Anschauungsmittel nicht an allen Anstalten, vielleicht nur an recht wenigen Anstalten vorhanden sein werden, und da es nicht Sache jedes Lehrers ist, dieselben selbst anzufertigen, so wird man sich meist mit einer Karte des Atlas in möglichst grofsem Mafsstabe oder auch mit einer Idealkarte behelfen müssen.

Für den Rest der VI-Pensums dürften nur noch zwei Tertiale zur Verfügung stehen, also circa 44—46 Stunden, und diese genügen auch zur Bewältigung der Aufgabe. Es wird sich empfehlen, zunächst den Schülern ein Bild über die Verteilung der Land- und Wassermassen auf der Erde zu geben und zwar nach dem Globus, weil dieser die Erdoberfläche am naturgetreusten, ohne jede Verzerrung darstellt. Sodann wird man übergehen zur Behandlung der einzelnen Erdteile, und zwar unter Benutzung von Planiglobenkarten, weil die Erdteilkarten durch die Masse des Stoffes den Schüler verwirren. Auf die Reihenfolge der Erdteile, kommt wenig an; doch dürfte es sich empfehlen, von den einfacheren zu den verwickelteren Verhältnissen fortzuschreiten, also von Australien zu Afrika, Süd- und Nordamerika, Asien, Europa, und sodann unter Benutzung einer in gröfserem Mafsstabe gehaltenen Karte eine etwas ausführlichere Betrachtung des deutschen Reiches anzuschliefsen. Für die Stoffanordnung ergiebt sich als natürlichste Aufeinanderfolge: Lage, Umrisse, Gebirge, Gewässer, Flora, Fauna, Bewohner. Die sogenannte politische Geographie würde auf die Heimat, und auch hier nur in weiten Umrissen, zu beschränken sein.

An Zahlen sind möglichst wenige zu lernen, die Gröfse und Einwohnerzahl der Erdteile, vielleicht die gröfste Erhebung der Gebirge und die gröfste Tiefe des Meeres, für das deutsche Reich Gröfse und Einwohnerzahl, sowie einige besonders hervorragende Höhen (Zugspitze, Schneekoppe, Brocken).

Aufgabe der Länderkunde in den folgenden Klassen ist es, das auf der VI Gelernte zu erweitern und zu vertiefen. Über die Reihenfolge, in der das am besten geschieht, gehen die Meinungen auseinander. Die einen wollen vom „Nahen zum Fernen", andere vom „Fernen zum Nahen". Unsere Lehrpläne gehen von ersterem Grundsatze aus; sie bestimmen für V Deutschland,

für IV Europa, für III wieder Deutschland nebst den aufsereuropäischen Erdteilen, für IIb Europa. Für III und IIb heifst es allerdings „Wiederholung“; aber wer den betreffenden Unterricht gegeben hat, weifs, was diese Wiederholung besagen will, dafs man gut thut, von dem früher Gelernten so gut wie nichts vorauszusetzen.

Für die Behandlung des Stoffes auf V und IV ergeben sich keine besonderen Schwierigkeiten. Zwar würde, wenn wir uns an den Wortlaut der Lehrpläne binden, das Alpengebiet ganz auseinander gerissen, aber ich meine, dafs die Lehrpläne, wenn sie die Geographie Deutschlands vorschreiben, es nicht damit zugleich verbieten, dem gesamten Aufbau der Alpen eine kurze Betrachtung zu widmen und darin die deutschen Alpen einzugliedern. Die Behandlung der physischen Geographie Deutschlands wird sich anschliefsen an die natürliche Gliederung. Dabei halte ich es für ratsam, in der Zergliederung nicht zu weit zu gehen. Die Ausgabe D des Seydlitz zerlegt Deutschland in 12 Teile; Penck in seinem Werke „Das deutsche Reich“ zieht diese bis auf vier zusammen: das Alpenvorland mit seiner Umwallung, das süddeutsche Landbecken, die mitteldeutsche Gebirgsschwelle und die norddeutsche Ebene. Die Hauptsache ist jedoch, dafs jedes Gebiet als ein in sich zusammenhängendes Ganzes betrachtet wird nach seiner Bodengestaltung und Bewässerung, seinem Klima und seinen Beziehungen zum Menschen ohne Rücksicht auf die politische Zugehörigkeit. Der Schüler gewinnt dadurch ein ganz anderes, lebendigeres Bild der Heimat, als wenn er schematisch erst die Gebirge, dann die Flüsse u. s. w. lernt. Er erfährt dabei auch schon manches, was sonst der politischen Geographie vorbehalten wird, aber das erleichtert nur die zum Schlufs folgende Betrachtung der politischen Einteilung.

Bei der Behandlung der Länderkunde von Europa in IV kommt es zunächst darauf an, dafs der Schüler einen klaren Überblick gewinnt über den Aufbau des ganzen Erdteils, die Alpen mit den im W und O anschliefsenden Gebirgen der Apenninen- und Balkan-Halbinsel, die im W, N und O vorgelagerten Mittelgebirgslandschaften und die daran anschliefsenden Tiefländer, die abgetrennten Gruppen der Pyrenäen-Halbinsel, Skandinaviens und Grofsbritanniens. Nach einer Betrachtung über Klima, Pflanzenwelt und Bewohner folgt die Behandlung der einzelnen Länder. Die Frage, in welcher Reihenfolge dies geschehen soll, ist nicht von besonderer Bedeutung. Mit Rücksicht auf den geschichtlichen Unterricht der IV kann man mit der südlichen Halbinsel beginnen und dann in nördlicher Richtung um Deutschland herumgehen. Am naturgemäfsesten wäre es, die Länder in der Reihenfolge zu betrachten, wie sie sich aus der natürlichen Gliederung des Erdteils ergiebt, also Alpenländer, Apenninen-, Balkanhalbinsel u. s. f. Es würden dabei zwar einzelne Länder an mehreren Stellen zur Besprechung kommen, aber durch eine zusammenfassende Schlufsbetrachtung der politischen Grenze würde dieser Übelstand ausgeglichen werden.

Es erübrigt die Frage, ob nicht eine andere Verteilung der Pensen auf diesen Klassen wünschenswert sei. Viele wünschen allerdings als Pensum der V die aufsereuropäischen Erdteile und führen als Hauptgrund das gröfsere Interesse an, das der Schüler den fremden Ländern entgegenbringt. Auch Kirchhoff teilt, obwohl er sich mit der geltenden Vorschrift ausgesöhnt hat, diese Ansicht: „auch die heimischen Gegenden können nicht gesehen,

sondern nur durch Karten und Bildwerk sinnlich kennen gelernt werden. Mehr Verständnis hat der im Binnenlande erwachsende Knabe keineswegs für die Nordsee oder das kurische Haff, für Hamburg oder Königsberg als für Kamerun, die Nilseen, den stillen Ocean oder Peking". Man kann getrost hinzufügen: nicht mehr Verständnis, aber viel weniger Interesse. Es mag das bedauerlich sein, aber es ist so, ein Blick auf die Benutzung der Schülerbibliothek wird jeden überzeugen. Die Reisebeschreibungen aus fernen Zonen sind stets zerlesen, die schönsten Schilderungen der deutschen Heimat halten sich Jahre lang vortrefflich. Für die Verweisung der fremden Erdteile nach V lassen sich aufserdem Möglichkeitsgründe geltend machen. So viel der Quintaner und auch der Quartaner von der Heimat notwendig wissen mufs, kann er von der VI mitbringen; anderseits aber würde einmal der Quintaner bekannt mit den Ländern Vorderasiens und Nordafrikas, in die ihn der geschichtliche Unterricht der IV hineinführt, und vor allem würde die Tertia entlastet werden.

Das Pensum der III hat ziemlich allgemeinen Widerspruch erfahren, nicht nur hinsichtlich der Menge, sondern auch der Stoffverteilung. Für IIIb ist nicht nur die Wiederholung der politischen Geographie Deutschlands, sondern auch die physische und politische Geographie der aufsereuropäischen Erdteile vorgeschrieben. Auf den Realanstalten mit zwei Wochenstunden mag man sich allenfalls durcharbeiten, aber wie auf den Gymnasien mit ihrer einen Stunde? Wenn die politische Geographie Deutschlands im ersten Tertial, also in circa 16—17 Stunden, durchgepeitscht ist, bleiben für die vier Erdteile höchstens 22—23 Stunden übrig. Da nun auch die ständlichen Wiederholungen noch Zeit in Anspruch nehmen, so ist klar, dafs von einer auch nur einigermafsen eingehenden Behandlung keine Rede sein kann, ganz abgesehen von der doch so notwendigen Gesamtwiederholung. Ganz anders liegen die Dinge auf IIIa, wo neben der Wiederholung der physischen Geographie Deutschlands nur die deutschen Kolonieen zu behandeln sind. Die letzteren werden nicht allzuviel Zeit in Anspruch nehmen, da wir im allgemeinen noch nicht recht viel von ihnen wissen. Von einigen, so namentlich den Südseekolonieen, kennen wir nur die Ränder, und diese noch mangelhaft, und auch bei den übrigen ist unsere Kenntnis des Inneren mehr oder weniger unvollständig. Immerhin aber wird dieser Unterricht Gelegenheit bieten, die Schüler über manche Erscheinungen zu belehren, z. B. über Monsune und Passate, Meeresströmungen, vulkanische und Koralleninseln u. a. Für die Behandlung der physischen Geographie Deutschlands bleibt ausreichend Zeit. Das ist auch sehr wünschenswert; denn wir befinden uns jetzt auf der Stufe, wo der Schüler nicht nur über das Aussehen der Erdoberfläche, sondern auch über ihre Entstehung und Bildung etwas erfahren soll, wo er, wenigstens so weit es die deutsche Heimat betrifft, auch in die geologischen Verhältnisse eingeführt werden mufs. Das macht den Unterricht in IIIa nicht nur interessant, sondern auch dankbar. Was gelten dem Schüler schliefslich die Namen der Gebirgszüge, z. B. der verschiedenen Alpenketten, wenn er nichts darüber erfährt als vielleicht ihre Lage und Höhe? Aber sein ganzes Interesse erwacht, wenn ihm gezeigt wird, wie die entfesselten Kräfte der Tiefe gewirkt und die Erdoberfläche zu gewaltigen Falten emporgetürmt, wie dann andere Naturkräfte ihre jetzige Gestalt herausgearbeitet und die abgetragenen Massen zum Aufbau des Alpenvorlandes

verwendet haben. Mit ganz anderen Augen betrachtet der Schüler die rheinische Tiefebene mitten im hochgelegenen Süddeutschland, wenn er, womöglich an der Hand einer einfachen Skizze, darauf hingeführt wird, wie dort vor vielen Jahrhunderten infolge der Abkühlung der Erdrinde zahlreiche Spalten entstanden und mächtige Schollen durch ihre Schwere in die Tiefe gezogen wurden, daſs unter dem Schwemmboden und den Braunkohlenschichten in der Tiefe dieselben Triasschichten lagern, die in groſser Ausdehnung zu beiden Seiten die Umwallung bilden. Er versteht auch, wie bei dem Einsinken der zerborstenen Schollen die feurigen Massen der Tiefe emporquellen muſsten und so mitten in der Ebene den wunderbaren Basaltkegel des Kaiserstuhles bildeten. Hierhin gehören dann weiter auch Belehrungen über die Bildung der Stein- und Braunkohlenlager, der gewaltigen Salzlager, der Seen, Moore u. s. f. Bei der Besprechung der erratischen Blöcke wird man nicht umhin können, den Schülern einige Mitteilungen über die Eisspitzen, über Gletscherbildung und Eisberge zu machen.

Allgemeinen Widerspruch hat die Bestimmung der Lehrpläne hervorgerufen, welche die Behandlung der politischen Geographie Deutschlands der IIIb, die der physischen der IIIa zuweist. Jäger will sie als einen Schreibfehler betrachten, Kirchhoff nennt sie widernatürlich. Wenn wir den Staat nur als rein politisches Gebilde betrachten nach seinen Grenzen, seiner Verfassung und Verwaltung, so hat das wohl mit der physischen Beschaffenheit des Landes nichts zu thun, es gehört aber auch mehr in den geschichtlichen als in den geographischen Unterricht. Fassen wir aber die Menschheit ins Auge, welche diese Grenzen bewohnt, ihre Siedlungen und Beschäftigungen, sprechen wir von Bodenkultur, von Industrie und Handel, so ist die Kenntnis der physischen Beschaffenheit des Landes erforderlich. Man macht für die gegenwärtige Einteilung die Rücksicht auf den Geschichtsunterricht geltend, aber auch das ist nicht begründet. Die politische Geographie wird im Anfang des Untertertianerjahres behandelt, also zu einer Zeit, wo der Schüler von deutscher Geschichte so gut wie nichts weiſs; auch wichtigere der heutigen Staaten werden im Untertertianerpensum höchst flüchtig erwähnt. Die politische Gestaltung des deutschen Reiches ist ein Produkt der geschichtlichen Entwicklung bis in die neueste Zeit, und deshalb sähe ich dieses Pensum am liebsten an das Ende des Pensums der IIb gesetzt. Der Untersekundaner ist mit der Geschichte des Vaterlandes bekannt und kann sich die Buntscheckigkeit der politischen Karte Deutschlands erklären, welcher der Untertertianer verständnislos gegenübersteht. Ein Beispiel aus nächster Nähe. Das Groſsherzogtum Oldenburg reicht, wie ein Reichstagskandidat sich einmal ausdrückte, vom Fels zum Meer, d. h. vom Hunsrück bis zur Nord- und Ostsee. Wie erklärt sich aber der Untertertianer die Zusammengehörigkeit dieser drei räumlich so weit getrennten Landstücke? Soll ihn nun der Lehrer der Geographie erst einweihen in die Verhandlungen des Reichsdeputationshauptschlusses und des Wiener Kongresses? Das ist nicht seine Sache, und er hat auch nicht die Zeit dazu. Nicht besser ergeht es dem Schüler, wenn er den Regierungsbezirk Kassel teilweise auf dem Thüringer Wald und an der unteren Weser suchen soll, von der sächsisch-thüringischen Staatengruppe ganz zu schweigen. Wie mit den Ländern, so ist es mit den einzelnen Orten, deren Entwicklung natürliche Lage und geschichtliche Einwirkung in gleicher Weise beeinflussen. Nehmen wir ein

paar naheliegende bedeutende Städte, Strafsburg und Frankfurt. Es kann doch nicht genügen, dafs der Schüler sich ihre Namen merkt, vielleicht auch die Einwohnerzahl nach der letzten amtlichen Zählung, die schon nicht mehr stimmt, und dazu die eine oder andere zusammenhanglose Notiz. Man mufs dem Schüler erklären, warum gerade dort so blühende Gemeinwesen entstanden, dafs Strafsburg gerade dort liegt, wo der Strafsenzug aus dem schwäbisch-fränkischen in das lothringische Stufenland im Kraichgau und in der Zaberner Steige die beiderseitige Umwallung der Tiefebene durchbricht und den Rhein überschreitet, zugleich die Strafse von Basel nach Mainz kreuzend; dafs bei Frankfurt drei Strafsenzüge zusammenstofsen, von denen zwei nach N und NO im Nidda- und Kinzigthal die mitteldeutsche Gebirgsschwelle überschreiten, während die dritte am Main entlang in das reiche fränkische Stufenland hineinführt, dafs also der Verkehr von Hessen, Thüringen und Franken dort zusammenströmt. Es ist also in erster Linie die äufserst günstige Verkehrslage, welche das Emporblühen dieser Städte begünstigt hat, und diese ist nur zu verstehen auf Grund der physischen Verhältnisse. Aber auch das geschichtliche Moment in der Geographie kommt hier zur vollen Geltung. Erst seit Frankfurt seine Selbständigkeit verloren hat und in Preufsen aufgegangen ist, seit Strafsburg wieder deutsch ist, datiert der gewaltige Aufschwung beider Orte; der erstere bekam das ihm bis dahin fehlende politisch mit ihm verbundene Hinterland, der andere wurde dem Staatswesen wieder eingefügt, zu dem er seiner natürlichen Lage nach gehörte.

Über das Pensum der IIb kann ich mich kurz fassen. Es ist eine Wiederholung des Quartapensums, selbstverständlich in einer dem anderen Standpunkt der Klasse entsprechenden Weise. Als Reihenfolge in der Behandlung der einzelnen Länder dürfte sich vielleicht, der jetzigen politischen Machtstellung entsprechend, empfehlen: Dreibund (ohne Deutschland), Zweibund, England, dann die übrigen Länder. Eine vergleichende Zusammenstellung der Staaten mit Deutschland nach Gröfse und Einwohnerzahl, Hülfsquellen und Machtmitteln, sowie eine Vergleichung der oben genannten Staatengruppen darf nicht fehlen. Wünschenswert ist auch in dieser Beziehung eine Betrachtung der Vereinigten Staaten, die ja zweifellos auf gewerblichem und kommerziellem Gebiete immer mehr zu dem gewaltigsten Konkurrenten unseres alten Erdteiles heranwachsen.

Für die Realanstalten wird nun noch verlangt die Bekanntschaft mit den wichtigsten Verkehrs- und Handelswegen der Jetztzeit. Es ist nicht ersichtlich, weshalb diese Forderung auf die Realanstalten beschränkt wird, ob vielleicht in der Voraussetzung, dafs die Schüler der Realanstalten in ihrem späteren Leben mehr in die Lage kommen, davon Nutzen zu ziehen, oder auch, weil auf dem Gymnasium die Zeit fehlt. Beides würde nicht stichhaltig sein. Zugegeben auch, dafs von den Realschülern ein gröfserer Prozentsatz sich einem Berufe zuwendet, in dem jene Kenntnisse unmittelbar praktische Verwertung finden, so gehen doch auch vom Gymnasium viele Schüler zu einem gleichen Berufe über, zur Kaufmannschaft und Industrie, zur Post-, Eisenbahn- und Telegraphenverwaltung. Aber abgesehen davon verlangt man heutzutage von jedem gebildeten Menschen, dafs er etwas weifs vom Weltpostverein, vom Telegraphen- und Telephonwesen, und wenn er auch nicht ein lebendiges Kursbuch zu sein braucht, so mufs er doch einiger-

mafsen bekannt sein mit den wichtigen Dampfer- und Eisenbahnverbindungen (Nordd. Lloyd, Hamburg-Amerika und Reichspostdampferlinien, die englische Red- und White Star Line, Cunard, P. und O., die französische Messageries Maritimes, die Eisenbahnverbindungen Petersburg — Lissabon, London — Konstantinopel, Paris — Brindisi, Hamburg — St. Gotthard — Genua, Berlin — Brenner — Rom, Berlin — Prag — Wien — Triest, in Asien die transkaspische und sibirische Bahn, in Amerika die Pacificbahnen).

Auch der Mangel an Zeit kann nicht mafsgebend sein. Das Meiste wird schon bei der Betrachtung der einzelnen Länder erwähnt, es wird sich also in der Hauptsache um eine zusammenfassende Übersicht handeln, die nicht zu viel Zeit in Anspruch nimmt; dieselbe könnte auch durch eine andere Verteilung gewonnen werden.

Wenn ich mir zum Schlufs gestatte, eine von der jetzigen etwas abweichende Verteilung der Pensen aufzustellen, so lasse ich mich dabei hauptsächlich von folgenden Gesichtspunkten leiten. Der politischen Betrachtung mufs die Behandlung der physischen Geographie vorangehen. Sodann möchte ich von IV ab einen möglichst engen Anschlufs der geographischen Pensa an die geschichtlichen. Nicht als ob ich die Geographie zur Handlangerin der Geschichte machen wollte, vielmehr sollen beide als gleichberechtigte Schwestern Hand in Hand gehen, sich gegenseitig ergänzen. Der Geograph soll die Schüler einführen in die Erdräume, deren Staatengeschichte der Historiker behandelt, der Historiker dem Schüler die Kenntnisse vermitteln, deren er zum Verständnis der politischen Gestaltung bedarf. Dadurch würde endlich auch eine öftere Wiederholung ermöglicht und somit eine sichere Bekanntschaft mit den wichtigsten Kulturländern. Die Zeit dazu würde sich dadurch ergeben, dafs einmal die Behandlung der aufsereuropäischen Erdteile nach V verlegt wird und das Pensum jeder Klasse sich auf dem der vorhergehenden Klasse aufbaut, so dafs grofse Räume nur wiederholungsweise behandelt zu werden brauchen.

- VI (wie die Lehrpläne) Grundbegriffe der physischen und methodischen Erdkunde elementar und in Anlehnung an die nächste örtliche Umgebung. Erste Anleitung zum Verständnis des Reliefs, des Globus und der Karten. Oro- und hydrographische Verhältnisse der Erdoberfläche im allgemeinen und Bild der engeren Heimat insbesondere.
- V Physische und politische Geographie der aufsereuropäischen Erdteile. Weitere Einführung in das Verständnis des Reliefs, des Globus und der Karten.
- IV Die Mittelmeerländer (das südliche Europa, Vorderasien, Nordafrika).
- IIIb Mitteleuropa, speziell das Alpengebiet und Oberdeutschland.
- IIIa Vervollständigung des Pensums von IIIb auf ganz Europa, im besonderen Niederdeutschland und die deutschen Kolonieen.
- IIb Zusammenfassende Betrachtung Europas mit Berücksichtigung der Kolonieen und der Vereinigten Staaten. Politische Übersicht des deutschen Reiches. Elementare mathematische Erdkunde. Die bekanntesten Verkehrs- und Handelswege der Jetztzeit.

Auch dieser Vortrag fand den lebhaften Beifall der Versammlung. Bei der an den Vortrag sich anschliefsenden Besprechung erklärten sich Direktor Eben (Oberstein-Idar) und Direktor Dr. Koch mit der Verteilung des Stoffs, wie sie der Referent gegeben, einverstanden; der letztere hob noch hervor,

dafs die Verhältnisse der Gegenwart es unerläfslich machten, dafs die Schüler auch der humanistischen Anstalten sich mit den wichtigsten Verkehrslinien der Neuzeit und den wesentlichsten Produkten unserer Kolonieen bekannt machten. Nachdem nun noch Direktor Back und Oberlehrer Dr. Heitmann (Birkenfeld) auf die Wichtigkeit des Reliefs zu Unterrichtszwecken hingewiesen hatten, schlofs der Vorsitzende die Versammlung, indem er den Referenten und allen Rednern für die inhaltreichen Worte und die Anregung, die sie gegeben hatten, namens der Anwesenden den besten Dank aussprach.

Eine Anzahl von Teilnehmern machte sodann einen Spaziergang nach Idar, um in der dortigen Gewerbehalle die Industrie-Erzeugnisse von Oberstein-Idar in Augenschein zu nehmen, andere begaben sich nach den herrlich gelegenen Burgruinen, wo ihr Auge sich weidete an den schönen Anlagen und dem anmutig gelegenen Oberstein. Gegen Abend fand in dem Hotel zur Post ein gemeinsames Essen statt. Direktor Eben (Oberstein-Idar) brachte den Trinkspruch auf Seine Majestät den Kaiser und König und auf Seine Königliche Hoheit den Grofsherzog von Oldenburg aus, Direktor Dr. Lutsch (Kreuznach) gedachte in einem Toaste des Vorstandes und des Vorsitzenden Direktor Dr. Koch; dieser feierte die Bande der kollegialischen Zusammengehörigkeit, die sich durch die Versammlungen immer enger unter den Teilnehmern schlössen. Erst bei Ankunft der letzten Abendzüge trennte man sich.

St. Wendel. S. Schäfer.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Eine Verwendung von französischen Schriften, die auf deutsche Litteratur Bezug nehmen, in dem deutschen Unterricht in der Prima.

II.

Ein kurzer Überblick über die Geschichte der deutschen Litteratur.

In dem vorhergehenden Teile dieser Abhandlung (Jahrgang 1898 S. 721—731) hatten wir nach einigen einleitenden Worten über die letzten Ziele des deutschen Unterrichtes in den Gymnasien und über die Mittel, die dazu dienen können, dieses Ziel zu erreichen, erörtert, inwiefern der deutsche Unterricht aus französischen Werken und Urteilen über deutsche Litteratur Nutzen ziehen könne. Um hier die richtigen allgemeinen Gesichtspunkte zu finden und um uns nicht in Einzelheiten zu verlieren, hatten wir in Kürze anzudeuten versucht, in welchem Zusammenhange die deutsche und die französische Kulturgeschichte, von der die Litteraturgeschichte nur ein Teil ist, stehen und welchen tiefgreifenden Einfluſs beide auf einander in ihren verschiedenen Perioden geäuſsert haben, und wie daher ein gründliches Verständnis durch die Rücksichtnahne auf diesen Einfluſs gefördert, ja erst ermöglicht werde. Natürlich ist bei diesen Untersuchungen bei aller wünschenswerten Unparteilichkeit der Standpunkt des deutschen und des französischen Forschers insofern von vornherein ein verschiedener, als bei dem ersten die deutsche, bei dem zweiten die französische Kultur- und Litteraturgeschichte im Vordergrunde steht, und beide von ihrem Standpunkte aus in diese Untersuchungen eintreten. Um indes nicht in nationale Einseitigkeit zu verfallen, ist es billig, auch die Stimme des Auslands zu hören, ist es förderlich, auch die Urteile fremder Schriftsteller über den Wert unserer nationalen Schätze, deren Hut in so besonderem Maſse der Schule obliegt, zu vernehmen. Wenn wir dann wahrnehmen, wie das Hervorragende und Echte auch bei dem fremden Volke Anerkennung und Wertschätzung gefunden, so sind wir dadurch erst recht beruhigt, der Gefahr einer blinden Voreingenommenheit

ausgewichen zu sein. Vielleicht auch macht der fremde Forscher von seinem Standpunkte auf gewisse Seiten aufmerksam, die von diesem aus leichter und sicherer erkannt werden können. Endlich erfüllt es uns mit dem Gefühle der Freude, wenn wir wahrnehmen, dafs stimmberechtigte und angesehene Vertreter eines grofsen Kulturvolkes die Schöpfungen des deutschen Geistes verstehen und würdigen, und wenn uns hierdurch Deutschlands Einwirkung auf andere Länder näher gerückt wird[1]).

In diesem Sinne hatten wir zunächst Stellen einer französischen Litteraturgeschichte angeführt und besprochen, in denen der deutsche litterarische Einflufs auf Frankreich hervorgehoben wird, und dann einige Urteile über die neuere deutsche Litteratur aus zwei französischen Geschichtswerken mitgeteilt.

Waren in diesen Werken die auf Deutschland bezüglichen Partieen nur gelegentliche Betrachtungen, die an den betreffenden Stellen zum tieferen Verständnisse der französischen Litteratur und der französischen Geschichte dienen sollen, so beschäftigen sich viele andere Werke direkt und ausschliefslich mit deutscher Litteratur. Von diesen wollen wir folgende hervorheben, die besonders geeignet sind, gründliche und geistvolle Studien über deutsche Litteratur uns vorzuführen, und auch für deutsche Leser viel Anregendes und Belehrendes enthalten:

1) A. Lange, Tableau de la littérature allemande. Paris 1885, Léopold Cerf.

2) L. Lévy-Brühl, L'Allemagne depuis Leibniz. Essai sur le développement de la conscience nationale en Allemagne 1700—1848. Paris 1890, Librairie Hachette et Cie.

3) J. Demogeot, Histoire des littératures étrangères considérées dans leurs rapports avec le développement de la littérature française. Tom. II. Littératures septentrionales, Angleterre-Allemagne. 2. édition. Paris 1884, Librairie Hachette et Cie. (S. 223—350.)

Die deutsche Litteraturgeschichte von Lange ist ein kurzes, aber sorgfältiges und reichhaltiges Handbuch deutscher Litteraturgeschichte, das Thema des Buches von Levy-Brühl ist die stufen-

---

[1]) Eine Besprechung einer französischen Übersetzung seiner dramatischen Werke von A. Stapfer (Paris 1821—25. IV vol.) gab Goethe Anlafs, anzugeben, in welcher Weise die französische Nation an deutschem Bestreben Anteil genommen (W. Bd. 33 S. 62—81), und seiner Freude über die Anerkennung und Schätzung unserer Litteratur in folgenden Worten Ausdruck zu geben, die auf unsere Zeit, in der in Frankreich ein noch regeres Streben, Deutschland und seine Litteratur kennen zu lernen, erwacht ist, noch besser passen. „Und so darf uns denn in weltbürgerlichem Sinne wohl freuen, dafs ein durch so viel Prüfungs- und Läuterungs-Epochen durchgegangenes Volk sich nach frischen Quellen umsieht, um sich zu erquicken, zu stärken, herzustellen, und sich deshalb mehr als jemals nach aufsen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, sondern zu einem lebendigen, selbst noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet“. Ausführlich behandelt diesen Gegenstand eine Schrift der Neuzeit: K. Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der litterarischen Einwirkung. Bd. I. Gotha 1886; Bd. II Abt. 1. 1888; Abt. 2. 1890.

weise Entwicklung des deutschen nationalen Bewufstseins, die der französische Forscher mit lebhafter Teilnahme verfolgt. Befafst sich das Buch zwar vorzugsweise mit geschichtlichen Untersuchungen, so nimmt doch in demselben der politische Einflufs der Litteratur auf das deutsche Volk und seine Geschichte einen grofsen Raum ein. Ausgezeichnet ist das Werk von Demogeot, welches in die innere Entwicklung des deutschen Geisteslebens einführt und mit seltener Unparteilichkeit und begeisterter Anerkennung, mit gründlichem Verständnisse und in schwungvoller Sprache die deutsche Litteratur und die deutschen Geisteswerke charakterisiert und würdigt, ähnlich wie die französische Litteraturgeschichte desselben Verfassers ein schönes und treues Bild der französischen Geistesentwicklung ist.

Im folgenden legen wir das Werk von D. zu Grunde, in der Weise, dafs wir dem Gange der Entwicklung folgen, indem wir dem Werke teils in Anführung des Wortlautes, teils in Auszügen, teils in freier, erweiternder oder auch berichtigender Bearbeitung unsere Darstellung anschliefsen, um auf diese Weise ein Miniaturbild deutscher Dichtung entstehen zu lassen. Gelegentlich ziehen wir auch Stellen aus den beiden anderen Schriften herbei. Bei den Abschnitten über Goethe und Schiller glaubten wir ausführlicher sein zu müssen.

So sehr sonst, in diesem Werke wenigstens, die französische Beurteilung der deutschen Litteratur in den Hauptpunkten der deutschen Auffassung sich nähert, so tritt in der Vorrede des Werkes von D. ein gewisser Gegensatz des deutschen und des französischen Standpunktes hervor. Sicherlich sind unbefangene Beobachter darin einig, dafs jedem der grofsen Kulturvölker eine besondere, der Lage seines Wohnsitzes, seiner Abstammung, seinem Charakter und seinem Wesen entsprechende Aufgabe[1]) in der grofsen europäischen Völkerfamilie zugewiesen ist, die es für sich und für die Gesamtheit der Kulturwelt zu verwirklichen hat, und auch darin, dafs seit dem Beginne des Mittelalters sowohl die deutsche als auch die französische Nation, die eine die Völker verjüngend, die andere die Schätze der antiken Kultur den neu auftretenden Völkern überliefernd, auf diese einen nachhaltigen Einflufs ausgeübt haben. Seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts nun schreiben die deutschen Dichter und Forscher Deutschland, geographisch dem Lande der Mitte, den Beruf zu, das Herz Europas zu sein, die französischen hingegen, die sich besonders auf die von Frankreich ausgegangenen Bewegungen der Geister berufen, finden in Frankreich das Herz Europas. Den letzteren Standpunkt vertritt D. Mit Bezugnahme auf eine Stelle seiner Geschichte der

---

[1]) Stet sua cuique laus, certemusque ut currentes in stadio, quos sibi mutuo iniurios esse, aut remoras obicere fas non est. Leibnitii ep. ad diversos ed. Chr. Kortoldus. Lipsiae 1734. I S. 283 (ep. 178, 30. Sept. 1708).

französischen Litteratur (S. 260. 262) sagt er am Anfange der Vorrede des zweiten Teiles des späteren Werkes: „Wir betrachteten dort Frankreich als das Herz Europas, als den Mittelpunkt, von welchem alle Lebensregungen dieses grofsen Organismus ausgehen und wohin sie sich zurückwenden. Im Mittelalter giebt Frankreich den Impuls und streut nach aufsen hin die Saat seiner Ideen; die benachbarten Nationen nehmen sie dankbar auf, und einige lassen aus ihr ihre Meisterwerke hervorgehen. Nicht lange nachher entsteht eine nicht minder beachtenswerte Gegenströmung. Frankreich nimmt im 16. Jahrhundert Italien in sich auf, im 17. Spanien, England im 18. und in unseren Tagen Deutschland. Es scheint, dafs jede anderswo gedachte Idee, um ein Gemeingut Europas zu werden, erst durch den Mund Frankreichs ausgesprochen werden mufs".

Indem wir bei dem Betreten dieser weitverzweigten Gebiete unserem Zwecke gemäfs auf eine kurze, blofs andeutende Würdigung dieser Ansicht uns beschränken müssen, erkennen wir den historischen Ruhmestitel Frankreichs gern an. Schon der zwar gestörte, aber nicht abgebrochene Zusammenhang mit der antiken Kultur, die Mitgift, welche die Franken, in den westlichen Wohnsitzen romanisiert, von den Volksschätzen des germanischen Urvolks übernahmen, die aus glänzenden Naturanlagen hervorgehende Regsamkeit des jugendlich erstarkenden Volkes mufsten zunächst für das allmählich erst der Kultur sich erschliefsende Mittelalter dem französischen Volke einen bedeutenden Vorsprung auf den Gebieten des geistigen und des gesellschaftlichen Lebens sichern. Jedoch nehmen wir für das deutsche Volk, das an Blut und Geist das Muttervolk der gesamten neuen Welt ist, dessen Sprache zu den ältesten Sprachen Europas zählt und, als eine ursprüngliche, unmittelbar, in gleichem Abstande wie die griechische und lateinische, von der indogermanischen Ursprache stammt, die innere und äufsere, nationale und soziale Erneuerung der europäischen Völker im Anfange des Mittelalters und somit einen starken Einflufs auf den Ursprung und auf die Entwicklung der gesamten modernen Civilisation[1]), sodann für das spätere Mittelalter ein reges geistiges Leben und eine reiche Kunstblüte, seit der Neuzeit aber eine auf die anderen Völker sich erstreckende Einwirkung in Anspruch, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Litteratur und der Künste Deutschland eine hervorragende Stellung verschaffte. Der Gang der eigenen Entwicklung aber, wie der eigenartige Einflufs, den beide Völker auf die Gesamtheit der europäischen Nationen ausübten und ausüben, war und ist besonders durch die schon ursprünglich vorhandenen, aber im Laufe der Zeit immer

---

[1]) Vergl. M. Guizot, Histoire de la civilisation en Europe depuis la chute de l'empire romain jusqu'à la révolution française. 11 éd. Paris 1871. S. 58—64. 77—92.

deutlicher zu Tage tretenden und sich wirksam erweisenden besonderen Charaktereigenschaften und durch die Verschiedenheit der Vorzüge bedingt, die sie besitzen und die den Schlüssel zur Erklärung ihres geschichtlichen Lebens liefern[1]). Schnell und leicht entwickelte sich der französische, so viele Eigentümlichkeiten des keltischen Volksstammes aufweisende Charakter und trat, nicht verändert, aber gestärkt und vervollkommnet, in die Erscheinung. Leichte Erregbarkeit, schnelle Auffassung, plötzlich aufflammende Begeisterung für Ideen, die grofs und heilsam erscheinen, und daneben Streben nach Klarheit und logischer Denkrichtigkeit, Durchsichtigkeit und Zierlichkeit der Sprache, ein ausgeprägter Sinn für die Schönheit der Form sind von altersher glänzende und schimmernde Charakterzüge des französischen Volkes. Wie ist hiervon der ernste, bedächtige, zaudernde, aber in die Tiefe strebende, in seinem Ringen geduldig und standhaft ausdauernde, metaphysisch grübelnde, sich die höchsten Ziele setzende Charakter des Germanen verschieden! Der langsamen Entwicklung, der Innerlichkeit und Verborgenheit seiner Vorzüge ist es zuzuschreiben, dafs er auf den Gebieten des Geisteslebens erst so spät, seit den Grofsthaten der Litteratur und seit dem Aufblühen deutscher Wissenschaft, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, sich die anerkennende Beachtung, die Bewunderung der Welt gewann. Im Mittelalter ergriff von Frankreich her die Begeisterung der Kreuzzüge und das romantische, poetische, religiöse Ritterideal ganz Europa, in Deutschland, dem Lande des Gedankens und der tiefen sittlichen Empfindung, entstand die in Reformation und Gegenreformation zu Tage tretende religiöse Bewegung, die mehr oder minder starke Wellen über alle Völker Europas warf. In Frankreich schäumte die politische Gährung, in welcher Abkehr von der Überfeinerung und von der Ausartung einer verderbten Kultur, unklare Träume von den Vorzügen eines eingebildeten Naturzustandes und rationalistische Bestrebungen, ohne Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse neue Staatsgebäude nach abstrakten Vernunftprinzipien aufzuführen, unheilvoll sich mischten und vermengten. In Frankreich erscholl der erst entzückende, leider nur zu bald aber irre leitende Ruf nach Freiheit, der bei den anderen Völkern ein so lebhaftes Echo finden sollte und Völker und Staaten erschütterte. Zu derselben Zeit wurde in Deutschland, in welchem einige Jahrzehnte früher eine nah verwandte, jugendlich stürmende Bewegung zwar nicht die politischen Zustände erschüttert, wohl aber, auf das Gebiet der Litteratur sich beschränkend, der Eigenart deutschen Wesens zum Durchbruche verholfen hatte, der Grund zu einer geistigen Suprematie auf den Gebieten der Litteratur, der Kunst, der Wissenschaften

---

[1]) A. Fouillée, Psychologie du peuple français. Paris 1898, Alcan. R. v. Raumer, Vom deutschen Geiste. Erlangen 1850.

gelegt. Ganz dem deutschen Wesen entspricht es, wie es auch ein Charakterzug der echten Wissenschaft ist, unparteiisch und uneigennützig Fremdes und Eigenes zu würdigen und in gröfserem Mafse, als dem infolge seiner Naturanlage für Eindrücke leicht empfänglichen und ihnen sich schnell hingebenden, aber hierdurch leicht zur Einseitigkeit sich neigenden Franzosen, ein ruhiger, unbefangener, unparteiischer Mittler der Nationen zu sein. In Deutschland entstand die Idee einer Weltlitteratur, die Goethe, dem universalsten und gröfsten Dichter des 19. Jahrhunderts, ihren Ursprung verdankte. Leichtigkeit und Grazie, Gefühl für Formenschönheit und Fähigkeit, sie in die Wirklichkeit zu übersetzen, sichern Frankreich das Übergewicht in der Mode und in allem Äufseren des geselligen Lebens. Der kritische, zur Theorie hinneigende Geist des Franzosen, der sich in der Klarheit und Durchsichtigkeit der verstandesmäfsig geregelten Sprache verkörpert, befähigt ihn besonders für die populäre, wirksame Verbreitung neuer Ideen, aber auch zur erfolgreichen Pflege der exakten Wissenschaften. Deutschland hingegen ist das „zweite Vaterland der Forscher und Denker"[1]). Deutsche Poesie, deutsche Wissenschaft, deutsche Musik machen immer neue, immer erfolgreichere Triumphzüge in die Kulturländer der Welt. Naturgemäfs ist es der politische Beruf Deutschlands, des Landes der Mitte, nach der Wahrung des Weltfriedens zu streben, unter dessen Segnungen die Früchte der Civilisation gedeihen und reifen können. Noch umfassender ist sein idealer Beruf, mit seinem in das Wesen der Dinge eindringenden Forschen und mit seiner universellen Auffassung weiter zu bauen an dem grofsen Werke der Erweiterung und der Vertiefung menschlichen Wissens und der Verbreitung humaner Kultur.

Der Abschlufs der Skizze der englischen Litteratur von D. ist zugleich der Übergang zu der Skizze der deutschen. „Am Ende des 18. Jahrhunderts hatte Frankreich also das Erbe dreier benachbarten und sich in der Herrschaft abwechselnden Litteraturen angetreten. Von Italien hatte es die wieder erwachte Renaissance und die gezierte künstliche Anmut des Ausdruckes erhalten, von Spanien die Pracht der Einbildungskraft und die oft hochtrabende Vornehmheit der Empfindungen und der Sprache, von England die Kühnheit des Gedankens und des Stiles. Alle diese Entlehnungen waren sein Eigen geworden, es hatte alle diese Metalle zusammengegossen und dem Gusse den Stempel seines Genius aufgedrückt. Noch erübrigte ihm, am Anfange unseres Zeitalters, von Deutschland das richtige Verständnis des Altertums und die zu oft nebelhafte Weite seines Horizontes zu begehren". Daran schliefst sich der Anfang der Darstellung der deutschen Litteratur.

---

[1]) G. Monod, Allemands et Français. Paris 1872, Sandoz et Fischbacher. S. 140.

(K. 1. Ursprung der deutschen Litteratur.) „Es ist wohl gewifs, dafs am Ausgange des 18. Jahrhunderts die litterarische Hegemonie Europas, die nach einander Italien, Spanien, Frankreich und England gehört hatte, schliefslich auf Deutschland übergeht. Die grofsen Namen Goethe und Schiller, die Namen Kant, Schelling, Hegel, die Namen Niebuhr, Herder, Winckelmann haben erst die Bewunderung, dann auch das Erstaunen und die dankbare Achtung ganz Europas sich erobert".

„Im Mittelalter und selbst im 16. und 17. Jahrhundert hatte die deutsche Litteratur noch keinen ausgeprägt nationalen Charakter. Das eigenartige, so schaffensfrohe, so ursprüngliche Wesen des germanischen Volksstammes, der durch seine gewaltsame Berührung zur Zeit der grofsen Wanderungen die Sitten und den Geist der lateinischen Bevölkerung erneuerte, war nivelliert und hatte sich dem gleichförmigen Joche der feudalen und christlichen Civilisation gebeugt. Er hatte ein neues Europa geschaffen, aber er selber war von jetzt ab ein Teil davon. Von den Mündungen des Rheines bis zu den Quellen des Po, von den Ufern der Themse bis zu denen des Ebro finden wir zu dieser Zeit dieselbe Kunst, denselben Kultus, dieselben Sitten und oft auch dieselben litterarischen Stoffe. Während das deutsche Volk in seinen niederen Kreisen seinen Nationalhelden treu bleibt, während es immer und immer wieder hören will von den Thaten und Leiden der Nibelungen, von dem wackeren Siegfried, der schrecklichen Kriemhilde, dem edlen und treuen Markgrafen Rüdiger, lassen seine Minnesinger, seine gelehrten Dichter[1]) alle Burgen des Rheines und der Donau wiederhallen von den wunderreichen Erzählungen der höfischen Poesie, die damals ganz Europa entzückten. Im 16. Jahrhundert hatte die Reformation, die so lange Zeit die religiöse und die politische Welt erschütterte, einen bleibenden Einflufs auch auf die deutsche Litteratur. Sie schuf das deutsche Kirchenlied als Volksgesang; den schon vorhandenen Liedern gab sie eine allgemeine Verbreitung. Die Sprache der Lutherischen Bibel, die an die sächsische Kanzleisprache anknüpfte, wurde die gemeinsame Schriftsprache Deutschlands. In dem schrecklichen Dreifsigjährigen Kriege ermattete jedes litterarische Streben. In Schlesien, das weniger gelitten hatte als das übrige Deutschland, entstanden die zwei Dichterschulen, die das 17. Jahrhundert ausfüllen, die Schule des Opitz und die des Hoffmann von Hoffmannswaldau und des Lohenstein. Aufserhalb aller Schulen stand damals ein Geist ersten Ranges, Leibniz". Ein

[1]) Es könnte befremden, dafs D. Wolfram von Eschenbach diesen zuzählt, der sich selbst des Lesens und Schreibens unkundig erklärte. Gleichwohl besafs dieser alles, was einem Laien, der nur Deutsch und etwas Französisch konnte, aus dem Wissensschatze jener Zeit, aus Poesie, Theologie, Astronomie, Geographie, Naturkunde zugänglich war. Vergl. W. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur S. 173.

Meister[1]) auf allen Gebieten des Wissens und des geistigen Lebens, war er zugleich ein warmer, begeisterter Freund seines Vaterlandes. Seine rastlose, immer schaffende geistige Thätigkeit hatte den weitesten, ausgebreitetsten Einflufs auf seine Zeitgenossen, auf die nähere und auf die entferntere Nachwelt, aber seine patriotischen Mahnrufe verhallten damals unbeachtet und ungehört, denn das nationale Bewufstsein Deutschlands war in dieser Zeit fast erstorben. Leibnizens Ideale von der Macht und von der Gröfse Deutschlands, seine prophetischen Gedanken von den Mitteln, sie zu verwirklichen, seine Ahnungen einer von deutschem Geiste beseelten Wissenschaft, einer nationalen Kunst und Poesie blieben vorerst noch Träume. Das Ausland und die Nachwelt haben Leibniz als Forscher und Denker gewürdigt und anerkannt; erst die Gegenwart hat Leibniz, dem warmen Patrioten, sein Recht zukommen lassen.

„In die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, in die Jahre 1720—1760 fällt die Periode der Vorblüte. Sie wird eröffnet durch die Arbeiten zweier schweizer Kritiker, Bodmer und Breitinger. Ihr Verdienst ist es, in der deutschen Litteratur das nationale Bewufstsein geweckt, auf dem Gebiete der Theorie die Poesie des Nordens der Poesie des romanischen Südens entgegengestellt und für die kühne Erhabenheit Miltons begeistert zu haben, während sie gleichzeitig die naive Anmut der Minnesinger wieder entdeckten. Dafs ein neues litterarisches Leben erwachte, zeigte sich in dem Kampfe der schweizerischen Schule gegen die sächsische. Dieser letzteren Haupt war Gottsched. Sein Ziel war eine nationale Litteratur, aber er war der Ansicht, diese müsse eine Nachahmung und ein Abbild der französischen sein. Es ist begreiflich, dafs seine litterarischen Bemühungen, durch Beziehungen zu französischen Schriftstellern unterstützt, die ersten waren, die die Beachtung Frankreichs fanden und dessen Aufmerksamkeit auf deutsche Schriften und auf die bis dahin verachteten Deutschen richteten". „Die Schweiz, die die erste produktive Kritik hervorgebracht hatte, war auch das Vaterland des ersten deutschen Dichters, dem das Ausland Gerechtigkeit erwies. Albrecht von Haller, der gelehrteste Mann Europas, Botaniker, Anatom, Geschichtschreiber und Theologe, gab 1732 unter dem Titel: „Versuch schweizerischer Gedichte" eine Sammlung heraus, die ein beschreibendes Lehrgedicht, die Alpen, enthielt. In diesem malt der Dichter die erhabenen Naturschauspiele seiner Heimat und mit ihnen das einfache und arbeitsame Leben seiner Landsleute. Die rauhe und energische Sprache Hallers, seine ernste und männliche Poesie erscheinen als ein erster Lichtstrahl, den die vegetationslosen, schneeblinkenden Bergriesen zurückgeworfen. Es war die Morgenröte der deutschen Wiedergeburt".

[1]) L. Lévy-Brühl, L'Allemagne depuis Leibniz. Paris 1890, Librairie Hachette et Cie. S. 9—27.

Noch folgenreicher war es für die schweizerische Schule, dafs eine grofse dichterische That ihre Theorieen bestätigte. Im Jahre 1748 erschienen die drei ersten Gesänge des Messias von Klopstock. Die Bewunderung, die sie erregten, ist unbeschreiblich. „Klopstock (1724—1803) hatte das seltene Glück, auf die einzige poetische Ader zu stofsen, die damals noch nicht ausgebeutet war. Das Ideal, sagt Goethe, hatte sich damals in die Welt der Religion geflüchtet. Dort suchte es Klopstock. Dadurch wurde er in seiner Person der Vertreter der religiösen Richtung, das natürliche Haupt der Opposition gegen die sogenannte Philosophie Voltaires. Er wurde der Chateaubriand Deutschlands". Den grofsartigen Charakter seiner Dichtung, die in seinem Epos eine so mächtige Wirkung hervorrief, zeigen noch klarer und unmittelbarer seine Oden, die in der edelsten Sprache die erhabensten Ideen des menschlichen Geistes: Religion, Vaterland, Freundschaft, Liebe verkörpern und feiern. „Während dieser Zeit hatte die Schule Gottscheds oder vielmehr der französische Einflufs, der die Veranlassung ihrer Gründung gewesen, ebenfalls ihren grofsen Schriftsteller, ihren eleganten und geistreichen Dichter, Wieland (1733—1813). Nachdem er sich zuerst au die schweizerische Schule angeschlossen, nachdem er zwei Jahre bei Bodmer als Freund und als Schüler zugebracht und religiöse Hymnen und „seraphische Poesieen" gedichtet hatte, bewirkte der Aufenthalt in Biberach, wo er als Kanzleidirektor angestellt wurde und oft auf dem nahegelegenen Schlosse des Grafen Stadion verkehrte, und der Umgang mit De la Roche, einem Weltmanne und Philosophen, soweit die Weltmänner dies damals waren, in ihm einen gänzlichen Umschwung. „Mit Sack und Pack ging er in das Lager der Aufklärung über und wurde in kurzer Zeit dessen Heerführer. — Von da ab nahmen seine Dichtungen einen leichten und ironischen Charakter an. Wieland liefs es sich angelegen sein, das Ideale zu bespötteln oder wenigstens es sinnlichen Genüssen unterzuordnen. Diese Richtung war für die aufblühende Litteratur verkehrt und schädlich. Zwar hatte die Poesie Wielands ein deutsches Gewand. Die weltlich gesinnten und frivolen Leser waren nicht mehr genötigt, in Italien, in England, in Frankreich die leichtfertigen Gemälde zu suchen, die ihre Mufse befriedigten, aber diese Poesie hatte nichts Nationales, weder nationalen Gehalt noch nationalen Geist. Der Dichter hatte zahlreiche Bewunderer, aber auch heftige Gegner, besonders die, welche dem Messias und allen seraphischen Dichtungen Beifall gezollt hatten. Der Göttinger Hainbund glaubte sein Mifsvergnügen nicht energischer äufsern zu können, als dafs er am Geburtstage Klopstocks Wielands Idris verbrannte. Diese Winke der öffentlichen Meinung waren für Wieland nicht ohne Nutzen. Zum Professor der Philosophie an der Universität Erfurt ernannt, legte er in seine Schriften gröfseren Ernst und vertiefte seine Studien. Kurze Zeit darauf von der Herzogin Anna Amalia nach Weimar

zur Erziehung ihrer beiden Söhne Karl August und Konstantin berufen, war er der Zeit nach der erste von den ausgezeichneten Männern, die sich an diesem Hofe zusammenfanden und aus ihm den glänzendsten litterarischen Musensitz, das Athen Deutschlands, machten".

Wieland, der in seiner philosophischen Richtung und in der Mannigfaltigkeit der von ihm behandelten Gegenstände in vielen Beziehungen an Voltaire erinnert, hatte gleichwohl nicht den grofsen Einflufs, den dieser nicht nur auf Frankreich, sondern auf die ganze Welt ausübte. Gleichwohl wird er mit Ehren neben Klopstock und Lessing das Haupt einer Schule genannt. Statt des religiösen und patriotischen Schwunges, statt des begeisterten und ernsten Kultus der Freundschaft, den wir bei dem Dichter des Messias gefunden haben, finden wir bei Wieland die Zweifelsucht seines Jahrhunderts, die Nachahmung französischer Werke, die Vorliebe für eine oft sinnliche Frivolität, die damals in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft ebenso sehr in Deutschland wie in Frankreich herrschte. Seine Sprache ist fliefsend und gewandt. So kam es, dafs Wieland, der Nachahmer der französischen Litteratur, dieser selben Litteratur unter seinen Landsleuten Eintrag that, indem er sein eigenes Land mit Werken beschenkte, die durch dieselben Eigenschaften sich auszeichneten, die den Erfolg der französischen Litteratur in Deutschland herbeigeführt hatten[1])".

„Für Deutschland waren gerade die Erfolge von Wieland gefährlich, und vor seiner Richtung zu warnen wurde die Aufgabe der Kritik. Bodmer war zu schwach und zu einseitig, um die Fahne der nationalen Litteratur zu tragen. Gottsched, weit entfernt, Wieland zu bekämpfen, hätte in ihm sein Ideal gefunden. Die fruchtbare und schöpferische Kritik fand nach einander zwei gewaltige Stimmführer — Lessing und Herder".

(K. 2. Die Kritik.) Lessing (1729—1781), den Macaulay den Fürsten der Kritiker nennt, setzte das Werk der Befreiung, das die Schweizer und Klopstock begonnen hatten, fort und trug in hohem Grade dazu bei, der deutschen Litteratur einen nationalen Charakter zu verleihen. Geboren zu Camenz in Sachsen, bezog er zuerst die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Aber dieses Studium sagte seinem skeptischen Geiste nicht zu, und er zog das der Litteratur vor. Er entschlofs sich, die mühsame Laufbahn eines Schriftstellers einzuschlagen, und arbeitete für Buchhändler, für die er übersetzte und schrieb, zugleich aber behielt er einen Teil seiner Zeit und seiner Kraft eigener selbständiger Arbeit vor. Bald trat er in Beziehungen zu dem Theater, urteilte streng über das deutsche Drama und bahnte eine Reform des deutschen Theaters an. Er erstrebte diese durch

---

[1]) A. Lange, Tableau de la littérature allemande. Paris 1885, Librairie L. Cerf. S. 96—97.

zwei Mittel, durch seine Kritik und seine Werke. Den entscheidendsten Einflufs hatte seine Kritik.

Bereits in den „Briefen“ (1753) hatte er eine Beurteilung des Messias veröffentlicht, die die Vorzüge wie die Schwächen dieses Epos mit vornehmer Unparteilichkeit würdigte und das Urteil der Nachwelt bereits im voraus festsetzte. Noch mehr erwies er sich als tüchtiger Kritiker in den Litteraturbriefen (1759), in denen er über die Leistungen seiner Zeitgenossen zu Gerichte safs. Durch Einzelheiten läfst er sich nicht beirren; auf das Ganze wendet er sein Augenmerk. Ist es wirklich poetisch? entspricht es den Forderungen der Kunst? ist sein Geist ein nationaler? bildet es in der Lebensfülle und in der Harmonie seiner Teile ein wirklich schönes Ganzes? Dieses sind seine Gesichtspunkte, und durch solche Gesichtspunkte wird seine Kritik wahrhaft schöpferisch; hierdurch hat er ihr einen unvergänglichen Jugendreiz verliehen.

„Die Hamburgische Dramaturgie (1767—1768), die dem Unternehmen ihren Ursprung verdankt, in Hamburg ein nationales Theater zu gründen, ist nach dem Urteile von M. Mézières das beste Werk dramaturgischer Kritik, welches das 18. Jahrhundert hervorgebracht hat. Freilich darf man eine allseitig gerechte und vollkommen unparteiische Beurteilung von Theorieen und von Dichtungen nicht darin suchen. Dafs sie eine Kampfeswaffe war, giebt ihr den Schwung, die Kraft und die Originalität. Der Feind war damals Frankreich, d. h. jener europäische, damals allgemein anerkannte Ruhm der französischen Klassiker, der Deutschland nicht gestatten wollte, selbständig zu sein, zu denken und zu reden“. Aber auch in Frankreich stand das damalige Geschlecht nicht mehr auf dem religiösen und politischen Standpunkt seiner klassischen Dichter. „Die Fehler der französischen Tragödie, wie sie das 17. Jahrhundert dem 18. überliefert hatte, sind in der Dramaturgie mit der gröfsten Klarheit und mit unvergleichlichem Scharfblick aufgedeckt. Man kann sie in drei Worten zusammenfassen, die alles enthalten, was man später dieser Gattung der Komposition vorgeworfen hat, es mangelt ihr die Freiheit, die Volkstümlichkeit, die echte Tragik“. Vollendete Muster der dramatischen Poesie sind für Lessing die grofsen Meister der Griechen, ist ihm vorzüglich Shakespeare, auf dessen unerreichte Schöpfungen, auf dessen tiefe Einsicht und geniale Kraft er immer wieder verweist. Um so nützlicher mufste aber seine verständnisvolle Auffassung, um so erfolgreicher der Wetteifer mit dem englischen Dichter sein, je gröfser die Geistesverwandtschaft des englischen und des deutschen Volkes ist, die auf der Gemeinsamkeit der Herkunft, auf der Verwandtschaft der Sprache und der Geistesanlage, auf der ähnlichen Weltanschauung beider Völker beruht. Und so konnte eine kongeniale Nachahmung der Ausgangspunkt für einen noch nicht betretenen Weg, der Anreiz für eine kräftige Origi-

nalität werden, ein weiterer Schritt auf dem Wege zur Freiheit. Und zugleich war ihm Shakespeare ein beredter Zeuge für die Richtigkeit seiner Auslegung der Regeln des Aristoteles, seine Dichtung war ihm nur scheinbar regellos und willkürlich, aber in der That den Geist der Regeln aufs tiefste befriedigend. — Zwar scheiterte das Unternehmen, in Hamburg ein nationales Theater zu gründen. Auch hier hatte man sich, wie anderswo, auf mittelmäfsige deutsche Stücke oder auch auf Übersetzungen und Umarbeitungen beschränken müssen. „Allein die Kritik Lessings hatte einen gröfseren Erfolg, als ihr Urheber ahnte. Das Publikum zwar kehrte zu französischen Theaterstücken zurück, weil nichts Besseres vorhanden war, allein die Theorieen des französischen Dramas waren in Deutschland vernichtet, und selbst in Frankreich sollten sie später wenigstens Einschränkungen erfahren. Die deutschen Dichter betraten einen neuen Weg. Fünf Jahre nach dem Abschlusse der Zeitschrift Lessings wurde das erste gröfsere Drama Goethes zu Berlin aufgeführt (1774)“[1]).

Lessing war nicht nur grofs als Kritiker, auch als dramatischer Dichter hat er, wenngleich er selber, in einem Momente des Unmutes, in der letzten Nummer seiner Dramaturgie sein dramatisches Talent in Abrede stellt, Meisterwerke geschaffen. „In seiner Minna von Barnhelm (1767) gab er Deutschland das erste von nationalem Geiste durchhauchte und auf dem geschichtlichen Hintergrunde der damaligen politischen Verhältnisse Deutschlands sich abspielende Drama, das noch heutzutage ein Lieblingsstück der Bühne ist. In Minna von Barnhelm sind die Hauptpersonen ein preufsischer Offizier und eine junge vornehme Sächsin, seine Braut. Den Rahmen liefern die Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Friedrich II. tritt selber nicht auf, aber überall ist seine Gegenwart bemerkbar. Alle Personen sind nach dem Leben gezeichnet, von Minna selber an bis zum unbedeutendsten Figuranten. Der Erfolg hallte von allen Seiten wieder. Noch niemals hatte ein deutsches Theater ein Stück aufgeführt so voll von Kraft und Leben, so natürlich und doch so stolz in seinem Aufbau“[1]).

Als dramaturgischer Kritiker, als Bekämpfer des französischen Dramas holte Lessing seine Waffen aus einer philosophischen Theorie der Kunst und aus einem gründlichen Studium der Alten, besonders des Philosophen Aristoteles. Die Alten waren seine Führer bei seinem Bestreben, die letzten Grundgesetze der Poesie und der Künste überhaupt zu erforschen und mit der Absteckung der Grenzen das Gebiet und den Endzweck aller Kunst zu bestimmen. Das letztere ist der Gegenstand des Laokoon (1767). Die Wirkung, die er hatte, war unermefslich, zumal bei dem jungen Geschlechte, welches der litterarische Ruhm Deutschlands werden sollte. Alle

---

[1]) L. Lévy-Brühl, L'Allemagne depuis Leibniz. Paris 1890, Librairie Hachette et Cie. S. 138.

diese Untersuchungen wurden von ihm angestellt mit tiefer Einsicht und entwickelt in einer einfachen, präzisen Sprache von vollkommener Klarheit und Genauigkeit.

Hatte Aristoteles die Grundlinien der Wissenschaft des Schönen gezogen, so war es Lessing, der zu der von Baumgarten inaugurierten und benannten Wissenschaft der Ästhetik die solidesten Bausteine lieferte. In gleichem Streben begegnete er sich mit Winckelmann, den er immer verehrte, wenn er ihn auch in Einzelheiten bekämpfte. Hatte Lessing die antike Dichtung erklärt, gepriesen, dem Verständnisse der Gegenwart wieder nahe gerückt, so erschlofs Winckelmann, der in das Studium der noch vorhandenen Meisterwerke sich vertiefte, das Verständnis und die Wertschätzung der antiken plastischen Kunst, und unter seiner Hand wurde seine „Geschichte der Kunst des Altertums" (1764) eine der originalsten und einflufsreichsten Schöpfungen des menschlichen Geistes, eine Philosophie der Kunst.

Nach Lessing und Winckelmann blieb noch die Frage zu beantworten: Ist die antike Kunst das letzte Ziel, nach dem auch die Künstler und die Dichter der Zukunft streben müssen? Soll das Leben der Menschheit bei dem Jahrhunderte des Perikles stehen bleiben? Müssen die Deutschen Griechen werden? Ferner, ist die litterarische Frage die einzige, die wichtigste Frage? Hängt nicht die Lösung, die sie findet, noch von der Lösung anderer, wichtigerer Fragen ab? Drücken nicht die Religion, die Sitten, die Politik, die Geschichte eines Volkes seiner Litteratur und seinen Künsten ihren Stempel auf? Herder übernahm es, diese Probleme zu lösen.

In einer dunklen, aber nicht dürftigen Mittelmäfsigkeit geboren, war Herder (1744—1803) ein Autodidakt, der seine Bildung aus sehr ausgedehnten litterarischen Studien schöpfte. In Königsberg gewann Kant grofsen Einflufs auf ihn, noch mehr Hamann, der Magus des Nordens. Durch ersteren lernte er Rousseau kennen, mit dessen Verhältnissen die seinigen manche Ähnlichkeit hatten. Ihn fesselte besonders die Naturanschaunng des französischen Denkers, die in ein starkes, empfindsames Naturgefühl ausklang und für die ganze Folgezeit die von der antiken naiven so verschiedene moderne sentimentale Naturbetrachtung begründete[1]). Hatte schon das Altertum das Schöne in der Natur verständnisinnig erfafst und zu geniefsen verstanden, hatten die Psalmen vom theistischen Standpunkte aus grofsartige Bilder von der in der Natur und in der Harmonie ihrer Kräfte sich offenbarenden göttlichen Macht entworfen, so trat jetzt das

[1]) A. Friedlaender, Über die Entstehung und Entwicklung des Gefühls für das Romantische in der Natur. Leipzig 1873. H. Motz, Über die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten. Leipzig 1865. A. Biese, Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Leipzig 1888.

Erhabene, Überwältigende in den Erscheinungen der Natur in den Vordergrund, und ihre Betrachtung wurde ein Versenken in den Zauber ihres Lebens. Dieses Naturempfinden veranlafste dann eine Flucht vor den Lockungen einer ausgearteten und verderbten Civilisation, ein Schwärmen für die Urzustände der Menschheit, und die Rückkehr zu diesen schien das einzige Heil in den Bedrängnissen der Gegenwart.

Zu dieser Zeit begründeten zwei Werke, die „Fragmente zur deutschen Litteratur" (1767) und die „Kritischen Wälder" (1769), den Ruhm Herders auf dem Gebiete der Kritik. Seine kritische Thätigkeit schlofs sich an die Lessingschen Forschungen an, bildete aber zugleich ihre Ergänzung. Lessing hatte mit unwiderleglicher Folgerichtigkeit die allgemeinen Grundsätze der Ästhetik entwickelt und bei den Griechen sowohl feste Regeln, als auch allgemein gültige Muster gefunden. Herder erweiterte den Gesichtskreis. Wie später Goethe, fand Herder die Poesie bei allen Völkern, gleichförmig, soweit sie der Ausdruck allgemein menschlichen Fühlens und Empfindens ist, aber verschieden nach der individuellen Gefühlsweise, nach dem besonderen Charakter der einzelnen Nationen. Ein Urkundenbuch dieser Lehren sind aufser seinen zahlreichen sonstigen, so trefflich den Geist der Originale wiedergebenden Übersetzungen die „Stimmen der Völker in Liedern" (1788).

Einen Wendepunkt in Herders Leben bildete die einmonatliche Seereise von Riga, wo er an der Domschule eine einflufsreiche Wirksamkeit entfaltet hatte, nach Nantes, dann der Aufenthalt in Frankreich und später in Strafsburg, wo sein Umgang mit dem jungen Goethe von so nachhaltigen Folgen sein sollte. „Bei jener Fahrt auf dem Schiffe, das ihn nach Nantes führte, in der Einsamkeit der langen Meerfahrt, die ihn von kleinen Menschen und kleinen Verhältnissen trennte, während der schönen Sommernächte, die er auf dem Verdecke zubrachte in ungestörtem Zusammensein mit der Natur, zwischen dem Meere und dem gestirnten Himmel, dem zweifachen Abbilde der Unendlichkeit, begriff Herder mehr als bisher das Wesen der Poesie und die ursprüngliche Naturpoesie der Völker". Hier reiften die Gedanken, denen er später so vielseitigen und so begeisterten Ausdruck geben sollte, hier entstanden die ersten Pläne und Elemente der Werke, in denen er später seine ästhetischen, sowie seine geschichtsphilosophischen Ansichten entwickelte. Unter diesen ragen zwei besonders hervor: „Vom Geiste der ebräischen Poesie" (1782/3) und die „Ideeen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784--1791). In der ersteren betrachtet er die Bibel vom allgemein menschlichen Standpunkte und schildert mit grofser Gelehrsamkeit und mit noch gröfserer Begeisterung die poetischen Schönheiten der Bibel. Seine Kritik hat dichterische Ausdrucksweise und dichterischen Ton. Das Thema, das er in dieser Schrift behandelt, bezeichnet er in den Ideeen zur Philosophie der Ge-

schichte als einen Teil einer allgemeineren, ausgedehnteren Untersuchung, die die poetische Schönheit des Christentums überhaupt zum Gegenstande haben soll, und er giebt bereits die Hauptpunkte einer solchen Untersuchung an. Nach der französischen Revolution, nach dem Umsturze alles Bestehenden und nach dem versuchten Vernichtungskampfe gegen das Christentum sollte mit einer Lösung dieser Aufgabe Chateaubriand in seinem „Geiste des Christentums" (1802) die Regeneration der christlichen Gesellschaft in Frankreich anbahnen und begründen. In der Philosophie der Geschichte waren in der neueren Zeit vorzugsweise Bossuet und Montesquieu Herders Vorgänger. Allein ihre Leistungen sind doch nur einzelne, wenn auch sehr wertvolle Beiträge. Herder vereinigt in seinem Werke das Wissen seiner Zeit. Er fafst alle Elemente des natürlichen und geistigen, des politischen und sozialen Lebens der Menschheit ins Auge. Er zuerst berücksichtigt und untersucht die Naturbedingtheit des Menschen, seine Abhängigkeit von dem ganzen Universum und von der ihn unmittelbar umgebenden Natur, den Einflufs der Zonen und der Länder auf die Entwicklung, auf das Leben und auf die Geschichte der Völker. Und wenn der freudige Eifer für seine neue Errungenschaft, wenn der übermächtige Einflufs der All-Eins-Lehre Spinozas ihn auf dem neuen Gebiete zu weit fortreifst, und er das menschliche freie Wollen, sowie die Herrschaft des Geistes über die Natur zu gering anschlägt, wenn ihm, wie später Buckle, der Volksgeist nur der passive, an sich leere, blofs reflektierende Spiegel der Örtlichkeit ist, in der das Volk lebt, so ist doch der Hinweis auf eine wichtige und wesentliche Bedingtheit des Lebens der Menschheit und die dadurch erreichte Vertiefung der geschichtlichen Auffassung ein bleibendes und unvergängliches Verdienst. Seine Forschungen sind indes nicht einzelne leblose Bruchstücke, nicht blofs Untersuchungen, die die Religions- und die Staatengeschichte betreffen, die Idee des beständigen Fortschrittes der Menschheit, der Geist der Humanität und sein Wachstum ist der Lebenssaft, der alle Teile dieses seines Hauptwerkes, sowie auch die Werke seiner späteren Jahre durchdringt. Die Humanität, die christliche Humanität, wie Herder sie versteht, ist ihm ein sittliches, politisches und gesellschaftliches Ideal, unter dessen Herrschaft die Schranken fallen, die die Völker trennen, ist das letzte Ziel der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit.

Auf dem Gebiete der Politik[1]) steht Herder, wie fast alle anderen grofsen Schriftsteller Deutschlands im 18. Jahrhundert, auf dem Standpunkte des Weltbürgertums, und seine Vaterlandsliebe ist mehr eine gemütsinnige Anhänglichkeit an die Heimat als eine klare Erkenntnis, eine charakterfeste, feurige Begeisterung

---

[1]) L. Lévy-Brühl, L'Allemagne depuis Leibniz. Paris 1890, Librairie Hachette et Cie. S. 162—188.

für das Wohl und das Glück, für den Ruhm und die Ehre seiner Nation. Aber durch eine Ironie des Schicksals hat Herder, der Bekenner des Weltbürgertums, seinerseits nachhaltig dazu beigetragen, dafs das nationale Bewufstsein dem Fremden gegenüber eine kraftvolle Selbständigkeit erhielt und fortan oft zu leidenschaftlichen Aufwallungen hingerissen wurde. Die Menschheit ist ihm eine grofse Familie, deren Glieder die einzelnen Nationen sind, jede mit ihrem besonderen Charakter, ihrem Temperamente und ihren Eigentümlichkeiten. Und während er sich mit dem Wesen und den unterscheidenden Merkmalen der Völker befafst, ist vor allen anderen das deutsche Volk, seine Sprache, deren Vorzüge er preist, seine Litteratur, deren zeitlich entlegene, den Nachkommen fremd gewordene reiche Gefilde er als Entdecker und Forscher betritt, sein volkstümlicher Charakter, seine alten Überlieferungen, sein nationaler Geist der Gegenstand seiner Forschung und seiner begeisterten Hingabe. Als aber während seiner letzten Lebensjahre die Franzosen die Herren des linken Rheinufers geworden und die Kriegesgeifsel, die er so sehr fürchtete, das Herz Deutschlands zu bedrohen schien, führen die Lehren der Erfahrung Herder, welcher von der auf eine ferne, noch wenig erforschte Vergangenheit gerichteten, nebelhaften Vaterlandsliebe Klopstocks ausgegangen war, zu einem seines Gegenstandes und seiner Ziele klar bewufsten Patriotismus. Jetzt hat er nicht mehr die Ansicht, dafs die geistigen Bande genügen, um den Bestand einer Nation zu erhalten, und dafs die Gemeinschaft der Sprache, der Sitten und der Überlieferungen allein das Vaterland ausmacht. „Eine Nation“, schreibt er, „die nicht mehr fähig ist, sich selber zu schützen und gegen das Ausland zu verteidigen, ist nicht eine Nation im wahren Sinne des Wortes und verdient die Ehre dieses Namens nicht“.

Die Inschrift, die nach seiner Bestimmung sein Grab in der Stadtkirche zu Weimar trägt, und die sein Standbild schmückt, heifst: Licht, Liebe, Leben.

(K. 3. Die litterarische Bewegung. Sturm- und Drangperiode, Goethes Jugend.) Die grofsen Schriftsteller und Denker Klopstock, Lessing, Herder hatten eine hinreifsende Gewalt ausgeübt und dem Geschmacke des Publikums eine andere Richtung gegeben. Jugendliche Überhebung wollte jetzt brechen mit den Überlieferungen und mit dem Zwange der Regeln, keine anderen Lehrmeister haben als die Natur und die Wahrheit. Es brach eine vollständige Revolution in dem Reiche der Litteratur aus. Die Zeit derselben heifst die Sturm- und Drangperiode, die Periode der Originalgenies. Was damals die Gemüter leidenschaftlich erregte, war die Freiheit in jedem Sinne, nicht blofs die Freiheit des Denkens und Dichtens. Der sittliche Instinkt war erwacht, das Herz forderte seine Rechte gegenüber den Ansprüchen des Verstandes. Auch in Deutschland trat der Einflufs Rousseaus an die

Stelle der Herrschaft Voltaires. Die Anhänger Voltaires und seiner Geistesgenossen, die Parteigänger der Aufklärung, waren von Negation zu Negation gekommen und bis zum gröbsten Materialismus, bis zum absurdesten Atheismus fortgeschritten. Gegen diese Richtung war der feurige, gefühlsschwärmerische Deismus Rousseaus, sowie das Rührende und Leidenschaftliche seiner Sprache ein starkes und wirksames Gegengewicht. Dazu kam ein anderes Ferment, Shakespeare. In diesem erblickten die Streiter der Sturm- und Drangperiode nicht mehr, wie vor ihnen Lessing, die vollkommenste Verwirklichung der Regeln des Aristoteles, sondern den glänzendsten Triumph des Genies über die Fesseln der Regeln. Ausgangsort und Mittelpunkt der neuen Bewegung war Göttingen, wo eine Gesellschaft junger Leute sich zusammenfand, der sie den Namen Bund der Freundschaft und Tugend beilegten, der Göttinger Hainbund. Man sprach nur noch von dem natürlichen Königtum des Genies, dessen Recht und Pflicht es sei, das Leben ganz zu geniefsen. Jeder meinte, selber ein solches Genie zu sein und dessen Privilegien zu besitzen, und so wurde der Name eines Genies ein Freipafs für alle Excentrizitäten und für alle Verirrungen. Eine grofse Zahl dieser Männer konnte sich nicht von der unklaren, trüben und krankhaften Gährung dieser Tage befreien. Nur wenige wahre Genies hingegen, welche ebenfalls dieser allgemein verbreiteten, ansteckenden Fieberkrankheit ihren Tribut gezahlt und deren Jugendwerke dieser Periode den charakteristischen Stempel aufgedrückt hatten, erhoben sich zu der reinen lichten Klarheit des wahren Genius. Unter ihnen waren Goethe und Schiller die beiden gröfsten. Das litterarische Leben beider Dichter zerfällt in zwei Hauptabschnitte, die Periode der unruhigen und wirrevollen Jugend und die der ruhigen und gesundheitstarken Reife, die Periode der schönen und echten Kunstwerke. Die vorzüglichsten Merkmale derselben wie der klassischen Dichtung überhaupt sind: organische Gliederung des Planes und weise Beschränkung, feste Geschlossenheit der Komposition, natürliche Harmonie zwischen Form und Inhalt, Plastik der Darstellung.

Goethe (1749—1832) wurde am 28. August 1749 in der freien Stadt Frankfurt geboren. Sein Leben sollte die herrlichste Blütezeit des deutschen und des modernen Genius einschliefsen und begrenzen. Von dem Vater erbte er des Lebens ernstes Führen, einen soliden Verstand, dem ein energischer Wille Halt und Festigkeit gab, von der Mutter die Frohnatur, die dichterische und künstlerische Empfänglichkeit und Reizbarkeit, die Gabe einer richtigen und schnellen Auffassung. Der Vater liefs ihm in seinen Beschäftigungen grofse Freiheit, aber er gewöhnte ihn zugleich an Ordnung und Methode. Von der ihm gestatteten Freiheit machte er den ausgiebigsten Gebrauch. Alte und neue Sprachen, Musik, Malerei, alles, wozu ihn der Zufall führte, studierte er mit heifser Wifsbegier. Bis zu seinem Tode bewahrte er in seinem Dichten

und Handeln, wie in seinem Leben zwei Richtungen, einen Drang nach unablässiger, allseitiger Thätigkeit und ein nicht weniger gebieterisches Bedürfnis nach Abwechslung bei seiner Arbeit und nach Zerstreuung. Für ihn war Studium und Leben eins. Alles verstehen und begreifen hiefs alles besitzen. Sein Vater schickte ihn an die Universität Leipzig, um die Rechte zu studieren; er studierte dort die Welt und die Litteratur. In Leipzig „begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschliefsen, um sowohl meine Begriffe von den äufseren Dingen zu berichtigen, als auch mich im Innern deshalb zu beruhigen. — Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer grofsen Konfession" (Wahrheit und Dichtung Bd. 7). Die fruchtbarste Periode seines Werdeganges war sein Aufenthalt in Strafsburg. Das Recht beschäftigte ihn weniger, Gegenstände seines Nachdenkens waren die Naturwissenschaften, die Medizin, die Philosophie, die Litteratur. Wie seine Tischgenossen aus Deutschland, mit denen er einen regen geselligen und litterarischen Verkehr anknüpfte, wurde er selbst von den Empfindungen der Sturm- und Drangperiode berührt und durchdrungen, aber er ging bereits über diese hinaus. Ein grofser Meister, den er damals zuerst in Strafsburg kennen lernte und dem bereits ein grofser litterarischer Ruf vorausging, Herder, befreite ihn vollends von den Banden, die ihn anfänglich an die alten dichterischen Überlieferungen und an den französischen Einflufs gefesselt hatten, und zeigte ihm höhere und schwierigere Ziele. Er teilte ihm seine neuen Ideen über die Natur, über die Volkspoesie, ihr Werden und ihre Dichter mit. Er wies ihn hin auf die Erhabenheit der Bibel, auf Ossian, Homer, Shakespeare. Strafsburg verliefs er als graduierter Rechtsgelehrter, und er erhielt in seiner Vaterstadt Frankfurt die Erlaubnis zur Ausübung der Advokatur (1771). Im Jahre 1772 verweilte er als „Praktikant" an dem Reichskammergerichte zu Wetzlar, das ihm einen tiefen Einblick in die verworrenen politischen und rechtlichen Verhältnisse des damaligen Deutschland gewährte. Nach diesen Lehrjahren kehrte er nach Frankfurt in sein elterliches Haus zurück, erfüllt von einer Welt von Gedanken und Empfindungen, beunruhigt von Erlebnissen, die dichterisch darzustellen, zu läutern und zu idealisieren ein unwiderstehlicher Trieb ihn zog. Die Poesie war immer das Mittel der Ableitung, die notwendige Beruhigung der Leidenschaften, die Rückkehr von seinen Irrungen.

„In Frankfurt schuf der Dichter in ununterbrochener Reihenfolge (1772—1775) die Werke, die das neue goldene Zeitalter der deutschen Dichtung einleiteten. Sein erstes gröfseres Werk war das Schauspiel „Götz von Berlichingen", das die Liebe zu dem

alten Vaterlande ihm eingab. In den Erinnerungen an die deutsche Vorzeit, die er aus dem Elsafs mitgebracht, lebte diese in seinen Gedanken und Träumen wieder auf. Sie eröffnete seiner dichterischen Phantasie einen weiten Ausblick, sie gestattete ihm aber auch, als schöpferischer Dichter unter alten Namen und Begebenheiten seinem und seiner Zeitgenossen verborgenstem Empfinden Ausdruck zu leihen, das den Widerwillen und die Auflehnung gegen eine verbildete und verderbte Gesellschaft, das unbestimmte Sehnen nach gröfserer Einfachheit und gröfserer Wahrheit, nach dem verlorenen Naturzustande zum Inhalte hatte. Der Dichter verlieh diesem so günstigen dramatischen Stoffe die Shakespearische freie Form, bewährte sodann seine Meisterkunst in einer volkstümlichen, für jede gesellige Stellung der Personen sorgsam abgestuften originellen Sprache. So war der Erfolg unausbleiblich, und die Sturm- und Drangperiode hatte ihre erste reife Frucht gezeitigt".

„Die Zeit der Handlung ist ein Spiegelbild der Zeit des Dichters, eine Zeit der Verwirrung und des Verfalles, aber auch eine Zeit neuer Keime, eine Grenzscheide zweier grundverschiedener Epochen. Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand ist ihm der letzte edle, lehnstreue, ritterliche Held des sterbenden Mittelalters, der dessen Untergang nicht abwehren, nicht aufhalten kann. Die Schönheit des Planes des Dramas wird noch gesteigert durch den Gegensatz der einfachen und rechtschaffenen Sitten schlichter Natürlichkeit und der Laster einer glänzenden, gelehrten, aber kränklichen und sittenverderbten Civilisation. Auf der einen Seite stehen Götz, Selbitz, Sickingen, gehafst von den Fürsten, aber Schützer und Stützen der Bedrängten, auf der anderen der Bischof von Bamberg, der Abt, Weislingen, Förderer und Diener der neuen Ordnung der Dinge, aber auch Knechte der niedrigsten Selbstsucht; auf der einen Elisabeth, die schlichte und treue Gattin, Maria, die fromme und sittsame deutsche Jungfrau, auf der anderen Adelheid, die grofse Hofdame, die aus Gefallsucht erst in Ränkespiel, dann in das Laster sich verstrickt; auf der einen der brave Stallknecht Georg, der tapfere und edle Lerse, auf der anderen der leichtfertige und ungetreue Franz, der Widerschein der Laster Weislingens, seines Herrn, wie Georg und Lerse der Abglanz der Tugenden Berlichingens sind. Freiheit! Freiheit! rief der sterbende Götz. Das ganze Drama gipfelt in diesen Worten; es ist der Aufschrei der natürlichen Empfindungen, die von naturwidrigen gesellschaftlichen Verhältnissen unterdrückt werden, es ist der Inbegriff der umstürzlerischen Ideen der Sturm- und Drangperiode. Und doch ist das Drama national und deutsch. Die Dichter der neuen Richtung hatten bis dahin ihr Deutschland in den Hainen des Arminius gesucht, hier aber fanden sie ihr wirkliches Vaterland. Dazu kamen die grofsen Vorzüge der neuen dramatischen Schöpfung: ein unversieglicher Reichtum des Inhalts, ein kräftig pulsierendes Leben,

Schönheit und Wahrheit der Charaktere, schmiegsame Gewandtheit des Dialogs, Kraft und Freimut der genialen, mit sicherer Kunst in kürzesten Strichen zeichnenden Sprache, endlich ein Hauch wahrer Poesie, der seit dem goldenen Zeitalter Shakespeares niemals wieder so ergreifend die Herzen bewegt, erschüttert und erfrischt hatte. Man empfand, dafs eine neue Morgenröte der deutschen Poesie erstrahlte". — Mängel des Stückes waren der unaufhörliche Wechsel des Schauplatzes, der beständige Parallelismus der beiden feindlichen Heerlager, die zu geringe Deutlichkeit des Hinweises auf die unleugbaren Fortschritte und die realen Vorzüge der neuen staatlichen und sozialen Organisationen, dann das Fehlen der Einheit der Handlung, in deren streitenden Kräften der Sieg der sittlichen Notwendigkeit zum Durchbruche kommt. Diese fehlende Einheit konnte durch die Einheit der Hauptperson, die an ihre Stelle trat, nicht ersetzt werden.

Goethes Werther (1774) war noch mehr als Götz der Ausdruck des inneren Lebens des Dichters. Er erklärte selber später[1]): „Werther ist auch so ein Geschöpf, das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe". Indes ist dieser Ausdruck nicht wörtlich zu verstehen, denn dieser Roman ist nicht der unmittelbare, treue Ausdruck der Empfindungen des Dichters[2]). Das Verfahren Goethes ist auch hier dasjenige, welches er schon durch den Titel seiner Lebenserinnerungen „Dichtung und Wahrheit" bezeichnet. In der Wirklichkeit wird der Dichterjüngling von der Leidenschaft erschüttert, allein er bekämpft, er beherrscht und bezwingt sie, indem er ihr das Joch des gesunden Menschenverstandes, das Joch der Pflicht oder auch das Joch leichter und erheiternder Zerstreuungen auferlegt. Als Dichter zeichnet er einen veränderten oder erfundenen Verlauf seiner Gemütsbewegungen und Lebenserfahrungen, zusammengefafst in einer erdichteten Persönlichkeit und unter erdichteten Umständen. Dichtung sind das Krankhafte in dem Charakter des Helden und die Weichheit seiner Seele. Die schliefsliche Verzweiflung und der Selbstmord sind wirkliche Thatsachen, nämlich die Katastrophe des jungen Jerusalem. Für den Dichter aber ist die Dichtung eine Selbstbefreiung von der herrschenden Gefühlsschwärmerei, die Beruhigung seiner von leidenschaftlichen Wallungen

---

[1]) J. S. Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 5. Auflage. Leipzig 1883. III S. 28.

[2]) Die leise Ironie des Dichters gegenüber der Sentimentalität des Helden hatte bereits Lessing kurz nach dem Erscheinen des Werkes erkannt. Was dieser wünschte, der Dichter möge in einem Schlufskapitel seine eigene objektive Stellung zu seinem Werke entschiedener betonen, erfüllte Goethe in seiner dichterischen Weise durch die Neubearbeitung des Romans für die Sammlung seiner „Schriften" (1787) Bd. 1. Bereits in der zweiten Ausgabe (1775) hatte er die zwei Strophen vorausgeschickt: „Aus den Leiden des jungen Werther", die mit der nachdrücklichen Warnung schlossen:

Sei ein Mann, und folge mir nicht nach.

durchzuckten und erschütterten Seele, das unnennbare Streben nach dem Unendlichen und die aus diesem quellende Begeisterung. Was aber bei Goethe selber durch das dichterische Bekenntnis abgeschlossen und abgethan war, das wurde für die Zeitgenossen erst der unheimlich fesselnde und bestrickende Reiz des Romanes. Dieser schilderte eben die herrschende Krankheit der damaligen Zeit und dann auch nicht seltene schwärmerische Momente in dem Ringen und Aufstreben des Jünglingsalters überhaupt. Dieser Inhalt verlieh dem Roman seine Bedeutung und seinen Erfolg. Für Goethe war die Dichtung der Durchbruch und der Sieg der seelischen Gesundheit, auf die Leser aber übte die naturwahre, pathologische Beschreibung der Krankheit einen dämonischen Zauber aus und wirkte wie ein ansteckendes Fieber, das sich über die Kulturvölker Europas wie über die Bewohner ferner Erdteile verbreitete.

„Inzwischen wandte sich der Dichter von dieser Atmosphäre des Sturmes, in der er eine Weile sich aufgehalten hatte, mit Unwillen ab und erhob sich in willenskräftigem Aufschwunge in die heiteren Regionen der Kunst und des Gedankens“.

(K. 4. Goethe in Weimar und in Italien.) Mehr als bei einem anderen Dichter spiegeln bei Goethe die Perioden seiner dichterischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Thätigkeit die Abschnitte seines wirklichen Lebens wieder. Die Poesie ist ihm nicht eine besondere Art rein künstlerischen Vergnügens, auch nicht ein Mittel, die Gunst seiner Zeitgenossen zu gewinnen, sondern ein idealer Reflex seines Lebens, eine Zufluchtsstätte in quälenden Bedrängnissen, sie ist ihm das himmelklare Reich der Kunst, weit jenseits und hoch erhaben über die Nebel des Erdenlebens und die Schicksale des Erdenwallens. Wie der junge Goethe in der Selbstzucht der Abklärung und der Unterdrückung leidenschaftlicher Wallungen und im Wirken für das Wohl des Landes durch die gewissenhafte Erfüllung der ihm von seinem Fürsten gestellten Aufgaben der Staatsverwaltung zum Manne reift, so schliefst mit seiner Jugend auch in seiner Dichtung die Sturm- und Drangperiode, und es beginnt die Periode seiner gereiften Kunst, die klassische Periode. Wie jede regelrechte, stufenweise Entwicklung, war auch die seinige ein allmählicher Werdegang, gleichsam ein langsames Erblühen neuen Lebens aus den Trümmern des alten. Wie aber gleichwohl der Litterarhistoriker die Perioden zu scheiden und Grenzen festzusetzen hat, so haben manche Darsteller der deutschen Litteratur bei dieser Scheidung die Grenze in der italienischen Reise gefunden. Um so leichter konnte dieses geschehen, als die Jahre in Weimar 1775—1786, von denen die ersten auch in seinem Leben ein nur zu naturwahres Bild eines jugendlich stürmenden Lebens aufwiesen, dem Forscher als ein einheitlicher Abschnitt erscheinen konnten. Wann und wie aber die Umwandlung eingetreten, wie der Gährungsprozefs

durch sittliche Selbstläuterung beendigt wurde[1]), davon giebt ein biographisches Denkmal, das Gedicht „Ilmenau" (1783), sichere Kunde. Der Geburtstag seines fürstlichen Freundes erinnert ihn an die Vergangenheit, in der er mit dem Herzoge den Geistesbund geschlossen und mit ihm das Jugendfeuer ausgetobt hatte, und verweist ihn auf die Zukunft. So fremd ist ihm bereits seine Vergangenheit geworden, daſs der Goethe jener Tage ihm im Traume als ein fremder, ungekannter Mensch erscheint und er sich selber als historische Figur zeichnen kann. Aber der schwere Traum ängstigt ihn nicht, denn ein neues Leben hat schon begonnen, ein Leben der Mäſsigung und des Berufsernstes und des schaffensfrohen Wirkens, bei ihm wie bei seinem fürstlichen Freunde. Ihr dichterisches Spiegelbild fand die neu begonnene Lebensperiode in den tiefernsten Oden: Ganymed, Grenzen der Menschheit, Das Göttliche, Gesang der Geister über den Wassern, besonders aber in der monumentalen Dichtung „Iphigenie", deren Entstehung und erste prosaische Bearbeitung in diese Jahre fällt. Die dichterische Weihe der neuen Periode ist die Zueignung (1784). Zunächst freilich dauerte der Drang der mannigfachsten Geschäfte fort, sowie der im Tasso dargestellte Zwist zwischen dem Staatsmanne und dem Dichter, der im eigenen Innern des Dichters ausgefochten wurde, denn Tasso und Antonio sind beide Bilder und Typen des einen Goethe. Aus dieser drangsalvollen Enge rettete ihn die Reise nach Italien, der beglückende Einfluſs des Landes der Kunst und der klassischen Schönheit. Nach seiner Rückkehr aber verfügte der Herzog seine Entbindung von den Staatsgeschäften, von denen ihm nur die Obsorge für die Universität Jena und die Leitung des Weimarer Theaters vorbehalten wurde, und gewährte ihm so die Muſse, fortan ganz seinem Dichterberufe und seinen Studien sich zu weihen.

Nach der Grenzbestimmung der zwei ersten Perioden in Goethes Dichterleben, bei der D. die richtige Ansicht vertritt, kehren wir zu dem Anfange der Weimarer Periode zurück.

Unruhige und unbehagliche Jahre waren es gewesen, in denen Goethe als Rechtsanwalt[2]) in Frankfurt thätig war. Gleichwohl hatten sie herrliche Lieder und Balladen gezeitigt. Der Plan zu der gewaltigen Schöpfung des Faust war entworfen, und bereits waren die wichtigsten Scenen des ersten Teiles gedichtet. Da versetzte die Einladung des Herzogs Karl August an den Hof zu Weimar den Dichter auf einen anderen, freieren und weiteren Schauplatz.

---

[1]) Zu vergleichen ist besonders der betreffende Abschnitt in W. Scherers Geschichte der deutschen Litteratur S. 528—551.

[2]) „Goethe als Rechtsanwalt". Anhang des Buches von G. L. Kriegk, Deutsche Kulturbilder aus dem 18. Jahrhundert. Leipzig 1874.

„Der Herzog zog ihn an seinen Hof als Freund, als Minister, als Mittelpunkt der Gruppe berühmter Männer, die im Begriffe standen, seinen Namen zu verewigen und aus einer kleinen Stadt von 7000 Einwohnern den intellektuellen Mittelpunkt Deutschlands zu machen".

Die ersten Regierungsjahre des Herzogs Karl August füllten vorzugsweise jugendliche Vergnügungen und Schwärmereien aus; Jagden, Ritte, Fischfang, Feste und Maskenzüge wechselten in bunter Reihe. Goethe war die Seele aller dieser Thorheiten. Den Vorstellungen Klopstocks gegenüber verhielt Goethe sich ablehnend, aber er zog allmählich auf den Weg des gesunden Menschenverstandes einen Hof, der bisher auf den Abwegen ihm zu folgen gewohnt war. Man wurde allmählich der Thorheiten müde, man fand Geschmack an geistigen Beschäftigungen, am Denken, selbst an der Einsamkeit. Die fürstliche Freundschaft machte aus Goethe einen Staatsrat, einen allmächtigen Minister in dem kleinen Fürstentum. Der Dichter des Werther wurde beauftragt mit der Aufsicht über die Wasserbauten und Wälder, über die herzoglichen Domänen, über den Bergbau in Ilmenau. Wie allem, was er unternahm, widmete er sich diesen Arbeiten ganz. Zwar veröffentlichte er wenig in dieser Zeit, und nichts, was an den Dichter des Götz und des Werther erinnerte, mit dem seine Zeitgenossen ihn identifiziert hatten. Gleichwohl waren diese Jahre auch für den Dichter nicht verloren. Die Dichtung Goethes ging hervor aus Beobachtungen und Erfahrungen, zu denen sein intuitiver Scharfsinn den Schlüssel des Verständnisses und die verbindende Einheit fand. Mitten unter den Geschäften studierte er Menschen und Dinge. Das Ergebnis dieses Unterrichts der Thatsachen war, dafs sich allmählich bei der Berührung mit der Wirklichkeit zerstreute, was von Jugendhaftigkeit und von Überschwenglichkeit in seiner Werther-Periode sich gezeigt hatte. Der junge Streiter des Sturmes und Dranges wurde ein gesetzter Mann und ein Dichter und Denker. Schon seit langer Zeit hatte er mit wichtigen Problemen philosophischer Studien sich befafst, die ihm eine tiefe Abneigung gegen den Materialismus der französischen Philosophen seiner Zeit einflöfsten; jetzt führte ihn die Verpflichtung seines Amtes, mit dem Ackerbau, mit den Wäldern, mit dem Bergbau sich zu befassen, zum Studium der Botanik, der Mineralogie und der Geologie. Nach den Aufregungen des Lebens und der litterarischen Passionen fand er Ruhe und Frieden in dem Umgange mit der Natur.

Nachdem das Geschick, das Goethe einen so grofsen Anteil an der Staatsverwaltung zuwies, seine Einbildungskraft von Auswüchsen gereinigt hatte, entrifs das nämliche Geschick oder vielmehr der Instinkt seines Genius ihn dieser Lehrzeit des praktischen Lebens. Der Herzog gewann Freude am Soldatenspiel. Goethe hatte einen anderen Ehrgeiz, er wollte eine Welt erobern,

die ihm noch fehlte, aber nach der er seit langer Zeit verlangte, und die ihm bereits in den begeisterten Erzählungen seines Vaters vor Augen gestellt worden war: Italien, die antike Kunst, die Länder der Sonne und der Schönheit, die hesperischen Gefilde. Er erkannte, dafs in dem Lande, in welchem die Citronen blühen, auch die goldenen Früchte seiner Poesie, die bis dahin die Nebel des Nordens in ihrem Wachstum aufgehalten hatten, reifen würden. In Italien fand er die „Freiheit des Lebens und des Gemütes“.

Die erste Frucht seines Aufenthaltes in Italien war das Trauerspiel „Egmont“, das 1775 in Frankfurt begonnen, 1782 in Weimar wieder aufgenommen, 1787 während seines zweiten Aufenthaltes in der ewigen Stadt vollendet wurde. Dasselbe ist demnach ein Erzeugnis seiner Jugend und seiner Reife zugleich. Vom Gesichtspunkte der Charakterschilderung ist Egmont gewifs das dramatische Meisterstück Goethes. Durch dieses Drama mehr noch als durch Götz und Clavigo, und besonders durch die Naturwahrheit, in der die Individualität der Personen ausgeprägt war, verwirklichte und übertraf er die ehrgeizigen Hoffnungen des Sturmes und Dranges, rang er mit Shakespeare, sagte sich endgültig von der französischen Schule los und schuf den Typus des echten deutschen Dramas“. Wenn aber D. gleichwohl in dem Drama die Einheit der Handlung vermifst und in ihm nur ein Charaktergemälde, nicht mehr, wie früher in seiner französischen Litteraturgeschichte (S. 584), eine historische Tragödie erkennen will, so können wir ihm hierin nicht beistimmen. Wir finden nicht, dafs Goethe die wahre von der Geschichte gegebene Einheit der Handlung, das grofse und erschütternde Ringen des niederländischen Volkes um seine Freiheit, beiseite gesetzt habe. Egmont ist in der Dichtung, nicht in der Geschichte der unerschrocken kühne, freisinnige Vertreter des von der Tyrannei vernichteten guten niederländischen Rechtes, und aus seinem Blute sprofs die Saat der Freiheit auf. Und wenn den Egmont ein thatsächlich nicht begründetes Vertrauen auf seinen König erfüllt, wenn er Gefahren nicht sieht, die gegen ihn sich erheben, so ist dieses bei ihm nicht eine thörichte Unbesonnenheit, eine Teilnahmlosigkeit gegenüber dem Unglück seines Volkes, sondern der Ausflufs seines eigenen aufrichtigen Wesens, das jeder Arglist und jeder Unredlichkeit fremd ist und sie nicht verstehen kann. Wenn er, der bereits als tapferer Krieger und einsichtsvoller Feldherr ruhmreich sich erwiesen, jetzt, wo nach seiner Meinung eine Zeit der Ruhe eingetreten ist, in jugendlicher Unbesonnenheit den Freuden und den Genüssen sich hingiebt und die Warnungen seiner spanischen Freunde und Oraniens nicht beachtet, so ist dies seine tragische Schuld, für die er mit dem Tode büfst. Aber sein jäher Sturz öffnet ihm die Augen, einsichtsvoll und beredt, mutig und kühn, ein gereifter Held, tritt er als Verteidiger der Rechte seines Volkes Alba gegenüber; äufserlich unterliegend,

findet er in dem Sohne seines Todfeindes den begeisterten Anhänger, den Vollender seiner Pläne; gerade sein Tod führt den Sieg seiner Sache, die Freiheit seines Volkes herbei. So ist dieses Drama ein Sang der Freiheit, nicht jener erträumten, revolutionären, in der Autorität eine Tyrannei erblickenden Freiheit, wie sie wohl den Dichtern der Sturm- und Drangperiode bei ihrem poetischen Tyrannenhafs vorschwebte, auch nicht der praktisch-revolutionären der französischen Revolution, die so viele schlimme Früchte trug, sondern der echten, wahren Freiheit, die das Bestehende läutert und bessert und Neues schafft auf der Grundlage des Alten, die von Stufe zu Stufe fortschreitend die letzten Ziele der Entwickelung der Menschheit erstrebt. In diesem Sinne ist Egmont gewifs eine grofse historische Tragödie.

Ebenfalls in Rom, in der Sammlung der Einsamkeit und umgeben von Meisterwerken der antiken Kunst, gab Goethe seinem Schauspiele Iphigenie[1]), das er in Weimar in Prosa gedichtet hatte, die vollendete dichterische Form (1787); die poetische Prosa wurde zu den lieblichsten, wohlklingendsten Versen umgestaltet. Iphigenie ist ein Hymnus des Triumphes der Sittlichkeit. Die Stürme der Leidenschaft haben sich gelegt, und man hört nur noch aus der Ferne deren dumpfes, fortziehendes Grollen. Für Goethe ist die Periode des Sturmes und Dranges zu Ende. Gleichwohl ist das Drama keine griechische Dichtung. Goethes Iphigenie ist nicht mehr eine griechische Heldin, die, bei natürlicher Unbefangenheit listig und verschmitzt, aller Listen und aller Ränke fähig wäre, um ihr und der Ihrigen Leben zu retten, sie ist nicht eine mitleidslose heidnische Priesterin, die gewohnt ist, ihre Opfer, die dem Tode bestimmten Gefangenen, leiden und sterben zu sehen, sie ist eine christliche Heldin, der Blutvergiefsen ein Greuel ist, die in Tauris die Menschenopfer hat abschaffen lassen, die ihre aufrichtige Wahrhaftigkeit so weit treibt, dafs sie es vorzieht, ihr und ihres Bruders Leben auf das Spiel zu setzen, statt ihre Lippen mit einer Täuschung zu beflecken. Ebensowenig ist Thoas ein König mit grausamen Sitten, ein wilder Häuptling wilder Barbarenschwärme, vielmehr ein bereits civilisierter Barbar, der, der Priesterin zu gefallen, eingewilligt hat, die Menschenopfer abzustellen, der Iphigenien liebt und mit Zartgefühl um ihre Hand wirbt. Endlich gleicht der deutsche Orest wenig dem des Altertums, der, wie sein Landsmann Ulysses, klug und verschlagen ist; er ist ein ritterlicher Held der neuen Zeit, der die hellenische Schlauheit für Feigheit halten und auf die erste Frage mit Gefahr seines Lebens seinen Namen nennen würde.

---

[1]) G. Schlosser, Iphigenie nach ihrem religiös-sittlichen Gehalt. Frankfurt a. M. 1875. — A. Hagemann, Goethes Iphigenie auf Tauris. Dorpat 1885. — O. Jahn, Goethes Iphigenie auf Tauris und die antike Tragödie in der Sammlung: Aus der Altertumswissenschaft. Populäre Aufsätze. Bonn 1868. S. 353—402.

Als Goethe Italien verliefs, nahm er eine dritte Frucht seiner schöpferisch thätigen Einsamkeit mit sich, die erst nach seiner Rückkehr (1789) vollständig reifen sollte. Sechs Jahre vor seiner Reise hatte er den Plan zu seinem Schauspiele Tasso[2]) entworfen und dasselbe begonnen. Ein Dichter, bestrahlt von dem wachsenden Glanze seiner Dichterkraft und seines Dichterruhms, der an einem kleinen Hofe lebte, geliebt von dem Fürsten, im Besitze der liebevollen Huld der Prinzessinnen, im Streite mit der Eifersucht und mit dem Hasse der Höflinge, Opfer ihrer Ränke und endlich in Ungnade und unglücklich, dieser Dichter und sein Geschick glich nur zu sehr dem Dichter des Werther und seiner damaligen Lage. Zu Neapel, im Angesicht des Gestades von Sorrent, tauchte vor seinen Augen die Gestalt Tassos wieder auf, noch rührender, da alle Poesie seiner Heimat sie umleuchtete. Nach Rom zurückgekehrt, nahm er nach der Vollendung seiner Iphigenie sein Drama Tasso wieder auf, dessen zwei erste Aufzüge er schon in Weimar gedichtet hatte. Allein die Seelenstimmung, aus der diese hervorgegangen waren, entsprach nicht mehr derjenigen, in welcher der Dichter sich jetzt befand. In den beiden ersten Aufzügen erscheint uns Tasso in dem Glanze seines Ruhmes und seiner Schönheit, reizbar zwar und argwöhnisch, aber edel, hingebend und des Glückes wert, das ihn umgiebt. Die Eifersucht des Hofes ist vertreten durch den kalten und stolzen Antonio, der ihn beneidet, ihn beleidigt und ihn stürzt. Nach diesen beiden ersten Aufzügen allein sollte man glauben, dafs das Drama die Verherrlichung der natürlichen Überlegenheit der dichterischen Genialität zum Gegenstande hätte, die den hinterlistigen Angriffen der neidischen Mittelmäfsigkeit ausgesetzt ist, aber ihnen sich unerschrocken entgegenstellt. Der Grundgedanke ändert sich mit dem dritten Aufzuge. Das Interesse und das Mitgefühl wenden sich Antonio zu, der sein Unrecht erkennt und durch sein Eingeständnis wieder gut macht. Tasso hingegen wird immer weiter von zügelloser Leidenschaft fortgerissen. Wirklichkeit und Idealität sind, wie im Leben, im Kampfe, und die Wirklichkeit ist im Vorteile. Goethe ist zugleich Tasso und Antonio, aber in ihm hat Antonio die Herrschaft und Tasso ordnet sich ihm unter. Den im ursprünglichen Plane schon vorhandenen Gegensatz zwischen dem durch den Schmuck des Dichterlorbeers berauschten und nach dem Ruhme des Staatsmannes lüsternen, weichen Tasso und dem harten, seiner realen Verdienste stolz bewufsten und deshalb auf die Auszeichnung Tassos neidischen Antonio vertieft Goethe, als er das Drama fortsetzt und umformt, und gleicht ihn durch eine Umbildung des Charakters des Antonio aus. Jetzt stehen im

---

[2]) A. F. C. Vilmar, Über Goethes Tasso. Frankfurt a. M. 1869. — K. Fischer, Goethes Tasso. Heidelberg 1890. Z. f. d. U. (Lyon). II 6, S. 510—550.

Gegensatze der hochbegabte, aber schwärmerische, edle, aber selbstische und seinen wahren Beruf verkennende Dichterjüngling und der gereifte, kluge und erfahrene Mann, der Dichter, der von seinen Gefühlen sich hinreifsen und sich beherrschen läfst, und der nach kurzer Empfindlichkeit und jäher Übereilung seine Selbstbeherrschung schnell wiederfindende, in sicherer Thätigkeit für das Wohl aller wirkende Staatsmann, und dieser bietet gern die Hand zur Ordnung der verwirrten Verhältnisse, soweit sie noch möglich ist, sowie zum Frieden und zur Versöhnung. Der Sturz des Dichters ist nicht sein Untergang, sondern ein Eintritt in ein neues, von Antonios Freundschaft geleitetes und gefördertes Leben. Seine Träume sind verweht, eines bleibt ihm, sein von Gott ihm geschenkter Dichterberuf, auf den er sich nunmehr weise beschränkt, der aber von jetzt ab den Inhalt und den Zweck seines Lebens bilden wird. Und so ist das Drama Tasso nach der modernen Bezeichnungsweise keine das Leben des Haupthelden endigende, seine Pläne vernichtende Tragödie, sondern ein Schauspiel mit glücklichem Ausgange. „Tasso ist eines der bewunderungswürdigsten Werke Goethes. Man wird nicht leicht etwas finden, was sich der ergreifenden Poesie der beiden ersten Aufzüge zur Seite stellen liefse. Sprache und Rhythmus haben etwas noch Vollkommneres und Musikalischeres, als selbst in der Iphigenie“.

(K. 5. Goethe, Weimarer Periode.) Nach Weimar zurückgekehrt und von aller amtlichen Thätigkeit entlastet, erfreut sich Goethe seiner freien Mufse, vertieft seine Studien, entfaltet eine rege wissenschaftliche Thätigkeit und geniefst das häusliche Glück, das ihm eine, allerdings erst etwas spät gesetzlich geregelte Verbindung gewährte. Die grofse Freundschaft, die er mit Schiller schlofs, gab seinem dichterischen Schaffen einen neuen Schwung. Lange hatten sich beide Dichter fern gestanden. Dem Dichter der Iphigenie mifsfiel die Periode des Sturmes und Dranges, die in Schillers Jugenddramen so mächtig wieder aufgelebt war, weil er sie selbst längst hinter sich hatte, sowie auch der soziale und litterarische Aufruhr des Karl Moor. Schiller seinerseits bewunderte Goethe, ohne ihn zu lieben und ohne zu wünschen, ihn zu sehen. Aber aus der anfänglichen gegenseitigen Abneigung beider Dichter wurde im Laufe der Zeit eine innige und zarte Freundschaft. Ihre entgegengesetzten Richtungen ergänzten sich, ihre Bestrebungen stützten sich gegenseitig, wie die beiden Halbbogen eines Gewölbes. Goethe verjüngte sich im Verkehr mit dieser feurigen Jugend.

Die erste Frucht dieses Freundschaftsbundes war die Vollendung des Romans „Wilhelm Meisters Lehrjahre“. Begonnen im Jahre 1777, fortgesetzt 1782—86, wurde er unter dem unablässigen Drängen seines neuen Freundes vollendet (1796). Die Einheit der Handlung hatte unter der Verzögerung der Ausführung

gelitten. Gleichwohl trägt das Werk den Stempel des Goetheschen Genius. Reiche Lebenserfahrungen, tiefe Ideen über die Kunst, über das Theater, über Weltleben und Sittengesetz, über die Gesellschaft sind in ihm niedergelegt. „Die ganze lange Geschichte ist eine Selbsterziehung, eine Zucht des Herzens. Mittelalterliche Askese hatte gesagt: das Vergnügen ist ein Übel. Die Schule des Sturmes und Dranges hatte geantwortet: das schrankenfreie Vergnügen ist das Recht des Genies. Goethe vermittelt beide entgegenstehende übertriebene Behauptungen. Die erregte Leidenschaft, sagt er, mufs sich in die Schranken der Vernunft und der Pflicht fügen. — Wilhelm Meister ist ein geheilter Werther, der die Dämpfung der Leidenschaft, die innerliche Ruhe nicht mehr in der Selbstvernichtung, sondern in der Erforschung der Wahrheit und in einem thätigen, nützlichen Leben sucht.“

Die Freundschaft von Goethe und Schiller wuchs von Tag zu Tag. Sie war das edelste Band, das zwei Männer verbinden konnte; sie beruhte auf gegenseitiger Hochschätzung, auf einem unaufhörlichen Gedankenaustausche, auf einem lebhaften Wetteifer in der Verfolgung desselben edlen Zieles. Ein Denkmal ihres gemeinsamen Schaffens sind die Xenien, ein Denkmal ihres dichterischen Wettkampfes sind beider Dichter Balladen, besonders die des Balladenjahres 1797; ein unvergängliches Denkmal ihrer Freundschaft ist der Briefwechsel, in welchem sie ihre innersten Gedanken und Empfindungen aussprachen, forschend über die Gesetze der Kunst sich verständigten und ihre dichterischen Pläne entwickelten und förderten.

Zu dieser Zeit schuf Goethe eine wundervolle erzählende Dichtung, das wahre Epos des modernen Deutschland: Hermann und Dorothea (1797). Deutsch war sein Inhalt, und auf deutschem Boden wandelten seine Helden. Die Wirklichkeit des alltäglichen und kleinbürgerlichen deutschen Lebens erschien in idealer Verklärung, und die weltbewegenden Ereignisse der Zeit geben dem Gedicht den ernsten geschichtlichen Hintergrund.

Die grofse Dichtung Faust füllte fast das ganze Leben ihres Schöpfers aus (1772—1831). „Das Drama Faust ist demnach das ganze intellektuelle Leben des Dichters, das dichterische Spiegelbild seiner Gefühle und seiner Gedanken. Faust, anfänglich der echte Repräsentant und Sohn der Sturm- und Drangperiode, wurde zum dichterischen Abbilde des Menschen überhaupt. Das Drama ist der tragische Schauplatz des ewigen Ringens zwischen den auf das Unendliche gerichteten Strebungen unserer Seele und den leidvollen Schranken unserer sterblichen Natur. — Faust ist nicht mehr eine einzelne Tragödie, sondern die grofse und universale Tragödie, das Problem der Bestimmung des Menschen, der innere Zwiespalt einer Seele, die sich zum Unendlichen aufschwingt, und die die Natur und die in ihr

herrschende Notwendigkeit stets aufs neue in den Staub hinabzieht".

Die Mitteilung der eingehenden Skizzierung des Planes und der Zeichnung der Charaktere (D., S. 292—297) würde hier zu weit führen, zumal da das Drama Faust kein Gegenstand der Lektüre für Mittelschulen ist und über das Verständnis von Schülern hinausgeht.

„Nachdem Goethe, der intellektuelle König seines Jahrhunderts, durch den allzu frühen Tod Schillers einer vertrauten und gewinnreichen Freundschaft beraubt war, nahm er allein, aber mutvoll den Weg wieder auf, den sie in den letzten zehn Jahren gemeinsam durchmessen hatten. Auch fernerhin war er ein Geist ersten Ranges, ein Gelehrter, ein Denker und zugleich ein grofser Dichter. Nur war in diesem grofsen Dichter, nach einem ausnahmslosen Naturgesetze, nicht ein Niedergang, wohl aber ein Wandel und eine Veränderung eingetreten. Alle seine lebensfrischen, duftigen, farbenprächtigen Blüten hatte Goethes Dichterfrühling hervorgezaubert. Jetzt reiften der Gedanke und die Reflexion ihre Früchte, und die Werke seiner Kunst waren nur noch der durchsichtige Schleier seiner Ideen. Langgewohnte Bewunderung drängte seinen Zeitgenossen selbst seine Grillen auf. Deutschland hörte ihn mit Dankbarkeit, ganz Europa sprach mit Ehrfurcht seinen Namen aus. Napoleon hatte ihm im Jahre 1808 (2. Okt.) eine Stunde gewidmet, zu einer Zeit, in der die Fürsten Deutschlands einige Minuten Audienz als eine Gunst sich erbaten". Das ist ein Mann! (Voilà un homme!) hatte von ihm der Kaiser zu dem Marschall Berthier und zu dem Generalintendanten Daru gesagt und wenige Tage später das Kreuz der Ehrenlegion dem deutschen Dichter verliehen. Die ganze Fülle des Ruhmes aber wurde ihm, wie es das Los grofser Geister ist, erst im Tode zu teil. Er starb am 22. März 1832, 83 Jahre alt. Die mächtige Stirn des verstorbenen Dichters zeigte keine Falte des Alters, sondern nur diejenigen, welche der Geist hineingeschrieben hatte, und hinter ihrer Wölbung schienen die Gedanken ruhig fortzuleben.

(K. 6. Schiller, erste Periode.) Schiller (1759, 10. Nov.—1805, 9. Mai), dessen Vater nach einer wechselvollen militärischen Laufbahn zuletzt zu dem Range eines Hauptmanns emporgestiegen und dann Vorstand der Hofgärtnerei auf dem Lustschlosse Solitüde bei Stuttgart geworden war, besuchte, anfangs von Pfarrer Moser unterrichtet, zuerst die lateinische Schule zu Ludwigsburg. „Leidenschaftlich gab er sich hier dem Studium hin, so dafs seine Lehrer ihn zurückhalten mufsten und seine Fortschritte im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen ihm die höchste Anerkennung eintrugen. Wir finden in ihm den Beweis, dafs Kraft, Freiheit und Enthusiasmus nicht notwendig den Fleifs ausschliefsen, und andererseits, dafs das Studium des Altertums nicht die Flügel stutzt und dafs es eine gute Vorbildung ist selbst für den, der

neue Wege zu wandeln berufen ist“[1]). Auf das Verlangen des Herzogs Karl Eugen wurde er in die Karlsschule aufgenommen, eine militärische Bildungsanstalt auf dem Schlosse Solitüde. Anfangs zur theologischen Laufbahn bestimmt, widmete er sich auf der Karlsschule dem Studium des Rechtes und dann, als jene zur Akademie erweitert und nach Stuttgart verlegt worden war (1775), der Medicin. Seine Neigung wandte sich aber ganz besonders der Dichtung zu. Im Stillen las er den Messias von Klopstock, Goethes Götz, Shakespeare und Rousseau. Die Richtung des Sturmes und Dranges entsprach seiner eigenen Lage. Bedrückt von den Fesseln einer streng militärischen Zucht, gestört in seiner Geschmacksrichtung, gereizt durch das Gefühl seiner Abhängigkeit und seiner Armut, Erbe und Rächer Schubarts, den die Willkür Karl Eugens auf Hohenasperg gefangen hielt, wurde er in seiner Jugenddichtung der Bekämpfer verrotteter sozialer Zustände und eines despotischen Staatswesens. Sein erstes Drama, die Räuber, bereits 1777 begonnen, vollendet 1781, als er nach seiner Entlassung aus der Akademie als Regimentsmedicus eine etwas freiere Stellung erhalten hatte, war ein kräftiger, ungestümer Angriff auf die Laster der Gesellschaft und eine Verherrlichung der abenteuerlichen Ungebundenheit, die die Gesetze übertritt und sich ihnen entzieht, aber schliefslich die eigene Schuld erkennt und freiwillig büfst. Die tiefe Ruhe Deutschlands erschütterte der Kriegsruf Karl Moors und brachte überall eine heftige Gährung hervor. Die Aufführung auf dem Theater zu Mannheim, die der Intendant Dalberg ermöglicht hatte, war ein Triumph und weckte einen Enthusiasmus, wie man ihn selten in dem Theater gesehen hatte. Der namenlose Chirurg von Stuttgart war von jetzt ab ein berühmter Dichter. Gleichwohl war das Drama nach Hegels Urteil ein unreifes Ideal eines Dichterjünglings, dem die Menschenkenntnis fehlte. Aber das Drama hatte Leben und Leidenschaft; es erschütterte, interessierte, fesselte mehrere aufeinander folgende Generationen und blieb bis zur Gegenwart volkstümlich und auf dem Theater. — Nach seiner Flucht aus Württemberg, dessen Herzog ihm verboten hatte, etwas anderes als medizinische Werke drucken zu lassen, dichtete er ein zweites Drama, Fiesko (1783), dessen Fabel der Geschichte entlehnt war. Was die Räuber für das Gebiet des sozialen Lebens bedeuteten, war Fiesko für das Gebiet der Politik, ein Kampf gegen die bestehenden staatlichen Verhältnisse und gegen die herrschende Ordnung der Dinge. Aber in diesem Drama hat die Logik der geschichtlichen Thatsachen der Phantasie des Dichters einen Zügel angelegt. Schiller wollte ein republikanisches Trauerspiel dichten, kämpfen gegen die das Wohl ihrer Unterthanen vernachlässigenden oder gar schädigenden Fürsten und

---

[1]) A. Regnier, Oeuvres de Schiller. Paris 1859, Librairie Hachette et Cie. S. 8.

Könige, aber unter dem Zwange der geschichtlichen Thatsachen ahnt und enthüllt er den wahren Charakter seiner Verschworenen, ihre Selbstsucht, ihren Ehrgeiz, ihren blofs erheuchelten Patriotismus. — Drei Monate nach Fiesko führte die Hofbühne von Mannheim ein neues Werk Schillers, das bürgerliche Trauerspiel „Kabale und Liebe“, auf (1784). Auch dieses hatte eine umstürzlerische Tendenz und war eine beifsende Kritik der kleinen Höfe Deutschlands und des Klassengegensatzes zwischen den das Volk bedrückenden Vornehmen und dem leidenden Volke. Auch hier hatte der Dichter seiner deklamatorischen Beredsamkeit alle Schleusen geöffnet. Gleichwohl sind die Charaktere schon mehr naturwahr; man empfindet, dafs das Ideale und das Natürliche in einer richtigen Mischung sich verschmelzen wollen.

Zur Zeit seiner dichterischen Reife betrachtete Schiller seine Jugendwerke, so grofse Erfolge sie auch errungen hatten, nur mit Abneigung. Der Zufall spielte in ihnen eine zu grofse Rolle, ihnen fehlte eine naturgetreue Charakterzeichnung, die Grazie der Schönheit. Trotz aller dieser Fehler machen sie in der Geschichte des deutschen Dramas Epoche. Sie haben dichterisches Feuer und die dramatische Kunst der Verwickelung und Lösung, Seele und Leben, die Scenen reifsen in steigender Spannung den Zuschauer mit sich fort und drängen zur Lösung des Knotens; sie künden nachdrücklich den grofsen Dichter an.

Nach seiner Flucht von Stuttgart verlebte der Dichter unglückliche, unruhvolle Jahre, da mitten in der gröfsten Bethätigung seiner Arbeitskraft die bitteren Sorgen um das Dasein ihn verfolgten. Die Verhältnisse in Mannheim, wo er als Theaterdichter angestellt wurde, waren unerquicklich. Unerwartet fand der Dichter eine sichere Zufluchtsstätte und einen Kreis von Freunden und Gesinnungsgenossen in Leipzig, wohin Gottfried Körner, später Hofrat in Dresden, ihn einlud (1789). Ein begeistertes Gedicht, das Lied an die Freude, war der Ausklang seines neuen Glückes, das dramatische Gedicht „Don Karlos“ (1787) war das Hauptprodukt des neuen Lebensabschnittes. Dieses Werk ist eine merkwürdige Mischung der Vergangenheit und der Zukunft unseres Dichters, ein Grenzstein an dem Wege seiner dichterischen Entwickelung. Zuerst, wie die früheren Dramen, als Satire projektiert, dann eine Schilderung einer häuslichen Tragödie in einer fürstlichen Familie, wurde es zuletzt ein Morgengesang der Freiheit der Völker. Infolge dieser Änderung des Planes trat unter den Personen des Dramas Don Karlos in den Hintergrund, Marquis Posa, früher eine unbedeutende Nebenperson, wurde der eigentliche Held der letzten Aufzüge. Trotz der offenkundigen Unwahrscheinlichkeit und des anstöfsigen Anachronismus der in ihm vertretenen Meinungen beruht auf ihm die Bedeutung und die Originalität des Werkes; es ist die Poesie des politischen Idealismus. In seiner letzten endgültigen Gestalt ist Don Karlos der Abschlufs

der Jugenddramen und der erste Schritt auf einem neuen Wege. Die drei ersten Dramen waren eine Negation, ein Kampf gegen die damalige gesellschaftliche Ordnung; Don Karlos ist ein positives Streben nach einem politischen Ideale der Zukunft. Schiller ist ein Dichter der Freiheit geworden. — So viele Mängel der Dichtung noch anhafteten, die besonders die Veränderung des Planes verschuldete, so ist Don Karlos, wenn wir ihn von dem Gesichtspunkte der Kunst auffassen, ein wesentlicher Fortschritt Schillers. Diesen Fortschritt bekundet schon äufserlich der nach dem Vorgange Lessings in Nathan dem Weisen angewandte fünffüfsige Jambus, der dem idealen Inhalte den Adel und die Würde der Form verleihen sollte.

(K. 7. Schiller, zweite Periode.) Bereits im Jahre 1784 hatte Schiller von dem Herzoge Karl August von Weimar, dem er bei dessen Besuch in Darmstadt vorgestellt wurde, den Titel eines Hofrates erhalten. Im Jahre 1789 wurde er, besonders durch Vermittelung Goethes, als Professor der Geschichte nach Jena berufen. Diese Ernennung entrifs ihn seiner bisherigen unsicheren Lage, sie verpflichtete ihn zu wichtigen und ernsten Studien und gestattete ihm, Charlotte von Lengefeld als Gattin heimzuführen, die in jeder Beziehung eine seiner würdige Lebensgefährtin werden sollte. Nach seiner Abreise von Mannheim hatte seine dichterische Thätigkeit geruht. Auch für ihn kamen, wie früher für Goethe, nach den stürmischen Aufregungen der Sturm- und Drangperiode die Jahre der Sammlung, der Forschung und des Reifens der Gedanken. Wie aber Goethe Ruhe und Reife in der Betrachtung und in der Erforschung der Natur, sowie in dem Studium der Kunst gewonnen hatte, so suchte und fand Schiller die Freiheit des Denkens und die Ruhe des Gemütes in der geschichtlichen Wirklichkeit, in dem vertieften Studium der Geschichte und in der Beschäftigung mit der Philosophie, also in Studien, deren Resultate den wohlthätigsten Einflufs auf seine neue dichterische Periode äufsern sollten. Schiller ist freilich in seinen Geschichtswerken, wenn sie auch auf fleifsigen Untersuchungen beruhten und eine verständige Kritik in ihnen sich geltend machte, subjektiv, wie die sonstigen Geschichtschreiber des 18. Jahrhunderts. Er ist nicht unabhängig von den Bildern, die seine dichterische Phantasie frei erschuf, mehr Redner, als ein unbefangener ruhiger Forscher. Oft tritt eine unbewufste Parteilichkeit zu tage, eine mächtige innere Erregung, die mit Liebe und Hafs die Pläne seiner Helden aufdeckt und ihren Unternehmungen folgt. Gleichwohl haben seine geschichtlichen Werke einen hervorragenden bleibenden Wert. Die Geschichtsforschung wird ihm, dem Dichter, zur Kunst der Geschichtschreibung. Seine Darstellung ist ein lebendiges, ergreifendes Kunstgemälde. Geschickt weifs er die Verhältnisse zu exponieren, seine Personen in kräftigen, scharfen Umrissen zu zeichnen und sie als lebendige Wesen vorzuführen, den Schauplatz lebhaft und

anschaulich zu schildern, nahe und ferne Ereignisse übersichtlich zu gruppieren, streitende Parteien und erregte Volksmengen vor unseren Augen in künstlerischer Anordnung auftreten zu lassen, eine Kunst, in der sich später der Dichter in der Rütliscene des Tell und in dem Reichstage des Demetrius als Meister bewies. — Für Schiller hatten seine wissenschaftlichen Studien ungemeine Vorteile. Jetzt erst befreite er sich vollständig von dem Einflusse der träumerischen Schwärmereien Rousseaus und stellte sich auf den Boden der Wirklichkeit, die aber sein Genius adelte und verklärte. In dieser selben Epoche schritt er zu einem anderen Studium und fand in ihm ein neues, köstliches Bildungselement. Die Übersetzung des Homer von Vofs eröffnete ihm eine neue, bisher noch fremde Welt. Wie Goethe einige Jahre früher, wurde auch er von der reinen und klaren harmonischen Schönheit überrascht und hingerissen, in welcher die Menschheit in der Poesie der Griechen erscheint. Von Homer kam er zu den Tragikern. Zunächst für seinen trauten Freundeskreis in Rudolstadt übersetzte er die Iphigenie in Aulis von Euripides und Scenen aus dessen Phönizierinnen. Indes einem Denker, wie Schiller, konnte die blofse Betrachtung, die Verehrung, der Genufs des Schönen nicht genügen. Er empfand den Drang, auch die theoretischen Gesetze seiner Kunst zu ergründen und für die Wissenschaft des Schönen, für die Ästhetik, Fundament, Zusammenhang und Halt in einem Systeme der Philosophie, gleichsam in einem organischen Ganzen, zu suchen. Seinen damaligen Forschungen kam die 1790 erschienene Kritik der Urteilskraft von Kant entgegen. Die langsame Genesung nach einer schweren Krankheit, die ihm die Ausübung seines Berufes verbot, sodann die mit Zartgefühl gespendete Unterstützung des Herzogs von Holstein-Augustenburg gab ihm unbeschränkte Mufse zu lesen und zu denken. „Schiller wurde ein eifriger, aber selbständiger Schüler Kants, der imstande war, seine Lehren zu berichtigen und zu ergänzen. — Die Philosophie Schillers ist ganz poetisch oder vielmehr seine Philosophie und seine Poesie sind eins. Die Ästhetik, die Wissenschaft oder das Gefühl des Schönen ist ihm das Prinzip der Sittenlehre, wie das Prinzip der Kunst. Leben und Dichtung haben den Zweck, das Ideal zu verwirklichen. Der tugendhafte Mensch ist der edelste Künstler; sein Kunstwerk ist er selber. Die Schönheit der Tugend, wie die Schönheit jedes anderen Dinges, ist die freie Ausgestaltung eines Wesens, das sich frei dem ewigen Gesetze seiner Natur gemäfs entwickelt. Die Wissenschaft hat diesen hohen Beruf des Menschen, dieses ästhetische Ideal, verkennen können, aber die Künstler des Altertums hatten es geahnt und wundervoll verwirklicht“.

„Einmal im Besitz seiner philosophischen Lehre fühlte Schiller von neuem das angeborne Streben in seiner Künstlerseele sich regen, das unwiderstehliche Streben nach einer neuen, reinen,

heiterklaren Poesie, die gleichwohl leidenschaftlich entflammt ist für das, was ewig wahr und schön ist. Zwei Lehrgedichte charakterisieren diese Grenze zweier Abschnitte seines Dichterlebens, die Künstler und das Ideal und das Leben. In dem ersten scheint der Dichter sich in einen Philosophen umzuwandeln, in dem zweiten wird der Philosoph wieder zum Dichter".

(K. 8. Schiller, dritte Periode.) „Als Schiller zur Poesie zurückkehrte, glich er einem Reisenden, der, mit Schätzen beladen, wieder nach seinem Vaterlande kommt. Auf dem neuen Wege, den er von jetzt ab beschritt, wurde Goethe sein unzertrennlicher Begleiter und ratgebender Freund. Früher Antipoden, beraten sie sich gegenseitig, lernen sich schätzen und werden einander unentbehrlich. Von der realen Natur und der Vielgestaltigkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Form erhob sich Goethe zur Idee, Schiller kam aus einer Welt abstrakter Gedanken zur Wirklichkeit des Lebens. Auf diesem gemeinsamen Boden begegneten sie sich, der eine zum Ideal aufsteigend und sicher, es zu erreichen, der andere wie ein Bote des Himmels niedersteigend und den staubgeborenen Wesen den Götterfunken mitteilend, den er dem Himmel entwendet hatte. Die Dichterschlacht der Xenien war von den beiden Dichtern gewonnen, die Neidischen ein für allemal beschämt, die Feinde zum Schweigen gebracht, Deutschland war erwartungsvoll gespannt auf die Stimme der beiden Dichterfürsten." Das Balladenjahr von 1797 lieferte eine reiche Ernte von kleinen, harmonisch gegliederten Kunstwerken, die unnachahmliche Vollendung der Sprache und des Versmafses schmückte. In lyrischen Dichtungen wetteiferte Schiller mit der Anmut und mit der Plastik Goethes. Die vollendetste unter den letzteren ist die Glocke (1799), ein kleines, lyrisch beschreibendes Drama. Am meisten ist zu bewundern, dafs diese Wärme der Sprache, diese Wahrheit des Gefühls nicht durch eine einzelne Person, auch nicht durch ein besonderes Ereignis verursacht ist, sondern durch die ganze als Einheit gedachte Menschheit, die der Dichter in ihren Freuden und in ihren Schmerzen versteht und erfafst.

Gleichwohl sollte Schiller die höchste Stufe seines Ruhmes erst im Drama ersteigen, nicht mehr in einem im Geiste der Sturm- und Drangperiode gedichteten Drama, sondern in einem solchen, das seine durch Geschichte und Philosophie gestärkten Kräfte jetzt erst schaffen konnten. Nach einigem Schwanken in betreff der Wahl des Gegenstandes entschied sich Schiller für eine tragische Episode des dreifsigjährigen Krieges, die ihn schon lange angezogen hatte, für den Tod Wallensteins. Auf die Bühne gebracht, mufste Wallenstein (1799) die deutschen Zuschauer mächtig ergreifen. Ihre eigene vaterländische Geschichte entrollte sich vor ihren Augen in einer ihrer schrecklichsten Epochen. In dem Zeitmomente zudem, in welchem Schiller sein Werk schuf, machte

die Bewegung, die damals in Europa alle politischen Leidenschaften aufwühlte und entfesselte und nach heftigen Stürmen vorherverkündete, die Geister empfänglich für die erschütternden Aufregungen einer grofsen geschichtlichen Tragödie. Weil indes dem Charakter seiner Hauptperson die wahre Gröfse abging, so machte er ihn dadurch zum tragischen Helden, dafs er als ein grofses, aber ohnmächtiges Opfer des Schicksals, als ein Spielball des Glückes erschien. Dieses Schicksal aber liegt in den Sternen oder vielmehr in dem damals so weit verbreiteten und von Wallenstein, dem Kepler den Stand der Sterne in seiner Geburtsstunde berechnet hatte, geteilten Glauben an den entscheidenden Einflufs desselben auf den Menschen. Zu diesem persönlichen, für ihn verderblichen Aberglauben Wallensteins gesellte der Dichter ein reales Schicksal, das ihn wider Willen weiter treibt und ihn in die Rebellion, in den Tod hinabreifst. Aber dieses moderne Schicksal kann nur ein historisches sein. Die Umstände, die politischen Ereignisse, deren Mittelpunkt er ist, verstricken ihn wie ein Netz, umschliefsen ihn fester und fester, bestimmen und fesseln seinen Willen. Der Feldherr ist ehrgeizig, aber nicht pflichtvergessen; wohl spielt er mit dem Gedanken, im Ernste plant er keinen Verrat, aber seine Macht wächst, sein von ihm erst geschaffenes Heer betet ihn an. Seine fast schrankenlose Macht weckt den Argwohn des Hofes, man will ihn ein zweites Mal absetzen, und der Sohn des Kaisers soll an seine Stelle treten. Die ihm unterstellten Führer leisten ihm den Eid der Treue. Die Schweden stehen in Verhandlungen mit ihm, das Schicksal will ihm eine Krone geben. Der Hof hat diese Dinge ausgekundschaftet, die Unterhändler gefangen genommen. Bleibt er treu, so gilt er doch für einen Verräter, die Rebellion scheint für ihn die einzige Zuflucht zu sein. Der Aufbau des Dramas auf dem Grunde dieser Schicksalsidee hatte aber den Nachteil, dafs es einer zu grofsen Länge bedurfte. Schiller zerlegte es in drei Teile, in eine Art von Trilogie. Ein Vorspiel, Wallensteins Lager, geht voraus, darauf folgt ein vorbereitendes Drama, die Piccolomini, in fünf Aufzügen, zuletzt die Schlufstragödie Wallensteins Tod, ebenfalls in fünf Aufzügen, deren beide ersten noch zur Exposition gehören und früher zum vorhergehenden Drama gezogen waren. Aufserdem hatte der langsame Verlauf einer entstehenden und um sich greifenden Verschwörung etwas Düsteres und Herbes. Schiller empfand dieses und legte als Gegenhandlung die Episode von Max und Thekla ein, welche die schwülen politischen Kombinationen wie ein erfrischender Lufthauch kreuzt, zugleich aber dem Drama organisch eingegliedert ist, indem sie die Unthätigkeit des Max, des verkörperten besseren Teiles Wallensteins, erklärt, der sonst, hätte die Liebe ihm nicht die drohende Gefahr verhüllt, entschlossen gewesen wäre, als es noch Zeit war, als guter Genius Wallenstein den rechten Weg zu

weisen[1]). Der ungemeine Beifall, den gerade diese Episode fand, war für Schiller eine Anregung, Gegenstände zu behandeln, bei denen der Anteil seines Herzens gröfser war, als der seines Verstandes.

Das Trauerspiel Maria Stuart (1800) beschränkt sich, mit Ausschlufs der der Zeit des Dramas vorausliegenden Verwicklung, auf die Darstellung der Katastrophe. Die politischen Begebenheiten sind abgeschlossen, selbst die Verurteilung Marias ist erfolgt. Die Kerkermauern umschliefsen sie. Das bereits gefällte, aber noch nicht unterzeichnete Todesurteil hängt wie ein Damoklesschwert über der unglücklichen Königin. In der Ausmalung dieser einen Situation nähert sich dieses Drama der festgeschlossenen Einheit der griechischen Tragödie. „Der Gegenstand ist mit unvergleichlicher Kunst behandelt. Auf Marias Vergangenheit lasten zwar Fehler, selbst Verbrechen, aber die Verirrungen, zu denen Jugend und Macht sie verleitet haben, sind gesühnt durch grausame Prüfungen, durch jahrelange Reue. Jetzt ist Maria, die Büfserin, eine rührende, sanfte, demütige, selbstlose Tugendheldin geworden, die ihr Unglück als eine verdiente Strafe des Himmels betrachtet und opferbereit es trägt. Das wirkliche Verbrechen, das ihr das Leben kosten wird, ist ihr legitimes Recht auf die Krone Englands, ist besonders ihre Schönheit, die ihre neidische und hafserfüllte Rivalin in den Schatten stellt. Das Glück, das sie empfindet, als ihr zum erstenmal gestattet wird, ihren traurigen Kerker zu verlassen und die freie, reine Luft des Gartens zu atmen, der Zwist, der bei der Zusammenkunft der zwei Königinnen in der Seele Marias entsteht zwischen der Niedrigkeit der Gefangenen und der stolzen Würde der Fürstin, die unbeugsame Gröfse und die friedliche Klarheit ihrer letzten Augenblicke, alles dieses ist wahrste, rührendste Poesie. Nicht minder trefflich ist die Entwicklung der Handlung. Seit dem Anfange des Dramas bedroht das Todesgeschick das Haupt seines Opfers. Das Urteil ist gesprochen, Elisabeths Hafs bebt selbst vor dem Gedanken an eine heimliche Hinrichtung nicht zurück. Wir sehen in schmerzvoller Angst der schrecklichen Lösung entgegen. Alles, was eine Befreiung zu versprechen scheint, knüpft das Netz des Geschickes nur noch enger. Nirgend ist Schiller der tragischen Ironie des Sophokles näher gekomen."

Zwei Wochen nach der ersten Aufführung des Dramas Maria Stuart begann der unermüdliche Dichter seine romantische Tragödie Die Jungfrau von Orleans und vollendete sie in weniger als neun Monaten (1801). Die rasch aufeinander folgenden Aufführungen in Leipzig, in Berlin, in Weimar waren für den Dichter ebensoviele Triumphe. Der geschichtlichen Überlieferung stand der deutsche Dichter freier gegenüber. Um sie unserer menschlichen

[1]) W. Fielitz, Studien zu Schillers Dramen. Leipzig 1896. S. 1—43.

Teilnahme näher zu bringen, läfst sie der Dichter, wenn auch nur für einen kurzen Moment, schwach werden gegenüber der Versuchung, dann aber büfsen, und er läfst sie siegend sterben auf dem Schlachtfelde, statt auf dem Scheiterhaufen. Wir begreifen es, wie namentlich die Volksgenossen der kriegerisch begeisterten Jungfrau es beklagen, dafs bei allem Adel, durch den sie der Dichter sich auszeichnen läfst, bei aller Verherrlichung, in der er ihr in ihrem Vaterlande so grausam entstelltes Bild so strahlend seiner Mitwelt wieder vorgeführt, hier aller funkelnde Glanz der Poesie vor der schlichten Erhabenheit der geschichtlichen Gestalt erbleicht und die menschlich fehlende und leidengeläuterte Heldin des Dichters dem historischen Urbilde, dem fleckenlosen Ideale in der himmlischen Reinheit seines Herzens und in der überirdischen und doch einfältigen Hoheit seines Wesens nicht gleichsteht. Unter der Voraussetzung aber der dramatischen Zweckmäfsigkeit der von dem Dichter vorgenommenen Änderungen der geschichtlichen Überlieferung erregt das Drama ein lebhaftes Interesse. Der Dichter hat auch hier eine Triebfeder verwendet, die dem antiken Schicksal des griechischen Theaters entspricht. Das Eingreifen der Gottheit, die übernatürliche Berufung Johannas, die Bedingung, unter der ihr der Schutz des Himmels verliehen wird, treten hier an die Stelle des furchtbaren Wirkens des Geschickes bei den griechischen Dichtern.

In der Braut von Messina (1803) wetteiferte Schiller mit den griechischen Tragikern in der Darstellung des erbarmungslosen Schicksals; er verband nach ihrem Vorbilde durch die Einführung des Chors lyrische und dramatische Poesie. In dem Schwung der Gedanken und in der Bilderpracht des Stils, in dem Wohlklang der Worte, in dem stolzen Flufs des Rhythmus, in der Vornehmheit der Sprache ist dieses Drama eines der vollendetsten Werke der deutschen Poesie. Doch fehlt dem Werke individuelles Leben; Schiller, ein subjektiver Dichter, der sich selbst in seinen Personen zeichnet, hat diese Tragödie mit aller Kraft seines Talentes, aber nicht mit der Glut eigener Herzensempfindung gedichtet.

Ganz anders verhält es sich mit dem Schauspiele Wilhelm Tell (1804). „Dieses Drama ist ein Hymnus auf die staatliche Freiheit, eine leidenschaftliche Rückkehr zu den Idealen seiner Jugend. Aber welcher Unterschied zwischen den wortstarken Deklamationen der Räuber und dieser neuen, so reinen, so gesundheitsfrischen, so naturwahren Schöpfung! Wie durch Zauberkunst sind wir in das Herz der Schweiz versetzt und in die Zeit, in der sie ihre Unabhängigkeit zurückerobern will. Wir sehen ihre Berge, ihre Sennen, ihre Giefsbäche; wir hören den Kuhreigen der Hirten, dem das Echo der Schiffer und Jäger antwortet; wir leben mitten in der Luft der Gletscher und in der ehrlichen Einfalt der ländlichen Sitten. Das ist Homers naive

Art, einfache und rührende Schönheit. Die Freiheit, die zu Küfsnacht triumphiert, ist nicht die philosophische Abstraktion Rousseaus und Mablys, noch weniger der häfsliche Traum, der Frankreich in Blut getaucht hatte, sondern das natürliche und geschichtliche Recht der drei Urkantone. Hier ist die Erhebung gerecht, mafsvoll, durch die Religion geweiht. Einzig ist in diesem Schauspiel, dafs es keine Hauptperson im eigentlichen Sinne hat. Eine unsichtbare und doch immer gegenwärtige Person beherrscht die Scene, der Geist der Freiheit. Sucht man einen Hauptthelden, so ist es das ganze Volk“.

Schiller hatte das seltene Glück, seine Laufbahn mit seinem Meisterstück zu beenden. Den 9. Mai 1805, in der Manneskraft seines Lebens und seines Talentes, wurde er durch den Tod Deutschland entrissen.

„Man sieht, wie die französischen Schriftsteller der Restauration Unrecht haben, die in Goethe und Schiller die Vorbilder ihrer Romantik sehen. Im Gegenteil gehören die grofsen Werke dieser grofsen Dichter zur reinsten klassischen Schule. Homer, Äschylos, Sophokles, Euripides sind ihre Muster und Vorbilder. Auf moderne Gegenstände pfropfen sie den Geist der Kunst des Altertums“.

(K. 9. Die Philologie, die Geschichte.) Um die dem Genius des Altertums von dem Genius der modernen Poesie durch die deutschen Klassiker dargebrachte Huldigung zu verstehen und gerechtfertigt zu finden, mufs man einen Blick werfen auf das, was damals in Deutschland auf anderen Gebieten des Denkens sich zutrug. Die gelehrte Bildung erweckte damals das längst gestorbene Altertum und gab ihm ein erneutes Leben und eine neue Jugend. Der historische Sinn entdeckte in den Menschen der Vorzeit Menschen, die uns gleichen, Ideen und Bestrebungen, die auch heutzutage bei uns sich geltend machen, er behandelte die Alten als in einem fernen Lande lebende Zeitgenossen. Goethe und Schiller wandelten oft und gerne in den Gefilden der Vorzeit und waren doch, weil sie im Vollbesitze der Errungenschaften einer fortgeschrittenen Kultur, im Geiste ihrer Zeit dichteten und forschten, Typen und Träger der Kultur der Neuzeit. Ihre Dichtung erleuchtete nach vielen Seiten hin, was bisher noch unverstanden und unbegriffen ein Geschlecht dem anderen von den längst entschwundenen Blüteperioden menschlicher Entwickelung überliefert hatte. Ihre Ideen wurden auch fruchtbar für die Erweiterung und Vertiefung der Wissenschaften. Das Altertum erschien in einem neuen Lichte. Die Mythologie wurde nicht mehr für eine Sammlung von Fabeln gehalten, die die Dichter willkürlich ersannen, sondern für das natürliche Produkt und die ungekünstelte Sprache der Einbildungskraft des Volkes. Jetzt erst wurden die sicheren und festen Grundlagen gelegt, auf denen eine wirkliche, organisch ihre einzelnen Zweige herausbildende

Wissenschaft des Altertums sich erheben konnte. Sie war nicht mehr eine Anhäufung verschiedenartiger Materialien, sondern ein in sich abgeschlossener systematischer Bau. Aber nicht blofs auf das Altertum beschränkte sich die neue Wissenschaft, die geschichtlichen Thatsachen auf allen Gebieten zog sie in ihren Kreis. Ihr Verfahren, ihre Methode wurde ein Schlüssel des Verständnisses auch für die anderen Zeiten und für die anderen Völker, und es begann eine neue Periode der Geschichtschreibung. Zunächst freilich stand diese noch unter dem Einflusse des abstrakten, weltbürgerlichen Gedankens des 18. Jahrhunderts, doch sie führte zum Studium des Menschen, der Sitten, der socialen Einrichtungen der Völker hinüber.

(K. 10. Die Epigonen, die romantische Schule, die vaterländische Dichtung.) Gegen das Ende des Jahrhunderts entstand, der klassischen Richtung der Dichterfürsten gegenüber, die romantische Schule. Statt des Verstandes vertrat sie die Rechte des Gefühls und der Empfindung. Das Universum erschien ihr nicht als ein regelmäfsig gebauter, objektiver Organismus, dessen Gesetze der Künstler mit den Mitteln der Gelehrsamkeit erforschen kann und soll, sondern als ein geheimes, unbegreifliches Leben der Welt, mit dem wir durch Sympathie und Schrecken verbunden sind. In dieses versenkt sich der Dichter in der Trunkenheit der Phantasie. Seine persönliche Subjektivität ist die Regel und das Mafs seiner Bestrebungen. Die neue Richtung setzte ihre Grundgedanken in einer Ästhetik fest, die sich an die Ich-Philosophie Fichtes anschlofs. Gleichwohl konnte sie sich nicht auf die Dauer von der wirklichen Welt und von der Überlieferung vergangener Jahrhunderte abschliefsen. Aber ihre Welt war zunächst die romantische Dichtung, die Dichtung des Mittelalters und der romanischen Dichter, dann ein Gemenge verschiedenster Zeiten und verschiedenster Dichter-Individualitäten, ihre Form eine formlose Mischung mannigfaltigster Stile und Versmafse, ihre Schöpfungen reiften nicht zu echten und grofsen Kunstwerken. Aber ihre geistreichen Anregungen hatten die wohlthätigsten Folgen für die Wissenschaften. Zwar fehlte anfangs der neuen, vorher schon von Herder angeregten und vorbereiteten Begeisterung für die deutsche Vorzeit eine feste und sichere positive Grundlage. Aber sie führte doch bald zu gründlicheren Studien und die poetische Vorliebe veranlafste die Forschung der Gelehrten. Unter diesen waren J. und W. Grimm die hervorragendsten. J. Grimm, von Tiecks Übersetzung der Minnesinger (1802) angeregt[1]), schrieb seine epochemachende deutsche Grammatik (1819—1837), die bereits alle Dialekte des grofsen deutschen Sprachstammes berücksichtigte. Einen noch weiteren Horizont eröffnete F. Bopp in seiner „Vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechi-

[1]) R. Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870. S. 812.

schen, Lateinischen, Litauischen, Gotischen und Deutschen" (1833 —1852, 3. A. 1868). Beide Grimm vertieften sich in das deutsche Altertnm, in seine Poesie, in sein Recht und in sein Volksleben. Auch die romanischen Sprachen zogen kunstgewandte Überstezer und bald auch gründliche Forscher (Ch. Fr. Diez, Grammatik der romanischen Sprachen. 1853) in ihren Bereich. Jetzt erst wurde eine vergleichende Sprachkunde, eine vergleichende Litteraturgeschichte möglich. Die Leistungen deutscher Gelehrten auf diesen Gebieten wurden ein neuer Ruhmestitel ihres Volkes, ihre wissenschaftliche Methode fand europäischen Ruf und allgemeine Nachfolge.

Mit der Vergangenheit, mit dem Bau an dem grofsen Gebäude der Wissenschaft befafste sich die stille, gelehrte Forschung. Ihre Leistungen erhellten die Zeiten der Vergangenheit, sie trugen aber auch hierdurch schon in hohem Grade dazu bei, die schlummernde Vaterlandsliebe zu wecken. Diese Bewegung der Geister wurde beschleunigt durch das Elend der politischen Zustände und Ereignisse, durch den Druck der Fremdherrschaft, die schwer auf Deutschland lastete. Die Deutschen „suchten und fanden in einer ruhmreichen Vergangenheit Trost und Vergessenheit für die Übel der Gegenwart". Durch die Lehren der Geschichte unterrichtet, durch die Beispiele der eigenen Vorzeit begeistert und entflammt, besann das Volk sich auf sich selber, und es vollzog sich die innere Läuterung und sittliche Erneuerung, die eine bessere Zukunft ermöglichte, vorbereitete und endlich ins Dasein rief.

An dieser Bewegung der Geister hatte die Dichtkunst wie die Wissenschaft einen mächtigen, einflufsreichen Anteil. Die deutschen Dichter entrissen sich den nebelhaften Träumen der Romantik. Für die Befreiungskämpfe begeisterten F. Rückerts Geharnischte Sonette, Leier und Schwert von Th. Körner, dem Sohne des Freundes von Schiller, die frommen und enthusiastischen Hymnen von M. von Schenkendorf, die Kriegslieder E. M. Arndts.

So sehr D. Deutschland als Land der Dichter und Denker, das Hellas der Neuzeit, schätzt und hochachtet, so hat seine, wie der meisten seiner Volksgenossen Sympathie die politische Neugestaltung Deutschlands und ihre Entstehung nicht gefunden. In kurzen Bemerkungen des Schlusses seines Werkes erkennt D. die Thatsache an, dafs das deutsche Volk eine politisch mächtige Nation geworden ist. Allein er beklagt es, „dafs die grofse litterarische Epoche ihr Ende gefunden, dafs — wir halten die folgende Charakteristik der Gegenwart, weil von dem Unmute eingegeben, für übertrieben und unrichtig — das positive Wissen und alle seine Konsequenzen, die materialistische Metaphysik und all' ihre Ohnmacht, dafs die egoistische Politik und all' ihre Begehrlichkeit an die Stelle des Ideals getreten seien". Wir finden bei dem Ausländer und Fremden, der mit patriotischem Schmerze in dem Kampfe gegen sein eigenes Land die Einigung Deutschlands hat werden und sich verwirklichen sehen, der dem Deutsch-

land der Dichter, Künstler und Denker so freundliche und so herzliche Sympathieen entgegengebracht, es erklärlich, wenn er in die beginnende neue Epoche der Geschichte unseres Landes und in seine neue politische Aufgabe sich nicht zu finden weifs. Wir verstehen es, wenn er in der deutschen Wissenschaft den nicht erstorbenen idealen Geist verkennt und in der vorwiegend realistischen Richtung des Lebens und der Lebensauffassung unserer Tage, in Deutschland wenigstens, eine Folge der grofsen nationalen Erhebung zu erblicken glaubt, die doch nur durch die Gewalt der Waffen und durch die Überlegenheit der Staatskunst den letzten entscheidenden Sieg erringen konnte. Was aber die Übel und Mängel der Gegenwart betrifft, so räumen wir ein, dafs auch deutsche Denker der Besorgnis sich nicht verschliefsen, es drohten über unserem Vaterlande die schönsten Sterne wahrer Bildung zu verlöschen, dafs auch deutsche Staatsmänner einem sittlichen Niedergange weiter Volkskreise zu steuern sich bestreben. Aber es wäre verkehrt, mit Furcht und Zagen statt mit Hoffnung[1]) in die verborgene Zukunft zu schauen. Denn fest sind die Grundlagen, auf die diese Hoffnung sich stützen kann: die kernige Volkskraft des deutschen Wesens, die Erinnerung an die Vergangenheit und die wiederholte Erhebung aus tiefstem Falle, der unaufhaltsame Fortschritt des Guten, der freilich nicht immer in gerader Linie sich bewegt. Und wenn es überhaupt die Aufgabe der Führer, Berater und Lehrer des Volkes ist, diesem seine Ideale zurückzugeben, so ist es besonders der Beruf der Erziehung überhaupt und der Schule insbesondere, zu diesem grofsen Werke beizutragen und an demselben mitzuwirken. Indes bestehen bei allen Kulturvölkern der Neuzeit ähnliche Verhältnisse und keines bleibt von diesen unberührt. Die Gemeinsamkeit, die sie alle wie ein gemeinsames Familienband umschliefst, bringt es mit sich, dafs parallele und verwandte Richtungen im Guten wie im Bösen bei allen zu Tage treten, dafs dem Geiste der Zeit sich keines verschliefsen kann, alle aber berufen sind, einander zu fördern und, jedes an seiner Stelle und in seiner Weise, beizutragen zu dem Fortschritte auf dem Wege zum Wahren, Guten und Schönen.

Was aber die politische Einigung und Einheit Deutschlands betrifft, so ist der Hinweis von D. auf das alte Hellas und der Vergleich von Hellas und Deutschland hier am rechten Orte. Wie viele einsichtsvolle und patriotische Hellenen des Altertums beklagten es, dafs Hellas in unaufhörlichen Zwisten und Bruder-

[1]) „Wir glauben an den Fortschritt des Guten, weil derselbe im bisherigen Verlaufe der Geschichte sich offenbar vollzogen hat; wir glauben an den Fortschritt für die Zukunft um so mehr, weil das Gute heute viel kräftiger ist als jemals, und wir glauben an den Sieg des Guten, weil im Bösen eine Disharmonie liegt oder weil dasselbe notwendig eine Disharmonie schafft, in der es zugrunde gehen mufs." H. Steinthal, Allgemeine Ethik. 1885.

kriegen, in vergeblichem Ringen nach politischer Einheit und nach politischer Macht sich verblutete! Auch sie besafsen Ideale eines politisch geeinten Griechenvolkes, die später der grofse Alexander, der König der Makedonier, mit den Hilfsmitteln Griechenlands, aber nicht in rein hellenischem Geiste verwirklichte. Auch innerhalb des deutschen Gebietes ist das Reich der Poesie und der Kunst keine isolierte, weltentlegene Insel. Je mehr und je schöner dieses Reich blühte und gedieh, desto mehr wurde auch der Pulsschlag deutschen Lebens für die politischen Geschicke des Vaterlandes ein beschleunigter, und in gleichem Mafse wuchs und erstarkte auch das deutsche nationale Bewufstsein, das schliefslich der letzte Grund und die treibende Kraft des nationalen Aufschwunges war und das allein die so lange getrennten Glieder des grofsen nationalen Körpers als Geist beseelte.

Um aber nicht mit einer Dissonanz zu schliefsen, verweisen wir auf freundliche Worte eines der vielleicht nicht zahlreichen Vertreter unseres Nachbarvolkes, die sich ähnlichen Erwägungen nicht verschliefsen und die Berechtigung und die Notwendigkeit der Einheit Deutschlands unumwunden, unparteiisch und neidlos anerkennen.

„Herder zeigt uns“, sagt Lévy-Brühl[1]), „wie aus dem friedlichen und humanen Weltbürgertum seiner Zeit durch eine natürliche Dialektik der Thatsachen das neue Prinzip der Nationalitäten hervorgehen mufste, das in unserer Zeit so viele Diskussionen, so viele Kriege zur Folge hatte. Er enthüllt uns auch den geheimen Zusammenhang, der, dem äufseren Schein entgegen, ohne Unterbrechung das Deutschland des 19. Jahrhunderts, das man realistisch nennt, mit dem Deutschland des 18. Jahrhunderts verbindet, das man ihm als idealistisch gegenüberstellt. Dieser Gegensatz ist, in dieser Form ausgesprochen, falsch. Es giebt nicht ein zweifaches Deutschland, sondern nur eine durch die Dazwischenkunft der benachbarten Nationen bald geförderte, bald gehemmte oder gehinderte Entwicklung, deren Wandlungen in einer um so engeren Verkettung erscheinen, je mehr sie die Geschichte von einem entfernteren und von einem höheren Standpunkte aus erblickt“.

Von ähnlichem Geiste durchdrungen ist auch die Antwort Lévy-Brühls (S. 252—254) auf die vielumstrittene Frage nach dem nationalen Standpunkte unserer beiden Dichterfürsten, womit wir den Überblick über die Geschichte der deutschen Litteratur beschliefsen: „Goethe und Schiller haben in unvergleichlicher Weise ihre Aufgabe als Dichter und als nationale Dichter erfüllt. Ihre Werke, wie die von Lessing, Herder und einigen anderen, haben ein allen Deutschen gemeinsames Erbe begründet, zu einer

---

[1]) L. Lévy-Brühl, L'Allemagne depuis Leibniz. Paris 1890, Librairie Hachette et Cie. S. 154.

Zeit, in der sie, aufser der Sprache, nichts Gemeinsames hatten. Sie haben diesen nationalen Schatz mit den kostbarsten Kleinoden bereichert. — Sie haben dem deutschen Genius Selbstbewufstsein und Selbstvertrauen gegeben. Indem sie dieses thaten, haben sie Deutschland einen Dienst erwiesen, dessen Tragweite sie selber nicht ermafsen. Sie haben einen letzten Schutzwall aufgerichtet, hinter welchem Deutschland, zerrissen, geschlagen, verstümmelt, sich sammeln und sich auf sich selbst besinnen konnte, einen unsichtbaren Schutzwall, dessen Festigkeit, dessen Vorhandensein sogar Napoleon nicht vermutete. Wie hätte er vermuten können, dafs eine gewisse Idee, die das deutsche Wesen, die deutsche Sprache, den deutschen Charakter zum Inhalte hatte, den Seelen tief eingeprägt, eine moralische Kraft erzeugen könnte, die imstande wäre, Austerlitz, Jena und dem Zauber des französischen Ruhmes die Wage zu halten? Gleichwohl hätte in dieser äufsersten Gefahr das Werk Goethes und Schillers nicht ausgereicht. Es hatte die Deutschen gelehrt, sich als Kinder eines Volkes zu denken und zu fühlen, gebildet in derselben Schule, genährt und grofsgezogen mit den nämlichen Gedanken. — Aber die litterarische Kultur formt wohl die Intelligenz und das Gemüt, aber nicht die Charaktere. Nun bedurfte aber Deutschland in der heftigen, schrecklichen Krisis zu Anfange dieses Jahrhunderts nicht blofs des nationalen Selbstbewufstseins, sondern auch des Kampfesmutes, um sich zu verteidigen, und des festen Entschlusses, in diesem Kampfe alles einzusetzen und alles zu opfern. Die Schriftsteller hatten das Bewufstsein der nationalen Einheit zu wecken und zu erhalten verstanden, aber wo hätten die Deutschen die Opfergesinnung, wo die Hingabe an die gemeinsame Sache lernen können? Ihre ganze Geschichte seit mehr als einem Jahrhundert konnte sie nur davon abbringen. Alles mufste sie zu der Meinung führen, es gebe für das gesamte Deutschland keine gemeinsame Sache, die Menschheit sei das wahre Vaterland der Deutschen. Um diese Täuschung zu beseitigen, bedurfte es harter, wiederholter Schicksalsschläge. Es bedurfte des glücklichen Unglücks (felix infortunium), wovon Leibniz sprach, es bedurfte des Übermafses des Elends, damit aus ihm das Heil hervorgehen konnte. Der Einfall der Fremden, die Demütigung, die Schmach, das Elend mufsten endlich begreiflich machen, dafs Deutschland nicht ein reiner Geist, eine Seele ohne Leib sein kann, und dafs das Leben ein Kampf ist. In einem solchen Momente tritt das ästhetische Ideal an die zweite Stelle."

Bonn. P. Grofs.

Ist die Erlernung des Duals in der griechischen Formenlehre wirklich entbehrlich?

Der Frage, ob der Dual in der griechischen Formenlehre mit zu erlernen sei, habe ich früher keine grofse Beachtung geschenkt, und als darüber in Zeitschriften und Broschüren Streit geführt wurde, bin ich der Sache nur oberflächlich gefolgt. Denn wenn ich auch dem Satze, dafs der Lernstoff in der griechischen Grammatik auf das für eine gründliche Lektüre Notwendige zu beschränken sei, immer zugestimmt habe, so bin ich doch auch niemals darüber im Zweifel gewesen, dafs der Dual zu dem Entbehrlichen nicht gehöre. An meiner Anstalt wurde er zwischen Singular und Plural stets mitgelernt, und da ihm in der bei mir eingeführten Grammatik von Franke-von Bamberg auch diese Stellung eingeräumt war, so war die genannte Frage für mich entschieden. Da diktierte ich eines Tages in der Prima als Extemporale eine Stelle aus der Cyropädie. Dieselbe war nicht schwer, und die meisten Schüler hatten die Aufgabe genügend gelöst. Nur zwei, die aus einer Berliner Anstalt bei mir in die oberen Klassen eingetreten waren, hatten, obwohl sie sonst im Griechischen genügten, mit einem Teile des Textes nichts anzufangen gewufst, und zwar weil die Form *εἰπέτην* darin vorkam, die sie für den Akkusativ eines Substantivums hielten und nun natürlich im Lexikon nicht fanden. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, dafs sie den Dual nie gelernt hatten. Durch das Vorkommen bei der Lektüre war er ihnen aber, wie das erfahrungsmäfsig zu geschehen pflegt, nicht in das Bewufstsein übergegangen. Bald darauf wohnte ich dem griechischen Unterricht in Untertertia, den ein neu eingetretener Lehrer übernommen hatte, bei und hörte da mit Schrecken, wie die Knaben ihr *παιδεύω* munter durchkonjugierten ohne den Dual. Der Kollege begründete die Unterlassung damit, dafs einmal dieselbe seines Wissens jetzt fast überall üblich sei und dafs besonders auch unsere Grammatik den Dual nur noch klein gedruckt dem Plural nachgestellt enthielte. Das hatte ich selbst noch nicht gemerkt, ich fühlte mich aus meiner stillen, abgeschlossenen Selbstzufriedenheit aufgestört und erkannte, dafs die Frage doch auch für mich ihre praktische Bedeutung habe.

Natürlich habe ich ihr seitdem beim Unterricht gröfsere Aufmerksamkeit geschenkt und dadurch meine Überzeugung über folgende Punkte, die mir auch früher schon nicht zweifelhaft waren, befestigt:

1. Die Mühe des Mitlernens des Duals ist für den Tertianer äufserst gering und wird im Laufe des Schuljahres als Mehrarbeit überhaupt nicht empfunden.

2. Die Schüler lernen damit eine eigentümliche Spracherscheinung kennen, die um so interessanter ist, als sie auch in lebenden Sprachen, z. B. im Russischen, noch vorkommt.

3. Die Formen des Duals des Verbums unterstützen den Schüler in der richtigen Auffassung des Konjunktivs und Optativs.

4. Die Formen des Duals sind auch vom Verbum selbst in der Prosa so häufig, dafs ihre Kenntnis nicht entbehrlich ist.

[NB. Ohne danach zu suchen, habe ich bei der Schullektüre und beim Diktieren von Extemporalien folgende Formen notiert: bei Xenophon *τέθνατον, εἰπέτην*; bei Platon *εἴπετον* zweimal, *εἰπέτην, διαλυθῆτον, ἐκελευέτην, ὡμολογησάτην, ἐγελασάτην, προσηλθέτην, ἐτυχέτην, ἐλεγέτην.*]

5. Bei Homer sind die Dualformen nicht blofs des Nomens, sondern auch des Verbums so gewöhnlich, dafs es doch geradezu als ein Widersinn bezeichnet werden mufs, wollte man die Schüler ohne die Kenntnis derselben an diese Lektüre treten lassen; denn die jedesmalige Erklärung derselben, wenn sie vorkommen, erschwert die Lektüre unnötig in lästiger Weise.

6. Der Gedanke, den Dual in Untersekunda nachlernen zu lassen, ist einmal deshalb als unpraktisch zurückzuweisen, weil die Schüler ihn nun nicht mehr so sicher in das Schema einfügen werden, als wenn sie ihn in Tertia gleich mitlernen, und weil zweitens das griechische Pensum in Untersekunda so umfangreich und schwierig ist, dafs jede Vermehrung desselben auf das entschiedenste zurückgewiesen werden mufs.

Aus diesen Gründen wird mich nichts in der Meinung erschüttern können, dafs der Dual gleich zwischen Singular und Plural ordnungsmäfsig mitzulernen ist, und ich möchte es den Herausgebern der Grammatiken nahelegen, dafs sie dem Dual wieder seinen alten Platz anweisen. Ich würde mich freuen, wenn die Herren Fachkollegen mir zustimmten, und ich möchte die Hoffnung dazu auch aus der Thatsache schöpfen, dafs ein so urteilsfähiger, praktischer Schulmann, wie Professor P. Weifsenfels, in seiner neuen sich an die lateinische Grammatik von H. J. Müller anlehnenden griechischen Grammatik dem Dual sein Recht hat widerfahren lassen.

Friedeberg Nm. F. Schneider.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

F. Schultz, **Lehrbuch der Geschichte für die Quarta von Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen.** Dresden 1899, L. Ehlermann. VI u. 121 S. 8. geb. 1,80 M.

Der Unterricht in der alten Geschichte ist in den Lehrplänen von 1892 schlecht weggekommen, indem ihm nach der ersten Darbietung in Quarta nur noch der Jahreskursus der Obersekunda zur Verfügung steht, ohne dafs dementsprechend der Umfang des Pensums auf dieser Stufe vermindert wäre. Im Gegenteil, derselbe ist insofern erweitert worden, als noch mehr als bisher auf die kulturgeschichtliche Entwickelung der Völker des Altertums Bezug genommen werden soll. Um dieses Ziel zu erreichen, ist natürlich in erster Linie nötig, dafs der Unterricht von allem irgend entbehrlichen Ballast befreit wird, und dazu bedarf es sehr sorgfältig gearbeiteter Lehrbücher. Unzweifelhaft haben wir deren jetzt eine ganze Reihe, und dafs dazu trotz der bedeutenden, ihm auch noch in zweiter Auflage anhaftenden Mängel das von Schultz gehört, glaubt Referent in seiner ausführlichen Besprechung in dieser Zeitschrift 1897 S. 620ff. erwiesen zu haben.

Wenn nun derselbe Verfasser jetzt auch für den ersten systematischen Unterricht in der alten Geschichte — also für die Quartastufe — ein Lehrbuch erscheinen läfst, so ist das an und für sich nur mit grofser Freude zu begrüfsen, namentlich von den Anstalten, die das ausführlichere Buch für IIa bereits eingeführt haben; denn es unterliegt keinem Zweifel, dafs durch die Benutzung gleichartiger Lehrbücher in IV und IIa der Unterricht nur gefördert und erleichtert wird.

Über die Grundsätze, die ihn bei Abfassung seines neuesten Lehrbuches geleitet haben, spricht sich Verf., da ein Vorwort fehlt, nicht aus. Wir erkennen aber bald, dafs es dieselben sind, die wir von dem Lehrbuche der Oberstufe her kennen, und finden deshalb auch hier mit Recht grofses Gewicht gelegt auf geschickte Auswahl und Anordnung des Stoffes, die sich vor allem auch in der Zusammenfassung von Gleichartigem und Zusammengehörigem zeigt — selbst auf Kosten der chronologischen Folge — und in dem Bestreben, das folgerichtige Verhältnis der einzelnen Teile zu einander herzustellen.

Die aufserpolitischen Verhältnisse sind nicht unbeachtet geblieben, sondern in vielfachen eingestreuten Bemerkungen oder eingelegten Abschnitten Gegenstand der Betrachtung geworden. Ref.

kann dies nur loben, möchte aber hier vor allem grofse Beschränkung empfehlen, damit nicht dem Quartaner zugemutet wird, was erst dem Obersekundaner zukommt. In dieser Beziehung scheint über das Mafs des Notwendigen hinausgegangen zu sein, namentlich in dem S. 13ff. gut eingeschobenen Überblicke über die orientalischen Reiche. Labyrinth, Karnak, Luxor, Memnonsäulen, Ra, Isis und Osiris, Umfang und Höhe der Mauer von Niniveh, die ausführlichen Bemerkungen zu den Babyloniern sind wohl für Quarta entbehrlich; ebenso ist u. E. eine kürzere Fassung bei der Beschreibung der persischen Einrichtungen S. 18f., der Stadt Athen S. 28ff. und an manchen andern Stellen angezeigt. Da nun auch viel anekdotenhafter Stoff aufgenommen ist — vgl. dazu S. 16f. die Jugendgeschichte des Cyrus und die Verbrennung des Krösus, S. 44f. das über Alexander d. Gr. und S. 103f. das über Cäsar Gesagte —, der ja schon aus dem biographischen Geschichtsunterricht der vorhergehenden Klassen bekannt ist und jetzt nur einer mündlichen Wiederauffrischung bedarf, so ist das Buch zu einem Umfange angeschwollen, der die Frage nahe legt, ob nicht bei der nächsten Auflage hier und da zu kürzen sei. Aufser dem schon Erwähnten möchte Ref. aus der griechischen Geschichte § 1. Das Land, § 2. Die Urzeit, § 8. Der peloponnesische Krieg, § 13. Der Alexanderzug, namentlich in Abschnitt II. Syrischer Zug und V. Zug nach Indien, aus der römischen Geschichte § 1. Die Anfänge Roms und die Königsherrschaft, § 4. Der 1. punische Krieg, namentlich in der Einleitung und § 21. Die Katilinarische Verschwörung als besonders geeignet für eine kürzere Darstellung empfehlen.

Die einzelnen Paragraphen entsprechen mit ihren Überschriften im allgemeinen denen der gröfseren Ausgabe, nur ist ihre Zahl beschränkter — in der griechischen Geschichte 14, in der römischen 28. Wenn nun auch innerhalb derselben die einzelnen Abschnitte durch reichliche Inhaltsangaben am Rande und durch fetten Druck einzelner Stichwörter hervorgehoben werden, so erscheint es uns für diese Stufe doch praktischer, von vorn herein den Stoff in einer gröfseren Zahl selbständiger kleinerer Abschnitte darzubieten. In dieser Beziehung kann das Jägersche Lehrbuch als Vorbild dienen. § 4 der griechischen Geschichte umfafst bei Schultz z. B. 4 Seiten, § 5: 6 Seiten, § 6: 8 Seiten, § 8: 6 Seiten u. s. f.

Die Darstellung besteht diesmal durchweg in zusammenhängender und angenehm dahinfliefsender Erzählung und vermeidet damit einen Hauptfehler der gröfseren Ausgabe, wo durch die unvollständige und abgerissene Ausdrucksweise Unbehagen und nicht selten Unklarheit entsteht. Sie ist dem Standpunkte des Quartaners angemessen, nur auf einige Härten möchten wir hinweisen. S. 22 Z. 21 heifst es „die Marathonkämpfer wurden bestattet“ statt „die bei Marathon Gefallenen“, S. 36 Z. 13 „anläfslich dieses Sieges“ statt „bei dies. S.“, S. 64 Z. 4 „die Römer mufsten

auch nach Kampanien die Waffen tragen" statt „ziehen", S. 67 Z. 17 v. u. „die Vaterlandsliebe, die den einzelnen vermochte, Opfer zu bringen" statt „befähigte", S. 52 Z. 3 v. u. „in welchem Jahre Mummius zerstörte" statt „indem er zerstörte", S. 71 Z. 11 „die Römer erfuhren eine Machterweiterung" statt „die Macht der Römer wurde erweitert", S. 72 Z. 8 „die Schule des Krieges entwickelte ihn zu einem der gröfsten Feldherrn" statt „der Krieg machte ihn . . .", S. 77 Z. 32 „das Lager wurde auf einem Überfalle angezündet" statt „bei einem Überfalle", S. 82 Z. 20 „Unbildung" statt „mangelnde Bildung", S. 86 Z. 8 „frönte" statt „sich hingab", S. 92 Z. 5 „um ihre Reihen undurchbrechlich zu machen" statt „damit ihre Reihen nicht durchbrochen werden konnten", S. 108 Abs. 2 „Pompeius hatte gerühmt, er brauche nur . . . zu stampfen, so wüchsen" statt „P. hatte geprahlt . . .", S. 117 Z. 3 „Stadtkommandeur" statt „Stadtkommandant".

An entbehrlichen Fremdwörtern sind besonders folgende aufgefallen: „regulieren" S. 13 Z. 13, „Ceremoniell" S. 19 Z. 2, „panhellenisch" S. 26 Z. 10 v. u., „Katastrophe" S. 36 Z. 21, „fouragieren" S. 36 Z. 25, „Taktik" S. 46 Z. 2 v. u., „Interesse" S. 69 Z. 9, „Anarchie" S. 107 Z. 4, „Kapitulation" S. 108 Z. 10 v. u.

Mit besonderer Freude hat Ref. gesehen, dafs Verf. verschiedene Änderungen vorgenommen hat, auf die Ref. in der obenerwähnten Besprechung hingewiesen hatte. So lesen wir z. B. S. 26 Z. 18, dafs Theben nach 20tägiger Belagerung genommen wird (gr. Ausgabe „11 Tage nach der Schlacht"), S. 73 Z. 18 wird der junge Scipio in der Schlacht am Ticinus 17jährig genannt (gr. Ausgabe „20 jährig"), den Namen Paulus S. 74 u. s. schreibt er richtig (gr. Ausg. „Paullus"), S. 93 letzte Z. lauten die Worte des Marius an den Sklaven im Anschlufs an Plut. Mar. 39 „Du, Sklave, wagst es wirklich, den Marius zu töten?" (gr. Ausg. „Mensch, töte den M. nicht"), S. 108 Z. 10 v. u. spricht er von einer Kapitulation des Afranius und Petrejus (gr. Ausg. „Niederlage"), S. 110 Z. 11 läfst er den bekannten Brief Cäsars nach der Schlacht bei Zela nicht an den Senat (so gr. Ausg.), sondern an einen Freund gerichtet sein.

Trotzdem bleibt noch eine grofse Anzahl Stellen, die dem Ref. verbesserungsbedürftig erscheinen. Tyrtäus z. B. ist eigentlich für die Spartaner kein heimischer Dichter, wie S. 8 Z. 12 steht, vielmehr stammt er aus Attika und soll als erster Fremder in Sparta Bürgerrecht erworben haben. — Nach S. 9 Z. 15 v. u. hat das athenische Volk an der Regierung keinen Anteil; sind denn die Eupatriden resp. Pediäer nicht ein Teil des Volkes? — S. 10 Anm. wird der Spruch „Nichts zu viel" dem Kleobulos zuerkannt, gewöhnlich gilt er als der Spruch Solons. — Es ist ja richtig, wie wir S. 12 lesen, dafs Pisistratus erst von 538 an ungestört

herrscht; deshalb konnte aber doch seine Regierungszeit von 560 an gerechnet werden. — S. 12 unten war die Dauer der Verbannung durch Ostracismus auf 10 Jahre anzugeben. — Warum führt Verf. für die Gefangenschaft der Israeliten S. 15 oben jetzt wieder die Zahl 722 statt 720, für die Schlacht bei Pasargadä S. 16 wieder 559 statt 550, für die Schlacht am Eurymedon S. 27 wieder 466 statt 469 (am richtigsten wäre wohl 468, vgl. Busolt, Griech. Gesch. III.1, S. XVIII) ein, wie wir im Buche für Obersekunda lesen? — S. 17 Abs. 1 erfahren wir, dafs infolge der Unterwerfung der jonischen Griechen durch Harpagus die Phocäer ausgewandert seien, um Massilia zu gründen. Das ist ein Irrtum. Massilia ist schon um 600 von Phocäern gegründet; damals gingen die Phocäer nach Korsika, von da nach Unteritalien. — S. 19 Abs. 2 wird die Eroberungslust der Grofskönige die *Veranlassung* zu den Perserkriegen genannt; sie ist vielmehr *eine* der *Ursachen*, *Veranlassung* bietet der jonische Aufstand. — Die Schlacht bei Marathon stellt Verf. S. 21 f. noch immer so dar, als ob Miltiades eine Offensivschlacht geliefert habe. Daran ist nach dem jetzigen Stande der Forschung nicht zu denken, vielmehr war es die reine Defensivschlacht. Warum also immer wieder die Fabel auftischen, dafs Miltiades bis zum 10. Tage, als dem Tage seines rechtmäfsigen Oberbefehls, mit dem Angriff gewartet habe? Der Angriff ging von den Persern aus, denen daran liegen mufste, die Entscheidung vor der Ankunft der Peloponnesier herbeizuführen (vgl. Delbrück, Perser- und Burgunderkriege S. 52 ff.). — An eine Überrumpelung Athens, wie Verf. S. 22 Abs. 2 meint, haben wohl die Perser selbst nicht gedacht, bei der Fahrt um Sunium wird es sich nur um eine Demonstration gehandelt haben. — An den von der Überlieferung angegebenen ungeheuren Zahlen über das Perserheer vom Jahre 480 scheint Verf. jetzt auch Anstofs zu nehmen, indem er dazu S. 23 Z. 12 ein „angeblich" setzt. Die Zahl bliebe überhaupt besser weg. — Das Wesen der schiefen Schlachtordnung besteht doch wohl darin, dafs *ein* Flügel, mit dem der Stofs geführt wird, besonders verstärkt ist, nicht alle *beide*, wie S. 40 Anm. steht. — Dafs Alexander d. Gr. Bestimmungen über seinen Nachfolger getroffen habe — so S. 51 Abs. 2 —, ist eine Fabel. Solange er noch die Spannkraft des Geistes besafs, dachte er so wenig wie andere an seinen Tod, und als die Erkenntnis des Todes kam, war er bereits zu schwach, um noch Anordnungen zu treffen. Übrigens heifst es bei Curtius nicht „dem Stärksten", sondern „dem Besten" (vgl. Droysen, Gesch. des Hellen. I zu Ende und II zu Anfang). — Als Geburtstag der Stadt Rom wurde nicht der 21. August — so S. 54 Abs. 3 —, sondern der 21. April gefeiert. — Die Entscheidung über die Beschlüsse der Volksversammlung schreiben wir nicht den comitia curiata, sondern dem patrizischen Teile des Senates zu (S. 57 Abs. 4). — Die Liktoren sind nicht im Gefolge des

Konsuls, wie im folgenden Abschnitte steht, sondern sie schreiten voran. — S. 65 Abs. 3 lesen wir, dafs die Flotte der Römer arglos in den Hafen von Tarent einlief. Dazu war sie nicht berechtigt, da die Tarentiner doch Feinde der Römer waren, gegen die sie eben noch ein Bündnis mit den Lukanern und andern Völkerschaften geschlossen hatten. Verschollen kann der Vertrag auch nicht gerade genannt werden, da er doch erst nach dem zweiten Samniterkriege, also vor ca. 20 Jahren abgeschlossen war. — Die ganze Vorgeschichte des tarentinischen Krieges konnte überhaupt kürzer erzählt werden, da es sich nur um die Feststellung und Begründung des Gegensatzes zwischen Rom und Tarent handelt. — Die punische Besatzung von Messana wurde nicht, wie S. 69 Abs. 1 steht, vertrieben, sondern durch List zum Abzuge bewogen. — Dafs Hannibal die Alpen auf dem Wege über den kleinen St. Bernhard überschritten hat — S. 73 Abs. 1 —, gilt doch als recht fraglich. — Die beiden Scipionen, die 211 in Spanien fallen, heifsen nicht, wie wir S. 77 Z. 6 lesen, Publius und Cornelius, sondern Publius und Gnaeus Cornelius. — Mit der Benennung der macedonischen Kriege S. 78, 81, 82 sind wir nicht einverstanden, da wir den zur Zeit Hannibals als den ersten zählen. — Die Ermordung des Tiberius Gracchus erfolgte nicht auf dem Forum, wie Verf. S. 88 Abs. 2 meint, sondern auf der area Capitolii, wo die Volksversammlung stattfand, und wohin die Senatoren aus dem hart am clivus Capitolinus gelegenen Tempel der Fides eilten, in der Nähe der Königsstatuen. — S. 91 Z. 7 v. u. war es richtiger zu sagen, dafs Marius 104 wieder zum Konsul gewählt wurde, statt 105. Gewählt wurde er allerdings 105, aber Verf. will doch sagen, dafs er 104 wieder Konsul war. — Pompejus säubert das westliche Mittelmeer nicht in 46 Tagen, wie S. 99 Abs. 4 zu lesen ist, sondern in 40. — Dem Cäsar wird von seinen Mördern nicht die Tunika herabgerissen — so S. 113 Z. 10 —, sondern die Toga (vgl. Plutarch, Brutus 17 und Sueton, Caesar 82). — Nach Sueton, Octavian 10 wird Oktavian nicht als Prokonsul — so S. 114 Z. 12 —, sondern als Proprätor gegen Antonius geschickt. — Der Krieg wird 32 nicht dem Antonius, sondern der Kleopatra erklärt, wie S. 115 letzte Zeile zu ändern ist.

Zur Hebung der Übersichtlichkeit und zur leichteren Aneignung des Stoffes finden sich zahlreiche Randbemerkungen, was wir nur billigen können. Auch die Zahlen sind am Rande wiederholt, indessen nicht alle, und es ist nicht ersichtlich, nach welchem Prinzipe hier der Verf. verfahren ist. Ref. dachte erst, dafs nur die Zahlen am Rande wiederholt würden, die auch in der Merktafel am Ende des Buches stehen, also zu dauerndem Besitze angeeignet werden sollen. Doch stimmt das nicht, wie einige Stichproben ergaben; z. B. stehen S. 33 die Zahl 424, S. 35 die Zahl 411, S. 90 die Zahlen 108 und 107 am Rande, fehlen aber in der Tabelle; anderseits fehlen S. 36: 405, S. 42: 348, S. 41:

362 am Rande, während sie mit Recht in der Merktafel angegeben sind. Inkonsequent ist der Verf. auch darin, dafs er den Zusatz zur Zahl manchmal darunter, manchmal darüber setzt; vgl. dazu S. 35 unten und S. 36 unten. Manche Zahl steht überhaupt ohne Bemerkung, oder diese steht sehr weit davon; vgl. dazu S. 39: 396, 387, 394—387, S. 40: 378 u. sonst. Mit der Auswahl der Zahlen in der Merktafel erklären wir uns im allgemeinen einverstanden. Wenn sich der Quartaner diese Zahlen einprägt und als festes Eigentum durch die folgenden Klassen hindurch mit nach Obersekunda bringt, so wird er hier nicht viel neue mehr hinzuzulernen haben. Dagegen müssen diese Zahlen auf ihre Genauigkeit und ihre Übereinstimmung mit denen im Text hin einer genauen Revision unterzogen werden. Uns ist folgendes aufgestofsen. Für die Regierungszeit des Kambyses steht hinten richtig 529—522, vorn unrichtig —521, der Friede zwischen Athen und Sparta wird hinten unrichtig auf 50 Jahre, vorn richtig auf 30 Jahre geschlossen, der korinthische Krieg beginnt hinten richtig 395, vorn 394, Eroberung von Veji vorn um 400, hinten um 396, 2. Zeitraum der römischen Geschichte vorn 264—133, hinten 266, der 1. punische Krieg vorn 264—241, hinten 251, 3. Mithridatischer Krieg vorn 74—64, hinten 77—63, Katilinarische Verschwörung vorn 65—62, hinten 63—62. — Warum bei den ersten Zahlen S. 5, 6, 7 und 9 „v. Chr.“ hinzugefügt wird, ist nicht ersichtlich.

Durchaus zu billigen ist, dafs auch die griechischen Eigennamen der lateinischen Aussprache gemäfs gegeben sind und dafs die Schreibung der Eigennamen überhaupt dem deutschen Gebrauche angepafst ist. Doch finden sich einige Ungleichheiten, z. B. S. 60 Z. 3 v. u. „die valerisch-horatischen Gesetze“, S. 119 „Horazischen“, S. 67 Z. 2 „Sicilien“, S. 68 Z. 8 und sonst oft „Sizilien“, S. 102 Z. 15 „Katilina“, Z. 17 „Catilina“. Statt „Rhea Sylvia“ heifst es besser „Rhea“ oder „Rea Silvia“ S. 54 Abs. 2, und „Ägypten“ wird richtiger mit „Ä“ als mit „E“ (so immer) geschrieben. — Dem einmal eingebürgerten Gebrauche gemäfs hätten wir lieber gelesen „der Peloponnes, der Chersones, die Rhone“ statt „die P.“ S. 1 Abs. 2, S. 3 Abs. 3 und sonst, „die Ch.“ S. 19 letzte Zeile, S. 22 Z. 22 und sonst, „der Rhone“ S. 17 Z. 10, S. 105 Z. 1. — Warum wird nicht ebenso gut wie „Platon“ und „Solon“ auch gesagt „Drakon“ statt „Drako“ S. 10 Z. 1 u. 10, S. 118? — Der den Hauptton tragenden Silbe in unbekannteren Eigennamen einen Accent zu geben, halten wir in einem Buche für Quarta für durchaus gerechtfertigt, wenn davon aber auch Namen betroffen werden wie „Homér“ S. 5 Z. 4, „Karthágo“ S. 14 Abs. 3, „Pelópidas“ S. 39 unten, „Epaminóndas“ S. 40 Z. 6, „Sókrates“ S. 37 Z. 5 v. u., „Zéla“ S. 110 Z. 10, „Múnda“ S. 111 Z. 5, so geht das zu weit. — Durchaus schwankend ist Verf. in der Schreibung der von Personen- und Ortsnamen

abgeleiteten Adjektiva. Man vgl. dazu die „Katilinarische“ Verschwörung S. 101, der „Delische“ Seebund, der „cimonische“ Friede S. 27, der „Messenische“, der „peloponnesische“ Krieg S. 31 Abs. 1, das „Persische“ Reich S. 18 Abs. 2, die „persischen“ Grofskönige S. 19 Abs. 2, der „persische“ Hof S. 20 Abs. 2, die „assyrische“, die „Babylonische“ Gefangenschaft S. 118, der „phocische“, der „Phocische“ Krieg S. 119, die „valerisch-horatischen“ Gesetze S. 60 unten, die „Valerisch-Horazischen“ Gesetze S. 119, das „perikleische“ Zeitalter, der „Archidamische“ Krieg S. 119.

Druck und Papier sind ansprechend, doch sind eine grofse Zahl Druckfehler zu berichtigen. So S. 24 Z. 4 v. u. „iu“ statt „in“, S. 25 Z. 14 v. u. „die Perser“ statt „der Perser“, S. 33 Z. 19 „Geschichtsschreiber“ statt „Geschichtschreiber“, S. 34 Z. 18 „verstümmelt, und“ statt „verstümmelt und“, S. 54 Abs. 3 „Zusammensiedlung“ statt „Zusammensiedelung“ (S. 53 Z. 8 v. u. „Ansiedelung“), S. 58 Anm. „durch Schwimmen der Stadt“ statt „nach der Stadt“, S. 61 Z. 7 „connubium“ statt „conubium“, S. 84 Z. 1 „an Kindesstatt“ statt „an Kindes Statt“, S. 89 Z. 21 „einer der eifrigsten Mitglieder“ statt „eins der . . .“, S. 96 Abs. 3 „Brundusium“ statt „Brundisium“ (so S. 108 Abs. 2 und S. 109 Z. 4), S. 100 Z. 4 v. u. „das Hohenpriesteramt“ statt „Hohepriesteramt“, S. 101 Z. 2 v. u. und S. 103 Abs. 3 „adelig“ statt „adlig“ (so S. 99 Abs. 2 und S. 109 Abs. 2), S. 102 Z. 8 v. u. „den er nachahmte“ statt „dem . . .“, S. 104 Abs. 5 „auch Cypern“ statt „auf“. — Abbildungen, deren wir eine Anzahl in dem Buche für II a haben, sind diesmal mit Recht nicht beigegeben.

Fassen wir unser Urteil kurz zusammen, so bedauern wir, dafs die Erwartungen, mit denen wir an das Buch herantraten, nicht ganz erfüllt sind. Wir hatten geglaubt, dafs der Verf. nach unserer eingehenden Kritik seines gröfseren Buches mit noch mehr Sorgfalt und Gründlichkeit an seine neue Aufgabe herangehen würde. Es sind ja manche der dort gerügten Irrtümer glücklich beseitigt, aber die Zahl der grofsenteils auf Flüchtigkeit beruhenden Mängel — trotz der Inanspruchnahme von Hilfskräften auch im Drucke — ist noch so grofs, dafs sie fast über das in einem Schulbuche zulässige Mafs hinausgehen. Trotz alledem scheinen uns die Vorzüge des Buches, die vor allem in der Anordnung, zum Teil in der Auswahl des Stoffes und diesmal auch in der Erzählung liegen, bedeutend genug, um das Buch der Beachtung der Fachgenossen zu empfehlen. Freilich ist eine gründliche Durchsicht desselben bei der zweiten Auflage unumgänglich notwendig.

Dessau. G. Reinhardt.

Druck von W. Pormetter in Berlin.

ZEITSCHRIFT

FÜR DAS

GYMNASIALWESEN

HERAUSGEGEBEN

VON

H. J. MÜLLER.

LIII. JAHRGANG,
DER NEUEN FOLGE DREIUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.

NOVEMBER.

BERLIN 1899.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. ZIMMERSTRASSE 94.

Manuskripte und Briefe, welche für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: Gymnasialdirektor Dr. H. Müller, Berlin S. 42 Brandenburgstr. 67.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlags.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.